





the library

GARRETT  
theological  
seminary

evanston, illinois

LIBRARY, USE ONLY



Garrett Biblical Institute

Evanston, Illinois







Das

# Evangelische Magazin

für die

Sonntagschule und den Familienkreis.

Band VIII. — 1876.

Religion—Sittlichkeit—Bildung.

Redigirt von W. Horn.



Cleveland, Ohio.

Verlegt von W. F. Schneider,

214—220 Woodland Avenue.







# Inhaltsverzeichnis.

## I. Gedichte.

	Seite.
Das eiserne Kreuz .....	9
Perlen und Thränen .....	37
Ararat .....	43
Des Sängers Tod .....	73
Das todte Meer .....	85
Mai .....	145
Tiberias .....	181
Excelsior .....	217
Centennialwünsche .....	227
1776 — 1876 .....	242
Finkenlied .....	261
Das Grab in Monte .....	278
Besitz und Genuß .....	293
Wir Drei .....	331
Die Künstlerin .....	336
Das habt ihr mir gethan .....	366
Mutter und Kind .....	401
Schon frühe .....	407
Sanct Nicolaus. (Santeclaus.) .....	416
Weihnachtsgruß .....	423

## II. Erzählungen.

Die Sylvesternacht im Forsthaue .....	1
Zwei Weihnachtssäume .....	14
Der Pionier .....	20, 52
Aus der Irre in die Heimath .....	37
Der Bahnwärter .....	39, 82, 115, 157, 191, 234, 274
Eine Reise durch die Luft .....	49
Zwei Bibeln .....	73, 127
Wie Jonadab Kleber die sog. Kirchenfaßes beseitigte .....	87, 131
Siebenunddreißig Schreckenstage .....	119, 163, 201
Verloren und gefunden .....	152, 197
Der Schatz in der Wand .....	269
Die Selbstthat eines Rettungsbootes .....	270
Liebe und Dankbarkeit einer alten Negerin .....	293
Das Gericht Gottes .....	298
Getroffen — aber den Unrechten .....	304
Die Pfändung .....	329
Eine Warnung für Unglücksstifter .....	327
Christliche Entschiedenheit .....	365
Fetta .....	375
Ein heldenmüthiges Mädchen .....	382
Zwei Weihnachtsabende .....	402
Der Organist .....	405
Zwei beherzigenswerthe Geschichten .....	421

## III. Biographisches.

Zwei Gerolde des Kreuzes .....	3
Washington .....	11
Vom Sklaven zum Bischof .....	89
Der erste protestantische Missionar Chinas .....	161
Anna Gräfin zu Stolberg Wernigerode .....	186
Nur ein Kesselflicker .....	264, 295
Arnold von Winkelried .....	308
Ludwig van Beethoven .....	411

## IV. Naturgeschichtliches.

Die Eichsäume .....	58
Wandernde Säugthiere .....	94
Honigentbecker in Australien .....	240
Die Zimmermannsbiene .....	309
Freund Reineke .....	384

## V. Länder und Völkerkunde.

	Seite.
Unsere Voreltern .....	7
Wie heidnische Mütter ihre Kinder unterrichten .....	10
Montenegro und etwas aus den Orient .....	18, 45, 90, 167
Beirut und Libanon .....	47
Die sieben Weisen Griechenlands .....	57
Erinnerungen an Neapel .....	77, 112
Die Neuseeländer .....	126
Ein untergegangenes, mächtiges Priestergeschlecht .....	149
Die Kinderkreuzzüge im Mittelalter .....	187
Die Philadelphier Weltausstellung .....	222
In den Ausstellungsgebäuden .....	230
Uxington Heights .....	263
Die Thürme des Schweigens .....	313
Erinnerungen aus Rußland .....	334, 371
Reisezüge aus Californien .....	340
Gibraltar .....	342
Im fernen Westen .....	346
Die Gottesgerichte des Mittelalters .....	379
Eine Wanderung zu den Pyramiden .....	381
In einer Eispatte .....	408
Die Antillen .....	417

## VI. Verschiedenes.

Die Hauptreligionen der Welt und ihre Stifter .....	6, 44, 86, 111, 156, 190, 220, 269
Bilder aus dem Leben des Kaiser Wilhelms .....	22
Ein Ausflug ins Riesengebirge .....	80
Ein sprechender Menschenfreund im Federgezwand .....	91
Jüngling ich sage Dir, stehe auf .....	109
Curiositäten aus der Natur und der Geschichte .....	122, 155, 200, 236, 279, 311, 344, 386, 422
Unser Jubiläum .....	146, 182, 218, 257, 301, 332, 367
Ein Bild und ein Fingerzeig .....	148
Wie ein Papst wird, lebt und stirbt .....	184
Klosterzelle und Familienleben .....	194
Ueber Löwen, Löwenjagden und Löwenjäger .....	195
Centennial und Freiheit .....	228
Der Zeitungspavillon .....	230
In der Tiefe unter den Todten .....	238
Unüberlegt .....	262
Sünde und Laster .....	294
Poesie der Natur .....	304
Bildungsstufen der Menschen .....	307
Es werde Licht .....	338
Der Stumpredner .....	340
Der wackere deutsche Mann .....	341
Deutsch und Plattdeutsch .....	347
Echtheit und Glaubwürdigkeit der heil. Schrift .....	369
Zur Geschichte der deutschen Literatur .....	374
Die Apostel der Entwicklungstheorie .....	407
Ueber Weihnachtsgeschenke .....	414
Centennialnotizen .....	255

## VII. Sonntagschule.]

S. Schul-Sectionen .....	24
59, 95, 133, 168, 205, 249, 285, 320, 355, 392, 426	
Die Gen. Conferenz und die Sonntagschulsache .....	29
Worin besteht des S. Schullehrers Arbeit .....	30
Das alte und das neue Jahr .....	32
Uebelsände .....	32
Der neue Felszug .....	33
Ausgaben für S. Schulen .....	65



	Seite.		Seite.
Jüdisches Volksleben zur Zeit Jesu.....	66	Die Evangelische Sonntagschule.....	319
102, 141, 175, 212, 246, 281, 316, 353, 388, 424		Die S. S. Lektionen in der Kleinkinderklasse.....	319
Leitung der S. Schule.....	67	Kleinere S. Schul-Artikel.....	324
Nachklänge von Chautauqua.....	68, 106	Nachklänge von Chautauqua.....	350, 388, 424
Gute Eigenschaften einer S. Schul-Anrede.....	69	Das Verhältniß des Predigers zur S. Schule.....	351
Nicht nur die Lektion, sondern auch den Schüler.....	70	Wie kann die Sonntagschule zc.....	351
Allgemeine Uebersicht.....	99	Die Bekehrung der Jugend.....	390
Sonntagschulkrankheiten.....	100	Die Pflicht der Kirche der S. S. gegenüber.....	391
Das Lager der Kinder Israel.....	105	Ein angenehmer Ausflug.....	391
Zur Beherzigung.....	140	Sonntagschul-Weihnachtsgottesdienst.....	432
Der Same des Worts.....	142	Nationale S. S. Lektionen für das Jahr 1877.....	433
Entwicklung der S. Schule.....	174		
Die allgemeinen S. S. Lektionen zc.....	177	<b>VIII. Musik.</b>	
Fragelästchen.....	178	Das sterbende Kind.....	180
Auch zur Beherzigung.....	211	Lobgesang zur hundertjährigen Jubelfeier.....	241
Entwicklung der S. Schule.....	213	Kennt ihr das Land?.....	292
Wie hält die S. Schule in unserer Kirche zc.....	243, 283	Jesus mein Führer.....	326
Sonntagschul-Lehrerversammlungen.....	245	Missionslied.....	400
Auswendiglernen.....	248	Weihnachtslied.....	436
Ueber die Vorbereitung des S. S. Lehrers.....	314		
Fragen und Antworten.....	315	<b>IX. Winterstübchen.</b>	
		Seite 34, 71, 107, 143, 179, 215, 291, 327, 362, 398, 434	









## Neujahrsgruß.

— 0 —

Glückauf zum fröhlichen Neujahr  
Biel Glück der theuren Leserschaar !  
Ob's alte Jahr uns auch verläßt,  
Der Freundschaft Bund steht felsenfest.

Das neue kommt ; mit neuer Lust  
Lobt Gott, den Herrn, aus voller Brust !  
Versiegelt neu, in alter Treu  
Mit Herz und Mund, der Liebe Bund.

W. S.



# Das Evangelische Magazin.

Band 8.

Januar 1876.

Nr. 1.

## Die Sylvesternacht im Forsthause.

Bearbeitet für das Magazin von W. G.

**I**n Forsthaus in romantischer Waldeinsamkeit. Welch ein eigenthümlicher Reiz, welch eine Fülle von Poesie knüpft sich an dasselbe zu jeder Jahreszeit. Wie verlockend aber auch das idyllische Aeußere ist, bei näherer Untersuchung wird man finden, daß die Einwohner nicht immer auf Flügeln von wolkenloser Frühlingsluft getragen werden, sondern auch menschlich denken, fühlen, handeln und — leiden. Auch unsere Geschichte liefert uns einen Beweis dafür.

Tief im Tannenwald steht ein freundliches kleines Haus. Licht und weiß sind die Mauern, braunroth ist das Ziegeldach und am Giebel winkt ein vielgeacktes Hirschgeweih. Wenn im Sommer der Wind leise rauschend durch die Tannenwipfel zieht, der Specht im tiefen Walde hämmert, die Amsel schlägt und die großen mattäugigen Waldblumen blühen, dann ist es unendlich anmuthig bei dem kleinen Forsthaus. Heute aber braust' der Nordwind durch die Tannen, daß sie ächzen und knarren; dichter Schnee liegt schwer auf den Ästen; weiß schimmert es durch den ganzen Wald, so daß das kleine lichte Haus dagegen mattgrau scheint, und der Mondschein blinkt voll und klar über dem winterlichen Bilde. Es ist Sylvesternacht und die kleinen Sterne am Himmel oben scheinen das auch zu wissen, denn sie jucken und flimmern wie helle Lichter und grüßen traulich nieder auf die alte kalte Erde. Aus dem Fenster des Erdgeschosses im Forsthause blinkt es gleichfalls freundlich und der Lichtschein fällt heraus in den beschneiten Wald und glitzert in den Schneekristallen auf den Bäumen.

Da drinnen herrscht wohl fröhliches Leben in der Erwartung des herannahenden Neujahrs, und unter fröhlichem Lachen macht man die Geschenke zurecht, welche am morgenden Festtage liebende Freunde beglücken sollen? — O nein, ein ernstes Bild ist es, das der ziemlich große Raum uns zeigt, der von dem alten grauen Rachelosen erwärmt wird. Verräucherte Silber hängen zwischen Jagdtrophäen an den geweißten Wänden, zwei Kerzen auf hohen Leuchtern erhellen das Gemach; ihr Schein fällt grell auf ein bleiches todterstarrtes Gesicht, das aus dem dunkeln Rahmen eines Sarges blickt, der in der Mitte des Raumes steht, und auf die abgespannten mühen Züge des Mannes, der, das Haupt in die Hand gestützt, auf einem Stuhle an der Bahre sitzt, den Arm gelehnt auf den Todtenscheint: der Gatte hält bei der Leiche der Gattin die Todtenwacht in jener erhabenen Nacht, die tausend Herzen nur Freude und Entzücken bringt. Es ist ein wetterhartes Gesicht mit entschlossenen Zügen, umrahmt von einem grauen Vollbarte, das sich hinneigt über die Todte. Schlichtes Haar liegt um die kräftige Stirn, der Mund ist fest wie im Krampf geschlossen, aber in den Augen quält es immer wieder wie von verhaltenen Thränen. Es sind düstere trübe Bilder, die an dem Geiste des gebeugten bejahrten Försters vorüberziehen. Morgen am hohen Feiertage wird man die hinaustragen aus

dem stillen Forsthause und sie auf den kleinen Dorffriedhof betten, welche lange Jahre seine treue Gefährtin war in Leid und Freud. Und sie hatten zusammen viel Leid und Freud erfahren. Sie waren so recht glücklich gewesen hier im freundlichen Waldeuhause, ein munterer Knabe hatte ihnen zu Füßen gespielt und sie hingen mit ganzer Seele an dem einzigen Kinde. Ein Jägersmann sollte er werden und wie sein Vater und Großvater wiederum in dem kleinen Forsthause wohnen, so wollte es der Vater; ein berühmter angesehener Mann sollte er werden, so wünschte es die Mutter. O daß der einsame Mann hier in der stillen Stube, in welcher nur im monotonen Takte die alte Schwarzwalberuhr pulsirt, damals seiner Frau nachgab! Er fährt sich heute noch bei der Erinnerung daran mit der Hand durch das ergraute Haar. Er brachte damals mit Widerstreben den Knaben nach der Stadt — er sollte studiren. Es ging auch anfangs Alles recht gut, aber die Mutter hatte ihren Reinhold zu lieb, sie schickte ihm Geld ohne Vorwissen des Vaters und gab damit die erste Veranlassung zur Befriedigung unnöthiger Bedürfnisse. An der Hochschule kam Reinhold in schlechte Gesellschaft, die Hofsäle kannte er bald nur noch von außen, aber die Bierhäuser der Universitätsstadt saßen ihn fast allnächtlich im Kreise zügelloser Zecherschwärmer. Die Geldsendungen der Mutter reichten nicht mehr aus, er begann Schulden zu machen auf seines Vaters ehrlichen Namen und fürchtete sich doch, sie von diesem zahlen zu lassen. O daß er damals diese Scheu zurückgebrängt, daß er sich Verzehrung flehend seinem Vater zu Füßen geworfen hätte — es wäre Alles gut geworden, denn er hatte ja in seiner Mutter den besten Anwalt. Der alte Mann an der Bahre schüttelt wehmüthig mit dem Kopfe — warum hat Reinhold das nicht gethan? — Und nun kam die Katastrophe: der ergraute Forstmann wird es nie vergessen, wie man an einem herrlichen thaufrischen Maimorgen, da er eben sich die Büchse über die Schulter hing, um in den Wald zu gehen, die Kunde brachte; sein Sohn, sein Einziger, sei als Dieb, als Räuber ergriffen und festgenommen worden. Seine Hand zuckte am Hahn seiner Flinte, er meinte, er müsse sich eine Kugel durch die eigene Stirn schießen — sein ehrlicher guter Name war dahin — aber vor ihm lag in wohlthätiger Dymmacht Diejenige, deren bleiches Todtengesicht ihm heute aus dem Sarge entgegen sah und er mußte sich für diese erhalten. Reinhold hatte in halber Verzweiflung einen Eingriff gethan in das Eigenthum des Vaters eines seiner Genossen, eines Banquiers, in dessen Hause er mit Vertrauen aufgenommen worden war; bei der That überrascht half kein Zeugen mehr. Er wurde ergriffen und sogleich vor den Polizeirichter geführt. Zu vierjähriger Haft verurtheilte ihn der Gerichtshof und zugleich mit dieser erschütternden Nachricht kam ein Brief Reinholds, in dem er in den lebendsten Worten seine Eltern um Vergebung bat und seinen Vater inständig ersuchte, ihm doch nur auf



wenige Minuten seinen Anblick zu gönnen, damit er sich zu seinen Füßen werfen und das Wort der Verzeihung von seinen Lippen hören könnte. Der Förster hatte den Brief zerrissen und als Pfropfen in den Lauf seiner Flinte geladen, die er zum offenen Fenster hinaus abfeuerte — das war seine ganze Antwort, wie sehr auch die jammernde Mutter flehte, doch nicht so hart zu sein.

Der Förster streicht sich mit der Hand über Augen und Stirn: Er hat kein Weib, kein Kind mehr, er ist ganz elend und verlassen. Heute an diesem feierlichen Festabend ist Niemand bei ihm, der es treu und gut mit ihm meint? — Der Jägerbursche und die alte Magd wachen wohl auch nicht mehr — Alles ist still in dem Hause und um das Haus. Da erhebt sich zur Seite des Ofens der mächtige graue Jagdhund; langsam kommt er heran, setzt sich nieder vor seinem Herrn, sieht ihn mit den großen treuen Augen an und reibt den schönen Kopf an seinem Knie. Ein wehmüthiges Lächeln schwebt um den Mund des Mannes, da seine Hand streichelnd über das glatte Haar des Thieres fährt. — „Guter Mylord!“ murmelt er leise. —

Die vier Jahre sind vorüber, seit man seinen Sohn abgeführt hat nach der Strafanstalt; er ist wohl wieder frei, wo mag er wohnen beim rauhen Wintersturm, er, der keine Heimath hat? — Seine Mutter hatte noch einmal nach ihm verlangt, noch einmal seinen Namen genannt, ehe sie die sanften Augen schloß — und er? Vielleicht deckt die Erde auch schon ihn und seine Schuld. Ob der Förster ihm wohl dann verzeihen könnte? Warum auch nicht — den Todten soll man nicht zürnen. Der alte Mann fühlt sich milder gestimmt und freundlicher scheint das todtte Antlitz ihn anzuschauen. Da wird es ihm schwindl und drückend in dem Gemache; düster flackern die Kerzen, lang strecken sich die Schatten der Möbel; der Hund winfelt leise — er muß hinaus in die schöne klare winterliche Neujahrsnacht, er braucht frische Luft und Bewegung.

Er steht auf von seinem Sitze, streicht mit dem Finger die Haare aus der Stirn der geliebten Todten und langt nach der Büchse an der Wand. Soll er die alte Magd wecken, damit sie hier wache, bis er wiederkommt? Nein, wozu auch? Der Todten thut man ja nichts. Noch einen Blick nach der theuern Leiche, dann stülpt er die Mütze aus Fuchspelz auf das Haupt und tritt hinaus; freudig in großen Sätzen springt das treue Thier um seinen Herrn. —

Es ist eine herrliche Winternacht: der Mondschein liegt silberglänzend auf den beschneiten Nesten und sickert durch die Lüden der Zweige herab auf den gleichfalls glänzenden Boden. Welch schönes Wandern durch den winterlichen Forst! Der Schnee sinkt unter dem Fußtritt, die Bäume knarren und knagen, die Luft weht frisch, aber wohlthuend. Dem alten Förster wird es wieder wohl; er kennt auch bei verschneiter Bahn jeden Steg, jeden Baum; er ist ja aufgewachsen mit den Stämmen seines Waldes; sie alle sind ihm liebe alte Bekannte und schütteln grüßend Schneeflocken auf ihn herab. — Da plötzlich hallt ein Schuß durch die Stille der Nacht. Wer jagt hier heute in der Stille der ernstesten feierlichen Neujahrsnacht? Sein Jägerbursche ist daheim, das weiß er bestimmt — es kann nur ein Wildfrevler sein. Er hat bei dem Knall seinen Schritt angehalten und nach der Richtung hin gehorcht; auch der Hund steht und sucht mit vorgestreckter Nase die Witterung. Der Förster nimmt die Büchse von der Schulter, untersucht, ob er sich auf sie verlassen könne und mit verschärftem Schritt geht er waldeinwärts. Es ist eine Lichtung im

Walde, wo er zu strenger Winterzeit das Wild zu füttern pflegt; dahin eilt er und er ist bemüht, seinen Schritt zu dämpfen. Voll vom Licht des Mondes bestrahlt sieht er die kleine Lichtung vor sich; gedeckt durch eine gewaltige Fichte steht er und sieht mit Staunen und Entrüstung, wie ein Mann, zur Erde gebeugt, eben daran ist, ein getroffenes Reh auszuweiden. Er sieht Alles genau und jede Faser an ihm beginnt zu vibriren. Er ist ganz wieder der Beamte, der Hüter des ihm anvertrauten Forstes. Einige Schritte geht er vorwärts, da tracht ein dürrer Ast unter seinem Fuß, der Mann in der Lichtung schrickt auf und faßt nach der Büchse, die in seiner Handweite liegt. Da donnert es durch den Wald: „Halt, Wilddieb, nieder mit der Büchse!“ — Der Angerufene war bereits aufgesprungen und hatte blitzschnell das Gewehr im Anschlag; aber bei dem ersten Laut der Stimme, die ihm entgegenscholl, schnappte er plötzlich zusammen und senkte die erhobene Waffe. Langsam, das Gewehr immer schußfertig, trat der Förster näher; widerstandslos überließ ihm der Andere seine Büchse und in lautlosem Schweigen ließ er sich sogar die Hände mit dem Koppelriemen des Hundes zusammenschneiden. Der Förster befahl ihm zu folgen. Schweigend schritten die Männer durch den Forst, hinter ihnen der Hund. Nur einmal fiel der Blick des alten kräftigen Mannes auf seinen Gefangenen, aber der hielt fast immer das bartumgebene Gesicht abgewendet. Es lag etwas in dem ganzen Benehmen des Wilddiebs, das dem Förster auffiel, ihm Interesse einflößte und ihn zu Fragen veranlaßte, auf die Jener nicht die mindeste Antwort gab. Das trogige Schweigen verdroß den Alten und rascher schritt er fort bis hinan nach dem Forsthaufe. Als es mondbeschieden durch die Bäume sah, hielt der Wilddieb einen Augenblick an und knickte zusammen, wie im Walde bei dem Anrufe des Försters. Es schien als ob er etwas sagen wollte, aber er schwieg und auf des Försters barbare Aufforderung, weiter zu gehen, schritt er tiefathmend fort. Ueber dem Zwischenfall hatte der Alte zeitweilig sogar vergessen, daß die Leiche seiner Frau in dem Zimmer des Erdgeschosses lag, denn er führte seinen Gefangenen ohne Weiteres in das Gemach, in welchem noch die weit herabgebrannten Kerzen an dem Sarge flackerten und düster den Raum erhellen. Noch einmal hatte der Schritt des Gefangenen gestockt an der Schwelle — da öffnete der Förster die Thüre und schob ihn hinein; er selbst folgte, aber sogleich wollte er umkehren mit dem Andern, der Raum sollte nicht entweiht werden. Da, mit einem jähen, herzerschneidenden Aufschrei: „Mutter, meine Mutter!“ war dieser an dem Sarge niedergestürzt und hatte der Todten kalte Hand ergriffen und sie inbrünstig geküßt. Wie versteinert stand der Förster vor dem Bilde eine Minute lang, dann wollte er hineilen und den Sohn weggreifen von der Leiche — aber hatte er dazu ein Recht? — Hatte sie ihm nicht vergeben, war sie nicht mit seinem Namen auf den Rippen gestorben? Da wandte sich der Gefangene, noch immer auf den Knieen, zu ihm: „Vater, mein Vater, um dieser Todten willen, die mir gewiß vergeben hat, Verzeihung! Ich bitte, lieber Vater, vergiß die Vergangenheit. Ich habe nicht nur durch meine Strafe meine Schuld gesühnt, sondern bin in der Einsamkeit meines Gefängnisses zur Erkenntniß meiner Sündhaftigkeit, aber auch zur Gewißheit der Vergebung meiner Sünden durch das Verdienst meines Erlösers gekommen. Ich habe keine schlechte Handlung begangen, seitdem sich die Thüre meiner Zelle hinter mir schloß. Ich habe arbeiten wollen im Schweige meines Angesichts, aber Niemand mochte etwas wissen von dem entlassenen Sträfling; ich habe ge-

schlafen auf kalter Erde in einer Fesselschlucht während der Winternacht und habe die Rinde genagt von den Bäumen — ich war daran zu verhungern; der Selbsterhaltungstrieb hat mich zu der heutigen That gebracht; es war die erste, es war die erste — Vater, hilf mir, daß es die letzte dieser Art war.“ — Er hob noch immer die gefesselten Hände empor. — Der Alte sah in das blasse, gealterte Gesicht seines einzigen Sohnes; seine Brust hob und senkte sich schwer; in seinem Antlitz zuckte es wie Wetterleuchten. Da fiel sein Blick auf die stillen, milden Züge der Leiche. Sie hat ihm vergeben und heute ist ja die Neujahrsnacht, wo man das Alte soll dahinten lassen, und keinen Haß und Zorn mit hinüber nehmen in das neue Jahr. Friede heißt die Losung dieser ersten Stunde — Friede auf Erden! — Er zog rasch den Hirschfänger aus der Scheide und mit einem Ruck durchschnitt er die Riemen, die seines Sohnes Hände fesselten.

„Reinhold, um dieser lieben Todten, um deiner guten Mutter willen, will ich dir vergeben. Vergiß das deiner Mutter nicht, daß sie mir zweimal meinen Sohn geschenkt hat, ich will es

ihr auch nicht vergessen.“ Der alte Mann öffnete weit seine Arme und zog den Wiedergefundenen an sein Herz, und in seinen Augen, die wohl noch nicht oft vorher geweint hatten, standen große Thränen.

Aus dem nahen Dorfe herüber aber klangen leise und feierlich durch die Stille der Nacht die Neujahrs Glocken und läuteten Friede und Dank hin über die Erde und die Sterne über dem kleinen Forsthaufe zuckten und flimmerten freundlicher als zuvor; sie blickten gleich lächelnden Engelsaugen hernieder, welche mehr Freude haben über einen Sünder, der Buße thut und reumüthig zum Vaterhause zurückkehrt, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Als am folgenden Tage die Wintersonne für dieses Jahr ihre erste Runde an dem klaren Himmelsgewölbe machte, schwankten Hand in Hand zwei Männer hinter dem Sarge der entschlafenen Försterin, und weinten innige Thränen — Thränen der Trauer über die schmerzliche Trennung und Thränen der Wonne über das glückliche Wiederfinden. Wer die beiden Männer waren, brauche ich dem Leser nicht zu sagen.

## Zwei Herolde des Kreuzes.

### I.

**I**m Jahre 1855 saß in einem Sonntagschulzimmer in Boston eine Bibellasse und wurde von F. Kimball über das Leben Moses unterrichtet. Da fragte ihn einer der Schüler, ein achtzehnjähriger Jüngling, begeistert: „War dieser Moses nicht ein tüchtiger Mann?“ Wenig dachte der Jüngling damals daran, daß die Zeit kommen würde, wo er selbst tausende von Seelen aus dem geistlichen Egypten in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes leiten werde und so jenem Moses ähnlich sein. Dieser Jüngling hieß Dwight L. Moody. Es gibt wohl kaum einen Namen unter den Arbeitern im Weinberge des Herrn, der gegenwärtig mehr genannt wird und höher angeschrieben steht, als der von Moody's.

Bald nach dem obenbenannten Vorfall in jener Sonntagschule bekannte der junge Moody, die Erneuerung des Herzens erfahren zu haben und machte Anspruch um Aufnahme in die Kirche. Die Committee rieth ihm jedoch, dasselbe anstehen zu lassen, bis er die Grundwahrheiten des Christenthums besser kennen werde. Nachdem er seine Ansprüche erneuerte, wurde ihm die Aufnahme gewährt, welches am 5. März 1856 geschah. Als Moody kurz darauf in einer Bestunde einige öffentliche Bemerkungen machte, nahm ihn der Prediger nach Beschluß der Versammlung auf die Seite und gab ihm den wohlgemeinten Rath, ferner nicht öffentlich zu reden, indem er Gott auf andere Weise besser dienen könne. Obgleich er nun trotzdem hin und wieder kurze Anreden hielt, schienen dieselben den Eindruck bei vielen wohlwollenden Zuhörern zu hinterlassen, als sei Moody nicht zum öffentlichen Reden befähigt, und dieses wurde ihm öffentlich gesagt.

Im Herbst des Jahres 1856 verlegte er seinen Wohnsitz nach Chicago. Kaum dort angekommen, bot er sich in einer Missions-Sonntagschule als Lehrer an. Man erwiderte ihm jedoch, daß an Lehrern kein Mangel sei; wolte er sich aber eine Klasse sammeln, so solle ihm Raum für dieselbe im Schulzimmer zur Verfügung gestellt werden. Am nächsten Sonntag kam er mit achtzehn Knaben zur Schule. „An jenem Tag,“ sagt Dr. Clark, „löste sich ihm das Räthsel, wie die Massen zu erreichen seien — n ö t h i g e s i e h e r e i n z u k o m m e n.“ Nach diesem errichtete er die North Market Mission in einem

Lokal, welches Samstags Abends als Tanzsaal gebraucht wurde, und nachdem die lustigen Gäste das Zimmer verlassen, reinigte und ordnete es Moody nebst seinen Freunden für die Sonntagsfeier. Hier versammelte er nun allerlei Volk und predigte ihnen mit Eifer Christum den Gekreuzigten.

Im Winter 1857—58 führte eine stattgefundene Erweckung zur Gründung des Christlichen Jünglings-Vereins in Chicago und einer täglichen Unions-Bestunde. Moody war sehr thätig in diesen Versammlungen, und als einmal das Interesse so nachließ, daß nur einige Personen mehr bewohnten, brachte er es durch seine persönlichen Bemühungen dahin, daß sich mehr als hundert Personen zu einem Gebetsbund vereinigten.

Ungefähr um diese Zeit beschloß Moody, seine ganze Zeit seinem Heiland zu widmen. Als er befragt wurde, wie er sich dann ernähren wolle, antwortete er: „Der Herr wird's versehen, wenn es sein Wille ist, daß ich in diesem Werke fortfahre, und ich werde fortfahren, bis ich genöthigt bin aufzuhören.“ Seit jenem Tage hat er von Niemand Lohn empfangen, aber Gott hatte alle seine Bedürfnisse — oft auf eine merkwürdige Weise — befriedigt. Jetzt fanden besonders viele Erweckungen und Bekehrungen statt und die Arbeit des thätigen Mannes dehnte sich bald dermaßen aus, daß im Jahre 1863 ein großes Gebäude an Illinois Straße mit einem Kostenaufwande von \$20,000 für Moody errichtet wurde, wo er eine Gemeinde von dreihundert Gliedern sammelte und eine große Sonntagschule leitete. Ein reicher Kaufmann, Herr G. B. Farwell, schenkte ihm ein Haus, welches von anderen Freunden reichlich ausgestattet wurde. Das große Chicago-Feuer im Jahre 1871 schonte weder seine Kirche noch sein Haus, und Herr Moody rettete nichts als seine Familie und — seine Bibel. Jene Bibel gebraucht er heute noch und ist dieselbe voll von seinen Anmerkungen und Illustrationen. Um das Studium seiner Bibel gründlicher zu betreiben, stand er schon seit Jahren um fünf, oft auch um vier Uhr Morgens auf. So lieb ist ihm dieses Buch geworden, daß er wiederholt ausgesprochen hat, er würde dasselbe nicht für fünfshundert Dollars hergeben. Er hat eigens eine Tasche anfertigen lassen, in welcher er seine Bibel trägt; ähnlich wie unsere Väter hatten und wie manche unserer Reiseprediger jetzt noch thun. B i s c h o p S e p e r t s



Lebertasche für seine Bibel ist noch hier in der Buchanstalt, und bildet eine nicht unbedeutende Reliquie; nicht wegen des Mannes allein, der sie trug, sondern wegen der Liebe jenes Mannes zum Worte Gottes und der Spiegelglätte des Leders, welches von dem fleißigen, immerwährenden Gebrauch derselben zeugt.

Sogleich nach dem großen Feuer in Chicago wurde das „North Side Tabernakel“ angefangen und in dreißig Tagen vollendet. Im Sommer wurden nahe dem Tabernakel Versammlungen im Freien gehalten, welchen dann Versammlungen für Erweckte und Neubekehrte und während der Woche vier religiöse Erbauungsfunden nebst einer Versammlung für Mütter und zwei, um arme Kinder nähen zu lernen, folgten. Für eine neue Kirche, welche ungefähr \$100,000 kosten wird, ist schon ein Bauplatz gesichert.

aber Hrn. Moody und seinen Freunden wollte es scheinen, als seien dieses besonders geeignete Zeiten das Volk Gottes im Allgemeinen für die heilige Sache des Herrn zu begeistern. Als daher die siebente Jahresversammlung in Springfield anberaumt war, bestiegen Moody und einige seiner Freunde auf Samstag den Zug, um einige Tage vor der Zeit einzutreffen; besuchten die Prediger, und in Folge ihrer Vorarbeiten wurde der Sabbath ein merkwürdiger Segenstag. Die Convention kam und wurde eine Zeit der Erweckung und Erquickung. Viele Befehrungen fanden statt. Die Anwesenden wurden von diesem Geist der Kraft angehaucht und trugen die Begeisterung mit in ihre Heimathen, und durch die Schulen wehte ein religiöses Gefühl und eine Kraft, wie nie zuvor.

Einst war Hr. Moody wiederholt eingeladen worden, ein gewisses County zu besuchen, um dort für den Herrn zu wirken.



Während unseres Bürgerkrieges machte sich Hr. Moody besonders als ein Unterstützer der christlichen Liebesthätigkeit im Felde nützlich und beliebt. Mit der einen Hand bot er den Armen das Brot des Lebens und mit der andern speiste er die Hungrigen, bot den Durstigen Labung und unterstützte und tröstete die Verwundeten und Sterbenden im Feld, im Hospital oder auf dem Schlachtfeld, wie ein Engel der Liebe, der sich erquickend dem Verschmachtenden naht.

Das Sonntagskultwerk in Illinois ist Hrn. Moody zu besonderem Dank verpflichtet, denn es war ihm mit noch einigen geistesverwandten Freunden aufbewahrt, mit Gottes Hülfe eine gewaltigere Lohe geistlicher Flammen in die Maschinerie desselben zu bringen, demselben einen neuen geistlichen Impuls zu geben. Die jährlichen Conventionen waren freilich immer Segenzeiten für die unmittelbar Betheiligten gewesen,

Dringende andere Arbeiten jedoch hatten ihm nicht erlaubt, dem Rufe zu folgen, bis er endlich im Sommer eine Bestellung dahin abgehen ließ. Bei seiner Ankunft daselbst war der Prediger getäuscht. Als er zuerst an Moody geschrieben, schienen die Aussichten für eine Erweckung günstig, aber jetzt, in einer Zeit, wo Jedermann so sehr beschäftigt war, konnte man nichts erwarten. Andere theilten die Ansicht des Predigers. Aber Moody ging an die Arbeit. Er bestieg eine Kiste, welche gerade an einer Ecke des „Public Square“ lag und fing an zu reden. Bald fand sich ein Trupp Zuhörer. Viele wurden ergriffen. Einige weinten. Er lud die Leute in eine nahestehende Kirche ein. Bald war die Kirche voll und noch strömten die Leute zusammen. Andere Versammlungen folgten. Das Interesse nahm zu. Der Geist Gottes wurde kräftig ausgegossen und es folgte eine gewaltige Erweckung.

Das sind einzelne Beispiele von der Wirkungsweise dieses Glaubensmannes.

Einige persönliche Eigenschaften Moody's mögen dem Leser von Interesse sein: Er hat eine leidenschaftliche Liebe zu Gottes Wort. Er ist ein Mann des Gebets — des brünstigen Gebets. Er ist sanftmüthig und von Herzen demüthig. Zu-rechtweisungen, welche ihm im Geiste der Liebe zukommen, nimmt er gerne an. Er ist ernstlich, voll Glaubens und Liebe und allezeit mit einem wahren Feuereifer begeistert für seine Arbeit. Er ist großmüthig, liebevoll in seinem Urtheil und bei seiner tiefen Ueberzeugung und seinen bestimmten Ansich-ten ist er freundlich und volksthümlich, ohne irgend einen Anflug von Rauheit oder pharisäischer Einbildung. Seine Häuslichkeit scheint die Liebe und Freude der himmli-schen Heimath zu athmen. Seine Gattin ist mit ihm im vol-len Sinne des Wortes ein Herz und eine Seele, und ihre Liebe und Bärtlichkeit rechnet er zu den schönsten Gaben des Himmels. Er hat eine Tochter, Emma, und einen Sohn, Willy, welche sich ihm gegenüber der zärtlichsten Liebe, die nur ein Vaterherz zu spenden im Stande ist, erfreuen. Er spielt mit ihnen, als ob er selbst wieder ein Kind sei, und kann sich mit ganzem Herzen an ihren Freuden betheiligen. Als Freund ist Herr Moody treu und echt wie Gold. Dabei ist er offen und wohl-wollend, wie dieses bei wahrhaft großen Geistern immer der Fall ist. Seine kräftige Körperbildung und eiserne Constitu-tion scheint zu der Arbeit, welche ihm der Herr aufgetragen, wie geschaffen.

Vor einigen Jahren wurde Herr Moody von Rev. Penne-father aus Wilmsham, London, und Mr. Bainbridge von New-castle eingeladen England zu besuchen. Merkwürdig ist es, daß keiner von diesen beiden frommen Männern das Vorrecht hatte, die große Ernte des Schnitters, welchen sie eingeladen hatten, mehr zu schauen. Pennesfather starb während Moody auf seiner Reise begriffen war, und Bainbridge bald nach Ankunft der Evangelisten in Liverpool. Wollte der Herr sie vorher der großen Zeugenwolke einverleiben, damit sie mit verkärten Augen auf die merkwürdigen Wunder der Gnade herabschauen sollten? Wie groß muß dann ihre Freude gewe-sen sein über den herrlichen Erfolg des Werkes, nach welchem sie ein so sehnliches Verlangen hegten. Sie haben dann die Flammen des geistlichen Feuers gesehen, welches zuerst be-sonders in Newcastle, von wannen die Einladung ausgegan-gen war, zu brennen anfang, und dann mit wachsenden Strah-len hinüberflamnte nach Schottland, und darauf segnend die Städte Irlands durchwärmte und in tausend Herzen und Häusern Licht und Leben spendete, und dann wie eine leuchtende Sturmfluth zurückbrannte nach England, durch Manchester, Sheffield, Birmingham, Liverpool und endlich nach der gro-ßen Weltstadt, wo die Engel Gottes mit Segensgaben und Freudenbotschaften hernieder und hinaufstiegen, und Tausende von Namen in das Buch des Lebens eingetragen wurden. Von welchen Segnungen endlich, nach glücklicher Rückkehr ins Heimathsland, das Wirken Moody's und Sankey's in Brook-

lyn und Philadelphia begleitet war, ist unseren Lesern noch so frisch im Gedächtniß, daß eine umständlichere Schilderung desselben kaum nöthig ist.

## II.

Moody's Mitarbeiter, J r a D. S a n k e y, wurde im Jahre 1840 in Edinburgh, Pa., geboren. Sein Vater war ein Bauer, ein derber, frommer Schotte, welcher frühe seinen Sohn zur Sonntagschule und Kirche führte. Mr. Sankey sagt von ihm: „Er hatte ein großes, warmes Herz und alle Kinder liebten ihn.“

Schon in seiner frühen Jugend zeigte sich bei dem Knaben eine große Neigung und entschiedenes Talent für Musik. Seine klare, melodische und gefühlvolle Stimme zog bald die Auf-merksamkeit auf sich, und nachdem er in seinem fünfzehnten Jahre die Vergebung seiner Sünden erlangt, und in Folge dessen die ganze Fülle seiner Herzensgefühle in den Liedern wi-derhallte, welche er vortrug, so wurde er oft ersucht bei S. S. Schul-Feierlichkeiten, Conventionen u. d. d. Gesang zu leiten. Sein Gesang ergriff oft die Herzen und lenkte die Zuhörer von dem Sänger hinweg auf den, von welchem er sang. In einer Kin-derversammlung in Edinburgh, Schottland, erzählte er, wie ein kleines Kind in Chicago auf seinem Sterebette bekannt habe, daß sie durch das Lied „Jesus liebt auch mich“, welches Sankey vortrug, zum Heiland geführt worden sei. „Dies Zeugniß,“ fuhr Hr. Sankey fort, „von jenem Kinde in einem ver-nachlässigten Stadtviertel Chicago's, hat mehr dazu beigetra-gen, mich zu begeistern und hierher zu führen, als alle Zeitun-gen und Alles, was Menschen sonst sagen könnten.“

An der National-Convention der Christlichen Jünglings-Bereine in Indianapolis, Ind., hörte Moody zum ersten Mal seinen gegenwärtigen Kollegen singen, und war zugleich über-zeugt, daß ein solcher Gesang ein sehr wirksames Mittel sein müsse, Sünder zu erwecken und auf den Gekreuzigten hinzu-weisen. Nachdem sie ihre Gefühle gegenseitig ausgetauscht, fand sich's, daß jeder von den gleichen Gesinnungen bezeugt war, nemlich: seine Zeit und Gaben dem Evangelistendienst zu widmen.

Mr. Sankey wird auf seinen Reisen von seiner Gattin und seinen drei Kindern begleitet, wovon das jüngste in Schot-land geboren ist. Frau Sankey wird als eine ernste, treue Christin geschildert, welche mit inniger Theilnahme auf die gesegnete Arbeit ihres Gatten schaut. Beide sind Mitglieder der Methodistenkirche, aber seine gesalbten Lieder begeistern Tausende aus allen christlichen Benennungen.

„Es vergeht keine Woche,“ schreibt ein Augenzeuge, „daß nicht Stimmen aus den Schaaren der Versammelten bezeugen, wie sie durch die erwecklichen Gesänge Sankey's auf ihr See-lenheil aufmerksam gemacht und zu Christo ihrem Retter hin-geführt worden sind.“ Ja die Schaaren derer, welche so reichliche Segnungen in den Moody- und Sankey-Versamm-lungen erlangt haben, aber auch die bitteren Schmähungen der Feinde Christi bezeugen es laut, daß die Mission dieser bei-den Männer vom Herrn ist. W. H.





# Die Hauptreligionen der Welt und ihre Stifter.

Quellenstudien von R. Matt.

## I.



schon man annimmt, daß gegenwärtig etwa tausend verschiedene Religionen in der Welt existiren, so läßt es sich doch deutlich beweisen, daß fast alle bloß Sprößlinge sind; und daß es nur acht wirklich historische Stammreligionen gibt, nemlich: Die Brahminische, Buddhistische und Parsische, die Jüdische, die Christliche und die Mohamedanische; zu diesen setze die Systeme der Chinesen Confuzi und Laotse, dann haben wir den Grund, die Quelle aller Uebrigen. Alle diese haben eine Geschichte und eine Entwicklung, denn Religionen wachsen, hört ihr Wachstum auf, dann fängt ihr Ende an.

Einige dieser Systeme stehen isolirt, d. h. für sich selbst, andere sind enge mit einander verknüpft und können nur verstanden werden, wenn man sie zusammen untersucht und studirt, denn sie haben sich gegenseitig genährt und beeinflusst. Mohamedanismus ist rein unerklärlich ohne das Christenthum; ebenso das Christenthum ohne Judenthum. Gerade so sind auch die Andern innigst verbunden durch gleiche Bande. Durch das Studium der heiligen Schriften, auf welche diese Religionen sich stützen, lassen sie sich wissenschaftlich klassifiziren, gerade so wie die Sprachen, und so entspringt eine neue Wissenschaft, die uns Allen von großer Bedeutung ist, nemlich: Die Philosophie der Religion. Die erste und Hauptabtheilung geschieht, indem man dieselben unterscheidet als missionirende und nichtmissionirende Religionen. In dieser Eintheilung finden wir das Herzblut und Leben derselben. Die jüdische, brahminische und parsische Religionen sind gegen alle Missionsarbeiten; Buddhismus, Mohamedanismus und das Christenthum sind und waren Missionsreligionen von Anfang. Die Juden dachten nie daran, ihre Religion auszubreiten; wohl erlaubten sie Fremdlingen Antheil zu nehmen an den Vortheilen ihrer Theokratie, aber nur als Fremdlinge, nie als gewonnene Seelen, oder wie ihr Sprichwort sagt: „Nur als Solche, denen nicht zu trauen ist, bis in die vierundzwanzigste Generation.“

Die Brahminen machen keine Proselyten, sie bestrafen Andere sogar, die ihre Gebete hören oder ihre Opfer sehen. Die Parsen, oder Nachfolger Zoroasters, stolz auf ihren Glauben und ihr Blut, wünschen keine Bekehrten; sie sagen Andern: „Seid rein wie der Mond,“ aber ihr eigenes Licht verdecken sie.

Nicht so die Buddhisten, Mohamedaner und Christen; soweit sie auch sonst verschieden sind, Alle haben Glauben, Leben und Kraft in sich selbst; diese wollen überzeugen und gewinnen; ihr Missionselement erhebt sich über alle Andern der Welt.

Der Anfang der ältesten Religionen entzieht sich dem Auge des Geschichtschreibers ins graue Alterthum zurück, darum ist auch vom Buddhismus und seinem Anfang nur wenig bekannt, doch soviel läßt sich ermitteln, daß das große Concil zu Pataliputra, 246 v. Chr., die heiligen Schriften feststellte und Missionare nach Indien sandte, ihre neue Lehre zu verkünden. Von ihren Missionsthäten werden, wenn möglich, noch größere Dinge erzählt, als vom St. Patrick oder St. Bonifazius. Die Missionslehre der Buddhisten heißt: „Wer wollte zurückstehen, wenn die Erlösung der Welt in Frage steht?“

Der Koran des Mohamed ladet nicht ein zu seinem Glauben, er zwingt die Welt zu kommen; doch enthält er Stellen, welche deutlich zeigen, daß Mohamed gesucht hat, seine Religion mit der jüdischen und der christlichen zu vereinigen.

Bezüglich unserer eigenen Religion läßt sich sagen: Ihr Leben ist der Missionsgeist; sobald die christliche Kirche das Abschiedswort ihres Stifters vergißt: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker“ u. s. w., muß sie sterben.

Die Religion Zoroasters, der Perserkönige Chyruß, Darius und Xerxes, welche wohl um eines Umstandes willen hätte die die Religion der Welt werden können, hat jetzt bloß 100,000 Seelen, und noch ein Jahrhundert vielleicht wird ihr Ende sehen.

Unbestreitbar ist es, daß die Juden ihre Zahl nicht mehr erhöhen, sie nehmen nicht zu, obschon sie noch lange nicht vergehen.

Brahminismus wird noch bekannt von 110 Millionen Seelen, aber er ist todt, thatsächlich todt, denn er kann das Licht der Zeit nicht ertragen. Die Verehrung Siva's und Vishnu's sind barbarischer, als die des Jupiter's, Apollo's oder der Minerva.

Die Zahl der Christen ist doppelt so groß als die der Mohamedaner, jedoch zählt Buddha noch die größte Zahl Anhänger, wahrscheinlich weil Jener Eltern fleißigere Missionare sind!

Um keinen Menschen concentrirt sich so großes Interesse als um den Stifter einer Hauptreligion. Viele sind in mysteriöse Sagentheorie eingehüllt und dem Auge fast entzogen; kann man sie aber hervorziehen und studiren, so sieht man, daß sie alle an der Quelle menschlicher Gefühle, Verlangen und Nothdurft den Grund ihrer Kraft gelegt haben. Sie waren die richtigen Ausleger des menschlichen Verlangens in ihrer Zeit.

Das Ziel dieser und der folgenden Beschreibungen ist die Biographie, Umstände, Theologie und Sittenlehre dieser Stifter zu erklären und sie hernach mit der Lehre Dessen zu vergleichen, den wir ohne Abgötterei verehren können, dem wir in alle Dauer der Ewigkeit trauen dürfen, dem Gottmenschen Christus.

## Mit Gott ans Werk.

Gehe hin in Gottes Namen,  
Greif dein Werk mit Freuden an;  
Frühe säe deinen Samen!  
Was gethan ist, ist gethan.

Sieh' nicht aus nach dem Entfernten;  
Was dir nah' liegt, mußt du thun;  
Säen mußt du, willst du ernten;  
Nur die fleiß'ge Hand wird ruh'n.

Müßigstehen ist gefährlich,  
Heißsam unverdroß'ner Fleiß,  
Und es steht dir Abends ehrlich  
An der Stirn des Tages Schweiß.

Weißt du auch nicht was gerathen,  
Oder was mißlingen mag,  
Folgt doch allen guten Thaten  
Gottes Segen für dich nach.

## Unsere Voreltern.



Mohl viele Jahrhunderte vor Christi Geburt, in uralten Zeiten, erhoben sich rüstige Stämme eines kühnen Hirtenvolkes im Morgenlande und zogen mit Heerden und Waffen aus ihrer Heimath fort. Von dem Gebirge Kaukasus stiegen sie nieder an das schwarze Meer, in welches die gewaltigen Ströme mündeten, der Don, der Dnieper und die Donau; diese zeigten den Wanderern die Wege in die Länder gen Sonnenuntergang und gen Mitternacht. Da kamen ihrer Viele in einen ungeheuren Wald; wohl manche Tagereise lang zogen sie darin weiter und nach allen Richtungen umher, und konnten sein Ende doch nicht finden. Breite Flüsse durchschnitten die Wildniß, die meisten rollten von Mittag gen Mitternacht. Auch an unermeßliche Sümpfe kamen die Wanderer; darin hauste furchtbar Gewürm, das sie erschlugen. Aus den finsternen Bergschluchten sprangen ihnen der riesige Ur und das Elenthier, der Wolf und der Bär entgegen; im Kampfe mit solchen Selbenthieren erprobten sie freudig ihre Kraft. Auf den Kristen aber, die dem Sonnenlichte offen dalagen, weideten kleine wilde Rösse im hohen Grase; die fingen sie listig und gewandt, schwangen sich drauf und tummelten sie. Welche von den Einwandern bis an die Meeresküste der Ostsee drangen, die fanden dort den goldglänzenden Bernstein, den die Wellen bei Nord- oder Westwind ihnen zuwarfen; welche tiefer inmitten des Landes hinzogen, die entdeckten reiche Salzquellen, deren Fluth sie auf glühende Kohlen gossen, so gewannen sie Würze zum Schmause des erlegten Wildes.

So rauh dies Land war — dem kernhaften Volke gefiel's. Nichts auf der Welt ging ihm über die Freiheit; in diesen Wäldern und Bergschluchten schien sie ihm am besten geborgen. Und so blieben denn die einzelnen Stämme auf den weiten Länderstrecken als auf ihrem Eigenthum; und jeder einzelne Hausvater baute sich, fern von den Andern, aus gewaltigen Stämmen schlicht und recht das Haus und umgab den Hofraum mit Pfahlwerk; das war nun sein und der Seinigen unverletzliches Heiligthum, und er waltete drin nach alter Sitte wie ein Priester, Richter und Fürst seiner Familie. Solch ein freies, festes Gut, das dem Geschlechte durch Erbschaft der Söhne verblieb, war ein Allob.

So lieb war dem fremden Volke von Geschlecht zu Geschlecht die neue Heimath geworden, daß es allmählig die Erinnerung an die ursprüngliche Abkunft aus Asien ganz und gar verlor, und glaubte: es sei eingeboren auf dieser freien Erde, die durchauscht wurde vom Rheine und von der Donau, von der Elbe und Oder, die da reichte von den Küsten der Ost- und der Nordsee bis zu den Alpen. In späteren Tagen ging durch diese Lande die Sage, alle Stämme, so viele und verschiedene ihrer in dem großen Lande vom Rheinstrome bis zur Weichsel und von den Bernsteinküsten bis zu den schimmernden Alpen wohnten, hätten ihren Ursprung von dreien, die von den drei Söhnen des Mannus ausgegangen, welchen der göttliche Held Thuisko gezeugt, diesen aber habe die deutsche Erde geboren. So waren und blieben also die Männer in allen Gauen sich wechselseits Brüder, und als rechte Brüder gab sie die Gleichheit der Gestalt und gab die Liebe zur Freiheit sie zu erkennen, die in allen Stämmen gleich tief eingewurzelt war. Verschieden waren die Namen der einzelnen Stämme, der einzelnen Gausvölker; alle zusammen wurden Germanen geheißen (dies bedeutet: Speermänner) und ihre Sprache die deutsche (Diu-tiska).

Groß, stark und schön waren die Deutschen in alter Zeit. Keuschheit, Einfachheit der Sitten und Freiheit erhielten den Kindern die Kernkraft und Eigenthümlichkeit der Eltern. Wie Riesen erschienen sie den Menschen des Südens. Weiß und rein war die Farbe ihrer Haut; in üppiger Fülle floß das goldgelbe Haar, der Mähne des Löwen ähnlich, bei Männern und Frauen hernieder, und aus den großen blauen Augen blickte Muth und edler Freiheitsstolz; so schritten sie einher in ihren einfachen Gewanden, die Männer in Mäntel, die mit Schnalle oder Nadel zugeheftet, oder in Pelzen, die Reicherer in enganliegenden Kleidern, die Frauen am liebsten in bunten Linnen. Die Kraft des Leibes wurde frühzeitig geübt, das neugeborne Kind in kaltes Wasser getaucht, das heranwachsende durch jede Leibesübung abgehärtet. Der Knabe ging mit dem Vater auf die Jagd oder warf sich bei Sturm und Wetter in den Strom und rang mit den Wellen. Der Jüngling sprang nackt zwischen nackten Schwerten und Lanzenspitzen einher; solcher Schwerttanz war das einzige Schauspiel, woran das Volk Gefallen fand, und der Beifall des Volkes lohnte die Redten und Geschicktesten reichlich. War der Jüngling mannbar geworden, dann machten die Geissten des Stammes in der Volksversammlung ihn wehrhaft; dies hieß man die „Schwertleite.“ Des Mannes liebste Lust war, mit dem Feinde sich zu messen, oder das riesige Wild zu erlegen. Das Mädchen hingegen lernte Sitte und Zucht bei der keuschen und treuen Mutter. Die Jungfrau gab nur dem Tapferen ihr Herz und nur ein solcher durfte sie freien. Daher stammt eben das Wort „freien,“ weil der Mann, der bis dahin unter der Vormundschaft („Munt“) des schützenden Hausvaters gestanden, durch die Heirath selbstständig ward. Der Mann brachte dem Weibe zum Wittum Waffen und Roß, und am Morgen nach der Hochzeit eine gleiche Gabe; die ward des Weibes Vermögen. Die Verlobung aber ward im öffentlichen Mal (d. i. in der Volksversammlung) gehalten; daher das Wort „vermählen.“ Vielweiberei war bei den alten Deutschen nicht zu finden, Keuschheit hochgeehrt, die Ehe heilig. Denn im Weibe ehrten sie etwas Heiliges und Gottverwandtes; die Frauen hatten die Gabe der Weissagung und waren so treu, daß sie die Gatten selten überleben mochten. Die Fülle der Kraft galt unsern Vorfahren so hoch, daß sie kranke Kinder lieber umbrachten, als zu Krüppeln heranwachsen lassen, und daß die Alten, wenn sie sich für Nichts mehr tüchtig hielten, sich selber den Tod gaben.

Nur der freie Mann war damals im Rechte, durfte langes Haar tragen und Waffen führen; Kriegsgefangene, oder Eingeborne, die zur Strafe eines schändlichen Verbrechens oder in der Leidenschaft des Würfelspiels die Freiheit verloren hatten, standen als Leibeigene unter des Hausvaters Gewalt und bebauten das Land, was dem Freien unwürdige Beschäftigung schien. Es waren aber die Freien entweder bloß Freie, oder Eble (Adelinge) aus alten berühmten, bestreichen Geschlechtern. Nur die Freien und Edlen traten zur Reumonds- oder Vollmondszeit unter den heiligen Bäumen zusammen, um des Volkes Wohl zu berathschlagen, Krieg zu beschließen und Recht zu sprechen. Waffengeklirr verkündete den Beifall, Murren das Gegentheil. Nie scholl auf jenen Markstätten eines Zwingherrn Nachtwort; eifersüchtig wachten alle Freien, daß keiner aus eblern Geschlechtern allzu gewaltig werde und die Freiheit in Gefahr bringe; erst in späteren Zeiten entstand die Würde eines Königs (durch Wahl des Volkes, und selbst wenn der Sohn



dem Vater in jener Würde erblich folgte, durch des Volkes Bestätigung.) In Wehr und Waffen, als ging's zum Kampfe, traten die Freien und Edlen in die Versammlung und sprachen offen und ehrlich, Jeder wie es ihm ums Herz war. Wenn das Volk in Gefahr und der Krieg beschloffen war, so wählten sie den Tapfersten zum Führer des Heerzugs, hoben ihn jauchzend auf den Schild und begrüßten ihn als Herzog. Dieser ließ dann das Aufgebot zur Nationalbewaffnung (Heerbann) ergehen. Von Hof zu Hof verkündete es der „Heerpfel;“ die Wehrmänner scharten sich, brachen auf und holten die Feldzeichen, die in den heiligen Hainen aufgehoben waren; auf Wagen folgten ihnen die Frauen mit den Kindern. Auf dem Schlachtfelde reiheten sich die Männer eines Geschlechts, die Gemeinden, die Gauen, an einander; hinter den Kriegern die Frauen auf der Wagenburg. Der Angriff begann mit wildfreudigem Kriegsgeschrei und Gefange, furchtbaren Ungestüms; der Kern war das Fußvolk; die Rechten davon mischten sich unter die Reiter, hingen sich an die Mähnen der Rosse und stürmten so, wie im Fluge, mit voran. Auch zu lebendigen Keilen zusammengebrängt, gingen sie gern in die Schlacht; da weiheten sich die Vordersten dem Tode. Sonst verstanden sie in den ältesten Zeiten Nichts von den feinen Listen der Kriegskunst; Angriff und Ringen, Mann gegen Mann, galt Alles. Nicht die unwiderstehliche Wuth beim Angriffe allein — auch ihr Anblick selber schreckte den dessen ungewohnten Feind. Denn noch größer machte die ohnehin schon riesigen Gestalten ihre Rüstung; als Helm trugen sie die Schädelhaut eines Thieres, woran die Hörner und Ohren stehen geblieben, als Mantel das Fell, dazu einen langen, bemalten Schild, hinter dem der Mann sich bergen konnte; der nervige Arm schwang die „Framea“ (oder „Spathe“), einen Spieß mit gleißender Steinspitze, oder die lange Lanze, die Art, die Keule, das Messer („Sachs“). Während die Männer fochten, walteten die Frauen wie Schicksalsgöttinnen in der Wagenburg, pflegten der Verwundeten, fangen den Ermatteten Muth ein, erdolchten die Feigen, die zurückflohen, und war Alles verloren, so würgten sie ihre Kinder und sich selbst, um verhaßter Knechtschaft zu entgehen. Siegien die Deutschen, so vertheilten sie die Beute und die Gefangenen unter einander, dann aber zogen sie heim und opferten einen Theil den Göttern. Mit dem Kriege aber hatte auch des Herzogs ganze Macht ein Ende.

Eine andere Heerfahrt war die auf Abenteuer. Wenn dem Felßen, dem Fürsten, dem Adeling die Ruhe des Friedens zu lange währte, oder wenn der Sohn eines Mannes, der im Kampfe sich Ruhm geholt, von Ungebuld glühte, es dem Vater gleich zu thun, so berief der Eine oder der Andere die Rüstigten des Stammes, daß sie seine Waffenbrüder würden und mit ihm auszögen auf feste Abenteuer, auf Sieg, Ruhm und Beute. Da schwuren sie ihm, immerdar sein Geleite zu sein, sein „Gafindi“, seine „Leute“, und blieben, wohin er sie führte, wenn's nur ein ehrlich Werk war, in Noth und Tod ihm getreu. Ewige Schande fiel auf den, der seinen Heerführer verließ; und fiel dieser im Kampfe, so mocht' ihn kein Waffenbruder überleben. Gleichwohl ist aus solcher großen Treue, weil das Geleite (oder die „Gefolgschaft“) den Herzog auch in Friedenszeiten nicht verlassen mochte und von ihm einen Theil der Beute und des eroberten Landes erhielt, dem Volke, das heißt den Freien, später die Macht der Edlen und die Herrschergewalt übers Haupt gewachsen, welche die ursprüngliche Volksfreiheit erdrückte.

Wie die Freiheit gegen Außen zu durch den Krieg gesichert

war, so waren im Lande selbst die einfache Verfassung und das Rechtswesen ihre sichersten Bollwerke. Grundlage der ältesten Verfassung war die Vereinigung einzelner Gemeinden zu größeren Volksgemeinden in einem Gause, dessen Vorsteher — der Graf; den wählte das Volk, und, wo ein König gesetzt war, dieser. Gesamttheigenthum hieß Markt (Wald und Wild, Trift, Bach und Fisch, Vogel und Bienenschwarm umfassend), ihre Theilhaber Märker oder Marktgenossen. Der Verfassung, so wie dem Rechtswesen lag der Begriff von Gesamtbürgerchaft zum Grunde. Die Freiheit gab den höchsten und ersten Anspruch auf den Genuß des Rechts; denn nur Freie wurden als Personen, Unfreie („Hörige“ und „Leibeigene“) wurden bloß als Sachen betrachtet; nur der Freie hatte echtes Eigenthum. Es wurde gerichtet über Verletzung von Leib und Leben, von Freiheit und von Ehre; über Eingriffe in das Recht des Besizes, welches man sich im engsten Zusammenhange mit jenen dachte; endlich über Verbrechen gegen das Vaterland; also über Mord und Todtschlag, Gefangennehmung, Entführung und Entehrung, Raub und Diebstahl, Heeres- und Landesverrath. Kein Gericht wurde damals heimlich gehalten; die Rechtspflege war öffentlich und mündlich; das ganze Volk selbst übte sie, indem es aus seiner Mitte besondere Männer erwählte, welche das Urtheil fanden und das Recht wiesen, und einen Richter, der die Ordnung hegte. Dieser saß unter Gottes freiem Himmel, am hellen Tage, auf der Malsstätte, einer Bergeshöhe oder unterm heiligen Baume, mit verschränkten Beinen, auf einem Stuhle, angethan mit einem Mantel und einem Stab in der Hand, Beides zum Zeichen seiner Gewalt, und ließ in dem zum Hegen des Gerichts abgesteckten Raume Kläger und Beklagte vor sich und die Geschworenen treten. Als Beweismittel galten Zeugenaussagen, Eid und Eideshelfer, und in Fällen, wo die Wahrheit durch solche nicht ermittelt werden konnte, überließ man dem Himmel die Entscheidung durch Gottesurtheile (Kampf, wobei der Sieg des Siegers Recht erwies, — Feuer- oder Wasserprobe); in peinlichen Sachen genügten zur Verurtheilung Eingeständniß („gichtiger Mund“) oder Betretung auf der That („handhafte That“ oder „blinder Schein“). Die Sühne wurde als Privatfache des Klägers betrachtet, welcher durch das Verbrechen des Beklagten einen Verlust erlitten hatte; daher galt statt der früheren Blutrache das „Wergeld“ sogar zur Sühne von Mord oder Verwundung, weil dabei das Gesamtinteresse der Familie beeinträchtigt war und Schaden nahm. Bei der Abschätzung des Wergeldes wurde auf den Stand und die Bedeutung der Gefrängten Rücksicht genommen. Wer zum Beispiel Richter, Edle und Freie kränkte, mußte seine Schuld um das Doppelte und Dreifache an Waffen oder Vieh höher büßen, als wer Männer und zumal Sklaven verfehrt hatte; ein Weib mehr als einen Mann, und am allermeisten, wer den freien Mann in seinem Allod, oder gar auf der heiligen Malsstätte gekränkte. Todesstrafe gab's meist nur für Unfreie und für Verräther; diese empfingen damals noch den rechten Lohn, der ihnen gebührte — den Strid; Feiglinge und Schandbuben wurden in den Sumpf und Moor geworfen. Kerker gab's nicht; die Leibeigenschaft war als Strafe für gewisse Verbrechen schon bitter genug.

Bei solcher Verfassung erhielten sich lange die alten Sitten und Tugenden, Treu' und Redlichkeit, Gastfreundschaft und Keuschheit, und der feste Muth, der den Tod verachtet. Der Mann lebte nur dem Kriege, und im Frieden meistens nur dem ehlen Waidwerke und dem Gelage; da zechte er bei Harfenklang und Gesang der „Stalden“ (oder „Schalten“), unterm

Schalle der Heldenlieder, aus den Hörnern des Urs Bier, und Meth. Die Frau besorgte indessen das Hauswesen und der Weibeigene den Acker. Schlimm genug war's, daß der Mann beim Trunke kein Maß und beim Würfelspiele kein Ziel kannte; in der Hitze des Trunks und des Spiels bedachte sich Keiner, wenn er Alles verloren, sich selber auf den Würfel zu setzen; verlor er den letzten Wurf, so war er der Sklave dessen, der gewonnen hatte. Auch war beim Trunke der Freund vor seinem besten Freunde nicht sicher und aus manchem Becher wuchs ein Zweikampf.

Der Götterglaube der alten Deutschen war — dies läßt sich aus den verschiedenen Bruchstücken erkennen, die theils in ihrer Urform, theils von fremdartigen Anschauungen überwachsen, zu Tage liegen — eine Naturreligion, einfach ihrem Charakter entsprechend. Nicht zu verkennen ist die Ahnung eines einzigen höchsten Wesens, eines schöpferischen, allerkhaltenden, ewigen, eine Ahnung, die sich besonders in Sagen und Liedern des germanischen Nordens wie ein heller Streifen durch das Halbdunkel ihrer Götter- und Heldengeschichte zieht und wie der Vorbote eines schönern Morgenrothes die Weltanschauung von Gegenwart und Zukunft säumt. Aber nicht in Tempeln beteten sie, sondern in heiligen Hainen, an uralten Bäumen. Der Hauptgötter (Ansis, Ansis, Wefir), welche allen Stämmen gemeinsam gewesen zu sein scheinen, waren drei: der Donnerer Thor (Thunar, Dor), der geheimnißvoll mächtige Wuotan (Wodan, Odin) und Freyr (auch Fro oder Froho genannt), der Frieden und Fruchtbarkeit gab. Hierzu kommt noch Tyr (oder Tiv, Ziu), der Gott des Kriegs und des Rechts, dann die Mutter Erde Hertiha, und die Göttin der Liebe Frau-

wa oder Freia (auch Frigga genannt). Diese verehrten sie als Königin des Himmels, als die höchste und heiligste aller Frauen, ja als den Inbegriff aller weiblichen Tugend und Goldseligkeit. Auch an gewaltige Riesen und an weise Zwerge glaubten sie, an lichte und dunkle Elfen (gute und böse Geister) und an das Fortleben in einem Himmel, in den die tapfern Helden aufführen. Der hieß Walhalla; dort war abermals Kampf und Gelage ihre Lust; darum ward der todt Freie in Wehr und Waffen und im schönsten Schmucke auf den Schild gelegt und mit Roß und Hund begraben oder verbrannt. Von der Welt glaubten sie, daß sie einst mit allen Göttern durch einen ungeheuren Brand untergehen würde, nach welchem Wobater einen neuen Himmel und eine neue bessere Erde erschaffe. Als Priester hielten die Ältesten und Weisesten daheim oder auf der Malsstätte oder in den Waldheilighümern für alle Andere die Feste der Götter mit Opfern und Gelagen. Solcher großen Opferfeste gab es im Jahre drei, wobei das Volk auch die gemeinsamen Angelegenheiten berieth. Zene Männer erforschten (so wie die weissagenden Frauen) das Schicksal durch Loose, und segneten Geschlecht, Gemeinde oder Gau.

So lebten unsere Urbäter, ein freies Volk auf freier Erde, bei aller Einfachheit und Dürftigkeit, doch nicht ohne alle Bildung; denn sie kannten die Schreibkunst (Runen), die jedoch nur zu religiösem Gebrauche diente, und liebten Gedicht und Gesang. Lange wußten die anderen Völker nichts von ihnen. Als sie aber ihr Dasein zu erkennen gaben, erzitterten die stolzen Herren der Welt.

## Das eiserne Kreuz.

Gestiftet zu Breslau 10. März 1813.

Auf der Rogat grünen Wiesen  
Steht ein Schloß in Preußenland,  
Das die frommen deutschen Riesen  
Einst Marienburg genannt.

Heil'ges Zeichen ward erlesen  
Fern im weissen Morgenland,  
Und nach seinem tiefsten Wesen  
Ward es „deutsches Kreuz“ genannt.

Heil dir, alter Bund der Starken,  
Heil euch, edle deutsche Herrn,  
Von den frommen Christenmarken  
Spielte ihr die Heiden fern.

Ach, die Ritter sind gefallen,  
Ihre Tempel sind entweiht,  
Abgebrochen ihre Hallen —  
Auf den Särgen liegt ihr Kleid.

Zimmer nur das Loze, Neue  
Nahm die jüngste Welt zum Ziel,  
Alte Kraft und alte Treue  
Lebten kaum im Ritterspiel.

Doch ein Herr, dem alle weichen,  
Hat den Jammer fromm bedacht,

Hat uns unser Ordenszeichen  
Aus der Gruft heraufgebracht.

Wieder schmückt es unsre Fahnen,  
Wieder deckt es unsre Brust,  
Und im Himmel noch die Ähnen  
Schauen es mit Heldenlust.

War das alte Kreuz von Wollen,  
Eisern ist das neue Bild,  
Anzudeuten, was wir sollen,  
Was der Männer Herzen füllt.

Denn das Kreuz nur kann uns retten,  
Uns erlösen kann nur Blut  
Von der Sünde schweren Ketten,  
Von des Bösen Uebermuth.

Heil'ges Kreuz, ihr dunkeln Farben,  
Seid in jede Brust geprägt,  
Männern, die im Glauben starben,  
Werdet ihr auf's Grab gelegt.

Um die kühnen Heldengeister  
Schlingt sich dieses Ordensband,  
Und der König ist sein Meister,  
Der das alte Zeichen fand.

Mar von Schenkendorf.



## Wie heidnische Mütter ihre Kinder unterrichten.

Eine Skizze aus dem Leben der Hindu's von J. Jauß.



Leute, die sich nicht sonderlich viel auf geschichtliche Zahlen verstehen, noch darum bekümmern, und deren weltgeschichtliche Kenntnisse kaum mehr als etliche Stunden über ihren Gesichtskreis hinausreichen, möchten es kaum glauben, daß sich bis heute noch über die Hälfte der sämtlichen Bevölkerung der Erde zum Brahmaisismus — der Lehre der Hindu's — bekennt; ist ja doch Alles, soweit ihre Bekanntschaft geht, christlich. Selbst viele der erleuchteten frommen Christenbekenner sind mit dem moralischen Zustand der Völker so wenig bekannt, wie jener Farmer mit der Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges, indem derselbe nach dreijährigem Verlauf der Rebellion bei Gelegenheit einmal gefragt haben soll, ob denn Krieg im Land sei. Und eben so spärlich, wie ihre Völkertunde, ist dann natürlich auch ihr Gebet um das Kommen des Reiches Gottes.

Die gesamte Bevölkerung der Welt wird auf etwa elfhundert Millionen berechnet. Und, wie bemerkt, bekennt sich über die Hälfte davon, nach Angabe des Missionärs Ward, zum Brahmaisismus, wahrscheinlich mit Einschluß des später aus demselben sich entwickelnden und weithin, besonders in Asien, verbreiteten Buddhismus.

Es würde nun allzuviel Raum einnehmen, wollten wir uns hier in alle Einzelheiten der Geschichte eines jeden der drei Hauptgötter der Hindu's, nemlich: Brahma, Wischnu und Schiva, einlassen, zu welchen sich noch etwa 330 Millionen andere Götter hinzu gesellen. Es soll ja dieses nur eine Skizze sein, aus dem Unterrichtsleben der Heiden heraus gegriffen. Und wenn beim Lesen derselben nicht irgend eine christliche Mutter auch etwas von jenen Heiden lernen kann, so muß es ihr sehr an Tact fehlen, Nutzenwendungen zu machen.

Seht jene Hindu-Mutter mit ihrem Säugling auf dem Arm, dasselbe im Götzendienst unterrichtend. Es kann noch kein Wort stammeln. Es kommt der Mutter auch nicht einmal in den Sinn, das Kind sei noch zu jung, man müsse es mit dem Unterricht ansehn lassen. Sie nimmt den Hausgötzen neben das kleine Kind, hebt ihn in die Höhe und zeigt ihn dem Kleinen und begrüßt den Gözen selbst mit Kopfneigen. Der Kleine begreift zwar natürlich nichts davon; aber durch die fortwährende Anweisung und das mechanische Nachmachen kommt er endlich dahin, daß er auch ohne die Hilfe der Mutter seine Verneigung machen lernt. Auf diese Weise wird er noch, ehe er reden lernt, zum Götzendienst angeleitet.

Aber auch späterhin wird mit dem Unterricht fortgefahren. So bald einmal das Hindu-Kind anfängt zu spielen, so bekommt es verschiedenerlei Spielzeug, meistens in der Gestalt ihrer Götzen, die sie verehren. Das Kind stellt dieselben in eine Ecke, dazu einen Brahminen (Gözenpriester) und bringt denselben Reis, Blumen und andere Dinge, wie es eben seine Eltern an ihren Göttern thun sieht, und wird in Folge von den Eltern gelobt und bewundert als ein braves Kind. Die Hindu-Kinder, wie überhaupt alle Kinder, stellen schon frühzeitig allerlei Fragen an ihre Mütter, was letztere auch vortrefflich verstehen, wie auszubeden in ihrem Unterricht in der heidnischen Religion. Allerlei Gegenstände im täglichen Leben müssen ihnen als Gegenstände zum Anschauungsunterricht dienen; eine Lehrmethode, die überhaupt nie genug angepriesen werden kann; aber leider in der christlichen Welt u. wenig erkannt und noch viel weniger angewandt wird.

Das Kind ist z. B. Morgens hungrig und wartet auf sein Frühstück. Ein irdenes Gefäß mit Reis steht über dem Feuer und das Kind begreift nicht recht, warum das Essen so lange nicht kommt, bis endlich die Mutter das Kind anblickt, auf das Feuer deutet und sagt: „Was ist das?“ „Nun, das ist Feuer, Mutter.“ „Ganz recht, aber was weißt du davon? Was thut das Feuer?“ „Es kocht den Reis, Mutter.“ „Wie, sonst nichts.“ „Es erwärmt mich.“ „Schon recht, ist aber das Alles, was du davon weißt? Wart, ich will dir's sagen!“ Dann nimmt sie eine erdne Miene an und fängt an zu erzählen: „Der große Gott Brahma sitzt und regiert über das Feuer. Er hat vier Häupter, vier Hände, acht Augen und vier Nasen. Komm ihm nur nicht zu nahe, sonst brennt er dich. Wenn immer du ein Feuer stark brennen siehst, so sei versichert, der Gott Brahma ist erzürnt und dann zermalmt er Alles, was ihm in den Weg kommt.“ Bei einer solchen furchtbaren Schilderung des vierköpfigen Brahmas wird das Gemüth des Kindes mit Schrecken erfüllt. Aber die Mutter, dies bemerkend, fährt fort mit ihrer Erzählung: „Sei nur nicht bange, liebes Kind; denn wisse, wir brauchen uns nicht vor Brahma zu fürchten, uns thut er nichts, sondern ist mit uns zufrieden, seitdem wir ihm jeden Monat um den Vollmond regelmäßig Opfer darbringen.“ Hierauf bringt sie irgend eine kleine Opfergabe, wirft sie ins Feuer und zeigt dem Kind, wie man das machen muß, und sie thut es so oft, daß das Kind es zuletzt selbst thun lernt. Man fragt hier billig: könnte nicht Kindern christlicher Eltern auf ähnliche Weise mittelst des Bildes vom Feuer die Schärfe des Gesetzes und anstatt mit den Opfergaben das vollgültige Opfer Christus, die Lieblichkeit des Evangeliums ebenso wirksam eingeprägt werden?

Ein anderes Mal bläst der Wind draußen. „Was ist das, mein Kind?“ „Es ist der Wind, Mutter.“ „Was ist der Wind?“ „Ja, es ist eben der Wind, Mutter.“ „Was thut er?“ „Ich sehe, wie er den Staub und die Blätter empor treibt.“ Hierauf gibt die Mutter dem Wind den Namen des Windgottes und zeigt dem Kind, wie man diesen Gott versöhnen muß.

Oder das Kind fragt ein anderes Mal: „Mutter, was bedeutet jener schwarze Fleck am Himmel?“ Die Mutter sagt ihm, es sei eine Wolke, Barum, (der Gott des Wassers) herrscht über dieselbe. Das Kind will aber weiter wissen, wer eigentlich der Gott Barum sei. Die Mutter erklärt ihm, der Gott des Wassers besitze vier weiße Elephanten, die ihm mit ihren Schläuchen Wasser aus dem Meere schöpfen und über die Erde ausgießen müßten, in Folge dessen regnet es und das Land wird befeuchtet. „Aber Mutter, was brüllt denn so in den Wolken, gleichwie ein Tiger?“ fragt der Kleine. „Das ist der Donner in den Wolken,“ antwortet die Mutter. „Aber was ist Donner?“ Antwort: „Es ist der glühende Pfeil des Gottes Indra (Gott des Donnerkeils), welcher Pfeil auf das Haupt Desjenigen herabfällt, mit welchem Indra zürnt. Aber sein Zorn wird jedesmal gestillt, wenn man dem Brahminen, durch dessen Mund er ist, Reis, Blumen und dergleichen bringt.“

Nachdem das Gewitter sich nun wieder verzogen hat, da fragt das Kind mit Bezug auf die Königin des Tages: „Was ist das glänzende Ding dort oben, Mutter?“ Es erhält zur Antwort, „das sei der Sonnengott, der älteste Bruder des Mon-

des. Er fährt auf einem goldenen Wagen, von vier weißen Pferden gezogen. Er beginnt seinen Lauf im Osten und rastet nicht, bis er im fernen Westen ankommt. Als dann schließt er seinen Wagen zu und schläft bis zum nächsten Morgen und bringt uns Licht und Wärme. Da muß ich dir denn auch noch erzählen, daß der Sonnengott keine Zähne mehr hat, seitdem er mit den Asors von Mohadet einen Streit gehabt hat, welche ihn bezwungen und seine Vorderzähne ausgeschlagen haben, und darum kann er jetzt nichts Hartes mehr beißen. Ich hoffe, mein Kind, du wirst doch niemals mit Andern fechten, sonst könnten sie dir ebenfalls die Zähne ausschlagen.“

Nun sollte man meinen, daß diese Kleinen, die mit solchem Ernst von ihren Eltern in der heidnischen Religion unterrichtet werden, in keinerlei Beziehung etwas von ihnen zu befürchten hätten. Aber nicht ganz so; da gibt es oft traurige, herzerreißende Scenen, wo diese Unschuldigen als Opfer zur Versöhnung ihrer Götter fallen müssen. In Indien sah einst ein Missionar, wie ein Hindu einen hübschen kleinen Knaben in einen prächtigen Tempel führte. Die Augen des Knaben strahlten vor Freude beim Anblick der vielen herrlichen Sachen, die dort zu sehen waren. Er betrachtete den Götzen mit seinen Rubinen, Diamanten und Perlen. Er sah die Blumen und andere Opfer, die man da nieder gelegt hatte und war ganz vergnügt bei dem Gedanken, daß sein Vater ihn hierher gebracht habe, um ihm eine Freude zu machen. Allein der arme Knabe war im Irrthum. In seines Vaters Händen befanden sich zwei Pfeile, und diese überreichte er einem von den Dienern der Priester. Der Knabe lächelte darüber, und während er lächelte, wurde ihm der Pfeil in die Seite gestoßen. Er

schrie laut auf und sah flehend seinen Vater um Hülfe an; aber sein Vater hörte nicht auf sein jämmerliches Schreien und im nächsten Augenblick wurde der zweite Pfeil ihm in die andere Seite gestoßen. An die Pfeile wurde eine Schnur gebunden, und an dieser Schnur hing vorne eine kleine Pflanze mit Feuer; und so mußte nun der arme Knabe, während ihm das Blut auf beiden Seiten hinab strömte, vor dem Götzen auf- und abgehen. Man meinte nemlich, sein Blut sei eine angemessene Gabe für die Göttin Kali, die Kinderfresserin. — Wer bekäme bei der Betrachtung eines solchen Elends nicht ein Herz, für jene armen Heiden mit mehr Inbrunst und beständig zu beten: „O Herr, laß doch dein Reich auch bald dorthin kommen, wo man bisher den Namen des Herrn nicht kennen gelernt hat!“

Noch ist viel Jammer in der Welt,  
Viel Tod und Finsterniß;  
Und Mancher in die Grube fällt,  
Den jener Heu gerriß.

O sendet doch das Lebenswort  
Nach allen Ländern aus!  
Sonst endet nicht des Sündens Mord  
In Gottes großem Haus.

Wo eine Heidenseele stirbt  
Aus Mangel ew'gen Brod's,  
Und wo ein Heidenvolk verdirbt  
Im Grab des Seelentod's,

Da hat die Christenheit die Schuld,  
Ach, warum half sie nicht?  
Wohl währet lang des Herrn Geduld,  
Doch dann kommt das Gericht!

## Washington.

Nach Udo Brachvogel von D. E.

### I.

Washington ist der Sitz der Unionsregierung, mithin die moralische Hauptstadt der Vereinigten Staaten. Aber die Satiriker des Landes behaupten, daß es vielmehr die unmoralische sei. Und leider haben die Satiriker Recht. Nur darf dieß „unmoralisch“ nicht im gewöhnlichen Sinne, nicht in der landläufigen Bedeutung des Wortes genommen werden. Der Rechtsitel Washingtons, den Sodoms der gegenwärtigen Welt beigezählt zu werden, ist nicht bürgerlich sittlicher Natur, — er ist politischen Charakters. Er wurzelt in dem unendlichen Eynismus, mit welchem innerhalb des Labyrinths einer Regierungsmaschinerie, die hier für das Wohl und Wehe von vierzig Millionen ihre gigantische Arbeit verrichtet, der Einzelne seinen besonderen Zwecken nachgeht, und in dem Erfolg, auf welchen er dabei rechnen kann, wenn er die widerspenstigen Mäder mit dem Oele klingenden Zaubers so salben versteht. Der Satiriker nennt das Corruption. Und schimmer als das — der Patriot gibt ihm denselben Namen. Wie verschieden auch die Tonart sei, in der Beide ihr Lied singen, im Text stimmen sie überein. Und dieser Text gilt in der unzweideutigsten Weise der „unmoralischen“ Capitale des im Uebrigen so großen nordamerikanischen Freistaatenbundes.

Geographisch qualifizirt liegt Washington am Potomac, einem jener kurzen Flüsse des Unionsostens, welche aus den Waldgebirgen des Alleghanyzuges in das atlantische Küsten-

land hervorbrechen und, sofort zu Meerbusen erweitert, dem nahen Ocean zufließen. Selbst der Satiriker muß es dem Potomac lassen, daß er ein stattlicher Strom ist, und daß die Lage Washingtons eine tadellose wäre, wenn es nicht einem flottenbewährten auswärtigen Feinde nahezu offen daläge. Aber wer denkt heute noch an einen auswärtigen Feind der Union? Was die Engländer im Jahre 1814 thatsächlich ausführten, indem sie auf ihren Schiffen bis zur Stadt vordrangen und dieselbe in Asche legten, das klingt heute nur noch als ein Märchen, bei dessen Anhörung selbst der jüngste amerikanische Schulknabe nichts als Hohn um seine gekräuselten Lippen zittern fühlt. Der Potomac trennt Virginien von Maryland und Pennsylvania. Also den Süden der Union vom Norden — die Begriffe genommen, wie sie sich durch die Sklavereifrage herausgebildet hatten. Und so liegt auch Washington auf der Grenze von Süden und Norden, die denn auch beide nicht versäumten, ihm ihr Ausgesprochenstes als Angebinde zu verleihen. Ihr Ausgesprochenstes, d. h. der Süden seinen trockenen, staubigen und glühenden Sommer, der Norden seinen trotz einer gleichen Breite mit Unteritalien rauhen, schneereichen und grausamen Winter. Ist es ein Wunder, daß man bei einem solchen Klima unmoralisch wird?

Seiner Einwohnerzahl nach ist Washington die zwölfte Stadt in den Vereinigten Staaten. Sie hatte im Jahre 1870 etwas über 109,000 Einwohner und mag deren heute 150,000 besitzen. Das ist für eine amerikanische Großstadt nicht viel. Aber Washington ist auch keine amerikanische Großstadt. Da-



mit ist durchaus kein Attentat ausgesprochen. Man braucht es weder unter die großen noch unter die schönen, ja nicht einmal unter die Städte überhaupt zu rechnen und wird doch zugeföhren müssen, daß es einer der merkwürdigsten Orte der Vereinigten Staaten und selbst der ganzen Welt sei. Schon seine äußere Erscheinung ist eine abnorme. Wer nicht zur ständigen Bewohnerschaft der Stadt gehört, kann, wie sie heute ist, beim besten Willen nichts Anderes als einen Zwitter der wunderlichsten Art in ihr erblicken. Alles daran ist Unfertigkeit, Uebergangsstadium, Halbheit. Die größten Widersprüche drängen sich mit einer Naivität neben einander, welche selbst auf amerikanischem Boden, dem vorzugsweisen Boden des Werdens, original erscheinen müssen. Um nahezu jedes Gebiert kämpfen Dorf und Stadt. Noch aber behält das Dorf Recht, und selbst der wohlwollendste Beurtheiler des in dieser Weise sich darstellenden Städtelebens wird zugeföhren

Äder großen Park umgeben und gewährt eine reizende Aussicht auf die Stadt selbst, auf Georgetown, den Potomac und auf einen Theil von Virginia. Das alte Capitol wurde im August 1814 von den Engländern verbrannt, während der Jahre 1818—1825 restaurirt, und 1850 der Anbau zweier neuer Flügel begonnen, wodurch das Gebäude einen mehr als dreimal größeren Raum, als es ursprünglich einnahm, erhielt. Jeder dieser neuen Flügel, ganz aus Marmor erbaut, ist 352 Fuß lang; der Senat und das Repräsentantenhaus haben in diesen Flügeln ihre Sitzungssäle. Die Broncethüren, welche den Eingang zu der Rotunde vom östlichen Portico des Capitols bilden, sind von künstlerischem Werth und wurden in München, Deutschland, verfertigt. Die Reliefs stellen in Feldern Scenen aus dem Leben Columbus und der Entdeckung von Amerika dar. Am Eingange zu dem Senatsflügel befinden sich ebenfalls Broncethüren und sind verziert mit



Das Capitolium.

müssen, daß dasselbe, allen Verbesserungen und Verschönerungen der letzten Jahre zum Troß, noch immer nichts Anderes ist, als ein riesiger Landfleck mit ein paar belebten Geschäftsstraßen und einem Duzend Gebierte ansehnlicher und eleganter Wohnhäuser. Dazwischen freilich der eine oder andere Platz mit hübschen Park- und Gartenanlagen; ein Straßennetz, das an Geradsinnigkeit, Planirung und Pflasterung nicht seinesgleichen hat, und endlich — wahre Riesenschöpfungen ihrer Art — eine kleine Anzahl öffentlicher Gebäude, welche gleich architektonischen Gnats-Söhnen über das sie umgebende winzige Alltagsvolk hinausragen.

Unter diesen Gebäulichkeiten ist vor Allen das Capitol zu nennen. Es liegt auf einem Hügel im östlichen Theile der Stadt, 90 Fuß über den Potomac, ist von einem schönen, 35

Scenen aus dem Leben Washingtons. In der Mitte der beiden Flügel erhebt sich die „Rotunde“; dieselbe hat 96 Fuß im Durchmesser und ist 220 Fuß hoch. Sie enthält acht große, Scenen aus der amerikanischen Geschichte darstellende Wandgemälde: „Entdeckung des Mississippi durch De Soto,“ „Taufe der Pocohontas,“ „Die Unabhängigkeitserklärung in Philadelphia,“ „Uebergabe des General Burgoyne,“ „Uebergabe von Lord Cornwallis,“ „General Washington's Abdankung,“ „Einschiffung der Pilgrimme,“ und „die Landung des Columbus.“ Auf der Westseite der Rotunde befindet sich die Congreßbibliothek, deren Sammlung aus 240,000 Bänden besteht. Ueber der Rotunde erhebt sich der, nach der Peterskirche in Rom gebaute Dom zu einer Höhe von 300 Fuß. Die Spitze des Domes schmückt die 20 Fuß hohe Statue der Göttin der Freiheit.

In Wichtigkeit nach dem Capitol kommt das Weiße Haus, welches der Mittelpunkt der Washingtoner Gesellschaft ist. Aber wie man sich unter dieser Mittelpunktswürde durchaus nichts Fürstenhofartiges denken darf, so hat man sich auch in baulicher Beziehung unter dem Executivgebäude, ("Executive Mansion") Alles, nur kein Seitenstück zu den Palästen europäischer Staatshäupter vorzustellen. Weder die republicanische Anschauung, noch die Mittel der Union, — wie colossal dieselben auch seien — erlauben ihr einen derartigen Luxus. Trotzdem stellt sich das Weiße Haus, auf sanfter Ansteigung und inmitten freundlicher Baum- und Rasenanlagen gelegen, stattdlich genug dar, um über den Anforderungen der Einfachheit jene der Würde nicht vergessen zu machen. Ja selbst vom architektonischen Standpunkt aus nimmt es sich mit der weiten, säulengestützten Unterfahrt seiner Nordfront und dem runden, gleichfalls säulengeschmückten Ausbau der Südseite hinreichend imposant aus, um im Verein mit der blendend-weißen Farbe seiner Steinwände auch den in Washington gänzlich Fremden sofort auf das Weiße Haus, welches unter den öffentlichen Gebäuden der heutigen Bundeshauptstadt das älteste ist, aufmerksam zu machen.

Wie das übrige Washington wurde auch das Weiße Haus

auch den Mängeln der präsidentlichen Residenz abzuheben.

Da das Weiße Haus Eigenthum der Nation ist, erscheint es nur billig, daß die Nation auch Zutritt zu seinen Räumen habe. Und in der That ist die Besichtigung des großen Staatssaals und der daranliegenden Staatszimmer in den Vormittagsstunden jedem Fremden gestattet. Dieser Gemächer sind mit Einschluß des großen Bankettsaales vier. Ihre Namen — das grüne, das blaue und das rothe Zimmer — haben sie von den Bezügen der in ihnen stehenden Möbel. Der Speisesaal bildet den Beschluß. Außerdem befindet sich noch ein großes Billardzimmer im Erdgeschoß, welches nach Westen zu in ein langes und reich ausgestattetes Gewächshaus führt. Das Schönste an allen diesen Räumen sind ihre Verhältnisse. Bei einer Höhe von 22 Fuß sind sie entsprechend lang und breit und somit wie geschaffen, der Schauplatz glänzender gesellschaftlicher Vorgänge zu sein. Das große East-Room, der eigentliche Staats- und Festsaal, ist bei 80 Fuß Länge 40 Fuß breit, — ein wahrhaft colossal Raum, der zum Glück für Frau John Adams und die schwierigen Heizungsverhältnisse ihrer Zeit erst 1828 unter dem präsidentlichen Scepter ihrer Schwiegertochter, der Frau von John Quincy Adams (1825 — 1829), eingeweiht wurde. Was die Pracht der Einrichtung



Das Weiße Haus.

von den Engländern zerstört, als sie 1814 die Stadt einnahmen und sich, da sie sich nicht den Namen zurückerobernder Gothen erwerben konnten, wenigstens als verwüstende Banden in die Geschichtsbücher der abgefallenen Colonien einzeichnen wollten. Die Wiederherstellung des Baues erfolgte in den Jahren 1815 — 1818, die Vollenbung zu seiner heutigen Form und Größe, durch Hinzufügung des großen östlichen Staatssaales, des East-Rooms, im Jahre 1826. In dieser Gestalt hat das Weiße Haus nahezu fünfzigjährige treffliche Dienste geleistet. Aber wo sind die Zeiten hin, da englische Reisende es als den prächtigsten Bau im Lande bezeichnen konnten, und Präsidenten-Frauen mit einer Art ingrinniger Bewunderung von ihm als einem mächtigen Schloß sprechen konnten? Heutzutage findet man sich nicht nur ganz bequem darin zu recht, sondern man hat auch längst entdeckt, daß es den vereinten Anforderungen eines Executivgebäudes (die Bureau des Präsidenten sind auch darin untergebracht) und einer Präsidentenwohnung nicht mehr genüge, und daß der Congreß, der erst kürzlich so bereitwillig den Jahresgehalt des ersten Beamten der Republik von 25,000 auf 50,000 Dollars erhöht hat,

dieser Staatsräume anbelangt, so beschränkt sich die bei derselben entwickelte Freigebigkeit, mit Ausnahme einer Anzahl mächtiger Spiegel und großer Krysallüster im East-Room, auf seidene Möbelbezüge in allen Zimmern, zu denen im East-Room noch reiche Vergoldungen des Holzwerks und im blauen Zimmer vergoldete Möbelgestelle kommen. Die Wände sind mit gewöhnlichen und dabei noch nicht einmal geschmackvoll gewählten Papiertapeten beklebt. Kunstschmuck fehlt, bis auf eine Anzahl zum größten Theil im Corridor aufgehängener Präsidentenbilder, und wenn man nicht ein paar kleine Broncegruppen nebst einigen mäßigen Porcellanvasen dazu rechnen will, gänzlich. Das rothe Zimmer, auf dessen Mitteltisch die Visitenkartenschale der Frau Präsidentin steht, und in dem sich auch ein Flügel befindet, ist bereits eine Art Familiengemach. Nicht nur die Kartenschale und das Clavier, sondern auch das über letzterem aufgehängte Gemälde der Familie General Grant's (dieses besteht außer der Frau Grant, einer geborenen Dent, aus zwei Söhnen, Frederick Dent und Ulysses Simpson, und einer Tochter Nellie, seit Mai 1874 verheiratete Mrs. Sartoris) deutet darauf hin. Dieses Gemälde ist von außeror-



dentlichen Dimensionen. Gerard, Dow oder Meissonnier würden ein zehnfaches Menschenleben gebraucht haben, um seine Leinwand voll zu bekommen. Dem Farbenmischer des Weißen Hauses ist dies offenbar leichter geworden. Sein Werk läßt sich, was den Umfang desselben anbelangt, nur noch mit der zweiten Grant'schen Kunstbereicherung des Präsidentenhauses, einem lebensgroßen Reiterporträt des Generals im grünen Zimmer, vergleichen. Beide Bilder sind so grob und geschmacklos gemalt, daß sie trotz ihrer historischen Gegenstände in dringlicherer Weise an die Hervorbringungen des haushaltenden Porträtkünstlers im Vikar von Watfield erinnern, der die Familie Flamborough so vielstündig mit Orangen in den Händen darstellte, während das Bild der Primrose, das in der Küche als einzigem hinreichend großen Raume gemalt worden war, sich nach seiner Vollendung zu groß erwies, um irgendwo anders untergebracht zu werden. In der Küche — für wahr, kein ästhetisch feinfühler Besucher des Weißen Hauses würde es bedauern, wenn die in Rede stehenden Gemüthspinselien des Washingtoner Executivpalastes gleichfalls statt seiner Staatszimmer seine kulinarischen Räumlichkeiten schmücken würden.

Die Bureau des Präsidenten und seine wie der Seinigen

Privatgemächer, deren Mittelpunkt die geräumige, als Familienzimmer benutzte Bibliothek über dem großen Porticus der Nordfront bildet, befinden sich im ersten Stockwerk des Weißen Hauses. Bis in diese Regionen zu bringen, bleibt natürlich nur freundschaftlichen oder amtlichen Besuchen vorbehalten, und zwar gehören den letzteren, wenn sie von Congressmitgliedern ausgehen, die Stunden von 10 bis 12 Uhr Vormittags, wenn sie aus dem Publikum kommen, jene von 12 bis 3 Uhr Nachmittags. Die Förmlichkeiten, unter denen man zum Haupt der Unionsexecutive gelangt, sind, wie es sich für ein freistaatliches Gemeinwesen ziemt, äußerst einfach. Man gibt während der Empfangsstunden dem Thürhüter im Vorzimmer seine Karte und wird der Reihenfolge nach, in welcher sich die Besucher eingefunden, zum Präsidenten selbst eingelassen. Unter Lincoln hatten diese Besuche um des treffenden und erheiternden Wortes willen, welches der unvergeßliche Mann für einen Jeden, der zu ihm kam, bereit hatte, eine gewisse Berühmtheit erlangt. General Grant gehört bekanntlich nicht zu den Leuten, die für Andere viel Worte, am wenigsten treffende und erheiternde haben. Er hat daher unter Privataudienzen ungleich weniger zu leiden als Lincoln, der nach dieser Seite hin an manchen Tagen geradezu Unglaubliches geleistet haben soll.

## Zwei Weihnachtsbäume.

**A**m Markte, in dem großen schönen Hause, wohnte der Herr Präsident. Er war ein ernster alter Herr, der keinem Menschen etwas mit Wissen und Willen zu Leide that, der aber auch keinem irgend ein Unrecht durchließ. Alle Beamten, die unter ihm standen, hatten einen strengen und schweren Dienst. Mit den übrigen Einwohnern der Stadt kam der Präsident fast nie zusammen. Er hatte keine Freunde unter ihnen, und Gesellschaften wurden von ihm weder angenommen noch gegeben. Eine alte, schweigsame Nuhme führte ihm die Wirthschaft. Ein alter, noch schweigsamerer Diener wartete ihm auf. So kam es, daß man wenig von dem Herrn Präsidenten wußte, obgleich er der vornehmste Mann in der ganzen Stadt war.

Seine Gattin war seit vielen, vielen Jahren todt. Sie hatte ihm nur eine einzige Tochter hinterlassen, die er herzlich lieb gehabt hatte. Diese verheirathete sich, verlor aber bald ihren Mann durch den Tod. Zwei oder drei Jahre darauf starb sie selbst und hinterließ einen kleinen Knaben, mit Namen Emil, welchen der Großvater in sein Haus nahm.

Als die erste Erskütterung vorüber war, wurde der Präsident wieder ebenso ernst und streng wie zuvor. Er übergab den kleinen Emil der alten Nuhme, die ihm die Wirthschaft führte, und bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Er hatte ja viel Wichtigeres zu denken und zu thun, als auf einen fünfjährigen Knaben zu achten und mit ihm zu spielen. Das Kind wuchs in trauriger Einsamkeit auf. Es fehlte ihm die Vater- und die Mutterliebe, die goldene Sonne am blauen Himmel der Kindheit. Eines Tages kam der alte Präsident in ein Zimmer, wohin er sonst nicht zu kommen pflegte. Es war die Stube, in welcher der kleine Emil für sich allein spielte. Der ernste, strenge Großvater wurde von dem Anblick des spielenden Knaben geseßelt. Er blieb stehen und sah dem Kinde eine Weile zu, unterhielt sich mit ihm und nahm endlich an seinem Spiele Theil. Als die Nuhme darüber eintrat, erschraf sie ordentlich bei dem unerwarteten Anblick, der sich ihr dar-

bot. Der Präsident aber sprach zu ihr: „Sie können den Knaben dann und wann auf mein Zimmer schicken,“ und entfernte sich dann wieder. Seit jenem Tage kam Emil öfters auf das Zimmer seines Großvaters, und der alte Herr bewies ihm so viele Aufmerksamkeit und Liebe, als es ihm bei seinen ersten Gedanken und vielen Geschäften eben möglich war.

In einer engen und entlegenen Hintergasse derselben Stadt wohnte ein anderer einsamer Mann in einer ärmlichen Hofwohnung. Er hieß Traugott und war ein armer Hülfschreiber in der Kanzlei des Präsidenten. Mit achtzehn Jahren war er auf die Empfehlung seines Vormundes als Hülfschreiber in die Kanzlei aufgenommen worden. Jetzt, wo er schon vor zwei oder drei Jahren seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hatte, saß er noch an derselben Stelle. Niemand bekümmerte sich um den stillen, fleißigen Mann. Niemand dachte daran, ihn in seiner Stellung zu verbessern. Er selbst war ein so bescheidenes und zufriedenes Gemüth, daß er keinen Schritt zu seiner Beförderung that. So war es gekommen, daß er fünfundvierzig Jahre lang ein armer Hülfschreiber mit fünfzehn Thalern monatlichen Gehaltes geblieben war. Auch sonst war es dem armen Traugott nicht glücklich ergangen. Er hatte vor etwa zwanzig Jahren ein armes, aber frommes und fleißiges Mädchen geheirathet. Er hoffte damals noch auf eine baldige Verbesserung seiner Lage. Und die junge Frau war geschickt und fleißig, so daß sie durch die Arbeit ihrer Hände manchen Groschen für die kleine Wirthschaft verdiente. Zehn Jahre lang hatten sie glücklich und zufrieden mit einander gelebt. Da ihnen keine Kinder geschenkt wurden, so waren die beiden Gatten in ihrer Liebe ganz allein auf einander angewiesen. In dieser Liebe hatten sie vereint alle Mühen und Arbeiten, alle kleinen und großen Freuden und Leiden des Lebens mit einander getragen und waren in ihrem ärmlichen aber sauberen Stübchen oft fröhlich und glücklich gewesen. Da war Marie, so hieß die Frau, gestorben und hatte den armen Hülfschreiber ganz einsam zurückgelassen. Jetzt besorgte

eine Aufwärterin seine kleine Wirthschaft. Die Frau hatte so viel für fremde Leute und in fremden Häusern zu thun, daß sie für ihre eigenen Kinder keine Zeit übrig hatte. Ihre beiden Knaben wuchsen ohne Aufsicht und Erziehung in den Tag hinein. Traugott bemerkte das und schüttelte manchmal ernst und unwillig darüber den Kopf. Er sehnte sich darnach, Jemand zu haben, dem er seine Sorge und Liebe weihen konnte. Er wurde darum der Lehrer der beiden Jungen, die er des Abends, wenn er aus der Kanzlei matt und müde nach Hause kam, im Lesen, Schreiben, Rechnen und vor allen Dingen im Katechismus und in der biblischen Geschichte unterrichtete. Denn Traugott war ein frommer Mann, der in der Furcht Gottes und in der Liebe seines Heilandes seinen Lebensweg dahinging. Seine größte Freude war, in dem lieben Bibelbuche zu lesen. Und am Sonntag da zog und trieb es ihn in die Kirche, um dort mit der Gemeinde zu beten und zu singen und die Predigt des göttlichen Wortes zu hören. Und wenn er einmal an einem schönen Sonntagabend spazieren ging, so ging er am liebsten auf den Kirchhof. Hier setzte er sich an das Grab seiner Marie, hier gedachte er seines eigenen Todes. Das waren so seine liebsten Freuden und Genüsse. Auch der Unterricht der beiden Knaben gewährte ihm, da sie gute Fortschritte machten, manche Freude. Die Nachbarn schüttelten freilich den Kopf darüber und sagten: „Der Traugott ist doch recht dumm. Er hat vom frühen Morgen bis zum späten Abend wahrhaftig genug zu thun. Nun plagt er sich noch mit fremder Leute Kindern, und ist dabei so fröhlich und zufrieden, als ob er den Himmel auf Erden hätte. Es gibt doch erschrecklich leichtsinnige und närrische Menschen, und ist ein wahres Glück, daß nicht alle so sind.“ Aber Traugott ließ die Leute reden, was sie wollten, und kümmerte sich nicht darum. So lebte der Herr Präsident still und einsam in seinem vornehmen Hause, so auch der arme Hülfschreiber Traugott in seinem engen und bescheidenen Hinterstübchen. Ich weiß aber recht wohl, welcher von Beiden fröhlicher und glücklicher war, und ich denke, meine Leser und Freunde werden es eben so gut fühlen und wissen.

Es war Weihnachten. An fast allen Orten sah man fröhliche Gesichter. Auch auf der Kanzlei des Präsidenten sprachen die Beamten von dem lieben Weihnachtsabend, welcher heute mit seinen Gaben und seiner Freude kam. Sie erzählten einander von den Geschenken, womit sie ihre Frauen und Kinder, Eltern und Geschwister überraschen wollten, oder was sie von diesen erwarteten. Traugott hörte still und schweigend zu. Er dachte an die kleinen Gaben, die er seinen beiden Schülern schenken wollte. Sonst hatte er ja Niemand, dem er etwas geben, und auch Niemand, von dem er etwas erwarten konnte. Der Tag ging zur Neige, die Dämmerung brach herein, und die Beamten entfernten sich. Einer von ihnen, welcher auf der Kanzlei für heute die Wache hatte, kam zu Traugott und sagte: „Lieber Herr College, ich glaube nicht, daß noch etwas vorkommt. Sollte es aber sein, so sind Sie gewiß so freundlich und besorgen es für mich. Ich möchte gern noch einen Gang über den Weihnachtsmarkt machen und etwas kaufen. Sie sind ja nicht verheirathet und haben es daher nicht so eilig. Also werden Sie mir gewiß gern den kleinen Gefallen thun.“ Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als er, ohne auch nur eine Antwort abzuwarten, sich schnell aus der Stube entfernte. Er kannte ebenso gut, wie alle seine Kollegen, die stille Freundlichkeit und Gefälligkeit des alten Hülfschreibers, die sie sich oft genug zu Nutze machten. „Fröhliche und gesegnete Weihnachten!“ rief Traugott

ihm nach und schrieb ruhig weiter. Nach einer Weile trat er an das Fenster und blickte hinaus auf die Straße. Er sang still vor sich ein Weihnachtslied und war in seinen Gedanken so sehr vertieft, daß er es nicht hörte, als hinter ihm die Thür sich öffnete, und fuhr ordentlich zusammen, als der Eintretende fragte: „Ist Niemand mehr hier?“

„Zu Befehl!“ entgegnete Traugott. Er hatte die Stimme des gestrengen Herrn Präsidenten erkannt.

„Wer sind Sie?“ fragte dieser.

„Hülfschreiber Traugott,“ antwortete der Gefragte.

„Die Dienststunden sind noch nicht vorüber, und Sie sind hier ganz allein? Was hat das zu bedeuten?“ fragte der Präsident.

„Excellenz,“ entgegnete Traugott schüchtern, „die andern Beamten sind verheirathete Männer und Familienväter, und es ist heute Weihnachten!“

Weihnachten! Der Herr Präsident hatte noch keine Zeit gehabt, heute daran zu denken. Er schwieg betroffen. Als er vorhin in seinem Cabinet nach einem seiner Rätthe verlangte, erfuhr er, daß sie sämmtlich fortgegangen wären. Er bemühte sich nun selbst auf die Kanzlei. Auch hier war Niemand, als der einzige Hülfschreiber. Er übergab diesem ein Schreiben, welches er in der Hand hielt, und sagte: „Die Sache hat die größte Eile. Machen Sie sich sogleich daran! In einer Stunde muß die Abschrift fertig sein.“

„Zu Befehl!“ rief Traugott dem sich entfernenden Präsidenten nach und ging dann sogleich an die befohlene Arbeit.

Der Präsident kehrte kopfschüttelnd in sein Cabinet zurück. Weihnachten! Daran hatte er mit keiner Sylbe gedacht. Aber das Wort, das wunderbare Wort hatte sein Herz getroffen. Er klingelte und ließ seine Verwandte rufen. Als diese erschien, sprach er zu ihr: „Ich höre soeben, daß heute Weihnachten ist. Sie haben doch an den kleinen Emil gedacht? Wenn nicht, so kaufen Sie ihm schnell, was ihm Freude machen kann. Oder noch besser, nehmen Sie ihn mit auf den Weihnachtsmarkt! Der Knabe wird seine Freude an den Duden und an den bunten Spielsachen haben.“

Die Frau ging, um den Auftrag, der ihr ebenso überraschend als willkommen war, sogleich zu erfüllen. Der Präsident hatte bald darauf bei den vielen Arbeiten, die noch vorlagen, das liebe Weihnachtsfest schon wieder vergessen. Noch war die bestimmte Stunde nicht vergangen, als Traugott mit der Abschrift erschien. „Sie sind pünktlich; das ist eine gute Eigenschaft für einen Beamten,“ sprach mit freundlicher Herablassung der sonst so gestrenge Vorgesetzte.

„Ich bin noch nicht Beamter, sondern nur Hülfschreiber,“ entgegnete Traugott schüchtern.

Der Präsident sah ihn näher an und fragte dann: „Seit wie lange?“

„Seit fünf und vierzig Jahren,“ war die Antwort.

„So lange,“ sprach der Präsident, „und noch immer Hülfsarbeiter? Woher kommt das?“

Der arme Traugott wußte nicht, was er sagen sollte. Die Schuld lag ja nur an dem Präsidenten, der ihn trotz seines Fleißes und seiner Treue nicht beachtet und befördert hatte. Er schwieg verlegen. Der Präsident wurde darüber ungeduldig und sagte: „Ich bin nicht dazu da, den Leuten ihre Geheimnisse abzufragen, die sie mir nicht anvertrauen wollen. Es ist gut, Sie können gehen.“ Ein Wink seiner Hand, und der erschrockene Hilfsarbeiter mußte sich mit einer tiefen Verbeugung und mit einem noch tieferen, wenn auch stillen, Seufzer entfernen.



Der Präsident hatte bei seiner Arbeit unsern Traugott und das liebe Weihnachtsfest bald wieder vergessen. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, und die alte Muhme stürzte mit dem Jammerrufe herein: „Er ist fort! Mein Gott, er ist fort!“

„Wer denn?“ fragte der Präsident, indem er erschrocken aufsprang.

„Unser Emil!“ rief die jammernde Frau, „haben Sie Mitleid! ich bin unschuldig!“

Sie sank in einen Stuhl. Es kostete Mühe, bis der alte Herr endlich erfuhr, was geschehen war. Die Frau war mit dem Knaben in das Gedränge auf dem Markte gekommen, und dieser ihr von der Seite gerissen worden. Trotz aller ihrer Mühe war es ihr nicht gelungen, ihn wieder aufzufinden. So war sie jammernd nach Hause gekommen. Der Präsident erschrak. Er fühlte jetzt erst, wie lieb er den Knaben, seinen einzigen Enkel, hatte. Sofort schrieb er einen Brief an den Polizei-Director und schickte den Diener damit fort. Aber auch jetzt war er noch nicht ruhig. „Selber ist der Mann!“ sprach er, warf sich rasch den Mantel um und eilte auf die Straße, dem Weihnachtsmarkte zu.

Der arme Traugott hatte sogleich nach jenem Gespräch mit dem Präsidenten die Kanzlei verlassen. Die Dienststunde war ja unterdessen verfloßen. Er ging über den Weihnachtsmarkt nach dem Gäßchen, wo er wohnte. Da sah er viele Menschen um einen Knaben stehen, der vor Kälte zitterte und laut weinte. Er trat hinzu und fragte: „Was gibt es hier?“

„Was wird es geben?“ antwortete ein Mann, „der Knabe hat sich verlaufen.“

„Man muß das Kind schnell seinen Eltern wiederbringen, die sich gewiß um dasselbe schon ängstigen,“ rief Traugott.

„Ja, das müßte man,“ sprach eine alte Frau und musterte den Knaben. „Er hat ein feines Mäntelchen um und eine weiße Pelzmütze auf, muß also vornehmer und reicher Leute Kind sein. Wie heißt Du denn, mein Söhnchen, und wo wohnst Du?“

Der Knabe, der sich vor den vielen fremden Leuten fürchtete, weinte noch heftiger und sagte nur: „Ich heiße Emil.“

„Ach was! Emil!“ rief ein anderer der Zuschauer. „Nach dem Namen soll man wohl die ganze Stadt ablaufen und die Eltern suchen?“

„Wie heißt denn dein Vater, Kind?“ fragte wieder ein Anderer.

„Großpapa,“ antwortete der Knabe.

„Das ist eine schöne Geschichte,“ rief einer der Männer.

„Wer soll den Großpapa wohl in der ganzen Stadt herausfinden? Heda, ist denn keine Polizei hier?“

„Sie werden doch das arme Kind nicht zur Polizei schleppen?“ fragte Traugott erschrocken.

„Nun, ich soll ihn wohl gar mit nach Hause nehmen?“ entgegnete der Mann mürrisch. „Daraus kann nichts werden. Ich habe mit meinen eigenen sechs Wümmern genug zu thun. Wenn Sie so viel übrig haben, können Sie ihn ja mitnehmen.“

„Das will ich auch,“ sprach der arme Hülfschreiber. „Komm, mein Söhnchen! In meinem Stübchen ist es hübsch warm, und morgen werden Deine Eltern Dich schon finden und holen.“ Er nahm den Knaben, der ihn vertrauensvoll anblickte, auf den Arm und entfernte sich schnell mit ihm, um ihn aus dem Gedränge und der Kälte in sein stilles, warmes Stübchen zu bringen.

Traugott hatte den Platz erst etwa eine halbe Stunde verlassen, als der Präsident dort ankam. Sein Erscheinen auf dem Weihnachtsmarkte machte kein geringes Aufsehen. Er kannte zwar die Leute in der Stadt nicht, aber diese kannten ihn und drängten sich neugierig herbei. Der alte Herr sah ganz verstört aus und rief: „Ihr lieben Leute, kann mir Niemand von euch Auskunft über einen kleinen Knaben geben, welchen seine Begleiterin hier im Gedränge verloren hat?“

„Das ist gewiß der Vater!“ rief eine Frau.

„Der Vater nicht, aber der Großvater!“ war die Antwort.

„Wer von Ihnen hat meinen armen Emil gesehen?“

Ein Mann drängte sich rasch heran und sagte: „Excellenz, halten zu Gnaden, ich kann hoffentlich Auskunft geben. Trug das Kind nicht ein dunkles Mäntelchen und eine weiße Pelzmütze?“

„Ich glaube, daß es so war,“ sprach der Präsident, „wo ist der Knabe?“

„Ich wollte das liebe Kind gerade zu mir und meinen sechs Wümmern mit nach Hause nehmen,“ antwortete der Mann, „als ein Anderer mir zubotkam und es forttrug. Aber ich kenne den Mann, und seine Wohnung wollen wir bald auskundschaften. Excellenz können sich beruhigen. Der Knabe ist gewiß gut aufgehoben.“ Beide Männer entfernten sich nun rasch mit einander, um den kleinen Emil bei seinem neuen Pflegevater aufzufinden.

Traugott war unterdessen mit dem Knaben glücklich nach Hause gekommen. Er setzte das Kind in einen großen, alten Lehnstuhl, welcher am Ofen stand, und sprach: „Hier kannst Du Dich wärmen und ausruhen, liebes Kind. Ich will unterdessen für uns den Weihnachtstisch zurecht machen.“ Der alte Hülfschreiber holte nun aus der Kammer das kleine Christbäumchen herein, das er schon gestern für diesen Abend gekauft und mit einigen Lichtern geschmückt hatte. Er deckte ein weißes Tuch auf den Tisch und stellte das Bäumchen darauf. Dann brachte er die kleinen Gaben herbei, die er für seine Schüler bestimmt hatte. Die beiden Knaben der Aufwärterin erschienen bald und blickten neugierig auf das fremde Kind. Emil aber sah mit großen Augen zu, was der fremde, freundliche Mann da trieb. Endlich war Traugott fertig. Er kam zu dem Knaben, streichelte ihn liebevoll und führte ihn dann an den Weihnachtstisch. Hier sprach er zu seinen beiden Schülern: „Da wir heute so unerwarteten Besuch bekommen haben, so habe ich die Aepfel und die Nüsse in drei Theile getheilt. Ich hoffe, ihr werdet hübsch artig sein und einander nicht beneiden. Ihr beiden Großen (er meinte die Kinder der Aufwärterin) bekommt noch ein schönes Schreibebuch mit buntem Deckel und eine Bleifeder. Unser kleiner Gast aber soll das Schönste und Beste haben, was ich euch eigentlich zugebacht hatte.“

Er setzte sich nun in den Lehnstuhl, nahm den kleinen Emil auf seinen Schooß und zeigte ihm das Weihnachtsgeschenk, das er für ihn bestimmt hatte. Es war ein kleiner Stall, den er selbst von Pappe gefleht und mit buntem Papier überzogen hatte. In dem Stalle stand eine Krippe, in welcher das liebe Christkind lag. Joseph und Maria saßen daneben, und einige Hirten knieten davor und beteten es an. Ochs und Esel und einige Schafe standen von ferne und schauten verwundert und neugierig zu. Traugott zeigte dem kleinen Emil jedes einzelne Stück. Dann aber mußten die beiden größeren Knaben die ganze, schöne Weihnachtsgeschichte erzählen und ihr Weihnachtslied aufsagen. Emil aber freute sich von Herzen über das wunder schöne Geschenk, das er erhalten hatte, und klatschte

jubelnd in die kleinen Hände. Da öffnete sich die Thüre und der Präsident trat herein, ohne daß Traugott und die Kinder bei ihrer Weihnachtsfreude es merkten. Der unerwartete Anblick überraschte und fesselte den Eintretenden. Er sah und hörte eine ganze Weile verwundert und freudig gerührt zu. Dann rief er: „Emil!“ Das Kind hörte und erkannte sogleich die Stimme, sprang von dem Schooße des fremden Mannes und slog jubelnd mit dem Rufe: „Großpapa, Großpapa!“ auf den alten Herrn zu. Traugott erschrak, als er den Präsidenten erkannte. Dieser beachtete ihn zuerst nicht, sondern liebte seinen Enkel. Dann aber reichte er dem Schreiber die Hand und sagte: „Ihnen danke ich die Rettung des Knaben.“

„Ich war so glücklich ihn zu finden, und nahm ihn mit mir,“ stotterte Traugott in seiner Herzensangst.

„Sie haben ihm nicht nur ein schützendes Obdach gewährt,“ fuhr der Präsident fort, „sondern Sie haben ihm auch eine Weihnachtsfreude bereitet. Das ist sehr, sehr freundlich von Ihnen. Wem habe ich dafür zu danken?“

„Ach, Excellenz,“ rief Traugott, „ich habe nur meine Schuldigkeit gethan.“

„Sie kennen mich?“ fragte der Präsident. „Wer sind Sie? Doch halt, haben wir uns nicht schon gesehen?“

„Ich bin der Hülfsschreiber Traugott,“ antwortete dieser, „und habe erst vor einer Stunde eine Abschrift an Euer Excellenz abgeliefert.“

„Richtig, richtig,“ sprach der alte Herr. „Ich habe Ihnen Ihre Weihnachtsfreude durch die aufgetragene Arbeit verkürzt, und Sie haben dafür meinem Enkel eine solche bereitet. Nun, Herr Traugott, ich besinne mich jetzt auch, daß ich vorhin eine Frage an Sie richtete und keine Antwort darauf erhielt. Vielleicht antworten Sie mir jetzt, wenn ich Sie noch einmal frage: Wie kommt es, daß Sie mit sechzig Jahren noch Hülfsschreiber sind?“

Traugott durfte jetzt nicht länger zögern. Er that darum seinen Mund auf und erzählte seinen ganzen Lebensgang. Und was er nicht erzählte, das wußte der Präsident durch geschickte Fragen, worauf er sich vortrefflich verstand, aus ihm herauszuloden. Bald lag das ganze Leben des bescheidenen Mannes mit allen seinen Sorgen und getäuschten Hoffnungen unverhüllt vor ihm da. „Ich danke Ihnen,“ sagte der Präsident, ihm die Hand reichend. „Nach den Feiertagen, so Gott will, sehen wir uns wieder. Jetzt ist es die höchste Zeit, mit meinem Kleinen wieder nach Hause zurückzukehren. Ich bitte, daß Sie hier bleiben und mich nicht begleiten. Noch einmal, ich danke Ihnen und wünsche Ihnen von Herzen fröhliche Weihnachten. Guten Abend!“

Mit diesen Worten entfernte sich der vornehme Gast. Traugott blieb halb bestürzt, halb erfreut zurück. Die beiden Knaben der Aufwärterin wurden von ihrer Mutter bald abgeholt. So war er nun allein und blickte mit klopfendem Herzen auf die verklopfenden Lichter des kleinen Weihnachtsbaumes.

Die beiden Feiertage vergingen. Nach dem Feste erschien Traugott pünktlich auf seinem Posten.

Da erschien der Bediente des Präsidenten und rief mit lauter Stimme:

„Ist der Hülfssarbeiter Traugott hier?“ Alle Beamten sahen neugierig auf.

„Hier bin ich!“ sagte Traugott und schob sich von seinem Drehsessel herunter.

Der Diener machte ihm eine Verbeugung und sagte: „Seine Excellenz lassen sich von Herrn Traugott auf heute Abend um sieben Uhr die Ehre zum Thee ausbitten!“ Solche Einladung war noch nicht vorgekommen, so lange die Kanzlei stand, noch dazu für einen Hülfsschreiber. Die Beamten konnten sich gar nicht darein finden und standen immer noch mit offenem Munde da, als der Diener sich schon längst entfernt hatte. Einer kam dann nach dem andern zu Traugott und sagte: „Ich freue mich von Herzen über die Ehre, die Ihnen widerfährt. Ich habe Sie stets für einen unserer besten und treuesten Beamten gehalten. Ich hoffe, Sie werden sich seiner Zeit daran erinnern, in wie gutem Verhältniß wir immer zu einander gestanden haben.“ Der arme Hülfsschreiber hatte in seinem ganzen Leben nie so viele Bewunderer und Freunde gehabt, als in diesem Augenblicke.

Pünktlich um die siebente Stunde fand sich Traugott ein. Der Präsident empfing seinen Gast mit freundlichem Wohlwollen und sagte: „Ihnen ist großes Unrecht geschehen, wie ich mich davon überzeugt habe, und ich selbst habe in dieser Hinsicht die meiste Schuld und kann Sie nur herzlich um Vergebung bitten. Das habe ich auch unserem allergnädigsten Fürsten gestanden, als ich ihm gestern Ihre Angelegenheit vortrug, und er hat mir befohlen, das Unrecht nach Möglichkeit wieder gut zu machen.“

Der arme Traugott stand da wie eine Bildsäule. Der alte Herr fuhr fort: „Sie haben lange genug den mühsamen und fargen Dienst eines Abschreibers versehen. Es ist Zeit, daß Sie sich, zumal bei Ihrer schwächlichen Gesundheit, zur Ruhe setzen. Seine Durchlaucht haben genehmigt, daß Sie mit einem Gehalte von dreihundert Thalern pensionirt werden.“

Traugott zitterte vor freudiger Aufregung. Dreihundert Thaler! Mein Gott, das war ja beinahe doppelt so viel, als er bisher für alle seine Arbeit erhalten hatte.

„Und zum Zeichen,“ fuhr der Präsident fort, „daß Seine Durchlaucht Ihre Verdienste anerkennen, habe ich den Befehl, Ihnen dies Ehrenkreuz zu überreichen. Mögen Sie es noch lange gesund und glücklich tragen!“

Da übermannte unsern Traugott das Gefühl. Ein Thränenstrom floß über sein Gesicht. Der Präsident nahm seine Hand und führte ihn in das Nebenzimmer, wo ein Weihnachtsbaum schön geschmückt und hell leuchtend stand. Emil stand fröhlich daneben. „Das ist der Knabe,“ sprach der Präsident, „dem Sie am Weihnachtsabend so freundlich aufbauten, und der Ihnen Ihre Liebe gern vergelten möchte. Er tritt der Erbe meiner Güter. Auf einem derselben ist ein Ruhestühl bereitet, wie er sich für einen Ehrenmann Ihres Standes eignet. Mein Emil schenkt Ihnen denselben und hofft, daß er Sie dort noch recht oft besuchen kann.“

Was sonst noch an diesem Abend in der Wohnung des Präsidenten geschah, gehört nicht hierher. Unser alter, ehrlicher Freund wußte kaum, wie er nach Hause kam, so bewegt war er von Glück und Freude. Als er in seine Stube trat, faltete er seine Hände und rief fröhlich: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Dann aber wurden seine Augen feucht, und er sprach wehmüthig: „Ach, Marie, wenn Du das erlebt hättest!“



## Montenegro und Stwas aus dem Orient.

Von Marcellus Heimhölzer.

## I.

Der Leser hat gewiß schon und namentlich in neuester Zeit, wo sich das Volk der Herzegowina bemühet, das drückende Joch der Türken abzuwerfen, von einem Ländchen gehört, welches als Montenegro bezeichnet wird. Es ist auf der Nord-, Ost- und Südseite von den türkischen Provinzen Herzegowina und Albanien begrenzt und wird auf der Westseite durch den schmalen, unter österreichischer Herrschaft stehenden Streifen Landes, welcher den Namen Bocca di Cattaro führt und die Fortsetzung von Dalmatien bildet, von dem adriatischen Meere geschieden. Es ist so von Felsen umringt und durchzogen, daß es verdient, eine ungeheure natürliche Festung genannt zu werden, weshalb die Einwohner scherzhaft sagen: „Als Gott einst Berge über die Erde ausäete, zerriß der Saß bei Montenegro.“ Seine Länge erstreckt sich von Norden nach Süden; ungefähr zwölf geographische Meilen, während seine Breite von Osten nach Westen etwa sieben geographische Meilen beträgt. Der Name Montenegro kommt von der italienischen Sprache, und es wird wegen des düsteren Ansehens seiner fichtenbewachsenen Gebirgskämme von den Eingeborenen selbst mit diesem Namen bezeichnet, während es in der serbischen Sprache Černagora, in der türkischen in demselben Sinne Kora-Dagh, deutsch Schwarzer Berg, Schwarzbergen genannt wird.

Die an Montenegro angrenzenden türkischen Städte und Festungen heißen: Kolaschin, Nikschich, Sjur, Podgoriza, Kabljac und Antivari; auch Skutari, wohin man von den an der Lago di Skutari grenzenden Bezirken Stierska und Cernitza über den See in kurzer Zeit fahren kann, darf hier genannt werden.

Dieses Ländchen wird in vier Bezirke, welche Nahien heißen, und in Gebirgsgebiete, Verba genannt, eingetheilt. Die Nahien heißen: 1. Ratunska. 2. Stierska. 3. Ljeschanska und 4. Cernitza, oder richtiger Cernika.

Außer einigen unbedeutenden Strecken ist das Land sehr gebirgig und steinig, und in der Nahia Ratunska, die beinahe die Hälfte von ganz Montenegro in sich schließt, sieht man nichts als Felsenhaufen und Steingerölle. Im Allgemeinen ist das Land gegen Südwesten am meisten steinig, in entgegengesetzter Richtung aber gibt es die meisten Waldungen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß vor dem Erscheinen der Türken die meisten Gegenden der vier Nahien unbewohnt waren, wenigstens wird mit Bestimmtheit erzählt, daß in der Ratunska nur im Sommer Sennereien gewesen seien, wie dies auch der Name zeigt, denn das serbische Wort Ratun heißt auf deutsch Sennerei. Eigentliche Ebenen gibt es sehr wenige: Die bedeutendste Ebene befindet sich in der Nahia Cernitza, um den Fluß gleichen Namens, bis an den Lago di Skutari, die zweitgrößte in der Nahia Ratunska bei Cetinje, welche etwa 500 Klafter breit und 3000 Klafter lang, von hohen Felsengebirgen umringt, höchstwahrscheinlich der Grund eines in der grauen Vorzeit verdorrten Sees ist. Das Wasser dieses Seegrundes ist jedoch so tief zurückgetreten, daß man es nur durch Ausgraben tiefer Brunnen auffinden kann und zwar nur auf der weniger steinigten Südseite. Die Nordseite, an deren Ende der Stamm

Cetinje seine Wohnungen errichtete, ist durchaus Stein- und Felsboden und darum keines Anbaues fähig.

Besonders hervorzuheben ist, daß beinahe alle Flüsse dieses Landes auf seinen Grenzen sich finden und im Innern desselben viele Gegenden im Sommer an Wasser empfindlichen Mangel leiden; ja es gibt Gegenden, wo ein Mann einen vollen Tag braucht, um einmal des Tages Wasser nach Hause zu bringen, welcher Umstand nicht nur für den menschlichen Haushalt, sondern auch für die Viehzucht sehr drückend ist. Brunnen und Quellen gehören in Montenegro zu den vorzüglichsten Kostbarkeiten, und wer eine dieser Kostbarkeiten besitzt, wird von Denen darum beneidet, die nicht damit beglückt sind; wie denn nicht selten eine Quelle der Anlaß zu blutigen Zwistigkeiten und sogar zu gräßlichen Mordthaten wird.

In Gegenden, wo der Wassermangel sehr groß ist, werden nicht selten die Viehheerden zur Sommerszeit in die Gebirge getrieben, in deren Vertiefungen der Schnee gesammelt und am Feuer geschmolzen wird, und mit dem dadurch gewonnenen Wasser das Vieh zu tränken. Obgleich das Klima dieses Landes sehr verschieden und schnell wechselnd ist, so ist doch die Luft ungemein gesund. Der kälteste Landstrich ist die Nahia Ratunska, wo in den Vertiefungen des Gebirges Vochchen, das die Ratunska von dem Küstenlande trennt, der Schnee fortwährend und auf den Höhen bis in die Monate Juni und Juli liegen bleibt; während die Temperatur in der Cernitza, wie auch in einigen Gegenden der Stierska, besonders um den Lago (See), die Skutari und der Ljelschanska beinahe die des Küstenlandes ist. Dort wachsen Weintrauben vorzüglicher Art, Feigen, Granatäpfel und Delbäume; aber die Cernitza ist, was Schönheit des Landes, Vegetation und Klima betrifft, der ausgezeichnetste Theil von Montenegro.

Die Montenegriner sind zwar kein Nomadenvolk (Wandervolk) im eigentlichen Sinne des Wortes, wenn sie auch ihr Land in allen Richtungen fortwährend durchziehen: denn sie bleiben in demselben und lieben es trotz seiner Unfruchtbarkeit und Wassermangels. Es gibt in diesem Lande keinen Platz, den man Stadt oder Festung nennen könnte; ja in einigen Nahien gibt es nicht einmal Dörfer; man kennt dort bloß Stämme, und obzwar die Bruderschaften (Brastiva) oder Familien, woraus die Stämme bestehen, ihre Wohnung auch haufenweise meistens von Stein zusammenbauen, so kann man solche Häuserklumpen doch eigentlich nicht, und um so weniger ein Dorf nennen, als sie weder eigene Namen noch abgegrenzte Markungen haben. Von zwei ehemaligen Burgen sind noch Ruinen vorhanden, die eine in der Nahia Stierska auf einem Berge, an dessen Fuße die Stierska vorüber fließt: sie soll Dobd heißen haben; die andere, ebenfalls auf einem hohen Berge in der Cernitza liegend, heißt Ves (auch Vesatz) und soll aus den jüdischen Zeiten herrühren. Beide sind aber eher römischen als anderen Ursprungs; denn es ist erwiesen, daß die Römer am Lago di Skutari, in dessen Nachbarschaft die Ruinen liegen, Niederlassungen hatten.

Was die Wege Montenegro's anbelangt, so sind sie so schlecht beschaffen, daß sie kaum diesen Namen verdienen. Das verhindert aber den Montenegriner an seinen Streifzügen nicht.

Die Zahl der Einwohner dieses Landes kann eben so wenig

genau angegeben werden, als die Zahl der Quadratmeilen, die es enthält. Daß es aber eine Bevölkerung hat, welche im Verhältniß zu seinem Flächenraum mehr als hinreichend ist, geht aus dem Umstande hervor, daß es in Kriegszeiten für den ersten Augenblick 150,000 Bewaffnete und im Nothfalle wohl dreimal so viel stellen kann. — Die Häuser sind zwar, wie schon bemerkt worden, aus Stein, jedoch meist ohne Bindemittel (Mörtel) erbaut und mit Stroh gedeckt und enthalten gewöhnlich nur zwei Räume, von denen der eine Raum, wie im südlichen Frankreich, als Stall, der andere als Wohnung dient. Letzterer ist sehr einfach eingerichtet und auch noch mit den Köpfen von Feinden (Türken) geschmückt, welche der Haus herr erschlagen hat und die er dem Fremden als Trophäen (Siegeszeichen) mit einer eigenen Art von Stolz vorzeigt. Der Montenegriener ist auf die Türken so erbittert, daß er sie alle ohne Ausnahme und Rücksicht ermorden würde, wenn er dazu die Macht hätte, und das nemliche kann man von den Türken sagen in Bezug auf die Montenegriener. Daß da, wo zwei solche gegenseitige Feinde neben einander wohnen, die Hölle in den heißesten Flammen steht, läßt sich denken; und dieses feindliche Verhältniß ist es eigentlich, welches Montenegro fortwährend zwingt, in Waffen zu bleiben.

Der wenige von den Montenegrinern getriebene Ackerbau ist sehr elend beschaffen. Weil der Boden zu steinig ist und Ochsen und Pferde nur in geringer Menge vorhanden sind, sind sie gezwungen, den Boden mit Spaten mühsam auf- und umzuwühlen. Und dessen ungeachtet gewinnen sie genug Getreide für ihren Bedarf, während sie Obst im Ueberflusse haben. — Ihr Haupt-Reichthum aber besteht in Schaf- und Ziegenherden, wovon sie zur Herbstzeit wegen Mangels an Futter für den Winter einen großen Theil in Cattara verkaufen, sich aber bei herannahendem Frühlinge das Fehlende wieder dadurch ersetzen, daß sie das Vieh ihrer türkischen Nachbarn wegtreiben, was natürlich in ihren Augen weder als Diebstahl noch Verbrechen erscheint, da Letztere Dasselbe an ihnen gleichfalls verüben, wenn es anders möglich sein kann. — Cattara ist der bestgeeignete Platz zum Absatz ihrer Landesprodukte; dahin bringen sie, nebst lebendem Vieh, Butter, Wolle, Häute, Seide, Holz, Kohlen, Honig, Käse in großer Menge und Hammelfleisch, wogegen sie meist Waffen und Hausgeräth eintauschen.

Der zufriedene Montenegriener — von Berg zu Berg preist er beim Dubelsack in Liebern seine, wie er sagt, schöne und angenehme Heimath, vor der ein amerikanischer Panteefarmer zurückschrecken würde, wenn man sie ihm zum Wohnplatz anwies.

Was soll ich in sittlicher Beziehung von dem Montenegriener sagen? Im Ganzen genommen hält er, wenn ich von dem Trinken, das manchmal bei ihm zu viel wird, absehe, auf gute Sitte — er ist ein thätiger, gafffreier, ehrlicher, keuscher, einfacher Barbar, ein freundlicher Halbwilder, der mehr Menschlichkeit besitzt als der römische Spanier, wenn ich seines Hauptfeindes, des Türken, nicht gedenke.

Ein weites Linnengewand, fest anliegende Beinkleider, buntgestickte Tuschjacks, Sandalen, ein Pistolengürtel um die Lenden, ein Schnappsfack, eine buntfarbige Mütze auf dem langbehaarten Kopfe, das ist die Kleidung des Montenegrieners, die sich sehr malerisch ausnimmt.

In der Geistesbildung sind die Montenegriener mit Ausnahme einiger ihrer Vöden noch sehr zurück, und dennoch stehen sie dem von Rom in Finsterniß und Dummheit gehaltenen gemeinen Irlander weit voraus, denn sie sind weder finster noch dumm. Wer in ihrer Landessprache, welche eine Mundart des Ostslavischen und der russischen sehr nahe verwandt ist, schreiben und lesen kann, gilt bei ihnen für einen Gelehrten.

Zwei Klöster sind besonders hervorzuheben: Das eine liegt in einem freundlichen Thale, heißt Cettigne und ist der regelmäßige Aufenthalt des Erzbischofs oder Bladika und zugleich der Versammlungsort der obersten Landesbehörden; das andere hat eine von den Venetianern erbaute und durch viele Geschenke russischer Kaiser verzierte Kirche; und Beide sind festungsartig durch Kanonen vertheidigt.

Die Verfassung dieses Landes ist republikanisch. Jedes Dorf wählt seinen Knäs (Hauptling), während der Bladika (Regierer, Vorherr) von den Hauptlingen ernannt wird, welche sich zu diesem Zwecke und zur Verhandlung anderer wichtiger Angelegenheiten auf einer großen Wiese, in deren Mitte das Kloster in Cettigne liegt, versammeln. Später wurde die weltliche und geistliche Macht in der Person des Bladika vereinigt, so daß eine Art Theokratie-autokratie entstand, die zwar den Namen trägt, aber nicht die Macht besitzt; denn Meister Bladika darf nicht befehlen, denn von Unterordnung oder Hörigkeit haben die Montenegriener noch keinen Begriff, sondern nur vermahnen, womit er aber bei den Leuten mehr ausrichtet, als durch Befehle, da seine Vermahnungen die Religion, deren Diener und Vertreter er ist, das möglichst größte Gewicht verleiht.

Was noch weiters die Sitten der Montenegriener betrifft, so wurde bei ihnen noch bis in die letzten Jahre die Blutrache geübt. Aus der Uebung dieses Gebrauchs entstehen oft blutige Fehden zwischen den Bewohnern verschiedener Dörfer, denen nur durch Schiedsgerichte, welche die Sache genau untersuchen und dem Schuldigen eine Geldbuße auferlegen, ein Ende gemacht werden kann. Im Falle eines Mordes muß sich dann der Thäter zu feierlicher Abbitte entschließen, welches in folgender Weise geschieht: Der Mörder muß vor dem Stellvertreter der Familie des Ermordeten innerhalb eines großen von Richtern und Zuschauern gebildeten Kreises niederknien; der Letztere hebt hernach den Ersteren auf mit den Worten: „Gott verzeihe dir,“ und Alles ist verziehen, wenn auch im Andenken lebend, worauf die Umstehenden ein Freudengeschrei erheben und sich Alle zu einem auf Kosten des Mörders veranstalteten Gastmahle vereinigen.

Außerst selten sind Beispiele von Unzucht und ehelicher Untreue; kommen aber doch dergleichen Vergehungen vor, so werden sie aufs Strengste geahndet. Hat der Mann Beweise von der Untreue seiner Frau, so kann er sie auf der Stelle tödten; ein Mädchen, das sich verführen läßt, wird gesteinigt, und zwar wirft der Vater den ersten Stein auf dasselbe. Ein Dieb muß den siebenfachen Werth des Gestohlenen erlegen; oft wird die Wiedererstattung des Gestohlenen insgeheim durch Mittelspersonen abgemacht, so daß der Bestohlene nicht einmal den Namen des Diebes erfährt.



## Der Pionier.

Von Junius.



Sehr schwer wäre es wohl, Jemand in unserm Desertkreise zu finden, welcher noch nicht von den Wildnissen Afrikas und deren Einwohnern gehört hat, von welchen noch Tausende, ja Millionen sich vor Holz und Stein beugen oder sogar die wilden Thiere als Götter verehren; wie die verschiedenen Stämme beständig Krieg miteinander führen und sich gegenseitig aufreiben; und wie Eltern sogar ihre Kinder für einen Streifen Rattun oder etliche Glaskorallen verkaufen. Auch ist es allgemein bekannt, daß gute Männer ihre Freunde, Vaterland und bequeme Heimathen verlassen haben, um diesem im Heidenthum versunkenen Volk, das helle Licht des Evangeliums zu bringen.

Einer der hervorragendsten dieser Männer war Dr. Livingstone. Er hatte bereits viel von dem Elend der armen unwissenden Afrikaner gesehen, sowie auch von den Schrecken des Sklavenhandels, welcher damals noch fast in voller Blüthe wucherte, indem sich zu der Zeit noch die Europäer, hauptsächlich die Portugiesen, mit demselben befaßten, als sich Livingstone an die Kirche von England wandte, und sie inständig bat, Missionare nach Central Afrika zu senden und dort eine Missionsstation zu gründen, um den Zustand der Bewohner nicht nur geistig zu heben, sondern ihnen auch Unterricht in der Cultur des so ergibigen Bodens zu erteilen. Er war so ernstlich in dieser Sache, daß bald eine große Summe Geldes für diesen Zweck zusammen gebracht wurde.

Ein Dampfschiff, der Pionier, wurde zu dem Zweck, die Missionare mit geeigneten Vorräthen dorthin zu befördern, ausgerüstet. Unter den Passagieren befanden sich Dr. Livingstone, als Leiter der Expedition, Bischof Macenzie, Dr. Rowley nebst andern Herren, und sechzehn Matololos oder befreite afrikanische Sklaven, welche sich zum Christenthum bekannten. Bischof Macenzie war als Gründer der Mission bestimmt. Ein schönes Hochland, welches Dr. Livingstone in seinen Untersuchungen des Schira Flusses entdeckt hatte, wurde zu diesem Zwecke erwählt. Daß man diesen Ort fand, wurde als ein großes Glück angesehen, weil das Klima in den niedrigen Landstrichen Afrikas für Europäer fast unerträglich ist. Solche, welche es versuchten, dort zu wohnen, wurden gewöhnlich von heftigen Fiebern ergriffen und in kurzer Zeit genöthigt, als Invaliden nach Europa zurückzukehren.

Eines der größten Naturwunder Afrikas sind die Fälle des Zambesi Flusses. Die Eingeborenen nennen sie „Mosioatunya“, d. h. „Rauch tönt dort“; einen belegen sie mit dem Namen „Shongwe“ („kochender Kessel“).

Die Inseln und Ufer der Buchten des Zambesi prangen in einem äußerst üppigen Pflanzentwuchs; gräßliche Palmen und allerlei Baumarten strecken ihre riesenartigen schlanken Wipfel himmelan. Auf drei Seiten sind die Fälle mit 300–400 Fuß hohen Hügelketten, welche dicht mit Holz bewachsen sind, umgeben. Eine ungefähr 1000 Yard breite Fluth stürzt sich über einen Fels in eine Tiefe von hundert Fuß hinab, woselbst sich der Schlund plötzlich bis auf fünfzehn oder zwanzig Yard zusammenzieht. Das Rauchen und Getöse der Fluthen ist wunderbar anzuhören. Während des Sturzes theilen sich die Gewässer in fünf verschiedene Ströme, von welchen jeder eine glänzende Säule von Schaum und Sprühregen emporjendet, und beleuchtet von der Sonne sich ein prachtvolles Regen-

bogenspiel bildet. Diese Nebelsäulen sind fünf oder sechs Meilen weit sichtbar.

Wir wollen nun den Pionier weiter bei seiner Fahrt auf dem Zambesi begleiten. Langsam und sicher durchkreuzt er die Schatten der riesigen Palmen, welche sich in dem glänzenden Strome spiegeln. Erstaunt huschen die buntgeflügelten Bewohner der Ufer hin und her. Sie scheinen sich darüber zu wundern, wie das leblose Ding sich dort im Wasser fortbewegt, und was es wohl sein mag. Spottend läßt der schöne Königsfischer sein „Ja! Ja! Ja!“ ertönen, oder ein grüner oder gelber Papagei begrüßt mit seinem Geschrei den stattlichen Reiter. Der ganze Strom wimmelt zu dieser Stunde von Leben und Bewegung. Alle Gattungen von Reptilien, vom Crocodil mit seinem Riesentrachen bis zu der winzigsten Eidechse, scheinen vertreten zu sein.

Das Schiff hatte nun seine Reise während vieler Tage durch Sturm und Sonnenschein fortgesetzt. Zuerst hatte es mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Sandbänke im Flusse und seichtes Wasser legten der Schifffahrt oft große Hindernisse in den Weg, und zu Zeiten schien es, als sollten sie ganz stecken bleiben. Heute Abend warf die sinkende Sonne ihre Abschiedsstrahlen auf die helle Fluth. Der gute Bischof und Dr. Rowley saßen bei einander und so tief waren sie versunken in dem Anblick der Scene, daß sie für den Augenblick vergaßen, wo sie waren, denn unwillkürlich sangen sie leise das schöne Lied: „Jerusalem, die Goldene“. Als sie aufhörten, bemerkten sie, wie die Matololos zu ihren Füßen saßen, und mit feierlicher Miene auf sie warteten, noch mehr zu singen. Der Bischof und der Doctor sangen dann noch zwei andere geistreiche Lieder, worauf er den Führer der ihnen lauschenden Gruppe ersuchte, eine ihrer heimischen Weisen vorzutragen. Dieser willigte ein und sang eine feierliche Melodie, welche von einem berühmten Häuptling, Namens Sebituame, componirt wurde; und es wird berichtet, daß, als jener auf seinem Sterbebette lag, sich hunderte seiner Nachfolger und Freunde um seine Hütte versammelten und mit schwerem Herzen die so schön geordneten und inhaltsreichen Worte ihres dahinscheidenden Vaters und Führers sangen.

Der Sänger war ein großer, starker, gutmüthiger, schwarzer Kerl; und obgleich er eine Idee seiner eigenen Wichtigkeit besaß, so war er dennoch allgemein beliebt. Unglücklicherweise war er, wie auch all seine Kameraden, ein zu großer Liebhaber von „Bhang“, welches sie aus einer seltenen Art Pfeifen rauchten und sie oft so schwermüthig und schläfrig machte, daß das Rauchen ihnen auf dem Schiff verboten werden mußte.

Dieses „Bhang“ wird aus indischem Hanfsamen zubereitet. Es ist eins der wirksamsten Reizmittel, welche es gibt. Wenn es von einem aufgeregten Malagen geraucht wird, so hat es oft eine entgegengesetzte Wirkung, anstatt zu schlafen, nimmt er seinen Kris (ein schlangenförmiger Dolch) und rennt zähneknirschend und mit rollenden Augen durch die Straßen und sticht und haut, ob Freund oder Feind, Alles, was ihm in den Weg kommt, nieder, bis er endlich entkräftet hinsinkt. So allgemein ist diese Art von Berausung in den Straßen von Java, daß man überall gabelsförmige Keste in Bereitschaft hält, um damit den unter dem Einfluß von





Die Sambesi Fälle.

„Bhang“ sich befindlichen Rasenden auf die Erde festzuhalten, und unschädlich zu machen.

Jedoch um wieder auf unsere Matololos zurückzukommen. Sie waren stille friedliche Männer und ihr Betragen war durchaus gut. In ihrer Kleidertracht waren sie jedoch etwas sonderbar und knapp, und in ihren Speisen nicht sehr wählerisch. Zum Essen war ihnen Alles gut. Z. B. ein Streifen Ochsenhaut, welche sie so lange brieren, bis sie roch und ausfah, wie ein verbranntes Stück Leder, war für sie ein Leibgericht und ein guter Fegen Hippopotamus war nach ihrer Ansicht eine wahre Delikatess.

Es gab viele Hippopotami an allen diesen Flüssen. Sie sind äußerst ungeschickt auf trockenem Land, aber ebenso be-

hende im Wasser. Eines dieser Thiere machte sich vorzüglich anhängig, indem es sich während der ganzen Nacht von Sonnabend bis auf Sonntag in der Nähe des Pionier aufhielt um Nahrung zu suchen, und als am Sonntagmorgen der Gottesdienst abgehalten wurde und Jeder im Stillen seine Pflichten verrichtete, wurde die Bestie ganz dreist, gerade als ob sie wüßte, daß es Sonntag sei und sie daher gegen irgend eine Belästigung sicher wäre. Sie kam ganz nahe an das Schiff und bei jeder Pause in den Feierlichkeiten ließ sie aus ihren mächtigen Lungen ein erschütterndes „Ha! Ha! Ha!“ ertönen, was die Andacht nicht wenig störte.

Als nach Beendigung der Predigt sich einer der Matrosen nach dem Spectakelmacher umsah, verschwand unser Hippopo-





Hippopotamus im Kampf mit dem nassen Element.

tanus plötzlich im Wasser und kam erst, nachdem er eine sichere Strecke vom Schiffe entfernt war, wieder an die Oberfläche, und spottend rief er uns nochmals ein „Ha! Ha! Ha!“ zu. Die Männer waren höchst enttäuscht, daß sie ihm nicht den Garaus machen durften und erklärten, der Schelm wisse wohl, daß es Sonntag sei, sonst würde er sich nicht so maufsig machen. Ich weiß nicht, ob dieses der nemliche Kerl war, der nachmals todt auf dem Fluß herab schwamm; wenigstens war es diesmal nicht Sonntag. Unsere Matololos warfen sich sogleich in ein Boot und verfolgten das todtbeuge Uegethier. So wild stürmten sie auf dasselbe ein, daß, wie einer der Matrosen bemerkte, es schwierig war zu sagen, welches Hippopotamus und welches Matololo sei. Sie brachten ein Viertel ihrer Beute zu Dr. Livingstone, den Rest trugen sie ans Land, wo sie ein Holzfeuer anzündeten, das Fleisch in Streifen schnitten, brien und verzehrten bis am nächsten Morgen.

Dieses große Thier wird von den Eingeborenen sehr gefürchtet, indem es des Nachts aus den Flüssen steigt und irgend welche Feldfrüchte in der Nähe der Dörfer entweder frist oder

zertritt; jedoch da sein Fleisch essbar ist und seine großen Zähne, welche manchmal sechs bis acht Pfund wiegen, gut an die Eisenhändler können verkauft werden, so haben die Afrikaner eine Anzahl Wege, wie sie diesen ungeliebten Gästen das Leben nehmen. Manchmal graben sie Fallgruben, welche am Boden mit scharfen Pfählen versehen sind. Diese Gruben werden so zugedeckt, daß, wenn das Thier darüber geht, es hinunter auf die spitzen Pfähle fällt und getödtet wird. Jedoch am liebsten greifen die Jäger das Thier im Wasser mit Harpunen an, obzwar diese Jagdweise eine gefährliche ist und selten ohne Verlust von Menschenleben abgeht.

Das Fleisch des jungen Thieres ist zart wie Kalbfleisch, das des alten ist sehr zähe und widerlich. Dieses wußte auch der Doctor, denn er befahl dem Koch ein Stück vier Stunden lang zu kochen, und dann war es doch noch so zäh wie Splinter. Es möchte interessant sein noch zu bemerken, daß schon Hiob eine treffliche Beschreibung von diesem Thiere unter dem Namen Behemoth gibt.

(Schluß folgt.)

## Bilder aus dem Leben Kaiser Wilhelms.

### Der Kaiser und der Füselier.

Eine Vorpostenscene vor Paris verdient es, erzählt zu werden. Als nemlich der Kaiser unerwartet die Vorposten beritt, traf er auf einen Füselier, der sein Gewehr bei Fuß gestellt hatte und ganz vertieft beim Lesen eines Briefes war. Dem Fürsten entging diese Pflichtwidrigkeit nicht. Als der Soldat den Tritt des Rosses hörte und nun

den Feldherrn sah, ließ er vor Schreck und Entsetzen den Brief fallen, nahm schnell sein Gewehr hoch und präsentirte.

Der Kaiser winkte ab und ritt dicht an den Posten heran.

„Nun, mein Sohn,“ sagte er leutselig und zeigte lächelnd auf den Brief, während der Soldat erwartete, alle Donner des Gerichtes würden nun erschallen, „der Brief dort ist gewiß vom Liebchen in der Heimath.“

„Nein,“ antwortete ernst der Soldat, „er ist von meiner Mutter!“

„Darf ich ihn lesen?“ fragte der Kaiser und sah dem Posten prüfend ins Auge.

„Gewiß!“ antwortete der Soldat, nahm den Brief vom Boden auf und reichte ihn offen dem Feldherrn. Dieser nahm den Brief, las ihn und befahl dann kurz seinem Adjutanten, den Namen des Füßeliens zu notiren, grüßte und ritt dann weiter.

Der Brief war wirklich von der Mutter. Sie zeigte dem Sohne an, daß binnen Kurzem seine geliebte Schwester Hochzeit habe, und daß es für Alle daheim doch recht traurig sei, daß er, nach dem Tode des Vaters das Oberhaupt der Familie, bei diesem Feste fehlen müsse. Die Schwester hätte große Sehnsucht nach ihm.

Am andern Tage, als er abgelöst war, wurde er zum Hauptmann befördert. Ihm schlug das Herz gewaltig. „Nun geht's los!“ dachte er. „Acht Tage Arrest gibt's sicher! Und die Standreden dabei! Wäre's nur erst vorüber! Arme Schwester!“

Wie athmete er auf, als ihm sein Hauptmann mittheilte, er habe auf Befehl des Kaisers vierzehn Tage Urlaub, um die Hochzeit der Schwester zu feiern, und sei ihm freie Hin- und Rückfahrt gewährt! Es läßt sich ermessen, wie dieser Soldat seitdem seinen Kaiser liebt, und wie man in seiner Familie in Dankbarkeit des milden Fürsten gedenkt.

#### Ein Albumblatt.

Als am 28. August 1870 sich das Hauptquartier in Clermont en Argonne befand, bezog der König die Präfectur und überließ das große Schloß der französischen Könige seinen Verwundeten, die er fast täglich besuchte, um nach Kräften Trost zu spenden. Schon der bloße Anblick des freundlichen Greises machte manchen Verwundeten die Schmerzen auf Augenblicke vergessen. So trat er an die Lagerstätte eines schwerverwundeten Infanteristen; es war ein sehr junger Mann, sein bleiches Gesicht noch bartlos. Der Brave schlief; man hatte ihm ein Schlafpulver gegeben, damit er seine Schmerzen und seine Lage vergesse. Den König rührte der Anblick des jungen schlafenden Kriegers. Auf seinem Bette lag sein Album, das er im Gefecht bei sich getragen und das er noch gelesen hatte, ehe er eingeschlafen war. Der König nahm das Album in seine Hand und durchblätterte es. Schnell ergriff er eine Feder, die auf dem Tische lag und schrieb auf ein leeres Blatt:

„Mein Sohn, gedenke deines treuen Königs! Wilhelm.“

Als der junge Mann erwachte und sein Buch wieder durchblätterte, fand er den Gruß seines Königs. Thränen stürzten ihm aus den Augen und mit Küffen bedeckte er die Zeilen. Es war seine letzte Lebensfreude; der Tod nahte unerbittlich. Als nach einigen Tagen der König das Lazareth abermals besuchte, trat er sofort an das Lager des Infanteristen, um ihn zu trösten und ihm die Hand zu drücken. Das wachsbliche Gesicht des Jünglings sagte genug; dennoch erkannte er im Sterben den König. Seine Augen verloren ihr gläsernes Aussehen, mit der letzten Kraft richtete er sich auf und sagte:

„Ja, Majestät! Ich werde Ihrer ewig gedenken! Auch dort oben.“ Damit sank er zurück und verschied.

„Amen!“ sagte der König und drückte dem jungen Helden die Augen zu, während eine Thräne in seinem weißen Barte erglänzte.

#### Der Geburtstag des Amputirten.

In der Köpenickerstraße Berlins hatte der thätige Frauenverein im Jahre 1866 ein Privatlazareth errichtet. Auch diese

Schmerzstätte besuchte der König im Herbst dieses blutigen Jahres und richtete an die braven Krieger in den weißen Betten herzliche Worte der Theilnahme und des Trostes. In dem einen Bette lag ein Musketier des 61. Regiments, dem man den zerschmetterten linken Arm abgenommen hatte; ihn besonders freute der Besuch seines Feldherrn sehr.

„Majestät,“ sagte er, „heut ist gerade mein Geburtstag! Heut bin ich 24 Jahre alt! O, wie freue ich mich, an meinem Geburtstage gerade meinen König und Herrn zu sehen! Diesen Geburtstag werde ich nimmer vergessen!“

Er nahm die dargebotene Hand des Königs und führte sie an seine Lippen.

„Ich auch nicht, mein Braver!“ antwortete der Fürst mit einem freundlichen Händedruck, und machte dann weiter seine Runde durch's Lazareth.

Als sie schon am Ausgange standen und jene Geschichte mit dem Einundsechziger bei Manchem schon vergessen war, sagte der König zu seinem Flügeladjutanten Graf Kanitz: „Ich muß das Geburtstagskind noch einmal sehen!“ Und wieder trat er an das Bett des Genesenden und sprach herzliche Worte mit ihm, die er nie vergessen wird.

Als der Abend sich herabsenkte und der Musketier still lächelnd von seinem König träumte, da erschien an seinem Bette der Leibjäger des Fürsten und überbrachte dem übergelücklichen Geburtstagskinde eine werthvolle goldene Uhr nebst Kette als Andenken.

#### Des Kaisers Rock.

Schnell ist des Kaisers Morgentoilette vollendet, und es ist zugleich die Tagestoilette, denn Schlafrock und Pantoffeln sind unbekannte Gegenstände im Schlafgemache des fürstlichen Mannes. Die einzige Erleichterung, die er sich gestattet, besteht im Aufknöpfen seines allerdings durch langes Tragen sehr bequem gewordenen Ueberrockes. Diesen durch einen neuen zu vertauschen, wird ihm schwer. Als sein Kammerdiener ihm einst deshalb Vorstellungen machte und den alten Rock für sich erbat, fragte er, was er dafür wohl bekommen werde.

„Zwei bis drei Thaler, Majestät!“ war die Antwort.

„Hier ist das Geld,“ sagte der Kaiser, „ich will den Rock lieber noch eine Zeit lang tragen.“

#### Kaiser Wilhelm als Christ.

Ist des Kaisers Leben ein arbeitsvolles Tag für Tag, so gönnt er sich doch Sonntag regelmäßig Ruhe. Eine einfache, aber tiefe Frömmigkeit ist das Erbtheil seiner Eltern, insbesondere seiner unvergeßlichen Mutter, der Königin Louise. Die Depeschen vom Kriegsschauplatz 1870—71 an seine Gemahlin haben es bezeugt, wie er — ohne je der Leistungen seiner Generale und Soldaten zu vergessen — Gott vor allem die Ehre gab. Und wie im Felde draußen allsonntäglich Gottesdienst stattfand, so fehlt der Kaiser auch daheim selten im Hause Gottes, sei es im Berliner Dom, sei es in der Garnisonkirche von Potsdam, wo er mit dem Kronprinzen öfters die Predigten des Divisions-Predigers Rogge besucht und an dem militärisch-kurzen Gottesdienste andächtig Theil nimmt.

Luther sagt: Laßt uns aller Güter nicht weiter brauchen, die Gott gibt, denn wie ein Schuster seiner Nadel, Ahle, Drath braucht zur Arbeit und darnach hinweglegt, oder wie ein Gast der Herberge, Speise und Lager gebraucht, allein zur zeitlichen Nothdurft — und lasse nur seines heinen Herrn sein und Abgott.



# Sonntagsschule.

(1. Vierteljahr. — Zwölf Sectionen in der alttestamentlichen Geschichte.)

## Die Verwerfung Sauls.

1. Section für Sonntag den 2. Januar 1876. 1. Sam. 15, 10—23.

**Grundgedanke:** Gott hat Gefallen am Gehorsam und nicht an Solchen, die zurückweichen. **Haupttext:** Ebr. 12, 17.

**Zusammenhang der Geschichte.** Unsere letzten Sectionen im A. Testament handelten von Saul, dem neuverwählten König der Juden und von Samuel, wie er seine Abschiedsrede an das Volk richtete und Saul, dem König, das Regiment übergab. Dann folgte der Sieg über die Philister durch Jonathan; der Befehl des Herrn an Saul, die Amalekiter zu zerstören und Sauls Verwerfung infolge seines Ungehorsams.

**Concordanz.** Zeit 1079 v. Christi Geburt. **Samuel,** Schemuel, an sich „Name Gottes“; aber nach 1. Sam. 1, 20, „von Gott erhört“, Sohn des Elkana und der Hanna (1. Sam. 1, 1.). Sein Vater lebte zu Remathaim Zophim und erscheint als Ephraimit; vgl. 1. Sam. 17, 12; Ruth 1, 2. und Richt. 12, 5; 1. Kön. 11, 26; dagegen 1. Chron. 7, 27, 33. ff. wird er von Levi abgeleitet; ebenso wird sein Urentel Semon unter den Leviten aufgeführt, 1. Chron. 25, 4. f. vgl. 6, 18. f. Sonach ist diese letztere Abstammung die wahrscheinlichere. **Saul,** Scha'ul, d. h. der Geforderte, Erbetene; der Sohn des Benjaminis Kis aus Gibeä 1. Sam. 9, 1. vgl. 14, 51. **Neue Gottes** bedeutet, daß etwas den göttlichen Absichten nicht entspreche, und deshalb anders werden muß. Gott ändert da nicht seinen Willen, sondern will eine Aenderung, weil die Menschen seinen Absichten zuwider handeln. 1. M. 6, 6, 7; 1. Sam. 15, 11, 35.; Ps. 106, 45.; Joel 2, 13.; Amos 7, 3. 6. **Garmel,** das Vorgebirge Palästinas, welches durch die Hügel Galiläas mit dem Libanon zusammenhängt und nach der Bucht von Arno (Ptolemais) hinstreicht; wird seiner Fruchtbarkeit und üppigen Wälder wegen gerühmt, Jes. 33, 9.; 35, 2.; Jer. 4, 26.: **Gilgal,** zwischen Jericho und dem Jordan, war das erste Hauptquartier der Israeliten in Canaan; heiliger Ort, Richt. 2, 1.; 3, 19.; Opferplatz, 1. Sam. 10, 8.; Gerichtsstätte, 1. Sam. 7, 16. 2. Kön. 2, 2. läßt noch auf ein anderes Gilgal bei Bethlechem schließen. **Amalek,** ein räuberisches Beduinenvolk im petrischen Arabien; nach 1. M. 36, 12. Nachkommen Esaus. Als Feinde Israels geschlagen bei Raphidim 2. M. 17, 8. ff.; besiegt durch Saul 1. Sam. 14, 48. ff.; unter David 1. Sam. 27, 8.; ausgerottet unter Hiskia 1. Chron. 5, 43. **Verbannen,** übergeben, daß es Gott zu Ehren ausgesittet werde. 3. M. 27, 28.; 4. M. 18, 14.; Jos. 6, 17.; 10, 1.; 1. Sam. 15, 3. **Raub,** die Beute. 2. M. 15, 9.; 4. M. 14, 3. 31.; 23, 24. **Agag,** stehende Bezeichnung der Amalekiterkönige 4. M. 24, 7.; 1. Sam. 15, 8. 20. **Rauberei** erscheint in Verbindung mit der Wahrsagerei; während jene es mit wunderbaren Aufschlüssen, mit der Erkenntnis, so hat diese es mit wunderbaren Wirkungen, mit dem Willen zu thun. Damit will man durch unerlaubte Mittel und abergläubische Gaukeleien unbekannte Dinge bekannt machen. Die 3. gehört eben zum Götzendienst 2. Kön. 9, 22.; Mich. 5, 9.; Nah. 3, 4.; Gal. 5, 20. und Gott hat sie bei Todesstrafe verboten 2. M. 22, 18.; 3. M. 20, 27. 1c.

**Praktische Erläuterung.** 1) **Sauls Ungehorsam.** Der Zug gegen Amalek war kein gewöhnlicher Kriegszug, sondern ein außerordentliches göttliches Strafgericht, wobei Saul das Werkzeug bilden sollte. Deshalb sollte auch Alles vertilgt und nichts verschont, oder geraubt werden, damit die heilige Sache nicht als eine Räuberei erscheine. Diese Vertilgung der Amalekiter sammt Allem, was sie hatten, war nicht nur eine Nothwendigkeitsmaßregel, sondern war auch durch die Kriegsgesetze der Nationen und besonders durch den Befehl Gottes gerechtfertigt. Daß Saul sammt dem Volke Israel des besten Viehes und des Königs der Amalekiter verschonten, war nicht Wohlwollen, sondern Ungehorsam gegen die Gebote Gottes, und hatte die Verwerfung Sauls zur Folge.

Saul war aber nicht bloß ungehorsam, sondern er heuchelte auch noch dazu, indem er (B. 13.) sagt, er habe des Herrn Wort erfüllt. Sein Gewissen strafte ihn, und er wollte deshalb mit dieser Entschuldigung dem Vorwurf Samuels zuvorkommen. Nachdem ihn nun Samuel drängt, versucht er alle Schuld auf das Volk zu schieben (B. 15.). Auch verheißt er nicht, den guten Zweck hervorzuheben, wozu das geraubte Vieh bestimmt sei — der Zweck sollte bei ihm auch schon auf echt jesuitische Weise die Mittel heiligen. So führt eine Sünde in die andere. Sauls Ungehorsam hatte Heuchelei und Lügen zur Folge.

2) **Der Herr und Samuel.** Wiewohl auch das Volk Theil hatte an dem Raube, so machte doch der Herr Saul dafür verantwortlich, weil er der Anführer war. „Gott sprach zu Samuel: Es reuet mich“ 1c. Dieses ist nicht im Widerspruch mit B. 29. Die Reue in Gott ist nicht wie die menschliche Reue, es ist nicht eine Aenderung seiner Absicht, sondern der Wechsel lag in Saul, nicht in Gott; Saul hatte die Absicht Gottes durch seinen Ungehorsam durchkreuzt.

3) **Samuel und Saul.** Samuel gerieth über Sauls Uebelverhalten in gerechten Unwillen, und anstatt voll Schadenfreude dem Volk vorzuwerfen: „Das habt ihr nun von eurem Könige, den ihr in eurem Unverstand verlangt habt, als ihr mich verwarfet,“ betet er die ganze Nacht für Saul. So ist uns hier Samuel ein Vorbild, daß wir für die Ungehorsamen beten, aber sie nicht mit unserem Spott noch tiefer ins Unglück stürzen sollen. Wie es allen denen, welche die Gebote des Herrn vergessen, eigen ist, so bildete sich auch Saul auf seine Selbstthaten nicht wenig ein. Er ließ sich in seiner Eitelkeit ein Denkmal seines errungenen Sieges errichten. Deshalb straft Samuel seinen Hochmuth, und sagt ihm, daß er damals nur groß war vor dem Herrn, als er in Demuth vor ihm wandelte und von sich selbst nichts hielt; denn „Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade.“ „Es müssen starke Füße sein, die gute Tage ertragen wollen.“ „Gehorsam ist besser denn Opfer.“ Es mochte wohl wahr sein, daß Saul und das Volk einen Theil des Viehes opfern wollten, aber gewiß nicht alles. Daher liegt die Unaufrichtigkeit Sauls auf der Hand. An und für sich war ja dem Herrn an dem Fett der Thiere nichts gelegen, sondern wer in treuem Gehorsam und ergebener Herzensgesinnung opferte, war Gott angenehm. Wer aber der Stimme des Herrn nicht gehorcht, dessen Opfer ist dem Herrn geradezu ein Greuel, Jes. 1, 11. ff. Jer. 6, 20. In den Opfern wird nur fremd Fleisch geopfert, im Gehorsam aber der eigene Wille, welches ist der vernünftige und geistliche Gottesdienst (Röm. 12, 8.). Ungehorsam führt sehr häufig, wie wir bei Saul (Cap. 28.) sehen, zur Rauberei im eigentlichen Sinne. Wer die Offenbarungen und die Hülfe Gottes nicht annehmen will, geräth endlich dahin, Offenbarung und Hülfe zu suchen beim Teufel. — Laßt uns das warnende Wort zu Herzen gehen: Wer Gottes Wort verwirft, den verwirft Gott.

**Lehre und Anwendung.** (Siehe Eb. Sectionsblatt).

**Kleinkinderklasse.** Das Kleinkinderblättchen: „Lämmerweide“ wird den Lehrern einen guten Leitfaden der Geschichte der Section bieten, wir lassen es deshalb hier mit Andeutungen und Illustrationen beenden.

1) **Sauls Ungehorsam als Hauptgedanke.** Ein Bild: der Ungehorsam der Kinder gegen die Eltern. Ungehorsam führt zu Heuchelei, Lügen und Abgötterei. Die schrecklichen Folgen: Verwerfung von Gott.

2) **Fragen.** Wer war Saul? Gegen wen war er ungehorsam? Zu was hatte er das Vieh gebracht? Was ist Opfer? Was ist besser denn Opfer? Wie wurde Saul gestraft? Was sollen wir dabei lernen?

**Illustration.** Ungehorsam: Ein Vater ließ seinen Sohn etwas Wein, welcher eine Zeitlang in einem kupfernen Gefäß gestanden hatte, fortschütten. Der Knabe aber trank vorher, gegen das Verbot des Vaters, von dem Wein, und die Folgen waren, daß er furchtbare Schmerzen aushalten mußte; ja wenn nicht zeitig ein Arzt gekommen wäre, so hätte er sterben müssen, denn in dem Gefäß hatte sich Grünspan gebildet, welches ein starkes Gift ist: — Luther sagt, er wolle lieber gehorsam sein als Wunder thun. — Lügen: Ein kleines Mäd-

chen hatte seiner Mutter eine Lüge gesagt. „O, diese Lüge!“ sagte sie, „ich muß sie nach Golgatha bringen und sie im Blute Jesu abwaschen lassen, oder ich bin ewig verloren.“ Sie ruhte nicht bis sie Vergebung hatte.

### Wandtafel.

SAUL

Redlichkeit

Hochmuth

Gottesfurcht Gerechtigkeit erhöht Ungehorsam

Demuth aber die Sünde ist der Leute Verderben. Feigheit

## David zum König gesalbt.

### 2. Lektion für Sonntag den 9. Januar 1876. 1. Sam. 16, 1–13.

**Grundgedanke:** Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt. **Haupttext:** 1. Sam. 16, 13.

**Zusammenhang der Geschichte.** Zeit 1063 v. Chr. Geb. Seit der in der vorigen Lektion erzählten Geschichte und den damit zusammenhängenden Umständen bis zu denen in dieser Lektion mitgetheilten vergingen ungefähr sechzehn Jahre. Die bestehenden Verhältnisse werden Cap. 15, 35. geschildert.

**Concordanz.** Delhorn, ein Horn, worin das heilige Del verwahrt wurde, 1. Sam. 16, 13.; 1. Kön. 1, 39. **Bethlehem,** der Geburtsort Davids, 1. Sam. 16, 1.; 17, 12.; und Jesu, Matth. 2, 6.; lag im Stamm Juda, Richt. 17, 7.; Micha 5, 2., südlich von Jerusalem auf felsiger Anhöhe in fruchtbarer Gegend, bedeutet „Brodhaus.“ Der ältere Name war Ephrata, 1. M. 35, 19. B. ist jetzt ein großes von Christen bewohntes Dorf. Ein anderes B. lag in Sebulon, Jos. 19, 15. **Isai,** oder Jesse, das erste dem Hebräischen, das zweite dem Griechischen entsprechend, ist der Name des Vaters Davids, des Entels des Boas und der Ruth, Richt. 4, 17.; daher führt Christus die Bezeichnung: Wurzel, d. h. Sprößlings Jesses. **Salbung** wurde oft zum Behufe religiöser Weihe vorgenommen; besonders auch an Königen, wo es die Aussonderung zum Dienste der Gottheit bedeutete. **Ältesten,** gewöhnlich die ältesten Männer, welche Ehrenämter bekleideten. **David,** bedeutet Geliebter. Ist 70 Jahre alt geworden, hat sieben Jahre zu Hebron und 33 zu Jerusalem regiert. Sein Gehorsam gegen Gott erwarb ihm das Lob, daß er ein Mann nach dem Herzen Gottes genannt wurde, 1. Sam. 13, 14. Er ist ein Vorbild auf Christum, daher auch Christus oft David genannt wird, Jer. 30, 9.; Hes. 34, 24.; Hos. 3, 5. **Rama,** ein in Palästina häufig vorkommender Ortsname, eigentlich „Höhe.“ Hier Geburts- und Begräbnisort Samuels, an der Grenze von Benjamin und, wenn (wie wahrscheinlich) identisch mit Ramathaim Zophim (1. Sam. 1, 1.; 2, 11.; vgl. 1, 19.) auf dem Gebirge Ephraim gelegen.

**Praktische Erläuterung.** 1) **Gottes Auftrag an Samuel.** Samuel hatte sich nach Rama zurückgezogen, um die Prophetenkinder zu unterrichten, weil er mehr von Propheten als Bräuten zu erwarten schien. „Wie lange trägtst du Leid um Saul.“ Gott beschuldigt Samuel nicht, daß er Leid trägt, aber daß er es übertreibt. Als Samuel und sein Haus zurückgeführt wurde, trug er kein Leid, denn das geschah von dem unabhängigen Volk, aber die Verwerfung Sauls von Gott. „Fülle dein Horn mit Del.“ Bei der Salbung Sauls wurde ein zerbrochenes Glas benützt, bei der Salbung Davids sollte ein dauerhaftes Horn gebraucht werden — beide Sinnbilder auf die Königshäuser der Betreffenden. Deshalb heißt es: „Und hat ausgerichtet ein Horn des Heils in dem Hause seines Dieners David.“ Luc. 1, 69. „Wie soll ich hingehen?“ 2c. Samuel fürchtete sich vor Saul. Daraus geht hervor, daß Saul in der Zwischenzeit sehr gottlos geworden und Samuel befürchtete, er würde ihn tödten, und auch wohl, daß Samuel's Glaube nicht gerade so stark war, wie er hätte sein sollen. „Nimm ein Kalb“ 2c. Als ein Prophet konnte Samuel opfern wann und wo der Herr es ihm befahl, und es war deshalb durchaus nicht ein Umgehen der Wahrheit, wenn Samuel sagte, er sei nach Bethlehem gekommen, um zu opfern, obgleich

er noch einen andern Auftrag hatte. „Samuel that“ 2c. Als schlichter Mann, das Kind mit sich führend, wandert Samuel nach Bethlehem, aber die Ältesten zu Bethlehem zitterten bei seinem Kommen, denn sie befürchteten, sie hätten das Mißfallen Gottes durch irgend eine Sünde auf sich geladen, und Samuel käme, um ihnen die Strafe anzukündigen. Den Ältesten der Stadt gebot er, sich zu heiligen, d. h. sich zu reinigen und vorzubereiten; aber Isai und seine Söhne heiligte er selbst, weil er bei ihnen einen besonderen Auftrag hatte.

2) **Die Salbung.** Wenn die Söhne Jais wußten, daß einer aus ihrer Mitte zum König gesalbt werden sollte, so läßt sich leicht denken, daß sie sich aufs Vortheilhafteste zeigten. Als Eliab vorgeführt wurde, dachte Samuel, der müsse der Erwählte sein, weil er ein so stattliches Aeußere hatte. Samuel war eben auch nur ein Mensch und ohne die besondere Weisung des Herrn jeden Augenblick in Gefahr zu irren. Der Herr sieht aufs Herz. Er kennt dasselbe und darnach urtheilt er. Die Heiligkeit des Herzens, die reinen Absichten sind köstlich vor dem Herrn. 1. Pet. 3, 4. Wäre es Samuel oder Isai überlassen gewesen, so wäre der älteste Sohn, der stattliche Eliab, König geworden. Da sehen wir, wie oft die Meinung der besten Menschen irrig sein kann.

David, der Kleinste, welcher wenig geachtet war unter seinen Brüdern, war als treuer Hüter bei der Herde auf dem Felde. Auch darin ist er ein Vorbild von dem „Sohne Davids, dem wahren Erzbirten;“ denn der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. „Wir werden uns nicht sehen“ 2c. Der, welcher gar nicht am Mable Theil nehmen sollte, muß jetzt den ersten Platz einnehmen. Der Herr erhebt die Niedrigen. „Bräunlicht und von guter Gestalt.“ Naturwüchsig, mit ehelichen, seelenvollem Aussehen, goldgelockt, mit sonnengebräunten Wangen, und in seinem Auge strahlte der Geist von Oben, es war der Spiegel einer edlen Seele. „Auf! und salbe ihn.“ Durch diese vorläufige Salbung wurde David zum rechtmäßigen Nachfolger Sauls erklärt; erst nach acht bis zehn Jahren herber Trübsale und manchen Kreuzes, das ihn zur Krone vorbereitete, empfing er die Salbung zum König über Juda, 2. Sam. 2, 4., noch später die zum König über Israel, 2. Sam. 5, 1–3.; vgl. Apg. 13, 22. Die Salbung war ebensowenig eine bloße Ceremonie als ein zauberisch wirkendes Mittel, ohne Rücksicht auf die Gesinnung dessen, an dem sie vollzogen wurde, sondern das Zeichen eines inneren Vorganges. So wie das Del durch seine feine eindringende Kraft den Leib des Morgenländers erfrischt und belebt, so will der göttliche Geist den ganzen menschlichen Organismus des Gesalbten neu beleben, um ihn für das ihm aufgetragene Amt zu befähigen. „Und der Geist des Herrn geriet über David“ 2c. Das war Zeugniß genug, daß der Ruf vom Herrn kam. So ist es auch das beste und einzig zuverlässige Zeugniß unseres Christenthums, daß wir den Geist des Herrn empfangen haben. — In diesem Geiste konnte David seine Feinde besiegen und Psalmen singen zur Ehre des Herrn Zebaoth.

**Kleinkinderklasse.** 1. Der Lehrer erzähle einfach und begeistert die Geschichte — wenn möglich, unabhängig vom Text,



2. Gott hat mehr Wohlgefallen am Guten als am Großen. Der kleine David war fromm, deßhalb salbt ihn der Herr zum König. — Anwendung auf kleine Kinder.

3. David empfing den hl. Geist zu seinem Amt. Wenn wir Gott dienen wollen, müssen wir den hl. Geist haben, der uns gelehrt macht, Gutes zu thun etc.

**Fragen.** Warum hatte Gott Saul verworfen? Warum David erwählt? Warum nicht den großen Eliab? Wer salbte David? Was geschah nach der Salbung? Was müssen wir haben, um fromm zu sein?

**Illustration.** Gott siehet aufs Herz. Illustrire an einer Nuß. Die Schale mag schön sein, aber ohne Kern — ein Wurm darin etc. — Gott wählt oft geringe Werkzeuge: Apostel, Luther, Albrecht etc. etc. — Salbung: Wenn man an einem kalten Wintermorgen auf der Straße trockenes Stroh, Reisig und Holz aufeinanderstapelt, so kann man sich an alle dem guten Brennmaterial doch nicht wärmen. Warum? Weil kein

Feuer daran ist. So kann man auch in der Kirche, S. Schule und im täglichen Leben trotz aller Formeln und Mitteln nichts zur Verherrlichung Gottes und zur Rettung unsterblicher Seelen thun, wenn das himmlische Feuer, die Salbung des heil. Geistes, fehlt.

#### Wandtafel.

DAVID		SAUL	
Treue	Wer	Hochmuth	Selbstsucht
Tapferkeit	Nicht Selbst	Unniedrigt	hohet
Gottesfurcht	wird erniedrigt	werden.	Henochelei
Demuth			Feigheit

## David und Goliath.

### 3. Section für Sonntag den 16. Januar 1876. 1. Sam. 17, 38—51.

**Grundgedanke.** Der Sieg kommt vom Herrn. **Haupttext.** Phil. 4, 13.

**Zusammenhang der Geschichte.** Nach den Begebenheiten in der letzten Section wurde Saul sehr schwermüthig und bestimmt. Seine Diener suchten daher Jemand, der ihn erheitere. Zu diesem Zwecke erfahen sie David, welcher sehr gut auf der Harfe spielen konnte. Dieser wurde dann auch Sauls Waffenträger. Die Philister zettelten wieder einen Krieg mit Israel an und der Riese Goliath forderte irgend einen israelitischen Krieger zum Zweikampf auf. David nahm die Herausforderung an und erschlug den Riesen.

**Concordanz.** Zeit 1063 v. Chr. Geburt. **Helm.** a) „Eine eiserne Sturmbauhe, welche das Haupt rings umgibt und beschützt.“ **Jes.** 23, 24.; c. 27, 10.; c. 38, 5.; 1. Sam. 17, 5.; 2. Chron. 26, 14. b) Figürlich gehört er zur geistlichen Rüstung, aus Christo Zeughaufe.“ **Jes.** 59, 19.; **Weish.** 5, 19.; **Eph.** 6, 17. c) „Die Hoffnung zur Seligkeit, die wir in Christo haben.“ 1. **Thess.** 5, 8. **Panzer, Harnisch.** „Der den Krebschalen ähnlich, und zur Beschützung angelegt wird, mit welchem die Soldaten bei den Allen die Brust bedeckten. Damit wird auch die Gerechtigkeit verglichen, weil sie das Herz und die Brust der Gläubigen verwahrt, woran im geistlichen Kampfe alles gelegen ist.“ 1. **Joh.** 3, 21.; **Eph.** 6, 14.; 1. **Thess.** 5, 8.; **Weish.** 5, 19.

**Schwert,** hat seinen Namen von **Verzehren und Verderben.** 1. **Mos.** 34, 25, 26.; c. 49, 5.; **Nicht.** 3, 16.; 1. **Sam.** 21, 19. Bedeutet im bildlichen Sinne oft Krieg. 2. **M.** 5, 3.; 4. **M.** 14, 3, 43.; 2. **Rön.** 3, 23.; durchdringende Schmerzen, **Luc.** 2, 35.; **Christi Leiden.** **Ps.** 22, 21.; Gottes Wort, **Offb.** 1, 16.; 19, 18.; **Ps.** 45, 4.; **Ebr.** 4, 12.

**Schleuder.** Dieselbe bestand aus einem Strick, oder Geflecht von Sehnen, woran sich in der Mitte zur Aufnahme des Steines ein breiter Lederriemen befand (die Pflanne, **Cap.** 25, 29).

Beim Gebrauch faßte man die beiden Enden des Stricks zusammen, schlang die Schleuder um den Kopf und warf dann den Stein, der sein Ziel bis auf 600 Schritte traf.

**Spieß,** eine Stichwaffe, und als Vertheidigungsmittel bildlich angeführt. **Ps.** 35, 2.; **Ps.** 57, 5.; **Preb.** 12, 11.; **Schild.** Die Hebräer hatten, wie die meisten Völker des

Alterthums, hauptsächlich zwei Arten desselben im Gebrauch, den kleinen runden, **Nicht.** 5, 8.; 2. **Chron.** 9, 16. und den großen, den ganzen Körper schützenden, 1. **Rön.** 10, 16, 17.

Sie bestanden aus Leder von Rhipperden, Elephanten etc. oder aus Holz oder Flechtwerk, mit Leder oder Metall überzogen, ausnahmsweise ganz aus Metall, 1. **Sam.** 17, 6.; 1. **Rön.** 14, 27.; während des Gefechts hielt man ihn mit dem linken Arm, welcher durch eine lederne Handhabe gehalten wurde.

Geistlich oft Gottes Schutz, 5. **M.** 33, 29.; **Ps.** 35, 2.; 59, 12.; 2. **Sam.** 22, 3. **Philister,** stammen von Mizraim, 1. **M.** 10, 14.; wohnen ursprünglich in der östl. Gegend des ägyptischen Delta, besetzten aber dann die südl. Küste von Kanaan, 2. **M.** 13, 17, 18., südw. von Judäa und erstreckten sich von Gaza bis nach Zoppe. Ihre fünf Hauptstädte waren: Gaza, Ascalon, Asdod, Ekron, Gath.

**Texterklärungen.** 1. **Die Kämpfer.** a) David war ein Knabe, ungeübt im Kampf und auch nur schwach gegen den Philister. Daß er überhaupt schwächlich war, kann jedoch nicht behauptet werden. Dieses erhellt aus seiner Rede, womit er den furchtsamen Saul beschwichtigt, denn einen Löwen und einen Bären zu bemeistern, ist gewiß keine Kleinigkeit. Aber seine eigentliche Stärke für diesen Kampf fand er in Gott, dessen Ehre durch den großmäuligen Philister getränkt worden war. Dem oberflächlichen Beobachter mag David als ein Waghals erscheinen, das war er aber keineswegs. Der Ausgang seines Unternehmens war ihm durchaus kein Wagetück, sondern eine unzweifelhafte Gewißheit. Auch war er kein Prahlhans, denn er schämte sich nicht, frei und offen zu bekennen, daß er nur ein einfacher Hirtenknabe sei. Ferner war er auch kein Kaufbold, denn sein ganzes Wesen verrieth nichts Hohes, im Gegentheil zeigte er durch seine Anhänglichkeit und Fürsorge für die stummen Kreaturen, die seiner Obhut anvertraut waren, indem er sein Leben für sie auf's Spiel setzte, daß er eine zarte und liebevolle Gemüthsart besaß — er war bereit, „sein Leben zu lassen für die Schafe,“ obgleich sie nicht sein eigen waren — er war getreu.

b) Sein Gegner, Goliath, war von starkem Körperbau, geübt in der Kriegskunst, geschmeichelt und ermutigt von seinem Volk. Er war voll Selbstvertrauen, Verneinenheit und ein echter Prahlhans. Er ging in den Kampf in seinem eigenen Namen, mit Gotteslästerung auf seiner Zunge. Er war stolz und dumm, denn er mußte nicht, daß der Fall dem Hochmuth folgt, sonst wäre er hübsch im Lager geblieben. Er war in Wirklichkeit ein Feigling, sonst hätte er es gar nicht unternommen, sich mit einem Knaben zu schlagen.

2. **Die Rüstung.** a) Davids Rüstung bestand im Vertrauen auf Gott und wahren Glauben an ihn; er war geharnischt mit Liebe und Achtung für den Gott Israels. Er ging in den Kampf, um die gekränkte Ehre seines Gottes und seines bebrängten Vaterlands und Volkes zu rächen. Weislich legte er den Harnisch seines Anders ab und frei und ungefesselt, nur mit Schleuder, glatten Steinen und Stab versehen, trat er in die Arena, die Sache des Gottes Israels zu verfechten. Welche Lehre für den Christen und den S. S. - Lehrer, nicht in Anderer Harnisch zu glänzen, und daß wir nur erfolgreich sein können gegen die Sünde, wenn wir uns selbst die „glatten Steine“ aus dem lebendigen Strom des Wortes Gottes sammeln.

b) Goliath war geharnischt von Kopf bis zu Fuß und nach menschlichem Dafürhalten unüberwindlich. Er vertraute auf seine körperliche Stärke und sein Schwert. Er war höchst entristet über die Art und Weise, wie ihm David begegnete und sprach: „Bin ich denn ein Hund, den man mit einem Stock fortjagt, daß du mit Stecken, mit deinem Hirtenstöcklein da, zu mir kommst?“ Und, da er wohl verstand, in welchem Vertrauen sein Gegner es wagte, ihm entgegenzutreten,

„Fluchte er dem David bei seinem Gott.“ Er hatte sich aber sehr verrechnet, sein Fluch prallte auf ihn selbst zurück, wie der eines jeden Flüchters.

**3. Der Sieg.** Kurz nach dem Treffen lag der große Goliath auf seinem Antlitz und das Schwert, worauf er sein Vertrauen gesetzt hatte, mußte nun zu seinem eigenen Verderben dienen. Ein Angstgeschrei erscholl in dem Lager der Philister, welche die Flucht ergriffen und Israel jagte ihnen jubelnd und frohlockend nach. Wir können hierin sehen, wie Gott durch geringe Werkzeuge seine Feinde schlagen kann. Wenn uns Gott daher befehlt sein Werk zu treiben, so sollten wir nicht verzagen, wenn wir auch unsere Schwachheit fühlen, sondern im Vertrauen auf ihn, es frisch wagen, mit dem Goliath der Sünde zu kämpfen. Wenn wir dieses thun, so wird das Werk Gottes nicht nur im Allgemeinen gedeihen, sondern wir werden auch persönlichen Segen davon tragen, denn durch jeden Sieg, den wir erringen, wird unser Glaube, unser Gottesvertrauen gestärkt werden. Nichts, wenn auch die Feinde Gottes und unserer Seele noch so stark scheinen, sollte uns davon abhalten, sie muthig anzugreifen; denn so Gott für uns ist, wer mag wider uns sein?

**Kinderklasse.** Der Lehrer wird es nicht schwierig finden, diese Lektion interessant zu machen, denn die Geschichte selbst ist sehr fesselnd, hauptsächlich für Knaben. Man suche aber dieses Interesse recht auszubenten. Lenke die Aufmerksamkeit auf die Riesen, mit welchen auch Kinder zu kämpfen haben, als da sind: Neigung zur Unwahrheit, zur Rascherei, zum Ungehorsam, zum Müßiggang u. s. w. und zeige ihnen, wie sie diese mit Gottes Hülfe überwinden können.

**Fragen.** Wer war David? Goliath? Welches sind die Riesen, mit denen wir zu kämpfen haben? Mit welchen Waffen sollen wir sie bekämpfen? Wie können wir den Sieg erringen?

**Illustration.** Wenn eine Armee einen tapferen, fähigen Befehlshaber hat, so setzt sie ihr Vertrauen hauptsächlich auf ihn. So steht das Vertrauen der Glaubenskämpfer auf Christum. Ein waderer Kriegsherr sendet Spione und stellt Schildwachen aus. So muß der Christ forschen und wachen. Weist du, Kämpfer im Heer Immanuel's, wo deine Stärke liegt? An den schwächsten und gefährlichsten Stellen hält ein erfahrener Kriegsmann doppelt Wacht. So thue auch du. Auch die, welche sich als Freunde ausgeben, prüft ein vorsichtiger Krieger, denn unter ihrem Freundesmantel kann das Herz eines Verräthers schlagen. So verstellt sich auch oft dein Feind und heuchelt Freundschaft. — Deshalb prüfe! Zwei Dinge vergiß nie: Sind auch deiner Feinde Legion, so sind doch derer, die bei dir sind, mehr und sie sind stärker, als die, welche bei ihnen sind, Denke an Eliza. Zum Andern wisse, daß nicht der Kampf, sondern der Sieg die Krone bringt.

#### Wandtafel.



## David im königlichen Palast.

### 4. Lektion für Sonntag den 23. Januar 1876. 1. Sam. 18, 1—16.

**Grundgedanke:** Der Friede eines reinen, gehorsamen Herzens. **Haupttext:** Epr. 16. 7.

**Zusammenhang der Geschichte.** Davids Sieg über Goliath veranlaßte Saul, ihn an den königlichen Hof zu berufen.

**Concordanz.** Zeit: Ungefähr 1063 v. Chr. **Jonathan**, der erste Sohn Sauls. Bedeutet: des Herrn Gabe. 1. Chron. 9, 33. 34. Ward erschlagen, 1. Sam. 31, 2. 3.; begraben, B. 12. **Bund** ist eine von zwei Personen oder Parteien einstimmig getroffene Uebereinkunft, oder Vertrag, worin beide Theile gewisse Verpflichtungen übernehmen. Er wurde durch äußerliche Zeichen, z. B. Eidschwüre, Gastmähler, Opfer u. bestätigt. **Rock**, Unterleid; **Mantel**, Oberleid. **Gürtel**, ein breites Band um die Lenden, 1. Kön. 2, 5., womit sie die langen, weiten Kleider zusammenbinden, Geld darin tragen u. Bei den Priestern war der Gürtel vierfarbig, wie das Innere der Stiftshütte, und so erschienen die Priester als Diener der Wohnung Jehovahs. **Pauken**, ein musikalisches Instrument bei den Hebräern, welches geschlagen wurde, 1. M. 31, 27. **Handtrommel**. **Reigen**, ein Chor Menschen, die sich bei festlicher Freude an einander anschließen und rhythmische Bewegungen machen, 2. M. 32, 19.; Richt. 21, 21. 23. Eine Art Freudentanz um Gott zu loben. Jer. 31, 13. Wie weit ist das üppige Unwesen der heutigen Tänze von jener frommen Judenfreude verschieden.

**Praktische Erläuterung.** David war schon früher ein Bewohner des königlichen Palastes, aber bloß als Sänger und königlicher Harfenspieler. Saul dachte wahrscheinlich nicht daß in diesem Knaben solcher Selbstmuth stecke. Genug, als David die Siegestrophäe zu Sauls Füßen legte, nahm er ihn in den Palast, damit er bleiben sollte. David war zum König gesalbt, und zwar, die Krone aus Sauls Sünden zu nehmen, über den Erben und Sohn Jonathan. Hier lernen wir nun:

I. Daß Saul sein Vertrauen in David setzte und ihn, dem Willen Gottes gemäß, im Palaste für spätere Nützlichkeit vorbereitete. Er setzte ihn über seine Kriegskleute zum Lohn für seine Tapferkeit, nicht als machte er ihn zum Obersten, Abner nahm

jene Stelle ein. Die, welche zu regieren wünschen, sollten zuerst gehorchen lernen. David war zu Hause ein treuer Sohn, im Palast ein treuer Diener. Die in einem Stand ihre Pflicht erfüllen, werden dasselbe in einem andern nicht lassen, so sie treu sind.

II. Jonathan, welcher Erbe der Krone war, machte einen Freundschaftsbund mit David; daraus lernen wir, daß Gott den Weg öffnet, den die Seinen wandeln sollen. Davids Weg wurde klarer als der, welcher nach menschlichem Denken sein Gegner war, sein Freund wurde.

a) Jonathan gewann ihn sehr lieb. Die Weisheit, Vorsicht, Bescheidenheit und Frömmigkeit, mit welcher David vor Saul redete, und dann die Freimüthigkeit und Anmuth seines Gemüths zog Jonathans Herz zu ihm; denn auch Jonathan hatte kurz zuvor eine tühne Helldthat vollbracht. Keiner hatte mehr Ursache David zu haßen, als Jonathan, denn durch ihn sollte er die Krone verlieren; dennoch liebte ihn keiner mehr. Wer in seiner Liebe durch Grundbäume regiert wird, der wird durch keine speculativen Gründe sich von wahren Freunden trennen lassen. Der Hauptgedanke muß die minder wichtigen regieren.

b) Jonathan gab Beweise seiner Liebe, indem er den bisherigen Hirt in die Tracht der Hofleute kleidete, anstatt Stab und Schleuder ihm Schwert und Bogen gab; das Geschenk war um so werthvoller, weil Jonathan es zuvor selbst gebraucht hatte. David trug Jonathans Kleider und Jeder-mann sah daran, daß sie ein Herz und eine Seele waren.

Hier ist ein Bild: Jesus entblößte sich, damit wir Kleider hätten, er wurde arm, um uns reich zu machen. Jesus that mehr als Jonathan; er gab uns nicht bloß sein Kleid, sondern er zog sogar unsere Lumpen an, er nahm unsere Armuth und Sünde auf sich.

c) Sie bestätigten ihre Liebe durch einen Bund. Treue und Liebe wollen anhaltend und von Dauer sein. Wer Jesum liebt



als seine eigene Seele, wird sich nicht lange besinnen, einen ewigen Bund mit ihm zu schließen.

III. Die Höllinge und das Volk lieben David. Wen der König und Thronerbe liebt, den dürfen die Unterthanen nicht schmähen. Wer aber so geliebt wird, der steht in Gefahr sich zu erheben und zum Falle zu kommen. Wer schnell in die Höhe steigt, der muß einen wagerechten Kopf und ein gutes Herz haben, sonst möchte er schwindlig werden und fallen. Es ist härter, zu wissen wie im Ueberfluß sich zu bewahren, als wie in Armuth durchzukommen: David und Paulus hatten beides gelernt. Wer in Gefahr ist, Schwindel zu bekommen, der soll nur immer aufwärts schauen.

IV. Der Herr weiß, wie die Seinen zu beschützen: David war zu hoch gehoben vom Volk, das verdroß Saul und erweckte Neid in ihm. Er sah in David seinen Nebenbuhler und er verbitterte ihm das Leben.

Stolze Menschen denken, alle Ehre, die man Andern bringe, sei verloren. Das sicherste Zeichen, daß der Geist Gottes einen Menschen verläßt, ist, wenn der Mensch anfängt stolz zu werden. Die Hand des Herrn aber sendet Trübsal, um die Seinen demüthig zu erhalten.

#### Wandtafel.



**Kleinkinderklasse.** 1) Der Lehrer erzähle die Geschichte, sie enthält an sich Lehre und Anwendung genug — Jonathan

arglos, neidlos, Davids bester Freund, und Saul voll Neid und Groll, Davids bitterer Feind.

2) Zeige wie schrecklich und gefährlich der Neid ist — auch bei Kindern — Geschwister, Schulkameraden u. s. w. Wenn eins reicher, besser gekleidet ist, oder besser lernen kann, oder sonst einen Vorzug hat, wie bald wird es von andern beneidet. Weise auf die schrecklichen Folgen hin und warne ernstlich davor.

3) Welch ein köstliches Ding ist es in der Noth einen treuen Freund zu haben wie David an Jonathan hatte. Echte Freundschaft bewährt sich zur Zeit der Noth.

**Fragen.** Wer war Jonathan? Wie können sich zwei Herzen verbinden? Warum liebte Jonathan David? Warum haßte ihn Saul? Was ist Neid? Wozu führte dieser Saul beinahe? Was ist Freundschaft? Was könnt ihr bei Saul lernen? Was könnt ihr von David und Jonathan lernen?

**Illustrationen.** Neid: Chriostomus sagt: „Wie die Motte das Kleid, so zerfrisst der Neid den Menschen.“ — Die Fabel lehrt, daß der Geiz und der Neid einst miteinander gingen — wie sie gewöhnlich thun — und eine Fee trafen, welche alle Wünsche befriedigen konnte, aber wer zuerst wünscht, bekommt nur halb soviel als der Zweite. Der Geiz hatte einen Sack voll Geld, und hätte gern mehr gehabt, aber er wollte nicht erst wünschen, sonst bekam der Neid doppelt so viel. Der Neid aber war schon giftig böse, daß der Geiz so viel hatte. Endlich sagte der Neid zu der Fee: „Reiß mir ein Aug' aus.“ Er dachte, dann würde sie dem Geiz seine beiden Augen ausreißen. — Folgen des Neides: Caligula erschlug seinen Bruder, weil er ein schöner Jüngling war. Dionysius, der Tyrann, strafte Philogenius, weil er singen konnte; und den Weltweisen Plato, weil er eine Sache besser vertheidigen konnte als er. Cambyes tödtete seinen Bruder, weil er einen stärkeren Bogen ziehen konnte als er. Die Dichter des Alterthums schilderten den Neid als eine magere, blasse Gestalt, voll Galle mit schwarzen Zähnen in einer düsteren Höhle wohnhaft, welche sich niemals freue, als wenn es Andern schlecht ginge. — Mutius, ein römischer Bürger, war als ein neidischer und mißgünstiger Mann so allgemein bekannt, daß Publius, der ihn eines Tages in trauriger Stimmung sah, von ihm bemerkte: „Entweder ist dem Mutius etwas Schlimmes widerfahren, oder einem Andern etwas Angenehmes.“

## David und Jonathan.

### 5. Section für Sonntag den 23. Januar 1876. 1. Sam. 20, 35—42.

**Grundgedanke.** Wahre Gottesfurcht ist die rechte Grundlage wahrer Freundschaft. **Haupttext.** Spr. 18, 24.

**Zusammenhang der Geschichte.** Saul war entschlossen David zu tödten, weshalb sich David zur Flucht genöthigt sah. Jonathan und die Tochter Saul's retten David zweimal das Leben. David floh zu Samuel am Rama. Saul verfolgt ihn und David flüchtet sich nach Gibeon, worauf ihm Jonathan aufs Neue anzeigt, daß ihn sein Vater tödten wolle.

**Concordanz. Bogen.** Gebrauchte man im Kriege. Bildlich Macht, Stärke. 1. Sam. 2, 4.; Job 20, 24. Mit einem losen (Ps. 78, 57.), falschen Bogen (Hos. 7, 16.) werden untreue, unbeständige Leute verglichen. **Pfeil.** Dieses Kriegsinstrument hat seinen Namen von theilen, weil es, wenn es geschossen wird, mit seiner spitzigen Schärfe theilt. 2. Kön. 19, 32.; Jes. 7, 24.; 37, 33. **Rißch,** rasch, geschwind v. 38. **Geschworen,** bei Gott feierlich gelobt und ihn zum Zeugen angerufen. Der Eidswur soll gereichen zur Befestigung einer Sache, wie bei David und Jonathan, zu Gottes Ehre und Heiligung seines Namens, 5. M. 6, 13, vgl. 1. Sam. 20, 42.; Jer. 12, 16.; zur Entscheidung und Beendigung des Saders, Ebr. 6, 16. **Ewiglich.** a) Was keinen Anfang noch Ende hat, Jes. 40, 38.; Röm. 1, 20. b) Was einen Anfang, aber kein Ende hat, z. B. die Engel, Freude der Seligen und Pein der Gottlosen. Dan. 12, 2.; Matth. 18, 8.; Marc. 9, 43.; 2. Cor. 5, 1.; 2. Tim. 2, 10. c) Eine lange Zeit, 1. M. 9, 16.; so lange die Welt steht, oder lebenslang, wie das Bündniß zwischen David und Jonathan. Ps. 119, 111.; Jer. 18, 16.; Jes. 35, 5.; Joel 2, 2.; Jeph. 2, 9.

**Praktische Erläuterung.** Bängst schon hatten die trauten

Freunde bemerkt, daß Saul's Trachten gegen David ein böses war, und beide wachten über den immer zunehmenden Neid und Zorn des Königs. Endlich verabschiedete David sich vom Hofe; aber nicht bis er mit Jonathan den Bund der Treue erneuert hatte und dieser ihm versprach, ihn von des Königs Absicht in Kenntniß zu setzen. Jonathan trug alle Leiden geduldig, als aber sein Freund in Todesgefahr schwebte, redete er und brachte dadurch sich selbst in Lebensgefahr; Vers 32. Welche Thorheit in Saul, daß er denken konnte, der Hand des Allmächtigen vorzugreifen. Jonathan sah nun sicher, daß Davids Tod beschlossen war, er stand vom Tische auf, um seinen Freund zu warnen, und um ihn zu trauern.

Wir haben hier in der Section:

I. Den Höhepunkt wahrer Freundschaft; ein bewährtes Bild der Liebe und Treue. 1. Jonathan's Versprechen erfüllt. Er nahm seine Waffen und ging hinaus in die Nähe des bestimmten Platzes, wo David verborgen lag. Er schoß den Pfeil ab und gab seinem Knaben Befehl ihn zu suchen, er rief ihm zu „dortwärts“ zu suchen und in diesem einen Wort las David sein Todesurtheil. Der Knabe wurde entlassen, und weil Jonathan sich unbemerkt sah von Feinden, eilt er dem Freunde zu, um noch einen Augenblick geselligen Verkehr mit ihm zu pflegen, ehe sie sich vielleicht auf immer trennen und David für sein Leben fliehen mußte.

2. Die Wege der Freundschaft. Es ist nicht immer nöthig, sie zur Schau zu tragen. Eine unbeachtete Handlung, ein scheinbar unbedeutendes Wort heißt oft tiefe Wunden, während

der Brähler nur Wunden schlägt, um sich selbst zu zeigen. Es war ein weiser Freund, der den Andern unterrichtete, ohne dem lauernden Feind die Fährte zu zeigen. Der Knabe wußte nichts um die Sache; David aber und Jonathan wußten es.

Hieraus sollen wir lernen mit Weisheit zu handeln, unsere Freundschaft und unser Diensteser möchte sonst dem Freunde gefährlich werden; aber auch lernen sollen wir, daß Gottes Auge uns beobachtet und unsere Aufrichtigkeit kennt, ob auch die Bösen Pfeile nach uns werfen. Hätte Judas so gehandelt, dan würde sein Name heute mit der nemlichen Ehrfurcht genannt wie Jonathan's. Pfui, über die Verräther.

**II. Die Trennung treuer Freunde.** 1. David beugte sich dreimal zur Erde; als ein Diener tritt er dem Jonathan entgegen und zeigt, wie dankbar er ist für die erwiesene Wohlthat. Sie umarmten sich und küßten sich und weinten miteinander, aber David am allermeisten.

2. Die Stärkung im Leiden. Hier war nichts tröstliches, aber Thränen waren da, es trankte sie tief, scheiden zu müssen; David aber am meisten, denn er mußte hinaus in die kalte Welt, ohne Freunde, ohne Hülfe; aber sie stärkten sich gegenseitig in ihren Bund und Eid, der im Herrn geschworen war, nicht bloß für sie beide, sondern für die übrigen. Ihr Trost war im Herrn und wußte David nach solcher Aufmunterung singen: „Wer unter dem Schutze des Höchsten wohnt, hat nichts zu fürchten.“

Diese Trennung war eine harte; nur noch einmal sahen sich die Freunde in einen bald verstohlener Weise, Cap. 23, 16., aber auch dann nur, um einander aufs neue in Gott zu stärken; hernach trafen sie sich nicht wieder, aber ihren Bund hielten sie treulich.

Hieraus sollen wir lernen, was wahre Freundschaft ist, und wie wir Treue üben sollen gegen unsere Freunde. Aber noch mehr: Die weil wir auf Erden wandeln, sind wir abwesend vom Herrn, doch wir haben den Trost, der Herr hat einen ewigen Bund mit uns gemacht und wird ihn nicht brechen. Stärket euch unter einander, ihr Christen, in dem Herrn eurem Gott und seinem Bunde.

**Kleinkinderklasse.** Diese Action liefert dem Lehrer ausgezeichneten Stoff, den Kleinen die Tugend der Uneigennützigkeit einzuschärfen. Hier war Jonathan, ein Königssohn und sein Freund David ein armer Hirtentnabe (seine Königswürde lag noch in der Zukunft), den Gott, wie er wußte, anstatt seiner zum König für Israel ersehen hatte. Saul war äußerst erbost darüber und wollte David umbringen, so daß er nicht König werden könne. Der edle Jonathan hingegen, anstatt seinen Freund zu beneiden und seinem Vater behülflich zu sein, denselben aus dem Wege zu räumen, ersann Pläne, wie das Vorhaben seines gottlosen Vaters zu vereiteln. Ergänze mit Ereignissen im Kinderleben, und dann zeige auf Jesum als den uneigennützigsten aller Freunde hin.

**Fragen.** Wer war Jonathan? David? Wer wollte David um's Leben bringen? Wer bereitete sein Vorhaben? Wer hätte nach der gewöhnlichen Ordnung sollen König werden nach Saul? Wie nennt man eine solche Handlung, wie Jonathan beging? Wer ist der uneigennützigste Freund, den es gibt?

**Illustrationen.** Freunde. So lange Blüthen am Baum sind, kommen die Bienen in ganzen Schwärmen, um den Honig zu saugen, sobald die Blüthezeit vorbei ist, lassen sie sich nicht mehr sehen. So geht es auch mit manchen Freunden: Wenn wir uns in gedeihlichen Umständen befinden, haben wir Freunde genug, wenn wir aber in der Noth sind, so verlassen sie uns. Gotthold.—Verschiedene Freunde. Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr, weil sie ihm immer wohl redeten, der dritte war ihm gleichgültiger, obgleich es dieser am besten mit ihm meinte. Einst wurde er ungeschuldig verklagt. „Wer unter euch will mit mir gehen und für mich zeugen?“ fragte er die Freunde. Der Erstere entschuldigte sich sogleich, weil er keine Zeit habe. Der Zweite begleitete ihn bis vor die Thüre des Rathhauses. Der Dritte, auf den er am wenigsten gehalten hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter in sofort lösließ. — Ein treuer Freund. Damon und Pythias waren innige Freunde. Einst war der eine gefangen und zum Tode verurtheilt. Er wollte aber gerne vorher noch heimkehren und der Verehelichung seiner Schwester betwohnen. Sein Freund wurde deshalb Bürge für ihn, und stellte sich an seine Stelle. Wenn er nicht wiederkehrte, wollte er für ihn sterben. Aber der Andere wurde auf seiner Rückkehr durch wilde Thiere und eine Wasserfluth so aufgehalten, daß die Zeit der Hinrichtung herankam. Der Freund wurde zum Galgen geführt, und Niemand dachte daran, daß der Andere wiederkehren werde. Gerade als der Richter im Begriff war den tödlichen Streich auszuführen kam Jener herbeigeeilt. Der König wurde von der Treue des Freundes so gerührt, daß er ihm nicht nur das Leben schenkte, sondern die Beiden bat ihn in ihren Freundschaftsbund aufzunehmen.

#### Wandtafel.



## Die Gen. - Conferenz und die S. S. - Sache.



Daß die S. Schul-Sache immer mehr die Aufmerksamkeit findet, welche sie verdient, hat sich auch an unserer letzten Gen.-Conferenz gezeigt. Eine eigene Committee war angestellt, um darauf zu sehen, daß die S. Schule bei der wichtigen Versammlung gehörig berücksichtigt werde. Diese Committee entledigte sich denn auch ihrer Aufgabe nach bestem Vermögen und hielt besonders die beiden Hauptpunkte fest im Auge: a) Die erfolgreiche Betreibung einer S. Schule im Allgemeinen hängt besonders von der Thätigkeit des Predigers ab. b) Die Erreichung des hohen Zweckes der S. Schule beim einzelnen Schüler hängt besonders von der Frömmigkeit, Thätigkeit und Fähigkeit des Lehrers ab. Mit Rücksicht auf diese Punkte empfahl die Committee, die S. Schule direkt unter die Aufsicht der Kirche, resp. des Auf-

sichtspredigers zu stellen und die Stellung der Lehrer so wichtig und feierlich als möglich zu machen. Ersteres ist denn auch in Gemäßheit mit der Anempfehlung genannter Committee von der Revisions-Committee der Conferenz vorgelegt und von dieser den jährlichen Conferenzen zur Ratification empfohlen worden. Es ist dieses ein erfreulicher Fortschritt. Der Gemeinde ist es nun zur speziellen Pflicht gemacht S. Schulen zu gründen und zu beaufsichtigen—mithin auch zu unterstützen. Somit ist alle Gelegenheit zu Mißverhältnissen zwischen Gemeinden und Sonntagschulvereinen zc. von vorn herein abgeschnitten, und dennoch allen Gliedern Gelegenheit gestattet, sich nach allen Kräften an der Schule zu betheiligen — ja ihnen das von Seiten der Kirche zur Pflicht gemacht. Die S. Schulen sind jetzt Kirchenschulen, was sie im vollen Sinne des Wortes sein sollen, und werden müssen, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen. Wo die Kirche säet, hat sie ein volles



Recht eine Ernte für sich zu erwarten; aber wo sie zu ernten hofft, sollte sie auch säen.

Im zweiten Punkte, nemlich mit Rücksicht auf eine mehr bestimmte und feierliche Anstellung der Lehrer in der S. Schule, hat die Revisions-Committee die Anempfehlung der Committee über S. Schulen 2c. ganz mit Stillschweigen übergangen. Besagte Empfehlung hatte etwa den folgenden Inhalt: Der S. Schul-Superintendent soll, wenn eine Klasse einen Lehrer braucht, eine nach seiner Meinung passende Person vorschlagen, welche dann öffentlich vor der Schule durch den Prediger eingeführt wird, indem sie einige auf die specielle Stellung als S. Schullehrer bezügliche Fragen beantwortet 2c. In Abwesenheit des Predigers mag derselbe dem Superintendenten die Erlaubniß erteilen, diese Einführung vorzunehmen.

Was sollte denn der Zweck dieser Einführungszeremonie sein? Antwort: Die Wichtigkeit und Bedeutung der Stellung eines S. Schullehrers vor der Schule, besonders aber vor dem neuen Lehrer und der von ihm zu übernehmenden Klasse hervorzuheben. Wie oft herrscht gerade in dieser Richtung die größte Unregelmäßigkeit — um nicht zu sagen Gleichgültigkeit — in S. Schulen. Wenn man zusammen kommt, besetzt der Superintendent die Klassen mit solchen Lehrern, wie er sie gerade zur Hand hat. Er fragt nicht lange, oder erinnert sich vielleicht gar nicht mehr, wer die Stelle am verfloßenen Sonntag bekleidet hat. Daß dabei auf Seiten des Lehrers keine Regelmäßigkeit, zwischen ihm und der Klasse keine Innigkeit und im Ganzen kein Erfolg erzielt wird, liegt auf der Hand. Wir sagen oft — und zwar mit Recht — die Stelle eines S. Schullehrers sei der eines Predigers verwandt und an Wichtigkeit am nächsten. Wäre dann nicht eine mehr feierliche Einführung desselben sehr zweckmäßig, besonders wenn dadurch mehr Regelmäßigkeit hergestellt werden könnte. Aber würde dies geschehen? Wenn ein Lehrer auf seine öffentliche Einführung — auf seinen Ruf und sein feierliches Gelübde etwas

hält, dann wird ihm die regelmäßige Pflichterfüllung in der S. Schule gewiß mehr am Herzen liegen, als wenn es nur eine Art Gelegenheitsache ist, wie früher. Man entgegnet hier vielleicht, daß doch bei vielen Lehrern ihr Beruf Herzensache sei, und sie deshalb einer solchen Mahnung nicht bedürften. Gottlob! daß es Vielen Herzensache ist. Aber man macht die Verordnungen gewöhnlich den Pünktlichen zur Stütze und den Saumseligen zur Mahnung. Um wie vieles würde das Ansehen und der Eindruck eines gewissenhaften Lehrers bei seiner Klasse steigen, wenn er ihnen feierlich und öffentlich als ihr Lehrer zugeführt würde, und wie würde er selbst infolge seiner feierlichen Installation seine Bemühungen verdoppeln, um erfolgreich zu sein.

Daß nun jene Committee diese Anempfehlungen bei Seite legte, dazu hatte sie ohne Zweifel nach ihrer Meinung gute und hinreichende Gründe, weshalb wir auch diese Bemerkungen in keiner Weise als die leiseste Beschuldigung jener Committee verstanden haben wollen. Daß aber diese Anrathungen nicht todt sind, sondern nur einem einseitigen, beschränkten Traumlleben anheimgefallen sind, davon meinen wir überzeugt zu sein. Man gegenrebet freilich, daß keine andere Kirche solche Verordnungen habe. Darauf ist zu antworten, daß dieses noch lange kein hinreichender Grund ist, warum wir als Kirche eine gute Maßregel nicht annehmen sollten. Da es aber voraussichtlich ist, daß diese Maßregel in Zukunft allgemein werden wird, wäre es gar kein großes Unglück, wenn wir einmal mit Einführung einer guten Anordnung vorangingen. Viele der besten Sonntagschulmänner empfehlen und praktizieren diese Maßregel, und hat sich dieselbe als sehr erfolgreich und nützlich bewährt. Weil aber das Ignoriren einer Verfahrungsweise kein Verbot derselben ist, so möchten wir S. Schulen den Versuch anrathen, die Aufnahme neuer S. Schullehrer öffentlich und feierlich vorzunehmen, denn wir können die verantwortliche Stellung eines S. Schullehrers nie zu wichtig machen — er hat es mit unsterblichen Seelen zu thun. W. H.

## Worin besteht des Sonntagschullehrers Arbeit und Vorbereitung?

Von C. A. Schnake.

Sehr wichtig ist die Arbeit des Sonntagschullehrers. Wer vermag es, sie richtig aufzufassen und sie ihrem Werthe entsprechend zu beschreiben! Sie erinnert mich an einen gewissen Künstler, der, um ein Bild zu entwerfen, mit seinem Pinsel bedächtig seine Züge machte. Man fragte ihn, was er thue. Er antwortete: „Ich male für die Ewigkeit.“ So ist es mit des Sonntagschullehrers Arbeit. Er arbeitet für die Ewigkeit!

Es sind dem Sonntagschullehrer unsterbliche Seelen anvertraut, für welche Jesus blutete und sein Leben gab, damit sie sein Eigenthum würden in Zeit und Ewigkeit.

In der Familie erhalten die Kinder die ersten Eindrücke, die Mutterhand macht dieselben auf die jungen, zarten Wesen; ob gut oder böse, das hängt gewöhnlich von dem Charakter der Eltern, besonders der Mutter, ab. In einem entsprechenden Alter werden die Kinder in die Sonntagschule gesandt, vom Superintendenten einem gewissen Lehrer übergeben, mit der Andeutung: Hier hast du nun etliche Lämmer des Herrn Jesu, welche er mit seinem eigenen Blute erkaufte, und sagt nun zu dir: „Weide meine Lämmer!“

Der Lehrer ist nun eingesetzt, als Hirte der Lämmer Jesu;

sie sind ihm anvertraut, um sie auf den grünen Auen des Wortes Gottes zu weiden, vor Gefahren zu schützen und sie in die Arme des Erzhirten Jesu Christi zu führen.

Der Lehrer sollte nun als der Lämmerhirt Jesu betrachtet und ihm keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden, wodurch seine Arbeit erschwert werden möchte. Er selbst sollte sich als von Jesu geehrt und hochgeachtet schätzen, dessen Lämmer weiden zu dürfen. Sowie es der Apostel Paulus als eine Gnade betrachtete, das Evangelium von Jesu Christi verkündigen zu dürfen, wie er Eph. 3, 8. sagt: „Mir, als dem allergeringsten unter den Heiligen, ist gegeben diese Gnade, zu verkündigen den unaussprechlichen Reichthum Christi,“ so ist es ebenfalls eine Gnade, ein Vorrath vom Herrn Jesu ein Hirte seiner Lämmer zu sein. Ich wollte, ich könnte dieses den Lehrern und Lehrerinnen in der Sonntagschule so recht deutlich machen, es tief in ihre Herzen einprägen, damit sie ihre Arbeit in der S. Schule nicht als ein gesekliches Muß, nicht als Zwang, sondern als ein evangelisches Vorrath, als eine Gnade von Jesu, wozu die Liebe bringt, ansehen möchten.

Was nun die Arbeit eines Sonntagschullehrers betrifft, so

ist diese, wie schon oben angedeutet und aus der Natur der Sache hervorleuchtet, eine sehr wichtige; denn sie begreift in sich die Bildung des moralischen und religiösen Charakters des Kindes, das Kind soll in der Sonntagschule moralisch und religiös erzogen werden; es soll Gott und den, den er gesandt hat, Jesum Christum, kennen lernen, nicht nur dem Buchstaben nach, sondern, wenn möglich, erfahrungsmäßig.

Ist der Grund zu diesem Gebäude in der Familie gut gelegt, so hat der Lehrer nur auf diesem gut gelegten Grunde fortzubauen, das Kind tiefer in die Heilswahrheiten einzuführen, somit wird der Charakter des Kindes richtig gebildet und für die Wirkungen des hl. Geistes recht empfänglich. Ist aber die Erziehung im elterlichen Hause eine vernachlässigte, oder sogar eine schlechte gewesen, sind böse Eindrücke auf das junge Wesen gemacht worden, so ist des Sonntagschullehrers Arbeit eine weit schwierigere; es erfordert viel Geduld und Ausdauer, einen festen Sinn, um den Herzensacker mit dem Spaten des Gesetzes zu umgraben und den Samen des Evangeliums in denselben zu streuen, ihn oft zu begießen und das Gedeihen dazu vom Herrn zu ersehen.

In dieser seiner Arbeit hat der Lehrer besonders dahin zu wirken: 1) Daß er der Kinder Liebe und Zuneigung gewinne. Ein Lehrer, der diesen Zweck nicht erreichen kann, ist nicht geeignet für dieses Amt, er würde von wenig Nutzen für die Kinder sein. Der Lehrer sollte selbst gründlich belehrt sein, innige Gemeinschaft mit seinem Heilande pflegen und so recht mit der Liebe Christi erfüllt sein; in seinem Benehmen nie abstoßend, sondern anziehend, nie zornig und mürrisch, sondern gelassen, sanftmüthig und freundlich sein. Die Fehler der Kinder nie übersehen, aber sie in einem christlichen Ernst und in Liebe zu ihnen rügen. Es ist oft nur jugendlicher Leichtsinns und keine besondere Bosheit bei den Kindern. Der Lehrer sollte das zu unterscheiden wissen.

2) Hat der Lehrer der Sonntagschule in seiner Arbeit den Samen des göttlichen Wortes in die jungen Herzen zu streuen. Das Wort Gottes ist der veredelnde, die Herzen erneuernde und Leben bringende Same; wo dieses in der Sonntagschule fehlt, da fehlt das Hauptbildungsmittel. Gott befiehlt dem alten Bundesvolke, daß sie sein Gesetz sollen zu Herzen nehmen und es ihren Kindern einschärfen, daß sie davon reden sollen, wenn sie im Hause sitzen, oder auf dem Wege gehen, wenn sie sich niederlegen und aufstehen, u. s. w. Und von dem alten Abraham sagt Gott: „Ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wege halten und thun, was recht und gut ist.“

Hierzu bieten sich nun dem Lehrer der S. Schule die erwählten Lectionen, als ein vortreffliches und geeignetes Mittel dar; sie weisen den Lehrer auf ein Hauptthema hin. Diesen Hauptgedanken den Kindern recht einzuprägen und solche Eindrücke auf ihre Herzen zu machen, welche im ganzen Leben nicht mehr verwischt werden, ist des Lehrers Aufgabe. Aber um Kinder zu lehren, muß der Lehrer selbst recht kindlich werden, zu den Kindern sich herablassen, ihnen die Wahrheiten in solcher einfachen Weise vortragen, wie es Kinder vermögen zu fassen.

Ein kleines Mädchen wurde gefragt, ob sie die Tante Maria oder die Tante Johanna zu besuchen wünsche? Sie antwortete: Ich besuche am liebsten Tante Johanna. Auf Befragen, warum? entgegnete sie: Sie bacht immer viel „Singerknaps“, und hält sie auf dem alleruntersten „Scheff“. So muß der Lehrer die Heilswahrheiten, der Jugend ihrem Begriffe gemäß — auf den untersten Scheff — so nahe als möglich legen, damit sie dieselben auffassen können. Das Ziel des

Lehrers muß nicht nur allein sein die Kinder für Jesum zu gewinnen, sondern sie auch für die Kirche zu erhalten. Ich glaube, der Lehrer unserer S. Schulen darf der Jugend unsere Kirche getrost und dreist anempfehlen, denn sie ist — wenn nicht besser — doch immer so gut, als irgend eine andere Kirche. Eltern und Lehrer dürften da im Allgemeinen wohl ein wenig mehr evangelisch sein.

Daß nun zu einer solchen wichtigen und umfangreichen, schwere Folgen nach sich ziehenden Arbeit eine gehörige Vorbereitung nöthig ist, muß jedem gewissenhaften ernstern Lehrer deutlich sein. Die meisten Lehrer der S. Schule sind aber in der Woche in ihrem Berufe so in Anspruch genommen, daß ihnen wenig oder gar keine Zeit zur Vorbereitung für die wichtige S. Schularbeit übrig bleibt. Es läßt sich diese Schwierigkeit nicht verkennen, und doch kann es geschehen, wenn ein ernster Wille dazu vorhanden ist, ohne in dem täglichen Beruf darunter zu leiden. Hierin will ich versuchen, dem S. Schullehrer in etwa behülflich zu sein.

1. Der Lehrer suche sich am Sonntag schon mit der Lection für den nächsten Sonntag recht bekannt zu machen: a) Er lese dieselbe etliche Male mit ernstlicher Betrachtung und Gebet, präge seinem Gemüthe den Hauptgedanken recht ein. b) Schlage man die Paralellstellen, und was mit der Lection verbunden ist, nach, und vergleiche Alles mit einander. Denn „Schrift muß mit Schrift erklärt werden.“ Dieses kann Alles am Sonntage vorher geschehen. Hat man nun auf diese Weise den Grund gelegt, so kann man in der Woche, zu Zeiten, tro man an sonst nichts besonders zu denken hat, den Bau des Lehrgebäudes vollends fertig machen. c) Sollte man das über nachdenken — und dies kann bei der Arbeit geschehen — was die Bibel über diesen Gegenstand lehrt. d) Wie gewisse Dichter denselben besungen. e) Was man überhaupt in Büchern schon darüber gelesen und von Andern mag gehört haben. f) Was man aus eigener Erfahrung weiß. Alles dieses darf sich der Lehrer zu Nutzen machen.

Durch ein solches Selbststudium wird der Lehrer so recht in die Schatzkammer des Wortes Gottes, als der wahren Weisheit eingeführt, sammelt sich einen köstlichen Vorrath aus demselben, wodurch er nicht nur neu gestärkt und ermuntert, sondern mehr und mehr ins Bild seines göttlichen Meisters verklärt, und seiner Klasse von unbeschreiblichem Nutzen und Segen wird. Selbst die Lehrerversammlungen, wo immer sie existiren, so segensreich sie auch immer sein mögen, können doch ein solches Selbststudium der Schrift nicht ersetzen.

2. Versäume der Lehrer der S. Schule doch ja nicht das gläubige Gebet. Ohne dasselbe wird der Unterricht von wenig Nutzen und Segen sein. Das Gebet gibt dem Unterricht die rechte Würze, es wird die Herzen der Kinder den Wirkungen des heiligen Geistes öffnen. „Paulus kann pflanzen, Apollo begießen, aber Gott muß das Gedeihen geben.“

3. Sollte der S. Schullehrer nie versäumen, den Lehrerversammlungen beizuwohnen. Er sollte alle geeigneten Mittel benutzen, welche zur Tüchtigmachung seiner Arbeit dienlich und beförderlich sind, so wird er gewiß nicht unfruchtbar sein, er wird immer fähiger werden, seine Aufgabe mit gutem Erfolge zu lösen. Er wird auch immermehr gestärkt werden am inwendigen Menschen, seinem Heilande, besonders in der Liebes-thätigkeit, ähnlicher werden, und endlich den Lohn eines treuen S. Schullehrers ernten. Es wird heißen: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig treu gewesen, ich will dich über Vieles setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude!“



## Das alte und das neue Jahr.

**W**ir befinden uns jetzt wieder an der Schwelle eines neuen Jahres. Während ich diese Zeilen schreibe, umschwebt mich die Abenddämmerung des alten und der Morgenschimmer des neuen Jahres. Das Gemüth beschäftigt sich mit verschiedenen Gedanken bezüglich der Vergangenheit und der Zukunft, die unser Herz theils hoffnungsvoll und dann aber auch wieder zaghaft stimmen. In diesem Uebergangszustand von einem Jahre in das andere tritt uns auf allen Seiten der Wechsel der Zeit vor unser Gemüth. Indem wir auf die Abschiedsgrüße der dahinschwindenden Zeitbogen lauschen, entfährt unserm Herzen ein Seufzer für die Freunde, welche durch dieselben von unserer Seite hinweggetragen wurden und während wir das Rauschen der heranrollenden Fluthen hören, drängt sich uns unwillkürlich der Gedanke auf, ob nicht dieselben von ihnen beauftragt seien, uns außer dem Bereich der Zeit zu tragen.

Aber wir denken nicht nur an den Tod, sondern auch an das Leben. Mit dem neuen Jahre gibt es auch wieder neue Arbeit und neue Verantwortlichkeit; der liebe Gott hat nicht umsonst unser Leben verlängert. Und, o, wie ist da so Vieles zu thun, und wie verhältnißmäßig gering war unser bisheriger Erfolg! Welche Schaaren Kinder, Jünglinge und Jungfrauen sind noch außer dem Bereiche des segenspendenden Einflusses der Sonntagschule! Wie viele Straßen und Gassen gibt es noch, welche wir nicht durchsucht haben, (Lieber Lehrer, wie viele hast du im vergangenen Jahre durchforscht?) um die in der Irre gehenden Lämmlein Jesu heim in das Vaterhaus zu bringen? Und dann, welche Menge Schüler, die sich schon in der Sonntagschule befinden, sind noch unbekehrt? Lieber Lehrer, wie viele von deiner Klasse haben während des verflossenen Jahres ihr Herz dem Heiland geschenkt? Wie viele von denselben sind noch auf dem breiten Weg? Hast du deine volle Schulbigkeit gegen sie gethan? Hast du sie beständig auf betendem Herzen getragen? Wieviele Gebete hast du im Kämmerlein für sie zum Gnadensthron gesandt, und wie viele Thränen hast du für sie vergossen? Gott weiß es, er hat sie gezählt.

Mit dem neuen Jahre gibt es auch wieder neue Lectionen. Um in diesem Jahre erfolgreicher zu sein, als im verflossenen, ist es nicht nur nothwendig inbrünstiger und inständiger zu beten, sondern es kommt auch auf bessere Vorbereitung zum Lehren an. Daß die Zeit sehr schnell verschwindet, haben wir wieder in dem verstrichenen Jahre Alle genügsam erfahren, und doch, wie schwer ist es für manche S. S.-Lehrer, diese Thatsache zu begreifen, wenigstens verräth dieses ihre Saumseligkeit. Man läßt die köstlichen Minuten von Montag bis Sonntagmorgen vorbeiziehen, ohne sie zu benutzen, in dem Wahn, es sei ja noch Zeit genug, die Lection für den nächsten Sonntag zu studiren. Und so geht ein Tag nach dem andern hin, bis die Unterrichtsstunde herbeikommt und dann tritt man mit leerem Kopf und oft noch leererer Seele vor die Klasse hin. Kein Wunder, daß man da die Aufmerksamkeit der Klasse nicht fesseln kann, und der Unterricht, anstatt ein Segen zu sein, der die eigene Seele labt, eine saure Bürde wird! Lieber Mitarbeiter, fasse mit dem neuen Jahre den neuen Entschluß, forthin jede Minute, welche dir für diesen Zweck zu Gebote steht, auszukaufen, und noch mehr, siehe zu, daß du deinen Voratz auch ausführst.

Aber mit dem neuen Jahre gibt es auch wieder neue Gelegenheit Gutes zu thun. Wie froh sollten wir sein, daß uns Gott würdig achtet, Mitarbeiter zu sein in seinem Weinberge, eine Ehre, um welche uns die Engel wohl beneiden möchten. Welch' Vorrecht, ein Mitbester des Königs aller Könige zu sein. Welche Gelegenheit wird uns hier geboten himmlische Vorbeeren zu erringen? Der Meister, für den wir arbeiten, ist nicht karg mit seinen Gaben. Unser Lohn ist uns gewiß. Nicht nur liegt eine solche Seelenzufriedenheit, als sonst nichts in der Welt bieten kann, in der Arbeit selbst, sondern wenn wir als treue Streiter erfunden werden, so sollen wir einst glänzend und sieggekrönt im himmlischen Jerusalem einziehen; denn: „Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

D. C.

## Uebelstände.

„Welches sind die vorherrschenden Uebelstände in der Sonntagschule?“

**I**n der letzten Versammlung des „Deutschen S. S. Lehrer Vereins von St. Louis“ wurde diese Frage besprochen.

Der von der Committee dazu ernannte Redner theilte die Uebelstände in zwei Klassen. Zur ersten Klasse zählte er Uebelstände, wo menschliche Hülfe nicht ausreiche. Solche Uebelstände seien:

1. Der Kampf des Fleisches gegen den Geist, so daß Paulus schon ausruft: „Das Gute, das ich will, das thue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich.“ Da ist es Gottes Wunder, daß es noch S. Schulen gibt. Könnten wir nur diesen Uebelstand beseitigen, dann würde man es auch mit allen andern thun können.

2. Unsere Sprache. Die Kinder gehen in der Woche in die englischen Schulen. Da sprechen und hören sie englisch. Da hat man dann seine Schwierigkeit am Sonntag, die Lection so

zu erklären, daß die Kinder auch verstehen, was man ihnen ans Herz legen will.

Zur zweiten Klasse zählte er solche Uebelstände, die menschliche Hülfe beseitigen könnten und auch müßte.

1. Die Disciplin in den einzelnen Klassen sei schlecht. Hier könne geholfen werden.

2. Einige Lehrer predigen zu viel in der Klasse; dadurch würden sie eben die Aufmerksamkeit der Schüler verlieren. Fragen und immer wieder Fragen sollten sie gebrauchen.

3. In vielen Klassen habe man zu junge Lehrer, so daß sie sich deshalb den Respect der Schüler nicht sichern könnten. Auch seine Lehrer solle man anstellen.

4. Unvorbereitete Lehrer in der S. Schule, so daß sie auf dem Wege zur Schule nicht mal wissen, was sie den Kindern sagen wollen; ja, vielleicht nicht mal wissen, was die Lection ist.

5. Zu oft ist Mangel an guten und fähigen Lehrern. Gewinne die besten und fähigsten.

6. Während des Gebets weist man oft Kinder zurecht; thut es aber in einer so lauten Art und Weise, daß ganze Klassen dadurch ihre Aufmerksamkeit vom Gebet ab- und dem zurechtweisenden Lehrer zuwenden. Lieber solle man diesen unartigen Schülern während des Gebets Nichts sagen.

7. Das schleppende Singen. Das Singen sollte lebhaft und dem kindlichen Gemüthe angeeignet sein.

8. Die Gewohnheit, daß einige Lehrer während des Unterrichts zu laut, und andere zu leise reden. Der leise redende Lehrer wird dann von seinen eigenen Schülern nicht mal gehört.

9. Lehrer sind oft zu familiär in ihren Begrüßungen in Gegenwart ihrer Schüler, mit ihren „Hallo, John und Bill!“ u. Sie verlieren ihr Ansehen dadurch.

10. Die Lehrer drücken sich oft in bitteren, tadelnden Worten aus über andere Lehrer in Gegenwart der Kinder. Welch böse Folgen hat nicht solches Tadeln!

11. Die Lehrer sind mit ihren Kindern zu unbekannt, sie sollten sie von Haus aus kennen.

11. Lehrer sollten wissen, warum sie in der S. Schule arbeiten. Ein Arbeiter empfängt Lohn; so auch der S. Schul-Lehrer.

Nachdem jetzt die Frage zur freien Besprechung den Lehrern

übergeben worden, meinte ein Lehrer: Der Uhrzeiger fehle zu oft — es sei kein Jesus im Herzen. Ein Anderer: Es sei zu viel Form und keine Befehrung. — Ein Anderer: Beim Anfahren und Schließen ist der Superintendent sowohl wie der Lehrer oft zu langsam; pünktlich solle man da sein. — Ein Anderer: Wir beten nicht genug für die Kinder — für uns selbst. — Ein Anderer: Wüßten Superintendent und Lehrer den Zweck der S. Schule, dann würden die Uebelstände schwinden; ein Kinder-Gottesdienst sei die S. Schule. Mit Liebe zu Gott im Herzen würde auch die Liebe zu den Kindern sein. Jedoch hätten wir keine Vollkommenheit zu erwarten, sondern nur Stückwerk. — Der Präsident: Oft fehle es an herzlicher Einigkeit und Zusammenwirken zwischen Lehrer und Superintendent. Auch besuchten die Lehrer die Lehrerversammlung ihrer eigenen S. Schule nicht.

Die Geschäfts-Committee, die alle Fragen wählt, den Platz und Redner bestimmt, erbat sich dann den Wunsch der Versammlung, ob sie das nächste Mal über die Frage zu sprechen wünschten: „Ob ein Logen-Bruder Superintendent oder Lehrer in der S. Schule sein dürfe?“ Die Committee hätte sich über diese Frage nicht einigen können und überließe es jetzt der Versammlung zu entscheiden. Eine überwiegende Majorität antwortete mit „Nein!“

Darauf folgte bald Vertagung. Ihr u. a. d. S.

## Der neue Feldzug.



Kameraden! Das alte Jahr ist nun vorbei. Mit dem neuen beginnt auch wieder ein neuer Feldzug. Hoffentlich haben sich keine unserer Regimenter in das Winterquartier zurückgezogen. Der Feind ist noch immer in voller Rüstung im Feld, und da geizt es sich uns nicht, das Schwert in die Scheide zu stecken. Um aber erfolgreich zu sein, ist es nothwendig, gewisse Bedingungen zu erfüllen, von welchen wir hier etliche erwägen wollen:

1. Werdet persönlich bekannt mit euren Schülern; kenne nicht nur ihre Gesichter, sondern auch ihre Namen — ihre Taufnamen, sowie auch ihre Heimath und ihre Umgebungen. Um diese Bekanntschaft machen zu können ist es nothwendig, sie zu besuchen. Macht es euch daher zur Pflicht, euren Schülern wenigstens alle zwei Monate im elterlichen Hause, oder wo immer sie ihre Heimath haben, einen Besuch abzustatten. Ehe ihr euch verabschiedet sprecht ein gutes Wort mit einem Jeden im Hause, und wo es irgend möglich und angebracht ist, betet mit der Familie. In eurem Verkehr seid lieblich und freundlich, denn das ist biblisch. Ihr braucht da keine Predigt zu halten oder euch über Privatangelegenheiten auszubreiten; aber bemüht euch Alle fühlen zu lassen, daß euch ihr Wohl am Herzen liegt, und daß ihr größtes Glück in der Erkenntniß und Befolgung des Wortes Gottes zu finden ist.

2. Lernet eure Sectionen durch und durch. Einfach wiederholen zu können in den Worten der Schriftausleger, was sie euch bieten, ist nicht genug. Studirt bis ihr den Schülern in euren eigenen Worten den Sinn und die Lehren der Section vortragen könnt; kurzum betrachtet und lernet dieselbe bis ihr ihr Inhalt in euch verkörpert hat. Erst dann wird sie euer Eigenthum und erst dann könnt ihr rechten Gebrauch davon machen.

3. Seid besorgt einen heilsamen Eindruck auf eure Schüler

zu machen. Bedenkt, daß ihr vielleicht die ersten entschiedenen Christen sein mögt, mit welchen sie persönlich zusammen-treffen. Der Prediger ist oft, ja leider nur zu oft, zu weit von ihnen entfernt, und von euch erhalten sie vielleicht die erste Idee vom wahren christlichen Glauben. Etwas von geringer Bedeutung für euch mag von großen Folgen für sie sein. Seid auf der Hut; Kinder sind scharfe Beobachter. Seid einfach, seid lieblich und aufrichtig und ihr werdet ihnen ein beständiges nachahmungswürdiges Exempel sein.

4. Verfolgt die rechte Bahn in eurem Unterricht. Die Bibel ist euer Lehrbuch. Christus ist euer Thema. Eure Arbeit ist für die Ewigkeit. Eure Kraft ist in dem hl. Geiste. Er ist der Autor des Wortes und nur er kann euch zum richtigen Verständniß desselben verhelfen. Er muß die Triebfeder eures Wirkens sein und die Schüler für die Aufnahme des göttlichen Wortes empfänglich machen. „Der natürliche Mensch aber vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit, und kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet sein.“ Wenn ein Sünder unter der Last seiner Sünden schmachtet und Erlösung von derselben sucht, so scheint es dem natürlichen Menschen, als mache er viel zu viel Wesens. Es mögen sich Personen in eurer Umgebung befinden, welche nicht glauben können, daß ihr eure Arbeit einfach in Betracht der Ewigkeit betreibt, sondern schreiben eure Thätigkeit dem Geschnack oder der Neigung zu. Es ist daher wichtig, daß ihr euer Werk so verfolgt, als wolltet ihr damit sagen: „Christus, der Meister, hat mir dieses zu thun gegeben und ich hoffe und traue, der hl. Geist wird es zum Segen dieser so köstlichen Seelen reichen lassen.“ Seid ernstlich in eurer Arbeit. Haltet fern allen Schein und alle Tändelei. Es handelt sich hier darum, unsterbliche Seelen auf der Lebensbahn zu bringen, und tausenderlei Einflüsse umschweben sie, um sie von



derselben abzuhalten. Hier gilt Entschiedenheit und Ausdauer. Im Namen Gottes „haltet nicht nur die Festung“, sondern macht auch recht viele Ausbrüche und führt dem Heiland, unserm großen Befehlshaber, eine große Zahl von Trophäen zu.

Berichtet euren Dienst mit einem Ernst, welcher der Wichtigkeit desselben angemessen ist, jedoch mit einer Willigkeit und einem Frohsinn, wie es sich den Dienern eines so gnädigen und gütigen Herrn, wie wir haben, gebührt. Möge er euch segnen und euch leiten durch seinen Geist.

## S i n t e r s t ü b c h e n .

**Fröhliches Neujahr!** „Das ist bald gesagt,“ denkt vielleicht der geschätzte Leser, den irgendwo der Schuh drückt und er hat nicht gerade das Messer zur Hand, um sein Hühnerauge zu beschneiden; „aber mit dem Fröhlichsein da haberts“. Wissen's wohl, wenn des Herzens Regentag ist, dann tropft's auch oft vom Auge, und dabei ein fröhliches Gesicht zu machen, das ist eine feine Kunst. Aber, lieber Leser, da bringt uns das Neujahr gerade zwei kerndeutsche Wörtlein in Erinnerung, die möchten etwa ein Pflaster auch auf Herzenswunden abgeben. Das erste Wörtlein heißt: Größ Gott. „Größ dich Gott!“ ruft das neue Jahr mit seiner neuen Gnadenzeit und seinen Segnungen. Im Lächeln des Wintersonnenscheins, im Heulen des Orkans, im funkelnden Eiskristall, der sich am rauschenden Bache spiegelt, sowie in den blendendweißen Schneeflocken, die federweich herniederschweben, um der Mutter Erde eine weiche Schlafhaube aufs Haupt zu legen, lächelt dir ein milder Gottesgruß entgegen. Wenn dich nun der liebe himmlische Vater grüßt, so versäume nicht, ihm zu danken. Gott grüßt gar Manchen, der ihm nicht dankt.

Das andere Wörtlein heißt: Walt's Gott. Du denkst vielleicht mit hellen Zählen deiner Lieben, welche dir im verfloffenen Jahre die Abschiedshand zu der großen Reise in das Land der Seligen reichten, und der Nordwind rauscht heute durch die blätterlosen Äste der jungen Trauerweide auf ihrer Gruft. Sage: „Gott walt's!“ und tröste dich: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ Oder vielleicht ruht dein Auge auf einer blassen Gestalt, welche auf ihrem Schmerzenslager vom Fieberfrost geschüttelt wird. Nur Muth! „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Oder blickst du mit trübem Auge auf deine zahlreiche Familie und denkst dann an die Zukunft und die harten Zeiten und fragst: „Wo nehmen wir Brod, daß diese essen?“ Nur nicht verzagt, der Herr wird's versehen. Denke des wenig Brodes und wenig Fischlein und der vielen Tausende, die davon aßen in den Tagen des Herrn; denke der Wittive zu Sarepta, und der Raben, die dem Elias Brod brachten, und an das Manna und die Wachsteln in der Wüste und sei unverzagt. „Ja,“ sagst du, „ob aber auch die Raben kommen werden und das Mehl im Faß nicht verzehret wird und dem Delkrüge nichts mangelt zur Zeit der Noth.“ Gewiß, der Herr lebt, und er wird's versehen, und die Raben kommen, wenn — ihnen dein Glaube entgegenkommt. Dafür aber mußt du sorgen.

Ein neues Jahr — es bringt uns neue Segnungen, neue Gaben und Freuden; es bringt uns neue Pflichten, Mühen und Leiden. Wie es war, so wird es wieder sein, nemlich: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, im Himmel und auf Erden.“ Laßt uns deshalb fröhlich Neujahr feiern, fröhlich in die Zukunft blicken, fröhlich sein in dem Herrn, der unsere Hülf ist, denn, „mit Sorgen und mit Gramen, und selbstgemachter Wein, läßt Gott sich gar nichts nehmen, er will gebeten sein“; und am Ende kostet das Fröhlichsein auch nichts extra. Auch das Magazin möchte seinen Lesern wieder einen fröhlichen Neujahrsgruß zurufen, und daß derselbe von Herzen kommt, weiß Niemand besser als der Magazinmann selbst. Fröhliches Neujahr!

**Unser Hinterstübchen** Da ist der Michel Gemüthlich. Vielleicht kennen ihn einige der Leser. Er hat einmal über den Lange, alias Müller, documentirt. Dieser Michel ist ein gemüthlicher Sonderling, wie schon sein Name andeutet. Oft hat uns der Michel in der Vergangenheit besucht. Wenn wir aber dann unsere beste Stube öffneten und sagten: „Komm rein Michel,“

dann sagte er: „D nee, ich bejniege mir int Hinterstübchen.“ Wohl oder übel mußten wir endlich ein Hinterstübchen einrichten, wenn auch nur dem Michel zu lieb. Da ist es nun. Das „Dies und Jenes“ haben wir aber theilweise ins Stübchen gemußt (zu deutsch: rinnebracht), und werden gelegentlich davon Gebrauch machen. Was soll denn nun in dem Hinterstübchen getrieben werden? Geschmott? Nimmermehr! Vor einer Weile hat der Michel Angst, das kommt noch von Deutschland aus den Schuljahren her. Gemüthliche Unterhaltungen sollen in dem Hinterstübchen gepflogen werden, wenn der Michel den Editor besucht, und wenn sonst ein Landsmann am Stübchen anklopft, wird's auch bald heißen: „Herein!“ wenns kein Lebensversicherungssagent ist, denn die hat der Michel auf dem Strich — sie haben ihn einmal gerupft und schier die Haut mit den Federn genommen. — Also wenn ein freundlicher Nachbar zum Besuch kommt, oder Rath und Auskunft über mancherlei begehrt, so soll er da freundliche Aufnahme finden. Der Better Michel ist nicht von gestern, das soll Keiner glauben. Er hat mitunter ganz saubere Einfälle, und das hat er. Gehen wir da z. E. neulich mit ihm über die Straße an einem katholischen Institut vorbei. Sagt der Michel: „Daß die doch immer so verächtlich hohe Säune um ihre Wirthschaft haben.“ Antworten wir: „Wird wohl seine guten Gründe haben.“ „Glaub's nicht,“ sagt der Michel. „Gründe hat's gewiß; ob's aber g u t e Gründe sind, das überlaß ich dem Bismarck.“ — Auf Bismarck thut er sich nemlich viel zu gut, vom wegen der Verwandtschaft, weil sein Großvater und Bismarck's Großvater alle beide Großväter und beide Preußen waren. Waren sie? — Also im Hinterstübchen wird Red' und Antwort gepflogen, frei von der Brust nach deutscher Art und Manier, ein Mann ein Wort. — H e r e i n !

**Das Magazin für 1876.** Wieder einen neuen Jahrgang, und zwar den Fünften unter der gegenwärtigen Einrichtung, tritt das Magazin nun an. Den alten Editor hat's behalten, aber die alte Form nicht. Ist es dadurch, daß es im Format gewachsen ist, auch ein wenig schlanker geworden, so hat's an Gewicht aber um eine bis zwei Seiten zugenommen. Das ist Reingewinn für die Leser. Durch einen stattlichen Vorrath von Holzschnitten, tüchtige Mitarbeiter und andere mit der größten Vorsicht ausgewählte Lesematerie, glauben wir im Stande zu sein, den gegenwärtigen Jahrgang besonders anziehend zu machen. Wir werden uns in dieser Hinsicht keine Mühe verbieken lassen. Den fleißigen Agenten — den lieben Amtsbrütern — fühlen wir uns wegen ihrer Thätigkeit in der Verbreitung des Magazins zum innigsten Danke verpflichtet. Eine Anzahl der Brüder haben schon wieder eine schöne Reihe von neuen Unterschriftlern eingesandt, welches uns in unserer Arbeit nicht wenig aufmuntert. Sind auch die Zeiten ein wenig hart, so findet man doch die Leute im Allgemeinen sehr geneigt einer Monatschrift, wie dem Magazin — von solcher Reichhaltigkeit des Inhalts zu so günstigen Bedingungen — mit Freuden die Thüre zu öffnen. In den verfloffenen vier Jahren hat sich die Unterschrifterszahl beinahe verdreifacht, und würde dieß in dem angefangenen Quadrennium wieder der Fall sein, so würde es circa 70,000 Abonnenten zählen. Da wir dieses nun freilich nur zu wünschen aber nicht zu hoffen wagen, so hätten wir aber doch sehr gerne 12,000. Dieses Ziel uns erreichen zu helfen bitten wir alle Freunde des Magazins; besonders die Brüder Agenten. Es wäre ja zur Erreichung dieses Zweckes nicht einmal nöthig, für jeden Unterschriftler einen neuen Abonnenten anzuwerben, und doch könnte dieses an den meisten Plätzen leicht geschehen.



Das Sonntagschuldepartement werden wir uns bestreben immer interessanter zu machen. Die gegenwärtige Veränderung in der Bearbeitung der Sectionen, die Verfügung der „Concordanz“ halten wir für eine nicht unbedeutende Verbesserung. In dem nächsten Hefte werden „Nachklänge von Chautauqua“ von einem Augen- und Ohrenzeugen erscheinen, und zur Belehrung von Sonntagschulfreunden viel beitragen. Sind die „Nachklänge“ auch etwas lange nachgeklungen, wird das Echo hoffentlich um so süßer sein. \*

**Betet für die Schulen.** Während einer 24-tägigen Wirksamkeit des Evangelisten Earle hier in Cleveland wurden täglich allgemeine Bestunden gehalten. Als wir eines Tages eine christliche Dame trafen, welche gerade eine der genannten Bestunden besucht hatte, sagte sie zu uns: „Es ist fast für Alles gebetet worden, nur unsere armen Freischulen hat man ganz vergessen.“ Dieses gab uns mancherlei zu denken. Mit Recht halten wir die Freischulen in diesem Lande sehr hoch. Sie sollen die Pflögestätten der Freiheit, der Civilisation und des Patriotismus sein. Wie werden die Rechte und Vorzüge derselben mit Wort und Schrift verfochten, und wie würden sich im Falle der Noth Tausende in Reih und Glied stellen, um sie mit der That zu verteidigen. Aber wie wenig werden dieselben wohl zum Gegenstande ernstlichen Gebets gemacht. Auch hier verblendet uns vielleicht der Grundsatz, daß nichts Religiöses dort hinein passe, und doch ist dies vielleicht der geeignetste und erfolgreichste Weg, die Tagsschulen christlich zu beeinflussen, wenn die Eltern der Schüler und alle Freunde des Reiches Gottes Lehrer und Schüler auf betendem Herzen tragen, und den Segen Gottes auf die Schulen herabfließen. \*

**Lob dem Lob gebühret.** Nachbar Schnell: „Ich weiß noch gut, Michel, als du Zeitungschreiber warst.“

Michel G.: „So. Das muß dir mehr am Herzen liegen, als daß du mir noch zwei Dollars schuldest, das scheinst du längst vergessen zu haben.“

N. Schnell: „Wie kam's doch, daß so viele Schreiber andere Zeitungen lobten und deine nicht?“

Michel G.: „Ich schenke jenen Schreibern das Zutrauen, daß sie ganz genau wußten, wem das Loben nöthig that.“ \*

**Welches ist der älteste Glaube?** Ein Jude und ein Katholik stritten darüber, wer von beiden den ältesten Glauben habe. Ersterer sagte, sein Glaube stamme von Abraham her, sei deshalb der älteste. Der Katholik behauptete aber feix und fest, sein Glaube sei noch älter. „Nun,“ sagte der Jude, „ich will es dann glauben. — Ich habe gehört, als Moses seine Schuße auszog, als er in der Wüste zum feurigen Busch ging, da hat ihm ein Katholik die Schuße gestohlen.“ „Das ist nicht wahr!“ rief der Katholik empört, „damals gab es noch gar keine Katholiken.“ „Aber Juden,“ sprach der Andere, „und so ist mein Glaube der älteste.“ Der Leser aber denkt, der Glaube beider war leider zu alt. \*

**Bruder sang du's an** Auf einer Bank hinterm Predigtstand sitzen zwei Dunterprediger. Der eine hätte gerne ein Lied angestimmt, aber es wollte ihm nicht kommen. Da sagt er zum andern: „Ich hab' ein Lieb'le in meinem Gemüth'le, Bruder sang du's an.“ \*

**London, die Riesenstadt.** Die größte und bei Weitem interessanteste Stadt der Erde ist das riesige London, eine Stadt von ziemlich 4 Millionen Einwohnern. Diese Hauptstadt Englands voll eines großartigen Lebens, mit den herrlichsten und reichsten Museen und großartigen Anlagen der Industrie, liegt, wie Euch sicher bekannt ist, an beiden Ufern der Themse, zur Linken City und Westminster; zur Rechten Southwark. Die Paulskirche, der blutbesprigte Tower (das alte Schloß), die Westminster-Abtei, der Themse-Tunnel, die Docks — Alles wie sehenswerth!

Ueber die Größe Londons geben wir nach verschiedenen Blättern folgende Notizen: Dasselbe umschließt innerhalb eines Palmbesetzers von 15 Meilen von Charing Cross an 100 Quadratmeilen und enthält in diesem Reichthum 4 Millionen Menschen. Es gibt hier mehr Katholiken als in Rom, mehr Schotten als in Edinburgh, mehr Irländer als in Dublin und mehr Juden als in ganz Palästina. Der Hafen sieht täglich 1000 Schiffe mit 9000 Matrosen. Alle 5 Minuten wird ein Kind geboren und alle 8 Minuten stirbt ein Mensch. Im Durchschnitt werden in jedem Jahre 28 Meilen neue Straßen eröff-

net und 9000 neue Häuser gebaut. Das Postamt liefert jährlich hier an 238 Millionen Briefe ab. Auf den Polizeiregistern figuriren 120,000 Gewohnheitsverbrecher, die sich in jedem Jahre noch vermehren; mehr als ein Drittel aller Verbrechen von ganz England wird in London begangen. Die Wirthshäuser und Bierkneipen würden, nebeneinandergestellt, eine Länge von 73 Meilen einnehmen.

Es gibt verschiedene Städte, in denen auch die Eisenbahnen zur Vermittelung des lokalen Verkehrs verwendet werden. Nur wenige aber werden mehr als 5 bis 6 Stationen haben, London hat deren 150. Einige Eisenbahnen vermitteln nur den inneren Verkehr und überschreiten nie die Grenzen der Stadt. Von einer der Bahnen, der Tottenham und Hampstead, sagt man, Niemand könne sie ganz befahren, weil Niemand wisse, wo ihr Anfang, noch wo ihr Ende. Auf einigen dieser Schienenwege gehen alle 5 Minuten Züge und befördern diese jährlich 20 bis 50 Millionen Passagiere. Clapham ist der große südwestliche Vereinigungspunkt der meisten Linien und passiren diese Station täglich an 700 Züge. Ihre Perrons sind so zahlreich, ihre unterirdischen Durchgänge und Ueberbrückungen so verwickelt, daß ein Fremder besondrer Führer bedarf, um den richtigen Zug zu finden. Als ein Beweis für die grandiose Ausdehnung des Londoner Verkehrs ist anzuführen, daß, als die Metropolitan Eisenbahn eröffnet wurde, man der Meinung war, es würden die von der Stadt Paddington aus in derselben Richtung noch existirenden Omnibuslinien aufhören müssen. Obgleich nun die gedachte Eisenbahn auf der bezeichneten Strecke 43 Millionen Passagiere beförderte, stellten die in südlicher Richtung laufenden Omnibusse ihre Fahrten nicht nur nicht ein, sondern sie mußten dieselben sogar vermehren und ihre Einnahmen sind noch beständig im Wachsen begriffen. Neben den Eisenbahnen vermitteln noch 14,000 bis 15,000 Wagen, Pferdeeseisenbahnen, Omnibusse den Verkehr in den Straßen. Die Londoner Omnibus-Gesellschaft besitzt ungefähr 5000 Omnibusse, welche jährlich ungefähr 50,000,000 Passagiere befördern.

Es ist gefährlicher, in den Straßen von London zu Fuß zu gehen, als auf der Eisenbahn zu reisen, oder über den atlantischen Ocean zu fahren. Im letzten Jahre wurden 125 Personen durch Fuhrwerke in den Straßen getödtet und 2513 Personen beschädigt. Auf 11,000,000 Straßenpassanten rechnet man einen Todesfall, während die Statistik der Eisenbahnen Englands erst einen Todesfall auf 50,000,000 Passagiere nachweist und die Cunard-Company, englisch-amerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, sich sogar rühmt, noch nie einen Passagier verloren zu haben. Ein anderer Beweis von der Unermeßlichkeit der Bevölkerung Londons ist der, daß allein 3 Millionen Geschäftsleute am Morgen aus den Vorstädten nach der City eilen, um ihre Bureauz aufzusuchen. Es gibt ferner in London 10,000 Polizisten, fast ebensoviel Droßkutscher und ebensoviel Postbeamte. In London existiren verschiedene Vergnügungsorte, z. B. der Krystall-Palast, der Zoologische Garten, Ken-Gardens u. s. w., welche jeber 80,000 bis 40,000 Menschen fassen und auch zu gewissen Zeiten von so viel Menschen besucht werden. Die Kosten für die Gasbeleuchtung berechnen sich auf 2,500,000 Pfund Sterling jährlich. Der Wasserverbrauch ist 100 Millionen Gallonen täglich. Im Jahre 1873 waren in London 573 Feuerbrünste, und um das Publikum über die Vorfälle des Tages zu unterrichten, erscheinen 314 tägliche und wöchentliche Zeitungen.

Was endlich aus London einmal werden soll, ist schwer vorzusagen. Es hat bereits vier Grasflächen in sich aufgenommen und ist im Begriffe, auch eine fünfte (Herts) in seine Grenzen hineinzuziehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird sich London am Ende dieses Jahrhunderts verfünffacht haben und eine brennende Frage dürfte sein, eine solche Menge Menschen ausreichend mit Nahrung zu versorgen. Doch es ist eine Thatfache, daß, je größer die Wohnerschaft einer Stadt ist, sie desto besser genährt wird. In den Zeiten der Plantagen waren Hungersnöthen durchaus keine Seltenheit, jetzt aber, wo über die Erzeugnisse einer Welt befohlen werden kann, dürfte ein solches Ereigniß eine Unmöglichkeit sein, selbst wenn 25,000,000 Mäuler täglich gefüttert werden müßten.

**Ein Mensch,** der dem Vrennden freundlich den Weg zeigt, gleicht einem Freunde, der dem andern mit seinem eigenen Lichte die Fackel anzündet. Sein eigenes Licht nimmt nicht ab, obgleich er dem Anderen davon mitgetheilt hatte.



Je höher wir stehen, um so weniger dürfen wir hochmüthig auftreten.

Siehst du einen Glücklichen, so frage: was mag dem fehlen? — und du wirst ihn weniger, — vielleicht gar nicht beneiden.

**Naturkundliches.** Das Hauptmittel gegen giftigen Schlangenbiss ist jetzt Ammoniak, das man in die erweiterte Wunde bringt. Selbst die indischen Reisarbeiter haben es in Fläschchen bei sich.

**Essen.** In den der Firma Friedrich Krupp gehörenden Gebäuden wohnten nach der letzten Zählung 20,189 Eelen, also die Bevölkerung einer ansehnlichen Mittelstadt. Das Etablissement bei Essen umfaßt circa 15 Morgen Terrain.

**Zweckmäßig.** Stadtherr: Zu was steht denn die Hütte da in dem Obstgarten?

Bauer: Da schläft halt der Wächter drin, wenn er's Obst bewacht.

#### Lebensordnung.

Er: Ich bin der Mann, das Haupt,  
Nach mir muß Alles gehen.

Sie: Ich bin die Frau, der Haß,  
Und weiß mein Haupt zu drehen.

**Geographisches.** In einem großen Eisblocke, welcher sich in Folge des Bauwetters vom Mont Blanc losgelöst hatte, hat man Anfang Juni den Körper eines Amerikaners, Namens John Blackford, gefunden, der vor drei Jahren den Versuch gemacht hatte, den Mont Blanc ohne Führer zu ersteigen, und von dem man seitdem nichts wieder gehört hatte. Die Kleidung und die Gesichtszüge des verunglückten Touristen waren vollständig gut erhalten.

**Es reden — die Leute gar viel.** — Ein Jude wurde vor Gericht geladen, weil er angeklagt war, ein Hexenmeister zu sein. Der Richter, als ein sehr beschränkter Kopf überall bekannt, redete ihn an mit den Worten: „Hör' Er, die Leute reden von Ihm sehr viel; sie sagen, Er sei ein Hexenmeister.“ — Schmucl: „Wah! geschrien, was die Leute Alles reden.“ — Sie reden auch von Ihnen sehr viel, Euer Gnaden Richter.“ — „Nun, was reden denn die Leute von mir?“ — Schmucl: „Sie sagen, Euer Gnaden seien eben kein Hexenmeister.“

#### Höre was der Volksmund spricht.

Wer die Wahrheit liebt, der muß  
Schon sein Pferd am Zügel haben;  
Wer die Wahrheit denkt, der muß  
Schon den Fuß im Bügel haben;  
Wer die Wahrheit spricht, der muß  
Statt der Arme Flügel haben;  
Und doch singet Mirza Schaffy:  
Wer da lügt, muß Prügel haben.

**Bei den Ausgrabungen** in Herculaneum hat man jüngst einen interessanten Fund gemacht; es ist dies die Büste einer Frau in natürlicher Größe ganz aus Silber. Die Statue ist vortrefflich erhalten. Anfangs glaubte man eine der Bronzefiguren vor sich zu haben, wie man deren häufiger findet; die Erbschichten und Schwefelstücke hatten dem Metalle eine eigene dunkle Färbung gegeben. Bei dem Transporte nach dem Museum fiel die Farbe indeß einem der Beamten auf, er schabte die Kruste ab, und das Silber zeigte sich rein und bald ganz hell. Diese Statue ist die einzige aus Silber angefertigte, die man bisher fand, sie wiegt 29 Kilogramm.

**Nach den neuesten Berechnungen** beträgt die Anzahl aller Sprachen der Welt 3462. Darin sind nicht die Dialekte eingegriffen. Die italienische Sprache hat beispielsweise 27 Dialecte, die slavische eben so viel wie Provinzen. Die verschiedenen Religionen betragen etwas über 980. Die jährliche Sterblichkeit ist durchschnittlich 33 Millionen Menschen, also ein Mensch in der Secunde. Das mittlere Lebensalter beträgt 33 Jahre. Ein Viertel der Menschen stirbt vor dem siebenten Jahre und die Hälfte vor dem siebzehnten. Von 100,000 Menschen wird einer 100 Jahre alt, von 500 einer 90, von 100 einer 60. Die Geistlichen erfreuen sich der längsten Lebensdauer, die Aerzte haben die kürzeste. Endlich von der männlichen Bevölkerung in Europa ist jeder achtundzwanzigste — Soldat.

#### Blume, Stern und Herz.

Jede Blüthe, jede Blume  
Lebt ihr eig'nes Ich,  
Trägt im innern Heiligthume  
Eine Welt für sich.

Jeder Stern am Himmelsdome  
Bildet eine Welt,  
Die im blauen Aetherstrom  
Liebeswache hält.

Eine Blume, eine Blüthe  
Und ein Stern von Gold  
Prangt im Herzen, im Gemüthe  
Süß und wunderbar.

**Die Nothzeit im Paradiese.** Die päpstlichen Truppen sollten einst ein Treffen liefern, und als sie sich in Schlachordnung gestellt hatten, trat der Cardinal von Spanien vor sie hin, ermahnte sie in einer Rede, ihre Pflicht auf's Beste zu thun, und versprach ihnen zugleich Ablass ihrer Sünden. Besonders suchte er sie dadurch aufzumuntern, daß alle die, welche fielen, mit den Heiligen im Paradiese Mittagsmahlzeit halten würden. Als er sich nun, nachdem er ausgerebet, entfernte, sagte ein Soldat zu ihm: „Warum bleiben Sie nicht bei uns, um auch mit uns im Paradiese zu speisen?“

„Guter Freund,“ antwortete hierauf der Cardinal, „ich habe noch keinen Appetit.“

#### Logogriph.

Nun rathe, Freund, was mag ich sein?  
Mit B. steh' ich in deinem Vorrathsschrein,  
Du kannst mich auch nicht leicht entbehren.  
Mit A. durchschwimm ich pfeilgeschwind das Meer  
Und kann im Nothfall mich auch gegen Feinde wehren.  
Mit F. ernähr ich ein unendlich Heer,  
Geschöpfe jeder Art im Wasser, auf der Erde  
Und in der Luft. Ein M. voran, so werde  
Der süße Name ich, dem Alles, was da lebt,  
Viel Freuden dankt, dem froh die Brust sich hebt.

E. h. R. e. d.

#### Auflösung des Räthfels im Nov.-Heft 1875.

Licht heißt der Quell, der ewig fließt,  
Die Gottheit selbst ist unerschaff'nes Licht.  
Durch Licht wird Himmel und die Welt,  
Wie Bettlerhütte und Palast erbellt.  
Verlängert in ein Silbepaar  
Stellt es verschied'ne „Lichter“ dar  
Und setz ich klug ein Zeichen in die „Lichter“,  
So wird's der Fabeldichter „Lichtwer“. E. h. R. e. d.

#### Bücher-Notizen.

Ein neues Buch: **Das verborgene Leben mit Christo in Gott.** Ein Buch zur Förderung wahrer Gottseligkeit von Fr. Kopp. Sehr geschmackvoll auf Tonpapier gedruckt. Preis mit Porto 65 Cts. Dies Buch eignet sich für die christliche Familie, für das junge Kind Gottes, sowie für den erfahrenen Mann in Christo. Stichort und Walden, Cincinnati; oder beim Autor, Fr. Kopp, 187 East Str., St. Paul, Minn., zu haben.

**Altes und Neues für Lämmerherden.** Zwölf allerliebste kleine Büchlein von Erzählungen, welche sich trefflich zu Geschenken eignen. Zu beziehen bei P. W. Bidel, Cleveland, O.

**Geschichte eines Dollars.** Von ihm selbst erzählt und von Joh. Grubler ins menschliche überseht. Verlag der Pilgerbuchhandlung, Reading, Pa. Das Büchlein ist nett und billig, und da gegenwärtig an vielen Orten der Dollar fehlt, wird das Lesen seiner Geschichte ein erquickender Ersatz sein. Der Dollar hat gar Manches zu sagen, was dem Menschen zur Lehre und Warnung dienen und mehr werth sein kann als ein Dollar.

**Berean Question Book** für 1876, ist erschienen. — Wie immer behandelt es kurz, bündig und trefflich die E. Schullectionen. Etwas, das auf so geringem Raum mehr Gutes in dieser Richtung bietet, ist schwer zu finden.







### Der erste Brief

Der erste Brief—schnell noch die letzte Zeile,  
 Dann ist's geschehn—ein Bildchen noch hinein;  
 Nun flugs zur Post! fort geht's mit Windeseile  
 Zum Freunde hin; was wird die Antwort sein?

Der erste Brief!—hast du sie je erfahren,  
 Der Worte tiefen Sinn—Begeisterung?  
 Noch heut', nach dreissig wechselvollen Jahren,  
 Sind lebhaft mir dieselben in Erinnerung.

# Das Evangelische Magazin.

Band 8.

Februar 1876.

Nr. 2.

## Perlen und Thränen.

**A**ls ich dich einst im Hochzeitskleid,  
Den Myrtenzweig im Haar,  
Den Perlenschmuck als Brautgeschmeib',  
Sah treten zum Altar,  
Da dacht' ich: Kind, o juble nicht;  
Nicht immer strahlt dein Aug' so licht,  
Ich weiß ein Wort, das warnend spricht:  
„Aus Perlen werden Thränen!“



Doch heute, da im Trauerflor  
Du am Altare kniest,  
Und sehnuchtsvoll zu Gott empor  
Aus deinen Thränen siehst,  
Seut sprach ich: Herz verzage nicht;  
In Trübsalsnacht kommt Sternensicht,  
Ich kenn' ein Wort, das tröstend spricht:  
„Aus Thränen werden Perlen!“

M.

## Aus der Irre in die Heimath.

Zur Lehre und Erbauung für meine jungen Freunde.

Von W. S.

**A**ls früher Richter und Dichter noch zu Fuß gingen,  
und fahrende Schüler noch zu Fuße fuhren, da war's  
noch eine schöne Zeit. Da konnte man auch noch  
von Herzen singen:

Reise zu Fuß, reise zu Fuß!  
Da vernimmst du Menschengruß.  
Schön ist Fahren, schöner Reiten;  
Doch dir wird erst wohlgemuth,  
Siehest du mit frischem Blut,  
O, zu Fuß!  
Einen Menschen schreiten.

Früh — o schöner Lebenslauf —  
Tausend Kehlen thun sich auf!  
Du allein bist nicht verschwiegen;  
Dankebar greiffst du in die Brust,  
Holst ein Lied mit Manneslust,  
Läßt's hinauf,  
Wohlgemuth zum Himmel fliegen.“

Zu jener Zeit hatte man sich mit härteförmigen Conducteurs, schließöhrigen Postillons und dergleichen Fahrzeug nicht herumzuschlagen. Es fiel Einem kein Wagen um; es stießen keine Eisenbahnzüge zusammen, daß Alles, was drin und dran war, in tausend Stücke ging; und je leichter die Tasche, je leichter das Reisen. Ja, das war eine goldene Zeit. Gottlob! daß sie vorüber ist.

Damals bin ich auch viel zu Fuß gereist, und bin deßhalb auch etwas kleiner geblieben, als ich eigentlich bestimmt war, und als die Saul's von Heutzutage aufschließen, weil sie sich nichts von den Füßen ablaufen.

Eine dieser Fußreisen will ich den werthen Lesern zu Ruck und Frommen hier schildern, und weil der Weg hie und da ein

wenig langweilig werden könnte, will ich mitunter eine der wilden Rosen, die ich am Wege pflückte, mit hinein flechten.

Also denn! Munter wurde vom Leder gezogen, und sorgenfrei mit leichtem Herzen und leichtem Beutel ging's über Feld und Flur, durch Wald und Moor in die heitere Morgenluft hinein. Es hatte freilich ein wenig geschneit, aber die Sonnenstrahlen neckten die Schneeföckchen so lange, bis sie sich mit Thränen aus dem Staube machten. Sie und da krächzte ein Rabe als Quartiermeister für den nahen Winter durchs Geäst, sonst war's ziemlich öde und still. Nur die Eichhörnchen zählten ihre Nüsse und mitunter glogte hinter einem Baumstamme heraus ein Hirsch den einsamen Wanderer an und schüttelte verwundert sein zackiges Geweih.

Nachdem die ersten Morgenstunden durchschritten waren, kam ich an einen Kreuzweg. Hier sollte ich nun entscheiden. Welcher Weg war der richtige? Ich wußte es nicht. Hätte ich nur einen zuverlässigen Führer zur Seite gehabt. Leser! Bist auch du schon unentschieden an einem Kreuzweg gestanden? Etwa an dem, wo der Herr spricht durch sein Wort: „So wählet euch nun heute, welchem ihr dienen wollt?“ Wenn du da nicht Rath weißt, so höre was ein gemüthlicher deutscher Dichter dir da rathet:

„Und kommt ein Kreuzweg, weißt du nicht,  
Ob rechts geht oder links der Pfad,  
Halt still, frag dein Gewissen erst,  
's kann Deutsch, Gottlob! — und folg dem Rath.“

Ich aber möchte noch hinzusetzen: „Frag Gottes Wort, das gibt dir unfehlbaren Bescheid.“

Für einen Weg mußte ich mich aber doch endlich entscheiden, und richtig — oder unrichtig — ich nahm den verkehrten. So bald fand ich das nicht aus. Ich dachte als fort ich sei recht. Das



Menschenherz ist ja ein trozig und verzagtes Ding, das immer den Irrweg will. — Schon eine bedeutende Strecke war ich gewandert, als ich gewahrte, daß ich in der Irre war. Und als ich's endlich gewahrte, wollte ich's kaum glauben, und als ich es glaubte, wollte ich nicht umkehren. Ich wollte fortgehen bis ich zu Menschen käme, um mit ihnen Rath's zu pflegen. Mir graute vor dem Umkehren. Konnte ich nicht etwa kreuzweis zurecht kommen? — „Wehe dem, der sich auf Menschen verläßt!“ Wie schwer geht nur dem Menschen das Umkehren. Ob er gleich kreuzflüchtig ist, will er doch lieber kreuzweise marschiren als des Weges wieder zurückzukehren, daß er gekommen ist. Ein ehrenvoller Rückzug ist besser, als eine schmachliche Niederlage in der Irre. Wohl dem Sünder, der bei Zeiten umkehrt, auf die Straße, die da heißt: „die Richtige.“

Auf Menschen hatte ich mich verlassen, zu Menschen sollte ich kommen. Aber diese Menschen waren — Irländer. Ein Verirrter kommt zu Irländern. Gleich und gleich gesellt sich gern. Mit Freuden begrüßte ich die schwindflüchtigen Blockhütten als Marksteine der Civilisation und Winke der Hoffnung. Es wollte eben Abend werden und der Tag hatte sich geneiget. Die scheidenden Sonnenstrahlen spielten röthlich durch das dunkle Gezweig. Eine Schaar Hunde, welche in billiger Kost zu stehen schienen, begrüßten mich auf echte Urwaldmanier. Bald wurden deren Eigenthümer sichtbar und bewiesen, daß sie in Stimmfähigkeit ihren Farnwächtern nichts nachließen. Ich fragte also meine Irländer, wo ich denn sei, „Hier,“ war die bestimmte Antwort. Welche Aufklärung! „Wo wohnen Sie denn?“ fragte ich weiter. „Hier,“ lautete die sehr einfache und richtige Antwort.

Die armen Leutlein wußten selbst nicht genau, wo sie wohnten. Wie mancher, im Dicksicht seiner Leidenschaften Verirrte fragt Menschen nach dem rechten Weg, die selbst nicht wissen, wo sie wohnen, noch wo der Weg zum Leben ist. Können sie ihm wohl Auskunft geben?

Was thaten nun aber meine Irländer? Rathlos waren sie nicht. Wer ist denn rathlos, wenn es gilt, einem Andern zu rathen, selbst wenn man ihn auch aus dem Regen in die Traufe schickt. — Sie schickten mich zu einem andern Manne, einige Meilen seitwärts. Vorwärts konnte ich nicht, umkehren wollte ich nicht, deßhalb ging's seitwärts. „Weiche weder zur Rechten noch Linken,“ sagt die Schrift. Ich aber wich zur Linken. O wäre ich umgekehrt. Inzwischen war es dunkel geworden. Dunkle Schatten lagerten sich über die Erde, und gespensterartig streckten die bejahrten Waldbriesen ihre blätterlosen Aeste über den Weg. Man verweigerte mir eine Nachtherberge, deutete in den unheimlich dunklen Wald hinein, und sagte: „Dies ist der Weg.“ Der Weg war aber kein Weg, und hatte nur den Vortheil, daß man ihn bei Nacht so gut sehen konnte als am Tag — nemlich gar nicht. Es fiel mir ein: „Der Gottlosen (Verirrten) Weg ist wie dunkel, und sie wissen nicht, wo sie fallen.“ Ich wußte auch nicht wo ich fiel, denn ich wußte ja nicht einmal, wo ich war. Aber ich ging vorwärts auf Menschenrath. Geht ja doch der Mensch in seinem Irrthum lieber ohne Weg und Steg, als daß er sagt: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ Je weiter ich in den Wald kam, desto dunkler wurde es; und je dunkler es wurde, desto mehr rannte ich gegen die Bäume, desto lauter heulten die Wölfe. Ist es nicht also: Auf verkehrten Wegen droht immer Gefahr, und je weiter man geht, desto gefährlicher wird es. Dieses immer mehr erkennend, begab ich mich endlich aller meiner Mühe, und blickte

gottvertrauend zum Himmel empor. Der Abendwind rauschte durch die wogenden Wipfel, als ob die Stimme Gottes im Walde wandelte; die Sterne flimmerten traulich vom blauen Himmelsbogen durch das Geäst zu mir herab, gerade wie daheim, und ich stand ferne von der Heimath einsam und allein. Ich scharrte etwas Laub zusammen und legte mich nieder auf das große Bett — Tausende von Waldbriesen zu Bettposten, die Erde zum Kissen, den Schleier der Nacht zum Vorhang und den Himmel zur Decke. In jener Nacht machte ich auch einen Bund mit dem Herrn wie Jacob, als er zu Bethel mit dem Haupt auf einem Stein schlief und des Morgens aufwachte und merkte, daß der Herr auch an diesem Orte war: „So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und mich mit Frieden wieder heim zu meinem Vater bringen; so soll der Herr mein Gott sein.“ Und als ich des Morgens aufwachte, siehe da krähte nicht weit von dannen der Hahn. Ein Zeichen der Erinnerung an die Verirrung, aber auch ein Zeichen der Hoffnung.

Es kommt eben alles darauf an, wo hin man blickt, wenn man in' Nacht und Irre ist — aufwärts zu den Sternen und Dem, der liebend über denselben waltet, oder hinunter auf sich selbst und auf die Erde. Ich erinnere mich hier an das traurige Schicksal, welches eine gewisse Bauersfrau ereilte. Sie ging nemlich gegen Abend aus, um ihre Kühe im Walde zu suchen und verirrte sich. Lange lief und suchte sie vergebens, um den rechten Weg wieder zu finden. Aber alle ihre Bemühungen waren vergebens. Endlich setzte sie sich, aufs Aeußerste ermattet, auf einen Baumstumpen, und gab sich der Verzweiflung hin. Als sie ihre Freunde am folgenden Morgen suchten, fanden sie sie endlich mit verzerrten Zügen regungslos auf dem Stumpen sitzend, und als sie derselben ansichtig wurde, schlug sie eine laute Lache auf. Ihr Verstand war zerrüttet; in ihrer Verzweiflung war sie dem Wahnsinn zum Opfer gefallen. Trauriger Zustand! Aber wie viele gibts, welche in geistlicher Beziehung dieser Frau aufs Haar gleichen. Sie laufen in Nacht und Dunkel verirrt umher, und suchen Auswege, aber sie finden sie nicht, weil — sie nicht am rechten Orte suchen. Kommen dann aber ihre besten Freunde, um sie zurecht zu weisen, so lachen sie laut auf, denn — ein geistlicher Wahnwitz hat sie befallen. Sie glauben der Lüge mehr denn der Wahrheit, und versinken in „kräftige Irrthümer.“ Es geht ihnen, wie jenem Knaben, welcher lange im Wald umher irrte und die Heimath nicht finden konnte. Endlich kam er an eine Dichtung und sah das elterliche Haus, aber von einer andern Seite und deßhalb erkannte er es nicht. Da sprach er: „Gerade ein Haus, wie unser Haus.“ Als er seinen Vater am Fenster erblickte, sagte er: „Gerade ein Vater, wie unser Vater.“ Und der Vater sagte: „Gerade ein Narr, wie unser Narr.“ Ja wohl, gar mancher erkennt den Vater und das Vaterhaus nicht mehr, weil ers von einer andern Seite her sieht, denn — „da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.“

Wohl sagt die Schrift, man solle nicht auf Vogelgeschrei achten, aber das hat eben doch seine besonderen Seiten. Petrus ging der Hahnschrei durchs Herz und er fuhr wohl dabei. Und jener Kaufmann, der allemal, wenn die wilden Gänse schreien und gen Norden zogen, eine Anzahl Fässer Mehl zum Bäcker brachte, um für die Armen Brod backen zu lassen, that auch nicht übel. Auch mir war an jenem Morgen der Hahnschrei ein willkommenes Gruß, und ich achtete wohl darauf. Er leitete mich aus Waldebunkel und Irre wieder zu Menschen, wo ich wenigstens Rath und Auskunft hoffen

konnte. Ja hoffen konnte ich's wohl, aber wie oft ist unsere Hoffnung bloß eine Täuschung. Ich fand Menschen, und zwar Menschen, welche eine gute Meinung hatten, aber selbst den Weg nicht wußten. Sie wiesen mich eben wieder zu Menschen.

Daß uns oft wohlwollende Menschen bei ihren besten Ansichten irre führen können, habe ich auch ein anderes Mal fattsam erfahren. Ich wollte nemlich an einen gewissen Ort reisen, und war des Weges ganz unfundig. Vor meiner Abreise fragte mich eine Freundin, ob sie nicht mit fahren könne. Dieses Ansuchen gewährte ich um so lieber, weil sie angab, einen Theil des Weges gut zu kennen. So fuhren wir denn los, bis an den ersten Kreuzweg. „Wo nun hin?“ fragte ich meine Führerin. „Ganz genau weiß ich's auch nicht, aber ich denke, dieses muß der rechte Weg sein,“ war die Antwort. Ich befolgte ihre Anweisung und fand bald aus, daß wir richtig—irre gefahren waren. Aehnliche Erfahrungen machte ich drei oder viermal, bis die Wegstrecke, welche sie zu kennen behauptete zurück gelegt war. Dann sagte meine Begleiterin im vollen Bewußtsein ihrer mir geleisteten Dienste: „Weiter weiß ich den Weg auch nicht, jetzt mußt du ihn selbst suchen.“ Als ob sie den Weg bis dahin gewußt hätte. Aber das hatte ich deutlich auf dieser Reise gelernt, daß gute Absicht Kenntniß und Erfahrung nicht ersetzen kann.

„Endlich, endlich muß es doch,  
Mit der Noth ein Ende nehmen.“

Konnten mir diese Leutchen auch den rechten Weg nicht sagen, so wiesen sie mich doch zu Leuten, welche denselben wußten. Als ich an das bezeichnete Haus kam, hörte ich singen. Obgleich mir da nun sogleich der Spruch einfiel:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,  
Böse Menschen haben keine Lieder,“

so wollte mich das doch nicht vollständig beruhigen, denn ich

hatte es oft anders gefunden. Doch hier sollte ich nicht getäuscht werden. Ich trat ein ins Haus. Es wurde gelesen; man kniete nieder und betete. Da wurde mir ganz heimathlich zu Muth an demselbigen Orte. Wo man den Weg zum Himmel kennt, da ist der Ort für einen armen, verirrtten Wanderer, um Rath und Auskunft zu fragen. Ich fragte also, und siehe da! Sie konnten mir den Weg wohl zeigen, sie konnten aus Erfahrung reden, denn—sie waren den Weg selbst gegangen. So muß es sein und nicht anders. Willst du nach dem Wege forschen, der da zum Leben führt, so frage weder bei den Schrittgelehrten des Herodes, noch bei den Sadducäern, die da glauben es sei keine Auferstehung, sondern gehe zu denen, die den Weg selbst betreten haben und aus Erfahrung reden können.

Ich fand dort nicht bloß Auskunft über den Weg, sondern ein alter Vater ging mir sogar voran, und sprang so rüstig und geschickt über Bäche, umgefallene Baumstämme &c., daß ich mich mit meinem Reisefack recht sputen mußte, hinter ihn drein zu kommen. Es erinnerte mich an die Worte: „Folget mir, lieben Brüder, . . . wie ihr uns habt zum Vorbilde.“ Wie ruhig konnte ich da voranschreiten. Er wußte, wo er wohnte, und auch wo ich wohnte. Bald kamen wir glücklich und fröhlich in die Heimath.

„O, kennst du den schönsten, den seligsten Laut?  
Die Heimath, sie ist es, so lieb und so traut.“

Mein lieber Leser! Schließlich erlaube mir, dir noch den gutgemeinten Rath zu ertheilen: Sei vorsichtig an den verhängnißvollen Kreuzwegen; hüte dich vor den geistlichen Irländern, welche selbst nicht wissen wo sie wohnen, traue nicht zu viel auf Menschenrath, und frage Solche nach dem Wege, die ihn selbst gewandelt sind. — Bist du daheim, oder bist du noch in der Irre?

## Der Bahnmärker.

„Und um den Abend wird es Licht sein.“ Esch. 14, 7.



### I.

U in schiffbarer Nebenfluß des Rheines, an dessen lieblichen Ufern sonst überall breite Landstraßen und höchst belebte Verkehrswege hinlaufen, war bis in die jüngste Zeit in dem unteren Theile seines Laufes stundenweit von einer fast unzugänglichen Berg- und Waldwildniß umgeben. Nur ein schmaler, mühsam angelegter Pfad, für die die Schiffe stromaufwärts bringenden Pferde, zog sich an den abschüssig steilen Berg- und Felswänden hin und verband auch die einsam an dem schmalen Uferstrand aufgebauten Bergmanns-Dörfern miteinander.

Diese Dörferchen mit ihren buntgemalten Häusern und ihren netten blumen- und baumreichen Gärten, ein ge im Felsgeklüft kletternde Ziegen und das vom vielfachen Echo begleitete halloher vorüberfahrender Schiffer waren die einzigen Zeichen, daß man sich nicht in einer Einöde, sondern in einer der dichtbevölkerten Gegenden Deutschlands befand. Die Trümmer der Burgen, die von den Gipfeln einzelner Berg-Vorsprünge herunterblickten, deuteten nicht auf frisches Leben, sondern auf Tod und Verfall und erhöhten nur die wilde Schönheit des Thales.

Wären bessere Wege dagewesen, so hätte gewiß der eigenthümliche Reiz jener Felsen und Wälder manchen Besucher herangezogen. Aber der mit spitzen Steinen gestückte Pferde-

pfad verschreckte selbst den eifrigsten Fußgänger, und auf der anderen Seite fiel überall, nur von einzelnen, düsternen Schluchten und gähnenden Felspalten unterbrochen, die dichtbedeckte Bergwand senkrecht in den Fluß.

So durchstreiften höchstens einzelne, kühne Jäger die Wildniß, die es nicht verschmähten, dem scheuen Aech bis in die tiefsten Schluchten nachzugehen, und den diebischen Fuchs in den entlegensten Felsenlöchern aufzuspüren.

Das Alles wurde nun plötzlich verändert infolge des Baues der Eisenbahn, das Flußthal entlang, in den fünfziger Jahren.

Die Gegend erlangte dadurch rasch einen bedeutenden Aufwogen ihrer eigenthümlichen Schönheit, und es entstand ein gewaltiger Zuzug von Fremden. Zu den schönsten Punkten und Burgen wurden bequeme und schattige Wege angelegt, und in der Nähe der Eisenbahnstation wurde ein großes Hotel aufgebaut zur Bequemlichkeit der Reisenden. Die Wildniß bekam in Kurzem ein völlig verändertes Aussehen.

Nur eine Schlucht spottete aller Cultur. Sie war unheimlich und schaurig und blieb es. Noch nie hatte ein belebender Sonnenstrahl ihren feucht-morbigen Grund berührt. Wenn Alles sonst in hellem Tageslicht glänzte, herrschte dort ein düsteres Dunkel, vermehrt durch dichtes Erlengebüsch und mächtige schwarze Tannen, die hinter einem verfallenen Gemäuer



hervorragten, das den Eingang zu einem verfallenen Stollen bildete. Selbst die umgebenden Felsen hatten etwas Schreckhaftes. Sie hatten Aehnlichkeit mit einem höhnisch grinsenden Menschenangesicht.

Wenn man denken dürfte, es gäbe in der leblosen Natur Stellen, die gleichsam zu künftigen Verbrechen ausersehen und gekennzeichnet seien, wie man es wohl einem Menschen ansieht, ob er fähig ist, seine Hände in Menschenblut zu tauchen, so müßte man gewiß hier den Schauplatz einer furchtbaren Gräueltat suchen. Alles, was Mensch hieß, floh diesen Platz, und sogar das Gethier des Waldes schien ihn zu meiden.

Selbst die Eisenbahn, welche dort vorbeilief, hatte, obgleich

des Tunnels im Bahnwärterhaus wohnenden Familie, aber Morgens, wenn der Tag graute, standen sie wieder draußen im unheimlich düsteren Grunde.

Im Sommer ging es zur Noth. Da gab es manche lustige Zwiesprache mit den vorbeifahrenden Schiffern. Auch wagten sich manche Futter und Laub suchende Weiber, ja selbst Kinder bis in diese einsame Gegend hinaus. Ebenso bot das rege Leben des Waldes manche Abwechslung. Aber, wenn der stürmische Herbst und der schneeige Winter hereinbrach, konnte die Debe und die Einsamkeit die armen Leute zur Verzweiflung bringen.

Das eintönige Rauschen des Regens, das schaurige Brausen



Sonnenaufgang am Flusse.

irretwegen unter dem dichten Erlengebüsch tüchtig ausgeräumt worden war, das Unheimliche nicht vermindern können. Gerade an der Schlucht endigte ein Tunnel, und das schwarze Felsenloch blickte wie ein ausgehöhltes Auge gespenstisch Tag und Nacht in die düstere Gegend hinein.

Das Einzige, was die Schauer ein wenig milberte, war ein nettes Eisenbahnwächterhäuschen, das man dicht an dem Ausgange des Tunnels auf dem hohen Eisenbahndamm errichtet hatte.

Das Loos der dort stationirten Bahnwärter hatte übrigens wenig Beneidenswerthes. Sie waren unfreiwillige Einsiedler in der Wüste. Wenn der letzte Bahnzug um 10 Uhr Abends vorbeigebraust war, durften sie freilich heim zu ihrer jenseits

des Sturmes und das unaufhörliche Geplätscher des Flusses wider den Eisenbahndamm ward nur unterbrochen durch die Donner des mit schrillum Pfeifen nahenden Bahnzuges und durch die hell herüberklingenden Glocken eines etwas oberhalb am jenseitigen Ufer des Flusses liegenden Dörfchens. War aber der Bahnzug mit Gedankenschnelle vorbeigebraust, und hatten die Glocken drüben ausgetönt, dann rauschte wieder der Regen, dann heulte der Sturm und plätscherten die Wasserwogen, und in der Schlucht war Nebel und Nacht und immer Nebel und Nacht.

Wer von den Bahnwärtern sich nicht geistig zu beschäftigen wußte, oder eine Handarbeit verstand, vermochte nicht, dort lange auszuhalten. Es wollte darum auch Keiner bleiben.

Auf der ganzen Bahnstrecke war nirgend's solch' ein häufiger Wechsel, wie dort.

Merkwürdigerweise hauste nun aber der zuletzt hinversetzte Bahnwärter schon eine Reihe von Jahren an jener Stelle, ohne sich zu beschweren oder sich fortzumelden. Im Gegentheil hatte er ausgesprochen, daß er nie dort weggehen würde.

Es hatte nun allerdings auch eine eigene Bewandniß mit dem „langen Werner“, wie man den jetzigen Bahnwärter nannte.

Zunächst war er ganz in der Nähe zu Haus. Er stammte drüben aus dem Bergmannsdorfe, wo er jeden Tag die Morgen-, Mittags- und Abendglocken grüßend herüberlingen hörte. Bald und Wilbniß hatte darum nichts Fremdes, Schauriges für ihn. Er war darin geboren und mit denselben verwachsen. Dazu hatte er schon von früher Jugend an eine besondere Vorliebe für die Einsamkeit und den Wald. Tage lang darin herumzustreifen, war immer seine Lust gewesen. Er kannte alle Vogelnester und Höhlen weit und breit und wußte die entlegensten Pfade und Felsen. Als er älter wurde, ging er vielfach den Jägern zur Hand und verdiente manchen Groschen. Um sein Leben gern wäre er Forstgehilfe oder Förster geworden, wenn sein Vater, der darin nur eine besondere Art des Faulenzens erblickte, ihn nicht unbarmherzig und mit aller Strenge zur Bergmannsarbeit angehalten hätte.

Dort an dem einsamen Bahnwärterposten war die Lust am Wald wieder erwacht. Gar manche Stunde stahl er seinem Dienste ab, um im Walde zu streifen, und manche Nacht verbrachte er allein draußen im Wachthäuschen an der dunklen Schlucht.

Freilich munkelte man, die alte Jagdlust sei auch wieder bei ihm erwacht; er wäre ein höchst gefährlicher Wilddieb, und ganz ohne Grund ginge er nicht im Walde umher. Dann sähe er nach seinen Fallen. Und wenn er Nachts draußen blühe, dann sei er auch nicht allezeit im Wachthäuschen zu finden.

Zur Bestätigung dieser Gerüchte erzählte man, daß das Hotel seit seiner Anwesenheit stets mit gutem und frischem Wildpret versorgt sei, während es sonst Mangel daran gehabt hätte. Auch wollte Dieser und Jener in besonders dunklen Nächten einen leichten Rahn durch die Wellen haben fliegen und in der Nähe seines Wachthäuschens am Eisenbahnramme anlegen sehen. Daß dort in der Nähe in nächtlichen Stunden häufig Schüsse fielen, war gewiß. Ertappt hatte ihn übrigens noch Niemand. Alles war nur Vermuthung.

Vielleicht trugen die Schuld an dem ganzen Geschwähe nur sein kühn blickendes Auge und sein schwarzer, stattlicher Bart, die den mächtigen Eindruck seiner überaus hohen und kräftigen Gestalt noch vermehrten. Man konnte sich den martialischen, schweigsamen Mann nicht ohne kühne That denken. Und die Erinnerung an seine früheren Reigungen ließ leicht an Wilddieberei glauben.

Seine Vorgesetzten lachten darum über die umgehenden Gerüchte. Sie hatten den Mann noch nie fehl gefunden. Im Gegentheil lag in seiner Dienstführung etwas militärisch Geordnetes. Er hatte lange in der Garde in Berlin gedient und diese Bahnwärterstelle als besonderen Lohn seines Wohlverhaltens bekommen. Und so war man auch jetzt sehr zufrieden mit ihm. Er hätte längst befördert sein können, wenn er nur gewollt hätte.

Aber, wenn auch die Bahnverwaltung alle Verdächtigungen unberücksichtigt ließ, das Volk hielt einmal fest an dem Wilddieb. Und merkwürdig ist, wie dasselbe oft das Rechte und Wahre instinktmäßig trifft.

Es sollte sich bald herausstellen, daß seine Ahnung richtig war.

Es war eine lauwarme Sommernacht. Der Vollmond füllte Berg und Thal. Glänzend lag sein Schein auf der Fläche des Flusses, und in dem klaren Wasser spiegelte sich noch einmal Alles, so daß man den zauberischen Anblick der prachtvollen Landschaft zum zweiten Male genoß.

Der Zehnruhrzug war längst in dem schwarzen Felsenloch mit großem Aufschrei verschwunden; nun störte nichts mehr die Stille der Mitternacht, höchstens, daß noch eine unermüdliche Nachtigall flötete, oder der leise durch Blätter und Gräser hinaufelnde Nachtwind sein Geflüster mit der geschwägigen Wasserwelle des Flusses mischte.

Alles war so still, so feierlich, so wunderbar schön und ergreifend, daß man gar nicht ahnen konnte, wie in solcher Nacht ein Menschenherz von bösen Mordgedanken erfüllt sein könne. In solcher Nacht meint man müsse das Herz voll Andacht und frommer Gefühle sein, es müßten sich Gott und göttliche Gedanken darin spiegeln, wie dort der leuchtende Sommerhimmel in der klaren Wasserfluth.

Horch! war das nicht ein Schuß in der dunkeln, unheimlichen Schlucht? Ihm folgte ein lauter Aufschrei: „O mon Dieu, o mon Dieu!“ auf deutsch: „O mein Gott, o mein Gott!“ Dann geschah ein schwerer, dumpfer Fall. Ein leises Stöhnen, wie eines Sterbenden, und vorsichtige Menschenritte wurden hörbar; dann war wieder Alles still.

Einiges Gekuckel, was durch den Schuß erschreckt, aufgeschallert war, hatte sich wieder zur Ruhe niedergesetzt.

So verging eine gute Viertelstunde.

Der Mond schritt ruhig seine Bahn. Die Blätter flüsterten, und die Nachtigall flötete.

Da fiel plötzlich ein zweiter Schuß.

Daraufhin ward es abermals lebendig in der Schlucht. Die Gebüsche rauschten, Zweige knackten und hervor brach ein stattlicher Rehbuck, der stark angeschossen war. In blinder Flucht stürzte derselbe dem Eisenbahnramme zu, erschrad aber vor dem bunten Wachthäuschen, in dessen unmittelbare Nähe er gekommen war, machte einen Seitensprung und kollerte rettungslos die jähe Wand hinunter in den Fluß.

Etliche Sekunden darnach erschien der Jäger auf einem vom Mondlicht beleuchteten Felsenvorsprung an der linken Seitenwand der Schlucht. Es war die hohe Gestalt des Bahnwärters Werner. Gelentig kletterte er den schwinbelnden Pfad hinunter, um in der Schlucht die Beute seiner nie fehlenden Büchse zu suchen.

Statt des erwarteten Wildes fand er jedoch einen menschlichen Leichnam.

Der sonst furchtlose Wildschütz erbehte, daß er zitterte, vor dem plötzlichen Anblick. Ein Entsetzen packte seine Seele, wie er es noch nie empfunden hatte. Mit raschem Blick hatte er erkannt, daß hier ein Mord geschehen war. Noch siderte das Blut aus einer Schußwunde in der Brust. Allein, umsonst sah er sich nach dem Mörder um. Der Ermordete war ein Mann aus den höheren Ständen, sein Gesicht, seine Kleidung deuteten darauf hin.

Wie kam dieser Mann in die völlig unzugängliche Schlucht? Wer konnte ihn dahin gelockt, ihn dort ermordet haben?

Es war Alles unerklärlich.

Sollte sich am Ende der Fremde hierher verirrt haben und Werners Kugel hatte durch einen schrecklichen Zufall ihn getroffen? Doch er hatte ja so genau das Reh gesehen, so sicher gezielt. Es konnte nicht sein. Allein wo war das denn Reh?



Seine Sinne begannen sich zu verwirren. Der starke Mann war einer Ohnmacht nahe.

Da legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter. „Ha, haben wir dich endlich, Wilddieb?“ sagte der Gemeindefürster Quast von Niederlaubach, dem überraschten Bahnwärter mit glücklichem Griff die Büchse aus der Hand windend. „Nun, was hast du denn da für ein merkwürdig Stück Wild?“

Zu einer anderen Zeit hätte dieses Ertapptwerden als Wilddieb den langen Werner in die höchste Aufregung versetzt, vielleicht zu einer That der Verzweiflung getrieben, denn er wußte recht wohl, daß demselben Dienstentsetzung, Zuchthaus, Schmach und Elend der Seinigen folgen würde. Seine brave Frau hatte es ihm oft genug unter Thränen vorgehalten. Er hatte es sich oft genug selber gesagt, wenn ihn seine maßlose Leidenschaft wieder trieb, die Flinte aus dem sicheren Versteck hervorzuholen. Allein er verließ sich auf sein Glück und sein Geschick, die ihn bis jetzt den Nachstellungen des eifrigen Försters hatten entgehen lassen.

Nun war auf einmal das lang Gefürchtete, das Entsetzliche hereingebrochen. Er war ertappt. Aber statt aufzubaufen statt das Aeußerste zu versuchen, um sich und seine Familie zu retten, blieb er ruhig. Er schien sogar gewissermaßen froh zu sein, in dieser bangen Stunde Jemanden bei sich zu haben, auch wenn es sein Todfeind war.

„Hier handelt es sich nicht um meine Wilddieberei,“ sagte er in fast feierlichem Tone. „Hier liegt ein Ermordeter.“

Der Förster Quast, der jetzt auch der Leiche ansichtig wurde, erleichte und sprang etliche Schritte zurück, um sein Gewehr brauchen zu können. Denn ihm kam natürlich der Gedanke, daß Werner der Mörder sei, und daß er jetzt mit diesem gefährlichen Menschen einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen haben werde.

„Laß das Gewehr in Ruhe,“ rief der Bahnwärter, „ich will Nichts mit dir.“

„Du hast ihn doch umgebracht,“ erwiderte der Förster.

„Ich weiß es nicht,“ meinte Werner. „Wenn ich es aber gethan habe, ist es nicht meine Absicht gewesen, sondern Schicksal. Ich war heute Abend aus Wildschützen, und hatte meinen Stand droben an den jungen Fichten. Da mir aber Nichts schußgerecht kam, machte ich mich auf den Heimweg, zumal ich meinte, in der Ferne einen Schuß gehört zu haben. Als ich drüben an die hohe Lei kam, sah ich einen feisten Bock am Eingang der Schlucht stehen, die Klüftern zur Witterung hoch in die Luft streckend. Die Entfernung war noch ein wenig weit, aber ich wagte den Schuß, und sah darauf den Bock in der Schlucht verschwinden.“

Nun könnte es möglich sein, daß mein Schuß fehl gegangen wäre und hätte den Herrn getroffen, der gerade da in der Schlucht sich befand. Aber wie soll derselbe dahin gekommen sein?“

Der Förster schlug ein wahres Hohngelächter auf. Er hatte, durch seinen Hund geleitet, bereits die Blutspuren des Rehes entdeckt, die nach dem Wachtäuschen zuliefen. Das Rehlut hielt er natürlich für das Blut des Ermordeten. Und so war es ihm eine ausgemachte Sache, daß Werner lüge. Er legte sich vielmehr die Geschichte in der Art zurecht, als hätte Werner den verirrtten Fremden in der Nähe des Wachtäuschens ermordet und ihn dann in die Schlucht geschleppt, um ihn dort zu begraben.

Er spottete deshalb: „Fein ausgedacht, fein ausgedacht! wenn deine Erzählung wahr wäre. — Aber sage einmal Werner, wo kommt denn hier diese Blutspur her?“

„Wo ist Blut?“ rief Werner höchst erregt.

Auch er fing jetzt an, in der Umgegend eifrige Nachsuchung zu halten. Mit seinen scharfen Augen gewahrte er bald neben der Blutspur die in dem weichen Waldboden abgedrückten Hufe des angeschossenen Thieres. Aber er machte noch einen weiteren Fund, der ihm ungleich wichtiger war. In der Nähe des alten Stollen lagen ein-geleerter Geldbeutel und eine geleerte Brieftasche, die augenscheinlich dem fremden Herrn gehört hatten und sicherlich gefüllt gewesen waren. Seine Unschuld an dem Morde wurde ihm dadurch zur völligen Gewißheit, zumal er auch noch Fußspuren entdeckte, die weder ihm noch dem Förster noch dem Fremden konnten angehört haben.

In der Freude seines Herzens streckte er die Hände zum Himmel empor und rief: „Gott im Himmel, dir sei Dank, daß ich kein Mörder bin. Nie aber, so lange ich lebe, soll auch jetzt ein Gewehr mehr in meine Hand kommen, das gelobe, das schwöre ich.“

Der alte, grimme Förster hatte mit düsterm Blicke die Entdeckungen des Bahnwärters verfolgt. Er war nicht froh, wenn derselbe sich von dem Verdachte des Mordes zu reinigen vermochte. Seinem wilden Hasse genügte die für Wilddieberei gesetzlich bestimmte Strafe nicht. Nach seiner Ansicht mußte jeder Wilddieb hängen. Und wenn er dem langen Werner, dem gefährlichsten aller Wildknapper, den er noch persönlich haßte, neben dem Wilddiebstahl so einen kleinen Mord auf die breiten Schultern laden konnte, glaubte er sehr wohl zu thun. Er unterbrückte darum absichtlich jeden Gedanken, der für die Unschuld des Unglücklichen sprach, und suchte diesem selbst von vorn herein alle Hoffnung abzuschneiden. Er sagte deshalb mit kaltem Hohn: „Du hast gut geloben! Sie werden dir im Zuchthause wohl kein Gewehr in die Hand geben, und wenn du geköpft wirst, was ja auch möglich ist, brauchst du hernach auch keines mehr.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte hastig Werner. „Nachdem Ihr selbst die Rehsuren und den Fußtritt des fremden Mannes bemerkt habt, werdet Ihr doch nicht mehr behaupten wollen, ich hätte die That gethan?“

„Ei was denn Anders? Wer soll es denn gethan haben? Es kommt ja Niemand hierher. Du bist ein guter Schütze, du kannst den Rehbock und auch den Mann erschossen haben. — Doch jetzt laß die weiteren Umstände. Du bist mein Gefangener. Vorwärts! oder ich schieße dir eine Kugel in die Rippen. Er richtete drohend den Lauf seiner Flinte auf den unbewaffneten Mann.

Mit entsetztem Blick betrachtete dieser seinen Gegner. Alles Blut wich aus seinem Gesichte. Zum ersten Mal überschaute er klaren Auges die fürchterliche Gefahr in der er schwebte. Er wußte jetzt, daß der Förster fest entschlossen war, ihn nicht bloß als Wildschützen, sondern auch als Mörder anzuklagen, daß Hinrichtung oder ewiges Zuchthaus ihm drohten. Wie in einem Gesichte sah er die Gerichtsversammlung, die über Leben und Tod zu entscheiden hatte, und der er seine Unschuld nicht darzuthun vermochte. Er hörte die Kerkerthüre knarren. Er fühlte die kalten, dumpfen Mauern, die sich um ihn schlossen. Er sah das blizende Schwert des Henkers, das auf ihn niedersaukte. Er vernahm den Verzweiflungsschrei seiner Frau und den Angstschrei seiner Kinder. Sein Herz preßte sich zusammen, als wenn er ersticken sollte. Seine Zähne klapperten, seine Kniee schlotterten.

Mit fliehend zu dem Förster aufgehobenen Händen fiel er vor ihm nieder: „Habt Erbarmen, Mann, habt Erbarmen mit einem Elenden. Nie mehr, ich schwöre es bei Gott, will ich ein

Wild mehr fangen oder schießen. O machet eine ganze Familie nicht unglücklich!"

„Ich habe meine Pflicht zu thun,“ sagte kalt und abweisend der Förster. Dieses kalte, feindliche Wort wirkte aber wie ein elektrischer Schlag auf den heißblütigen Werner.

Als wenn ihn eine fremde Gewalt riße, schnellte er empor. Sein eben noch bleiches Gesicht ward purpurroth. Seine Verzweiflung hatte sich in entsetzliche Wuth verwandelt. Wie ein wilder Tiger stürzte er auf den überraschten Gegner hinein.

Der Gemeindeförster Duast hatte sich eines so plötzlichen Angriffes nicht versehen. Er schoß zwar los, aber sein Schuß ging fehl, und er befand sich in der Gewalt seines übermächtigen Feindes. Als jedoch die riesigen Arme Werners ihn würgend umschlangen, steigerte die Todesangst seine Widerstandskraft. Es entstand ein schreckliches Ringen neben der Leiche des Gemordeten.

Sie kämpften Brust an Brust gelehnt. Ihr heißer Athem berührte sich. Ihre Augen sprühten Feuer. Ihre Füße zerschlugen den feuchten Grund. Rings die Sträucher zerknieten. Der Hund bellte wie rasend. Endlich erlahmten die Kräfte des alternden Försters.

Er sank auf den Boden. Die nervigen Hände des wüthenden Werners hatten seinen Hals umkrallt.

Vor Minuten hatte Werner noch Gott gedankt, daß er ihn gnädiglich vor einem Mord bewahrt hatte, und nun war er fast in Begriff, wirklich ein Mörder zu werden.

Welch ein Jammerding ist der Mensch, welch ein Spielball seiner Leidenschaften! Wenn Gottes gnadenreiche Führung nicht wäre, wir wären alle verloren.

Diesmal sollte der Hund der Retter werden. Als der seinen Herrn am Boden sah, biß er so nachdrücklich den Bahnwärter ins Bein, daß dieser vor Schmerz aufzuckte und aus seinem blinden Jähzorn zum Bewußtsein kam.

Auf das heftigste erschrocken, betrachtete er wie geistesabwesend das Opfer seiner Wuth. Als aber derselbe sich wieder zu regen begann, seufzte er erleichtert auf, ergriff seine Flinte und eilte damit dem Eisenbahndamme zu.

Dort warf er in weitem Schwunge das Werkzeug seines Unglücks in den rauschenden Strom. Dann wandte er sich, in seinem Innern völlig gebrochen und verzweifeln, dem Bahnwärterhause zu, um Weib und Kind auf das hereinbrechende Schicksal vorzubereiten.

(Fortsetzung folgt.)



## Ararat.

(Von R. Gerol.)



Die Gewässer sind verlaufen,  
Die Gerichte sind erfüllt,  
Durch der Wolken sanftes Trausen  
Blaut der Himmel halb enthüllt,  
Aus der weiten Wasserwüste  
Hebst du dich als Rettungsküste,  
Steigst du auf als Friedensstätt,  
Felsenstirn des Ararat!

Und mit zagendem Gefieder  
Fliegen Noahs Boten aus;  
Zwar der Rabe kommt nicht wieder,  
Lobt sich schon am Reichenjchmaus,  
Doch das Täublein bringt im Runde  
Hoffnungsreiche Friedensstunde,  
Bringt des Delbaums grünes Blatt  
Flatternd heim zum Ararat.



Und in fröhlichem Gewimmel  
Theilt sich neu die Creatur,  
Unterm neugeschafften Himmel  
In die neugeschaffne Flur,  
Ob der frischgewaschenen Erde  
Tönt zum zweitenmal das „Werbe“,  
Das der Herr gesprochen hat  
Gnadenreich vom Ararat.

Aber darf der Wurm genießen,  
Soll der Mensch gen Himmel schaun:  
Noah betet, ihn umschließen  
Erfte Männer, fromme Frau'n;  
Der in Wogen und in Wetter  
Seinen Kindern ein Erretter:  
Dankaltar und Opferstatt  
Baut man ihm auf Ararat.

Und die Opferflamme steigt  
Himmelan in frohem Sturm,  
Und der ewige Vater neiget  
Gnädig sich auf Mensch und Wurm;  
Auf den Wolkengrund gezogen  
Wölbet sich der bunte Bogen  
Wie ein Thor zur Gottesstadt,  
Leuchtend ob dem Ararat.

„Menschenkinder, nehmt zum Erbe  
Neu das schöne Erdenrund;  
Daß ich's nimmer euch verderbe,  
Ewig steht mein Gnadenbund,  
Und mein Bogen in der Wolke  
Sei ein Zeichen allem Volke;  
Daß der Herr des Jornes satt,  
Zeug er euch auf Ararat.“ —

Leuchtend wie der Friedensbogen,  
Dauernd wie der Berge Grund,  
Stehet nun in Sturm und Wogen  
Meines Gottes Gnadenbund:  
Wögen mir die Trübsalwellen  
Brauchend bis zum Herzen schwellen:  
Thränenmüd und sorgenmatt  
Schau ich hin zum Ararat.

Mutter Erde, manch Jahrtausend  
Rollt' ob deinem Scheitel hin,  
Unglückswitter saßst du draußend  
Ueber deine Fluren ziehn,  
Doch auf Regen schien die Sonne  
Und auf Jammer folgte Sonne,  
Wie der Herr verheißen hat  
Gnädiglich vom Ararat.

Oft auf öber Wasserwüste  
Schwamm ich hin in morschem Boot,  
Sah in Fluthen keine Rüste,  
In der Nacht kein Morgenroth;  
Aber endlich kam es besser,  
Endlich sanken die Gewässer,  
Endlich aus den Wogen trat  
Rettend mir mein Ararat.

Nach den Bergen, zu den Hügeln  
Sandt' ich oft die Seufzer aus,  
Aber leer, mit lahmen Flügeln,  
Kehrte mein Gebet nach Haus;  
Endlich siegte doch der Glaube,  
Endlich flog die Friedensstaube  
Mit des Delzweigs grünem Blatt  
Fröhlich heim zum Ararat.

Oft von Wollen schwer umzogen  
Schwand mir, Herr, dein Himmelblau,  
Doch zuletzt erschien dein Bogen  
Leuchtend auf dem Wolkengrau;  
Gnädig sah ich mich geborgen,  
Und der steile Berg der Sorgen —  
Dankaltar und Opferstatt  
Ward er gleich dem Ararat.

Berge fallen, Hügel weichen,  
Deine Gnade weicht nicht:  
Nach dem hellen Bundeszeichen  
Heb' ich hoffend mein Gesicht;  
Noch aus finstern Tobeswogen,  
Schau ich nach dem Friedensbogen,  
Steur' ich hin zur Gottesstadt  
Auf dem ewigen Ararat.

## Die Hauptreligionen der Welt und ihre Stifter.

Quellenstudien von H. Matt.

### II.

#### Gautama Buddha.

Unter den Religionsstiftern des Alterthums steht Gautama Buddha obenan, denn seine Religion ist bis heute die am weitesten verbreitete. Troßdem, daß Indien sie verbannte, hat Ceylon, Siam, China, Birma und andere östlichen Länder sie angenommen, und soll nach einiger Behauptung an 310,000,000 Anhänger zählen. Seine Geschichte ist auch die einzige, die auf sicheren Daten beruht, ohne dieselben wären wir ganz auf die Mythologie des fabelhaften Brahminenthums angewiesen, das überhaupt nur Fabelhaftes liefert und nichts Bestimmtes aufzuweisen hat.

Gautama Buddha hat im eigentlichen Sinn keine neue Re-

ligion gestiftet, sondern er hat bloß den Brahminismus reformirt; er steht zur brahminischen Religion etwa wie Luther zur römisch-katholischen. Gautama Buddha, oder wie ihn seine Anhänger nennen, Sakjamuni, d. i. Lehrer aus der Familie Sakja, lebte wahrscheinlich im sechsten Jahrhundert vor Christus. Er war der Abkömmling eines fürstlichen Stammes aus der Provinz Behar in Indien. Im Glück und Glanz seines Stammes war er erzogen, und man möchte glauben nach der damaligen Lebensweise der Fürsten, hätten Religionsgedanken ihn kaum erreicht. Zu den Füßen brahminischer Priester sollte er Weisheit lernen und auf ein ruhmvolles Leben sich vorbereiten; aber er sah zu weit, die Machination der Priester und der Anblick des Elendes unter seinem Volk beschäftigten

ein Gemüth und der Gedanke, seinem Volk ein Erlöser zu werden, ließ ihn nicht ruhen in den Genüssen des Lebens. Doch wagte er nicht, den Kampf mit den Priestern sogleich aufzunehmen; er zog sich zurück in die Einsamkeit der Wälder und brachte mehrere Jahre als Einsiedler zu in stillen Betrachtungen und Studien.

Plötzlich trat er im Volke auf als Buddha d. i. Lehrer; wie einst Moses plötzlich aus Midian kam in die Mitte seines unterjochten Volkes. In seinem vierunddreißigsten Lebensjahre kam er aus jener Schule heraus, nicht ein williger Sklave Brahma's, sondern ein freier, thatendurstiger Mann. Von jetzt an nannte er sich selbst Buddha und griff die Autorität der Vedas, d. i. die heiligen Schriften der Brahma, sammt der Macht der tyrannischen Priesterkaste ganz erbarmungslos an. Er gründete eine Schule zu Benares und sammelte Nachfolger; auch predigte er öffentlich und hatte viel zu dulden von seinen Feinden; aber die Schönheit seiner Person, die Aufrichtigkeit seines Wandels, die hinreißende Gewalt seines Rednertalentes, sowie seine humane Lehre und geselliger Verkehr, verbunden mit dem innigsten Verlangen den Menschen wohl zu thun, gaben ihm Macht und Einfluß, denen hart zu widerstehen war. Die Umstände, unter welchen dieser Mann auftrat, trugen viel dazu bei ihm die Herzen zu öffnen und für seine Lehre empfänglich zu machen; das Volk seufzte schwer unter den Lasten, die selbstsüchtige, und tyrannische Priester ihm aufbürdeten; die Gesetze Brahma's waren geschaffen zu Gunsten dieser Wüstlinge und des Opfers war kein Ende. Es ist deshalb kein Wunder, daß sie diesen neuen Buddha so entschieden angriffen und seinen Einfluß mit List und Gewalt zu zerstören suchten. Aus diesem geht deutlich hervor, daß Buddhismus am Ende doch nur Brahminismus in verbesserter Form ist.

Die Theologie des Buddha ist nicht spekulativ kritisch, aus gewissen neuen Dogmen bestehend, sondern praktisch und sittenverbessernd. Sie hat nichts mit Gott als Schöpfer und Regent zu thun, sondern bloß mit den Pflichten des Lebens; aber höher und gebiegender ist sie als alle anderen morgenländischen Systeme, denn sie suchte des Volkes Lasten zu erleichtern und Menschen zu Menschen zu machen, deshalb fand sie auch beim Volk solche freundliche Aufnahme.

Geschrieben hat Gautama Buddha nichts, er lehrte nur mündlich und seine Lehre vererbte sich durch Tradition. Er gab fünf Verbote, und auf diese gründete er seine Lehre; nemlich:

1. Es ist großes Unrecht ein Thier zu tödten, vom Insekt bis zum Menschen, denn es wohnen Menschenseelen darin.

2. Man darf nicht stehlen, denn es macht Leben, Glück und Recht zu Schanden.

3. Ehebruch soll man meiden, denn er zerstört der Familien- und des Landes Wohlfahrt.

4. Lügen ist unrecht, denn es zerstört das gegenseitige Vertrauen.

5. Wein oder starkes Getränk soll man nicht trinken, denn es raubt den Verstand und macht den Menschen zum Thier.

Auf diese folgen nun die Zehn Sünden der Menschheit: Tödtung, Diebstahl, Ehebruch, falsches Zeugniß geben, Unfrieden, Halsstarrigkeit, Geiz, Neid, falschen Göttern dienen und unnützes, überflüssiges Geschwätz führen.

Ueber alles empfahl Buddha Werke der Barmherzigkeit: Almosen geben, Mitleiden haben, den Bedürftigen beizustehen u. s. w., kurz, alle seine besten Charakterzüge machte er zu Tugenden der Menschheit. Geduld, Entschiedenheit, Sanftmuth und Versöhnung nannte er die Traube, aus welcher das wahre Glück gepreßt wird. Es gibt ein höchstes Wesen ohne Gestalt, welches durch stille Betrachtung, ohne davon zu reden am besten verehrt wird. Um glücklich zu werden, braucht man nur die angeführten Tugenden zu üben und die Untugenden zu meiden. Die Seligkeit des Menschen besteht in der Vereinigung mit dem höchsten Wesen und heißt Nirwana, d. i. Ruhe. Die Guten genießen Nirwana nach dem Tode, die Bösen aber müssen wandern in Thierkörpern vom Niedrigen zum Höhern, je nachdem ihr Leben als Mensch war, bis die Seele der Nirwana fähig ist. Daher das Verbot der Tödtung. Opfern soll man, aber nur Blumen und Früchte, denn das Fleisch wäre nur für Priester, nicht für Gott. Die Gebete der Buddhisten sind alle an den Stifter ihrer Religion „Gramaana,“ d. i. Einsiedler, gerichtet. Es gibt eine endliche allgemeine Nirwana, d. i. endlich gehen alle Menschen in das höchste Wesen ein, nur dieses besteht ewig. Je frömmere man lebt, desto eher erlangt man Nirwana; jeber überaus fromme Mensch kann schon in diesem Leben ein Buddha, d. i. ein Gott werden, während der Böse in Reptilien und abgeschmackten Wohnungen seine Thaten küßt. Gautama Buddha starb im Alter von 80 Jahren. Er lehrte eine Wiedergeburt der Seele, aber anstatt durch Geist, durch Thierkörper ins Unendliche hinein; bis zuletzt die Seele rein, vom ewigen Lichtsgott aufgesogen wird. Das ist Buddhismus bis auf den heutigen Tag.

## Montenegro und Sthwas aus dem Orient.

Von Marcellus Heilmhäger.

### II.



inst gehörte Montenegro zu dem serbischen Reiche, welches ein Czar Dusch an im vierzehnten Jahrhundert zu einer schnell vorübergehenden Größe erhoben hatte. Nachdem es durch den türkischen Sultan Murad I. gestürzt und sein Herrscher Lazarus hingerichtet worden war, wurde Montenegro durch Nachkommen des Stiefsohnes des Letzteren, durch Fürsten aus der Familie Tschernowitzsch, beherrscht. Um die Zeit von 1516 vermählte sich der Fürst Sotorg, der damals regierte, mit einer ehelichen Venetianerin aus dem Geschlechte Mocenigo, die ihn überredete, seinen Aufenthalt in Venedig zu machen; bei seiner Abreise

dahin übergab er die höchste Macht dem Bladika oder Erzbischof; und von jener Zeit an unterstützten die Montenegriner die Venetianer, welche damals eine aristokratische Republik waren, der ein Doge (Herzog) vorstand; in einer fortlaufenden Reihe von Kämpfen und Gefechten gegen die Türken wurden sie auch von den Letzteren zuweilen besiegt, ja einmal sogar zur Annahme des Islams oder der Lehre des falschen Propheten Mahomed genöthigt, doch mußten sie sich allezeit wieder ihre Unabhängigkeit zu erringen, und vertauschten die aufgezwingene mahomedanischen Lügen- und Betrugsgesetze bald wieder mit der griechisch-katholischen Religion.

Im Jahre 1712 erklärten die Montenegriner sich, um



Rußlands Unterstützung gegen die Türken zu gewinnen, für Unterthanen des russischen Kaisers, Peter d. Gr., der ihnen wohl Beistand versprach, jedoch nicht leistete. In demselben Jahre überschwebten türkische Heeresmassen ihr Land. Nach zwei Jahre andauernden blutigen Kämpfen vertrieben sie zwar die eingefallenen Türken wieder; aber bald kam mit einer 120,000 Mann starken Streitmacht der türkische Großvezir Khorpili-Nauman-Pascha, der durch grausamen Verrath 37 montenegrinische Häuptlinge gefangen nahm, sich des ganzen Landes bemächtigte, und die Einwohner zur Flucht, theils auf unzugängliche Felsen, theils auf das venetianische Gebiet nöthigte. Vier Jahre später aber finden wir sie wieder zugleich mit den Venetianern im Kampfe gegen die Türken.

Im Jahre 1767 wußte ein Abenteurer aus Kroatien, Stephan Mali, das ganze Völkchen zu täuschen, indem er sich für den russischen Kaiser Peter III. ausgab; er erlangte auf diese Weise die Würde des Vlatika und starb nach vierjähriger Regierung durch einen vom Pascha von Skutari gebundenen Mordelmörder. Von 1789 bis 1791 leisteten sie dem russisch-österreichischen Heere durch den an den Grenzen geführten Krieg gegen die Türken wesentliche Dienste, und im Jahre 1796 erkämpften sie ihre Unabhängigkeit durch eine blutige, aber glänzende Waffenthat. Als nemlich der Pascha von Skodra auf Befehl des Sultans mit den Truppen aller benachbarten Paschaliks in das Land einfiel, um dessen Bevölkerung zu unterjochen oder auszurotten, wußte der berühmte Vlatika Peter Petrovič die Türken durch brennende Fackeln und rothe Mützen, die auf den Felsen aufgesteckt waren, so daß sie sich einer großen Armee gegenüber zu befinden glaubten, so geschickt zu täuschen und sie so vollständig zu umgehen und ihnen den Rückzug abzuschneiden, daß nach einem drei Tage und drei Nächte währenden Kampfe die türkische Armee völlig vernichtet war, und 30,000 Mann auf der Wahlstatt blieben. Seitdem haben die Türken es nicht mehr versucht, die Montenegriner zu unterjochen. Auch die Franzosen empfanden die Tapferkeit dieser Gebirgshelden. Verbündet mit den Russen, verheerten sie im Jahre 1806 das Gebiet von Ragussa, dessen sich die Franzosen bemächtigt hatten, und im September desselben Jahres nöthigten sie den französischen General, nachherigen Marschall Marmont, der die Festung Casselnuova angriff, zum Rückzuge. — Der oben erwähnte, durch Bildung und Tapferkeit gleich ausgezeichnete Peter Petrovič, welcher von 1777 bis 1830 als Vlatika die oberste geistliche und weltliche Gewalt in seiner Person vereinigte, durchließ, nachdem er in der geistlichen Alexander-Newski-Akademie zu Petersburg seine Bildung empfangen, alle Stufen der kirchlichen Hierarchie und empfing endlich im Jahre 1777 zu Karlowitz in Ungarn die Weihen zum Erzbischof von Montenegro. Selbst die russischen Kaiser Paul und Alexander I. erkannten seine Verdienste an, jener durch Verleihung des Alexander-Newski-Ordens, dieser durch Uebersendung einer kostbaren bischöflichen Mitra. Nach einer wahrhaft väterlichen Verwaltung, während welcher er es sich angelegen sein ließ, den Zustand des Landes zu verbessern und den Mordthaten und inneren Zwistigkeiten ein Ziel zu setzen, starb er im Jahre 1830, nachdem er den im sein Lager versammelten Häuptlingen seinen Neffen, einen damals 18 Jahre alten Jüngling, zur Nachfolge empfohlen und jene zur Einigkeit ermahnt hatte. Der neue Vlatika, der sich nun auch Peter nannte, wurde im Jahre 1833 in Petersburg nach griechischem Ritus zum Erzbischof geweiht. Er war ein Mann von besonderer Bildung,

der sogar als Verfasser lyrischer Gedichte gerühmt wird, und von ausgezeichnete Körper Schönheit. Der Verbesserung seiner vaterländischen Zustände und der Verbreitung der Bildung, hat er seinen ganzen Eifer geweiht. Zur geordneten Verwaltung hat er einen aus sechs Häuptlingen bestehenden Senat und eine diesem untergeordnete Behörde, die 35 Mitglieder zählt, eingesetzt. Vlatika Peter richtete gleich nach seinem Regierungsantritte vorzüglich auf die Verhältnisse mit den benachbarten Türken sein Augenmerk, und bemühte sich, einen dauernden Frieden und den bisherigen zwischen seinem Volke und den Türken verübten Gräueltthaten ein Ende zu machen, wohl einsehend, daß eher an ein Fortschreiten der Civilisation auch in Montenegro nicht zu denken sei. In dieser eblen Absicht wandte er sich im Anfange des Jahres 1834 an die herzogowinischen Oberhäupter und veranstaltete eine Zusammenkunft mit denselben, wo diese seine friedlichen Vorschläge bereitwillig aufnahmen, und nur die Uebergabe einiger Dörfer, die sich seit ein paar Jahren von ihnen unabhängig gemacht und Montenegro angeschlossen hatten, zur Bedingung machten. Darüber wurde nun beschlossen, daß die fraglichen Dörfer einen bestimmten jährlichen Tribut zwischen 2 bis 4 Gulden (der Gulden—40 Cents nach amerikanischem Gelde) Conventionsmünze von einem jeden Hause bezahlen, übrigens sich unabhängig von den Türken selbst regieren und richten sollten, welcher Beschluß beiderseitige Bewilligung fand. Auch die Einwohner gedachter Dörfer, fügten sich willig den Vorstellungen des Vlatika, und schon schien als Folge dieser Uebereinkunft alle Furcht, Mißtrauen und Feindschaft zwischen ihnen und den Türken zu schwinden, als sich bald nach der Entfernung des Vlatika heimlich einige tausend Türken sammelten, die Dörfer überrumpelten, einige der eben mit Haus- und Feldarbeiten beschäftigten Einwohner tödteten, ihre Herden wegstrieben und sie sofort wieder ihrer unbedingten Botmäßigkeit unterwarfen, in welchem Zustande die Verhältnisse zur Nachbarschaft auf dieser Seite sich in diesem Augenblicke noch befinden.

Der Pascha von Skutari, an den sich der Vlatika unmittelbar nach dem Abschlusse obiger Uebereinkunft in gleicher Absicht wandte, ließ sich jedem friedlichen Ansuchen durchaus abholf; er erwiderte auf des Vlatikas Anträge, daß er von einem Frieden mit Montenegro nichts wissen wolle, da dieses türkische Gebiet sei, und forderte den Vlatika unter den schärfsten Drohungen auf, sich auf Discretion ihm zu unterwerfen, worauf denn die Montenegriner wieder mit Spott und Lachen antworteten.

Bekannt ist der Freiheitsinn der Montenegriner, ebenso, daß sie seit der türkischen Invasion in Europa, in unaufhörlichem Kampfe gegen die Türken ihre Unabhängigkeit so ziemlich immer erhielten, und gegenwärtig thatsächlich einen gänzlich unabhängigen Staat bilden. Aber weil diese Unabhängigkeit zum Aergerniß der Türken faktisch besteht, zu deren Erhaltung die Montenegriner alles an- und aufwenden, und besonders aber weil die Türken in ihrem rohen, den Fortschritten der Civilisation und europäischen Bildung fremden Zustande jede Gelegenheit zu räuberischen Unternehmungen gerne benutzen, so dauert der Krieg der Montenegriner mit den angrenzenden Türken auch jetzt noch mit nur kurzen Unterbrechungen fort, und wird theils durch förmliche Treffen, wo mehrerer Hunderte und Tausende von beiden Seiten kämpfen, theils durch gegenseitige Räubereien Plünderungen, Mordbrennereien und einzelnen Mordthaten geführt; und dieser erschreckliche und unmenschliche

Zustand wird voraussichtlich so lange fort dauern, in kürzeren oder längeren Zwischenzeiträumen, so lange die Türken von den europäischen Großmächten als eine souveraine Regierung anerkannt und behandelt werden; während sie nicht einmal das Recht haben, unter christlichen Nationen einen Platz einzunehmen, so lange sie Anhänger des Korans sind, der ihnen es zur gebieterischen Pflicht macht, alle Men-

schen, und die Christen insbesondere, welche sich nicht dem Koran verpflichten, mit den Waffen zur Annahme des Korans zu zwingen oder sie zu ermorden. Bei dieser Gelegenheit will ich Einiges aus Mahomed's Koran anführen, um zu überzeugen, daß die Mahomedaner wirklich alle Menschen als Feinde betrachten und behandeln müssen, die nicht ihres Glaubens sind. (Fortsetzung folgt.)

## Beirut und Libanon.

Bei Sidon beginnt das Gestabeland des mittleren Phöniziens, das durch die dichten zum Meere herantretenden Gebirgszüge des Libanon sich mehr verzengt, und bald springt das Vorgebirge von Beirut vor, eine dreieckige Halbinsel, auf deren Nordseite die Stadt erbaut ist. Die Südwestküste besteht ganz aus Sand, Meeresantrieb, der von den Wellen und Winden zu Hügeln angetrieben wird und mehr und mehr den Kulturboden überwiegt. Dabei werden zahlreiche Grabstätten der Vorzeit aufgedeckt; Sarkophage, Münzen, Metallbruchstücke und Scherben von Glaswaaren findet man in den Grabkammern der freiverdenden nackten Felsen. Durch einen Olivenhain, den größten Syriens, und einen Fichtenwald gelangt man zu der Stadt, die jetzt die wichtigste in Palästina und an seiner Küste geworden ist und gegen 50,000 Einwohner haben mag. Sie hat die Stellung eingenommen, welche einst Tyrus und Sidon inne hatten und ist der Mittelpunkt des Handelsverkehrs. Die Lage der Stadt ist entzückend durch Schönheit der Natur mit Fruchtbarkeit des Bodens, reichliche Bewässerung und liebliches, alles zum Gedeihen bringendes Vorland, dicht dahinter der herrlich aufsteigende Libanon, welcher mit den Wogen des Meeres die schwüle Hitze des Sommers mäßigt. Umgeben ist die Stadt von Gärten und Hainen mit Frucht bäumen. An die einzelnen Gruppen von Palmbäumen reihen sich die Citronen- Orangen- gärten, Pistazien, große Walnußbäume, Olivenwäldungen und Maulbeerspflanzungen. Am Saume der Ebene reiche Getreide-, Weiz- und Baumwollfelder, Nebenhügel und der dunkle Fichtenwald mit dem Geschwirr der Drosseln und dem Gesange der Nachtigallen. Auf den Gipfeln des überragenden Hochgebirges mit seinen zahlreichen Heerden und wohlhabenden belebten Dörfern ragen die Nadelhölzer an der Grenze der saftigen Matten der schneereichen Libanongipfel in den Cedernwald des Dschabel Mathmel. Während das Auge entzückt dort hinausschaut, ankern in dem belebten Hafen Hunderte von Schiffen und Booten, überragt von gewaltigen Kriegsschiffen.

Von Beirut führt der Strand durch prangende Gärten an dem Fuße des majestätischen Libanon, hier etwa zwei Stunden entfernt, zu der Mündung des Nah el Kelt, des Chrus der Alten. Er kommt von dem schneereichen Westgehänge herab bei der Naturbrücke Dschiffrel Hadschar, einer der größten Felsbrücken der Erde. Der schön geschwungene Bogen hat eine Spannung von 160 Fuß, eine Breite von mehr als 100 Fuß, die Höhe über dem Wasser ist meist 70 Fuß und die höchste Stelle mehr als 100 Fuß über dem darunter hinbrausenden Bergstrom. Etwa zwei Stunden von dort stürzt er unter einer Fülle duftender Blumen und rankender Schlinggewächse in das Meer. Hier befand sich ein wichtiger Flußübergang über die große Meerstraße zwischen Europa, Asien und Afrika. Noch zeigen sich starke Unterbauten der Brückenköpfe, die auf hohes Alterthum zurückweisen. Die großen Weltmonarchien haben diese

Stelle zu Denkmälern ihrer Züge ausersehen. An dem linken Ufer des Flusses hat Rhamses II. Gedenktafeln an seine asiatischen Kriegs- und Siegeszüge in den Fels graben lassen, welche trotz der zerstörenden Seeluft mehr als drei Jahrtausende überdauert haben. An diese ägyptischen Tafeln schließen sich assyrische mit den Bildern von Salmanasser und Sanherib und persische; ihnen folgen griechische und arabische.

Neben die Brücke gelangen wir zu dem ersten Orte von Bedeutung in Dschabel (Gabal), dessen Bewohner einst im Libanon das Holz für den Tempel Salomo's bereiteten, und „seine Ältesten und Klugen zimmerten die Schiffe von Tyrus.“ Durch geeignete Thäler die Bergabhänge hinauf liegt eines der reizendsten Dörfer, Edea, 5000 Fuß über dem Meere in der reinsten, gesündesten Alpenluft und die christlichen Bewohner schauen bis zu den Fluthen des Meeres hinab. Höher geht es an Chypressen, Pinien, Eichen, Platanen und Pappeln, an Quellen und sprudelnden Wasserfällen vorüber, dann verliert sich die Vegetation, höheres Holz ist nicht mehr zu erblicken, nur Gras bedeckt die Wiesen. Die Felsen des Libanon rücken mehr aneinander, an drei Seiten starren sie tausend Fuß hoch empor, weiß in röthlichem Lichte schimmernd; westlich, wo die Wasser sich hinabsenken, öffnet sich in schauerlicher Stille ein grüner Hain; es sind die Cedern des Libanon.

Ehrwürdige Zeugen der Geschichte vieler Jahrtausende prägen die riesigen Bäume. In königlichem Wuchse steigen sie stark und gerade empor mit schirmartiger Verbreitung der Zweige. Noch sind es in diesem, der jetzt der größte unter den Cedernhainen des Libanon geblieben ist, vierhundert Stämme; sie werden sorgfältig bewacht. Wie es Sanherib, dem König Assyriens, als eine Verhöhnung des Herrn vorgeworfen wird, daß er vermaßen sprach: „Ich bin mit der Menge meiner Wagen auf die Höhe der Berge gestiegen; auf die Seiten des Libanon und habe seine hohen Cedern und auserlesenen Tannen abgehauen,“ so wird jetzt noch das Abhauen einer Ceder als ein Vergehen bezeichnet, und manche Sage der Gebirgsbewohner erzählt von der erfolgten Strafe. Die meisten Stämme sind klein; in der Mitte lichten sich die Reihen und vierzehn uralte Stämme werden sichtbar; der eine hat vierzig Fuß im Umfang und manche gegen neunzig Fuß Höhe. Sie breiten ihre Zweige horizontal, einem Fächer gleich, aus, aber es wird berichtet, daß die schwungreichen Zweige bei dem Schneefall im December sich nach oben biegen und eine pyramidale Spitze bilden, so daß sie von der Last des Schnees nicht erdrückt werden, sondern die Flocken daran hinabgleiten. Die Zweige mit ihren nach oben stehenden Zapfen breiten sich weit aus, und unter ihnen stehend bilden sie über dem Beschauer ein weites, undurchbringliches Dach gegen alle Unbill der Witterung.

Unmittelbar über den Cedern erhebt sich der Libanon zu seiner höchsten Spitze in dem Dschabel Mathmel, etwa 9000 Fuß hoch. Er heißt der Libanon, der weiße Berg, sei es von der





Beirut und der Libanon.

weißlichen Farbe des Kalkgesteins, in der er weithin glänzt, und in den mannichfaltigsten Schattirungen beleuchtet wird, sei es von dem Schnee, der seine Gipfel bedeckt. Er theilt sich in zwei große Gebirgszüge, den Libanon gegen Abend und den Antilibanon gegen Morgen; zwischen beiden liegt das herrliche Tiefland Bebaa, das „hohle Syrien“, Cölesyrien. Während der Gipfel des Antilibanon in dem majestätischen Hermon, dem Dschabel el Scheich, König der Berge, am höchsten emporsteigt, sein Gebirgszug aber im Ganzen niedriger ist, erhebt sich der Libanon in großartiger Erhabenheit über dem Meere und erscheint als eine viele tausend Fuß hohe Felsmauer mit einzelnen kühnen, schneebedeckten Gipfeln. Die reiche Herrlichkeit

des Libanon klingt in zahlreichen Stellen der heiligen Schrift wieder, die das Hohe und Erhabene, das Frische und Aumuthige nicht erhebender schildern kann, als durch einen Blick auf den Libanon.

Das Gebirge ist der Sitz zweier Bergvölker, der Maroniten und der Druzen, die durch ihre heftigen Kämpfe so oft auch die Augen des Abendlandes auf sich ziehen. Die Maroniten sind ein Gebirgsvolk schön gebildeten Menschenschlages, kühnen unternehmenden Geistes, voll Arbeitsamkeit, den arabischen Stämmen gleichstehend. Sie bilden unter den christlichen Bewohnern des Morgenlandes die einzige mit der römisch-katholischen Kirche vereinigte Kirche, die ein ganzes Volk umfaßt.

Ihre Sprache ist die arabische, in ihrem Gottesdienst haben sie aber die ursprüngliche syrische bewahrt. Ihre Zahl mag 200,000 betragen. Den Maroniten gegenüber stehen die Drusen, welche mit ihnen den Libanon bewohnen, aber im

Ganzen mehr südlich von Beirut und dem Antilibanon bis Damascus hin. Die Zahl der Drusen beläuft sich nur etwa auf 100,000. Ihr Leben ist mehr auf kriegerische Kampffertigkeit, das der Maroniten mehr auf Handel und Erwerb gerichtet.

## Eine Reise durch die Luft.



Mehr als dreihundert Jahre sind nun schon vergangen, da stand in der Stadt Marburg in dem Lande Siebenbürgen ein junger Zimmermeister und arbeitete fleißig auf seinem Zimmerplatze. Der Mann hieß Peter Predenigg. Er war ein verständiger und geschickter Meister, frisch und fleißig in seiner Arbeit. Vor kurzer Zeit erst hatte er sich verheirathet. Seine Frau war freilich nur ein armes Mädchen gewesen, und hatte ihm kein Gold und Silber mitgebracht. Aber sie hatte ein treues, frommes Herz, und es ist und bleibt wahr, was der weise Salomo schreibt: „Wem ein tugendhaftes Weib bescheret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen.“ Wenn in dem Hause des Meisters Predenigg auch gerade nicht viel Reichthum zu finden war, so wohnten doch ein stiller Glück und der häusliche Friede darin. Beide Eheleute waren gottesfürchtig, und so fehlte es ihnen auch nicht an dem Segen von oben, an dem zuletzt doch alles gelegen ist. Der fleißige Zimmermann hatte Arbeit die Fülle. Alle seine Mitbürger schenkten ihm ihr Vertrauen und wandten sich gern an ihn. Und so hatte er denn bisher immer für sich und sein Weib Nahrung und Kleidung gehabt, und konnte sich daran wohl genügen lassen.

Aber heute stand er sorgend und sinnend auf seinem Zimmerplatze. Das Jahr 1530 war kein leichtes Jahr. Die letzte Ernte war im Lande Siebenbürgen nicht besonders ausgefallen, und so kam es denn, daß die Lebensmittel ziemlich theuer waren. Meister Predenigg arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Schweiße seines Angesichts und ließ es sich ehrlich sauer werden. Aber dabei wollte es doch mit ihm nicht recht vorwärts. Was er verdiente, das floß ihm für den kleinen Haushalt auch sogleich aus den Händen. Und wenn er wirklich einmal eine kleine Summe übrig behielt, so gab es immer wieder ein nothwendiges Stück an Hausgeräth oder Handwerkszeug zu kaufen, so daß er zu einem Spar- und Nothpfennig gar nicht kommen konnte. Er überlegte so eben, wie er es wohl anfangen müßte, um besser vorwärts zu kommen. Da trat ein Jüngling mit dem Handwerksgruß zu ihm heran und fragte: „Braucht Ihr Hülfe, Meister?“

Predenigg wandte sich rasch um, dankte für den Gruß und sah sich den Burschen an. Es war ein Ungar, wie das Gesicht und die Sprache es ihm deutlich zeigten. Aber er sah sehr elend und zerrissen aus, so daß er dem Meister nicht besonders gefiel. Er sprach darum zu ihm: „Du hast ja nicht einmal ordentliche Kleider, wie es für einen Zimmergesellen sich schickt, auch kein Schurzjell und keine Art. Wie kann ich zu dir Vertrauen haben, und wie willst du bei meiner Arbeit mir helfen?“

„Verachtet mich nicht, Meister, um meiner zerrissenen Kleider willen!“ sprach der Gesell. „Die Türken haben mich bei einem Streifzuge gefangen und in die Sklaverei geschleppt. Sie haben Vater und Mutter, Bruder und Schwester todtgeschlagen, und mir Haus und Hof verbrannt. Wo soll ich, nachdem ich endlich durch Gottes Gnade aus der Sklaverei befreit worden bin, so schnell Kleidung und Handwerkszeug

herbekommen? Seit drei Wochen laufe ich im Lande umher und suche Arbeit, aber kein Meister will mir sie geben. Das Betteln und der Müßiggang ist mir eine Schmach und ein Herzeleid. Versucht es mit mir, lieber Meister, gebt mir Arbeit und habt Vertrauen zu mir, und ich denke, es wird Euch nimmer leid werden!“

Der Meister sah den fremden Gesellen prüfend an. Dieser hatte ein ehrliches, gar treuherziges Gesicht, das ihm gefiel. Er fragte darum nach einigem Besinnen: „Wie heißt du denn?“

„Anton Bensky,“ antwortete der Zimmergesell.

„Nun gut, ich will es einmal mit dir versuchen,“ sprach Predenigg. „Da ist eine Art, nimm sie und hilf mir hier an diesem Balken!“ Schnell und fröhlich warf der Gesell sein kleines Bündelchen auf die Erde und war mit einem Sage an der Arbeit. Und selbst der Reid mußte es ihm lassen, daß es ihm rasch und gut von der Hand ging.

Als die Meisterfrau ihrem Manne das Mittagbrot auf den Zimmerplatz brachte, erstaunte sie nicht wenig, einen Gesellen bei ihm zu finden. Sie war natürlich sehr verlegen, da sie kein Essen für ihn hatte. „Marie,“ sagte der Meister freundlich, „nimm ein paar Groschen und hole uns bei dem Bäcker neben dem Thore ein Brot dafür. In das Uebrige werden wir uns dann schon theilen, so gut es geht.“ Die Frau that also, und es dauerte nicht lange, so saßen Meister und Gesell friedlich und fröhlich neben einander und ließen es sich prächtig schmecken.

„Ach, lieber Meister,“ sagte der Gesell, „erschrecket nur nicht, daß ich so erstaunlich viel esse. Aber ich habe seit zwei Tagen keinen Bissen gegessen, und mir war schon ganz elend geworden. Gott sei Lob und Dank, daß ich wieder einmal satt habe. Nun soll es auch um so frischer und fröhlicher an die Arbeit gehen.“ Darauf nahm der Anton Bensky seine Mühe ab, betete still und ergriff wieder die Art, um mit neuer Kraft zu arbeiten.

Dem Meister gefiel sein Gesell von Stunde zu Stunde immer mehr. Es schien ein gottesfürchtiger, ehrlicher Bursche zu sein. Und dabei arbeitete er so fleißig, daß er kaum mit ihm Schritt halten konnte. Unter der Arbeit sprach er zu ihm: „Bensky, du gefällst mir und kannst bei mir bleiben. Aber ich bin noch ein junger Anfänger und nicht allzu reichlich eingerichtet. Du wirst darum noch einige Wochen auf Stroh schlafen müssen, da ich kein Bett für dich habe.“

„Das thut nichts, Meister,“ antwortete der Gesell, „ich bin jung und gar nicht verwöhnt.“ Und da er noch außerdem einen nur geringen Wochenlohn forderte, so war die Sache bald in Ordnung, und Bensky blieb bei seinem Meister.

Am andern Morgen mußte Predenigg seinen Gesellen allein auf den Zimmerplatz schicken. Das kam nemlich daher. Der Rath der Stadt Marburg hatte bei einem geschickten Glockengießer in Graz für den Thurm der Pfarrkirche eine neue, schöne Glocke bestellt. Den Glockenstuhl, in dem sie aufgehängt werden sollte, wollte er unserm Meister übertragen. Predenigg mußte darüber eine Zeichnung und einen Kostenan-



schlag entwerfen und heißes dem Rathe vorlegen. Die Sitzung dauerte so lange, daß der Zimmermeister erst gegen den Abend auf den Platz kam. Zu seinem großen Erstaunen war die Arbeit, die er für sich und den Gesellen noch auf einen halben Tag berechnet hatte, schon fix und fertig.

„Gi, Bensky, du bist ja ein halber Hegenmeister,“ rief er fröhlich aus; „ich dachte, wir beide hätten noch bis morgen genug daran zu thun, und nun hast du es schon heute ganz allein zu Stande gebracht.“

Der Gesell schmunzelte freudig, als er diese Worte vernahm. „Wenn der Meister mir die Arbeit ganz allein anvertraut,“ sprach er, „so muß ich doppelt fleißig sein, und es ist mir lieb, daß Ihr mit mir zufrieden seid.“

So weit ging die Sache also ganz gut. Predenigg war mit seinem Gesellen ungemein zufrieden, da er still und fleißig blieb, wie er am ersten Tage gewesen war. Am Ende der Woche sagte er darum zu seiner Frau: „Der liebe Gott hat mir in dem Bensky einen rechten Schatz geschenkt. Wir wollen den treuen Burschen nun auch in Ehren halten. Der Rath der Stadt hat mir auf den Glockenstuhl eine hübsche Summe Geldes im Voraus gegeben. Davon wollen wir dem Gesellen sogleich ein Bett kaufen.“ Die Frau, welche den Jüngling um seines stillen, freundlichen und frommen Wesens willen gleichfalls liebgekommen hatte, war damit von Herzen einverstanden. Das Bett wurde gekauft, und der Gesell schlief darin prächtig wie ein Graf.

Aber — die lange Gefangenschaft und die Qualen, die er darin ausgestanden, sowie die Entbehrungen auf seiner Wanderschaft, wo er manchmal gehungert hatte, warfen den armen Bensky bald auf ein schweres Krankenlager. Hier zeigte sich nun erst die barmherzige Liebe des braven Zimmermeisters.

„Wir müssen und wollen den armen Gesellen pflegen,“ sprach Predenigg zu seiner Frau, „wie es sich für einen christlichen Meister ziemt. Er hat in gesunden Tagen treu und fleißig für mich gearbeitet, so wollen wir ihn auch in seiner Krankheit nicht verlassen.“

Die Frau war mit ihrem Manne von ganzem Herzen einverstanden. Sie pflegte den Kranken mit aller nur möglichen Liebe und Treue. Die Arznei, die angewendet wurde, that unter Gottes Segen und Hülfe auch ihre Wirkung. Nach einigen Wochen war die Nacht des bösen Fiebers gebrochen, und unser Gesell befand sich wieder auf dem Wege der Genesung.

Die treue Seele war für die neue Wohlthat herzlich dankbar. Oft traf die Meisterfrau, wenn sie in seine Kammer trat, den braven Bensky, wie er betete und weinte. „Ach!“ sagte er dann, „wenn ich es euch doch nur ein einziges Mal vergelten könnte, was Ihr so reichlich an mir thut! Aber der liebe Gott wird es euch vergelten, zu dem ich alle Tage darum bete.“ Mit diesen Gesinnungen wachte er des Morgens auf, mit diesen Gesinnungen schlief er jeden Abend ein.

Bald konnte der Gesell wieder außer dem Bette sein. Er durfte freilich noch nicht wieder an die Arbeit, und es quälte ihn manchmal, daß sich der Meister an dem neuen Glockenstuhl ganz allein plagen mußte. Doch dieser tröstete ihn darüber und war fröhlich und guter Dinge. — Ihm war zu dieser Zeit eine große, unerwartete Ehre widerfahren. Das Vertrauen seiner Mitbürger hatte ihn in den Rath der Stadt Marburg gewählt, und es war ihm eine Herzensfreude, daß er, der noch so jung und durchaus nicht wohlhabend war, diese Ehre seinem Fleiße, seinem Verstande und seiner Rechtschaffenheit verdankte.

Endlich konnte der Zimmergesell wieder an die Arbeit gehen

und seinem lieben Meister wacker helfen. Mit verdoppeltem Fleiße holte er nun treulich nach, was er während seiner Krankheit hatte versäumen müssen. Der Glockenstuhl war fertig. Das neue, mächtige Seil, an welchem die Glocke auf den Thurm hinaufgewunden werden sollte, war schon daran befestigt. Die ganze Stadt Marburg freute sich auf den Tag, an welchem die neue Glocke hinaufgezogen und zum erstenmal zur Ehre Gottes geläutet werden sollte.

Ehe der Tag aber kam, sollte die arme Stadt eine gar schwere und traurige Heimsuchung erfahren. Das Reich hatte damals an den wilden und räuberischen Türken eine rechte Zuchtruhe. Sie brachen oftmals mit großer Heermacht in den Nachbarländern Ungarn und Siebenbürgen ein. Zu andern Zeiten streiften ihre Reiterscharen plötzlich über die Grenze und überfielen die Städte und Dörfer der Christenheit, um sie zu plündern und auszurauben. Da gab es dann immer ein großes und schreckliches Elend. Jünglinge und Jungfrauen, Männer, Frauen und Kinder wurden aufgegriffen und in eine unmenschliche Sklaverei fortgeschleppt. Alte und gebrechliche Leute, die man dazu nicht gebrauchen konnte, wurden von den wilden Feinden ohne weiteres todtgeschlagen. Die Städte und Dörfer wurden, nachdem sie ausgeplündert worden waren, angezündet und in Brand gesteckt. Ehe die kaiserlichen Soldaten herbeikamen, war das Elend geschehen. Die Feinde verschwanden schnell und spurlos, wie sie gekommen waren, und ließen hinter sich nur Trümmer und Schutthaufen zurück.

Wenn es darum in den Grenzländern hieß: Die Türken kommen! so floh Alles, was nur fliehen konnte, mit Gut und Habe in die Wälder. Von einem Orte nach dem anderen wurden Eilboten geschickt, um die Nachbarn zu warnen und die Hülfe der kaiserlichen Truppen anzurufen.

In jenem Jahre 1530, als man eben in der Stadt Marburg auf das Glockenfest sich freute, erscholl mit einmal der furchtbare Schreckensruf: „Die Türken kommen!“ Die Bewohner gerietten in Bestürzung und Entsetzen. Aber man durfte sich nicht lange besinnen. Jeder packte seine beste Habe zusammen, und so flüchtete man sich in die nahen Wälder und Berge, um nur wenigstens das liebe Leben zu retten. Meister Predenigg sagte an jenem Tage zu seiner Frau und seinem wackeren Gesellen: „Versteckt, was ihr nur irgend verstecken könnt! Aber haltet euch um Gottes willen nicht zu lange dabei auf, sondern eilt, daß ihr in die Berge kommt. Bensky, du trägst mein Kind und schüttest mein liebes Weib. Ich muß noch auf das Rathhaus und mit dem Rathe für die Stadt sorgen. Dann komme ich euch nach, so schnell ich kann. Der barmherzige Gott aber schütze, behüte und geleite euch und führe uns glücklich und wohlbehalten wieder zusammen!“ Nach diesen Worten umarmte der Meister seine Frau und küßte sein Kind. Dann eilte er aus dem Hause hinweg, um als Mitglied des Rathes seine beschworene Pflicht zu erfüllen.

Die Frau und der Gesell schleppten nun Kleider und Leinwand, Betten und das beste Hausgeräth in den Keller. Dann häuften sie Balken, Steine und dergleichen vor die Kellertüre, um sie auf diese Weise wenigstens vor dem ersten Anlauf zu schützen.

Nachdem dies alles geschehen war, brachen sie schnell auf, um die Stadt zu verlassen und sich in den nahegelegenen, dicht bewaldeten Bergen zu verstecken. Aber — ach, sie hatten sich zu lange ausgehalten und verspätet! Sämmtliche Thore der Stadt waren schon geschlossen. Die bewaffneten Bürger eilten schon nach dem Grazer Thore, wo ein wüthendes Gebrüll

und die fallenden Schüsse es anzeigten, daß die wilden, gefürchteten Feinde da wären. Es war keine Möglichkeit mehr, die Stadt zu verlassen und sich durch die Flucht zu retten. Bleich vor Entsetzen stand die junge Frau mit ihrem lieblichen Kindelein auf dem Arme vor dem verschlossenen Thore. Ihre Augen wandten sich fliehend und hülfesuchend zu dem Gesellen, der selbst keinen Rath wußte.

„Wir sind verloren,“ rief sie zitternd, „es ist alles vorbei. Ich und mein Kind fallen in die Hände der grausamen Türken. Lieber Bensch, hilf uns um Gottes willen!“

Der treue Gesell blickte schmerzlich und betend zum Himmel. Es war, als ob er der armen Frau sagen wollte: „Unsere Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!“ Dabei fielen seine Augen auf den hohen Thurm, wo er mit dem Meister den Glockenstuhl gemacht hatte. Plötzlich flog ein Gedanke durch seine Seele. „Da hinauf wollen wir eilen!“ rief er. „Sind wir erst auf dem Thurme, so sind wir geborgen. Die Türken haben nicht so lange Zeit, uns dorthin nachzufolgen, da die kaiserlichen Truppen gewiß bald kommen und über sie herfallen werden.“

Die Frau erkannte, daß Bensch die besten Rath gegeben hatte. Beide eilten, so schnell sie nur konnten, nach der Kirche.

Die Kirchenthür stand offen. Nun ging es ohne Aufenthalt die schmalen, dunkeln Treppen hinauf. Endlich kamen sie in die Höhe des Thurmes, wo die Leitern angingen. „Gebt mir das Kind!“ rief der Gesell, als er sah, daß der armen Mutter die Last zu schwer wurde. So stieg er voran, und die Frau kletterte in athemloser Hast hinter ihm her. Endlich erreichten sie den Glockenstuhl. Hier waren sie wenigstens für den Anfang geborgen. Das Weib brach freilich vor Angst und Anstrengung zusammen, als sie oben angekommen waren. Aber sie erholte sich bald wieder. Bensch gab ihr das Kind, das sie lächelnd an ihr Herz drückte, und trat an die Luke des Thurmes, um nach der unten liegenden Stadt und dem dort tobenden Kampfe sich umzusehen.

Noch wehrten die tapferen Bürger von Marburg an dem Grazer Thore sich mit dem Heldenthume wilder Verzweiflung. Aber die Uebermacht der grimmigen Feinde war zu groß. Wenn auch viele Türken in dem Kampfe fielen, immer neue Schaaren stürmten gegen das zusammenschmelzende kleine Häuflein heran. Eine Pulvermine sprengte das Thor, daß es krachend in die Luft flog. Der letzte Widerstand war gebrochen, und die braven Bürger flohen nach allen Seiten auseinander. Das Gebrüll der wüthenden Feinde, der Angst- und Klageruf der verfolgten und niedergemetzelten Männer und Jünglinge scholl zu den Ohren des treuen Gesellen hinauf. Er sah die Gräuel der Plünderung und Verwüstung, die jetzt in den Straßen der Stadt geschahen. Wuth und Entsetzen ergriffen sein Herz. Endlich sah er, wie eine wilde Türken-schaar nach der Kirche stürmte. Ihm wurde sehr bange, nicht um seinetwillen, aber um das Weib und Kind, die ihm sein waderer Meister anvertraut hatte.

„Wie steht es unten in der Stadt?“ fragte die geängstete Frau.

„Schlecht genug,“ antwortete Bensch. „Die Türken sind darin, rauben und morden, was sie können. Gott wolle uns schützen und in Gnaden verhüten, daß sie nicht auch hier herauf kommen!“

„Ach, mein armer Mann!“ klagte das Weib. „Allmächtiger Gott, behüte und erhalte meinen geliebten Mann, den Vater meines Kindes!“

Plötzlich gab es unten in den Straßen der Stadt einen neuen

Lärm. Die Türken mußten erfahren haben, daß die kaiserlichen Truppen heranzögen. Sie scharten sich zusammen und jagten mit der schnellgemachten Beute wieder zum Thore hinaus. Aber vorher hatten sie mehrere Häuser in der Nähe der Kirche in Brand gesteckt. Die wilden Flammen irrten hier und dort aus den Dächern heraus. Bensch erschrak um so mehr, als er so eben erst auf Rettung gehofft hatte. Denn auch aus dem Thurme herauf drang ein Brandgruch zu ihm empor. Bald darauf erhob sich ein dichter Rauch, und endlich schlugen die rothen Flammen den Thurm hinan.

„Der Thurm brennt!“ rief die verzweifelte Frau; „wir müssen hier oben lebendig verbrennen.“

„Wir wollen nicht sogleich alle Hoffnung aufgeben,“ tröstete Bensch. Mit der nahenden Gefahr waren ihm sein Muth und seine Ruhe wiedergekehrt. Er stieg hinauf und sah zu seinem Schrecken, daß die Treppen in vollen Flammen standen. Auf dem Wege, da sie hinaufgekommen waren, konnten sie nicht wieder zurück. Oben konnten sie unter keinen Umständen bleiben. Was sollten sie thun? Der wadere Zimmergesell kniete nieder und betete zu Gott, der allein noch helfen konnte. Dann nahm er das starke Seil, an welchem die neue Luke hinaufgewunden werden sollte, und ließ es zu der Dachluke hinaus gleiten, wo es von der Mauer des Thurmes bis auf den Kirchplatz hinabging. Oben an dem Glockenstuhle war es schon vor einigen Tagen sicher und dauerhaft befestigt worden. Dieses Seil war der einzige Weg, der ihnen übrig blieb, um dem drohenden Flammendode zu entinnen.

Der Gesell stieg hinaus und rief der Frau zu: „Nimm schnell; nimm euer Kind in den linken Arm und schlingt den rechten um meinen Hals. Seid getrost und unverzagt! Vielleicht wird noch alles gut. Wenn Euch schwindeln sollte, macht nur die Augen zu, und dann befehlt Euch, euer Kind und mich der Barmherzigkeit unseres Gottes!“

Die Frau that, wie ihr der Jüngling befohlen hatte. Nun begann die entsetzliche Thurmfahrt an dem Seile hinunter zur Erde. Bensch stemmte seine Füße gegen das Mauerwerk und so glitt er langsam und bedächtig hinab. Die Bürger unten in den Straßen sahen das fürchtbare Wagniß, das hoch oben in den Lüften geschah. Alle zitterten und bebten, beteten und flehten bei diesem Anblick. Dann aber eilten sie so schnell als möglich und brachten eine Menge Betten herbei. Sie wurden auf dem Pflaster aufgehürmt, um die Unglücklichen wenn sie dennoch herabfallen sollten wenigstens so weich als möglich aufzufangen. Eine ganze Weile ging alles gut. Die Drei kamen wohlbehalten tiefer und immer tiefer hinab. Endlich rief der wadere Gesell mit verzweifelter Stimme: „Es ist vorbei, ich kann nicht mehr!“ Das Blut rieselte aus seinen Händen an dem Seile hinab. Durch die schwere Last, die er tragen mußte, war ihm das Fleisch von den Händen vollständig abgehunden. Er war nicht im Stande, sich und die beiden andern noch länger zu halten. Unten hörte und verstand man seinen Ruf. „Halte nur noch zwei Minuten aus!“ rief man ihm zu. Und der brave Jüngling hielt sich mit der letzten Anstrengung seiner schwindenden Kraft. In demselben Augenblicke kam Meister Predenigg von dem Rathhause herbei und sah das entsetzliche Schauspiel. Der starke Mann stürzte vor Schrecken ohnmächtig zu Boden. Da man, um den Brand in der Kirche zu löschen, bereits die hohen Feuerleitern herbeigeschafft hatte, so wurden diese schnell an die Mauer des Thurmes gestellt. Einige muthige Männer stiegen hinauf und erreichten glücklich den Gesellen. Während starke Arme ihn hielten, wurden die fast besinnungslose Frau und das Kind ihm



abgenommen. Dann wurde auch er von den treuen Helfern ergriffen und glücklich hinabgeschafft.

Die entseßliche Thurmfahrt war durch Gottes Gnade gelungen. Alle Drei waren von dem beinahe sicheren Tode gerettet. Unter liebevoller Pflege genasen die Erschöpften bald wieder. Am längsten litt der arme, treue Bensky. Es dauerte sehr lange, bis seine Hände wieder geheilt waren, und er erduldet in dieser Zeit unsägliche Schmerzen. Aber mit unermüdlicher Liebe pflegten ihn die dankbaren Ehegatten. Sie konnten es ihm ja nimmer vergessen, was er an ihnen gethan hatte. Der brave Gesell wollte freilich kein Wort des Dankes und des Lobes annehmen. Wenn Meister Predenigg und seine Frau seine aufopfernde Treue rühmten, so sprach er: „Ich danke Gott, daß ich durch seine Gnade im Stande gewesen, einen Theil jener großen Schuld abzutragen, die ich gegen euch habe.“

Anton Bensky's schönes, buntes Haar war in jener entseßlichen Stunde schneeweiß geworden, obwohl der wackere Gesell erst fünfundsanzig Jahre zählte. Er hat den sichtbaren Denkfetzel an jene Thurmfahrt bis zu seinem Tode behalten. Das Feuer in der Stadt und in der Kirche war an jenem Tage bald gelöscht. Der Schade, den die Flammen verursacht hatten, wurde noch im Laufe des Sommers und Herbstes wieder hergestellt. Die kaiserlichen Truppen waren noch zur guten Stunde gekommen. Sie hatten die Türken eingeholt und nach einem hartnäckigen Kampfe sie gänzlich geschlagen. Die große Mehrzahl der wilden Feinde war todt auf dem Kampfplatze geblieben. Alle Beute, die sie in der Stadt Marburg und in den benachbarten Dörfern und Städten gemacht hatten, war ihnen glücklich abgenommen worden. Nur wenige der Räuber und Plünderer waren mit heiler Haut wieder über die Grenze zurückgekehrt.

So waren denn die Bürger der guten Stadt Marburg nach jenem Schreckenstage wieder erfreut und getröstet worden. Am St. Martinstage, den 11. November 1530, war die neue Glocke von Graz herübergekommen und mit Jubel begrüßt

worden. Sie wurde auf dem Platze vor der Kirche von dem Bischof geweiht und getauft. Dann wurde sie an demselben Seile, an welchem der brave Bensky Weib und Kind seines Meisters gerettet hatte, hinaufgewunden auf den Thurm. Und als sie nun droben hing und ihr erstes Geläute erklang, da fielen die Bürger von Marburg auf ihre Kniee und dankten dem treuen Gott, der sie und ihre Stadt aus der Gewalt der Türken errettet hatte.

Das Loblied war verklungen, das die Gemeinde so eben gesungen hatte. Da machte alles Volk einen großen Kreis. Die Zimmerleute von Marburg traten hervor. An ihrer Spitze stand Meister Predenigg. Unter warmen Dankesthränen übergab er seinem wackeren Gesellen, Anton Bensky, ein Schreiben, worin er von der gesammten Zunftung kostenfrei als Meister aufgenommen wurde. Aber damit war es nicht genug. Auch der Bürgermeister der Stadt Marburg trat heran und überreichte dem Jüngling unter viel ehrenben Worten im Namen des Rathes eine Urkunde, wodurch er ebenfalls kostenfrei zum Bürger der Stadt ernannt wurde.

Der junge, wackere Meister stand da und wußte nicht, wie ihm geschah. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Predenigg aber fiel ihm um den Hals und rief schluchzend: „Mein Bruder, scheide dich nicht von mir. Dir verdanke ich es nächst Gott, daß ich nicht der Aermste unter allen meinen Mitbürgern geworden bin. Du hast mir Weib und Kind gerettet. Du mußt nun auch bei mir bleiben dein Lebenlang!“ Die Beiden hielten sich lange herzlich und innig umschlungen. Das ganze Volk aber brach in frohen Jubel aus und rief einmal über das andere: „Der tapfere Bürger und Meister Anton Bensky lebe hoch!“

Bensky hat sich in seinem ganzen Leben nicht von Predenigg getrennt, selbst dann nicht, als er sich später verheirathete und einen eigenen Hausstand gründete. Beide Männer wohnten in einem Hause und aßen an einem Tische. Auch ihre Frauen waren einträchtig und einmüthig bei einander. Und Gottes Segen war und blieb mit beiden Familien.

## Der Pionier.

Von Junius.

(Schluß.)

Einmal wurden etliche der Uferbewohner des Flusses überredet, an Bord des „Pionier“ zu kommen. Sie erstaunten sich sehr über Alles, was sie sahen. Einer von ihnen wurde fast von Krämpfen überfallen, als er sein Gesicht in einem Spiegel erblickte; ein anderer erstarrte fast vor Erstaunen, als man ihm einen porzellanenen Tabaksfrug, welcher in der Form eines alten, fetten Mannes gemacht war, zeigte. Jedoch als der Eigenthümer den Krug öffnete und auf diese Weise den besagten Mann halbirt, sprang der afrikanische Gast vor Entsetzen über Bord. Er meinte, es sei ein lebendiger Dämon irgend einer Art.

Als unsere Reisenden den Zambesi erreichten, mußten sie viel Ungemach ausstehen. Einige wurden krank und der Befehlshaber besam das Fieber. Dadurch wurde die Fahrt natürlich verzögert; aber Dank der Umsicht und Geistesgegenwart des Bischofs Madengie, der des kranken Capitains Stelle versah, ging es doch weiter, und so erreichten sie Moshilla, eine hübsche kleine Insel, wo sie ankerten. Hier kam ihnen ein Mann, mit Turban und langen Gewändern bekleidet, entgegen, der sich

nach dem Ziel ihrer Reise erkundigte. Als sie ihn um Wasser und Lebensmittel fragten, sagte derselbe, daß sie ohne Erlaubniß seiner Königin dieses Eiland nicht betreten dürften. So folgten sie denn dem Eingebornen in das kleine Dorf, die Residenz der Königin, wo sie die Nacht zubrachten. Sie wurden mit Staunen von einer hellhäutigen Kindereschar begafft, und erblickten unter den Frucht bäumen hingelagert eine Anzahl Männer, die eifrig den Koran lasen, sich also als Mahomedaner kundgaben; es war gerade Ramadan oder Fastenzeit, wo der Koran am fleißigsten studirt wird.

Den nächsten Morgen wurde die Gesellschaft zur Königin geführt. Das Zimmer, worin diese sich befand, war reichlich verziert und mit schönen Teppichen belegt. Die Regentin selbst saß auf einem feinen türkischen Teppich, von einem Kranz alter Weiber umgeben, die alle Betelnuß kauten; das Kleid der Regentin bestand aus rothem, golddurchwirktem Stoffe, während eine Maske, von Gold und Edelstein schimmernd, ihr Antlitz verhüllte. Sie stellte in Französisch verschiedene Fragen an die Missionare und gab ihnen die Erlaubniß auf ihrer Insel zu verweilen. Die Reisenden blieben nun noch einige



Tage hier. Ehe sie weiter fuhren, erklärte ein alter Passagier der Königin, daß er schon in allen Welttheilen herumgekommen sei, Mohilla aber der einzige Ort wäre, den er je besucht, wo man keine Gelegenheit zum Genießen geistiger Getränke finde. Gewiß ein beachtenswerthes Compliment!

Endlich segelte der „Pionier“ von hier ab und gelangte nach Johanna, wo sie freundlich Willkommen geheißen und vom König von Johanna zu einem Besuch eingeladen wurden. Dr. Livingstone und Dr. Rowley folgten der Einladung.

Nach einer Wanderung durch mehrere höchst dürftige Straßen fanden sie Se. Majestät in einem niedrigen, scheunenähnlichen Gebäude, das von Schmutz starre, und mit einem gerade nicht lieblich duftenden Aroma angefüllt war. Einige Damen des königlichen Hofes flüchteten erschrocken, denn nach mahomedanischer Sitte durften sie von keinem männlichen Auge, geschweige den so unglaublichen weißen Männern, erblickt werden. Die beiden Herren lernten den König als einen sehr intelligenten, höflichen Mann kennen, der den Wunsch aussprach, daß die Reisenden sich doch hier niederlassen sollten, damit er sich die englische Sprache aneignen könnte.

Am nächsten Tage erwiderte der König den Besuch seiner neuen Freunde, wobei er eine sonderbare Art Staat und Pomp entfaltete; seine Unterthanen, die auf Gebot ihres Herrschers verschiedene Tänze und andere Vorstellungen ausführten, brachten die Europäer durch ihre komischen Sprünge und Verzerrung der Gesichtsmuskeln vor Lachen beinahe außer sich, während der gute König eine große Würde und Feierlichkeit zur Verherrlichung seines Namens und Ehrerweisung seiner Gäste darin erblickte.

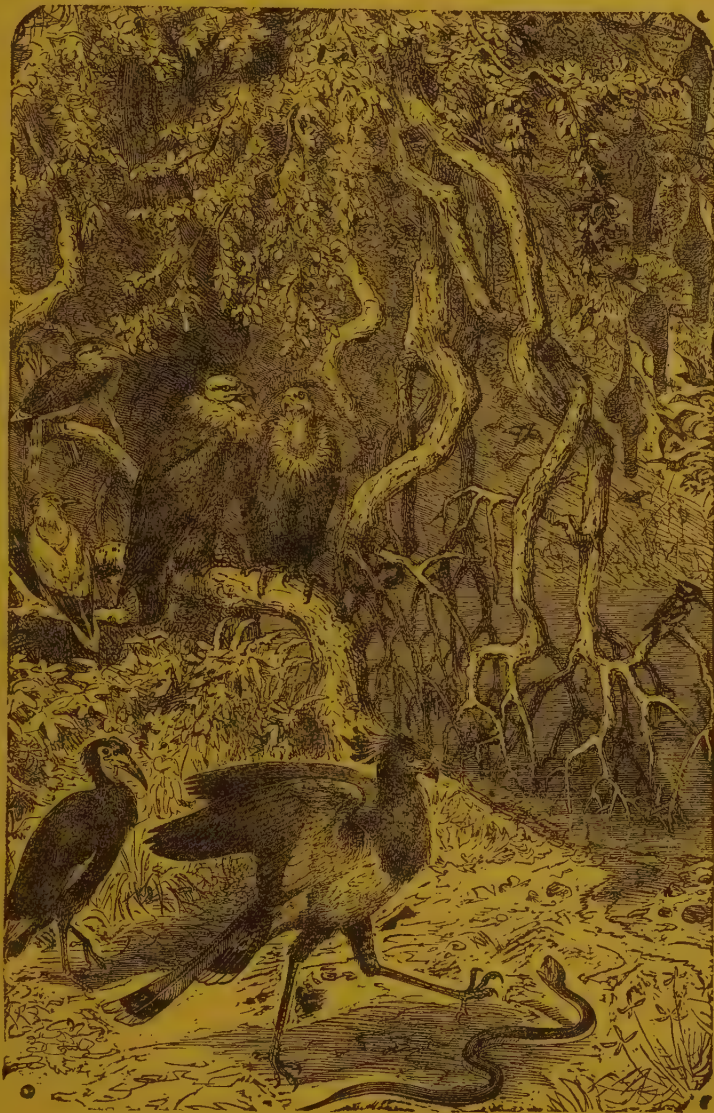
Endlich lichtete man die Anker und fuhr den Zambesi wieder

entlang, dessen Ufer immer weiter aus einander traten, so daß der Fluß nunmehr einem See glich, hier und da durch sandige Inseln unterbrochen. Zuweilen tauchte auch am Strande das Haus eines portugiesischen Ansiedlers auf, oder man erblickte die armselige Hütte eines seiner bebauenswürdigen Sklaven. Gerade in jener Gegend blüht der Sklavenhandel noch, trotz aller Protestationen Englands und anderer Nationen. Es würde zu weit führen, wollten wir alle die Erlebnisse und Abenteuer dieser wackern, kühnen Leute anführen. Nur das Wichtigste sei hier angegeben.

Besonders eine Erscheinung war es, welche die Blicke der Reisenden auf sich zog, und auch die Leser interessieren dürfte.

Längs der Ufer erblickte man nemlich eine Reihe Hügel, die sich durch ihre seltsame Form und Größe auszeichneten. Diese Bodenerhöhungen werden von einer bestimmten Art Ameisen errichtet, die in Afrika und Ost-Indien sehr häufig vorkommen, und wegen ihrer Zerstörungswuth sehr gefürchtet sind. In dem gefrässigen Magen ist jede Speise willkommen. Sie dringen in die Häuser, durchnagen Holzwände und Möbeln, greifen die Hausgeräthe, Kleider, Bücher, kurz Alles mit ihren scharfen Beißzangen erfolgreich an, was nicht von Stahl u. Eisen ist. In der That eine

furchtbare Plage für die Bewohner jener Länder. Holzige Stoffe bilden ihr liebtes Nahrungsmittel, und sind sie über einen derartigen Gegenstand hergezogen, so ruhen sie nicht eher, bis nur noch die äußere Hülle desselben übrig bleibt, denn sie fangen ihr Zerstörungswerk stets von Innen an, und sind in dieser geheimen Thätigkeit um so gefährlicher, da man ihr verborgenes Treiben oft nicht eher merkt, als bis der betreffende Gegenstand gänzlich ausgehöhlt oder unterminirt ist. Nun Einiges über den Bau ihrer



Ein afrikanischer Mangowald.



Städte. Wenn sie mit Errichtung einer solchen Niederlassung beginnen, so sieht man nur eine Anzahl Hügel, die in ihrer Gestalt einem Zuckerhut gleichen und einen Fuß hoch sind, die höheren sind stets in die Mitte gruppiert. So bauen sie ein Stockwerk über dem andern, bis diese unscheinbaren Vobenan-schwellungen zu beträchtlichen Hügeln heranwachsen; ist der Bau beinahe zur Vollendung gediehen, so wird oben die äußere Spitze zugemauert, und das Haus ist fertig. Wunderbar ist es, welche Ordnung und Regelmäßigkeit in einem solchen Bau herrscht, man glaubt hier das Werk von Menschenhänden vor sich zu haben, und doch sind jene kleinen Insekten die Urheber; Einigkeit macht stark! das wird uns hier in der That bewiesen. Die Wohnungen sind so fest und stark aufgeführt, daß die Kraft mehrerer Männer erforderlich ist, einen solchen Ameisenhügel zu zerstören. — Ein König und eine Königin führen in dieser Stadt das Regiment. Letztere zeichnet sich durch ihre Körpergröße aus, während beide durch ihre großen Augen vor allen Anderen erkennbar sind. Ihre Residenz befindet sich immer im Centrum der Colonie. Die Soldaten, d. h. die Ameisen, welche nur zur Vertreibung der Feste dienen, haben einen großen Kopf mit zwei scharfen Kneipzangen; sie sind zwar blind, können aber doch gut sehen und gehen tapfer drauf los, wenn sie einen Feind wittern. Man bezeichnet diese Sippe mit dem Namen Termiten.

Nach dieser kurzen Schilderung suchen wir unsern „Bionier“ wieder auf. Den Blicken der Reisenden boten sich nun die herrlichsten Uferpartien dar, belebt von einer Anzahl seltener Thiere, darunter der Flamingo, mit seinem prachtvollen, rosenrothen Gefieder und seinem storchähnlichen Aussehen; sein Nest baut er so hoch, daß das Weibchen beinahe stehend auf demselben brüten kann.

Von dem herrlichen Pflanzenwuchs erwähnen wir hier nur die Mangobäume, die Cocosnuß, die wohlschmeckende Ananas und den Citronenbaum. Zuweilen hielt auch der Dampfer an, um Wasser einzunehmen; dann machte man kurze Ausflüge ins Land und fand dabei entzückende Scenerien. Bei einer solchen Gelegenheit entdeckte man auch einen Stamm

Wilder, die sich durch ihre wohlgebildete Gestalt und reinliche Kleidung vor vielen anderen Stämmen auszeichneten. Einen besonderen Stolz setzten diese harmlosen Leutchen in ihre großen Schnupftabakdosen, die sehr kunstvoll aus Bambus gefertigt und beinahe einen Fuß lang waren. Manche hatten dieselben sogar an den Ohren hängen und führten sie auf diese Weise mit sich.

So begegneten sie auf ihrer Fahrt, auch als sie den sumpfigen Shirefluß kreuzten, noch manchen wilden Völkerschafften, die meist harmloser Natur waren, und den Reisenden Früchte und andere Erzeugnisse ihres Landes an Bord brachten, wofür sie dann allerlei Kleinigkeiten empfangen, die ihnen viel Freude und Vergnügen machten. Auch nahm man hier die

erfreuliche Thatsache wahr, daß bei den Wilden Afrikas die Frauen weit mehr geachtet und geschont werden, als dies bei den Indianern und anderen uncivilisirten Völkern geschieht, die ihre Weiber nur als Lastthiere betrachten und die härtesten Arbeiten verrichten lassen, während sie selbst auf der Bärenhaut liegen, und ein behagliches Gaullenzergeben führen.

Beim weiteren Hinauffahren des Shireflusses hatte die Gesellschaft mancherlei Hindernisse zu überstehen; namentlich durch die schädliche Ausdünstung der Mangobäume



Flamingos.

wurden einige sehr krank und hatten viel vom Fieber zu leiden, so daß die Reise um viele Tage verzögert wurde; aber Dank der Energie Dr. Livingstones und des Bischofs ging es doch weiter, denn sie verstanden es, ihren Begleitern immer wieder frischen Muth und Gottvertrauen einzusößen. So erreichten sie das Dorf Mantokwe, wo sie Crocodile von ungeheurer Größe erblickten, die träge am Ufer lagen und sich sonnten. Der Bischof, Dr. Livingstone und einige Andere beschloßen nun, dem Rundo oder Häuptling des Ortes einen Besuch abzustatten. Vermitteltst ihres Dolmetschers Charlie, der ein Malololo war und sehr an seinen weißen Begleitern hing, erlangten sie beim Bevollmächtigten des Rundo, der den Namen Simbelli führte, die Erlaubniß, die schwarze Eminenz zu besuchen. Das Dorf bot durch seine Lage und Vegetation einen herrlichen Anblick. Gruppen von Bananenbäumen, wilder Wein, mit großen, aber



ungenießbaren Trauben, wechselten mit Feigenbäumen und vielen anderen Fruchtarten, so mannigfaltig, wie sie es vorher an keinem anderen Plage gesehen. Eine Rotté knurrender Hunde zeigte den Europäern ihre weißen Zähne, während auf den schönen grasreichen Wiesen Tausende von großen, schwarzen Schafen weideten. Dr. Livingstone und seine Gefährten fanden den Makofwe auf der Wurzel eines großen Feigenbaumes sitzend; er trug einen blauen Rock und als Schmuck an den Armen- und Fußgelenken kupferne Ringe. Hinter ihm saßen zehn seiner Minister, die alle ein sehr verbrochliches Gesicht schnitten; Dr. Rowley und Dr. Livingstone nahmen zur Seite des Rundo Platz, während die Makolosos hinter ihm stehen mußten. Die halbnackte Bevölkerung des Dorfes bildete in respektvoller Entfernung einen Halbkreis um ihren Herrscher, und starrte

und Intelligenz zum Häuptling und Priester gemacht wurde, zollten seine Landsteute beinahe göttliche Ehre, und seine Aussprüche oder Rathschläge galten als untrügliche Orakel. — Was Religion anbetrifft, so glauben die meisten Zambezi-Stämme, wie die alten Indier und Egyppter, an eine Seelenwanderung, daß also nach dem Tode des Menschen dessen Seele in irgend einen andern Körper fahre. Die Seele ihrer verstorbenen Propheten, so behaupten jene wilden Völker, fahre in einen Löwen, der darum auch Pondora, d. i. Prophet, heißt, und für heilig gehalten wird. Auch die Hyäne, als Dienerin des Löwen, wird von ihnen geschont, und ihre Tödtung als ein schweres Verbrechen angesehen. Hier beschloßen nun die Missionare vorläufig zu bleiben, wogegen die Eingeborenen auch nichts einzuwenden hatten. Nun suchten der Bischof und



Gute Botschaft.

die fremden, weißen Männer mit staunenden Blicken an. Als nach längerer Unterhaltung die Rede auf den Antrag der Reisenden kam, hier einige Zeit verweilen zu können, schlug dies der Häuptling rund ab. Trotz wiederholter Bitten und reichlicher Geschenke blieb er hartnäckig bei seinem Verbot, so daß sich die Missionare wieder einschifften und auf dem Shirefluß weiter fuhren.

Sie gelangten bald nach Chibisa, einem Dorfe mit gesundem Klima und in einer der schönsten Gegenden Afrikas liegend. Die Bewohner des Ortes erzählten den Ankömmlingen, daß sie Krieg mit einem benachbarten Stamme, den Mjawa, gehabt hätten, die als Sieger viele ihrer Stammesgenossen — Männer, Frauen und Kinder — fortgeführt und den Portugiesen als Sklaven verkauft hätten. Sie waren im Begriff mehrere Abgesandte zu Chibizi, dem großen Propheten ihres Stammes, zu schicken, damit er ihnen Hilfe gegen die Gräueltaten der Mjawa sende. Dem Chibizi, der ob seiner Klugheit, Umsicht

Dr. Rowley nach einem guten Platz, um dort eine Wohnung zu errichten. Ungefähr eine Viertelstunde vom Strande fanden sie auch einen solchen.

Nun wurde geankert, die mitgenommenen Vorräthe und das Gepäck ans Ufer geschafft und an der erwählten Stelle, mit Hülfe der Eingeborenen ein großes Zelt errichtet. Darauf hielt Dr. Rowley eine Predigt an die versammelten Bewohner des Dorfes; in freundlichen, herzlichen Worten erklärte er ihnen nun, daß er hierher gekommen sei, um ihnen die freudige Botschaft von Jesus Christus und dem wahren lebendigen Gott zu bringen, der allein sie nur vor allem Bösen schirmen und selig machen kann. Mit großer Andacht hörten die armen Heiden zu, und dankten am Schlusse dem Missionar unter Thränen für die Verkündigung des so köstlichen Evangeliums.

Man hatte sich dahin geeinigt, daß Dr. Rowley hier bleiben sollte, während der Bischof, Dr. Livingstone und die übrigen Mitglieder der Erforschungsexpedition weiter ins Land hinein-



zubringen beschlossen. Der gute Bischof, mit dem Pastoralstab in der einen, und dem Gewehr in der andern Hand, führte die Gesellschaft an. Dieser schöne Stab war ihm von den Geistlichen der Capstadt, Südafrika, zum Geschenk gemacht worden. Die Eingebornen betrachteten ihn mit einer Art Ehrfurcht, ja Einige hielten ihn für ein Gewehr von wunderbarer Wirkung,

scher Fülle und Auswahl Alles lieferte, was sie zu ihrem genügsamen Leben bedurften. Doch es gelang ihnen auch dieses, indem sie den Leuten dafür Kleidungsstoffe und andere Dinge als Zahlung gaben. Der arme Dr. Rowley mußte aber tüchtig mitschaffen, sonst wären sie wieder davongelaufen. Freudig überrascht wurden unsere Missionare, als sie einen



Vegetation in Afrika.

und meinten, daß ein großes Geheimniß dahinter stecken müsse. Unsere Reisenden kamen nun durch wilde Strecken, aber von romantischer Schönheit; sie mußten oft durch mannshohes Gras wandern, so daß zuweilen Einer den Andern nicht mehr sah; seltsame Bäume, Sträucher und andere Pflanzen kamen ihnen zu Gesicht. So dicht wucherte hier die Vegetation, daß Dörfer und Niederlassungen kaum zu entdecken waren, da beinahe jede Fernsicht dadurch gehemmt wurde.

Dr. Rowley, der mit Dr. Meller die Gesellschaft eine gute Strecke begleitete, kehrte nun mit diesem wieder in das Dorf zurück. Sie mögen wohl anfangs in trauriger Stimmung gewesen und sich sehr einsam gefühlt haben, als alle ihre Begleiter sie verlassen, aber ihr edles Werk, dem sie sich mit ganzer Seele widmen wollten, gab ihnen wieder frischen Muth. Vor allen Dingen machten sie sich nun daran, ein solides Haus zu bauen; von den Einwohnern Hülfe zu bekommen, war sehr schwer, denn sie waren bisher des Arbeitens ganz ungewohnt, da ihnen ja die Mutter Natur in verschwenderi-

Brief von Dr. Livingstone empfangen, welcher die Befreiung von 84 Sklaven aus den Händen der Portugiesen berichtete.

Dies war also die erste Station, welche von den Missionaren des „Pionier“ gegründet wurde. Später rief der Bischof Dr. Rowley von dieser Station ab, um eine solche unter den Awajas in Magomero zu gründen. Wir wollen nicht die mannigfachen unsäglich Schwierigkeiten und Hindernisse aufzählen, welche die Missionare hier zu erdulden und zu bekämpfen hatten, in aller Kürze sei gesagt, daß Magomero der erste Bischofssitz in Central-Afrika wurde. Der edle Bischof Charles Frederick Mackenzie, der mit den anderen Missionaren am Bau des „Bischof-Palastes“ selbst Hand anlegte, starb in jenem Heidenlande, in der Hütte eines Häuptlings der Eingebornen, die ihren guten frommen Lehrer, der ihnen die köstliche Botschaft des Heils brachte, mit inniger Trauer und unter Thränen ins Grab senkten.

Der „Pionier“ ist dann wieder, nachdem er seine Sendung erfüllt, nach England zurückgekehrt.

## Die Sieben Weisen Griechenlands.



Unter diesem Namen wurden schon im Alterthume Sieben Männer bezeichnet, welche einander der Zeit nach nahe standen und dies mit einander gemein hatten, daß sie durch Reichthum des Wissens, Reife des Urtheils und makellose Reinheit des Lebens jeder in seinem Kreise zu solcher Anerkennung und Geltung gelangten, daß ihre Mitbürger die Bestimmung über die wichtigsten Angelegenheiten, namentlich die schiedsrichterliche Entscheidung über die Streitigkeiten der politischen Parteien vertrauensvoll in ihre Hände niederlegten. Sie gehören der Zeit an, wo das hellenische Volk mit dem Alten brach, ohne jedoch gleich in sich selbst die Mittel und den Muth zum Neubau zu finden, und daher an die Männer seines Vertrauens sich rückhaltlos hingab. Dies waren die Sieben Weisen, deren Weisheit eine ganz überwiegend praktische, sittliche und politische ist, und von denen entweder umfassende Dichtungen belehrender Art, wie von Solon, oder doch wenigstens kurze Aussprüche der Lebensweisheit aufgeführt werden. Man rechnet zu diesen Weisen Griechenlands zuerst

**Thales** aus Priene in Jonien, des Teutamios Sohn, Zeitgenosse des lybischen Königs Alyattes und seines Sohnes Krösus. Er dichtete eine Anzahl von Sprüchen und Gnomen, verfaßte auch ein Gedicht über Jonien in 2000 Versen, das sich mit der Frage beschäftigte, wie sein Vaterland am glücklichsten sein könne. Vor Gericht vertheidigte er immer die Tugend und rieth seinen Mitbürgern, alles Gute dem höchsten Wesen zuzuschreiben. Als die Einwohner von Priene, welches Mazedonien belagerte, beschloßen hatten, mit ihren Kostbarkeiten die Stadt zu verlassen, that er gegen einen seiner Mitbürger, der sich wunderte, daß er keine Anstalt zu seiner Abreise machte, den Ausspruch: Ich trage Alles, was mir gehört, bei mir, Worte, die in der lateinischen Fassung: *Omnia mea mecum porto* sprichwörtlich geworden sind. Er blieb in seinem Vaterlande, wo er in einem hohen Alter starb. Seine Landsleute ehrten sein Gedächtniß, und seine Sittensprüche standen lange in hohem Ansehen. Nach ihm wird genannt

**Chilon**, aus Lacedämon gebürtig, wo er Ephoros war und diese Würde zuerst eingeführt haben soll. Er that den bekannten Ausspruch: *Erkenne dich selbst*, und: *Nichts zu viel*! Die Freude über einen olympischen Sieg seines Sohnes brachte ihm im hohen Alter den Tod. Ihm zur Seite steht

**Kleobulos** von Lindos; zwei Dinge wurden von ihm für sehr schwer gehalten; nemlich herrschen zu wissen und gehorchen zu wollen.

**Myson**, aus dem lacedämonischen Dorfe Chenä; Sohn des Strymon, an dessen Stelle sonst Periander, Herrscher von Korinthos, gesetzt wird. Myson entlagte der Herrschaft, zu welcher er geboren zu sein schien; er achtete außer dem Bewußtsein seiner Rechtschaffenheit jedes Vergnügen gering. Als seinen Spruch führt man den Satz an, daß man aus Reden den Sachen und nicht aus den Sachen den Reden nachforschen solle, da ja nicht um der Rede willen die Dinge geschehen, sondern umgekehrt.

**Pittakos** aus Mytilene schließt sich nun an die Vorgenannten würdig an. Er socht tapfer und glücklich für sein

Vaterland gegen die Feinde desselben und verwaltete die Regierung, die man ihm anvertraut hatte, auf's Beste, legte sie aber nieder, nachdem er seinen erbittertsten Feind besiegt, gefangen genommen und ihm verzeihen hatte, und zog sich in das Privatleben zurück. Als Beweis seiner Genügsamkeit wird angeführt, daß er einst die von Krösus ihm überschickten Geschenke zurückwies und dabei bemerkte, er habe schon das Doppelte von dem, was er brauche. Sein Wahrspruch war: *Erkenne den rechten Zeitpunkt!* Er starb im hundertsten Lebensjahre. Ihm zur Seite steht

**Thales** von Miletos, von phönizischer Abkunft. Er erreichte ein Alter von 100 Jahren, sagte eine Sonnenfinsterniß voraus, machte seine mathematischen und astronomischen Studien in Aegypten und wurde der Gründer der Geometrie und Astronomie bei den Griechen. Einst kaufte er in einem Winter die ganze Ernte von Oelbäumen in der Gegend seiner Vaterstadt auf. Nun hatte er allein Oel und schenkte den ganzen Gewinn den Armen und Kranken. Dieser edle Mann scheint für die Nothleidenden gewuchert zu haben, was heutzutage sehr selten geschieht. Er pflegte zu sagen: Der Weise sei immer reich genug — an Kenntnissen; ferner: Wir sollen Leute, die anders denken, als wir, nicht hassen, und durch Kenntnisse besser werden.

Endlich glänzt unter den Sieben Weisen **Solon**. Der große Gesetzgeber that zu Krösus den bekannten Ausspruch: *Niemand sei vor dem Tode glücklich zu preisen*. Er starb im achtzigsten Lebensjahre in Rhpros; seine Gebeine sollen auf eigenes Verlangen von da nach Salamis gebracht und dort verbrannt, die Asche aber auf der ganzen Insel umhergestreut worden sein.

Man könnte fragen, warum diese Sieben allein Weise genannt worden seien? Da erzählt man, daß Jemand von Fischern, die bei Miletos mit dem Neke fischten, einen Zug gekauft habe. Als man hierauf einen goldenen Fisch von großem Gewichte herauszog, entstand ein Streit: jene behaupteten, sie hätten nur einen Fang Fische verkauft; dieser aber sagte, er habe einen Glückszug gekauft. Man kam endlich überein, den delphischen Apollon zu fragen, wem man den Fisch zusprechen wolle. Der Gott antwortete: Man solle ihn demjenigen geben, welcher die Uebrigen an Weisheit übertriffe. Man schenkte hierauf den Fisch einstimmig dem Thales. Dieser trat ihn dem Bias, Bias dem Pittakos, dieser sofort einem Anderen ab. Zuletzt kam er an Solon. Dieser aber folgerte so: Der Name des Weisesten käme keinem Menschen zu, und übertrug den Fisch auf den Apollon selbst.

**Der Seehandel** der Welt beschäftigt laut statistischen Angaben circa 56,000 Segel- und 5300 Dampfschiffe. Der Tonnengehalt der ersteren bezieht sich auf ungefähr 14,500,000 und hat sich in den letzten vier Jahren um fast 10 Prozent vermehrt. Der Tonnengehalt der Dampfschiffe hingegen ist von 2,800,000 auf 5,200,000 gestiegen, somit fast um das Doppelte. Der Verlust an Capital durch Stürme u. s. w. war für Segelschiffe 3,68 Prozent im Jahre 1874 und 4,72 Prozent im Jahre 1872, für Dampfschiffe 3,71 Procent im Jahre 1874 und 5,62 Procent im Jahre 1872, welch' letzteres als ein besonders ungünstiges Jahr galt.



## Die Eichenbäume.

Nach Julius Gräben.

Die Eiche ist der europäische Urbaum. Die Belasger und jene Wanderschaaren, die einst an den Küsten von Griechenland eine Heimath suchten, verehrten ihn als Lebensbaum, als kostbare Gabe des großen Nährvaters. Seine Früchte sättigten sie, in seinen Stämmen fanden sie Wohnung, unter seinen Wurzeln sprang die tränkende Quelle. Und selbst als längst die barbarische Rohheit menschlicher Sitte geringer war, erhielt sich die Verehrung für den Segenspenden unverkümmert fort in dem Gemüthe der Völker. Bei den Griechen und Römern blieb er dem Olympier geweiht, aus seinem Rauschen tönten ihnen Stimmen der Zukunft; der Deutsche aber und der Scandinavier sahen das Haus des Donnergottes in den Eichenwipfeln, und ihre Priester pflegten die heilige Mistel, die auf dem Eichenbaum wuchert und in des blinden Hödur's Hand zum Todespfeil geworden war, an dem Valbur, der jugendliche Gott des Frühlings, verblutete. In gleicher Weise widmeten Kelten und Slaven den Dryaden einen geheimnißvollen Kultus. So hat dieser Baum einen ahnenden Naturinn gleichsam wetteifernd mit einem Immergrün von Sagen und Gesängen umwoben. Zwar führt er in unserer deutschen Dichtung heute nur noch ein kümmerliches, um nicht zu sagen künstliches, Leben; aber um so tiefer wurzelt er in Liedern und Geschichten solcher Stämme, die selbstständiger als wir, oder entfernt von der großen Weltbühne, ihre alte Weise bewahrt haben.

Kein zweiter Baum gleicht ihm an wildkühner Schönheit, aber keiner bot sich auch dem ersten Bedürfnis zu ausgiebigerem Dienst. Das Haus des Lebenden, der Sarg des Todten, das Schiff, das den Seefahrer trug, die Lanze, die der Jäger schwang: Alles gab die Eiche. Mark und Fülle zeigt ihr Wuchs, von der tief ausgreifenden Wurzel bis zum festen, schildgleichen Blatt und der berben, bronzenen Frucht. In dem trockigen Fickack ihrer Aeste und in den grandiosen Verkümmungen ihres Stammes steht sie da, als Baum der Stärke (*Quercus robur*), gleichsam als höge sie sich aus zum zerschmetternden Streiche; es ist der graue Waldkönig, den der Adler sieht und den der Held zum Bilde nimmt.

Wie sinnvoll, daß die englischen Könige, wenn sie den Thron besteigen, sich eine Eiche erwählen, ihren Namen zu tragen und künftigen Geschlechtern lebendig zu erhalten.

Auch darin scheint sich die heroische Natur des Baumes anzukündigen, daß er sich selten zu eigentlichen Wäldungen häuft. Der Eichenwald ist kaum mehr als eine poetische Figur. Denn die Eiche steht gewöhnlich einsam oder im Gemisch mit andern Baumarten, die sie ehrwürdig-feudalistisch beherrscht. Nur in den nordischen Tiefebene tritt sie oft zu schönen Gruppen zusammen. Das gibt dann prächtige Naturbilder. Ein saftgrüner Rasen, ein blauer Himmel, ein klarer Quell. Da und dort hebt der Hirsch das stolze Geweih; er hat den Jagdru

aus der Ferne vernommen. Freundliche Blicke öffnen sich zwischen den schwarzen, grotesken Stämmen und durch die dunkel-ernsten Laubmassen gleitet still ein goldner Strahl.

In ihrer ganzen Großartigkeit erscheint die Eiche auf der Höhe des Gebirges. In der Urwaldwildniß muß man die Tausendjährige sehen, wie sie nur Lessing und Rubens gemalt. Weit über die Quaderwände hinaus, tief in die steinernen Rippen schlägt die Wurzel ihre mißgestalteten Pranken, als wolle sie die Erde spalten, und aus dem Grunde treibt und wächst sie hinauf, langsam, aber riesengroß, bis zu der lustigen Wolkenstraße selber. Wie ein undurchbringlicher Harnisch legt sich die tief durchgriffene Rinde dem Recken um Leib und Glieder, zornig zucken die knorrigen Aeste, und wo der Nordwind seine Speere gegen den Eichenstamm schleudert, deckt ihn die zottige Mooshülle mit dichtem Schilde. So hat er seinen Fuß droben eingegraben, der Alte vom Berge, ein riesiger Held! und freut sich, die Völkerschlacht mit Aeolus und seinem wilden Heere zu kämpfen. Vom Boden aber rannt Ephyu und Geisblatt hinauf, und Fink und Amsel spinnen frische Nester um seine Zweige.

Das ist die deutsche Eiche, die Sagenruine der Jahrhunderte. Sie hat Welf und Weibling, Ziska und Prokop, Friedland und die Schweben gesehen. Unter ihrem Wipfel mochte vielleicht das Dies irae verfolgte Reger grollend in die Nacht hinausklagen; ihr Schatten deckte wohl den räuberischen Landsknecht, wenn er dem Hufschlage des schädelbeladenen Saumthierzuges horchte. Sie steht noch, stolz und grün; aber es sind nur wenige ihres Gleichen, an denen die Phantasie so sinnend die Marksteine der Geschichte zurückzählen kann, und wird dem Weile, welches unsere Zeit schonungslos gegen jede Pflanzung der Natur schwingt, nicht Einhalt gethan, so werden auch sie bald fallen. — Wie ganz anders weiß das walbarme England die Zeugen der Vergangenheit zu ehren! Es ist stolz auf seine alten Eichen, und es hat ein Recht dazu. Da steht im Wald von Sherwood noch heute der Baum, unter welchem Johann ohne Land Aubienz ertheilte, und dieser Baum war vielleicht schon zu Johanns Zeiten Jahrhunderte alt. Da ist die Eiche, in welcher Robin Hood, jener freibetende Baladenheld, die Zerlegung und Zertheilung der königlichen Damhirsche präsidirte. Schambles heißt sie, oder das Schlachthaus. Da ist die Parliamentsoak, in welcher er seine Versammlungen abhielt, die grüne Thaleiche, in deren thurmartig zerklüftetem Stamme der Wildschütz und sein ganzer lustiger Rath bei einander saß. So erinnert hier jeder alte Baum an eine denkwürdige Scene oder Persönlichkeit. Und fragen wir, was diese Bäume schützt? Es ist der Geist der Gesetzeshoheit und Selbstachtung. Der Geist, der die vielbewegte, stolze Geschichte Englands geschaffen hat, derselbe ist es, der über ihre Heiligtümer und Wälder wacht.



# Sonntagsschule.

(1. Vierteljahr. — Zwölf Lectionen in der alttestamentlichen Geschichte.)

## David verschont Saul.

6. Lection für Sonntag den 6. Februar 1876. 1. Sam. 24, 1–16.

**Grundgedanke:** Nicht durch Rache, sondern Liebe soll man den Feind besiegen. **Haupttext:** Röm. 12, 17.

**Zusammenhang der Geschichte.** Nachdem sich David von Jonathan getrennt hatte, floh er zu dem Priester zu Nob, dann nach Gath, von da in die Höhle Adullam, und von da nach Mizpa in Moab. Gewarnt von dem Propheten Gad kehrt er nach Judäa zurück, schlägt zu Kegila die Philister, flieht in die Wüste Siph und Maon, und von da in die Burg Engedi.

**Concordanz. Zeit:** Ungefähr 1060 v. Chr. **Engedi:** Stadt und Quelle am westlichen Ufer des toten Meeres, in einer gebirgigen, klüfterreichen Gegend, 1. Sam. 24, 1. Salomo hatte dort seine Balsamgärten, dort fielen auch die Moabiter und Ammoniter vor Josaphat, 2. Chron. 20. Im jüdischen Kriege wurde die Stadt von den Sicariern überfallen und geplündert. — **Schaffhürden:** Dahinein wurden die Schafe, wenn sie im Freien geweidet wurden, zum Schutz gegen Diebe, Joh. 10, 1., und wilde Thiere, Mich. 5, 7.; Jes. 11, 6.; Joh. 10, 12., über Nacht hineingetrieben. Dieselben waren theils bewegliche, tragbare Einfriedigungen, 1. M. 49, 12.; Ps. 68, 14., theils gemauerte, 4. M. 32, 16.; Ps. 50, 9. Oben waren sie offen und an der Thür hielt der Schäfertnecht Wache, Jer. 43, 12.; Joh. 10, 3. — **Todter Hund — Floh:** Bilder geringer und verachteter Personen. Der Hund gehörte bei den Juden so wenig wie bei den heutigen Orientalen zu den Hausthieren, sondern lebte dort eben wie heute heerdenweise auf den Straßen und Feldern in Freiheit. Er wurde als unrein und als Bild alles Gemeinen und Niedrigen angesehen. Nur zur Bewachung der Herden wurde er benützt. Erst in der spätern Zeit (Matth. 15, 27.) ist auch der Hund Haushier geworden.

**Praktische Erläuterung.** Saul trachtete David nach dem Leben, und ließ es sich angelegen sein, dessen Aufenthalt zu erfahren; auch stehen dem Gewaltigen immer Mittel zu Gebote, und der Fromme braucht nach Feinden auch nicht zu suchen, aber der Herr hilft den Seinen in allen Nothen. Im letzten, 23. Capitel, wäre David schier in die Hände seines Verfolgers gefallen; aber Gott half, denn plötzlich erhielt Saul Nachricht, daß die Philister ins Reich eingedrungen seien, und er eilte mit seinen Truppen einen mächtigeren Feind zu vertreiben. In dieser Lection haben wir nun ferneren Bericht:

**I. Wie Saul die Verfolgung Davids erneuert, Vers 1, 2.** Raum ist er des Kampfes mit dem Landesfeinde entledigt, sucht er wieder nach David, um ihn zu verfolgen. Hätte nicht Saul einsehen sollen, daß Gott mit David war; hätte er nicht weit besser diesen unschuldigen Jüngling zurückgerufen an seinen Hof, um ihn gegen die Philister zu gebrauchen? denn Jene fürchteten David mehr als Saul, und hatten auch Ursache dafür. War es nicht genug, daß David auf den Felsen der Gemothen sein Leben fristen mußte? Wohl geht hier in Erfüllung, was die Schrift sagt: „Der Gottlose hat keinen Frieden,“ denn Sauls böses Herz konnte nicht rasten so lange er wußte, daß David lebte. Ein schulbeladenes böses Gewissen ist ein immerwährender Stachel.

**II. Wie Gottes Vorsehung Saul in Davids Gewalt gibt, V. 3.** In jenem Lande waren viele Felsenhöhlen, natürliche und künstliche, dieselben dienten den Hirten als Schaffhürden, wenigstens glauben die meisten Palästina-Reisenden, daß es eine solche Höhle war, die angeführt wird. In eine derselben ging Saul hinein, um vielleicht auszuruhen; nicht ahnend, daß der Gegenstand seines Hasses allbereits in der Höhle war. Nun war Saul ganz in Davids Gewalt, dieser hätte ihn ohne Mühe tödten können, und an Versuchern fehlte es auch nicht; seine Begleiter bringen sogar Schrift-

stellen, um es als Davids Pflicht darzuthun, Saul zu tödten, aber David gab ihnen einen Verweis dafür: Hieraus lernen wir: a) wie leicht wir geneigt sind, Gottes Verheißungen unrichtig aufzufassen. Gott verspricht dem David ihn von der Hand seines Feindes zu erlösen; nun nehmen es seine Knechte als Vorwand, daß David zu rechtfertigen sei, Saul zu tödten. b) Gottes Vorsehung unrichtig zu erklären. Saul ist nun in Davids Gewalt; weil das so ist, schließen sie, er dürfe diese Gewalt ausüben. David schnitt bloß den Zipfel von Sauls Rock und jagte ihn schlag ihn sein Gewissen und reuete ihn. Er wollte bloß Saul einen Beweis liefern, was er hätte thun können, und es kränkte ihn, den König also zu beleidigen. Hieraus lernen wir: wie gut es ist, wenn das Herz betrübt wird auch über das kleinste Unrecht, es zeigt dann, daß das Gewissen wach ist und uns vor größeren Sünden bewahrt.

**III. Davids Argument mit sich selbst und seinen Knechten. V. 7–8.** Daraus sollen wir lernen, daß die Sünde vor der Thüre liegt, und wir dagegen kämpfen sollen, und auch dem Versuch der Nie-Raum geben dürfen. Saul war der Einzige, der David im Wege stand zur Ehrenbahn; er könnte ihn jetzt aus dem Wege räumen, aber er argumentirt mit sich selbst so: Saul ist der Gesalbte Gottes, und soll König sein, so lange es Gott gefällt. Das Gesetz schützt ihn, er ist mein Herr, und meines Gottes Diener; es ist meine Pflicht, ihn zu ehren um Gottes und der Königswürde willen. Lies: 1. Petri 2, 18. Nicht nur wollte er selbst rein bleiben, er verbot auch seinen Genossen, ihre Hand an ihn zu legen, und wurde so, unwissend, ein Bild auf Christus, der da sagt: „Thut wohl Denen, die euch hassen und verfolgen.“ „Sehet zu, daß nicht Jemand Böses mit Bösem vergelte“ u. s. w.

**IV. Davids Unterhandlung mit Saul. V. 9–16.** Den Mann wollte er nicht tödten, aber dessen Saß, und zwar gedachte er solches zu thun, indem er ihm zeigte, daß in seinem Herzen kein böser Gedanke herrsche, sonst hätte er ihn in der Höhle nicht verschont. Davids Handlung zeigte: 1. Zutrauen. Raum durfte er erwarten, daß Saul ihm glauben würde, aber Saul soll sehen, daß David ihm traut und ihn ehrt, und soll einen neuen Beweis seiner Redlichkeit haben. 2. Ehrfurcht. Er neigte sich vor dem König, obgleich dieser sein Todfeind war. Ehre dem Ehre gebührt. Lies: Römer 13. David sucht nun in seiner Rede Saul von seiner Unschuld zu überzeugen. a) Er nennt ihn Vater. V. 11. Als König war er es, aber noch mehr, er war Davids Schwiegervater. Wie unnatürlich von einem Vater, den Untergang seines Sohnes zu suchen! b) Er legt die ganze Schuld des Streites auf die bösen Rathgeber des Königs. V. 9. Ob dem wirklich so war, lassen wir dahin gestellt sein, es ist erbärmlich genug, wenn Brüder uneins werden, daß auch noch immer Menschen willig sind, das Feuer im Brande zu halten, da sie doch löschen und dämpfen sollten. Satan, der Verkläger, hat seine Gehülfen überall; besonders aber an den Höfen der Fürsten, um die Frommen anzuklagen. c) Er betheuert seine Unschuld, V. 11 indem er dem König die Begebenheit in der Höhle beschreibt, und zum Zeugniß der Wahrheit seiner Rede zeigt er ihm nun den abgeschnittenen Rockzipfel. Laß das ein Zeugniß sein für mich in deinen Augen; wäre ich schuldig, daß mich der König zeiget, so hätte ich ja die Gelegenheit gehabt, anstatt des Rockzipfels das Haupt meines Königs zu spalten. David läßt den König auch wissen: 1. Daß er fest an eine höhere Vorsehung glaubt. (Es wird angenommen, daß um diese Zeit der 7. Psalm gedichtet wurde.) Denn, sagt er, heute gab dich der Herr in meine Hand. 2. Daß es nicht an Rathgebern fehlte.



Saul horchte auf solche; David aber that es nicht. 3. Daß er ihn aus guter Ursache verschonte; nemlich um der Furcht Gottes willen und nicht aus politischen Gründen. Welch ein herrlicher Gemüthszustand ist es, wenn man sich also bemühen und bezähmen kann! 4. Er erklärt, daß er sich nimmermehr selbst rächen würde. Thue dein Bestes! Laß kommen, was will; meine Hand soll rein bleiben. Dann führt er ein altes Sprichwort an: „Von Gottlosen kommt Untugend.“ Das heißt, nach Einiger Meinung ungefähr: a) Des Menschen Unrecht wird ihn finden; oder: der Ungerechte bringt sein eigen Unglück; oder: gib ihnen Strick genug und sie hängen sich selbst. b) Die Bösen thun Böses; wäre ich so, wie man den König berichtete, dann hätte ich die That gethan. 5. Zeigt er ihm das Erbärmliche seiner Handlung in dieser Verfolgung. V. 15. Damit sucht David anzudeuten, daß es unter der Ehre eines Königs sein sollte, ihn zu verfolgen; es würde eher eine Schmach sein als eine Ehre für einen König, selbst wenn er ihn auch tödten könnte. David meint, der König habe nicht mehr Ursache ihn zu fürchten, als einen einzigen Floh.

V. Sauls Reue. V. 16. Diese offenbarte sich: 1) in Thränen. 2) im Bekenntniß. 3) im Gebet für David. Arme Bettler können ihren Wohlthätern nicht anders vergelten, als für sie beten. Das thut nun Saul.

**Ruganwendungen.** Wir sollen aus dieser Lektion lernen:

1. Daß die, die auf Gott vertrauen, nicht zu Schanden werden; der Herr kennt die Seinen und hilft ihnen aus aller Noth.

2. Wie wir auch unsere Feinde lieben, und sie achten sollen, denn es ist besser Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun.

3. Daß Gott den Frommen erheben kann, selbst wenn die Mächtigen der Erde dawider sind.

4. Daß der Unschuldige oft viel leiden muß, aber endlich doch den Sieg davonträgt. Wer nur reines Herzens ist und Gott liebt über alles Andere.

5. Daß der Fromme nicht um schönen Gewinnes willen recht thut, sondern um Gottes willen.

6. Daß die Zeit kommt, wo der Gottlose sein Unrecht einzieht, aber am Ende zu Schanden wird, während der Fromme zu Ehren kommt.

**Kleinkinderklasse.** 1) Die Geschichte der Lektion selbst ist eine prächtige Illustration der bedeutungsvollen Lehre: „Liebet eure Feinde“, welche sie uns einprägen soll.

2) Wir sollen also die Ueberlegenheit über unsere Feinde a) nicht zu unserem Vortheil mißbrauchen, sondern b) zu ihrem Vortheil gebrauchen.

3) Das höchste Beispiel der Liebe und des Wohlwollens gegen die Feinde finden wir bei dem, der uns geboten hat: „Lie-

bet eure Feinde“ — nemlich bei Jesu. Er mißbraucht seine Macht nicht gegen seine Feinde; wiewohl er sie hätte vertilgen können, sondern er betet für seine Mörder.

4) Das deutet auch eine hohe Stufe des Christenthums an wenn jemand von Herzen seinen Feinden das Böse mit Gutem vergilt. — Im Leben der Kinder gibt es unzählige Fälle und Gelegenheiten, dieses zu illustriren.

**Fragen.** Wo kam David her? Wo fand er Saul? Wie hatte er Saul in seiner Gewalt? Wie war Saul gegen David gesinnt? Wie behandelte David Saul? Warum tödtet er ihn nicht wie den Riesen Goliath? Was soll uns das lehren? Wie heißt die goldene Regel?

**Illustrationen.** Im Herbst des Jahres 1799 ließen die zurückkehrenden Franzosen 300 Verwundete zu Bobbi bei den frommen Waldensern. Die Franzosen waren aber Feinde gegen das Land und den Glauben der Waldenser. Aber anstatt die Verwundeten ihre Rache fühlen zu lassen, verbanden sie deren Wunden und theilten in ihrer Armuth ihre Lebensmittel mit ihnen. Und als sie sahen, daß sie alle verhungern mußten, wenn sie die Soldaten bespielten, übernahmen sie die schwere und gefährvolle Arbeit, die Krieger über den Col de la Croix, einen der gefährlichsten Alpenpässe zu tragen, weil es das einzige Mittel war, das Leben der Verwundeten zu retten.

— **Christenrache.** Dirk Willemzoon, ein frommer Niederländer, wurde um seines Glaubens willen von einem Feinde verfolgt. Ein zugefrorener See lag in seinem Wege; aber das Eis war morisch. In seiner Todesangst läuft er darüber hin, und kommt glücklich ans Land. Da plötzlich hört er hinter sich einen Schrei der Verzweiflung. Sein Verfolger war durchs Eis gebrochen und in Gefahr, zu ertrinken. Niemand war zur Hülfe nah, und der arme Verfolgte hätte den Polizeibeamten können ertrinken lassen und er war gerettet. Aber er hatte ein Christenherz in seiner Brust. Er geht zurück, und wagt sein eigenes Leben, indem er seinen Verfolger aus der Gefahr zieht und dessen Leben rettet. Dieses ging seinem Verfolger so zu Herzen, daß er mit ihm floh, und beide erreichten einen sicheren Zufluchtsort. — Um diese Lektion zu illustriren, denke auch an Joseph, Stephanus, die Apostel und besonders an unseren theuren Heiland Jesus Christus.

#### Wandtafel.

**Die Rache ist mein, spricht der Herr.**

**Alles was ihr wollt, thut ihr Andern.**

**Vergelte nicht Böses mit Bösem.**

**Im Frieden hat uns Gott berufen.**

**Denen, die Gott lieben, dient Alles zum Besten.**

## Der Tod Sauls und seiner Söhne.

### 7. Lektion für Sonntag den 13. Februar 1876. 1. Sam. 31, 1—6.

**Grundgedanke:** Der Tod ist der Sünde Sold. **Haupttext:** Spr. 14, 32.

**Zusammenhang der Geschichte.** Eine Zeitlang hat David Huße vor Saul. Samuel stirbt. David kommt nach Baran, droht dort dem hartherzigen Nabal, wird aber von Abigail beruhigt. Nabal stirbt und David ehelicht dessen Wittve; verschont Saul wieder und zerstört Amalek. Saul sucht Rath bei der Heze zu Endor und wird geschlagen zu Gilboa.

**Concordanz.** Zeit: 1056 v. Chr. **Gilboa:** Das Gebirge ist eine Hügelkette, welche die Fortsetzung des Carmelgebirges bildet und sich nach Südost bis zum Ghor erstreckt. Hier behaupteten sich die Kanaaniter, Richt. 1, 27.; Jos. 17, 11. ff.; hierhin zogen sich die Israeliten zurück, 1. Sam. 31, 1.; hier fiel Saul, 1. Sam. 31, 6. — **Schüben:** Solche, die den Vogen wohl zu handhaben wissen. Jemael 1. M. 21, 20. Saul wurde von ihnen getroffen, 1. Sam. 31, 3.; Josia, 2. Chron. 35, 23. **Unbeschnittene:** Buchstäblich bedeutet das die Philister — die Heiden, an denen das Sakrament der Beschneidung nicht vollzogen war. Geistlich bedeutet es eine gefühllose heidnische Gesinnung. So redet die Schrift von un-

beschnittenen Herzen, 3. M. 26, 41.; Jer. 9, 26.; Ohren, Jer. 6, 10.; Apstg. 7, 51.; Lippen, 2. M. 6, 12.

**Praktische Erläuterung.** Ein bewährtes Sprichwort sagt: „Der Krug geht zum Brunnen bis er bricht.“ Dieses hat sich auch an Saul bewährt. Er trieb seinen Haß gegen David bis ans Ende; aber der Tag der Vergeltung kam. Das Blut der Amalekiter, die er verschonte, das Blut der Priester, die er abschlachtete und das Blut Davids, das er so gerne vergossen hätte, kam mit in die Rechnung. Der Tag, den David vorher sah, Cap. 26, 10., brach an; denn, siehe die Gerichte Gottes. Wiederum zog das Philisterheer aus gegen Saul, und hatte sich auf dem berühmten Schlachtfeld, im Thale Jezreel bei Sunem gelagert. Saul und sein Heer lagerten sich auf dem gegenüberliegenden Gebirge Gilboa. Eine schwere Wolke umnachtete Sauls Gemüth. Seitdem Samuel todt und David vertrieben war, nahm eine Art Verzweiflung überhand, und jener prophetische Geist, der einst über ihm schwebte, gab einem finstern Geist der Sünde und ihren Folgen Raum. Die Nacht vor der letzten und entscheidenden Schlacht war eine schreckliche

für Saul. Die Begebenheiten derselben lagen centnerschwer auf seiner Seele und ließen ihn nur Schlimmes befürchten.

In der Lektion haben wir vor uns:

**I. Die Schlacht und Sauls Niederlage.** Er sah seine Truppen fallen zur Rechten und zur Linken, denn überall siegten die Philister; was ihre Vortheile waren: ob besser geleitet, besser bewaffnet oder in größerer Zahl, wird uns nicht gesagt; aber sie machten den Ungriß und Israhel floh vor ihnen und fiel. Die, welche ihm folgten und seine sündhaften Pläne ausführen halfen, mußten nun mit ihm leiden und er mußte sie fallen sehen vor seinen Augen. Hier sehen wir deutlich, daß, wer der Sünde dienet, ist ihr Knecht, und der Sünde Plagen werden ihn treffen.

**II. Der Tod seiner Söhne.** B. 2. Nicht genug, daß Saul zusehen mußte, wie seine Truppen fielen; die Philister sahen, wo er sich befand mit den Besten seines Heeres und dort war die Schlacht am heftigsten. Drei seiner Söhne waren ihm zur Seite und einer nach dem andern fiel vor seinen Augen, tödtlich getroffen. O was mußten das für Gedanken gewesen sein in jenem Vaterherzen, als des Feindes Pfeil den Jonathan traf! Das edle Kindesherz, nach dem er selbst einmal in seiner blinden Wuth einen Speiß warf. Da lagen nun die blühenden Hoffnungen seiner Familie und bisher die Beschützer seiner Person. Schade um Jonathan, den Bufenfreund und das Exemplar wahrer Freundschaft. Pflicht zog ihn mit dem Vater und er mußte das Schicksal der Familie theilen, obschon er an ihren Sünden nicht theilnahm. Hier wird die Rede Eliphas, Iob's Freundes, zu Schanden, wo er sagt: „Lieber, gebente, wo ist ein Unschuldiger umgekommen?“ Iob 4, 7. Hier ist einer, und was sollen wir daraus lernen? Einmal, daß Sauls ganzem Hause der Untergang verkündet war, und Alle mit eingeschlossen waren. Dann auch, daß der wahre Unterschied, zwischen dem Gerechten und Gottlosen erst in der andern Welt offenbar werden wird, denn hier sind dem Tod Alle verfallen. Ferner, daß hier auf Erden der Unschuldige oft mit dem Schuldigen leiden muß; dieses ist besonders der Fall, wenn der Unschuldige in der Gesellschaft der Schuldigen gefunden wird; daher: Psalm 1. V. 1.: „Wohl dem der nicht wankelt im Rath der Gottlosen: noch tritt auf den Weg der Sünder“ u. f. w.

**III. Sauls eigener Tod.** B. 4. Die Pfeile der Feinde trafen ihn und vernichteten ihn, so daß er weder kämpfen noch fliehen konnte. Sein selbstverschuldetes Elend noch zu vergrößern kam es nicht auf einmal, sondern Schritt für Schritt, wie sein Abfall vom Herrn. Soweit ist es nun mit ihm gekommen, daß er sucht und verlangt: 1. Durch die Hand eines Dieners getödtet zu werden, lieber als in Feindeshand zu fallen, es möchte ihm sonst gehen, wie einst dem Simson. Elender Mensch! nur für seinen Leib ist er besorgt und vergißt die arme Seele ganz. Wie er lebte, so starb er; stolz, eifersüchtig und schrecklich. Die in Gott sterben, bekümmern sich nicht um den Leib, so nur die Seele geborgen ist. 2. Da sich sein Diener weigert, ihn zu tödten, so sucht er den Tod von eigener Hand und bringt dadurch noch die Schmach eines Selbstmörders auf seinen schuldbeladenen Namen. Jonathan starb den Tod eines Helden, Saul aber den eines Feiglings. Sein Waffenträger getraut sich nicht, ihn zu tödten, aber mit ihm zu sterben. Die Juden sagen, dieser Waffenträger sei Doeg gewesen, welchem Saul die Ehre gab, die Priester abzuschlachten; wenn dem so ist, dann hat auch er sein Loos verdient und ist in Erfüllung gegangen, was David von ihm voraussagete im 52. Psalm.

**IV. Das Unglück eines Volkes, um eines gottlosen Königs willen.** Die Einwohner flohen; ihr Saß und Gut nebst ihren Städten fielen in der Philister Hände und verblieben dort bis ein anderes Regiment ans Ruder kam. Das alles hat ein König gethan, der Gott und sein Wort mißachtete. So ging in Erfüllung, was der Prophet schon früher voraussagte; Cap. 12, 25.; auch Hosea redet später davon. Hof. 13, 10—11. So endet die Geschichte Sauls und wir thun wohl daran, sie zu beherzigen. Demüthig und klein fing er an, aber die Erhöhung und königliche Ehre verdrehte sein Herz und ruinierte

ihn endlich ganz. Seine Berufung zum König geschah mehr um den Willen des Volkes zu erfüllen, als das Wohlgefallen Gottes zu beweisen. Ries: Hof. 13, 11. Obschon Saul also lebte und starb, so sollten wir doch wohl bedenken, daß ein klagendes Mitleiden der Frommen ihm zuviel; Samuel beklagte seinen Abfall schmerzlich, Cap. 15, 11—35 und 16, 1. Im nemlichen Geist läßt David seine Klage hören, der doch alle Ursache gehabt hätte, sich zu freuen. Ries 2. Sam. 1, 19—27. Im nemlichen Geist läßt uns bedenken, daß Hochmuth vor dem Fall kommt; damit wir uns nie freuen über einen gefallenen Feind.

**Nutzenwendungen.** Aus dieser Lektion lernen wir: 1. Daß an Gottes Segen alles gelegen ist. 2. Daß Gott seinen Segen entzieht, wenn der Mensch sich von ihm wendet. 3. Daß wenn ein Mensch Gott verläßt, er in allerlei Sünde und Laster verfällt. 4. Daß wir immer beten sollen: „Führe uns nicht in Versuchung.“ 5. Daß wir nie einem Feinde Böses wünschen sollten, denn der Herr ist Rächer, er will vergelten. 6. Daß wir immer darnach trachten sollen, wie wir Gott gefallen mögen, denn davon hängt unser zeitliches und ewiges Glück ab.

**Kleinkinderklasse.** 1) Die Geschichte ist an sich nicht nur interessant für die Kleinen, sondern auch eine traurige Warnung. Der Hauptgedanke darin ist, wie ein frommer Mensch wieder von Gott abfallen, und endlich jämmerlich zu Grunde gehen kann: Ungehorsam, Neid, Verfolgung, Haß, Mord, Zauberei, Selbstmord sind die Laster, welche Saul hegte und die ihn zu Grunde richteten. 2) Wie unscheinbar ist der Anfang der Sünde — nur eine Umgelung der göttlichen Anweisung bei Saul — wie schrecklich aber das Ende. Warne vor dem ersten Schritt zum Bösen.

Erjittle vor dem ersten Schritte!

Denn mit ihm sind die andern Schritte  
Zu deinem nahen Fall gethan.“

Dies laß die Kinder auswendig lernen.

**Fragen.** Mit wem führte Saul Krieg? Wo fand die Schlacht statt? Auf welche Weise kam Saul um? Wer starb mit ihm? Wor was soll uns Sauls schreckliches Ende warnen?

**Illustration.** Als die große Hängebrücke über den Niagarafluß sollte gebaut werden, ließ man den Papierdrachen eines Knaben auf der einen Seite des Flusses aufsteigen und an der andern niederfallen. An den Bindfaden des Drachen band man nun eine Schnur und zog sie herüber; an die Schnur band man ein Seil, und so fort bis die gewaltigen Drathseile eine Seite mit der andern verbanden. So ist es mit der Sünde. Ist der Anfang scheinbar gering, es ist Sünde und führt immer weiter in Sünde und Verderben hinein. — Ein tapferer schottischer General sagte einst zu seinen Soldaten, auf die Feinde hinweisend: „Kennst ihr jene Scharen von Männern? Es sind eure Feinde, welche euch tödten werden, wenn ihr sie nicht tödtet.“ Dasselbe kann im vollen Sinne des Wortes von der Sünde gesagt werden. — Die Sünde ist wie eine giftige Schlange im Busen — der Tod folgt, wenn sie nicht getödtet wird. — Als Bilder der heiligen Schrift lassen sich hier anführen die Leute zur Zeit der Sündfluth; zu Sodom und Gomorra; Ahab; Gehazi; Judas u. f. w.

ein Sieg  
ein Reich  
ein Waffenträger  
A U L  
eine Söhne  
eine Soldaten  
eine Seele

Sauls  
Suende.

alles verloren durch



## David wird König.

## 8. Lektion für Sonntag den 20. Februar 1876. 2. Sam. 5, 17—25.

**Grundgedanke.** Wer Gott vertraut, der wird erhöht und seine Sache steht wohl. **Haupttext.** 2. Chron. 20, 20.

**Zusammenhang der Geschichte.** Zur Zeit des Todes Sauls fehrte David aus dem Kriege gegen die Amalekiter zurück. Zu Ziklag traf ihn ein Bote und verkündigte ihm die Nachrichten aus dem Kriege. Er behauptete selbst Saul getödtet zu haben. David wurde bei dieser Nachricht über die Mafsen betrübt, und beklagte den Tod Sauls und Jonathans und erschlug den Boten, welcher behauptete den Gefalbten des Herrn erschlagen zu haben. Der Zustand Israels nach der Schlacht zu Gilboa, war ein Zustand der Verwirrung. Auf Gottes Geheiß ging nun David nach Hebron und wurde zum König über Juda gekrönt. Er war jetzt 30 Jahre alt und regierte sieben und ein halb Jahr zu Hebron. Abner, der Feldhauptmann Sauls erklärte Isboeth, den ältesten der noch lebenden Söhne Sauls als König über die übrigen Stämme. Dieses führte zu einem Bürgerkrieg und der endlichen Beseigung Abners; er wurde von Joab getödtet und Isboeth von zweien seiner Offiziere erschlagen. Aller Herzen wandten sich nun zu David, welcher dann König über ganz Israel wurde, wie unsere Lektion zeigt.

**Concordanz.** Zeit: 1048 v. Chr.—Nephtaim, Thal ober Ebene, südwestlich von Jerusalem auf der Grenze von Benjamin und Juda, dessen Fruchtbarkeit gerühmt wird, Jes. 17, 5; vgl. Jos. 15, 8; 2 Sam. 5, 18; 23, 13. 1 Chron. 2, 15.—Baal-Pragim. Ein Ort unweit Jerusalem im Thal Nephtaim, Jes. 28, 21 heißt der Berg Pragim.—Maulbeerbäume. Die Sycomore, die in Syrien und Palästina häufig vorkommt. Der knotige Stamm wird 40—50 Fuß hoch, die Aeste breiten sich weit aus. Die Früchte, die den Feigen an Geruch und Geschmack ähneln, werden nur von geringen Leuten gegessen, aber das Holz, welches sehr leicht und fast unverwundlich ist, dient als treffliches Bauholz und wurde in Egypten zu den Mumienkästen verwendet.—Geba. Das heutige Dieba. Nach Jos. 21, 17 eine Levitenstadt im Stamme Benjamin, nahe Rama, war die nördlichste Grenzstadt des Reiches Juda 2 Kön. 23, 8, welche Asa besetzten ließ 1. Kön. 15, 22.—Ga'er. Stadt im Stamme Ephraim, von Josua erobert und den Leviten eingeräumt Jos. 16, 3, 10; von Salomo besetzt 1. Kön. 9, 15, 16.

**Praktische Erläuterung.** Nachdem David allbereits 7 Jahre zu Hebron als König von Juda regiert hatte; kamen die Aeltesten von Israel und salbten ihn zum König über Israel und er machte einen Bund mit ihnen und hielt ein Fest drei Tage lang. David hatte nun eine mächtige Armee, die aus den besten Männern aller Stämme bestand. Juda stellte 6,800 Mann; Simeon 7,100; Levi 4,600 nebst 3,700 Priestern, unter ihnen der berühmte Zadok. Benjamin, der am längsten bei Sauls Stamm aushielt, brachte 3,000; Ephraim 20,800; der halbe Stamm Manasse 18,000. Naascher sandte eine Armee, über die 200 Offiziere geboten; Zebulon sandte 50,000, „alle geübt und wohl bewaffnet, kein einziger Feigling unter ihnen.“ Naphtali gab 37,000; Dan 28,600; und Asser 40,000; Ruben, Gad und halb Manassa gaben 120,000; so daß seine Armee 337,000 Mann zählte ohne den Stamm Naascher. David aber war dreißig Jahre alt, da er König von Israel wurde. So lange er in Hebron war, belästigten ihn die Philister nicht, nun er aber gewaltig geworden, und in Zion wohnte, mag ihnen wohl der Goliath wieder eingefallen sein und kamen Israel zu besiegen. Die Lektion belehrt uns:

**I. Wie die Philister ihren eigenen Untergang bewerkstelligten.** 1. Vers 17. Als sie hörten, daß David König sei, zogen sie aus gegen ihn. Wohl mochten sie gedacht haben, Saul haben wir geschlagen, David wird nicht bestehen können. Sie wußten aber nicht, daß der Gott, welcher den Saul verlassen hatte, mit David war. Cap. 3, 18. So ging es dem Reich Christi; kaum ausgerichtet; fingen die Feinde an zu toben, aber umsonst. Lies den 2. Psalm. Die Philister wurden geschlagen und ihr Rath ging zu Schanden. Lies Jesajas 8, 9—11. 2. In einer zweiten Schlacht hofften sie das Verlorene wieder zu gewinnen, denn ihre Herzen waren verstockt, sie breiteten sich aus über das Land und machten großes Ge-

räusch. Gerade so lesen wir auch wegen den Feinden der Kirche. Off. 20, 9.

**II. Wie sich David verhielt und was ihm zum Sieg verhalf.** Sobald er hörte, daß die Philister kamen, suchte er eine vortheilhafte Stellung zu gewinnen B. 17. Einen Angriff unternahm er nicht bis er zuerst den Herrn fragte; B. 19 und 23. Sein Fragen war ein doppeltes: 1. Wegen seiner Pflicht; „Soll ich hinaufziehen?“ Man möchte sagen, das war überflüssig, dazu hatte ihn ja Gott bestimmt und zum König gemacht; aber der Fromme wagte keinen Schritt ohne seinen Gott. Ferner: soll es jetzt sein? Einige dieser Philister waren noch nicht gar lange zurück Davids Freunde, soll er sie nun zerstören? Gott sagte ihm, es sind Israels Feinde, das war genug; David kannte seine Pflicht. 2. Wegen dem Erfolg. Sein Gewissen fragte: „Soll ich hinaufgehen?“ Seine Vorsicht aber: „Willst du sie in meine Hand geben?“ Hierin bekennt David a) seine Abhängigkeit von Gott, und b) seine Willigkeit des Herrn Willen zu thun. Unter solchen Umständen konnte es ihm nicht fehlen; daran soll jeder Gläubige ein Beispiel nehmen. David hatte eine große Macht und ein muthiges Herz; aber er achtete Gottes Wohlgefallen über alles dieses. Darum half ihm der Herr, daß er die Philister schlug.

**III. Der Einfluß, den dieser Sieg auf David hatte.** 1. Er gab Gott die Ehre, das zeigt ein dankbares Herz. David bekennt vor allem Volk, daß Gott den Sieg gab B. 20. Daher heißt der Ort Baal-Pragim, d. i. den hat Gott zerrissen. Gott hat ihre Macht zerrissen, laßt kommende Geschlechter ihn ehren dafür. 2. Er beschämte die Philister und ihre Götzen. Als die Philister auszogen, brachten sie ihre Götter mit sich, wie einst Israel die Lade, aber es blieb ihnen nicht einmal Zeit diese Götzen wieder einzupacken und mitzunehmen. So ließ nun David ein Feuer machen und verbrannte sie, denn so verordnete es Gott 5. B. M. 7, 5. Daraus lernen wir, daß es David darum zu thun war, wie er den Willen Gottes erfüllen möchte. Ueber die verbrannten Götzen sagt Bischof Patricius ganz richtig: „Als die Bundeslade in der Philister Hände fiel, that ihnen dieselbe großen Schaden, als aber die Philistergötzen in Israels Hände fielen, konnten sie sich selbst nicht retten.“ Das ist der Unterschied.

**IV. Die Folgen davon.** David erhielt einen überzeugenden Beweis der Gegenwart Gottes. 1. Gott befahl ihm inzuhalten, damit er die Erlösung des Herrn sehe. 2. Mit einem unsichtbaren Engelheer schlug der Herr den Feind; David aber erkannte am Raufchen in den Gipseln der Bäume, daß Gott vor ihm herzog; ob er ihn auch nicht sah, erkannte er ihn doch. Sein Glaube kam zuerst durch Hören. Als David den Feind selbst schlug, gab er Gott die Ehre, nun zum Lohn der Dankbarkeit tritt Gott ein für ihn. Merke aber: als David das mysteriöse Raufchen hörte, war er schon bereit den Sieg zu verfolgen bis ans Ende; lerne daraus, daß die Gnade Gottes uns zum Guten antreiben soll. Ob er auch beides das Wollen und das Vollbringen schafft, dürfen wir doch nicht müßig sein. Lies Phil. 2, 12—13. Das Raufchen in den Maulbeerbäumen war: 1. Ein Zeichen für David zu ziehen. Wie köstlich, wenn Gott voran geht. 2. Ein Zeichen des Schreckens für die Feinde. Da sie hörten, daß eine mächtige Armee im Anzug sei, flohen sie, aber gerade in Davids Arme hinein, der im Hinterhalt lag. Davids Erfolg ist in wenig Worte zu fassen; a) er zog nicht aus bis er wußte, daß Gott mit ihm zog. b) Gott erfüllte seine Verheißungen, indem David die Bedingungen erfüllte. c) David nahm seinen Vortheil wahr, und verfolgte den Feind bis an die Grenzen seines Landes. So soll jeder Christ lernen wie man mit Gott lebt, und im Kampf bestehen mag. Also war David König über Israel und regierte in seiner Stadt, welches ist Jerusalem, 40 Jahre lang. Der älteste Name dieser Stadt war Salem, d. i. Friede; ihre jebusitischen Bewohner nannten sie hernach Jebus, David erneuerte den alten Namen und hieß sie Jeru—salem, d. i. Wohnung des Friedens.

**Nutzenwendungen.** 1. Der Gottlose schafft seinen eigenen Untergang; dieses sehen wir an den Philistern. 2. Der Fromme hat Gott zum Trost und das soll ihn muthig und eifrig machen zum Guten, das lernen wir aus Davids Verhalten. 3. Gott liebt die Dankbarkeit seiner Gläubigen und verheißt ihnen darauf noch größere Hülfe. 4. Der Herr ist nahe allen denen, die nach ihm verlangen und die ihn recht suchen, werden seine Herrlichkeit sehen. 5. Großer Erfolg soll uns eher dankbar und demüthig als stolz und aufgeblasen machen, denn der Erfolg ist vom Herrn. 6. Die den Willen Gottes thun, werden nicht zu Schanden werden, denn der Herr kennt und beschützt die Seinigen. Lies Ps. 145, 8; Jes. 55, 6. Jac. 4, 8.

**Kleinkinderklasse.** 1. Die Geschichte Davids ist fast in allen Punkten so interessant, daß sie von selbst Anhaltspunkte genug bietet Lehre und Ermahnung zu erteilen. 2. Hier lernen wir besonders geeignet für die Kleinen: a) Daß David geduldig alle Leiden ertrug und wartete bis der Herr ihm zum Königreich verhalf. Ermahnung zur Geduld, Standhaftigkeit und Bescheidenheit. b) David fragte in allen Dingen den Herrn. Ermahnung zum Gebet und Vertrauen auf Gott. c) David verließ sich nicht auf Menschenkraft, sondern im Namen und in der Kraft Gottes kämpft und siegt er. Ermahnung zum festen Glauben und Wirken im Glauben. d) David schreibt alles Glück und allen Sieg dem Herrn zu.

Ermahnung zur Demuth und Warnung vor Selbstüberhebung.

**Fragen.** Wer wurde nach Saul König? Mit wem hatte David Krieg? Warum waren wohl die Philister besonders böse auf ihn? Wen fragte er um Rath wegen dem Krieg? Was lehrt uns das? Durch wessen Kraft siegte er? Was soll uns das lehren?

**Illustrationen.** Wir haben es auch als Christen mit Schaaren von Philistern—mit mächtigen geistlichen Feinden zu thun. Hier sollen wir nicht blindlings in den Kampf laufen, sondern wie David den Herrn fragen, und uns von ihm leiten lassen, und auf seine Kraft und Hülfe vertrauen.—Alle die großen, frommen Männer, wie die Apostel, die Reformatoren zc. haben es gemacht wie David: Fleißig und ernstlich gebetet, im Namen Gottes gekämpft und siegt. Gedankt auch an Moses, Josua, Jacob, Elias und Eliza zc. zc.

### Bandtafel.

E	in Mann nach Gottes Herzen	David	E	in Beschuetzer seines Volkes
E	in Gesalbter des Herrn		E	in Schrecken seiner Feinde

Und darin ein Vorbild auf Christum.

## Die Bundeslade wird nach Bion gebracht.

### 9. Lektion für Sonntag den 27. Februar 1876. 2. Sam. 6, 1—15.

**Grundgedanke.** Den Herrn soll man fürchten und ihm mit Freuden dienen. **Haupttext.** Ps. 132, 13.

**Zusammenhang der Geschichte.** Die Vorgänge dieser Lektion folgen unmittelbar auf die in der vorigen Lektion erzählten. Sobald David seine Feinde besiegt hatte, sucht er den wahren Gottesdienst wieder zu beleben und herzustellen und läßt vor allem die Bundeslade nach seiner Stadt holen.

**Concordanz, Lade Gottes.** (Bundeslade) war das größte Heiligthum Israels; in ihr lagen die Gesetzestafeln, gewissermaßen die Bundesacte zwischen Gott und dem Volk. Daher wurde auch der Deckel der Lade als der Ort der Gegenwart Gottes angesehen und auf ihn, den Gnadenstuhl, das Sühngerath sprengte der Hohepriester das Blut des Veröhnungsofers. Als das kräftigste Zeichen der Gegenwart Gottes wurde sie bisweilen mit ins Feld genommen, um dem Heer Sieg zu verschaffen, 1 Sam. 4, 4, und dabei einmal von den Philistern erbeutet. Seitdem wurde sie nicht wieder in die Stifthütte zurückgebracht, sondern blieb in einem Privathause zu Kirjath-Jearim, bis David sie nach Jerusalem führte, 2 Sam. 6, 3, wo sie nun in der neuen Stifthütte ihren Ort fand und darnach in dem Tempel aufgestellt wurde, 1 Kön. 8, 1, ff. vgl. 1 Chron. 14, 3. Wahrscheinlich ist die Bundeslade bei der Zerstörung des ersten Tempels mit verbrannt; im zweiten Tempel war das Allerheiligste leer, da die Gesetzestafeln nicht erneuert werden konnten, ein Behälter für dieselben also gegenstandslos gewesen wäre. Die Voltsage erklärte dies damit, daß die Bundeslade noch vorhanden, aber auf göttlichen Befehl verborgen sei, 2 Matt. 2, 4, ff., bis der Messias sie wieder ans Licht bringen würde.—**Cherubim** Nach 2 M. 25, 18—20; 37, 7—9; 1 Kön. 6, 23—28; 8, 6—7; 2. Chron. 3, 10—13, hatten sie die Gestalt von geflügelten Menschen; zwei standen im Allerheiligsten auf der Bundeslade mit ausgebreiteten Flügeln und mit zum Deckel der Bundeslade gesenktem Angesicht.—**Ahinadab.** Ein Levit und Vater Eleazars 1 Sam. 7, 1; 2 Sam. 6, 3; zu unterscheiden von A. dem Sohne Sais 1 Sam. 16, 8 und A. dem Sohne Sauls 1 Sam. 31, 2.—**Gibea,** eine Stadt im Stamme Juda, 1 Sam. 7, 1; zu unterscheiden von Gibea-Benjamin, 1 Sam. 14, 16, und der Stadt Gibea auf dem Gebirge Ephraim, Jos. 24, 33.—**Ufa und Ahio,** Söhne Ahinadabs, 2 Sam. 6, 3.—**Psalter,** ein mit Saiten bezogenes, musikalisches Instrument, ähnlich der Gittarre.—**Paule,** oder Handtrommel ist das Tamburin, ein mit einem Fell überzogener Reif, an dem klingende Metallscheiben befestigt waren.

Es wurde zur Begleitung des Gesangs vorzüglich von Frauen geschlagen.—**Cymbeln,** waren halbe eherner Kugeln, Becken, welche einen starken Laut von sich gaben; wurden bei der Musik des Gottesdienstes gebraucht, Ps. 150, 5.—**Perez Ufa.** Perez bedeutet Miß.—**Obed Edom,** meint des Rothern, oder Menschen Knecht. Ein Gathiter, 2 Sam. 6, 11. Ein Levit 1 Chron. 16, 18.—**Leibrock.** Ein von dichter Leinwand gemachter Rock, der unmittelbar auf dem Leibe anlag. Die Leviten hatten dergleichen bei ihren Verrichtungen an, 1. Sam. 2, 18.

**Praktische Erläuterung.** Nachdem David die Philister geschlagen hatte und als König bestätigt war, fing er an sich eine Residenzstadt zu erwählen, und es gesah ihm Jerusalem, das er dann auch den Jebusitern nahm. Der nächste Gedanke ging nach der Bundeslade des Herrn; von ihr wurde nichts mehr gesagt, seitdem sie nach Kirjath-Jearim gebracht wurde, 1 Sam. 7, 1, 2; ausgenommen einmal fragte Saul darnach, 1 Sam. 14, 18. Das, was in früheren Jahren Israels größte Herrlichkeit im Religionscultus war, lag nun schon viele Jahre in Vergessenheit. So wie die Bundeslade unbemerkt und lange Zeit im Dunkeln eines Hauses lag, so finden wir auch die Kirche eine lange Zeit in der Wüste. Off. 12, 14, und die Bibel in manchem Hause. In dieser Lektion haben wir Belehrung:

**I. Daß der Fromme nicht ohne Gottesdienst sein kann.** Es wurde schon lange nichts mehr öffentlich gesprochen vor dem Volk wegen der Lade, nun aber David durch Gottes Hülfe König ist, läßt ihm die Dankbarkeit nicht zu, das Volk ohne öffentlichen Gottesdienst zu lassen, d. h. wahren Gottesdienst. Im 2. Vers sehen wir, wie achtungsvoll er von der Lade redet, und wir lernen daraus: a) Nur ehrfurchtsvoll von Gott zu reden oder zu denken. Sein Name ist über alle Namen; „der Herr Jehaoth“, d. i. der Herr der Heerscharen, welches sich auf alle Creaturen bezieht im Himmel und auf Erden als seine Unterthanen, und doch hat er sich herabgelassen in Hütten zu wohnen, und sich seinem Volk zu erzeigen und zu offenbaren. Die Bundeslade ist ein Vorbild auf Christum. b) Seine Gnadenmittel und Verordnungen hoch zu halten. Das, was die Bundeslade den Israeliten war, sind uns die Gnadenmittel, nemlich ein Zeichen der Gegenwart Gottes, Matth. 28, 20, und das Mittel der Unterhaltung mit ihm, Ps. 27, 4. Christus ist unsere Bundeslade; in und durch ihn offenbart Gott seine Liebe zu uns, theilt uns seine



Gnade mit, und empfängt durch ihn unsern Dank und unser Lob.

**II. Die Cerimonien, mit welchen die Lade geholt wurde.** 1. David machte den Vorschlag, und sammelte aus dem Volke 30,000 der rüstigsten jungen Männer; aber auch die Aeltesten und das Volk waren willig, „denn es gefiel ihnen wohl.“ Dies 1 Chron. 13, 1—5. Es soll ein allgemeines Freudenfest sein, an dem alles Volk Theil haben mag, denn wenn Gott gnädig einkieft, soll Niemand trauern. 2. Die Freude, die es verursachte. Alle, die spielen konnten auf irgend einem Instrument, mußten spielen; selbst David griff wieder zur Harfe um mitzuspielen. Er hatte zu diesem Zweck eigens einen Psalm gedichtet, der gesungen und gespielt werden mußte, Ps. 68. So erboben sie die Lade, um dieselbe unter Jubelliedern und allerlei Spiel nach Jerusalem zu bringen, „denn sie spielten vor Gott her mit aller Macht.“ 1 Chron. 13, 8. Hieraus können wir lernen, daß die, welche Gott dienen, Freude haben, und daß der wahre Gottesdienst ein Vergnügen ist dem, der ihm recht dient. „Freuet euch in dem Herrn allewege und abermal sage ich, freuet euch.“

**III. Daß ein Irrthum gefährlich werden kann dem, der darein verfällt.** 1. Fragt wohl Einer: warum konnten sie ihr Vorhaben nicht ausführen? Das hängt alles von dem Wagen ab. Das war ein Irrthum, der üble Folgen hatte; das Gesez war deutlich, hatten sie es vergessen, oder mißachtet? Gott verordnete, daß die Lade von Priestern getragen werden soll, 4 B. M. 7, 9. Hieraus lernen wir, daß es eine verderbliche Meinung ist, man könne auch im Irrthum recht gehen, wenn man es nur gut meine. Daß die Priester sie auf einem Wagen führten, war keine Entschuldigung für sie, denn jene konnten nicht besser wissen. Der Gottlose mag Gott lästern in Frechheit, aber ein Frommer thut nur mit Gefahr des strafenden Zornes. Ich muß nur wundern wie David, ein so weiser Mann, und im Gesez so bewandert, in solchen Irrthum verfallen konnte. 2. Dieser Irrthum kostete einem Menschen sein Leben. Als das Wagenvieh neben den Weg rann, schien Gefahr vorhanden zu sein die Lade möchte herunterfallen; da rechte Ufa seine Hand aus sie zu halten und er starb plötzlich. Ufa war bloß ein Levite, diese hatten aber kein Recht die Lade zu berühren; wußte er dieses, dann war er strafwürdig für Ungehorsam. Wußte er es nicht, dann war er strafwürdig für seine Unwissenheit. Dachte er die Lade hätte fallen können, welches wahrscheinlich sein Gedanke war, dann ist es ein Irrthum von ihm gewesen, zu denken Gott könne sich nicht selbst helfen. Es sind zwei Gedanken zu beobachten: 1. Die Sünde scheint so gering. Ist aber nicht so! Dies 4 B. M. 4, 15. 2. Die Strafe erscheint so groß. Wieder nicht. Das Gesez war gegeben für die Uebertreter und mußte vollführt werden, wenn es in Kraft bleiben soll. Verne hieraus und bedenke es wohl: Wenn schon solche Strafe den trifft, der nur die Lade berührt, die den Bund enthält, wie viel größer wird die Strafe sein für den, der den Bund selbst bricht? Dies Ps. 50, 16; Heb. 10, 29.

**IV. Davids Gefühle bei diesem Vorfall.** 1. Er war betrübt, aber es scheint seine Betrübnis war nicht ganz rechter Art, denn seine Betrübnis und Gottes Ergrimmen werden in der Ursprache durch dasselbe Wort ausgedrückt. Aber: 2. Er fürchtete sich. Doch drückt er sich aus, als hätte Gott Vortheil gegen ihn gebraucht B. 9; oder daß er zu gering sei, als daß das Heiligthum bei ihm wohne und ließ sie deshalb in ein nahegelegenes Haus bringen. 3. Er feste ein Zeugnis auf für alle kommenden Zeiten und Geschlechter, denn siehe: er nannte die Stätte Perez-Ufa, d. i. Riß an Ufa. Obed-Edom hieß der Mann, der die Lade aufnahm. Er sah alles, was vorgegangen war und doch fürchtete er sich nicht sie anzunehmen. Er war unschuldig, und dem, der reines Herzens ist, erscheint Gott nie schrecklich. Dieser Mann wurde gesegnet für seine Gastfreundschaft; an einem solchen Gast ist nichts zu verlieren. Josephus sagt, vorher sei Obed-Edom ein armer Mann gewesen, nachher reich und wohlhaben. Daraus können wir lernen, daß Gott dienen und Frömmigkeit nie Schaben bringen; obwohler auch hienieden nicht immer Reichthum, so hat Gottseligkeit doch die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

**V. Der endliche Erfolg.** Es scheint David sah den Segen auf Obed-Edoms Hause und erkannte daraus: 1. Daß

Gott verfährt und nicht zornig sei. 2. Daß es eine Freude und Glück sein müsse die Lade in der Nähe zu haben. Er dichtete also einen neuen Psalm (den 132.) und machte ein neues Fest. Diesmal wurde die Lade getragen, nach B. 13 und 1. Chron. 15, 15., dann wurden auch Opfer gebracht wie sich ziemte, B. 13, und nun gelang es ihnen die Lade nach Zion zu bringen unter Jubel und Gesang. Mit etwas Nachsinnen ist leicht zu sehen, wie der 132. Psalm stellenweise gesungen worden sein mag von Edoms Haus bis Jerusalem.

**Nusantwendung.** 1. Der Gottesfürchtige liebt Gott und verehrt ihn öffentlich mit Wort und That. 2. Er macht Gebrauch von allen Gnadenmitteln, denn er weiß, sie sind vom Herrn gegeben zur Aufbaung des Herzens. 3. Allem, was zu Gottes Ehre abzwelt, stimmt er bei mit Hand und Herz, wie das Volk dem David that. 4. Er hat seine Freude und Lust an den schönen Gottesdiensten der Frommen. 5. Er hütet sich vor Irrthümern und Sünde, denn seine Lust ist am Wahren und seine Freude hat er an seiner Pflicht. 6. Er fürchtet auch die kleinste Sünde, denn sie ist ein Schritt zur Gröbern. 7. Er dient Gott von ganzem Herzen und trauet ihm immerdar. 8. Er ist gesegnet, vergnügt, zufrieden und herrlich in dem Gott seines Heils, der ihm hilft.

**Kleinkinderklasse.** 1. Diese Lektion enthält eine eigenthümliche Geschichte, welche sehr interessant ist, aber den Kleinen vorsichtig erzählt werden sollte. Man betrachte sie hier am besten als einen öffentlichen Gottesdienst.

2. Dabei ist bemerkenswerth: a) Das Verlangen Davids, die Bundeslade bei sich zu haben. Das war das Zeichen der Gegenwart Gottes. Anwendung: Jeder Christ hat ein Verlangen nach der Kirche, S. Schule, Gebetsversammlung zc., denn da will der Herr sich offenbaren. b) David holte die Bundeslade mit großer Freude: Im wahren Gottesdienst, im Hause Gottes, S. Schule kann man sich freuen — wahre, reine Freude. c) Die Unbedachtamkeit Ufa's zeigt, wie man beim Gottesdienst nicht leichtsinnig oder vorwitzig, sondern andächtig und von ganzem Herzen Gott dienen soll. Mache auf das üble Betragen mancher jungen Leute im Hause Gottes aufmerksam. d) Das Herbergen der Lade brachte dem Obed-Edom Segen. Der Gottesdienst — da wo Gott in der Kirche, im Hause, im Herzen wohnt — bringt immer Segen, und an Gottes Segen ist alles gelegen. Willst du Segen haben in allen Dingen, so diene Gott von ganzem Herzen.

**Fragen.** In wessen Hause war die Bundeslade? Was stellte dieselbe vor? Wohin wollten sie die Lade bringen? Warum war David so fröhlich? Wer fuhr sie? Was begegnete Ufa? Was lehrt uns das? Wo ließen sie dann die Lade? Was brachte sie Obed-Edom? Was zeigt uns das an?

**Illustrationen.** Wenn Kinder zu ihrem Vater kommen, und derselbe ihnen ein Freudenfest macht, sollten sie sich dann nicht freuen? So ist es, wenn Christen zum Gottesdienst zusammen kommen. Wenn aber dann eins oder das andere der Kinder unfreundlich und undankbar gegen den Vater wäre, ist das nicht strafbar? So ist auch der herzlose Gottesdienst, oder ungöttliche Eifer. — Gottesdienst bringt Segen: Ein Schuster hatte die Gewohnheit Sonntags zu arbeiten. Deshalb ermahnte ihn ein Prediger oft, er aber sagte, er müsse etwas verdienen, weil er arm sei. Der Prediger sagte darauf, er solle nur das Arbeiten am Tage des Herrn sein lassen und in die Kirche gehen, und wenn er dabei etwas verlöre, so wolle er es ihm ersetzen. Der Schuster nahm ihm beim Wort, fand aber im Gottesdienste solchen Segen, den er für alle Welt nicht mehr hergeben wollte. Auch äußerlich ruhte der Segen Gottes auf ihm. — Denke an Abraham, Jacob, Noah, Genoch zc., wie die wegen ihres Gottesdienstes gesegnet wurden.

Wandtafel.

Dienet	} dem	Herrn	mit	Freuden
Danket				Frohlocken
Lasset wohnen den				erzen
			im	Hause
				heiligen Tempel

## Ausgaben für Sonntagschulen.

Etwas zum Nachdenken für Eltern und Gemeinden.

**D**aß die Wichtigkeit und Bedeutung der Sonntagschule an vielen Orten und in vielen Gemeinden nicht gebührend anerkannt wird, zeigt auch die Thatsache, daß man dieselbe in vielen Fällen geradezu knauserig behandelt. Die Pflege und Unterstützung dieser Pflgerin der Herzen der Schüler stehen in gar keinem Verhältniß zu dem Aufwand, und den Unkosten, welche auf Ernährung und Bekleidung des Körpers und die Wochenschule, als Pflgerin des Kopfes, verwandt werden. Ist das weise — ist das recht? Sollte nicht die Pflege des Herzens über den Andern stehen, oder doch wenigstens mit denselben gleichberechtigt sein? Wir wohnten unlängst einer S. S. Convention bei, an welcher berichtet wurde, daß sich die jährlichen Unkosten einer gewissen Schule auf nahe zwei Dollars belaufen hätten. Natürlich: „Das Wetter kennt man am Wind!“ Die Schule ist auch darnach.

Ob wir aber die gehörige Unterstützung der Sonntagschulen anerkennen können, muß die so allgemein gewordene falsche Idee, als seien die Beiträge für die Sonntagschulen Geschenke, und als seien die Sonntagschulen selbst eine Art Luxusartikel zc., gründlich beseitigt werden. Dieselbe ist nicht nur grundfalsch, sondern hat sehr verderbliche Folgen. Nirgends ist eine liberale Unterstützung, vorausgesetzt, daß dieselbe geeignete Verwenbung findet, besser angewendet, als in der Sonntagschule. Bei der Heranbildung der Jugend können unsere Gaben von der nachhaltigsten Wirkung sein.

Als einst ein gewaltiger Sieger die von ihm eroberten Länder wieder durchzog, fand er überall mit seinem Namen geschmückte Denkmäler und colossale Marmorsäulen, welche von seinen gewaltigen Thaten zeugen und seinen Namen verherrlichen sollten. In einer Stadt jedoch fand er weder Säulen noch Inschriften. Statt dessen aber ging ihm der Bürgermeister der Stadt mit einer Anzahl Jünglingen entgegen, welche alle nach dem Eroberer genannt und im Geiste seiner Anschauungen und nach seinem Vorbilde erzogen und gebildet waren. „Dieses“, sagte der Bürgermeister, „ist nach unserer Ansicht das würdigste und wirksamste Denkmal, das wir dir hätten bereiten können.“ So ist es auch das schönste Denkmal für unseren großen König der Ehren, wenn wir unsere Jugend in seinem Geiste und nach seinem Wohlgefallen heranbilden, daß sie mit Recht seinen Namen — den schönen Namen „Christ“ tragen können. Und ist das, was wir dazu beitragen, etwa weggeworfen?

Es wird vielfach geklagt, daß die Unterhaltung der Sonntagschule während des Jahres so viel koste. Laßt uns einmal sehen in wie weit diese Klage Berechtigung hat. Sage eine Schule von einhundert Schülern braucht jährlich für Heizung und Einrichtung des Schulzimmers, Karten, Decorationen zc. hundert Dollars. Für natürliche Blumen, Musik und andere gelegentliche Ausgaben weitere fünfzig Dollars. Einhundert „Kinderfreunde“ (wöchentliche Ausgabe) \$48. Einhundert Lectionsbücher \$5. Fünfundzwanzig Exemplare „Lämmerweide“ \$3.75. Für Vermehrung der Bibliothek und Anschaffung sonstiger Schulbücher \$100. Diese Ausgaben, welche viel höher berechnet sind als bei weitem die meisten Schulen sie machen, würden sich in Summa auf \$306.75 das Jahr belaufen. „Eine ungeheure Summe!“ höre ich sagen. „Und dies bloß für die Sonntagschule.“ Ja wohl,

bloß für die Sonntagschule. Da sitzt der Hase im Pfeffer. Weil man die Sonntagschule als eine Art Nebensache betrachtet, welche durchaus keine Ansprüche machen, — welche viel Gutes wirken, aber wenig Geld und Mühe kosten darf, deshalb heißt's: Bloß für die Sonntagschule. Obige Summe brächte einen Kostenbetrag von etwas über drei Dollars auf den Schüler. Welche Kleinigkeit für eine so edle, nützliche Sache. Wenn du jährlich vielleicht \$10 Schulssteuer bezahlst; wenn dich dein Kind \$100 an Nahrung, \$50 an Kleidung und \$50 an gelegentlichen Ausgaben zu Vergnügungen, Spielsachen, Weihnachtsbescherungen zc. kostet, so beträgst mehr als \$200 das Jahr; aber für die S. Schule nur drei Dollars. Ja, denken Viele, das ist eine andere Sache. Freilich, eine ganz andere Sache, nemlich die Sache, daß man das Wichtigste am wenigsten achtet.

Warum sollte man nicht mit mehr Vergnügen, anstatt mit Mismuth, sein Geld für gute Jugendschriften, und was sonst die Schule hauen und fördern kann, ausgeben, als dem Kleiderhändler für Röcke und Hosen, dem Schuster für Schuhe, dem Bäcker für Brod und dem Metzger für Fleisch? Jenes nährt vielleicht die unsterbliche Seele für die Ewigkeit, dieses hingegen nur den Körper für dieses Leben. „Aber Nahrung und Kleidung müssen die Kinder doch haben,“ sagt man. Müssen sie nicht auch die Nahrung für ihre Seele haben? Wir bitten den Leser ernstlich, bei der Beantwortung dieser Frage an die Ewigkeit zu denken.

Aber Blumen, Decorationen und sonstige Verzierungen wären doch überflüssig, meint man. Es kommt alles auf die Meinung an, und — auf die Folgen. Wir haben's schon erlebt, daß Leute vielleicht hunderte von Dollars für die Verzierung ihres Wohnhauses ausgaben, konnten es aber mit ansehen, daß man ihre Kinder in der Sonntagschule in ein enges dumpfes Gemach hineinsteckte, wie man die Kaninchen in ihre Behausung treibt. Oder nein — sie konnten es nicht mit ansehen, sie suchten nicht die Gelegenheit, sie kamen selbst nie in die Sonntagschule. Die Folgen davon sind dann natürlich, daß die Schüler mit Gewalt hingetrieben werden müssen; mit Gewalt muß man sie in der Schule einigermassen kontrolliren, nur hinauszulassen braucht man sie nicht mit Gewalt. Ja, wenn sie einmal einigermassen herangewachsen sind braucht man sie gar nicht mehr hinaus zu lassen, denn sie kommen nicht mehr hinein. Da kommt es dann oft vor, wie es die Erfahrung lehrt, daß vielleicht der Vater, welcher früher immer über Verschwendung in der S. Schule geknurrte hat; der über jede Verbesserung und Verschönerung Ach und Weh schrie und vor den Ohren seiner Kinder die Sonntagschule mit ihren Lehrern und Einrichtungen täglich ablangelte, später mit Geld die verbotenen Pfade, welche seine Kinder gehen, zudeckt, ihre gemachte Schulben und noch Schlimmeres vielleicht, bezahlen muß. Hätte er wenigstens einen Theil desselben zu geeigneter Zeit der S. Schule mit Freuden im Namen Gottes zur Verfügung gestellt, so hätte er das Uebrige sparen können, und — seinen Gram und sein großes Herzeleid obendrein.

Lasset uns mit ernstlichem Gebet und unparteiischer Prüfung diese Dinge erwägen und beherzigen. Es ist unsere aufrichtige Meinung, daß in diesen Punkten die Sonntagschule oft nicht nur stiefmütterlich behandelt, sondern geradezu mißhandelt



wird, und daß man sich an der Jugend auf diese Weise sehr versündigt.

Es gibt in dieser Richtung Gottlob! auch erfreuliche Annahmen. Wir wissen solcher viele in unserer Kirche, und es

wäre gewiß recht heilsam für Andere, wenn diese öfters Berichte von ihrer finanziellen Verwaltung veröffentlichen würden. Einige haben uns dies schon einmal versprochen. Wir bitten inständig darum. W. S.

## Jüdisches Volksleben zur Zeit Jesu.

Von B. Pic.

### I. In Palästina vor 1800 Jahren.

„Willst den Dichter du verstehen,  
Mußt in Dichters Lande gehen.“



ieses Wort des deutschen Dichters findet seine Anwendung auf alle Verhältnisse. Nichts ist so thöricht und verfehlt, als das, vergangene Jahrhunderte mit seinen Leuten und Sitten nach unserm Maßstab zu beurtheilen.

Aber gerade hierin wird am meisten gefehlt, daher denn so viele Dinge, die so weit hinter uns liegen, uns als lächerlich und dumm erscheinen, wobei wir nur gewöhnlich vergessen, daß unsere Nachkommen uns mit eben demselben Maße messen werden, mit dem wir unsere Vordrorden gemessen haben. Auch auf religiösem Gebiet macht sich dieser Fehler geltend, daher denn auch manche Dinge so fremd, ja kindisch erscheinen, die dem modernen Zeiteischnack nicht mehr zuzurechnen und als etwas Veraltetes in die Rumpfkammer alter Maritäten gehört. In diese Rumpfkammer gehört dann auch bei sehr Vielen die Bibel, die ja ganz besonders die abgeschmacktesten Dinge erzählt. Diese Sprache unseres Zeiteischnack ist jedoch eine ungerechte und macht dem Bildungsgrade wenig Ehre. Die Bibel oder der Inhalt derselben, das Christenthum, kann nur dann recht beurtheilt werden, wenn wir Land und Leute kennen lernen, unter denen es entstanden. Die Gegenwart redet für sich, die Vergangenheit wollen wir uns zu vergegenwärtigen suchen.

Als unser Heiland den Boden Palästinas betrat, hatte das Land schon mancherlei Veränderungen erfahren. Die alte Eintheilung nach Stämmen hatte aufgehört, und die beiden Reiche Juda und Israel bestanden nicht mehr. Unter Esra und Nehemia war ein nur verhältnismäßig kleiner Theil aus der Gefangenschaft nach Palästina zurückgeführt, und die Einwohner des Landes bestanden theils aus denjenigen Angehörigen der Reiche Juda und Israel, welche nicht ins Exil abgeführt worden waren, theils aus solchen zurückgeführten Exulanten, die dem Stamme Juda und Benjamin angehörten. Die zehn Stämme des Reiches Israel waren so gut wie ausnahmslos im Exil geblieben, und noch zur Zeit des Rabbi Akiba (d. h. nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 n. Chr.) stritt man darüber, ob ihre Rückkehr überhaupt noch zu erwarten sei.

Ehe Christus geboren war, wurde Palästina von Herodes dem Großen regiert, der, wie er gelebt, so auch starb. Blutig wie der Anfang, war auch das Ende seiner Regierung, und selbst in den besseren Tagen war er ein Despot und im Ganzen, bei allem Glanze seiner Regierung „doch nur ein gemeiner Mensch“. Als Herodes im Jahre 4 v. Chr. gestorben war, wurde eine neue Eintheilung des Landes vorgenommen. Durch das letzte Testament (er hatte nemlich kurz vor seinem Tode sein Testament geändert) des Herodes war Archelaus zum Nachfolger im Königthum ernannt worden; Herodes Antipas (derselbe der in den Evangelien vorkommt), war zum Tetrarchen (d. h. Viersürst) von Galiläa

und Peräa, und Philippus zum Tetrarchen von Gaulonitis, Trachonitis, Batanäa und Pamiäs ernannt worden. Kaum war Herodes todt, so war es die erste Sorge des Archelaus, vom Kaiser die Bestätigung der väterlichen Anordnung zu erwirken, und zu diesem Befusse gedachte er sich nach Rom zu begeben. Aber ehe er dorthin abgehen konnte, hatte er einen Aufstand in Jerusalem zu dämpfen. Nachdem ihm dies gelungen war, eilte er nach Rom. Kaum war er fort, so machte sich auch Antipas auf den Weg nach Rom, um ebenfalls seine Ansprüche geltend zu machen. Er hatte durch das letzte (dritte) Testament des Herodes nur Galiläa und Peräa erhalten, während er im früheren (zweiten) als eigentlicher Thronfolger eingesetzt gewesen war. Daher wollte er nun dem Kaiser vorstellen, daß eigentlich ihm, nicht dem Archelaus das Königthum gebühre. Gleichzeitig mit Archelaus und Antipas waren auch viele Angehörige des Herodianischen Hauses in Rom anwesend, und diese traten nun ebenfalls gegen Archelaus auf und wünschten am liebsten, daß Palästina unter unmittelbar römische Verwaltung komme; oder wenn dies nicht geschehe, wollten sie jedenfalls den Antipas lieber als den Archelaus.

So agitirten die Söhne des Herodes in Rom gegen einander. Jeder hatte seine eigene Partei in Rom, die durch ihre Intriguen den Kaiser für sich zu gewinnen suchten. Als der Kaiser Augustus beide Parteien vernommen hatte, neigte er sich mehr auf die Seite des Archelaus, jedoch wollte er die Sache noch nicht entscheiden, und entließ sie, ohne ein entgeltliches Urtheil gefällt zu haben.

Ehe aber in Rom die Frage wegen der Thronfolge entschieden wurde, brachen in Judäa neue Unruhen aus, die von dem römischen Feldherrn Varus nur mit der größten Kraftanstrengung unterdrückt wurden. Während dies in Judäa vorging, harrten in Rom Archelaus und Antipas noch der Entscheidung des Kaisers. Ehe diese erfolgte, erschien vor dem Kaiser auch noch eine Gesandtschaft des Volkes aus Judäa, welche verlangte, daß keiner der Herodianer zum Kaiser eingesetzt werde, sondern daß ihnen gestattet werde, nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Die Juden zählten ein langes Register auf von Schandthaten, welche Herodes sich erlaubt hatte, und suchten dadurch ihre Forderung zu begründen, daß überhaupt kein Herodianer mehr in Palästina zur Herrschaft gelange, sondern daß ihnen gestattet werde, unter römischer Oberherrschaft nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Unter diesen Umständen wurde der Kaiser zur Entscheidung gedrängt. Durch dieselbe wurde das Testament des Herodes in allen wesentlichen Punkten bestätigt. Archelaus erhielt das ihm zugebachte Gebiet: Judäa, Samaria, Idumäa; nur die Städte Gaza, Gadara und Hippos wurden davon abgetrennt und zur Provinz Syrien geschlagen, und statt des Königtums erhielt er den Titel: Ethnarch (d. h. Statthalter). Antipas erhielt Galiläa und Peräa mit dem Titel Tetrarch (d. h. Viersürst). Philippus ebenfalls als Tetrarch die Landschaften

Batanäa, Trachonitis und Auranitis. Archelaus bezog aus seinen Ländern ein Einkommen von 600 Talenten oder \$1,200,000; Antipas 200 Talente oder \$400,000 und Philippus 100 oder \$200,000.

Wohl hatte Augustus dem Archelaus auch das Königthum versprochen, allein seine Regierung dauerte nicht lange. Klagen über Klagen liefen gegen ihn ein; er wurde abgesetzt und Judäa zu Syrien geschlagen.

Das war der Zustand Palästinas in der Zeit des Herrn Jesu. In politischer Hinsicht bestand es aus Judäa und Samaria, unter römischen Procuratoren oder Verwaltern; Galiläa und Peräa (auf der andern Seite des Jordans) gehörten Herodes Antipas, dem Mörder des Täufers, — „demselben Fuchs“, voller List und Grausamkeit, dem der Herr, als er von Pilatus ihm zugesandt war, keine Antwort gab. Batanäa, Trachonitis und Auranitis standen unter dem Regimente des Philippus; diese letztern Landstriche lagen im Nord-Osten und eine ihrer Hauptstädte war Cäsarea Philippi (so genannt nach dem römischen Kaiser und Philippus), wo Petrus sein Bekenntniß von dem Felsen ablegte (Matth. 16, 16.; Marc. 8, 29.). Dieses Philippus Weib war es, welche Herodes Antipas verführte, und um derentwillen Johannes enthauptet wurde (Matth. 14, 3. ff.; Marc. 6, 17.; Luc. 3, 19.). Allein diese Verbindung mit Herodias brachte Antipas

wenig Segen. Unruhen mit dem benachbarten Könige Aretas entstanden; Antipas verlor zuletzt sein Reich und wurde lebenslänglich verbannt.

Das war die politische Einteilung Palästinas. Gewöhnlich vertheilte es sich in Galiläa, Samaria, Judäa und Peräa. Wir brauchen kaum darauf hinzuweisen, daß die Juden Samaria nicht zum gelobten Lande rechneten, sondern als einen Streifen heidnischen Landes betrachteten, der sich zwischen Galiläa und Judäa hinzog. Aus den Evangelien wissen wir ja, daß die Samariter nicht bloß als Heiden und Fremde angesehen wurden (Matth. 10, 5.; Joh. 4, 9. 10.), sondern daß schon der Name „Samariter“ ein Schimpfwort war (Joh. 8, 48.). „Zwei Völker hasset meine Seele, und das dritte ist kein Volk: die Bewohner des Berges Seir, die Philister und das thörichte Volk, das in Sichem wohnet“ (Sirach 50, 25. 26.), in diesen Worten des Siraciden würde jeder fromme und nicht-fromme Israelit zu allen Zeiten seine eigene Gesinnung wiedergefunden haben.

Dieses schien uns nothwendig, um dem Leser zu ermöglichen uns in dem zu folgen, was wir als „sogenannte Reisekizzen aus Palästina zur Zeit des Herodes und seiner Nachfolger“ bezeichnen möchten. Wir denken uns die Leser als die Empfänger dieser Skizzen, und wollen ihnen alles das vorführen, was wir in damaliger Zeit in Palästina gesehen und gehört haben.

## Leitung der Sonntagschule.

(Berichtet für das Ev. Magazin.)



Welches sind die besten Regeln, wonach ein Superintendent die S. Schule leiten sollte?

In der November-Versammlung des „Deutschen S. Schül.-Lehrer Vereins von St. Louis“ wurde die obige Frage sehr trefflich von dem Vorsitz der Versammlung, dem Bruder Fried. Blanke, besprochen.

Genau um die fest gesetzte Zeit sollte der Superintendent die Sonntagschule eröffnen. Um Lehrer und Schüler dahin zu bringen, pünktlich da zu sein, sei eine Karte zu empfehlen, die auf der einen Seite die Worte enthalte: „In Zeit!“ und auf der andern: „Zu spät!“ Schüler und Lehrer würden sich dann bemühen, ja nicht zu spät zu kommen.

Zu Anfang solle er einen lebhaften, freudigen Gesang singen lassen. Dann sollte gebetet werden. In wenigen Worten solle man den Kindern sagen, daß man jetzt beten wolle. Die Kinder sollten die Hände falten. Das Gebet müsse kräftig und nicht zu lang sein. Dann könne man nochmals singen und sodann zu der Section übergehen. Die leeren Klassen seien gleich mit Lehrern zu versehen. Gleich solle er seinen Mann kennen, den er der Klasse als Lehrer geben wolle. Jetzt komme die Arbeit. Auge und Ohr solle er offen haben, damit kein Schüler, kein Lehrer ihm entgehe, und somit Jeder thue, was er solle. Er soll sehen, daß alle Lehrer ihre halbe Stunde zur Erklärung der Section anhalten. Zu laut redende Lehrer soll er davon benachrichtigen. In wenigen Worten soll er alle seine Anordnungen treffen. Der Blick soll Allen schon gen, was er will. — Jetzt kann Gesang und Gebet folgen.

Seine Erklärung oder Bemerkungen über die Section soll in kurzen Worten gegeben werden und die Zeit von 10 Minuten nicht überschreiten. Bleibt noch Zeit übrig, so kann

ein Lehrer noch eine passende Geschichte erzählen, jedoch nicht länger als 5 Minuten damit zubringen. Da Schüler und Lehrer sein werden, was der Superintendent ist, solle man den tüchtigsten und befähigtesten Mann zum Superintendenten erwählen. Auch solle der Superintendent nicht zu viel schwätzen, woran der Redner folgende Geschichte knüpfte:

Wie eine Sonntagschule vom Tode gerettet wurde.

Dr. Dobbs zeigt in einem Artikel im „National Baptist“ wie eine Sonntagschule von einem Uebel befreit wurde. Er besuchte eine blühende Schule, welche pünktlich und ohne einen vernehmbar Laut eröffnet wurde. Das Lied wurde an die Wandtafel geschrieben und gesungen. Ein vorher dazu bestimmter Lehrer leitete im Gebet, worauf ein anderes Lied gesungen wurde, nachdem es auf eben dieselbe Weise angegeben worden war. Dann ging man ohne ein Wort zu sagen, zu den Sectionen über. Am Schlusse brachte eine leichte Berührung der Glocke die Schule zur Ordnung. Der Doktor drückte seine Verwunderung einem Lehrer gegenüber über die Ruhe und Emsigkeit aus, welche in der ganzen Schule kund gegeben wurde, und fragte, wie diese merkwürdige Stille und Ernsthaftigkeit zu Stande gekommen sei. Er wurde zum Superintendenten geführt und ersucht, diese Frage an denselben zu richten.

Er fing an zu sagen, daß er noch nie das Gleiche gesehen hätte, worauf der Superintendent den Kopf schüttelte, eine kleine Tafel aufhob und zu des Besuchenden größter Verwunderung darauf schrieb: „Ich bin ein Taubstummer.“ Dr. Dobbs, sich zu seinem Freunde wendend, bat um Aufschluß: „Wir sind durch frühere Superintendenten zu Tode geschwächt worden,“ sagte er. „Es schien unmöglich zu sein für einen Mann mit gewöhnlichen Fähigkeiten, solche Fehler zu



vermeiden, daher wählten wir einen Stummen, welcher durch und durch ein Christ ist.“ —

Die Moral, welche in diesem Vorfall enthalten ist, ist für Jeden leicht ersichtlich; es ist daher nicht nöthig, eine Anwen-

bung zu machen. Doch aber möchte es gut sein, wenn jeder Leser, besonders aber jeder Superintendent, dieselbe beherzigen würde.

Ihr

a. d. G.

## Nachklänge von Chautauqua.

Von Andr. Knobel.

Auszüge aus Reden hervorragender Sonntagsschul-Arbeiter.

### I.

Kirchliche Erziehung und Arbeit in der Sonntagsschule, von J. Bennet Tyler von Philadelphia.

Wir alle haben unsere Ideen; manche sind weise und gut, andre aber thöricht. Alle noch erreichten Resultate entsprangen gewissen Ideen. Können wir die rechte Idee von der Sonntagsschule fassen und sie fest halten, so wird das Resultat eine Muster-Sonntagsschule sein. Die Bedeutung dieser Anstalt, die mit ihrem Einflusse die Jugend und das Alter unseres Landes berührt, können wir nicht überschätzen. Als eine religiöse Schule ist sie der Kirche von großem Nutzen — ihre beste Erziehungs-Anstalt. Die Frage ist, wie wir dieselbe immer nützlicher machen können. Ein höherer Grad von Bildung für ihre Arbeit ist auf Seiten der Beamten und Lehrer erforderlich.

Von Seiten der Lehrer muß stets der bestimmte Zweck dieser Anstalt im Auge behalten werden. Der Vorbereitung für den Unterricht dürfen nicht bloß etliche flüchtige Minuten, sondern genügende Zeit und großer Fleiß gewidmet werden. Ein Lehrer muß genau mit der Bibel bekannt sein. Ihre Geschichte, Thaten, Lehren und Verheißungen müssen sorgfältig studirt und verstanden werden. Lehrer müssen mehr Hingabe und Liebe zu den Kindern haben. Welche Erkenntniß der besten Methoden zu lehren ist nöthig. Der Lehrer sollte einen Schatz von Illustrationen besitzen, und sie wohl verwenden können. Er sollte verstehen Fragen durch Fragen hervorzu- bringen und schwer faßliche Stellen zu erklären.

Die Kirche muß die Sonntagsschule mehr unter ihre direkte Aufsicht nehmen. Die Schule sollte das Jugend-Departement der Kirche sein. Der Prediger sollte ebensowohl der Seelsorger der Kammer der Heerde sein. Die Kirche sollte die nöthigen Mittel zur Bildung der Lehrer ihrer Kinder stellen. Lehrerversammlungen und Lehrer-Erziehungsklassen sind geeignet den Lehrer zu einem fähigern Arbeiter im Weinberge des Herrn zu machen.

Sonntagsschul-Arbeiter sollten suchen in den Herzen der Kinder eine wahre Liebe zur Kirche zu bilden; die Kinder in den besonderen kirchlichen Lehren unterrichten; sie mit dem Werk der Kirche bekannt machen, und sie durch Lehre und Beispiel zur Theilnahme und Mithilfe aufmuntern. Schüler solcher Lehrer werden frühe in die Gemeinschaft des Herrn und der Kirche eingeführt werden. Die Schüler von Heute werden die Stellen ihrer Lehrer einnehmen, diese Thatsache muß berücksichtigt werden. Eine Kirche, die ihre Jugend vernachlässigt, wird leer werden, ja verdient nicht zu existiren.

Wenn es der Sonntagsschule gelingt die Gemüther der Jugend mit der Wahrheit des Christenthums zu erfüllen, haben wir nichts von dem modernen Un- und Halbglaben zu fürchten. Die Bibel, wenn verstanden, ist ihr eigener Bertheiliger.

### II.

Die ganze Gemeinde in der Sonntagsschule von Rev. S. M. Parsons, von Boston.

Die ursprüngliche Kirche bildete nicht bloß eine Gemeinde; sie war eine Schule, und ihre Glieder Schüler oder Berner. Während die übrige Welt die Kinder vernachlässigte, sorgte sie für dieselben; und dies ist noch eine der Haupt-Aufgaben der Kirche in der Welt. Es wurde gesagt: „Die Kinder recht, Alles recht;“ aber die Kinder können schwerlich recht gehalten werden, bis sie mit besserem Einfluß der Aelteren umgeben sind. Guter religiöser Einfluß der Erwachsenen ist in der Sonntagsschule sehr nöthig. Die Alten und die erwachsene Jugend sollten mit den Kindern die Klassen der Sonntagsschule füllen; so daß die ganze Kirche eine Gemeinde bibelliebender Bibelforscher würde. Ehe Alt und Jung zusammen in der Kirche in eine Schule vereinigt sind, ist die Kirche unvollkommen, und wird an dem Schaden dieses Mißverhältnisses leiden.

Die Idee unter der erwachsenen Jugend, der Sonntagsschule entwachsen zu sein, würde verschwinden, wenn sie ihre Eltern, ja die ganze Kirche, thätig in dem herrlichen Werke begriffen sehen. Ein Resultat davon würde die Verstärkung und Vermehrung unserer Lehrkräfte sein; und durch ein gründlicheres Bekanntwerden mit der Bibel, ein höherer Grad der Erkenntniß der Lehrer bedingen. Dies Bedürfniß würde das brach liegende Talent in der Gemeinde mehr wecken und die Kirche zur Thätigkeit anspornen. Jeder hätte dann etwas zu thun. Ein ferneres Resultat wäre eine Vermehrung des geistlichen Lebens in der Gemeinde. Ein näherer Umgang mit Gottes Wort und eine größere Thätigkeit müßten die Herzen mehr mit Wärme und Geist erfüllen. Herr Parsons illustrierte dann seine ausgesprochenen Ideen mit der Erfahrung in seiner Gemeinde.

### III.

Temperenz-Rede von Fräulein F. C. Willard von Evanston, Ills.

Sie verweilte zuvörderst bei den schrecklichen Folgen und der Ausdehnung dieses Lasters der Trunkenheit. An allen Straßen entlang finden sich die Saloons, die auf alle mögliche Weise suchen die Jugend, und die Unerfahrenen und Leute ohne christliche Prinzipien anzuziehen. Der Saloonhalter versteht sein Geschäft, und betreibt es mit dem Eifer eines Mannes der entschlossen ist Geld zu machen, ob er auch Tod und Jammer auf seinem Wege austreut. Der Saloon ist ein großer Lehrer — ebenso mächtig in seiner Art als die Kirche oder die Schule. Seine Lehren führen zum Tode; ob zwar diese Folgen im Anfang verhüllt sind, ja oft nicht erkannt werden, bis es zu spät ist.

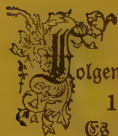
Geld, politischer Einfluß und Macht stehen im Dienste des

Handels mit geistigen Getränken. Gegen solch' einen Feind haben die Freunde der Mäßigkeitsache zu kämpfen. Und hier gibt es keinen neutralen Boden für uns. Fräulein Willard hob hierauf besonders die Arbeit und Bedeutung der Frauen-Temperanz-Gesellschaft, die sie vertrat, in diesem Kampfe hervor. Sie betonte die Nothwendigkeit Jugend-Enthaltungsamts-

Gesellschaften in den Sonntagschulen zu bilden. Die Schulen haben die Knaben bloß eine Stunde in der Woche, während sie die übrige Zeit der Woche dem bösen Einflusse aller Versuchungen ausgesetzt sind. Die Enthaltungsamtsache muß deshalb in den Schulen gründlich betrieben werden, wenn etwas bleibendes bezweckt werden soll.

## Gute Eigenschaften einer Sonntagschulanrede.

Von C. R. Koch.



Folgendes dürfte deren etliche beleuchten:

1. Muß sie (die Anrede) Liebe athmen. Es wird nicht nur nichts nützen, sondern sich sogar schädlich erweisen, anders als in Liebe zu einer Sonntagschule zu reden. Man erwartet liebevolle Behandlung und Einer, der keine Liebe im Herzen hat, kann sich die Mühe sparen, es der Schule kund zu thun, denn diese ist wohl fähig, es ihm zu sagen, sollte er es selbst nicht wissen und einem Aufmerksamsten ist es bald klar, es wäre besser, der Redner schwiege. Erfüllt aber die Liebe sein Herz, so theilt sich diese mehr oder minder der Schule zum Segen mit, und die Schüler lernen ihn, sein Reden und die Schule lieben. Ein Verstoß dagegen darf unter keinem Vorwand entschuldigt werden, selbst verdiente Strafen müssen in Liebe ertheilt werden. Eine Kränkung ist bald verurtheilt aber langsam gehoben, und kann einer Seele ewiges Verderben nach sich ziehen. Eine Wunde ist bald geschlagen, blutet und eitert aber oft gar lange. Die Liebe verhütet das alles und erfreut manches Herz. „Gute Rede sei allezeit lieblich.“ (Col. 4, 6.)

2. Sie muß sich durch Freundlichkeit auszeichnen. Es wird sich dieses wohl nicht von der Liebe trennen lassen, doch bei der Möglichkeit muß die Freundlichkeit der Liebe beigelegt werden. Die Stimmung der ganzen Schule, und wie diese den Saal verläßt, hängt im großen Maß von der Laune des Anredenden ab. Man sei durch sein ganzes Leben nie anders als freundlich, dann erst wird die nöthige, ganz angelegte, Freundlichkeit, ohne welche man nie vor eine Sonntagschule treten sollte, eine Anrede am günstigsten zieren. Unfreundlichkeit schreckt Kinder leicht ab; Freundlichkeit kann sie für Gott und die Kirche gewinnen. „Ein freundlich Wort erfreut“ (Sprw. 12, 25.). „Ein Knecht des Herrn soll freundlich sein gegen Jedermann“ (2. Tim. 2, 24.). Dieses schließt die Sonntagschüler nicht aus.

3. Sie muß angenehm, natürlich, frei von Verstellerei sein. Nicht so höflich, steif, so schulgerecht, mit versteckter Miene und Stimme. Ohne angenehmes, möglichst elegantes Erscheinen sollte kein Redner zufrieden sein. Hier einzunehmen: „Ich muß eben auftreten wie ich bin, und arbeiten mit dem, das ich habe,“ und sich damit begnügen lassen, ist abgeschmackt und läßt vermuthen, der Redner hält sich für bildungsunfähig. Schwerfälliges Umherschreiten, auf den Boden speien und dergleichen mehr, sind, das Beste gesagt: unangenehm, ekelhaft, und rauben Respect. Nachdem alles dieses und manches mehr abgestreift ist, kann das eigentliche Ideal erst erscheinen. Dieses verschafft den Schülern Geschmack und Lust für die Sonntagschule.

4. Muß sie interessant und munter sein. Bei Personen vorgerückten Alters und entwickeltem Verstande ist es nicht aus dem Weg, ja gehört zu unserer Aufgabe, sie auf

das Hungrigwerden nach dem Wort Gottes und auf das prüfende Anhören desselben hinzuweisen; bei Kindern wird man hier wenig ausrichten. Bei ihnen muß unbedingt das Interesse der Anrede die Aufmerksamkeit sichern. Dieses sei nun leicht oder schwer, nichts daranelegen, das muß der Punkt des Anstrebens sein. Dahin arbeite, daran denke und studire man mit Fleiß. Ferner ist nicht die Jugend wie das Alter in einer ernstern, vielleicht auch trüben Daseinsweise und wir wollen, sollen und können es ihr auch nicht anpassen und somit dürfen wir ihre Vorliebe zur Heiterkeit ihnen nicht verargen. Da die Sonntagschulanrede den Kindern gilt, so soll sie auch ihnen und nicht den Alten passen. Weiteres Benehmen ist daher hoch zu empfehlen. Man hüte sich aber vor Leichtsinne. Wohlgeählte Illustrationen und Erzählungen, sonderlich von Jesu, sind vortrefflich. Von Jesu hören die Kinder gerne und nie zuviel.

5. Muß sie belehrend sein. In der Regel darf wohl die Jugend als lernbegierig betrachtet werden. Wo dieses nicht der Fall ist, da muß das Mangelnde durch Belehrung gewirkt werden. Hier ist Arbeit zu schaffen. Es darf kein leeres Stroh gebroschen werden. Der Kinder Gedanken müssen beschäftigt und neue geweckt werden. Der Verstand muß entwickelt und die Fassungskraft vermehrt und geschärft werden. Neues Licht muß aufgehen; der eine Gegenstand muß in seiner Schönheit, der andere in seiner Häßlichkeit beleuchtet werden. Kinder bedürfen der Lehre, sonderlich in der Religion. Nichts ist der Belehrung fähiger als sie; selten, wenn je, haben wir bessere Gelegenheit dazu, als in der Sonntagschule. „Halte an mit Lehren bis ich komme“ (1. Tim. 4, 13.). „Weide meine Lämmer“ (Joh. 21, 15.).

6. Muß sie faßlich, klar und die Lehren müssen durchaus richtig sein. Lämmern das Futter zu hoch hinzustellen oder stecken, bekundet Unkenntniß oder Geiz. Oder soll es Stolz sein? der ist sicher verwerflich. Wir müssen der Kinder Fassungskraft zu messen wissen und demgemäß zu ihnen reden. Die Belehrungen müssen klar sein. Eine Lehre muß von der andern gebührend getrennt, so auch Wahrheit und Irrthum müssen genau unterschieden sein, so daß Kinder, ohne Selbstmiß, deutlich den Unterschied sehen, begreifen und behalten können. Ferner, und merke wohl, müssen die Lehren durchaus biblisch richtig sein, denn sie sollen in empfängliche Herzen und können oft nicht wieder entwirrt werden. O Gott, gib uns Licht weislich zu handeln, denn unsere Lehren ziehen ewige Folgen nach sich.

7. Ein gewichtvoller Ernst, der in aller Liebe und Sanftmuth eine unbiegsame Festigkeit zeigt, durchwebe die ganze Rede, selbst die Heiterkeit. Unser Verhalten darf bei den Kindern den Gedanken: „Macht nichts aus,“ im entferntesten nicht rechtfertigen. Sie müssen wissen, daß wir im Klaren sind und daß



wir meinen, was wir sagen, und daß wir unser Jawort nicht geben können zu dem selbst möglichst kleinsten Vergehen gegen unsere Lehren, die Bibel. Alles aber sanft, in ungekünstelter Liebe und Freundlichkeit.

8. Muß sie auch ein Ende haben. Sie (die Anrede) darf nur kurz sein. Man bringe das Beste, z. B. Jesum \*) zuletzt, so daß die Kinder nicht ermüdet, sondern nach mehr verlangend entlassen werden.

## Nicht nur die Section, sondern auch den Schüler.

**N**iel Fleiß und Arbeit verwendet mancher Lehrer auf seine Section, und wundert sich oft darüber, daß er nicht mehr Erfolg hat. Er liest den Sectionsabschnitt und dessen Zusammenhang sorgfältig, nimmt alle seine Hülfsmittel zur Hand, studirt die Geographie, Topographie und Gebräuche des Landes, in welchem sich die Thatfachen in der Section ereigneten. Er versteht sich mit einer Anzahl trefflicher Illustrationen aus den „Goldhörnern“ oder ähnlichen Werken und glaubt sich vollständig ausgerüstet für den bevorstehenden Unterricht. Aber dennoch gelingt es ihm nicht die Aufmerksamkeit seiner Klasse zu fesseln. Der eine Knabe verfolgt mit lauerndem Auge den Secretarius in seinen Wanderungen, ein anderer schneidet Jemand in einer andern Klasse Gesicht und ein dritter insertirt ganz behende einem Nachbar in der nächsten Klasse eine Stecknadel in seine Leimenhütte.

Wo liegt denn die Schwierigkeit? Hauptsächlich besteht sie darin, daß der Lehrer in seinen Vorbereitungen nur die Section im Augenmerk hatte. Von dem Knaben und seiner Natur, seinen Launen, Mänken und übersprudelndem Lebensgeiste weiß er nichts, wenigstens hat er denselben keine Rechnung getragen. Er machte die Section zu seinem Zweck anstatt sie als ein Mittel zu betrachten. Daher ist es ihm auch nicht möglich sich in die Gefühle der Schüler zu versetzen, und fast ohne etwas gemein mit ihnen zu haben, treibt er sie durch den Unterricht anstatt sie zu leiten.

Es war einmal ein städtischer Herr, der in das Gebirge ging, um in den klaren Bächen Forellen zu fangen. Er war glänzend ausgerüstet, seine Fischruthe war nach dem neuesten Modell verfertigt; eine patentirte Fliege und Haken dienten ihm als Köder; die Schnur war vom feinsten Zwirn, und während zwei Wochenlang hatte sich sein Gemüth mit der vervollkommenung seines Apparats beschäftigt. Aber als er an den Bach kam schlug er mit der Ruthe in das Wasser, seine schöne Schnur verwickelte sich in den Baumästen und er verlor beides seinen Haken und seinen Gleichmuth und fing nichts als eine Erkältung. Aber nicht weit ab an dem nemlichen Bach war ein Bauernknabe, der ebenfalls fischte. Ein Baumast diente ihm als Ruthe, etliche Yarb Bindfaden als Schnur, eine gebogene Stecknadel als Haken und zum Köder verwerthete er kleine Heuschrecken. Behutsam tauchte er seine Schnur in einen kleinen Strudel, welcher sich an einer alten Baumwurzel bildete, und in kurzer Zeit lag eine schöne Anzahl der schlanken Fische auf dem Grase, während der städtische Jäger sich wunderte, ihn beneidete und sein eigenes Glück oder Unglück

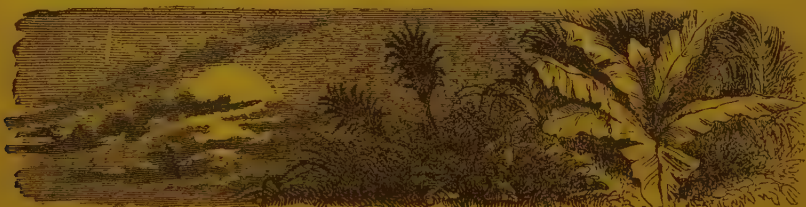
verwünschte. Warum der Unterschied? Der Mann hatte den Apparat studirt, während der Knabe sein Studium auf die Fische verwendet hatte. Er kannte ihre Gewohnheiten, ihren Aufenthalt und wann und wie die Schnur hinein zu tauchen und wieder herausziehen. Und wenn die Lehrer die Section nicht weniger, aber ihre Schüler mehr studiren würden, gelänge es ihnen gar manchen Weg zu entdecken, wie sie zu fangen und zu Jesu zu führen.

Studire deine Klasse nicht nur im Allgemeinen sondern einen jeden Schüler einzeln. Denke dir nur einen Arzt, welcher einem jeden Patienten das nemliche Recept verschreiben würde. Wenn er z. B. Rhabarber als ein Allheilmittel wählte und ob der Kranke die Auszehrung, das Lungenfieber, ein Leber- oder Magenleiden hätte oder an irgend einer andern Krankheit litten er immer sagen würde: der Patient muß Rhabarber nehmen. Auf ähnliche Weise bringen manche Lehrer die Wahrheit zu ihren Klassen. Es fehlt an Unterscheidung, am rechten Theilen des Wortes. Der Lehrer denkt seine Schüler haben alle Seelen, sind alle Sünder und sind alle der nemlichen Erlösung bedürftig; er theilt die Wahrheit aus im Großen und jeder kann, wenn er will, sein eigenes Theil nehmen. Er vergißt die Verschiedenheit der Charactere, welche er vor sich hat. Da ist der Johann; er ist verzagt und besißt sehr wenig Selbstvertrauen. Georg kommt aus einer reichen Familie und eine glänzende Zukunft eröffnet sich ihm, während Eduard ein Kind der Armuth und der Sorge ist und seine jungen Schultern bereits eine schwere Bürde zu tragen haben. Der Samuel ist religiös gesinnt, und hat ein zartes Gewissen, welches sehr empfänglich ist für gute Eindrücke. Thomas hingegen ist von hartgläubiger Natur und prüft Alles mit seinen Sinnen. Soll daher der Unterricht erfolgreich sein, so muß diesen verschiedenen Gemüthsarten Rechnung getragen werden.

Lieber Lehrer, wenn du daher deine Section studirst, so habe stets deine Schüler im Augenmerk. Bedenke immer, daß die Section nur ein Mittel ist oder sein soll, deine Klasse dem Heilande zuzuführen. Dieses ist der wahre Zweck, und der kann am schnellsten und besten erreicht werden, wenn du in Verbindung mit deiner Section auch die Verhältnisse, Bedürfnisse und natürliche Anlagen deiner Pflegebefohlenen studirst.

D. G.

\*) Wie wäre es, wenn man Jesus zuerst und zuletzt brächte? Mit dem Besten anfangen und beschließen? Anm. d. Red.



# Hinterstücken.

**An unsere Leser.** Es dürfte aber doch nun schwer sein, Jemand zu finden, für welchen das Magazin nichts Interessantes böte. Da ist Erbauliches, Geschichtliches, Unterhaltendes und Belehrendes—Alles bei einander. Die Erzählung „Der Bahnhüter“ ist äußerst spannend und lehrreich. Laß sie auch deinen Nachbar lesen. Die „Hauptreligionen“ müssen Jedermann höchst willkommen sein. Die Brachsanficht von Beirut und Sibanon mit der lebendigen Schilderung ist wahrhaft herzerhebend. In der S. Schulsache steht das Magazin ganz vorne an; dabei aber immer unsere lieben deutschen S. Schularbeiter im Augenmerk haltend. Die Artikel „Jüdisches Volksleben zur Zeit Jesu“, von einem Sachverständigen geschrieben, müssen jedem Bibelforscher höchst willkommen sein. Die Erklärung der S. S. Sectionen und die übrigen Kernartikel über die S. Schule bedürfen keiner Empfehlung, sondern nur eifriges Studium. Alle sind speziell für das Magazin geschrieben—keine abgedruckte Waare.

Der Inhalt des Magazins bildet die Prämie desselben. Das Motto auf unserem Banner ist: „Für unsere Leser ist nur das Allerbeste gut genug.“ Es thut uns sehr leid, daß Manche der I. Leser genöthigt sind, der harten Zeiten wegen das Magazin aufzugeben. Trotzdem wird aber doch auch in diesem Jahre die Unterschreiberzahl einen Zuwachs erhalten. Das ist ein gutes Zeugniß.—Eine Anzahl unserer Leser senden das Magazin an ihre Freunde in Deutschland und machen denselben damit für wenig Geld eine große und nützliche Freude. Man braucht nur die Adresse und \$2 einzufenden, und damit ist's abgemacht. Hast du, I. Leser, noch Freunde im alten Vaterlande, so mache ihnen dieses Vergnügen. Einige S. Schulen bestellen das Magazin für ihre Lehrer. Das ist gewiß sehr nachahmungswürdig. Thut beßgleichen.

**Correspondenz von M. Gemüthlich.** Lieber Magaziner! Von wegen dem Hinterstücken. Hast mir da einen Streich gespielt. Danke gewaltig. Wäre ich nicht abhanden, so hätte ich dir persönlich die Leviten gelesen, kurz und schrecklich. Doch was sich nicht ändern läßt, läßt sich selten ändern. Ich füge mich deßhalb in das Angenehme und mache gute Miene zum frohen Spiel. Einstweilen diese paar Zeilen.—Nächstens lade ich mich auf ein Plauderstündchen im Hinterstücken ein. Habe unterwegs Manches gesehen. Will's dir dann beibringen. Dein M. Gemüthlich.

**Das große Siegel der Ver. Staaten** trägt auf der Rückseite das Symbol des allsehenden Auges Gottes, und darüber stehen die Worte: „Annuit Cœptis.“ d. h. „Er hat unser Unternehmen bestätigt;“ und darunter steht: „Novus Ordo Sæclorum.“ d. h. „Die neue Ordnung der Jahrhunderte.“ So haben die Gründer dieser Republik in ihrem Staatssiegel Gott anerkannt, und so hat das liebende Auge Gottes ein Jahrhundert schützend über unserm Lande gewacht. Zu welchem Danke sind wir ihm verpflichtet.

**Neujahr in Cleveland.** Es gibt allerlei Wege das neue Jahr zu begrüßen. In unserer Heimath in Deutschland gingen die besten Sänger, wozu wir aus gewissen musikalischen Scrupeln nicht gehörten, im Orte herum und sangen einen schönen Choral, wie: „Hilf, Herr Jesu, laß gesingen“ u. s. w. Dabei gab's keine vollen Köpfe noch leere Flinten, oder abgeschossene Finger.—In den großen Städten dieses Landes wird bei sehr Vielen das neue Jahr mit Bier getauft oder demselben viel stinkendes Pulver ins Angesicht gepufft. Heuer nun sollte das Jahr, von wegen der Jubiläumsfeier, auf eine besonders feuerliche Weise begrüßt werden. Auch in Cleveland machte man Anstalten zu solchem Neujahrsgruß. Nicht genug, daß alle Glocken bimmeln sollten von der großen Donglocke bis herunter zum bescheidenen Scherenschleiferrascheln, welches alles noch zu duben war; sondern es machte ein besonders Jubiläumsfeuriger den Vorschlag, allen Dampfpfeifen in der Stadt in der Neujahrsnacht eine Stunde lang das Stimmrecht zu geben. Nichtig! In der Sylvesternacht gingen alle Dampfpfeifen flöten, und flöteten das alte Jahr hinaus und das neue herein. Uns

kam es vor, als hielte man 1876 für sehr harthörig, einen solchen Seidenpektakel bei seiner Ankunft aufzuführen. Die Glocken konnte man gar nicht hören, sie wurden alle ausgepiffen. Unser einziger Trost bei diesem Huhel-dudel-Dampfpfeifellärm war, daß es nur alle hundert Jahre kommt und wir deren schwerlich viele erleben.

**Die folgende Tabelle ist, besonders für junge Leute, der Beherzigung werth:** Wenn man einen Dollar ausleiht und dann jährlich die Interessen zum Capital rechnet, so stellt sich folgendes Resultat heraus:

Ein Dollar, 100 Jahre zu 1 Procent.....	\$ 2½
„ „ 2 „ .....	7½
„ „ 3 „ .....	19½
„ „ 4 „ .....	50½
„ „ 5 „ .....	131½
„ „ 6 „ .....	340
„ „ 7 „ .....	868
„ „ 8 „ .....	2203
„ „ 9 „ .....	5543
„ „ 10 „ .....	13,809
„ „ 12 „ .....	84,675
„ „ 15 „ .....	1,174,405
„ „ 18 „ .....	15,145,007
„ „ 24 „ .....	2,551,799,404

**Zu schlecht zum Einwickeln.** Als wir neulich einem Geschäftsmann hier, das Magazin zeigten, freute er sich über dessen Inhalt, bestellte dasselbe gleich, und sagte unter Anderem: „Viele der Zeitungen sind zu schlecht zum Einwickeln.“ Das ist wahrlich mehr als eine bloße Redensart. Da liest vielleicht eine Mutter ein Papier auf, oder es wird ihr im Kaufladen etwas darein gewickelt und sie bringt's heim. Das Ding ist voll ungläubigen, giftigen Stoffes. Das Dienstmädchen, oder sonst Jemand liest's, faugt das Gift ein, und legt's wieder weg. Am nächsten Tage nimmt man es wieder auf und wickelt den Kinder das Mittagsbrod hinein und schickt sie nach der Schule. Während dem Essen lesen sie das verderbliche Zeug. Sie lachen vielleicht darüber, reichens ihren Kameraden, die amüsiren sich dran und lassens Andere lesen. Aber das Gift bleibt stecken und gereicht vielleicht Manchem zum ewigen Tode. Ist's da nicht zu schlecht zum Einwickeln?

**Ein Schriftgelehrter des neunzehnten Jahrhunderts.** Wie es bei Manchem heutzutage mit der Bibelfkenntniß bestellt, zeigt folgendes: In unsere Buchanstalt kam neulich ein Mann, um eine Bibel zu kaufen. Freundlich bietet ihm der Clerk eine Auswahl, und während der Besichtigung fragt der Mann ganz ernsthaft wie weit die Bibel ginke, ob auch der deutsch-französische Krieg und die Geschichte von der St. Michaeliskirche drin sei. Als ihm der Clerk sagte, das käme in der Weltgeschichte, gab er sich zufrieden und kaufte aber doch die Bibel. Offen wir, daß er übers Jahr aus der Bibel Besseres gelernt hat.

**Die Bibel.** Die hl. Schrift ist gegenwärtig in ungefähr 198 verschiedenen Sprachen und Dialekte übersezt in 254 verschiedenen Uebersetzungen. Von diesen sind 202 seit 1804—dem Jahre in welchem die Bibelgesellschaften aufkamen—vollendet. Seit 1804 sind über 98,000,000 Exemplare der Bibel verbreitet worden.

**Besondere Schilde.** Manche unserer Leser haben wohl schon gewundert woher es kommt, daß die Pfandleiher (pawnbrokers) gewöhnlich drei Kugeln als Schild ausbängen. Der Gebrauch rührt von der Familie „Medici“ in England, welche die ersten professionellen Geldverleiher zu ihren Gliedern zählte, und drei Pillen, ihren Namen Medici, Arzt, versinnbildlichend, im Wappen führte. Diese drei Pillen wurden später zu drei Kugeln vergrößert.—Auf ähnliche Weise entstand das Schild der Barbieri—der gestreifte Pfosten. Als das Geschäft des Überschlagens noch in den Händen der Barbieri war, benötigten dieselben einen mit weißen zum Verband



bestimmten Leinwandstreifen unentwickelten Pfosten dazu, ihren Standort anzuzeigen. Später wurde dieses Zeichen künstlich hergestellt und als Anzeigenschild von den Barbieren benutzt. \*

**Die Arche Noah's und der Great Eastern.** Der folgende Vergleich zwischen der Arche Noah's und dem Dampfschiff „Great Eastern“ möchte für unsere Leser interessant sein:

	Arche Noah's.	Great Eastern.
Länge.....	547 Fuß	680 Fuß.
Breite.....	91 „	83 „
Tiefe.....	54 „	60 „
Riellänge.....	492 „	630 „
Tonnen.....	21,761 „	23,092 „

**Großer Uferschieb in kurzem Zwischenraum.** Fast täglich fahren an der Buchanstalt dahier Leichenzüge in langer, feierlicher Prozession vorbei, dem Gottesacker zu. Für den Beobachter knüpfen sich allerlei Gedanken an einen solchen Zug. Erst neulich beobachteten wir, wie in der vorderen Kutsche, in welcher die Leidtragenden saßen, bittere Schmerzensstränen flossen über den herben Verlust. Aus der hinteren Kutsche hingegen erscholl helles Gelächter. Man freute sich nicht wenig über die Gelegenheit in einer Kutsche fahren zu können. Welch ein Contrast! Zu den Thränen des Schmerzes und dem Lachen der Freude war der Verstorbene die Veranlassung. \*

**Aufgepaßt! Zwei Sorten von Einwanderern drängen sich aus Europa herüber nach Amerika,** welche sich wie Schmarrotenpflanzen auf die grünen Zweige dieses Landes setzen. Ihre Zahl ist Legion. Säh sind sie wie ein Hanfseil, und geschmeidig wie ein Schloßbündchen. Zielt man nach ihnen, husch! so sind sie verschwunden. Gibt es aber etwas zu schnappen, so sind sie da. Sie tragen allen Verteilungsmaßregeln, und nehmen wenn möglich dem Kinde das einzige Stück Brod aus der Hand. Wer sind diese Eindringlinge? Es sind die Späzen und Jesuiten. \*

**Wer verstand sein Geschäft besser?** Ein Prediger ließ sich von einem Knaben über einen Fluß rubern. Während der Fahrt fragt Ersterer den Knaben: „Versteht du denn auch dein Geschäft gut?“ Antwort: „Ja.“ „Kannst du auch seitwärts rubern?“ „Ja.“ „Auch rückwärts?“ „Ja.“ Nun fragt der Knabe den Prediger: „Was ist denn Euer Geschäft?“ Antwort: „Ich bin ein Prediger.“ „Versteht Ihr denn auch Euer Geschäft?“ „Ja.“ „Könnt Ihr auch das Vaterunser beten?“ „Freilich.“ „Könnt Ihr's auch rückwärts beten?“ — „Nein.“ „Dann verstehe ich mein Geschäft doch besser als Ihr.“

**Was ist der Gegensatz von Committee (Komm mit Thee)?** Bleib hier mit Kaffee. M.

**Ein geschickter Schwabenstreich.** — Ein versprengter württembergischer Soldat, der sich die Preußen auf den Fersen traukte, lief resolut in das Sonnenwirthshaus zu Handheim, riß seine Uniformjacke herunter und steckte sich in ein Hausknechtssammet und band die Schürze vor. Kurz darauf sprengt ein preussischer Husar vor das Thor und rief:

„Wo sind die Hunde?“

Der Württemberger trat als Hausknecht sogleich dienstwillig heraus und rief, indem er nach dem Oberboden zeigte:

„Da oben steckt einer, ich will dertweil das Pferd halten.“

Der kriegswüthige Husar sprang vom Pferd und stürzte, den Säbel am Handgelenke hängend, den Karabiner in der Faust, die Treppe hinauf; der Württemberger aber sprang auf das feindliche Roß und sprengte schnell den Seinen nach.

**Ergänzung wider Willen.** — Lehrer: Kannst Du mir die fünf Sinne nennen? Wie heißen sie?

Schüler: Erstens Nüßsinn.

Lehrer: Die fünf Sinne des Menschen, dummer Junge!

Schüler: Leichsinn.

Lehrer: Ach was — Unsinn!

**Ueberflüssige Lehre.** — Vater: Wart, Junge, ich will Dich lehren, die Soßen zerreißen!

Knabe: Ach, Vater, schlag mich nicht, ich kann's schon!

**Vom erhobenen Standpunkt.** — Ein sächsischer Bauer sucht seinen kleinen Sohn überall und war besorgt, denselben

nicht während des herannahenden Gewitters im Freien zu lassen. Mergstlich rief er hinaus: „Christel, wo bist denn —“ Antwort: „In Doome!“ — „Du da tummst fix range.“ — „Worinn enn?“ — „'S duntert so sieh're!“ — „Das kann ich obene och gut hiere!“

### Spruch.

Verstand ist ein zweischneibig Schwert  
Aus hartem Stahl mit blankem Schliß.

Charakter ist daran der Griff —  
Und ohne Griff ist's ohne Werth.

**Die preussische Fackel.** Die Zusammensetzung des preussischen Ministeriums zeigt deutlich, daß Bismarck im Kampfe gegen den Ultramontanismus und alle Verfinsterungen eine Fackel trägt: Falk, Achenbach, Camphausen, Rameke, Eulenburg, Leonhardt.

**Fraglicher Nutzen.** Knabe: Sieh einmal her, Papa, das sind die Seidenraupen, die bekanntlich unter die nützlichsten Thiere gehören!

Vater: Was, nützliche Thiere? Schau' dir einmal die Schneiderrechnung deiner Mutter an!

Als vor hundert Jahren die britischen Truppen auf ihrem Marsche nach Concord durch Cambridge kamen, sahen sie einen alten Mann säen. „Wir ernten was du säest,“ rief man ihm zu. „Vielleicht,“ entgegnete dieser, „denn ich säe Gans.“

### Der sterbende Landjuoker.

„Gott tröste Sie, gestrenger Herr,“  
Sprach einst des Dorfes Prediger,  
Und weihe Sie nach solchem Leid,  
Zum Bürger seiner Herrlichkeit.“  
„Zum Bürger? was?“ fing jener an,  
„Ich bin und bleib' ein Edelmann.“

**Ein Aushängeschild** in einer Stadt Deutschlands enthält folgende Anzeige: „Hier werden Silber unter Glas und Rahmen gefest; auch verkaufe ich die berühmtesten Männer der Gegenwart — sämmtlich zum Aufhängen.“

**Ein Zahn Newton's.** Als Newton, der später so berühmte Gelehrte, in Gratham studirte, hatte er kaum den nöthigsten Lebensunterhalt. Im Jahre 1870, also 210 Jahre später, kaufte ein Lord einen Zahn dieses Gelehrten für 3319 Dollars in Gold.

**Anekdoten vom alten Fritz.** Beim Vorüberbefahren eines Regiments der Berliner Garnison bemerkte der König einen Officier, der eine Uhrkette und eine Menge Berloques trug, und fuhr ihn an: „Was hat Er da?“ — „Es ist meine Uhrkette Ew. Majestät.“ „So? Ich glaube schon, Er zöge mit einem Glockenspiel herum. Laß' er doch das dumme Zeug weg!“

Oberamtmann Döps zu Siebichenstein war wegen seiner großen Verdienste und ökonomischen Kenntnisse bei Friedrich sehr wohl angeschrieben. Ein junger Amtmann aus dem Magdeburgischen, Namens Krebs, erbot sich in einer Eingabe, 10,000 Thaler Pacht mehr zu zahlen und glaubte dadurch den Döps verdrängen zu können. — Friedrich schrieb unter die Eingabe:

„So lange der Döps noch ziehen kann,  
Spann ich einen Krebs nicht an.“

### Worträthsel.

Getrennt befiehlst es dir, den richt'gen Weg zu wandeln,  
Vereint so mögest du stets handeln.

Das erste Wort spricht: „Wandle!“

Und nach dem zweiten handle.

Nimmst du das zweite zur Richtschnur dein,

So wirfst du Jedem das Ganze sein.

S. M.

### Auflösung des Räthfels im Januarnest.

Die Mutter ist's, die Futter reicht,  
Das Brod mit guter Butter streicht,  
Die Mutter ist's, durch die das Kind  
Oft auf dem Mutter Rettung find't.

J. J. Meyer.







Des Sängers Tod.

# Das Evangelische Magazin.

Band 8.

März 1876.

Nr. 3.

## Des Sängers Tod.

(Zum Titelbild.)



I.

ort hängt er, der leere Bauer,  
Rosettchen ist trostlos vor Trauer,  
Und weinend neigt stumm sie das  
Haupt,

Es ziehen so trübe die Stunden,  
Wohin ist ihr Liebling entschwunden,  
Des Todes Hand hat ihn geraubt.

Bedenkt es ihr nicht, daß sie weinte,  
Die Thränen, sie gelten dem Freunde,  
Sie liebten sich herzlich, die zwei.  
Er wehte ihr fröhliche Lieder,  
Sie streichelte fromm sein Gefieder  
Und pflegte ihn sorgsam und treu.

Der jubelnd sie Morgens begrüßte,  
Die bitteren Stunden versüßte,  
Den hält sie nun todt in der Hand.  
Jetzt hat sie erst völlig empfunden,  
Den Werth jener fröhlichen Stunden,  
Die Freude, die mit ihm verschwand.

II.

So ist's, wenn das Glück uns entschwindet,  
Daß man seinen Werth erst empfindet,  
Daß man den Verlust erst bedenkt.  
Wie oft hört den Kranken man sagen:  
Ich werde mich nie mehr beklagen,  
„Wenn Gott mir Gesundheit erst schenkt.“

Und fordert der Tod seine Beute:  
Reißt er uns den Freund von der Seite,  
Wie wird der Verlust uns so schwer!  
Und trennt er sich liebende Brüder,  
So seufzt man: „Ach hätt' ich sie wieder,  
So wünschte ich weiter nichts mehr.“

Doch wäre der Wunsch nun erhalten,  
Verdrängt gleich ein neuer den alten,  
Und einer bleibt stets unerfüllt;  
Und sollen wir hieran wohl lernen,  
Daß Güter, die jenseits der Sternen,—  
Daß Gott unsere Wünsche nur stillt.

W. S.

## Zwei Bibeln.

Nach dem Französischen.



I.

Wir sind im Jahre 1778 und in der Bastille. — Die Bastille, wie viel Haß und Zorn und Furcht hat dieser Name erregt.

Gehen wir hinein, denn man darf hinein, auch wieder hinaus, nur die Gefangenen nicht. Zuerst mehrere Befestigungswerke, ein Thor mit zwei Schildwachen, ein erster Hof mit einer Kaserne und Ställen. Weiter ein Graben mit einer Zugbrücke, ein zweiter Hof mit der Wohnung des Gouverneurs — alles noch außerhalb des eigentlichen Hauptbaues. Endlich sind wir vor den Thürmen; ein breiter Graben trennt uns von ihnen; wir gehen über die steinerne Brücke, welche in eine Zugbrücke endigt; ein Thor öffnet sich, ebenso das Fallgitter, und nun sind wir in dem großen, innern Hof. Er ist 102 Fuß lang, 72 breit; das wäre sonst ein schöner, freier Platz, aber drei Thürme rechts und drei links, jeder über 70 Fuß hoch, verengen ihn derart, daß der große Hof wie ein Brunnenschacht aussieht.

Von den Thürmen hat jeder seinen Namen; dort sind die der „Capelle“ und des „Schaks“ die zwei ältesten; hier der „der Grafschaft“, man weiß nicht, woher der Name kommt, der von „Baziniere“, welcher den Gefangenen dieses Namens beher-

bergte (1663), weiter der von „Verlaubierte“, wo die eiserne Maske starb, endlich der „der Freiheit“; hinten im Hof ein neues hübsches Gebäude, das einigermaßen verwundert aussieht, sich in solcher Umgebung zu finden. Es ist die Wohnung der Offiziere, enthält daneben auch einige Zimmer für Gefangene, welche man nicht in die Thürme sperren mag. Hindurch durch dieses Gebäude in den innersten Hof; er ist düster, feucht und eng, sieht aber gewöhnlich keine andern Gefangenen, als die Führer des Gouverneurs. In diesem Hof fiel das Haupt des Marschalls von Biron (1602); in dem „Eckthurm“ wurde ihm das Todesurtheil verkündet. In demselben Thurm schrieb der Marschall von Bassompierre seine Memoiren (1631) und übersezte Sach (eigentlich Isaac de Maistre) die Bibel (1666). Der letzte Thurm ist der „Brunnenthurm“, weil sich ein Brunnen in der That dort befindet.

Steigen wir hinauf in einem Thurm, so finden wir einen Gefangenen, Julian, der erst seit einigen Stunden da ist.

Was hat er gethan? Als er gestern Abend (2. Juni 1778) von Passy her gegen Paris kam, sah er ein Bäckchen Papier auf dem Boden. Er hob es auf; bei der nächsten Straßenlaterne wollte er es lesen. An den ersten Linien erkannte er, daß es ein Schmähgedicht auf die Königin (Marie Antoinette)



war, und wollte das Papier schnell einstecken. Da eilte ein Polizeibeamter, der ihn beobachtet und dem diese Bewegung verdächtig erschien, herbei, und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Vor den Polizeileutnant geführt, gab Julian das Gedicht her mit der Erklärung, es gefunden zu haben. Dem Beamten schien das eine gar zu naive Ausflucht; eine Stunde nachher — es war gegen Mitternacht — saß Julian in der Bastille.

Julian konnte sich so ziemlich denken, wer der Verfasser jenes Gedichtes sei (es war der Herzog von Chartres, der leibliche Schwager der Königin). Er wußte es nicht gewiß und war entschlossen, lieber die Schrecken einer langen Gefangenschaft zu ertragen, als den Verdacht auf vielleicht Unschuldige zu lenken.

Am andern Morgen aus Neue verhört, wiederholte er die gefügigen Erklärungen.

„Nun gut. Ueberlegen Sie die Sache,“ sagte der Richter. „Ein Geständniß, und diese Thüren öffnen sich für Sie; bleiben Sie aber verstockt, so bleiben auch diese verschlossen — für immer.“

„Für immer! es sei!“ und Julian wandte den Richtern den Rücken.

Aber dieses „für immer“ klang schmerzlich nach in Julians Brust; wenn der Minister einige Augenblicke nachher an der Thür zu Julians Zimmer gelauscht hätte, würde er eine dumpfe Stimme gehört haben, die rief: „Für immer! Für immer!“ Ueberlassen wir Julian ein wenig seinen düstern Gedanken und sehen, wer er ist.

Julian gehörte zu den Personen, wie man sie im vorigen Jahrhundert nicht selten in der französischen Gesellschaft, und zwar in der vornehmen, begegnete. Wer seine Eltern waren, wer konnte dieß sagen? Eines Tages hatte man ihn im Fintelhaus gefunden und aufgenommen, bald aber hatte sich eine vornehme Dame, die Wittve des Marschalls von Luxemburg, welche das Geheimniß seiner Geburt wußte, seiner angenommen und ihn sorgfältig erziehen lassen. Die Jesuiten hatten dieß Geschäft übernommen; aber ihr Christenthum hatte ihm nur Verachtung für diese Religion einzulösen vermocht: die Literatur jener Zeit, die Schriften Voltaires und Rousseaus, dienten nicht dazu, ihm dasselbe wieder werth zu machen; der Militärdienst, in welchen er im 17. Jahr eingetreten, befriedigte ihn ebensowenig. Durch die Freigebigkeit seiner Beschützerin vor Mangel geschützt, verbrachte er seine Tage in einer Art geschäftigen Müßiggangs, bei dem er sich aber nichts weniger als glücklich fühlte. Er hatte die Ruhe, den Frieden seiner Seele noch nicht gefunden, noch nicht einmal den Weg, dahin zu gelangen. Vor den gewöhnlichen Ausschweifungen der Jugend von Paris hatte er sich zu bewahren gewußt; aber befriedigt war er durch diese Rechtsschaffenheit keineswegs. Der innere Kampf, den jeder geistig begabte und angeregte Mensch durchzuringen hat, war bei Julian noch nicht zu Ende, hatte aber dem jugendlichen Gesichte schon tiefe Falten und den ganzen ernsten Charakter des Mannes aufgedrückt.

Eine halbe Stunde nach diesem Verhör öffnete sich wieder die Thüre des Gefängnisses, ein Mann eilte auf Julian zu, ergriff ihn bei der Hand und umarmte ihn.

Der Mann war häßlich, sehr häßlich; ein dicker Kopf mit plumpen Zügen, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, kurzer Hals mit starken, breiten Schultern. Aber sein Blick war lebhaft, sein Lächeln trotz der wulstigen Lippen nicht unangenehm, sein ganzes Aussehen mehr adelig als gemein. Es war Mirabeau.

Ohne Julian noch zu sagen, wer er sei, schüttelte der Fremdling dessen Hand und rief: „Guten Morgen, mein neuer Freund, guten Morgen! He! man ist traurig! — O wenn ich traurig wäre, müßte ich schon lange todt sein — und das wäre noch zu bald; es gibt noch einige Gefängnisse in Frankreich, in denen ich nicht gewesen bin; für diese will ich mich aufsparen, denn es scheint, ich soll sie alle — genießen.“

„Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich hier sei?“ fragte Julian.

„Mein Lieber, ein Mann wie ich, ist niemals lange in einem Loch, ohne ein wenig von dem zu wissen, was um ihn her vorgeht. Sagen Sie mir doch, ich bitte, dieses Gedicht . . .“

„Ich kenne es nicht.“

„Nicht einen Vers?“

„Nur zwei Zeilen habe ich gelesen.“

„Gelesen? Also ist es nicht von Ihnen?“

„Nein.“

„Und Sie sind so ruhig dabei? und beugen sich unter diesem entsetzlichen Despotismus? Sie, ein Unschuldiger gefangen?“

Mirabeau runzelte die Augenbrauen und ballte die Hände.

„Mein Herr,“ sagte Julian, „das Gedicht ist abschendlich; und da man mich für den Urheber hält, ist es ganz natürlich, daß man mich einsperrt.“

Mirabeau zuckte die Achseln. In seinen Augen war Julian ein Narr. „Adieu,“ rief er dann, „viel Vergnügen! Adieu!“ Er vergaß, daß die Thüre geschlossen war, und daß er selbst befohlen, erst in einer Stunde wieder zu kommen. Ein kräftiger Faustschlag auf die Thüre rief zwar ein gewaltiges Echo in den Gewölben und Gängen hervor, sonst aber nichts, ein Fußstoß hatte keinen besseren Erfolg. Endlich setzte er sich in einen Winkel, zog seine Schreibtischplatte hervor und schrieb eifrig. Es war ganz still im Zimmer, man hörte nur das Knirschen des Bleistiftes.

Endlich fuhr er auf; er hörte das Geräusch der Schlüssel. „Leben Sie wohl,“ wandte er sich an Julian, „doch ich vergaß, ein alter Gefangener, hat man mir gesagt, entdeckte in diesem Zimmer eine kleine Höhle. Sie ist bei der Thüre, rechts, hinter einem Stein. Suchen Sie gut — Adieu.“

Er ging hinaus und Julian war wieder allein mit seinen Gedanken. Nach einigen Tagen erinnerte er sich des Wortes von Mirabeau. Er suchte nach der Höhle. Alle Steine schienen gleich fest gefügt zu sein, keiner gab beim Klopfen einen hohlen Ton.

Die Mauer war mit Inschriften jeder Art bedeckt. Verzweiflung, Ergebung, Glaube, Unglaube, Liebe und Haß hatten sich hier vereinigt. Aber die Namen waren überall ausgemischt. Der Gefangene sollte nichts von seinen Vorgängern wissen, als ihre Leiden. Auch die Jahreszahlen waren verschwunden; in der Bastille sollte es keine Zeit geben.

Eine Inschrift, mit fester Hand in den Stein gegraben, hatte ihn lange beschäftigt: *Hic jacet anima mea. Hier ruht meine Seele! Eine Seele getödtet, begraben! Wie viel Leiden in diesen vier Wörtern!*

Da durchzuckte ihn ein Gedanke! Wenn diese Worte etwas anderes bedeuten? Er erinnerte sich, gelesen zu haben, daß man dieselben einmal auf den Grabstein eines Geizigen geschrieben, der seine Schätze auch dort hatte begraben lassen. Hier im Kerker war das kein Scherz; ein Schatz konnte auch in der Mauer begraben liegen.

Der Stein ließ sich nirgends anfassen, umsonst stieß und rüttelte er daran. Endlich bemerkte er, daß die Inschrift wohl

den Stein weiter unten bezeichnen könne. Der war in der That nicht unbeweglich. Julian merkte, daß der Widerstand von der Mitte herrühre, er begann an einem der Enden zu brücken und zu stoßen. Der Stein bewegte sich um sich selbst, eine Art Angel hielt ihn in der Mitte. Die Höhle war nicht sehr groß. Julian sah auf den ersten Blick, was sie enthielt; ein Buch und daneben einen Bleistift. Er nahm das Buch; es war eine alte Bibel von Saumur, wohl das Erbe eines Hugenotten.

Der Bleistift war nicht unnötig gewesen. Der Rand, die weißen Blätter, häufig selbst die Zwischenlinien — alles war mit Geschriebenem bedeckt. Es waren fromme Bemerkungen, Gedanken über Theologie, Geschichte und Philologie.

Aber die ersten Blätter enthielten eine Art Tagebuch.

Zuerst kam ein Familienregister nach dem alten protestantischen Gebrauch. Die ersten Zeilen waren mit Dinte geschrieben:

„Heute, den 16. Juni 1680, wurde meine Ehe eingeseget durch den hochwürdigen Jean Claude, welcher mir dies Buch gegeben hat, mich ermahrend, es in guten und bösen Tagen zu bewahren, zur Erinnerung an den genannten Tag — was ich mit Gottes Hülfe zu thun gedenke.“

„Heute, den 18. August desselben Jahres bin ich zum Geistlichen an der Kirche von Meaug (bei Paris) investirt worden, und habe vor dem Herrn versprochen, treulich zu lehren und zu bleiben in der reinen Lehre und im heiligen Leben, so lange der Herr mir dazu Seine Kraft verleiht.“

„Heute, den 17. August 1681, wurde mir eine Tochter geboren, die Gott segnen möge.“

„Heute, den 1. September 1683, wurde mir ein Sohn geboren, den Gott segnen möge.—Die Zeiten sind hart; man sagt, der König (Ludwig XIV.) sei sehr erbittert gegen uns.“

„Heute, den 5. Juli 1684, starb meine liebe Mutter; Gott wolle Sie in Seinen Frieden aufnehmen mit meinem Vater. Ich nehme nun meinen Bruder zu mir, der Niemand mehr als mich auf dieser Welt hat.“

„Gestern—15. October 1685, hat der König ein Edikt erlassen, durch welches er das Edikt von Nantes aufhebt. Der Herr möge uns eingeben, ob wir gehorchen sollen! Die Geistlichen müssen das Königreich verlassen.“

„Heute, den 7. Mai 1686, wurde mir eine zweite Tochter geboren, die Gott segnen möge.—Die Kirche ist unter dem Kreuz. Es ist Todesstrafe für den Geistlichen festgesetzt, der sich noch in Frankreich betreten läßt. Ich bin nicht fortgegangen und werde auch nicht gehen. Gott hält mich zurück durch die Stimme meines kleinen Bruders, der sagt, er habe keine Furcht und wolle sich demselben heiligen Dienst widmen.“

Hier endete das mit Dinte Geschriebene. Der Rest war nicht so gedrängt und kurz, aber ausnehmend klein geschrieben. Der Schreiber schien von Anfang an berechnet zu haben, daß er kein anderes Papier bekommen werde.

„Heute, den 13. Juli 1688, seit 14 Monaten in der Bastille, habe ich durch Gottes Güte dieses Buch erhalten, das mir meine Freunde durch einen Schließer zustellen ließen, den sie gewonnen hatten. Aber dieser Mann hat mir nichts sagen wollen. Den ganzen Tag habe ich in dem Buch geblättert, ob ich nicht einige Zeilen darin finde, und nun bin ich ganz traurig, weil ich nichts gefunden habe.“

„Gelesen den Anfang des 14. Capitels Johannis, wo es heißt: Ich will euch nicht Waisen lassen.“

„15. Mai 1689. Heute sind es zwei Jahre, daß ich eingesperrt wurde. Ich glaubte, man werde mich hinrichten, wie

man es schon mit mehreren Anderen gethan hat, welche die Freude hatten, für den Herrn in den Tod zu gehen. Aber es scheint, man will keine Hinrichtungen in der Hauptstadt, und beschwören hat man mich in dieses Schloß gesperrt und gesagt: ich könne heraus, wann ich wolle, sobald ich abschwöre.—Also werde ich hier sterben.“

„Wenn ich nur etwas von meiner Frau und meinen Kindern und meinem Bruder erfahren könnte! Aber ich weiß rein gar nichts, nicht einmal, ob sie noch am Leben sind.“

„20. August. Gefunden in meinem Zimmer eine Höhlung, die offenbar einer von meinen Vorgängern angefangen hatte. Seit zwei Monaten arbeite ich daran, sie zu vergrößern; ich werde meine Bibel dahin thun, was mich einer großen Sorge enthebt, immer fürchte ich, sie möchte gefunden und mir genommen werden. Diese Feinde Gottes wissen nicht, daß ich nicht allein bin.“

„Gefunden eines Tages das Zeichen, welches meine Frau machte, den letzten Abend, als wir mit einander in der Bibel lasen. Ich habe viel geweint, aber der liebe Gott hat mich getröstet.“

„15. November. Ein Priester ist zu mir gekommen, ich glaube, es war ein Bischof; er hat lange mit mir über Glaubensartikel gesprochen. Er redete mit großem Gewicht und schönen Worten, wie wenn er vor einer großen Versammlung eine Rede halten müßte. Gott hat mir Kraft gegeben ihm zu antworten mit aller Bescheidenheit und Festigkeit, so daß er nur durch eine grobe Lüge sagen konnte, daß ich steten geblieben sei.“

„25. November. Ich habe erfahren, daß dieser Priester der berühmte Bossuet war. Gott sei Dank, daß ich das nicht wußte, als er zu mir kam; ich hätte Angst gehabt, mich mit einem so großen Prälaten zu besprechen, und hätte ihm nie so geantwortet, wie ich gethan.“

„20. Mai. Herr Bossuet ist wiedergekommen; aber Gott hat mir gegeben, daß ich noch viel entschlossener zu ihm gesprochen habe als das erste Mal. Als er wieder mit mir anfangen wollte über die Gewalt und das Ansehen der Kirche, sagte ich ihm, ich streite nicht mehr über Worte, wenn man einmal entschlossen sei, wie sie (die Katholiken), Recht zu haben durch das Schwert.“

„12. November. Sie haben mir einen Andern geschickt, so sanft und freundlich, daß ich ihn gleich anfangs fragte, ob er nicht Herr Fenelon sei, was ihm große Freude machte. Denn er war es. Er sprach mit mir anfangs so sanft, daß ich zauderte, ihm zu antworten, bis wir auf den Grund der Fragen zurückgingen. Da war er dann eben so Papist wie der andere. Alles, was er mir vorher gesagt, waren nur Phrasen, ich will nicht sagen Lügen, denn seine Worte athmeten eine Liebe, die aus seinem Herzen kam, nicht von seiner Kirche. Wenn ein Katholik uns die Gewaltthätigkeiten ersparen will, so ist er der Kirche, den Concilien, den Päpsten ungehorsam; die haben immer befohlen, Rebellen, wie wir sind, nicht Ruhe und Frieden zu lassen und zu allen Gewaltthaten der Könige, zu allen Maßregeln der Strenge ja gesagt. Ich habe wohl bemerkt, daß Herr von Fenelon in seinem Herzen gegen diese Politik kämpft. Er war sehr gerührt von der Standhaftigkeit, die mir Gott gegeben, diese lange Haft zu ertragen, und wie er mein Zimmer verlassen, habe ich geglaubt, er wolle mich umarmen; aber er hat an sich gehalten: ich glaube nicht, daß er wiederkommt.“

„13. October 1702. Elf Jahre habe ich nichts mehr geschrieben noch gelesen. Man hatte mich in ein anderes Zim-



mer gebracht, und das Buch ist glücklich in seinem Schlupfwinkel hier geblieben.

„Ich hatte mir gedacht, daß nach süßen Worten herbe Dinge kommen würden. Als sie sahen, daß sie mich nicht mit Gründen überzeugen könnten, haben sie es mit Gewalt versucht; sie brachten mich zuerst in einen schauerlichen Kerker so ungesund, daß ich nicht begreifen kann, wie ein Mensch darin leben konnte. Sechs Wochen lang war ich dort, dann brachte man mich herauf in ein anderes Zimmer, so finster und klein, daß es beinahe so schlimm war wie das vorige, doch konnte man darin leben. Hier bin ich elf Jahre geblieben, ohne es ein einziges Mal zu verlassen. Einmal ließ man mich heraus, um mich zu ihrer Messe zu führen; aber weil ich sagte, ich wollte nicht mehr dahin gehen, hieß es, jetzt dürfe ich auch nicht mehr im Hof spazierengehen.“

„Immer weiß ich noch nichts von meiner Frau und meinen armen Kindern; ich sehe sie noch vor mir ganz klein; und doch habe ich schon eine Tochter von 20 Jahren, ja von 21. Denken sie auch noch an mich? beten sie für mich, wie ich für sie? Wenn ich nicht denken könnte, sie dereinst im Paradies wieder zu sehen, ich würde vergehen vor Kummer. So oft ich von ihnen spreche, gibt man mir zur Antwort: Erst abgeschworen! denn der Satan weiß wohl, daß dies die einzige Sünde ist, wo er mich in Versuchung führen kann. Ach mein Gott! Vielleicht hat man meine armen Kinder in der Religion erzogen, die dem Evangelium feind ist und die Heiligen verfolgt! Vielleicht hat man sie gelehrt, ihrem Vater zu fluchen . . . . O Gott, nimm diese Gedanken von mir! sie zerreißen mir das Herz. Und mein Bruder, mein armer Bruder, der Geistlicher werden wollte, was haben sie aus ihm wohl gemacht?“

„10 Mai 1704. Es scheint, daß unser armes Volk versucht hat, das Joch abzuschütteln, und daß man in den Eevnen Krieg führt. Ich habe für meinen Theil stets gepredigt: Seid unterthan der Obrigkeit! Aber ich will meine Brüder unter dem Kreuz nicht verdammen, denn es kann sein, daß Gott ihnen ins Herz gegeben hat, wider den Stachel zu löcken. Man sagt, daß der König noch einen anderen großen Krieg hat in Spanien und sonst wo mit den Engländern.“

„Gottes Wille geschehe! Ich will unserem Land kein Unglück wünschen, aber ich kann nicht umhin, die Freiheit der Kirche zu wünschen, die durch die Gottlosen unterdrückt ist.“

„Das dauert schon zwei Jahre, aber ich habe vorher nichts davon gewußt.“

„12. April 1709. Diesen Winter ist es entsehrlich kalt gewesen, so daß ich glaubte, sterben zu müssen, obgleich man mir ein wenig Feuer gegeben hat. Man sagt, daß viele Leute gestorben, und daß die Ernten vernichtet sind. Gottes Hand liegt schwer auf diesem unglücklichen Königreich.“

„Ich habe sehr gealtert diesen Winter, wirklich, ich bin bald 54 Jahre alt; und davon 22 Jahre in dieser Bastille.“

„December 1712. Man sagt, daß der König fast seine ganze Familie habe sterben sehen. Gott rächt das Blut und die Thränen unseres Volkes. — Aber ich wollte, ich hätte diese Zeiten nicht geschrieben. Gott weiß allein, warum Er etwas thut.“

„Juli 1714. Gott sei Dank! ich fange an, dieser Welt abzustehen. Wenn man mir sagen würde, ich dürfe heraus, es würde mich nicht sehr aufregen. Ich bleibe eben so gerne noch ein wenig hier, und wünsche, erst im Himmel die zu sehen, welche auf Erden meine Familie waren.“

„September 1715. Der König ist gestorben! 72 Jahre

bauerte seine Regierung. Jetzt würde er wohl gerne seine Last mit der meinigen vertauschen . . . .

„Man sagt, daß der neue König erst fünf Jahre alt, und daß der Herzog von Orleans Regent ist, das könnte eine Veränderung herbeiführen . . . . So ist es mit unserm armen Herzen. Ich sagte, ich sei der Welt abgestorben, und jetzt erstatte ich mich dabei, von Hoffnung zu reden.“

„Januar 1716. Die Hoffnung war vergeblich, aber Gottlob, ich habe sie nicht mehr nöthig. Die Ergebung ist wieder gekommen und völliger als zuvor. Ich befehle Leib und Seele in die Hände Gottes. — Man sagt, daß unsere armen Kirchen nicht mehr so gedrückt werden wie zur Zeit des verstorbenen Königs.“

„März 1717. Ein junger Mann hat mich besucht; er sagte, er sei eingesperrt in der Bastille, weil er einen unüberlegten Streich begangen. Er hat großes Mitleiden mit mir gehabt, nicht weil ich so viel in dieser Gefangenschaft gelitten, sondern weil ich so hartnäckig bei meinem Glauben geblieben sei. Alle diese Meinungen, sagte er, seien leere Dinge, gleichgiltig für die Weisen und Verständigen. Aber er hat schnell sehen können, daß ich von einer solchen Sprache nichts verstehe; ehe daß ich zugebe, daß Irrthum und Wahrheit gleichgiltige Dinge sind, sage ich lieber: Licht und Finsterniß sind ein und dasselbe Ding. Er hat mir einige Verse von einem Buch gesagt, welches er über Heinrich IV. und die Protestanten macht, die in diesem Buch, wie er sagt, die erste Rolle spielen. Ich habe ihm gedankt für seinen guten Willen gegen uns und unsere Väter, ich sagte ihm zum Schluß, ich wolle Gott bitten, ihm Glück zu seinem Werk zu geben, und für ihn, daß er selbst nicht in diesem verdammlischen Unglauben bleibe. Er sagte mir seinen Namen, aber ich habe ihn vergessen“ (Voltaire).

„Wie schreibt und spricht man doch anders, als zu meiner Zeit! das hätte ich nie geglaubt, daß sich auch solche Sachen ändern könnten. Ich habe noch das alte Französische meiner Bibel, da ich, seit ich hier bin, nichts anderes gesehen noch gelesen habe.“

„Es kam mir vor, als mache ich auf ihn den Eindruck, wie wenn ich von einem andern Jahrhundert, ja fast von einer andern Welt wäre. Was macht mir das! Gott bleibt doch derselbe.“

„März 1720. Ich bin mehrmals krank gewesen und werde ziemlich schwach. Ist die Stunde meines Abcheidens nahe? Ich habe Mühe, die Höhle zu öffnen und zu schließen; was würde aus mir ohne meine Bibel?

„Man sagt, daß unsere Kirchen wieder ausleben. Ich wußte wohl, daß Gott uns nicht für immer verläßt.“

„Juli 1724. Ich weiß nicht, wie ich immer noch lebe; schon vier Jahre, seit ich so schwach bin, und noch ist Del in der Lampe! man könnte sagen, das Gefängniß hat mich gelehrt, von wenig Luft zu leben und meine Kraft zu sparen. Ich glaube doch, es wird nicht mehr lange dauern.“

„December 1724. Die Verfolgungen fangen wieder an. Ein schrecklicher Erlaß ist erschienen. Der Gouverneur der Bastille war so grausam, ihn mir zu bringen. So soll ich also sterben, ohne den Trost zu haben, daß meine Brüder im Frieden leben. — Der Wille Gottes geschehe!“

„Mai 1725. Das ist wahrscheinlich das letzte Mal, daß ich schreibe, es hat auch keinen Raum mehr. Meine Hand zittert, und ich sehe fast nichts mehr.

„Jetzt würde ich nicht wünschen, nicht hier gewesen zu sein. Seit 38 Jahren hat mich Gott vor den Gefahren und Versuchungen der Welt bewahrt; er hat mir beinahe zwei Drittel mei-

nes Lebens dazu gelassen, mich auf sein Kommen vorzubereiten. Ich fühle, ich sollte noch mehr als bisher denen verzeihen, welche aus Haß gegen das Evangelium die Werkzeuge Seiner Erbarmung an mir wurden. Ach, ich wünsche sehr inbrünstig, ihnen zu verzeihen und ich hoffe, Gott wird mich nicht zu sich rufen, ohne den letzten Rest von Bitterkeit und Haß aus meinem Herzen genommen zu haben.

„Gott sei mit meinen Kindern, mit meinem Bruder, wenn sie noch leben, mit meiner armen Frau, wenn sie mich nicht schon bei Gott erwartet. Jetzt kann ich sagen, bald werde ich sie wieder sehen, denn sie ist beinahe so alt wie ich.“ —

„Gott verzeihe mir um des Blutes Jesu Christi willen alle meine Sünden, denn ich weiß wohl, daß ich Ihn oft beleidiget und erzürnet habe. Es hat lange gebraucht, bis ich lernte, Ihm mich zu ergeben, und es bedarf nur wenig, so kommt der alte Mensch wieder. Gott bewahre mich in Seiner Gnade bis an's Ende! Amen.

„Juni 1725. Ich wollte meine Bibel noch einmal sehen. Aber ich kann nicht mehr lesen, und sehe nicht, was ich schreibe. Kann ich sie noch verbergen? Ich weiß nicht. Wer sie wieder findet, dem sei Heil und Segen von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesu Christo, unserem Heiland! hier . . . ich küsse sie . . . ich küsse noch einmal . . . Lebe wohl, lebe wohl . . . Ich werde nicht mehr in dem Wort lesen . . . ich werde es hören aus dem Munde Gottes selbst . . .“

— Diese letzten Worte waren kaum lesbar. Thränen hatten die zitternde Handschrift fast verwischt.

Auch Julian's Augen waren feucht geworden. Er bedauerte, daß die Geschichte zu Ende war, und doch hatte er sich beeilt, das Ende zu wissen. Er wollte sie noch einmal lesen und konnte doch nicht; es war ihm, als müßte der Mann noch einmal die 38 Jahre seiner Gefangenschaft durchkämpfen, ehe er zu den ewigen Freuden eingehe.

Und dann im Innersten seiner Seele war er wie eifersüchtig. Er mit vollen Segeln treibend auf dem Strom des

Jahrhunderts, wie fühlte er sich so klein, so armselig vor diesen 38 Jahren der Standhaftigkeit und der Treue! Nicht daß er glaubte, nicht ebenfalls der Verfolgung, dem Martyrium trogen zu können, aber ein Märtyrer für was? Alles hatte er versucht, und alles war ihm unter den Händen zerfallen. Wo eine Sache nehmen, die zu verteidigen? Wo einen Meister, ihm zu folgen? Wo ein Gott, der sein Leben würde?

Was ihn am meisten demüthigte, war die Demuth des Mannes, den der Zufall für ihn von den Todten erweckt. Welcher Gegensatz gegen den Lärm des Tages, gegen das Geschrei von Tugend und Weisheit! In der ganzen Geschichte kein Wort von eigenem Lob! Der Mann hatte geschrieben, gelitten und geendet nur für seinen Glauben und seinen Gott. Selbst seinen Namen hatte er nicht beigesezt. War es nicht genug, daß Gott ihn kannte? Vielleicht hatte er mehr als einmal zu kämpfen gegen die übermächtige Versuchung, schwach und so frei zu werden; aber von allen diesen Kämpfen, von allen diesen Siegen kein Wort. Es war der treue Diener, der, getreu bis in den Tod, nichts Besonderes zu thun glaubt, der Wanderer, der durch Blumen und Dornen dem Ziele zugeht, welches das Ende seiner Wallfahrt ist.

Und wer hatte dem Gefangenen der Bastille dieß Ziel gesagt? Wer hatte ihn gelehrt, nicht zu wanken im Herzen, es stets vor Augen zu haben? Ein Buch, dasselbe, welches sein vertrauter Freund geworden, das er geküßt, als seine Augen ihm den Dienst versagten zu lesen, und nur noch weinen konnten, ein Buch endlich, das Julian unter dieser geheimnißvollen und wahren Grabchrift wieder aufgefunden!

Aber Julian hatte die Bibel bisher nur gesehen, verfälscht von den Katholiken, verspottet von Voltaire, heuchlerisch gelobt von Rousseau, das Buch, welches der unbekannte Märtyrer „seine Seele“ genannt hatte. Das öffnete der Mann von 1778 nur, um jene Geschichte zu lesen. Er bewunderte sie; aber er war weit entfernt zu begreifen, daß sie auch die seinige werden könnte. —

## Erinnerungen an Neapel.

Von J. M. Biermann.

### I. Neapel.

Die Stadt Neapel, mit ihrer unergleichlich reizenden Lage, liegt im Bilde vor unseren Augen. Sie ist die volkreichste Stadt Italiens und in ihren 50,000 Häusern und auf ihren 1300 Straßen wohnen etwa 445,000 Menschen.

Wohl kein anderer Punkt der Erde macht einen so paradiesischen Eindruck auf den Beschauer, keine Landschaft gewährt einen so malerischen Anblick, wie Neapel und die hinter ihm aufsteigenden Höhen, mit Schöffern und Lustgärten besät und der zu seinen Füßen liegende, bezaubernde Golf. Wenn man die Scene beim Sonnenuntergange von einem der duftenden Gärten am Meeresbusen aus betrachtet, so steigt die stolze Stadt amphitheatralisch bis zum Fort Olma aufwärts, erweitert sich um den ganzen Golf herum, und zeigt in herrlicher Pracht Castello mare, Torre di Greco und Portici, dahinter den nimmer rastenden, dampfenden und feuerspeienden Vesuvius. Im Meere selbst liegt, wie ein aus den blauen Wolken gefallenes Wunderbild, die von Blüten und Blumen duftende, überaus reizende Insel Capri, und das Wasser des Meeres gleicht einem blauen, von Goldstreifen durchhauchten Spiegel.

Der Anblick dieser imposanten Landschaft ist so hinreißend, so überwältigend für den Naturfreund, daß seine Sinne trunken werden und er nicht bestimmt sagen kann, ob er wache, oder träume.

Der liebe Gott scheint hier die ganze Natur mit der Fülle seiner Segnungen überhäuft zu haben. Aber vollkommen ist eben Nichts auf dieser Erde und nicht Alles ist Gold, was glänzt. Man sollte meinen, die Menschen, die einen solch paradiesischen Fleck der Erde bewohnen, müßten überaus glücklich sein. Dies ist nun aber eben nicht der Fall.

Wie schon bemerkt, liegt in südöstlicher Richtung, fünfviertel Meilen von der Stadt, der nie rastende, feuerspeiende Berg Vesuv. Die bevölkerte Stadt verspielt fortwährend von Zeit zu Zeit unter ihren Füßen das gewaltige Athemholen dieses launigen Riesen, und wenn er dazu noch einen tüchtigen Schnupfen bekommt, so wird sein Niesen so gewaltig, daß davon in der Stadt alle Fenster zittern und der Erdboden sich hebt und senkt, wie eine ruhig dahin schaukelnde Riesentwelle des schäumenden Oceans. Solchen Erschütterungen folgen dann gewaltige Ausbrüche



von glühenden Lavaströmen, und die Bewohner warten mit Angst und Zittern der Dinge, die da kommen werden: denn Niemand weiß, welchen Weg den steilen Abhang hinab der glühende, Alles verschlingende Lavastrom nehmen wird. Und wehe der Gegend, die von diesem unerbittlichen Feuerstrom überreilt wird! Da ist kein Entkommen mehr. Die Hitze der glühenden Lava macht Einem schon von der Ferne das Mark

Asche in die Lungen ein und das Athemholen wird zur schwierigen Arbeit. Die Luft ist dann verfinstert und der hell sein sollende Tag gleicht einer totalen Sonnenfinsterniß.

Also auf diesem wunderhübschen Fleck Erde hat der Mensch auch seine Aengsten und Sorgen. Je größer hier die Naturpracht und je freigebiger die Natur selbst, desto größer die Gefahr für den Bewohner dieser schönen Gegend. Und die Be-



Neapel.

in den Knochen kochen, und Bäume, Gesträuche und Kräuter und Gebäulichkeiten lodern in hellen Flammen auf, ehe sie das Feuermeer erreicht. Auf einen solchen Ausbruch des Bewußt folgt immer ein tagelanger Aschenregen, der Alles zollbild mit seiner schmutzig-klebrigen Masse bedeckt. Durch die Ritzen der Fenster und Thüren dringt die mehlfeine Asche in die Wohnungen der Menschen ein, mit dem Athem zieht man die feine

wohner selbst, sie scheinen nicht zu harmoniren mit der so liebenswürdigen, freigebigen Natur, denn sie sind der Mehrzahl nach faul, diebisch, unwissend, roh, eingebildet, fanatisch und lasterhaft. Nur ein Uebel findet man unter ihnen nicht so stark verbreitet, wie es sich von einem solchen rohen, unwissenden Menschenschlage in einer großen Stadt erwarten ließe: Man findet selten Betrunkene. Vielleicht ist die Ursache da-

von, daß der gewöhnliche neapolitanische Wein gerade den Gaumen nicht kitzelt, der bessere aber für das faule, arme Volk zu theuer ist.

Auf den Straßen der Stadt Neapel herrscht ein sehr reges Leben, obgleich die Geschäfte sich blos auf den Kleinhandel beschränken und von Manufacturen fast gar keine Spur vorhanden ist. Die zubringlichsten Leute sind die Kutscher, und die allerzubringlichsten die Lazaroni's oder Bettler. Wenn ein Kutscher einen Fremden erspäht, so fährt er an ihn heran, ladet ihn mit der freundlichsten Miene von der Welt zu einer Spazierfahrt nach irgend einem reizenden Punkte der Umgebung der Stadt ein. Will er nicht anbeißen und dreht er ihm den Rücken, so knallt er mit seiner Peitsche, macht Rechts- und Links, und umkreist den Fremden wieder und wieder, immer mit der Peitsche knallend und seine Einladungen wiederholend. Nur ein herber Hieb über den Kopf mit dem Stöckel ist im Stande, den Fremden von solchen zähen Zubringlichkeiten zu befreien, was die Neapolitaner überhaupt so genau nicht nehmen, denn sie sind sehr feige, wie überhaupt alle Bewohner der wärmeren Länder.

Die allerzubringlichsten Leute aber sind, wie bemerkt, die Lazaroni's, oder Bettler. Diese Lazaroni's haben im vollen Sinne des Wortes ihre Heimath auf der Straße. Sie erblicken das Licht dieser Welt auf der Straße, sie wachsen groß auf der Straße, sie bringen ihre ganze Lebenszeit, bei Tage und bei Nacht, auf der Straße zu, sie kochen und essen und schlafen auf der Straße und sterben auch auf der Straße. Diese Leute leben nur der Gegenwart. Einige Kupfermünzen reichen hin, ihnen einen frühlichen Tag zu bereiten, und dann wird getanz, geschertzt und gemusict, als wenn Kirchweih wäre,—und das Alles auf offener Straße. Das Klima ist so mild, daß diese Bettler nur bei ungünstiger Witterung sich in die Vorhallen der Kirchen und öffentlichen Plätze flüchten. Ihren Lebensunterhalt verdienen sie sich durch kleine leichte Arbeiten, meistens aber durch Betteln. Sie liegen in großen Haufen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen umher, sind in gewisse Stämme, oder vielmehr Bänder eingetheilt, und es kommt nicht selten vor, daß eine Bande der anderen, zum allgemeinen Vergnügen der Zuschauer, seien es hochgestellte Staatsbeamte, Polizei, Geschäftsleute, Fremde oder Straßengefinel,—daß diese Vagabunden einander im Herzen der Stadt eine Schlacht liefern.

Diese Lazaroni's nun umflattern den Fremden, wie wir zu Hause von den kleinen Mücken manchmal bei einem Spaziergange belästigt werden. Der Stock vertreibt die Mücken nicht, aber auch die Lazaroni's nicht, denn die Mücken riechen Menschenblut, und die Lazaroni's ahnen Kupfermünzen. Deshalb versteht sich auch immer der wohlunterrichtete Reisende mit einem guten Vorrath der kleinsten Kupfermünzen, wovon der kleinsten etwa acht Stück auf einen unserer Cents zählen, und wird er von einem Schwarme dieses zubringlichen, schmutzigen Gefindels umringt, so wirft er eine Hand voll seiner kleinen Münze über die Köpfe der Belagerungsarmee—und sein Rückzug oder Vorwärtsmarsch steht offen, um bald darauf wieder von einer anderen Bande umringt und auf dieselbe Weise wieder erlöst zu werden. Wie hungrige Wölfe stürzen sich dann natürlich Weiber und Kinder, Jünglinge und Männer über die Beute her, raufen einander die Haare aus, und wenn die Ernte vorüber, wird getanz und gesungen und getafelt. Seit Vertreibung der Bourbonen jedoch ist die Lage dieser armen, überreichenden und unmoralischen Bettlerarmee bedeutend verbessert und ihre Zahl vermindert worden, indem die Besseren von

ihnen auf mehr ehrlichem Wege ihren Unterhalt zu verdienen suchen. Unter dem Regiment der Bourbonen wurde diese unwissende, für Geld stets zu habende Volksklasse zu Aufständen und Demonstrationen aller Art benützt; überhaupt finden die Diener der alleinseligmachenden (?) Kirche unter diesem Gefindel unbedingten Gehorsam, und wehe dem, der Etwas sagt oder thut, das bei dem heiligen Stuhle zu Rom, oder seinen Agenten in Neapel, Mißfallen erregen könnte! Die Mönche und Priester durchwandern zu Tausenden die Straßen der Stadt, jeder Lazaroni ist ihr bereitwilliger Diener, und die männlichen und weiblichen Diener der ganzen Stadt und Umgebung sind so viele Hörcher und Agenten dieser sogenannten Diener des Herrn, daß tausende von Dolchen stets bereit stehen, irgend eine schwarze That auf Befehl der Priester zur Ehre Gottes auszuführen. Wie harmoniren hier Land und Leute?

Der Name Lazaroni wurde dieser Volksklasse Neapels im Mittelalter beigelegt, als unter ihnen eine ekelhafte Krankheit ausbrach, die derselben Art gewesen sein soll, wie die des ausfägigen Lazarus. (Lazarus und der reiche Mann.)

Neapel war früher die Hauptstadt der beiden Sicilien und ist jetzt dem Königreiche Italien einverleibt. Seine Lage ist, wie schon erwähnt, überaus reizend und gleicht derselben keine andere Stadt, selbst Genua, Constantinopel und Vissabon nicht, obgleich diese Städte eine überaus hübsche Lage haben. Jedoch entspricht das Innere der Stadt Neapel durchaus nicht dem Eindruck, den sein Panorama auf den Beschauer gemacht hat. Der alte Stadttheil stammt noch aus dem Mittelalter und hat enge, krumme und dunkle Straßen. In Beziehung auf Reinlichkeit läßt Neapel sehr viel zu wünschen übrig, und der zur niederen Klasse gehörige Neapolitaner verläßt um keines Bedürfnisses willen die Straße. Die neueren Straßen sind schöner, regelmässiger und breiter; namentlich ist die Toledostraße wirklich prächtig, welche die Stadt vom Norden nach Süden durchschneidet. Die Villa Nazionale ist ein von Gittern eingefasster Lustgarten, worin namentlich die prachtvollen Azazien und die reich blühenden Blumenbeete die erste Rolle spielen. Das Pflaster der Straßen ist sehr gut und dauerhaft und besteht aus Lavaquadern. Von den 300 Kirchen der Stadt ist die Santa Maria del Carmine die sehenswertheste, und die San Francesco di Paola die prachtvollste. An der Stelle des Domes, der aus dem 14. Jahrhundert stammt, stand früher ein Tempel des Neptun. (In der griechischen und römischen Mythologie—der Gott des Meeres.) Die Kirche Maria del Carmine enthält das Grab des Kaisers Konradin, des Letzten der Hohenstaufen, auch soll Masaniello, der Volksheld von Neapel, hier begraben liegen, welcher der Anführer des Aufstandes im Jahre 1647 gegen den spanischen Vizekönig war, der auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse hohe Steuern gelegt hatte. Masaniello vertrieb an der Spitze der Fruchthändler die Zollbeamten, verbrannte die Zollhütten und schlug Paläste und wurde erster Beamter der Stadt. Durch seine Ausschweifungen aber wurde er ein Opfer der Volkswuth.

Das Opernhaus, welches an das königliche Schloß angebaut ist, ist eines der schönsten in Europa. Neapel besitzt fünf öffentliche Plätze (Piazza's). In dem reich ausgestatteten Museum findet man Ausgrabungen von den früher von Lava verschütteten Städten Herculaneum, Pompeji und Stabia, wovon wohl die Bibliothek des Pappi das Merkwürdigste ist. Neapel besitzt die besuchteste Universität Italiens, welche schon im Jahre 1224 von Friedrich II. gestiftet wurde. Auch findet



man über sechzig Wohlthätigkeitsanstalten und Krankenhäuser, sowie ein Findelhaus. In dem königlichen Armenhause werden allein gegen 5000 Nothleidende untergebracht.

Im Norden von der Stadt liegen in der herrlichsten Lage die Kirchhöfe. Für die Armen, zu denen nicht allein die Lazaroni's gehören, besteht ein eigener Gottesacker. Dieser Armenkirchhof hat so viele geräumige Gewölbe, als Tage im Jahre. Morgens, beim Sonnenaufgang, wird die schwere steinerne Platte von einem dieser Gewölbe entfernt und alle die armen Todten, die den Tag über zur Beerbigung hierher gebracht werden, werden in diese tiefe, unheimliche Gruft hinabgeworfen. Ein Priester murmelt einige unverständliche Worte in den schauerhaften Behälter hinab und verschwindet eben so schnell wieder, wie er gekommen; vielleicht eine Schwester, ein Bruder, ein Vater, eine Mutter, ein Sohn, eine Tochter sendet dem von seinen irdischen Leiden Erlösten eine letzte Thräne nach—und Alles ist wieder still; nur das Ungeziefer reißt und streckt sich da drunten in dem ausgemauerten Kessel und befriedigt nach fast einjähriger Hungernoth seine quälenden Bedürfnisse. Sobald am fernen Horizonte die letzten goldenen Sonnenstrahlen dem Tage gute Nacht zuwinken, wälzen stumpfsinnige, schmuzige, pblegmatische Gestalten die große

Steinplatte wieder über die Oeffnung und das große Grab ist geschlossen, und wird nur wieder geöffnet an demselben Tage im folgenden Jahre. Zu Cholera- und Pestzeiten kommt es häufig vor, daß Halbtobte und Scheintobte in diese schreckliche Grube geworfen werden, und bei ihrem Wiedererwachen sich von Leichnamen, Gerippen und abscheulichem Ungeziefer und Gewürm umgeben fühlen. Aus dieser schrecklichen Gruft ist kein Entkommen. Würde der Schrei der Verzweiflung auch oben gehört werden, der Aberglaube und die Gefühlosigkeit und Trägheit dieser stumpfsinnigen Arbeiter des Armenkirchhofes würde es nicht zulassen, eine Grube zu öffnen und einen Unglücklichen aus seiner schrecklichen Lage zu befreien. Doch hoffen wir bald einer gewaltigen Veränderung der Dinge unter den blinden armen Menschen dieses von Gott so reich gesegneten Punktes der Erde. Die Macht des römischen Stuhles ist in Italien gebrochen, überall erheben protestantische Kirchen ihr Haupt gen Himmel und hoffen wir, daß unter dem Einflusse echt-christlicher Menschenfreunde dieser paradiesische Fleck von Gottes schöner Erde recht bald von Menschen bewohnt werde, die die lieben Gottesgaben dankbar zu schätzen wissen, und zur Ehre Dessen leben, der dieses irdische Paradies geschaffen hat.

## Ein Ausflug ins Riesengebirge.



Schlesien gehört mit zu den schönsten Provinzen des Königreichs Preußen, und darum hat auch der „o I l e F r i z“ vor mehr als 100 Jahren so hartnäckig mit der österreichischen Kaiserin Maria Theresia um den Besitz dieses herrlichen Stückes Erde gestritten, bis er es nach drei blutigen Kriegen errungen; diesen Verlust hat seine hohe Gegerin nie verschmerzen können, und ist die stete Feindin des großen Königs geblieben.

Schlesien zerfällt in Ober- und Niederschlesien, und wenn man von den romantischen Schönheiten dieses Landes spricht, so versteht man nur den letzteren Theil darunter, denn ersteres ist ein ebenes, sumpfiges und waldbereiches Terrain, ohne irgend welche Abwechslung, während die Bewohner desselben meist nur der polnischen Sprache mächtig sind. Doch wollen wir den Lesern hier keine trockene langathmige Beschreibung geben, sondern ihnen etwas von einem Ausflug mittheilen, den wir in früheren Jahren nach dem Riesengebirge in Schlesien machten.

„Wenn man eine Reise thut, so kann man was erzählen,“ sagt der alte „Wandsbecker,“ und da hat er ganz recht.

Die schönen Sommerferien waren gekommen, und ich hatte beschloffen in Begleitung eines Freundes und Schulkameraden das nur siebenzehn Meilen von Breslau entfernte Riesengebirge für einige Zeit zu besuchen. Max war ein herzensguter und gemüthlicher Junge, dem der Humor selten ausging, und darum hatte ich ihn mir zum Reisegefährten erwählt. — Wir fuhren also eines schönen Tages früh um 6 Uhr von der Hauptstadt Schlesiens fort, und sausten mit Sturmeschnelle auf die blauen Gebirgskuppen in der Ferne zu. Zwei Stunden lang fuhren wir durch ebenes Gelände, dann aber änderte sich die Scenerie; liebliche, waldbefränzte Hügel zeigten sich unseren Blicken, unterbrochen von blühenden Feldern und grünen, duftigen Wiesen. Nach und nach wurden die Berge immer höher und die Gegend nahm an romantischer Schönheit zu. Hier und da sah man die Ruinen alter Burgen und Schlösser durch die

unklen Tannenwipfel von steilen Felsen herabwinken; dann zeigten sich wieder in den stillen, weiten Thälern Dörfer und Städte, deren blanke Häuser und Kirchtürme uns gar traulich entgegentwinkten. Keuschend mußte das Dampfroß jetzt immer mehr bergauf, und oft umgab uns dichte Finsterniß, wenn es durch einen langen Felstunnel ging. Zu beiden Seiten thürmten sich mächtige Bergriesen empor, die zuweilen aus einander traten, um uns ein herrliches Panorama in das tiefer gelegene Land zu bieten. Nachmittags erreichten wir Hirschberg, eine ziemlich lebhafte Stadt, am Fuße des Riesengebirges gelegen. Von den lieblichen Schönheiten des Hirschberger Thales, mit seinen Burgen und Schlössern, seinen herrlichen Fernsichten und seinen Heilquellen zu schreiben, würde ein ganzes Buch füllen, jeder „Schlesinger“ weiß davon zu erzählen. — Mein Freund also und ich stiegen hier aus, denn nun sollte unsere Fußwanderung beginnen. Nachdem wir uns ausgeruht und unseren Körper durch Speise und Trank erquickt hatten, sahen wir uns vorläufig die Umgegend der Stadt an. Wir bestiegen den sogenannten Weibrichsberg, von wo wir eine entzückende Aussicht auf das ganze Riesengebirge genossen. Max, der zum ersten Male hier war, gerieth in förmliche Ekstase über die Fülle solch herrlicher Naturschönheiten. Um nur Alles recht deutlich zu sehen, beugte er sich soweit über das Geländer, welches den Gipfel einhegte, daß er das Gleichgewicht verlor und nach der anderen Seite einen Purzelbaum schlug, wo er den glücklicherweise nicht steilen Abhang noch eine ziemlich Strecke hinunterkollerte. Das gab nun unter den anwesenden Gästen und Reisenden ein furchtbares Gelächter, aber daraus machte sich mein Freund nichts, ja er lachte bald tüchtig mit. Gegen Abend bot sich uns ein wunderbares Schauspiel dar. Nemlich der Gipfel der Schneetoppe (der höchste Punkt im Riesengebirge) erglänzte in der untergehenden Sonne in einem herrlichen Rosa, während in den Thälern sich schon die Schatten der Dämmerung ausbreiteten. Allmählig erlosch dieser wunderbare Schimmer, und die Umrisse des Riesentammes verschwanden in dem wallenden

Nebel. Erfreut und gehoben durch all diese Genüsse suchten wir unser beschcheidenes Quartier auf, um uns für die Partie des nächsten Tages zu stärken. Doch daß im menschlichen Leben keine Freude vollkommen ist, mußten auch wir erfahren. Ich hatte nemlich noch keine 10 Minuten die Augen geschlossen, als Max zu stöhnen anfang; besorgt frug ich ihn um die Ursache, worauf er erklärte, ein eigenthümliches Jucken und Brennen an seinem Körper zu empfinden. Bald machte sich dasselbe Gefühl auch bei mir bemerkbar, und mit Schrecken erkannten wir, daß eine Heerde unverschämter Sechsfüßler ihren Blutdurst an uns zu stillen suchte. Den Rest der Nacht brachten wir nun so gut als möglich auf Stühlen zu; am anderen Morgen waren unsere Glieder wie geräbert, aber nach Einnahme eines tüchtigen Frühstückes fanden wir bald unsere Kräfte und gute Laune wieder, so daß wir vollständig marschfertig waren. Der heutige Tag sollte nun der Erstbesteigung der Schneekoppe gewidmet sein. Zu diesem Zweck fuhrten wir mit der Post nach Schmiedeberg, einem Städtchen dicht am Fuß der Riesenkoppe gelegen, von wo aus die Reisenden den Berg gewöhnlich zu erklimmen pflegen. Schmiedeberg selbst bietet außer seiner reizenden Lage nichts Interessantes; über sein holperiges Pflaster hätte Max dem dortigen Bürgermeister gern Vorstellungen gemacht, derselbe war aber, wie uns ein ehrfamer Bürger mittheilte, mit seinen Ochsen auf die Bergwiese gezogen.

Nachdem wir uns gehörig verproviantirt, ging die Bergtour los. Ein geebener Pfad windet sich in einer Schlangenlinie den Berg hinauf, so daß das Steigen selbst keine Schwierigkeiten verursacht. Wir kamen anfangs durch herrliche Waldungen. Schnurgerade schossen die mächtigen Fichten und Tannen in die Höhe, während der Boden mit einem weichen Moosteppich belegt war, aus dem Blumen und würzige Kräuter empor sproßten. Der blaue Himmel, die goldige Sonne und die frische balsamische Luft vereinigten Alles, uns in eine glückliche, fröhliche Stimmung zu versetzen. Von Zeit zu Zeit genoßen wir einen Fernblick in das Thal, und jubelten laut auf, denn der Blick auf die lieblichen Thäler und walldigen Berge war entzückend schön.—

Nun ging's immer höher und höher hinauf; manchmal begegnete uns eine Sänfte, in der sich ein Kranker oder ein reicher Engländer den Berg hinauf spediren ließ; zuweilen hörten wir einen gerade nicht melodischen Ruhreigen erklingen, mit dem sich auch unsere Stimmen vereinigen, wobei Max seinem Organ eine solch künstlerische Höhe zu geben suchte, daß eine gerade vorübergetragene nervöse Dame mit stummem Entsetzen ihr Nieschläschen zog und den Urheber des „Alpenjoblers“ mit gerade nicht freundlichen Blicken inspicirte. Je mehr wir uns dem Gipfel näherten, desto spärlicher wurde der Pflanzenwuchs; statt des Moores war der Boden meistens nur noch mit Steingeröll und Schutt bedeckt; die schlanken majestätischen Tannen und Fichten machten verkrüppeltem Kieferngesträuch, oder auch Knieholz genannt, Platz; es bildet die einzige Vegetation und stirbt nahe der Bergkuppe auch bald aus, so daß diese kahl und nackt in die Wolken ragt.

Aus dem Knieholz schnitzten die armen Gebirgsbewohner allerhand niedliche Sachen, welche von den Reisenden zum Andenken mitgenommen werden.—Nachdem wir nun ungefähr fünf Stunden gewandert, kamen wir zur Humpelbaube. Es ist dies eine Art Sennhütte, worin die Leute, gerade wie in den Alpen, des Sommers wohnen, und für Fremde stets Erfrischungen zur Hand haben. Die frische Milch und der appetitliche Käse mundeten uns vortreflich; wir sehten uns außen auf eine Bank und blickten in die herrliche Gottesnatur, die zu

unsern Füßen ausgebreitet lag. Eine große Gesellschaft war schon vor uns hier angelangt, die sich die trefflichen Forellen schmecken ließ, welche die reizenden Gebirgsbäche liefern; für unseren Beutel waren das freilich zu theure Fische; aber unser Butterbrot mit dem weltbekannten „Koppenkäs“ mundete unserm Magen deswegen doch ganz ausgezeichnet. Hier bekommt man auch die sogenannten Gebirgsstöcke zu kaufen; sie sind ungefähr 5—6 Fuß lang und oben mit einem Rübezahlkopf versehen, dessen langer gekrümmter Bart einen Haden bildet. Diese Stöcke werden von den Reisenden wohl nur der Curiosität halber gekauft, um so den armen Leuten etwas zu verbieten zu geben.

Nachdem wir unsere irdische Hülle wieder vollständig restaurirt und genugsam ausgeruht hatten, ging's wieder bergan. Von der Humpelbaube hatten wir noch eine Stunde zu „stiefeln“, um den Gipfel zu erreichen. Nun war aber Alles kahl, nichts als Steingeröll und große Felsblöcke waren zu sehen; zuweilen fanden wir Stüde, die mit Veilchenmoos überzogen waren; es ist dies ein hellgrünes zartes Moos, von überaus angenehmem Geruch, so daß solche Steine gern von den Besuchern des Gebirges gekauft werden.—Jetzt erblickten wir das Koppenhaus schon ganz nahe, und noch zehn Minuten und wir waren auf dem Gipfel, 4930 Fuß über der Meeresfläche!

Lieber Leser, welch entzückendes Panorama sich hier unseren Augen aufthat, das speciell zu beschreiben, ist meine Feder nicht im Stande. Weit, weit blickten wir ins Land hinein; wie Silberbänder wanden sich die Bäche und Flüsse durch die lachenden Thäler; Städte und Dörfer lugten aus den Thälern hervor; da blinkten von den walldigen Hügeln in der Sonne stille, friedliche Capellen, während von den steilen Bergen die Ruinen der alten Schlösser und Ritterburgen brohend hinabschauten, uns an eine poetische, sagenreiche Zeit erinnernd. Aber auch die anderen Häupter des Riesentammes standen uns hier gegenüber, das hohe Rad, die große und kleine Sturmhaube u. a. m. Ihre kahlen Gipfel ragten hoch empor und wurden fast beständig von Wolken umspielt. Sie und da blieb das Auge auf weiten Schneefeldern haften, die selbst beim heißesten Sommer nicht verschwinden.

Doch was war das! Noch eben im Anschauen der schönen Fernsicht versunken, umgab uns plötzlich ein Nebel, der so dicht war, daß man keine zehn Schritt weit sehen konnte. Wir eilten nun ins Koppenhaus. Letzteres vertritt ein Gasthaus, welches von einem unternehmenden Wirth hier oben errichtet worden ist. Natürlich sind die Lebensmittel in diesem „Wolkenhotel“ sehr theuer, denn es muß Alles mühsam vom Thale heraufgeschleppt werden. Als wir wieder ins Freie traten, bot sich uns ein wunderbares Schauspiel dar. Während wir über uns den schönsten blauen Himmel hatten, wogten unter uns die Wolken in phantastischen Gestalten hin und her; bald drehten sie sich im wilden Reigen, bald thürmten sie sich majestätisch auf; dann wurden sie wieder durch Felsspitzen zerrissen und bildeten Figuren, die im riesigen Maßstabe genommen, menschlichen Gestalten nicht unähnlich sahen. So ist die Sage vom Berggeist Rübezahl entstanden. Aus diesen Wolkenbildungen hat sich die lebhafteste Phantasie des Volksgeistes ihren Gnommen geschaffen; bald tritt er belohnend oder strafend, bald neckend oder zürnend auf. Wer von unseren Lesern, die in Deutschland geboren sind, hat nicht schon die schönen, von poetischem Zauber umwobenen Märchen über Rübezahl gelesen? Eine traute Jugenderinnerung für jeden alten „Schlesinger“!

Wolle drei Stunden hatten wir oben zugebracht; unser näch-



fies Ziel war nun die Elbwiese, wo die Elbe entspringt und die berühmten Schneegruben liegen. Wir hatten im Koppenhaus einige rohe Eier und etwas Brot erstanden, falls wir unterwegs nichts finden sollten. Lustig und heiterer Dinge gingen nun wieder bergab, den Schneegruben zu. Während wir noch im schönsten Sonnenschein dahin marschirten, verschleierte plötzlich wieder ein Nebel die ganze Gegend. Max wurde verdrießlich, und schalt Rubezahl einen hinterlistigen Gesellen. Schritt für Schritt gingen wir nun weiter; unglücklicherweise trat ich in eine Vertiefung und kam so unfreiwillig zum Sinken, und zwar gerade auf meine rohen Eier, die nun den Weg alles Fleisches gingen. Mein Reisegefährte wälzte sich schier vor Lachen über meine verdugte Physiognomie, und war nun sofort mit dem Berggeist ausgeföhnt; natürlich machte auch ich gute Miene zum bösen Spiel und so zogen wir fürbaß weiter. Nach zweistündigem Marsche erreichten wir die Schneegruben, an deren Rändern sich auch eine Baude (Sennhütte) befindet; sie sind etwa tausend Fuß tief, und ihr Boden ist viele Ellen hoch mit ewigem Schnee bedeckt; ein schmaler Wasserfall stürzt hier tosend in die Tiefe. Das Sonnenlicht übt einen wunderbaren Reflex auf diese Schneefelder aus, die dann in allen Farben schimmern. Ringsum erheben gigantische Bergcolosse ihre Häupter, von dufftigen Wolken umkreist; es war ein Bild wilder Romantik, mehr schauerlich als schön. Erst als die Abenddämmerung sich herabsenkte, trennten wir uns von diesem Naturgenuß, und schlugen unser Nachtquartier im Heuschouer hinter der Baude auf. Wir schliefen herrlich in dem dufftenden Heu, so daß ich Max am andern Morgen, da er noch schnarchte, daß es dem alten Rubezahl selbst nicht recht geheuer sein mochte, wiederholt mit einem Strohhalme die Nase kitzeln mußte, um ihn zum Erwachen zu bringen. Als Frühstück genossen wir frische Milch und Butterbrot, welches uns von den baidern Baudenbewohnern präsentirt wurde. Es war heute Sonntag, und ein herrlicher klarer Morgen; unsere Wanderung ging nun bergab; feierlich tönten die Glocken der Dorfkirchen empor, sonst herrschte tiefe Stille; vor uns lag die Erde in ihrem Festkleide, geschmückt wie eine Braut; in weiter dufftiger Ferne verschwanden die Hügel und Berge, aber über uns strebten die Gipfel des Riesentammes himmelan, von glänzenden Silberwolken umwoben. Ein Dörslein lag vor uns; leise brachte der Wind die Klänge der Orgel an unser Ohr; zahlreich wallten die Gebirgsbewohner zum Kirchlein:

„Dies ist der Tag des Herrn,  
Nur eine Morgenglocke nur,  
Und Stille naß und fern,“

so war's uns, als die Glockentöne verstummt, und wir die Kirche betraten. — —

Gegen Mittag langten wir wieder in Schmiedeberg an; andern Tags bestiegen wir den Rynast, ein sehr steiler Berg, der

nach einer Sette schroff abfällt; wer hat nicht von den Sagen der Ruine Rynast gehört; hier schaltete und waltete die schöne Runigunde, und jeder Ritter, der um sie freite, mußte zu Pferde die hohe Ringmauer umreiten; wehe ihm, wenn sein Roß strauchelte, er stürzte unfehlbar den schrecklichen Abgrund hinab. — Schaurig war es in dem finsternen Burgverließ, wo einst arme Gefangene schmachteten, tief unter der Erde. Eine enge Wendeltreppe führt zur Rinne des gewaltigen Thurmes empor, von der man eine herrliche Fernsicht auf die niederen Berggelände genießt.

Wollten wir den Lesern des Magazins alles Sehenswerthe und Interessante mittheilen, was hier die Natur bietet, so müßten wir ein ganzes Buch schreiben, aber wir berühren nur das Wichtigste, was wir auf unserer Reise angetroffen. — Zunächst galt unser Besuch dem sogenannten Zillerthal, am Fuße des Riesentammes; es ist dies eine Colonie von Throlern, welche vor mehr als hundert Jahren ihres protestantischen Glaubens wegen vom Bischof zu Salzburg ausgewiesen wurden, und denen hier die preußische Regierung ein Asyl gab; sie haben bis heutigen Tages noch ihre Tracht und Sitten erhalten, und sind ein arbeitames, wackeres Völkchen. — Auch dem meilenlangen Dorfe Krummhübel wanderten wir zu. Dies ist die Heimath der Kräutersammler; sie suchen mühsam die heilsamen, gewürzigen Gebirgspflanzen, um sie zu trocknen und dann zu verkaufen; sie werden bis nach Amerika versandt. — Ehe wir uns wieder nach Breslau zurückwandten, besuchten wir noch Rubezahl's Kangel und Rubezahl's Garten. — Felsmassen, die in ihrer größten Bildung menschlichen Formen sehr ähnelten.

Zum Schluß wollen wir noch den Lesern Etwas über die Bewohner des Riesengebirges sagen. Sie sind meist arme Leute, die sich vom Webstuhl nähren, die schlesische Leinwand ist ja weltberühmt. In Folge der zunehmenden Concurrenz, welche durch die Errichtung großer Dampfwebereien und Spinnereien ihnen erwächst, ist ihr Verdienst so herabgesunken, daß er nicht mehr hinreicht, sie und ihre Familien zu ernähren; es ist auf den großen Nothstand der armen Leineweber schon oft aufmerksam gemacht worden, und die Regierung hat bereits Schritte zu ihrem Besten eingeleitet. Ein Theil der Bevölkerung befaßt sich auch mit Ackerbau und Viehzucht, während in den Städten des Gebirges Manufactur und Industrie emporblühen.

Nun müssen wir von dem schönen Riesengebirge, das doch auch ein gut Theil Noth und Elend birgt, Abschied nehmen. Das schnaubende Dampfroß entführt uns wieder in die Ebene, der alten schlesischen Hauptstadt zu. Mit Wehmuth, und doch voll freudiger Erinnerungen eilen wir der Heimath entgegen. Ade ihr schönen Berge und trauten Thäler! Ade du freundlicher Lesers, doch setzen wir hinzu: Auf hoffentliches Wiedersehen!

M.

## Der Bahnwärter.

„Und um den Abend wird es Licht sein.“ Sach. 14, 7.

### II.



Daheim fand Werner seine Lieben im tiefen Schläfe. Ach ihr Schlaf war so gut, so süß. Sollte er sie wecken, um ihnen das schreckliche Ereigniß mitzutheilen? Das wäre die höchste Grausamkeit gewesen. Er konnte es nicht über das Herz bringen. Aber er konnte sich auch nicht von ihrem Anblick trennen. Er stand an den Thürpfosten gelehnt

und schaute feuchten Auges in die enge Schlafkammer, die der Mond hell erleuchtete. Dort lag sein junges, schönes Weib. Sie athmete so gesund, so leicht. Ihre Stirne war so glatt, so sorgenlos. Ach sie ahnte nicht, welcher Kummer fortan ihr Herz beschweren und ihr Leben vergiften, welche Sorge ihr Gesicht vor der Zeit alt und faltig machen würde. Ihr voller Arm lag wie schützend um ihren jüngsten, rothwangigen Lieb-

ling geschlungen, während ihr langes, blondes Haar sich mit den schwarzen Locken des älteren vermischte. Werner küßte wie zum Abschied Jedem leise die Stirn. Aber er vermochte nicht fortzukommen. „Schlaft sanft!“ schluchzte er. Er wollte noch weiter sprechen, allein Thränen erstickten seine Stimme. Der Mann litt Höllequalen. Er mußte sich zurückziehen, um nicht laut aufzuschreien. Draußen in der Wohnstube stand sein Nachteffen noch auf dem Tisch. Er berührte es nicht. Er hatte keine Lust zum Essen. Aber dessen Anblick erhöhte seinen Schmerz. Er sah daraus, seine Frau hatte ihn den Abend mit Gewißheit erwartet. Er hatte ihr es ja auch versprochen gestern, nicht auf die Jagd zu gehen. Sie hatte sich den Morgen, als ahne sie schon das nahende Unglück, an ihn gehängt und unter Thränen gefleht, daß er ihr sein Wort gebe. Er hatte es gegeben, und sie hatte darauf getraut. Mit sehnüchtigem Herzen hatte sie Stunde auf Stunde, Minute auf Minute geharrt. Aber er war nicht gekommen. Er hatte sein Wort im Leichtsinne gebrochen. Und nun war das, was sie schon lange geahnt und gefürchtet, nur noch viel schrecklicher hereingebrochen. Er war allein Schuld. Er hatte seine wilde Leidenschaft nicht zu zähmen vermocht. Heiß brennende Reuestränen stürzten stromweise aus seinen Augen und quollen zwischen seinen rauhen Händen hervor, in die er vor dem Tische sitzend sein Gesicht stützte.

Ach er hätte so glücklich sein können, er hatte die bravste, beste Frau von der Welt und die herrlichsten, liebsten Kinder und ein genügendes, befagliches Auskommen. Dieses Glück war nun für immer zerstört. Das Glück der Seinigen, die er so lieb hatte, für immer vernichtet. Er schlug sich mit der Faust vor den Kopf, daß es dröhnte, und riß verzweifeln an seinem Haar.

Dann schlich er wieder an die Kammerthüre. Mit rinnenden Thränen, den Tod im Herzen, kehrte er zurück. Auf einem schwarzen Wandchränken stand neben anderen Büchern eine Bibel. Darnach griff er jetzt als dem besten Troste im Leide, als der treuesten Urkunde göttlicher Liebe und Gnade. Allein er hatte nicht bedacht, daß der Mond kein sicheres Licht zum Lesen gewährt. Eine Lampe durfte er nicht anzünden, wenn er die Seinigen nicht wecken wollte. Er stellte darum die Bibel wieder an ihren Platz, aber mit einem Gefühl, als wollte sich auch der Himmel vor ihm verschließen. Es blieb ihm nichts übrig, als das Gebet.

Mit verzweifelnender Geberde warf er sich auf die Kniee, und um besser mit dem Himmel verkehren zu können, öffnete er das Fenster.

So hat er lange gelegen, das zerknirschte Gesicht und die gerungenen Hände zum Himmel erhoben und manchen Seufzer und manches Stöhnen aus seiner breiten Brust hervorstößend. So hat er lange für sich und die Seinen gebetet.

Als der junge Tag immer röther und heller im Osten emporstieg und der kühle Morgenwind seine heiße Stirne besäufelte, erhob er sich. Seine Verzweiflung hatte sich in milde Ergebung verwandelt. Er nahm jetzt ein Papier und schrieb darauf:

Liebe Anna!

Laß die Kinder heute nicht in die Schule gehen, sondern komme, sobald Du kannst, mit ihnen nach dem Wächthäuschen. Ich habe Dir etwas mitzutheilen. Es ist nichts Fröhliches, sondern eine Nachricht, die Dir wie ein zweischneidig Schwert durch die Seele bringen wird.

Ich habe Euch unglücklich gemacht. Wenn ich Alles ungeschehen machen könnte, wollte ich mir die Hand gliedweise ab-

schneiden lassen. Aber ich kann es nicht. Ich weine blutige Thränen.

Dein tief bereuender

Jacob Werner.

Dieses Papier heftete er mit einer Stecknadel an das Kopfkissen seiner Frau. Darnach küßte er noch Jedes leicht auf die Stirne, steckte einige Lebensmittel zu sich, und schlich sich hinaus, um seinen Posten an der Schlucht einzunehmen.

Als er in sein Wächthäuschen trat, war auch eben der erste Sonnenstrahl dort angekommen und beleuchtete sein liebes Handwerkszeug und seine unvollendeten Schnitzwerke, mit denen er sonst seine einsamen Stunden verbracht hatte. Aus den Räggen schallte ihm der übliche Morgengruß entgegen. Sein Staar krächzte: „Grüß Gott, Grüß Gott.“ Seine Schwarzbrossel sang: „Wach auf, mein Herz, und singe—dem Schöpfer aller Dinge!“ Und sein Blutstint ließ in vollen, runden Tönen die Melodie des wehmüthigen Volksliedes erschallen:

„Es bli-a-us ein Jäger,  
Wohl in sein Jägerhorn,  
Doch Alles, was er bli-a-us,  
Das war verlorn.“

Das Alles hatte sonst sein Herz erfrischt und erfreut. Heute stimmte es ihn unendlich wehmüthig. Er fühlte sich so fremd, so abgestorben. Es war ihm fast zu Muth, wie einem Abgeschiedenen, der neben seinem eigenen Leibe einherwandelt, oder als hätte er eine lange, undenkbare Zeit im Grabe gelegen und könnte sich nun nicht wieder ins Leben zurecht finden. Alles, was gestern noch seine Seele belebt und seine Thätigkeit ausgefüllt hatte, war plötzlich abgeschnitten und für immer dahin.

Wie eine leblose Maschine vollzog er seine Obliegenheiten. Wie eine leblose Maschine stand er da in seiner gewöhnlichen, strammen Haltung, als der erste Bahnzug vorüberbrausete. Er sah ihm noch lange nach, als der Zug schon längst im Tunnel verschwunden war.

Zum ersten Male fiel ihm ein, daß er ja auch hätte flüchten können. Und es wollte ihm fast leid thun, daß er es nicht gethan hatte. Aber augenblicklich verwarf er wieder den Gedanken. Sollte er den Verdacht des Mordes mitnehmen nach Amerika? Nein, nein, er wollte seine Sache verteidigen bis aufs Blut und alles Andere dem Willen Gottes anheimstellen.

Als er noch so dachte, trat seine Frau bleich und aufgeregt, an jeder Hand ein Kind, aus dem Tunnel hervor. Ernst und traurig sah Werner den Ankommenden entgegen. Schweigend reichte er Allen die Hand. Die Hand seiner Frau zitterte in der seinigen, und Thränen standen in ihren Augen, als sie zu ihm aufsaß und hastig fragte: „Was hast du denn, Jacob? So sage es doch! Ich sterbe fast vor Unruhe.“

Ueber das Gesicht des Mannes zuckte es in unsäglichem Schmerze. Er konnte kein Wort hervorbringen.

„Du fürchtest dich, es mir zu sagen?“ fragte seine Frau. „Das hast du nicht nöthig. O, ich bin stark. Ich weiß es ja auch schon, was dich drückt. Ich habe längst geahnt, daß diese Stunde kommen würde. Er hat dich also wirklich ertappt, der alte Brummbar, der Quast? Nun laß dir keine grauen Haare darüber wachsen. Was können sie dir am Ende viel thun? Deinen Dienst wirst du freilich verlieren. Sie werden dich auf ein Paar Monate einsperren. Die gehen herum. Und dann ziehen wir nach Amerika, wie du schon längst wolltest. Dort kannst du jagen und schießen nach Herzenslust.“

„So darfst du nicht mit mir sprechen, Anna,“ seufzte Werner. „Solche milde Worte habe ich nicht verdient. Du mußt mich schelten, mich Schändlichen von dir stoßen, der sein Wort gebrochen und deinen rührenden Bitten nicht Folge geleistet



und nun dich und die Kinder elend gemacht hat. Wie willst du die Schmach und Armuth ertragen, die jetzt über dich hereinbricht? Ich habe mich doppelt und dreifach an dir veründigt, du Arme. Aus Liebe zu mir hattest du Reichthum und Verwandte, Alles im Stiche gelassen und warst mir in das niedrige Bahnwärterhaus gefolgt. Statt dich dafür zu ehren und dir zu vergelten, mache ich dich jetzt zur Frau eines Verbrechers, eines Zuchthaussträflings, vielleicht gar eines . . . . . o, o, Anna, Anna!"

Der starke Mann zitterte und ward leichenblaß.

"Anna, es handelt sich nicht blos um Wildddieberei. Ich bin eines Mordes verdächtig. Er athmete auf, daß das Wort endlich über seine Lippen war. Aber seine Frau ward vor Schrecken wie ohnmächtig, so daß er sie in das Wachthäuschen tragen mußte. Ueber Wildddieberei hätte sie sich hinausgesetzt. Sie rechnete, wie die ganze Gegend, in der sie lebte, „Holzfrevel" und „Wildknappen," wie sie es dort nannten, nicht als volle Sünde, sondern als ein Durchbrechen unrechtmäßiger Schranken, aber ein Mord war ihr entsetzlich. Noch todesbleich im Gesicht rief sie: „Am Gottwillen, Jacob, du hast doch den Förster Quast nicht ums Leben gebracht?"

„Gewiß nicht!" antwortete ihr Mann. Gottes Gnade hat mich behütet, daß ich es nicht gethan habe. Ich bin überhaupt unschuldig an dem Mord. Aber er wird mich des Mordes anklagen und ich werde mich nicht reinigen können."

Er setzte ihr den ganzen Sachverhalt aus einander. „Ach, wenn du nur unschuldig bist, so wird es schon wieder gut werden," tröstete seine Frau. „Der gütige Gott im Himmel wird zu seiner Zeit die Stride der Bosheit zerreißen und deine Unschuld ans Licht bringen."

„Wir wollen es hoffen," sagte mit einem schweren Seufzer der Bahnwärter. „Aber ich kann nicht recht daran glauben. Mein Gewissen leidet es nicht. Ich habe mich zu schwer veründigt, als daß ich auf Gottes Gnade bauen dürfte. Ich fürchte, ich fürchte, daß wir durch schwere Trübsal hindurch müssen. Ich sehe kein Sternlein funkeln, nichts wie dunkle Nacht." Er hatte noch etwas, was er nicht zu sagen getraute. Er fuhr darum nochmals mit der Hand über sein Gesicht und murmelte in seinen Bart:

„Wenn ich nur nicht Lebenslang ins Zuchthaus wandern muß."

„Am Himmels Willen Jacob, das kann ja doch nicht sein. Du bist ja unschuldig," schluchzte das geängstete Weib.

Werner wußte Nichts zu ihrer Beruhigung. Er erwartete selbst das Schlimmste. Der Förster war ein unversöhnlicher, rachebüchtiger Mensch, der ihm längst den Tod geschworen hatte und der gewiß durch die körperliche Mißhandlung, die ihm widerfahren, noch mehr gereizt war. Die Umstände lagen aber für Werner ungünstig, daß es nur eines mißliebigen Zeugnisses bedurfte, um ihn mit aller Gewißheit zum Mörder zu stempeln. Er stöhnte bestiegen nur zu dem Schluchzen seiner Frau. Als aber nun auch die Kinder zu weinen begonnen, griff der unglückliche Mann verzweifelt in sein Haar, und Thränen rannten über seine gebräunten Wangen in den schwarzen Bart.

Da wuschte der Älteste der Knaben, der schwarzlockige Fritz, seine seuchten Augen ab und rief: „Sei nur still Vater. Wenn ich groß und stark bin, hole ich dich aus dem Zuchthaus heraus."

„Ach Kind," sagte sein Vater mit schmerzquendem Munde. Dein Wille ist tapfer und gut, aber dein Arm ist dazu zu schwach." Doch als er dem zehnjährigen Jungen in das schwarze von Liebe und Begeisterung leuchtende Auge sah, er-

griff es ihn mit wunderbarer Gewalt. Er wußte selbst nicht, wie. Zugleich schien die Sonne ganz und voll zu dem Zimmerchen herein, und der Blutstink begann die Melodie:

Befiehl du deine Wege,  
Und was dein Herz auch kränkt  
Der allertreuesten Pflege  
Deß, der die Himmel lenkt!  
Der Völkern, Luft und Winden  
Gibt Wege, Lauf und Bahn,  
Der wird auch Wege finden,  
Die dein Fuß gehen kann."

Der Mann blickte von dem Knaben auf den Vogel und von dem Vogel in den Sonnenhimmel hinein, und Schauer der Andacht rieselten über seinen Körper, einer nach dem andern. Es war ihm, als hätte Gott selbst zu ihm geredet.

Werner hat diesen feierlichen Augenblick sein Leben lang nicht vergessen. Die Erinnerung daran hat später oft sein zagenes Herz getrübt und gestärkt. Einmal ist sie ihm aber besonders lebhaft gekommen. Das war aber schon viel später.

Der zweite Zug melbete sich an und fuhr vorüber.

„Jetzt, Anna, ist es Zeit, daß du heim gehst," sagte Werner, „und sorgst für die Kinder. Sie haben noch Nichts getrunken. Ich verspüre auch Hunger." „Ach ich bliebe lieber hier, Jacob, laß mich bei dir bleiben. Mir ist so angst, so angst."

„So gehe doch Frauen! Du darfst die Kinder nicht leiden lassen."

Seinem liebevollen Drängen gab sie endlich nach.

Aber wenn nun Werner glaubte, sie dadurch dem traurigen Anblick seiner Verhaftung entzogen zu haben, hatte er sich arg getäuscht. Sie war schon längst wieder zurück, und sie hatten eine Zeit lang zu Mittag gegessen, da geschah erst das Schreckliche.

Ein Bahnzug, der das Thal herabkam, gab durch einige gelende Piffe das Signal zum Anhalten. Die Bremsen knarrten, die Räder klirrten. Immer langsamer kam das brausende, schraubende Ungethüm heran. Noch ein Knarren und Knirschen lief durch alle Räder und Bänder, und so stand es. Das plötzliche Stillhalten eines daherbrausenden Bahnzugs an ungewöhnlicher Stelle hat schon an sich etwas Aufregendes. Doppelt unheimlich war es für die Armen, die da ahnten, was kam. Ihr Herz stand stille. Eisalt lief es durch ihre Adern. Sie sollten bald Gewißheit haben. Die Thüre eines Wagens wurde geöffnet. Der Erste, welcher heraustrat, war der Förster Quast. Ihm folgten zwei Gensdarmen und die Untersuchungscommission. Der Zug ging weiter. Mit grellem Aufschrei verschwand er im Tunnel und ließ das Gericht mit den Unglücklichen allein.

Das Nächste, was jetzt geschah, war, daß die Gensdarmen Werner die Hände fesselten und ihn in die Mitte packten. Als seine Frau das sah, stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus und stürzte auf die Gensdarmen ein, um ihnen ihren Mann zu entreißen.

„Er ist unschuldig bei Gott im Himmel," rief sie, „Veründiget euch nicht an einem Unschuldigen!"

Der Förster trat ihr auf einen Wink des Untersuchungsrichters entgegen.

„Daß der Gerechtigkeit ihren Lauf, Anna!" sagte er.

„Was? Ihr, Ihr wolltet von Gerechtigkeit sprechen," rief sie ganz wüthend, „Ihr, der Anstifter des ganzen Bubenstücks! Aber wartet, es lebt noch ein gerechter Gott, und der wird es an Euch bringen, daß Ihr noch bereuet, was Ihr gethan habt,

Ihr harter, böser Mann.“ Sie sank völlig erschöpft zusammen. Es folgten jetzt noch etliche peinlich bange Stunden, die mit Besichtigung des Ermordeten, mit Verhören und Haus-suchungen hingebracht wurden. Werner hatte einen entschiedenen günstigen Eindruck auf den Untersuchungsrichter gemacht. Was er erzählte, hatte die Sprache der Wahrheit. Sein offenes, unbefangenes Wesen deutete nicht auf Mord, zum allerwenigsten auf Raubmord. Den Richter jammerte der schöne kräftige Mann, das unglückliche Weibchen und die prächtigen Kinder. Aber er durfte ja sein Herz nicht fragen, er mußte die nackten Thatfachen mit kaltem Verstande prüfen. Und da sprach Alles gegen den Mann.

Er war ein kühner Wildschütze gewesen, und somit an das Gefährliche und an freche Uebertretung der Gesetze gewöhnt. Er war neben einem noch nicht lange Erschossenen fast mit rauchender Flinte ergriffen worden. Er wußte Nichts anzugeben, auf welche Weise sonst der Ermordete ums Leben sollte gekommen sein, und mußte zugeben, daß außer ihm fast Niemand je die Schlucht betrat, zumal zur Nachtzeit. Auch machte ihn das noch verdächtig, daß er seine Flinte weggeworfen hatte, da man dadurch die aufgefundenen Kugel nicht mit der Weite des Flintenlaufes vergleichen konnte.

Allerdings blieb es eine unerklärliche Geschichte, wie der Fremde an diesen einsamen, entlegenen Platz gekommen war. Allein er konnte sich auf einem der frisch für die Fremden angelegten Waldbpfade verirrt und einen Ausweg auf der Bahn-

strecke gesucht haben. Man hatte ebenso keinen geraubten Gegenstand in der Wohnung vorgefunden. Allein es war ja Zeit genug gewesen, dieselben zu verbergen. Einmal hatte des Untersuchungsrichters Gesicht aufgeleuchtet, als er den alten Stollen entdeckte. Es war jedoch nur für einen Augenblick, denn der Förster erklärte, daß dieses Bergwerk schon seit Jahren nicht mehr gebaut würde und der andere Ausgang Stunden weit entfernt sei. Werner bestätigte diese Erklärung.

So wurde denn der Bahnwärter Philipp Jacob Werner wegen eingestandenen Wilddiebstahls, wegen Mißhandlung eines königlichen Försters und wegen dringenden Verdachtes, einen Raubmord begangen zu haben, verhaftet. Man beschloß den nächsten Bahnzug anzuhalten, um den Gefangenen weiter zu bringen.

Wieder dröhnten die Bremsen, wieder knarrten, klirrten und knirschten die Räder. Noch ein letzter Blick, noch ein letztes Schreien der Frau und der Kinder, dann ward die Thüre zugeschlagen. Das Dampftröpf pfiff gellend auf, und fort ging es mit immer hastigerem Athem. Fort, fort auf lange, lange Zeit. Die Frau lag auf der Erde und schluchzte, daß ihr schier das Herz zerbrach, und die Kinder schrieten um sie herum. Aber der Blutstink im Wachtbüschchen sang:

Es bli-a-us ein Jäger  
Wohl in sein Jägerhorn,  
Doch Alles, was er bli-a-us,  
Das war verlorn.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Hauptreligionen der Welt und ihre Stifter.

Quellenstudien von R. Matz.

### III.

#### Confucius.

**I**n nemlichen Jahrhundert, in dem Gautama Buddha in Indien dem Brahma und seinem Bedas den Todesstoß gab durch seine Lehre, trat in China ein neuer Religionsstifter auf, sein Name war Confucius; oder wie die Chinesen ihn nennen, Kong-fu-tsee.

Es muß zugestanden werden, daß Zeit und Umstände, in welchen solche Männer auftraten, viel zu deren Erfolg beitrugen; das Zeitalter, in dem sie lebten, ist uns behülflich, die Männer zu verstehen, während sie uns die Tendenz der Zeit erklären; darum ist es nothwendig in der Betrachtung dieses Mannes auch zugleich einen Blick in das Land zu thun, das ihn hervorbrachte.

Seit unvordenklichen Zeiten lebte ein Volk der mongolischen Race, völlig abgeschlossen von der übrigen Welt in eigenthümlicher Cultur und streng ausgeprägtem Nationalthum. Auf einer Seite das Meer und auf der andern eine 300 Meilen lange Mauer, so waren sie vor jedem Eindringling sicher; dort lebten sie allein und hatten nur einen Gegenstand der Bewunderung—ihren Egoismus. Dieses Land ist China.

Die Geschichte dieses Landes ist dunkel und unzuverlässig, denn sein Volk hat keinen Sinn für irgend Etwas, als das Alte zu erhalten. Die chinesische Nation hat bis jetzt Alles überlebt; aufgefundenen Porzellanwaaren mit chinesischen Schriften lassen weit über Moses hinaus-schließen. Chinas geschriebene Geschichte beginnt vor mehr als 2000 Jahren v. Ch., und seine Sprache hat sich durch drei Jahrtausende nicht verändert.

Confucius stammte aus einer Familie aus altem, aber ver-

armtem Adel in der Provinz So, und war etwa 551 Jahre v. Ch. geboren. Seine Eltern starben beide ehe er drei Jahre alt war; Alles, was er von seinem Vater erbt, war Muth, Tapferkeit, Ordnungs-liebe und einen Hang nach Büchern. Schon in früher Jugend zog er sich in die Einsamkeit zurück und studirte die „Kings,“ d. i. die fünf heiligen Bücher des himmlischen Reiches, so nannten die Chinesen ihr Land. Die Kings waren den Chinesen so heilig als die Bedas den Brahminen.

Indem er nun die entarteten Zustände seines Volkes mit dessen früheren Herrlichkeit verglich, fühlte er plötzlich den Beruf als Wiederhersteller der alten Einrichtungen aufzutreten. Er behauptete, der Mensch sei von Natur gut und tugendhaft, Alles was nothwendig sei, wäre ein gutes Beispiel, darum fing er an die Kings zu ordnen und Sinn für Recht zu verbreiten. „Meine Lehre,“ sagte er, „ist die, welche vor Alters war; ich habe nichts hinweg genommen und nichts dazu gethan.“ Die alte Ordnung war das Ideal seines Lebens, und er suchte sie bei Fürsten und Regenten einzuführen. Bald war er geehrt und mit Aemtern und Würden begleitet, dann wieder verbannt und verstoßen. Endlich verließ er den Hof ganz und predigte im Lande herum, und sammelte sich einen Anhang von 3000 Nachfolgern, aber lauter Missionare, die seine Lehre verbreiteten, zehn waren beständig um ihn, damit kein Wort seiner Lippen verloren ginge.

Seine Lebens- und Wirkungsgeschichte schildert er selbst am Besten: „Im fünfzigsten Jahre verlangte ich nach Weisheit; im dreißigsten war ich sehr am Suchen; im vierzigsten lernte ich ihre festen Prinzipien; im sechzigsten verstand ich Klar, was ich hörte und im siebenzigsten waren meine Herzenswünsche o



daß sie die Schranken des Gesetzes nicht mehr durchbrechen wollten.“

Das theologische System des Confucius, die Lehre von Gott, ist zweiseitiger Grund alles Seins: Gott ist *Yan* und *Yn*, d. h. Urkraft und Urstoff, der eine ist der Himmel, der andere die Erde; das dritte Glied der Gottheit ist der Mensch, der den Halt und das Gleichgewicht des Weltalls bildet. So hohen Werth legte er dem Menschen bei, daß er behauptete, die Quelle alles Glückes liege im Menschen selbst und müsse dort gefunden werden, welches geschieht durch die Befolgung der *King*s, d. i. die Lehren der heiligen Schriften. Wenn Confucius gefragt wurde über das höchste aller Wesen, war er ausweichend, wurde ungeduldig und strafte den forschenden Geist, indem er erklärte, daß solches nichts zu thun habe mit dem Glück der Menschen und den Pflichten des Lebens, sondern daß es bloß in unergründliche Tiefen hineinführe, die von keinem Nutzen seien.

Von einer Unsterblichkeit oder Fortdauer der Seele ist nirgends die Rede. Das Hauptbestreben Confucius war, die Menschen zurückzuführen zu den alten Gebräuchen, denn nur darin ist wahres Glück zu finden. Die größte Tugend des Lebens ist eine stumme Hingabe an und eine ruhige Fügsamkeit

unter die Gesetze. Es gibt keine Vergeltung nach dem Leben; ob ein Mensch glücklich oder unglücklich ist, hängt davon ab, ob er die heiligen Bücher forscht und befolgt. Oft sagte er: „Lerne erst dich selbst zu regieren, hernach eine Familie und dann werde ein Führer des Volkes.“ Liebe zur Familie, persönliche Demuth, Treue gegen das Vaterland, Forschen der heiligen Kings und Ernst im Leben waren das Ideal der Vollkommenheit eines Menschen in den Augen dieses Mannes.

Dieses wurde und ist bis heute die Staatsreligion China's; nur Buddhismus und Lar-tzei, ein Sectirer, fanden nebenher Eingang beim Volk.

Obgleich Confucius nie zum Opfern anhielt oder ermahnte, sondern bloß das Alte zu vergöttern suchte, so wurde er doch von seinen Nachfolgern selbst vergöttert. Das ganze Land ist voll von Tempeln zu seiner Verehrung erbaut und täglich werden ihm Thiere geopfert. Durch ihn gelangte der verarmte Adel seines Geschlechtes wieder zu Ehren und seine Nachkommen sind alle geehrt im Volk um ihres Ahnen willen.

Confucius trat seine öffentliche Lehrbahn im zwanzigsten Lebensjahr an und starb im Alter von etwa achtzig Jahren, mit der Befriedigung und im Selbstbewußtsein, daß er die Kings geforscht und sein Volk beglückt habe.



## Das todte Meer.

(Von R. Gerol.)



omm, Pilger, steig auf diese Felsenhöf'  
Und schau hinab in jenen düstern See.

Wie traurig hängt, gewittertschwül und schwer,  
Ein grauer Himmel, ob dem grauen Meer!

Wie schaurig schließt ein ödes Felsgestein  
Des trüben See's verfluchtes Becken ein!

Kein Palmbaum wiegt sein Haupt im Windeshauch,  
Kein Blümlein blüht, kein Beerlein reift am Strauch.

Kein Büßlein kränzelt diese schwere Flut,  
Kein Fischlein spielt im Wasser wohlgemuth.

Und fliegt ein Vogel ober durch die Luft:  
Er stürzt betäubt hinab zur nassen Gruft.

Und glänzt ein Apfel purpurn durch das Laub:  
Du rührst ihn an—und er zerstiebt im Staub.

Einst blühte hier ein Paradies voll Pracht,  
Hier ward gebüht, gesungen und gelacht.

Aus Marmorhallen, aus dem Rosenhain  
Erlangen üppig Klöten und Schalmey'n.

Im wilden Rausch der Lust vergaß man Gott  
Und trieb verrückt mit seinen Engeln Spott.

Zehn Fromme nicht im weiten Sündenpfuhl!  
Da stieg der Frevel bis vor Gottes Stuhl.

Da fuhr vom Himmel sein gezückter Blitz  
Und Feuer fraß den alten Lasterfig.

Da that sich auf der Hölle heißer Mund  
Und schlang den Gräuel in seinen Flammenschlund.

Und Stadt und Land, und Flur und Wald umher  
Gerann zum Schwefelpfuhl, zum todten Meer;

Zu zeigen all dem kommenden Geschlecht,  
Daß Gott der Herr noch heilig und gerecht;

Und daß die Welt mit ihrer Lust vergeht,  
Und Gottes Wort in Ewigkeit besteht.

## Wie Jonadab Kleber die sogenannten Kirchenfairs beseitigte

Frei nach dem Englischen von J. Jauch.

### I.

„Und der Herr rebete mit Mose und sprach: Sage den Kindern Israels, daß sie mir ein Hebopter geben; und nehmet dasselbe von Jedermann, der es williglich gibt.“ 2. Mose, 25, 1. 2.

Es ist wirklich ein purer Unsinn, nichts zu sagen von der Sündhaftigkeit, sich an dem kirchlichen Eitelkeitsmarkt zu theilnehmen. Aber was hilft's, ich muß hin und sehen, ob sich nicht einmal was Rechtes thun läßt, dem Unwesen ein Ende zu machen.“

So sagte eines Abends der alte Schreinermeister Kleber auf seinem Heimwege vor sich hin, während er daran dachte, daß eben an diesem Abend eine Rathsversammlung in seiner Kirche stattfinden solle, zur Besprechung einer abzuhaltenden „Fair.“

Jonadab—denn so nannte man ihn gewöhnlich—hatte sich zu seinem irdischen Fortkommen das Wort Oekonomie zum Wahlpruch gemacht, und sich auch getreulich daran gehalten, ohne jedoch dabei dem Geiz, als der Wurzel alles Uebels, im Geringsten zu fröhnen. Er und seine gleichgesinnte Gattin sparten beide, um desto reichlicher geben zu können, wo es noth that, ein Grundsatz, den leider von jeher nur Wenige gelernt haben. Beide waren Mitglieder einer christlichen Kirche, und als solche hielten sie sich aufs Theuerste verpflichtet, Selbsterleugnung zu üben, und es sich persönliche Opfer kosten zu lassen, um mit den ihnen von Gott verliehenen Gaben desto besser unterstützen zu können. Jonadab glaubte mit Capt. Webb, daß gleichzeitig mit eines Menschen Herz, auch seine Geldbörse belehrt werden müsse.

Selten ereignete sich etwas in der Kirche, das das Herz Jonadabs so sehr betrübe, als die alljährlich sich wiederholenden Kirchenfairs. Derartige Demonstrationen erschienen ihm stets ungeziemend und dem Charakter einer christlichen Gemeinde höchst unwürdig, man mochte denselben einen noch so religiösen Anschein verleihen wollen. Er glaubte, wenn die bedeutungsvollen Worte Jesu, von dem Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte irgendwo ihre volle Anwendung fänden, so müsse es bei derartigen Vorgängen sein, wo man die geweihte Stätte der Anbetung in ein Kaufhaus verwandelte, Joh. 2, 16. Ja, noch mehr, er hielt es für eine unehrliche Gelderpressung von Weltkindern, welches man billig in der Kirche aufmachen sollte.

Jonadab erhob daher stets seine Stimme gegen alle ähnlichen

Aufzüge in Kirche und Sonntagschule; aber immer wurden seine Vorschläge durch eine große Stimmenmehrheit übertönt, gleich wie einst die Stimme Pilatus vom Geschrei der Juden. Dieser für unseren Jonadab sehr betrübende Umstand trug viel dazu bei, seinen bisherigen Aufenthaltsort in der Stadt, nach Rutwah, einem anmuthigen Dörfchen, zu verlegen. Er meinte, diese Wechselertische, wie er es nannte, fände man eben doch nur in der von Eitelkeit und Modesucht strotzenden Stadtkirche. Aber hier im Land draußen, ja da müsse es besser sein. Wie erstaunte er, als er eben auch in Rutwah dieselben Gebräuche und Gewohnheiten antraf. So geschah es denn, als endlich die langen Herbstabende wieder einmal herbeikamen, daß eines Sonntagabends die zu Anfang unserer Erzählung erwähnte Versammlung annoncirt wurde. Was sollte Jonadab Kleber in der Sache thun? Sollte er zu der fatalen Geschichte gute Miene machen? Nein; er mußte versuchen seinen Einfluß, wenn möglich, dagegen geltend zu machen. Er beeilte an genanntem Abend seine Schritte, um bei der Eröffnung jener Kirchenversammlung rechtzeitig anwesend zu sein. Er traf in guter Zeit ein. Die Leute strömten von allen Richtungen herbei, viel zahlreicher, als Jonadab es seit seiner Vereinigung mit der Kirche wahrgenommen hatte. Jedermann schien nur mit „Fairgebankten“ erfüllt zu sein.

Nachdem die Versammlung vom Prediger mit Gesang und Gebet eingeleitet war, wurde sogleich der Zweck derselben bekannt gemacht, und von der stehenden Committee ein Finanzbericht abgestattet. Nach letzterem ergab sich ein Deficit von einhundertundzwanzig Dollars. Eine Kirchenfair, so meinte man, sei nothwendig, um die Schuld decken zu können.

„Aber geschäzte Brüder,“ fiel Jonadab ein, „könnte denn nicht die verlangte Summe auf andere Weise aufgemacht werden, entweder durch eine Subscription, oder auch durch eine Besteuerung? Mich dünkt, eine Gemeinde, bestehend aus 225 Mitgliedern, sollte vor einem Sümmechen von \$120 nicht bangen sein. Sehr viel unnöthige Mühe und Kostenaufwand könnte gespart werden, nichts zu sagen, von der Ungeziemlichkeit einer —.“

„Aber wir wollen eine Fair haben,“ erhoben sich jetzt fast gleichzeitig etwa ein halbes Duzend weiblicher Stimmen, den Jonadab in seiner Rede unterbrechend.

„Wir sehen auch nichts Unrechtes darin,“ rief Jemand. „Und rechts und links, und von allen Richtungen her, ließen sich Stimmen vernehmen zu Gunsten eines kirchlichen Aufzuges, so daß man unwillkürlich an jenen Jubelruf erinnert



wurde: „Groß ist die Diana der Epheser!“ Zonabab sah wohl ein, daß ferneres Argumentiren hier vergebliche Mühe sein würde, und hörte deshalb während den übrigen Verhandlungen schweigend zu. Er hatte indeß hinlänglich Zeit, bis zur Abhaltung der bestimmten „Fair“ über einen geeigneten Plan nachzudenken, dem Uebel entgegen zu wirken.

## II. Ein dunkles Bild.

„Der Frommen Weg meidet das Arge, und wer seinen Weg bewahret, der behält sein Leben.“ Spr. 16, 17.

Einige Tage nach der oben erwähnten Rathsversammlung begegnete Zonabab dem Kirchenältesten Gillman, welcher ihn folgendermaßen anredete:

„Ei, Bruder Kleber! Ich höre, Ihr seid gegen die Kirchen-fairs.“

„Ja wohl bin ich das, und zwar entschieden dagegen,“ erwiderte Zonabab ernst.

„Aber, mein Bruder! es ist eben doch das erfolgreichste Mittel, um Geld aufzutreiben.“

„Mag sein; aber wird es auch deshalb ein vor Gott zu rechtfertigendes Mittel sein, weil es erfolgreich und wie bei den Jesuiten, der Zweck heiligt? Soll der Zweck auch die Mittel heiligen?“

„Je nun,“ versetzte der Älteste zögernd, während er sich mit den Fingern durch das Haar strich. „Ich habe, das muß ich eingestehen, noch nie besonders darüber nachgedacht. Es ist eben nun einmal so bei uns eingeführt und zur dringenden Nothwendigkeit geworden, vermuthlich, wie unsere Nähvereine und andere Gesellschaften auch. Eine jede dieser Anstalten wird wohl ihre besondere Bestimmung haben.“

„Das habe ich denn wahrscheinlich den Meisten von euch voraus,“ sagte Zonabab, „daß ich über die Sache nachgedacht und dieselbe durchaus aut habe, und deshalb im Stand bin, auch Gründe für meine Ansicht zu geben. Ich behaupte, daß derartige Veranstaltungen sehr viel Anlaß zur Verschwendung und Eitelkeit geben. Neun Zehntel der dort feil gebotenen Sachen sind Luxusartikel, und sei nun der Käufer solcher Waaren reich oder arm, das dafür verausgabte Geld ist reine Verschwendung. Bei Leuten von geringen Lebensverhältnissen sollte das Bedürfnis die Hauptbedingung aller Ausgaben bilden, während unnötige Ausgaben auch selbst bei Reichen als Verschwendungssucht zu betrachten ist. Bedenkt man ferner die durch solche Zusammenkünfte beständig zunehmende Fleischlichkeit und Verweltlichung der Kirche, wer muß da nicht von den verderblichen Folgen dieser „Eitelkeitsmärkte“ überzeugt werden? Wäre es nicht besser für die Welt und besser für die Kirche, wenn ein Jeder freiwillig und von Herzen das Seinige zum Bau Zions beitrüge?“

„Ei nun, Bruder Zonabab, das heißt die Sache allerdings von einer ersten Seite angeschaut, und Eure Argumente sind auch nicht gerade zu verwerfen. Doch lehrt mich meine nun dreißigjährige Erfahrung, daß die von uns angenommene Maßregel sich als die probateste erwiesen hat. Guten Morgen!“ und mit diesen Worten entfernte er sich eiligst.

Zonabab ging nichts desto weniger zur kirchlichen Ausstellung, aber nur um fernere Beobachtungen anzustellen und Items zu späterem Gebrauch für seine Argumente zu notiren. Diesmal wurde die Fair in einer gemietheten Halle gehalten. Wer aber beim besten Willen nichts finden konnte, wofür er ohne Gewissensscrupeln sein Geld hätte können ausgeben, das war unser Zonabab. Er ging an der Seite seiner Gattin an den verschiedenen Buden auf und ab; aber überall sahen sie

lauter Dinge, die er bei etwaigem Ankauf als nutzlose Waare in irgend eine Ecke seines Hauses hätte hinstellen oder legen müssen. Sie kauften daher etwas Confect für die Kinder, und für sich selbst zur Erfrischung einige Glas Limonade am sogenannten „Jakobsbrunnen.“ Dieser wundervolle Springbrunnen entsandte sowohl heiße Ströme von Kaffee und Thee als Limonade.

Erschöpft vom vielen Umhertwandern kamen sie auch noch an einem Nebengemach vorbei, aus welchem ihnen ein furchtbarer Dualim von vielen brennenden Cigarren entgegen kam. Und Zonabab machte dabei die allerdings etwas satyrische Bemerkung: das müsse wahrscheinlich die Stätte des Räucherens sein. Da er aber keinerlei Gebrauch von dem Kraut mache, so könne auch leider hier nicht auf seine Rundschaft gezählt werden. Dessenungeachtet stellte er auch hier seine Beobachtungen über die verschiedenen Vorgänge an. Zwei üppig gekleidete Dämchen standen hinter dem Tisch und verkauften Cigarren an eine wilde, lärmende Menge, von welcher Mancher sich selten im Hause Gottes blicken ließ. Abseits von den Uebrigen im Gedränge standen zwei junge Männer, welche sofort durch ihre gegenseitige Unterhaltung die Aufmerksamkeit Zonababs auf sich lenkten. Er erkannte sie als gemeine Straßenlungerer, die eben auch jetzt durch ihre ganze Haltung die unverkennbarsten Beweise dafür lieferten, daß sie sich an einem viel stärkeren Getränk gelabt hatten, als an demjenigen, das dem Jakobsbrunnen entquoll. Und wenn auch nicht völlig betäubt, so hatten sie doch hinlänglich, um sie recht geschwätzig zu machen, und Folgendes bildete im Wesentlichen ihr gegenseitiges Gespräch:

„Diese Kirchenfairs werden anfangs so ziemlich lustige Anstalten, meinst du nicht auch, Hoyt?“

„In der That, Walter. Dieses Rauchzimmer da ist wirklich charmant. Sie sollten aber doch auch einen Schenktisch dabei haben.“

„Ja, das wäre was Süßes, und es zöge einen noch größeren Haufen, als irgend was sonst. Es würde ihnen sicherlich nicht viel Schaden zufügen, nur für einen einzigen Abend. Sie könnten ja gleich darauf wieder eine Betstunde halten, ein paar Zthranen vergießen und da droben Alles wieder gut machen,“ sagte der erste Redner, und lachte selbstgefällig über seinen Witz.

„Versteht sich,“ meinte Hoyt. „Geld ist's ja, wonach wir Alle haschen, diese Frömmel da nicht weniger. Sie locken es aber viel lieber aus uns armen Sündern heraus, als in ihre eigenen Taschen zu greifen und ihre kirchlichen Auslagen zu bestreiten. Die Selbstverleugnung, von der sie so nachdrücklich predigen, ist lauter Larifari.“

„Selbstverleugnung!“ wiederholte Walter mit einem Fluch. — „Sie schützen stets Armuth vor, aber sieh' nur, ihre Mannspersonen rauchen — ihr Prediger nicht ausgenommen — soviel als irgend ein sogenannter Weltmensch. Dagegen hat aber natürlich ihr Kirchenältester, der alte Gillman, kein Wörtchen einzubringen. Er weiß auch warum: er verkauft mehr Cigarren und Tabak als irgend ein Händler zehn Meilen im Umkreis von Rutwah.“

„Das eben ist's auch — wie ich von Dr. Jones höre — was ihrem Prediger fehlt: er raucht zu viel. Und weißt du was, Walter,“ fuhr Hoyt in seiner Rede fort, seinen Kameraden auf die Schulter klopfend. „Verlaß dich darauf, innerhalb einem Jahr müssen diese frommen Leute wieder eine Fair veranstalten, um ihres Predigers Reisegeld nach Europa aufzutreiben, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit. Und natür-

lich wird solches einer geheimnißvollen Vorsehung zugeschrieben."

Beide lachten laut über den witzigen Einfall, worauf Walter das Gespräch abkürzend noch sagte: „Meine Cigarre ist aus, laß uns hinüber ins Wirthshaus.“

Sie gingen. Ihre Unterredung machte aber einen wehmüthigen Eindruck auf das Herz Jonadabs. Sie verfehlte übr-

gens auch den Zweck nicht, ihm noch kräftigere Argumente gegen die Fairs zu liefern und ihn zugleich auf einen neuen Plan aufmerksam zu machen, falls er mit ferneren Beweisführungen nichts bezwecken sollte.

Jonadab Kleber begab sich frühzeitig nach Hause, über das Gesehene und Gehörte nachdenkend.

(Schluß folgt.)



## Vom Sklaven zum Bischof.

Von W. G.

Unverbotten geht das Wort,  
Heute noch durch alle Lande,  
Ueber Meere schwamm es fort,  
Brach durch Ketten und durch Bande;  
Freudig, wie der Herr befahl,  
Wallten seine Friedensboten  
Segnend über Berg und Thal,  
Unverbotten, unverbotten.

Gerol.

**M**an sagt oft von Leuten, welche sich auf unerwartete Weise aus der Niedrigkeit ihrer Stellung zu Ehren und Würden emporarbeiten: „Dem ist es auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß noch dieses oder jenes aus ihm werden würde.“ Dieses gilt auch von dem Manne auf dem Bilde da—Bischof Crowther. Ja, eine Wiege wird er wohl nie gehabt haben, außer wenn ihn seine Mutter im Bambuskästchen an einen Baumaß hing und dem fächelnben Zephyr das Schaukeln überließ. Wie veränderlich und wechselvoll ist doch das Loos mancher Sterblichen.

Dort spielt der muntere Krauskopf, der kleine elfjährige Abjai, mit seinen Geschwistern und Kameraden bei der Hütte seines Vaters, welche im fernen Benin im Palmenschatten steht. Ahnungslos jubelt die fröhliche Kinderschar und ihr heiteres Jauchzen hallt lustig in den grünen Dattelwaldungen wieder. Plötzlich bricht eine Horde buntbemalter, wildaussehender Männer von einem andern Stamme aus dem Walbesdunkel hervor und drängt bewaffnet auf die ahnungslosen Einwohner ein. Aller Widerstand ist durchaus nutzlos. Wer sich widersetzt, wird herzlos niedergehauen. Wildes Geschrei, Schluchzen und Stöhnen tönt durcheinander; die Männer setzen sich zur verzweifelten Gegenwehr mit Pfeil und Bogen; aber alles ist umsonst. Die Sklavenräuber sind besser bewaffnet, und die armen Leute müssen sich der Uebermacht fügen. Das Dörfchen, das noch kurz vorher so friedlich im Palmenschatten ruhte, wird verbrannt, die Männer, welche sich vertheidigten, niedergemacht, und die armen Weiber und



Kinder unbarmherzig abgeführt, um als Sklaven verkauft zu werden. Unter diesen war auch der kleine Abjai, seine Mutter, seine zwei kleinen Schwestern und seine Cousine. Von seinem armen Vater hat man nie wieder etwas gehört.

Die armen hilflosen Opfer wurden zusammengetrieben und wie Schlachtvieh unter dem glühenden Sonnenbrande fortgetrieben. Welch eine mühevolle Reise muß dies gewesen sein, doppelt schrecklich, weil es einem so traurigen Ziel entgegen ging, denn Trennung und Sklaverei stand ihnen bevor; und ehe noch die Sonne dieses Tages unterging, war der kleine Abjai schon gegen ein Pferd ausgetauscht worden. Glücklicherweise gefiel dem Sklavenräuber das erhandelte Pferd nicht, und deshalb wurde der Tausch wieder rückgängig gemacht; somit konnte Abjai noch einige Zeit länger mit seiner Mutter und seinen Geschwistern zusammen bleiben. Bald aber wurde er gebunden und auf den Sklavenmarkt geführt, woselbst ihn eine mahomedanische Dame kaufte, um ihn als Aufwärter zu dienen. So trostlos und heimwehkrank fühlte sich das arme Kind in der Sklaverei, daß es sich oftmals den Tod wünschte; ja einmal versuchte es sogar sich mit seinem Gürtel zu erdrosseln; aber das liebevolle Auge Gottes, das er damals noch nicht kannte, wachte über ihn, und bereitete seine Pläne. Gott hatte andere Arbeit für den Knaben zu thun.

Weil Abjai aber so niedergeschlagen war, befürchtete die Dame er möge sterben und sie somit ihr Geld verlieren; deshalb verkaufte sie ihn an portugiesische Sklavenhändler für eine Portion Rum und Tabak. Ein eigenthümlicher Kaufpreis für einen zukünftigen Bischof! Seine neuen Herren verkauften ihn dann nach Lagos. Dort wurde er mit einhundert und achtzig andern kranken, halbverhungerten Opfern auf ein Schiff verpackt, und dieselben dann gleich einer Ladung Schafe ihrem Bestimmungsort entgegen gefahren.

Ein Sklavenschiff mit den schauerhaften Auftritten, welche sich auf demselben ereignen, zu schildern, will ich nicht versuchen. Es ist zu schrecklich — zu unmenschlich. Danken wir Gott, daß jene Schreckenszeit vorüber ist, und freuen wir uns, daß das Schiff, auf welchem Abjai und seine Leidensgenossen sich befanden, von zwei englischen Schiffen, welche auf solche Menschenräuber fahndeten, gefangen genommen und dadurch die

noch lebenden armen Opfer einem Leben des Jammers entrisen wurden. Wie glücklich müssen sich die halbverschmachteten Schwarzen gefühlt haben, als sie an Bord des englischen Schiffes traten, denkt ihr. Aber dies war durchaus nicht der Fall; sie zitterten vor Angst und Schrecken. Die Portugiesen hatten ihnen nemlich gesagt, sie würden jetzt getödtet und verzehrt werden, und die Haufen Kanonenkugeln auf dem Verdeck der Kriegsschiffe wurden ihnen als getroffene Schädel von schwarzen Schiffsalagenossen bezeichnet, welche die Engländer schon verzehrt hätten. Als sie jedoch die freundliche Behandlung von Seiten der englischen Schiffsmannschaft vernahmen, als sie merkten, daß Ketten, Schläge und Hungerleiden hier unbekannte Gäste seien, machte die Furcht einer herzlichen Freude Platz. Sie wurden nun nach Freetown, an der afrikanischen Küste gebracht, und Abjai mit einem kleinen Mädchen Namens Nsano in die Missionschule gesandt, woselbst freundliche Lehrer alles aufboten, sie aufzumuntern und zu beglücken.

Jetzt, nicht länger mehr ein Sklave, sondern ein freier Knabe, zeigte sich erst die erstaunliche Fähigkeit des kleinen Abjai, die ihm gestellten Aufgaben in der Schule zu meistern. In drei Tagen lernte er das ganze Alphabet, und in sechs Monate las er ziemlich fertig im Neuen Testament. Seine Lehrer, die großen, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Fähigkeiten des Knaben bemerkend, ließen sich keine Mühe verdrücken ihm auf alle mögliche Weise voran zu helfen; und nach drei Jahren wurde er, nach gründlichem Unterricht in der christlichen Heilslehre, und einem kräftigen Glaubensbekenntniß durch die heilige Taufe in die christliche Kirche aufgenommen, und erhielt den Namen Samuel Abjai Crowther. Nachher wurde er als Prediger ordinirt — oder als Evangelist gekrönt, wie seine Landsleute es nannten. Er hat die Bibel in seine Muttersprache übersezt, und im Jahre 1864 wurde er zum Bischof geweiht.

Wie manches glänzende Talent, welches, gleich diesem kleinen Abjai ein auserwähltes Rüstzeug in der Hand des Herrn, zur Rettung unsterblicher Seelen werden könnte, verkümmert unter dem Drucke des Seidenthums, weil ihm die Gelegenheit zur Entwicklung — weil ihm die Kenntniß des seligmachenden Evangeliums fehlt.

## Montenegro und Stwas aus dem Orient.

Von Marcellus Heimhüger.

### III.

Aus dem Koran.

**Cap. IV. B. 78:** „Fechtet also für die Religion und wider die Freunde des Satans. B. 93: Ergreift und tödtet sie, um sie (nemlich alle Jene, welche, nachdem von ihnen schon Viele oder die Meisten ermordet sind, nicht mehr im Stande sind, sich zu vertheidigen), wo ihr sie antrefset, zu besiegen. Denn diese sind Solche, über die euch Gott deutliche Macht gegeben.“

**Cap. VIII. B. 62:** „Darum rüstet euch gegen sie aus mit aller Kriegsmacht, so viel euch möglich, daß ihr den Feinden Gottes, und auch euren Feinden, und Anderen ihres Gleichen, Schrecken einjaget, wenn ihr sie gleich noch nicht kenne; Gott kenne sie aber, und was ihr immer zur Vertheidigung des Weges Gottes, oder der Religion anwenden werdet, das soll euch alles wieder gut gemacht und belohnet werden. B. 66: O du Prophet! Muntere die Gläubigen zum Kriege und

Streite auf. Wenn von euch nur Zwanzig sind, so sollen sie Zweihundert überwinden, und wenn ihr Einhundert stark seid, so sollt ihr Tausend überwinden von den Ungläubigen (von Jenen nemlich, die nicht zum Alkoran stehen). B. 68: Sonst ist keinem Propheten erlaubt gewesen, daß er Gefangene besitze (d. h. daß er Gefangene leben lasse), als bis er eine große Niederlage unter den ungläubigen Feinden angerichtet.“

**Cap. IX. B. 74:** „Darum, o du Prophet! führe Krieg wider die Ungläubigen und Heuchler, und handle strenge gegen sie; denn ihre Wohnung wird schließlich die Hölle sein. B. 91: Denjenigen, die Gottes Gesandten (dem Mahomed) nicht glauben, muß eine schmerzliche Strafe widerfahren. (Während des griechischen Freiheitskrieges wurden die christlichen Gefangenen von den Türken theils als Sklaven verkauft, theils durch alle ersinnlichen Martern gepeinigt; z. B. man goß ihnen glühendes Blei in die Ohren und den Mund, stach sie mit glühenden Eisenspißen durch Nase, After etc.) Von Jenen, welche

nicht für den Koran in den Krieg ziehen wollen, sagt der Koran: B. 96: Sie sind ein Gräuel, und ihre Wohnung wird die Hölle sein zum verdienten Lohne für ihren Ungehorsam. B. 97: Wenn ihr auch schon wolltet mit ihnen zufrieden sein, so will doch Gott kein Wohlgefallen an ihnen haben, als an Leuten, die Missethäter sind."

Das Merkwürdigste ist, daß Mahomed so vermessen zu sein wagte, zu behaupten, daß besagte Schriftstellen, und überhaupt der ganze Koran ihm von Gott eingegeben worden, als ob Gott Wohlgefallen hätte, an Denen Grausamkeit zu üben, welche nicht willig sind, sich von falschen und betrügerischen Lehren einnehmen zu lassen. Aber das Papstthum ist mit dem Mahomedanismus in dieser Lehre gleich; denn Ersteres behauptet, seine Rechte von Gott empfangen zu haben und verdammt alle Jene in den Pöbel der Hölle, welche daran zweifeln. Der Mahomedanismus hat übrigens nicht mehr Mordthaten und Grausamkeiten auf dem Gewissen als das Papstthum, welches ein Gesandter jenes Kaisers Phokas ist, der den Kaiser Mauritius sammt Weib und fünf Kindern ermorden ließ, um den Thron usurpiren zu können, wo für das Papstthum unter Bonifaz III. aus Gegengefälligkeit den Mörder von diesen Verbrechen freisprach. Man stelle das Papstthum und den Mahomedanismus neben einander, und man wird finden, daß es schwer, vielleicht unmöglich ist, zu unterscheiden, welches von Beiden ein größerer Vagabund, Betrüger und Gotteslästerer, mit Einem Worte, welches schlechter als das andere ist.—Wenden wir von diesen übertünchten Gräbern (Matth. 23, 27—28.) unsere Blicke wieder auf die Montenegrier.

Sie sind fortwährend kampflustig und kampfbereit, und tragen immer, selbst bei friedlichen Beschäftigungen, ihre Waffen, welche in Flinte, Pistolen, Patagan (krummen türkischen Säbel) bestehen, mit sich; wozu noch eine stets mit Schießbedarf gefüllte Patronentasche kommt. Sehr häufig üben sie sich im Schießen nach einem bestimmten Ziele, daher ihre außerordentliche Geschicklichkeit und Sicherheit im Treffen. Hunger und Entbehrungen aller Art ertragen sie heiteren Muthes; sie erklettern Felsen wie Genssen, und schwingen sich über Gräben und Klüfte ohne Mühe, indem sie sich ihrer langen Flinten als Stützen bedienen. Feindliche Ueberfälle haben sie bei der natürlichen Beschaffenheit ihres Landes nicht zu befürchten;

doch bewachen sie ihre Grenzen stets, und vermögen binnen 24 Stunden ihre Streitkräfte auf dem bedrohten Punkte zu versammeln. Sie suchen gewöhnlich den Feind in die Berge zu locken, wo dann seine Vernichtung gewiß ist. Im feindlichen Lande beweisen sie sich als ungezügelter Barbaren, indem sie Alles, was ihnen in die Hände fällt, mit Feuer und Schwert verüben. Nehmen sie einen bewaffneten Feind gefangen, so schlagen sie ihm nach türkischem Gebrauche den Kopf ab; nur diejenigen werden verschont, welche sich vor dem Kampfe ergeben. Sie selbst wehren sich bis zum letzten Athemzuge, und ist einer von ihnen so schwer verwundet, daß er unfähig ist, sich selbst zu retten, so hauen ihm seine Kameraden den Kopf ab, um nicht lebendig in die Hände der Feinde zu fallen, welches sie für die größte Schmach ansehen. Diesen Freundschaftsdienst erweisen sie selbst ihren Mitverbündeten, um sie vor der Schmach der feindlichen Gefangenschaft zu retten. Im Jahre 1806 sah sich eine Abtheilung der mit den Montenegriern verbundenen Russen beim Angriffe auf Klobuk zum Rückzuge genöthigt; einer ihrer Officiere fiel vor Erschöpfung zu Boden; mitleidig und um ihm den letzten Freundschaftsdienst zu erweisen, trat sogleich ein Montenegrier zu ihm mit gezogenem Patagan und sagte: „Du bist tapfer und willst ohne Zweifel, daß ich dir den Kopf abhaue; sprich ein Gebet und bekreuz dich.“ Entsetzt über dieses Anerbieten sprang der Officier auf und hatte Kräfte genug, um die Seinigen zu erreichen. Im Kriege führen sie als Proviant nichts weiter bei sich als ein Stück Brod und Käse, etwas Knoblauch und ein wenig Brantwein. Sie sind im Stande, jede Witterung auszuhalten, und mit einem drei- oder vierstündigen Schläfe auf nackten Felsen und unter freiem Himmel sind sie zufrieden. Nach dem Gesechte wird gesungen und getanzet oder geplündert, worin sie Meister sind. Von Durst nach Beute getrieben, unternehmen sie auch beständig in kleinen Abtheilungen Streifzüge in die benachbarten Länder. Doch ist jetzt dies Letztere nicht so häufig mehr der Fall als wie früher, weil ihre Zustände immer mehr und mehr verbessert werden. Ihre Priester oder Popen nehmen selbst thätigen Antheil am Kampfe; ja sind gewöhnlich beim Rufe zur Schlacht die Ersten, die sich melden, und schlagen sich an der Spitze ihrer Weichkinder (auch in der griechisch-katholischen Kirche ist die Ohrenbeichte eingeführt) gar tapfer.

(Schluß folgt.)

## Ein sprechender Menschenfreund im Federgewande.

Von W. Mühlfeld.

**B**ekanntlich sollen wir Menschenkinder nach der Theorie des berühmten Allerwelts-Kraft und Stoff-Philosophen Büchner von einem Uraffen abstammen, und uns allmählig erst zu jenem zweibeinigen Wesen entwickelt haben, welches uns jeder Spiegel in Figura zeigt.

So spaßhaft und lächerlich uns nun die Hypothese dieses großen „Gelehrten“ erscheint, müssen wir doch die Thatsache zugestehen, daß der Affe vermöge seiner Gestalt und Nachahmungstriebes dem Menschen in mancher Hinsicht sehr ähnelt. Auch durch seine geistigen Fähigkeiten ist er den meisten andern Thieren weit überlegen.

Dieselbe bevorzugte Stellung, welche dem Affen unter dem vierfüßigen Geschlecht eingeräumt ist, nimmt der Papagei unter dem lebenswürdigen Federvieh ein. Man nennt ihn

mit Recht den Affen unter den Vögeln. Wir wollen den geneigten Leser hier mit keiner langen, naturgeschichtlichen Abhandlung über dieses ohnehin schon so bekannte Thier in eine gelinde Verzweiflung bringen; unsere löbliche Absicht ist vielmehr, die hervorragenden Eigenschaften des letzteren etwas näher zu beleuchten und einige interessante Belege dafür anzuführen. Doch vorher sei uns gestattet, die „Familienangelegenheiten“ des Papageis in einigen wenigen Punkten flüchtig zu berühren.

Man kennt über 200 Arten von Papageien, die sich alle durch Mannigfaltigkeit und Schönheit ihres Gefieders auszeichnen. Ihre Größe variiert von der eines Rabens bis zum winzigen Sperling herab. Der kurze gebogene und starke Schnabel macht es ihnen leicht, die härtesten Nüsse aufzukna-





### Wie viel Uhr ist's?

den, während sie mit ihrer weichen, fleischigen Zunge menschliche und thierische Laute täuschend nachahmen können. Außer in Europa findet man ihre Heimath in allen heißen Zonen der übrigen Erdtheile. Die Papageien sind sämtlich gute Kletterer, kommen aber auf ebenem Boden nur schlecht fort. Bei ihren Mahlzeiten bedienen sie sich sehr geschickt und zierlich des einen Fußes als Hand, die Nahrung damit zum Schnabel bringend, kratzen sich auch damit hinter den Ohren. Die Abarten, welche zu den Kakadus gehören, besitzen eine Federhaube, die sie nach Belieben auf und nieder bewegen können. Alle haben viel Eigenes und Possierliches, sie seufzen, lachen, niesen, gähnen und räuspern sich wie Menschen. Die meisten fassen

das, was ihnen gelehrt wird, sehr schnell, und wissen es auch zu behalten. Freilich besitzen sie auch manche Untugenden, aber im allgemeinen sind sie schöne, liebenswürdige und zutrauliche Thiere. Was Wunder, daß sie des Menschen Lieblinge sind!

Schon in den ältesten Zeiten erfreute sich der Papagei einer besonderen Popularität. Alexander der Große brachte ihn zuerst aus Indien, bis wohin er seinen Eroberungszug ausdehnte, nach Europa mit. Später wurden welche aus Afrika eingeführt, und es entbrannte in Rom eine solche Liebhaberei dafür, daß der gestrenge Cato dem versammelten Rathe warnend zurief: „O, ihr Senatoren, o unglückliches Rom, schlimmes



Zeichen für dich! Weiber hätscheln Hunde auf dem Schoße und Männer spielen mit Papageien."

In Folge seines trauten Umganges mit dem Menschen besitzt der Papagei auch eine gewisse Anhänglichkeit an denselben. Personen, die ihn stets freundlich und gut behandeln, bekundet er seine Liebe durch muntere, lustige Bewegungen und lautes Geschrei, wenn er ihrer ansichtig wird. Doch läßt er auch seinen beständigen Haß gegen Solche durchblicken, die ihn gereizt oder sonstwie beleidigt haben.

Der Hauptgrund, aus dem unsere Vorliebe für diesen Vogel entspringt, besteht wohl in seiner Fähigkeit einzelne Worte oder kurze Sätze mit deutlicher Stimme nachzusprechen. Freilich verursacht das Einlernen dieses Kunststücks einige Mühe, aber der unendliche Spaß und die Kurzweil, welche der Erfolg dann bietet, entschädigen vollkommen dafür. Namentlich für die muntere Kinderwelt übt ein solch gravitativ sich wiegender, plappernder Papagei eine unwiderrstehliche Anziehungskraft aus. Im zoologischen Garten zu Breslau befand sich während unsrer Anwesenheit ein prachtvoller Kakadu, der stets von Jung und Alt umlagert war. Fragte man ihn: Wo ist der Papa? so rief er als Gegengruß wieder: Wo ist der Papa? Wurde er durch die zahlreichen Lederbissen in gute Laune versetzt, so entfaltete er seine Haube, neigte zärtlich seinen Hals und ließ sich nach Herzenslust streicheln. In bunter Reihenfolge gab er sein Vergnügen durch Pfeifen, Krähen, Husten und Lachen zu erkennen, es war ein urkomischer heiterer Geselle.

Ein Herr L. hatte von dem Eigenthümer der bekannten Hagenbeck'schen Menagerie in Hamburg einen jungen Papagei zum Geschenk erhalten, und sich der Mühe unterzogen ihm das Sprechen beizubringen. Die Lehramethode, die er dabei anwandte, wollen wir übergehen, und dem Leser einige Worte und Sätze mittheilen, die der gelehrige Schüler des obengenannten Herrn endlich vollständig und deutlich sprechen konnte. Näherete sich Jemand dem Käfige Kofa's, dies war der Name des Vogels, so streckte er ihm seinen Hals entgegen und rief: „Komm doch her, Bischen krabbeln!“ Hatte er Hunger oder sah Leute im Zimmer essen, so schrie er wiederholt: „Kofa will Brod!“ bis er das Gewünschte erhielt. Kam Jemand Morgens in sein Zimmer, so begrüßte er ihn mit einem verständlichen, lauten „Guten Morgen!“ Die verschiedenen andern Redensarten, die der Vogel im Munde, oder eigentlich im Schnabel führte, gaben oft Anlaß zu komischen Szenen. So frag er eines Tages das Dienstmädchen, welches das Zimmer reinigte und mit ihm sich allein darin befand: „Wie heißt denn du?“ Diese, wohl in der Meinung, daß sie antworten müsse, erwiderte ziemlich mürrisch in gutem Sächsisch: „Nu, Miene!“ Darauf die Frage von Seiten des Papageis: „Hast du Geld?“ und als die Gefragte noch mürrischer antwortete: „Wo soll ich denn's Geld her haben, hast denn du welches?“ da rief ihr der lustige Vogel zu: „Mir ist alles Wurst!“

Diesen letzteren philosophischen Ausdruck lernte der Vogel übrigens zu gleicher Zeit mit der Begrüßung, welche ihm zur Ehre des Hausarztes gelehrt wurde, nemlich: „Guten Tag, Herr Doctor!“ und in der Hitze des Verneifers verwechselte er da manchmal die einzelnen Worte in spaßhafter Weise. So rief er bisweilen: „Mir ist alles Doctor!“ Auch das Pfeifen bestimmter Melodien lernte dies gefiederte Genie in solcher Vol-

endung, daß man es oft von einem Menschen herrührend glaubte.

Daß der Papagei auch wirkliches Gefühl für Anhänglichkeit und Treue besitzt, zeigt folgendes Beispiel:

Einem jungen Franzosen, Namens Carl Durand, begleitete ein ganz zahmer, äußerst gelehriger großer Kakadu auf seinen vielen Wanderungen in Indien. Letzterer war seinem Herrn sehr zugethan. Einst schlief dieser in seinem Zelte, während sein Reisefumpan, wie gewöhnlich, neben ihm saß. Eben graute der Tag, als der Papagei plötzlich in heftigem Tone schrie: „Zeit zum Aufstehen! Zeit zum Aufstehen!“ Durand blickte auf und sah den Kakadu wüthend mit den Flügeln schlagen, während seine Augen begierig auf etwas neben seinem Bette gerichtet waren. Es war eine giftige Schlange, welche sich in das Zelt geschlichen und eben im Begriff war, auf den erwachten Schläfer loszuspringen. Die Gefahr schien groß, denn der junge Franzose hatte keine Vertheidigungsmittel bei sich. Da stürzte sich der treue Vogel mutig auf die Schlange, und hielt sie so lange hinten am Halse fest, bis aus Durands Hülfeschrei ein Eingeborner zukam und das Ungethüm tödtete. Durand war auf diese Weise von seinem Lieblinge gerettet worden.

Das Alter der Papageien wird im Durchschnitt auf 25 bis 40 Jahre geschätzt. In der Gefangenschaft jedoch haben es manche schon bis auf 90 oder 100 Jahre gebracht, was durchaus keine Fabel ist. Als der berühmte Naturforscher Alexander von Humboldt die ungeheuren öden Wildnisse Südamerikas bereiste, wo keine Art Schrift von dem Leben und Aussterben der Indianerstämme Kunde gab, da erhielt er durch die Sprache eines Aras die einzige Spur von einer schon längst erloschenen, ehemals sehr mächtigen Nation. Zu Maipure hörte der große Reisende diesen alten Papagei reden, und die Indianer sagten ihm selbst, daß sie ihn nicht verstanden; es war die Sprache der A t u r e s, von denen unter den dortigen wilden Stämmen die Sage geht, daß sie vor vielen, vielen Jahren von den menschenfressenden Karaiben bedrängt, sich auf die Klippen der Wasserfälle des Drinoco gerettet und auf dieser traurigen Zufluchtsstätte umgekommen seien.

Einen äußerst komischen Anblick gewährt der Papagei auch, wenn er die verschiedenen Bewegungen und Manipulationen seiner vertrauten menschlichen Umgebung in eigener, possierlicher Weise nachzuahmen sucht. Sieht er z. B. wie Jemand seine Uhr hervorzieht, um nach der Zeit zu schauen, so merkt er sich dies sehr wohl. Ist es einmal dem losen Gesellen gelungen, eine solche in seine Gewalt zu bekommen, dann sind die Geberden, womit er sie betrachtet, so ernst und doch wiederum so drollig, daß man sich des Lachens nicht enthalten kann. — Sinnend und nachdenkend sind seine Augen auf die Ziffern und Zeiger des wunderlichen Kunstwerks gerichtet. Er hört das verborgene Tictack, kann aber nicht dahinter kommen, wenn er sich auch die andere Seite betrachtet. Aber alles Grübeln hilft ihr nichts, lieber Freund, du bist nicht zum Uhrmacher geschaffen. Das mag ihm wohl zuletzt selbst klar werden, und stellt deshalb ärgerlich weitere Nachforschungen darüber ein.

Wir haben nun den Lesern des Magazins einige Züge aus dem vielbewegten Papageienleben mitgetheilt. Hoffentlich steht dieser lustige und „g'spaßige“ Patron auch in ihrer Gunst, wozu ihn wenigstens seine liebenswürdigen Eigenschaften vollkommen berechtigen.



## Wandernde Säugethiere.

Aus dem stenographischen Erzähler nach Dr. Brehm von D. C.

**W**ährend die Neigung zum Wandern und Auswandern beim Menschen unter den Begriff der freien Selbstbestimmung und Ungebundenheit fällt, liegt bei den wandernden Thieren mehr oder weniger die harte Nothwendigkeit, Hunger und Durst, Kälte und Hitze, Verfolgung zc. zu Grunde, welche diese zu Schaaren vorwärts drängen, wozu sich in einzelnen Fällen die Liebe als mächtiger Trieb gesellt, nemlich bei Fischen und Vögeln, deren Element gleichsam von selbst zum Wandern auffordert, wogegen die Säugethiere, mit Ausnahme der im Wasser lebenden, mehr an die Scholle gebunden sind; ihr Ortswechsel beschränkt sich auch meist nur auf geringere Entfernung.

Man hat nun zunächst den regelmäßigen, einigen wenigen Säugethiergruppen eigenthümlichen Wandertrieb nicht mit den gelegentlichen Ausflügen und Streifzügen zu verwechseln, welche namentlich alte Männchen aus alten Abtheilungen unternehmen, und auch wohl einzelne jüngere Thiere zur Begleitung verleiten. Jeder Jäger weiß z. B. aus Erfahrung, daß auf einem gänzlich ausgeschossenen Reviere in Folge solcher Ausflüge aus den Nachbargebieten sich bald wieder fremdes Wild einstellt. Zu solchen Ausflügen ist auch das ziellose, allmähliche Weiterwandern einzelner Säugethiere, die bis in weite Fernen gelangen, zu rechnen. Z. B. das neuere Auftreten der Zieselmaus in Schlesien, während sie früher nur in Ungarn und Rußland vorkam. Das großartigste Beispiel einer solchen Weiterwanderung in unserer Zeit ist das der indischen Wanderratte, welche früher in Europa unbekannt, zuerst 1727 über Persien und Rußland zu uns gelangte, in großen Zügen über die Wolga setzte, außerdem 1730 zu Schiffe in England, 1750 in Deutschland, und 1753 in Paris eintraf, und überall die weniger lästige schwarze Hausratte unserer Wohnungen verdrängte, aller Anstrengung spottend, die zu ihrer Ausrottung gemacht wurde. Diese Plage hat sich endlich auch nach Amerika und überallhin, wo die Schifffahrt ihre Flaggen sendet, verbreitet, obwohl der Mensch dieses kosmopolitische Thier nirgend zu seiner Begleitung eingeladen.

Zu den Streifzügen würde das periodische Erscheinen gewisser Thierarten in bebauten Gegenden zur Erntezeit zu rechnen sein. Besonders weit treibt es das Affengeschlecht in der Frechheit, sich selbst bei „Beter Mensch“ zu Gaste zu bitten, um den Betrag seiner Hände Arbeit mit ihm zu theilen. Wenn in der Nähe der indischen Tempel die Bananen und andere süßen Früchte reifen, so stellt sich eine der darin verehrten Gottheiten in Person ein, der Hulmann oder Kollewai, eine schlankte Affenart, und wenn im Innern Afrika's die Moorthirfe ihre schweren Mehrenköpfe neigt, steigen die Paviane unter Führung eines ehrwürdigen, erfahrenen Alten vom Gebirge, und die Meerkatzen sammeln sich an den Walbrändern. Ebenso kennen die Kollaffen die Erntezeit der Maisfelder zc. Die eigentlichen, regelmäßigen Wanderungen von Säugethiern entsprechen meistens den Jahreszeiten mit ihrem Wechsel von Kälte und Hitze, Nässe und Dürre, Fülle und Mangel; sie fehlen daher meist in Ländern ohne Jahreszeitwechsel ganz und gar. Mit wenigen Ausnahmen wandern alle Gebirgssäugethiere, wie die Gemsen, Steinböcke, Alpenhasen zc. unserer Berge, ebenso wie im Norden der durch schlechte Angewohnheiten zum Raubthier gewordene Alcesfresser Bär, die Lama's

der Cordilleren, die Bewohner der Gebirge Afrika's. Allein es handelt sich dabei meist nur um Höhenunterschiede von ein- bis viertausend Meter, um ein Tiefersteigen im Winter, Wanderungen, die in wenigen Stunden oder doch einigen Tagen vollbracht werden können, selbst wenn sie bis in die Ebenen gehen. Ausgedehnter sind die Wanderungen der Rennthiere, die in Scandinavien das Gebirge nicht verlassen, aber aus Grönland im October in Rubeln von zehn bis einhundert Stüd und in Zügen, die nach tausenden zählen, über Eisblöcke nach Rußland und Sibirien, und nach Amerika hinübersteigen, dort den Winter in Wäldern zubringen und im April oder Mai nach Grönland zurückkehren. Das reiche Kerbthierleben, welches sich im Sommer in jenen eine ausgiebigere Weide bietenden Gegenden entwickelt, die Mücken- und Dasselnschwärme sind es, welche die Thiere zwingen im Sommer die nördlicheren Gegenden wieder aufzusuchen. In den weiten Ebenen der Continente finden ähnliche, regelmäßige Wanderungen grasfressender Thiere statt. Die Büffel der amerikanischen Prairien treten Wanderungen von Canada bis Mexiko, vom Missouri bis zum Felsengebirge an, erfüllen die Ströme mit lebendigem Gewimmel und folgen, von Wölfen und Nasobögeln begleitet, dem Rennthiere gleich, ihren ausgetretenen, sogenannten Büffelpfaden. Sie ziehen in einzelnen Trupps mit gleichen Abständen hintereinander, sammeln sich nur an besonders guten Weideplätzen zu größeren Massen und zerstreuen sich bei ihrer Rückkehr eben so schnell wieder über die Ebenen, wie sie sich beim Abzuge gesammelt hatten. Auch die Gabelgemuße Nordamerikas macht ähnliche Wanderungen. Ist es bei diesen Thieren meist der Hunger, welcher sie zum Aufsuchen besserer Weideplätze antreibt, so wird die Kropfantilope Sibiriens vom Durste gezwungen im Winter nach der Mongolei und China auszuwandern. Mit ihren schmalen Füßen vermag sie selbst dünne Eisdecken nicht zu zerbrechen und zieht deshalb in großen Heerden, die in einer Nacht acht bis zehn geographische Meilen zurücklegen sollen, südlich, um wenigstens an frisch gefallenem Schnee ihren Durst löschen zu können. Vom Dschiggetai, dem stoltesten des Eselsgeschlechts, hat man ähnliche Heerdenwanderungen von Sibirien nach der Wüste Gobi beobachtet; zuerst zieht ein Hengst hinaus und erwartet auf dem Ramm des Gebirges mit weit vorgestrecktem Halse das Zuströmen der Stuten, die sich seiner Führung anvertrauen sollen. In ähnlicher Weise mögen sich die Ansammlungen der Tigerperde und der gestreiften Gnus im Norden des Drangeflusses bilden. Es gewährt einen prächtigen Anblick, die aus achtzig bis hundert Thiere bestehenden Heerden des schönen Geschöpfes, die Anfangs als Rauchwolken am Horizonte der Steppen auftauchen, den Bauch an der Erde, an dem Beschauer vorbeischaufen zu sehen.

Unter den regelmäßigen und weit reisenden Thieren stehen die Walfische vorne an, da sie, abgesehen von einem zeitweiligen Aufenthalt an einzelnen Lieblingsplätzen beinahe immer unterwegs sich befinden. Zwei Mal im Jahre legen sie ein Viertel des Erbumfanges zurück, indem sie im Sommer die kühleren nördlichen Meere, im Winter die Aequatorfluthen aufsuchen. Unter der Führung der Älteren nehmen sie trotz der Begelagerung der Menschen an denselben, immer wieder die nemlichen Straßen, und treffen an gewissen Küstenpunkten mit

einer solchen Regelmäßigkeit ein, daß man an bestimmten Tagen ihrer Ankunft entgegenfiehet, um die Jagd zu eröffnen.

Die Winterschläfer gehören zwar im Allgemeinen nicht zu den Wanderthieren, da sie die Gabe haben, die schlimme, nahrungsarme Jahreszeit zu verschlafen, dennoch wechseln einige derselben regelmäßig ihren Aufenthalt, und die Fledermäuse, welche im Sommer Ausland und Scandinavien bewohnen, ziehen es vor, bei uns ihren Winterschlaf zu halten. Einzelne Flederthiere offenbaren auf ihren Wanderungen eine derartige Ausdauer im Fliegen, daß sie zehn und mehr Meilen breite Meeresarme, ohne auszuruhen, überfliegen können. Die Sorgen um Erhaltung ihrer Art hindern diese Sippchaft nicht, ihrem vorgeannten Gang und nächtlichen Gewerbe zu allen Zeiten des Jahres nachzugehen, da die jungen Sprößlinge sich an der Brust der Mutter festklammern, und überall mitgenommen werden können.

Als ein besonderer Fall des Wanderns, muß die Auswanderung betrachtet werden, wenn auf eine Reihe von setten Jahren, die eine ungewöhnliche Vermehrung irgend einer Thierart befördert, dann ein Hungerjahr folgt. Solche Auswanderungszüge, welche mit dem Muth der Verzweiflung ausgeführt werden, hat man namentlich beim Eichhörnchen, die mit blutigen Füßen von Baum zu Baum klettern, von Feld und Wurzelnäusen, die dann selbst den sonst so gefürchteten

Walb nicht scheuen, und besonders bei den Lemmings beobachtet, die durch kein Hinderniß aufgehalten werden, die Flüsse durchschwimmen, daß oft hunderte und tausende dabei ertrinken, dem begegnenden Menschen zwischen den Beinen durchschlüpfen und eßbare Hindernisse, wie Heuschaber und dgl.—sogar durchfressen sollen. Scharen von Füchsen, Robeln, Adlern und Eulen folgen überall diesen Zügen, reiche Ernte haltend, denn von hunderttausend, die ausgezogen waren, kehren meist nur wenige zurück.

Ähnliche dichte Auswanderungszüge wie im Norden, bringt im Süden der Wassermangel dürrer Sommer zu Stande. Um die versiegenden Wassertümpel der südafrikanischen Steppen sammeln sich dann ungeheure Herden von Springböcken, nach der Schätzung verschiedener Reisenden bis fünfzig tausend Köpfe stark. Der Anblick dieser reizenden Thiere, mit den schneeweißen Mähnen, wie sie bei freier Bewegung über einander hinwegsehn, wird von allen Beobachtern als unbeschreiblich schön geschildert. In engen Rassen aber fluthet die Schar in dichtgeschlossener Reihe Kopf an Schwanz wie die Lemminge in stunden- oder selbst tagelangen Zügen dahin. Nichts vermag ihrer vorwärtsdrängenden Gewalt zu widerstehen. Ein Mensch, sollte er in ein solches Gewühl gerathen, würde zu Boden geworfen, und der Zug über ihn rettungslos hinweg schreiten. Schaafherden würden auf Rimmerwiedersehn fortgerissen werden.

## Sonntagschule.

(1. Vierteljahr. — Zwölf Sectionen in der alttestamentlichen Geschichte.)

### Der Bund des Herrn mit David.

#### 10. Section für Sonntag den 5. März 1876. 2. Sam. 7, 18—29.

Grundgedanke: Unsere Hoffnung stehet auf Gott. Haupttext: Apg. 13, 23.

**Zusammenhang der Geschichte.** Nachdem die Bundeslade nach Jerusalem gebracht war, beschloß David dem Herrn ein Haus — einen Tempel — zu bauen; aber auf Gottes Geheiß verwehrt ihm dieses der Prophet Nathan, und sagt David, daß sein Sohn dem Herrn ein Haus bauen solle.

**Concordanz. Zeit:** 1042 v. Chr. **Blieb vor dem Herrn:** Im aufrichtigen Umgang mit dem Herrn am Orte der Anbetung. — **Zukünftigem:** Die Verheißungen dem Hause Davids gegeben 2. 16; besonders mit Rücksicht auf die Verheißung des Messias. — **Weise eines Menschen, der Gott ist:** Hat Bezug auf die Erscheinung des Gottmenschen, Jesus Christus. Es heißt erklärt: Du hast mich, der doch so tief unter dir stehet, deiner Offenbarung gewürdigt. Du redest mit mir von solchem ewigen Reiche, da Niemand kann König sein, er muß denn Gott und Mensch sein, weil er mein Sohn und doch für und für soll König sein, welches allein Gott gebührt. — **Schreckliche Dinge:** Großartige, erhabene, die Feinde Gottes erschreckende Dinge. — **In Ewigkeit — ewiglich:** Hat hier Bezug auf das Reich des Messias, oft bezeichnet es auch bloß eine lange, oder bestimmte Zeit, oder so lange die Welt stehet, lebenslang. 1. M. 9, 16.; Ps. 119, 111.; Jer. 18, 16.; Hes. 35, 5.; Joel 2, 2.; Zeph. 2, 9. — **Zebaoth:** Im Gottesnamen immer in Verbindung mit Jehovah oder Elohim oder beiden gebraucht, kommt zuerst 1. Sam. 3 vor, und bedeutet, „der Herr der (himmlischen) Heerschaaren. Richt. 5, 20.; vgl. Hiob 38, 7.; 5. M. 4, 19.; 2. Kön. 17, 16.

**Praktische Erläuterung.** Nun hatte David Ruhe und wohnte in seinem herrlichen Palaste im Frieden. Diese Zeit scheint es, brachte er zu, indem er das Gesetz des Herrn betrachtete, und darüber meditierte. Indem er nun über die großen

Thaten Gottes nachdachte, erweckte es in ihm auf ein Neues, ein Gefühl der unigen Dankbarkeit zu Gott; dieses suchte er zu beweisen, indem er Gott zu Ehren Etwas unternehmen wollte vor allem Volk. Dieses Etwas war nichts Geringeres, als der Bau einer Wohnung für den Herrn Zebaoth oder die Lade des Herrn. Er theilte dieses dem Propheten Nathan mit, welcher ihn sogleich ermunterte und ihm Gottes Beistand verhieß, daß dieses aber bloß des Propheten persönliche Ansicht war, lernen wir aus dem, das nachfolgte, denn Gott verbot David ein solches Haus zu bauen; sandte ihm aber durch den Propheten eine lange Bundesbotschaft. a) Damit der Prophet nicht denken möchte er sei verachtet, und b) damit David sich nicht länger quäle wegen des Vorhabens; darum geschah all dieses schon den nächsten Tag. In der Section ist uns vorgelegt:

**1. Davids Antwort auf des Herrn Botschaft. 2. 18 u. f. w.** Es wird nicht gesagt wie er die Botschaft des Herrn durch Nathan aufnahm, aber zweifelsohne als vom Herrn. Die Antwort gibt er aber selbst. Daraus sollen wir lernen, daß, wenn Gottes Diener uns des Herrn Botschaft verkünden, wir ihnen nicht Antwort zu geben haben, sondern Gott, der die Anliegen der Herzen kennt. Merke: 1. David ging vor den Herrn, das meint wahrscheinlich vor die Lade des Herrn, denn sie war die Wohnung Gottes in Israel. Gott will, daß wir allerwege beten sollen, aber wo wir auch beten, soll es als vor dem Herrn, d. h. in seiner unmittelbaren Gegenwart geschehen. 2. Mag es auch bedeuten, daß die Bereitung der Seele, des Gemüthes so geschah, als vor dem Herrn; damit er in einem Gott wohlgefälligen Herzenszustand vor ihn treten möchte. So sollten wir immer vor dem Herrn erscheinen, daß



wir sagen können: Mein Herz ist fest, o Gott, mein Herz ist fest.

II. Die Antwort selbst, welche ein Gebet war. Hier sehen wir: 1. Daß er sehr gering von sich selbst denkt und redet; er ist demüthig. Daran hat Gott ihn auch schon erinnert B. 8, und David bekennet es nun: a) Bezüglich seines eigenen Verdienstes: „Wer bin ich?“ u. s. w. Er war ein begabter, talentvoller, geehrter Mann, ja der Liebling des Volkes, und der Schrecken seiner Feinde; aber in der Gegenwart Gottes achtet er sich Staub und Asche.

b) Daß er den Werth seiner Familie nicht höher schätzt, als Andere. Obwohl von königlichem Geblüt, und ein Abkömmling eines Fürsten des Volkes, schätzt er seine Familie gering, und sich selbst den Geringssten derselben. Hier lernen wir: Daß es auch den Großen und Besten wohlansieht, wenn sie sich nicht selbst erheben, denn: „Gottes Allmacht gilt es gleich, Reiche arm zu machen, oder Arme reich.“ Die ganze Rede so weit zeigt Erkenntlichkeit, denn ohne Gott hätte es David nie so weit gebracht, und das bekennet er auch. All unseren Erfolg sollen wir Gottes Gnade zuschreiben, und nicht uns selbst.

2. Daß er Gottes Gnade zu schätzen und zu rühmen weiß. Er thut das: a) Indem er bekennet, was Gott für ihn gethan hat. Obwohl wir nicht wissen, was die Zukunft noch enthielten mag, haben wir doch Ursache zu bekennen: „Bis hier hat uns Gott gebracht.“ Apg. 26. 22. b) Was er noch für Verheißungen hat von Gott. Was Gott seinem Volk auferlegt, mag sühner erscheinen; was er aber für die Seinen beilegt, ist doch viel herrlicher. Ps. 31. 19. 2. Tim. 4. 8.

David bekennet, daß die Verheißungen Gottes weit über Verdienst und Erwarten gehen. Nicht weil er Ansprüche hatte, sondern weil Gott ihn zu sich zog, da er ferne war; weil Gott ihn erhöhte, da er gering war, und er also den Verheißungen vertrauen gelernt hat. Aber wie Andere den 19. Vers erklären: Das ist die Weise der, dessen Königreich bestätigt ist immer und ewiglich. Er regiert als Mensch, aber weil er ewiglich regiert, muß er Gott sein. Ein Bild auf den Messias, der aus Davids Stamm entspringen sollte.

Er, der die Verheißungen macht, weiß, was wir bedürftig sind, darum sagt auch David: „Was soll ich mehr reden? Du kennest mich.“ Was können wir mehr reden in unseren Gebeten als dieses: „Du Herr kennst uns und weißt alle unsere Bedürfnisse.“

3. Er schreibt alles der Gnade Gottes zu. B. 21. Beides das Vergangene und das Zukünftige. „Am deines Wortes Willen“ und „nach deinem Herzen.“ Alles, was Gott den Seinen gibt und thut durch seine Vorsehung, thut er zum Preise seines Namens und zur Verherrlichung seines Wortes; dafür rühmt ihn auch David. B. 22. Die Güte Gottes macht ihn nicht stolz, sondern erklärt ihm dessen Majestät um so mehr, daß er bekennet, alles sei wahr, was er je gehört, und nicht die Hälfte wurde je gehört.

4. Auch das Schicksal des ganzen Volkes ist ihm ein Beweis von Gottes Huld, darum ist er genannt der Gott Israels. So wie unter allen Göttern keiner war, der Jehova gleichkam, so war unter allen Völkern keins, das Israel gleich war; und zwar: a) Indem er soviel für Israel that, B. 23—24. Er löst von andern Nationen und ihren Götzen; er löst und auswählt ihm ein heiliges Volk zu sein, damit durch sie sein Name groß werde. Indem er einen Bund mit ihnen machte, der gemeinschaftlich und unzertrennbar war. Gott machte einen Bund, bestätigte und erfüllte ihn in Christo Jesu.

III. Davids Gebet. Er endet seine Rede mit einem Gebet zu Gott, welches sich auf die Wertschaft des Bundes gründete. Sein Glaube und seine Zuversicht ruhte auf der Verheißung und bittet also: 1. Um die Erfüllung der Verheißungen. Ps. 119. 49. So wie Gott verspricht, thut er auch, darum sollen wir auf ihn vertrauen lernen, denn Gott ist nicht ein Mensch, daß ihn etwas gereuen könnte. 2. Um die Verherrlichung des Namens Gottes. B. 26. Dieses sollte der Gegenstand aller unserer Gebete sein; fange an: „Geheiligt werde dein Name;“ und beschließe: „Dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit.“ Ob wir geehrt werden oder nicht, so nur Gott verherrlicht wird. So wie David nun für die

Herrlichkeit Gottes flehte, so betete einst „Davids Sohn“ für die Verherrlichung des Namens Gottes. Joh. 12, 28—17, 1. 3. Für sein Haus, daß es glücklich sein möge B. 29. Dem Frommen liegt das Wohl seiner Familie allezeit am Herzen; zeigt auch, daß man großes Vertrauen in Gottes Segen setzt, daß das Glück beständig sein möchte; nemlich daß nie eines seiner Kinder sich des göttlichen Wohlwollens unwerth machen möchte; und zuletzt, daß sein Königreich zur Vollkommenheit gelangen möchte. Dies Ps. 72.

Wieder! Mit dir will Gott einen Bund machen und bietet dir deßhalb „die gewissen Gnaden Davids.“ Hast du ihm Herz und Hand zu diesem Bunde schon gereicht?

**Nutzenwendung.** In dieser Section werden wir belehrt: 1. Daß wir im Glück und Wohlstand des Herrn unseres Gottes nicht vergessen sollen. 2. Daß wenn wir dem Willen Gottes gemäß leben, er uns seine Gnade und seines Segens theilhaftig machen will. 3. Daß der Fromme mit Gott in Gemeinschaft steht, und mit seinen Anliegen vor Gott erscheinen darf. 4. Daß der Fromme die Versicherung hat, daß Gott ihm ausbessern wird. 5. Daß Demuth eine Tugend ist, die Gott wohlgefällig und den Menschen werth ist. 6. Daß es des Frommen Pflicht und Borrecht ist, Gottes Gnade zu rühmen, und daß es das Herz fest macht so zu thun. 7. Daß wir auf Verdienst gar keine Ansprüche machen dürfen, vielmehr alles der Gnade Gottes zuschreiben müssen. 8. Daß Gott nicht bloß das Schicksal des Einzelnen, sondern über das Verhängniß ganzer Völker verfügt. Und endlich, daß wir nur dann wahrhaft glücklich sein können, wenn wir im vertrauten Umgang mit Gott leben.

**Kleinkinderklasse.** 1) Der Lehrer wird mit den Kleinen mit der Erklärung des tiefen Sinnes dieser Section am Ende wenig ausrichten, thut also wohl sich an die Nutzenwendungen zu halten, und Lehren und Illustrationen damit zu verknüpfen. (Siehe Oben.)

2) Gang der Section: David hat von Gott viele Segnungen empfangen, welches ihn zur Dankbarkeit und zur Demuth und zum Gebet und Gottesdienst bewegte. Je mehr Gott den David segnete, desto gottergebener wurde er, und je gottergebener er lebte, desto mehr segnete ihn Gott. Wende auf die Schüler an, und ermuntere zur Demuth, zur Dankbarkeit, Gebet etc.

3) Besonders ist es die Verheißung des Erlösers Jesus Christus, welche den David aufs höchste freut und welche er als die größte Segnung betrachtet.

**Fragen.** Wo wohnte David? Was wollte er dem Herrn bauen? Was hat ihm Gott verheißt? Wie war Jesus Davids Sohn?

**Illustrationen.** Wie eine liebende Mutter am Morgen zu ihrem Kinde sagt: „Wenn du heute gehorsam bist und meine Anweisungen erfüllst, so will ich dir am Abend Dies oder Jenes schenken.“ Ist nun das Kind gehorsam gewesen, so bekommt es nicht bloß die Belohnung nach dem gemachten Bunde, sondern die Freude der Mutter ist ihm mehr werth als das Geschenk; denn ein Geschenk ist es und kein Verdienst, weil ja das Kind ohnehin verpflichtet ist der Mutter zu gehorchen. So handelt der liebe Gott auch mit dem Menschen. Wir sind ihm gehorsam schuldig. Wo man aber aus Liebe und Pflichtgefühl ihm treulich dient, da hat man auch seinen reichen Segen und daneben noch das Bewußtsein, daß sein Auge mit Wohlgefallen auf uns ruht.

#### Bandtafel.

Dank fuer die	} Verheissung.
Anbetung in der	
Vertrauen auf die	
Im Glauben an die	
Demuth trotz der	



## Absaloms Aufruhr.

## 11. Section für Sonntag den 12. März 1876. 2. Sam. 15, 1—14.

**Grundgedanke.** Die Sünde und Strafe der Aufsehnung gegen einen liebenden Vater. **Haupttext.** Spr. 30, 17.

**Zusammenhang der Geschichte.** David besiegt die Philister und Moabiter, erzeigt Barmherzigkeit an Sauls Enkel; besiegt die Ammoniter; sündigt und veranlaßt den Tod Uria's; wird wegen seiner Sünde gestraft und bereut dieselbe; seine Söhne werden gottlos; Absalom tödtet seinen Bruder Ammon und entflieht; David, von Joab überredet, gestattet Absalom die Rückkehr nach Jerusalem.

**Concordanz.** Zeit: 1021 v. Chr. — **Absalom:** Dritter Sohn Sauls. — **Trabanten:** Königliche Leibgarde. 1. Sam. 22, 17; 2. Sam. 15, 1; 1. Kön. 1, 5. — **Gandel:** Bittgesuch, Proceß u. dgl. — **Gelübde:** bei den Hebräern ein Versprechen für den Fall, daß Jehovah ein Gebet erhört. 1. M. 28, 20. ff.; 1. Sam. 1, 11. Als positive Gelübde war ihr Gegenstand die Darbringung einer Gabe; als negative der Enthaltung waren es Uebertreibungen von Fasten oder des Nasiräats. Das Gelobte mußte erfüllt werden; aber auch das Gesetz kennt Beschränkungen der Gültigkeit der Gelübde (4. M. 30, 4. ff.). — **Hebron:** Eine der ältesten, 4. M. 13, 22., und berühmtesten Städte Kanaans an der Südgrenze des Landes auf dem Gebirge, aber in fruchtbarer, wasserreicher Gegend. — **Ahitophel von Gilo:** Stand bei David in hohem Ansehen, fiel aber von ihm ab und erhenkte sich, als sein Rath nicht befolgt wurde. 2. Sam. 23, 34.; 2. Sam. 15, 12.; 17, 23.; 15, 31.; 16, 23.

**Praktische Erläuterung.** Während der ersten Hälfte der Regierung Davids, befestigte er sein Reich und erhöhte das Volk als ein Bundesvolk vor allen Nationen. Wäre David fromm geblieben und nicht von Gott abgefallen, dann wäre die zweite Hälfte eine Zeit der Erquickung und der Freude für ihn geworden; „Aber was David that, gefiel dem Herrn übel.“ Er fiel in Laster, die ihm Gottes Mißfallen zuzogen. Der siegenbe, glorreiche und lebensfrohe David hat sich an Gott versündigt und ist hinfür niedergeschlagen, betrübt, reuig und leidend. In Verbindung lies Psalm 51 und 32.

Viele treiben ihren Spott mit David, deuten auf seinen Titel „ein Mann nach dem Herzen Gottes“, und dann auf seine Sünde; aber von seiner Buße sagen sie kein Wort. Dieses ist nicht aufrichtig gehandelt; David sündigte nicht, weil er ein Mann Gottes war, sondern dem zum Trost; wäre er aber im Ganzen nicht fromm gewesen, dann hätte er in seiner Sünde verbarrt, anstatt sich zu beugen und zu demüthigen. Der aufrichtige Leser findet Freude an Davids Buße, während seine Sünde ihn betrübt.

Davids Horizont war hinfür umwölkt; ob auch die Sünde vergeben war, die unmittelbaren Folgen waren unaussprechlich; die finstern Wolken des Gerichts, die über ihm schwebten, schossen bald den grellen Blitz der Heimsuchung auf ihn herab; das Glück seiner Familie war auf immer zerstört. Absalom und seine Schwester Tamar waren nicht hebräischer Abkunft von mütterlicher Seite. 2. Sam. 3, 3. Absalom brachte nichts als Mühe und Trübsal über seinen Vater, er hatte gar nichts, was ihn hätte angenehm machen können, als höchstens seine Schönheit von Person. Durch ihn kam Unglück auf das Haus Davids.

In dieser Section haben wir:

**I. Absaloms Aufruhr.** Absalom hatte einen unbegrenzten Ehrgeiz und ein großes Verlangen nach dem Thron Davids. Der Erstgeborene war ihm im Weg und er fand Ursache ihn hinwegzuräumen; dieses trieb ihn für eine geraume Zeit vom Hof; doch, kaum wieder angenommen, erwacht sein Ehrgeiz wieder, und Davids Rath, mit eines heidnischen Königs Tochter, trägt ihre Erstlingsfrucht. Absalom, anstatt sich dankbar zu erzeigen, sucht die Herzen des Volkes von seinem Vater abzuwenden.

1. Will er groß erscheinen, B. 1, denn das Volk hatte immer mehr oder weniger ein Verlangen, anderen Willern gleich zu sein. Ein solches Verlangen bringt dem Frommen nur Unheil; darum auch die neutestamentliche Ermahnung, „stellet euch nicht dieser Welt gleich.“ David sah sein Treiben, aber er ließ es zu. Diejenigen Eltern, welche den Stolz in ihren Kindern nicht zu dämpfen suchen, wissen nicht, was sie thun, denn

ein stolzer Sinn ruinirt mehr junge Leute als irgend eine andere Untugend.

2. Will er auch gut erscheinen, aber mit bösem Sinn. Wäre er gut gewesen, dann hätte er seine Pflicht als Sohn gethan; nur Der ist gut zu nennen, der seinen Platz kennt und ihn zu füllen weiß. Absaloms Güte war bloßer Schein, sein Herz war böse. „O daß ich ein Richter wäre“ 2c.; also redete er zum Volke, das zum König kam. Dieses sagte er aber bloß, um Mißtrauen gegen seinen Vater zu erwecken, denn wir lesen nirgends, daß Absalom irgend welche Gaben hatte, die ihn zum Richteramt tüchtig machten. Hätte er ein Verlangen gehabt, den Gerechtigkeitsfuss zu pflegen, hätte er wohl Gelegenheit gehabt, es zu thun. Sein böses Vorhaben auszuführen, gebraucht er nun allerlei niederträchtige Mittel:

a) Verbreitet er Mißtrauen im Volk, indem er, ohne beide Seiten anzuhören, beiden Parteien Recht zusprach. b) Verleumdete er seinen Vater, indem er zu verstehen gab, daß derselbe untüchtig sei, Gerechtigkeit zu üben. c) Ueberhob er sich selbst, indem er das Volk zu überreden suchte, als wäre er vor Allen tüchtig, über sie zu regieren. Absalom war ein Heuchler und sollte allen Kindern als warnendes Beispiel vorgestellt werden, aber auch alle Eltern sollten bedenken, daß ein muthwilliges Kind bewacht sein muß, sonst bringt es Schmach auf das graue Haupt seiner Eltern.

**II. Der öffentliche Ausbruch dieses Aufruhrs.** B. 7. Nach vierzig Jahren. Dieses ist ein Irrthum im Grundtext, oder in der Uebersetzung, und sollte wahrscheinlich heißen nach vier Jahren, wie es auch Hier in [ ] gibt, so hat es die syrische und arabische Uebersetzung, und so stimmt es mit Josephus überein.

1. Hebron ist bestimmt als Sammelplatz, wahrscheinlich um Freunde für seine Sache zu gewinnen, indem es die alte Residenz Davids war, und auch weil es im Stamme Juda lag, Juda aber der stärkste Stamm war.

2. Um seinen Vater zu hintergehen, gibt er dem Ganzen einen religiösen Anschein. Wie gerne glauben doch die Eltern das Beste von ihren Kindern, und beim geringsten Zeichen von Reue, wie willig zu vergeben! Hier lernen wir aber auch wie schmächtig es ist für Kinder einen Vortheil zu gewinnen über ihre Eltern durch einen äußerlich frommen Schein. Kein Wunder, gibt es Menschen, die selbst ihren Mitmenschen und der Religion nicht mehr trauen wollen; wenn Religion so zum Deckmantel der Bosheit gebraucht wird, und mag man wohl sagen: „Trau, Schau, Wem.“

3. Um seinen Plan zu fördern, sendet er Spione in alle umliegenden Städte mit Verhaltensmaßregeln, B. 10. Also will er das Volk, die Unschuldigen, hintergehen und sie mit List in das Netz hineinziehen.

Der Ehrgeiz ist ein böses Ding und schafft Unheil im Staat und unter Bürgern, aber noch vielmehr in der Religion.

**III. Absaloms Anhang.** Als Rathgeber hatte er einen mürrischen, abgefallenen Minister seines Vaters, einen wahren Judas Ischarioth, dessen Vorbild er auch ist. Einen besseren Rathgeber hätte Absalom nicht finden können für sein Vorhaben, und einen schlechteren kaum. Daß David diesen bösen Mann mehr fürchtete, als seinen Sohn, ist deutlich aus seinem Gebet zu bemerken, als er von dem Aufruhr in Kenntniß gesetzt war; aber auch im 41. und 55. Psalm. Also wurde Absalom König zu Hebron, und es hing ihm viel Volk an. Dieses ist ein Beweis, daß die Mehrheit nicht immer recht ist, denn all dieses Volk war mit List oder durch Versprechungen gewonnen, und Viele wußten kaum, was sie thaten. B. 11. Hieraus lernen wir, wie behutsam wir sein sollten in der Auswahl unserer Gesellschaft und unserer Führer; besonders aber wie Eltern Obacht haben sollten, mit wem ihre Kinder gehen.

**IV. Davids Verhalten und Unglück.** Böse Nachrichten fliegt schnell, so hörte auch David bald von dem Vorfall zu Hebron, und er beschloß Jerusalem zu verlassen; ob er nicht Mannschaft genug hatte, es zu vertheidigen, oder ob er den Einwohnern nicht traute, ist nicht gesagt; genug, er floh vor



seinem eigenen Kind und ließ Alles im Stich. Er weinte; aber nicht so viel um Abisalom's Abfall, als wegen der Sünde, die solches Unheil über ihn brachte. Nie hat er geittert vor einem Feind; oft hat er dem Tod ins Antlitz gelächelt ohne Furcht, aber nun iraknt der Mächtige, denn seine Sünde hat ihn ausgefunden, und er fñhlt es.

Der ganze Aufruhr, mit all der Schmach, war eine leichte Bürde gegen den Gedanken: „Gott zñrent.“ David wußte auch, daß sein Leben und Handeln gegen Abisalom derart war, daß es leicht zum Aufruhr reizen konnte. Reue, bittere Reue über sein vergangenes Leben zernagt nun seine Brust, aber in seiner Noth ging er zum Herrn. B. 25, 26.

**Ankündigung.** Wir sollen aus dieser Lektion lernen:

1. Daß Gott den Frommen beglückt, die Sünde aber der Leute Verderben ist. 2. Daß Eltern eine schwere Verantwortung auf sich haben in der Erziehung ihrer Kinder. 3. Daß ein gutes Kind seinen Eltern Freude macht, ein böses aber nur Herzeleid und Kummer schafft. 4. Daß Stolz und Ehrgeiz schreckliche Uebel sind, vor denen wir uns nicht zu viel hüten können. 5. Daß Religion und Frömmigkeit Gott wohlgefällig ist, trotz dem Heuchler dieselben zum Deckmantel der Sünde mißbrauchen. 6. Daß wir nie die Religion selbst gering achten sollten, um der falschen Bekenner willen. 7. Daß Gott den Hochmüthigen widersteht, den Demüthigen aber Gnade gibt. 8. Daß der Eltern größtes Unglück ist, wenn sie ungerathene Kinder haben.

**Kleinkinderklasse.** 1) Der leitende Gedanke in dieser Lektion für die Kleinen ist, wie viel Sorge und Unglück ein ungerathener Sohn über seinen Vater und dessen Haus bringen kann: a) der gottlose Abisalom verführte das Volk durch Schmeichelei; b) er verleumdete seinen nachsichtigen Vater bei den Leuten, als verstände er sie nicht zu richten; c) er belog seinen Vater heuchlerischer Weise, indem er sagte, er wollte zu Hebron Gottesdienst pflegen, statt dessen aber stiftete er Aufruhr; d) er war ehrgeizig und ungehorsam, indem er seinen Vater ver-

drängen und selbst König werden wollte. Also: Schmeichler, Verleumder, Lügner, Heuchler. Zeige die Abscheulichkeit dieser Laster und warne davor. Da solche Sünden gegen den eigenen Vater begangen wurden, waren sie doppelt verwerflich.

**Fragen.** Wer war Abisalom? Wie schmeichelte er den Leuten? Wie verleumdete er seinen Vater? Wie belog er ihn? Wie heuchelte er? Was wollte er werden? Wie war er ehrgeizig und ungehorsam?

**Illustration.** Ein ungehorsamer, habgieriger Sohn fälschte einst einen Besitztitel, der seinem Vater angehörte, indem er seinen eigenen Namen durch einen schlechten Advokaten an die Stelle des väterlichen Namens schreiben ließ, und sammt einigen gewissenlosen Leuten beschwor, daß das Stück Feld, auf welches der besagte Besitztitel lautete, sein Eigenthum sei. Auf seinem Heimwege fiel dieser Betrüger in der Dunkelheit in eine Schlucht und brach seinen rechten Arm — den Arm, welchen er zum Schwur erhoben hatte. Nach einigen Tagen kam der Brand in den Arm und er mußte sterben. Wer sieht hier nicht den Finger Gottes zur Strafe eines ungehorsamen Sohnes.

### Wandtafel.

Abisalom's Signalement.

**Abkunft:** Koenigsohn,  
**Beschaeftigung:** Muessiggang,  
**Sitten:** Heuchler, Luegner,  
Gotteslaesterer, Verräther,  
**Aussehen:** Tauschend,  
**Lebensweise:** Fleischliche Gesinnung,  
**Ordnung:** Keine,  
**Merkmale:** Lange Haare und kurzen  
Verstand.

## Abisalom's Tod.

### 12. Lektion für Sonntag den 19. März 1876. 2. Sam. 18, 24—33.

**Grundgedanke.** Schande und Tod als Folge des Ungehorsams. **Haupttext.** Spr. 11, 19.

**Zusammenhang der Geschichte.** David flieht in Folge des Aufruhrs Abisalom's von Jerusalem; Simei flucht ihm; Husai macht den Rath Abithophels zu Schanden; David sammelt seine Truppen und Abisalom wird geschlagen.

**Concordanz.** Zeit: 1021 v. Chr. **Thoren:** an der Stadt Mahanaim. Beim Thor waren die Mauern der Städte sehr stark und oft doppelt, zwischen den beiden Thoren der beiden Mauern saß wohl David. Oben auf mochte ein Privatzimmer angebracht sein. — **Wächter:** dessen Amt es war, die Thore zu öffnen, oder zu schließen, und Alles, was in der Gegend vorging, zu beobachten. 2. Kön. 7, 11. — **Chimaaq:** ein Sohn des Priesters Jachob, 2. Sam. 15, 27, und Vater Marias, 1. Chron. 7, 9. — **Joab:** der Feldhauptmann Davids und sein Neffe von seiner Schwester Zeruja (1. Chr. 2, 16; 2. Sam. 17, 25.), muß sich früh an David angeschlossen haben und rechtfertigte durch Geschick und Kühnheit (2. Sam. 10, 7; 11, 1; 12, 26; 18, 14; 20, 13.) das Vertrauen, welches David auf ihn setzte. Rücksichtslos und grausam, scheut er aber auch vor keinem Mord zurück, um seine öffentlichen oder privaten Zwecke zu verfolgen (2. Sam. 18, 14; 20, 10.). David konnte sich auf seine Anhänglichkeit verlassen und war durch den Vorfall mit Urias an ihn gebunden; er trug daher auch Joab's Verbrechen, ohne sie zu strafen. Seinem Erben Salomo aber empfahl er die Rache an Joab, auch aus der politischen Erwägung, daß der mächtige Einfluß Joab's, der dem Königsstuhle so nahe stand, dem unbefestigten Throne Salomo's gar leicht gefährlich werden konnte, seine Einrichtung aber die durch Joab verletzten Familien an Salomo band. — **Chusi:** Joab's Diener, 2. Sam. 18, 21. ff.

**Praktische Erläuterung.** Gleich nach David's Abzug von Jerusalem kam Abisalom mit seinem Heer und nahm Besitz

vom königlichen Palast und der Krone. Um aber nun dem Volk zu zeigen, daß an eine Versöhnung mit seinem Vater nicht mehr zu denken sei, und sie sich keiner neuen Gefahr aussetzten, indem sie ihm huldigten, mußte er Mittel ergreifen, dieses zu bewerkstelligen, und hierin folgte er Abithophels teuflischem Rath. Dann war der nächste Schritt, seines Vaters Tod und Untergang zu beschleunigen, denn so lange David lebte, war Abisalom nicht sicher. So geht es; wer in der Sünde A gesagt, der muß auch B sagen, denn „das ist eben der Fluch der bösen That, daß sie nur Böses wird gebären.“ Eine öffentliche Rathversammlung wurde nun bestellt; die erste, in welche die Geschichte uns einfñhrt. Wiederum war Abithophels Rath der richtige, aber diesmal war er überlistet durch einen Freund Davids, der im Rath war, B. 6—13. Dieses verdroß Abithophel, auch sah er wohl ein, daß im Aufschub nur Abisalom's Untergang war; er aber in seinem Verrath an David zu weit gegangen war, um je Vergebung zu hoffen, daher ging er nach Hause und erhängte sich. Es mögen sich schon ebediesem Menschen erhängt haben, aber Abithophel ist der erste, von dem die Geschichte etwas meldet. Er war ein Verräther und starb eines Verräthers Tod, ähnlich wie sein Genosse Judas Ischariot.

Es kam endlich zur Schlacht zwischen den beiden Armeen; in den Wäldern Ephraims standen sie sich gegenüber, Bruder gegen Bruder, das Volk Gottes in verderbendem Bürgerkrieg. David durfte nicht mitziehen, seine Rathgeber erlaubten es nicht; er saß also im Thor und ermahnte die abziehenden Truppen, doch ja säuberlich mit seinem Sohn Abisalom zu verfahren, er aber wartete auf Nachricht von dem Schlachtfeld. Abisalom's Untergang, B. 9—17. In der Lektion ist uns erzählt:

I. Wie David Nachricht erhielt vom Ende des Bruders-

**Krieges und seines Sohnes Tod.** Ahimaaz, der Sohn des Hohenpriesters, erbot sich, David zu benachrichtigen, indem er schon ebediesem frühliche Botchaft brachte und darum sehr beliebt war beim König, lies Cap. 15, 36. und 17, 21. Joab aber, der Heerführer, verbot es und sandte Chusi, wahrscheinlich ein ägyptischer Sklave, denn Joab wußte, daß die Botchaft nicht freudig sein würde. Doch ließ er auch Ahimaaz gehen, aber mit der Weisung, nur das Ende der Schlacht, nicht aber Absalom's Tod zu melden. Die Wächter der Stadt entdeckten die zwei Boten, Ahimaaz voraus, und David erwartet gute Botchaft, denn dieser Bote hat ihm noch nie Böses berichtet, B. 27. Bald ertönt auch sein Ruf: „Schalom! Schalom!“ d. i. Heil! Heil! Aber kaum ist die Siegesnachricht gemeldet, so kommt auch die Todesbotchaft. David hat immer nur eine Frage: „Wie ist mein Sohn Absalom?“ Er vergißt das Wohl des Landes und seiner Unterthanen über seinen ungerathenen Sohn. Wie oft müssen doch Eltern um ihrer ungerathenen Kinder willen Trübsal leiden! Denke an Eli und hier David. Wie manche Eltern müssen mit kummervollem Herzen zur Grube fahren, um ihrer Kinder willen, und Niemand sonst hat Mitleiden. „Geht's meinem Sohn auch wohl?“ „Ja, so wie es allen Seinesgleichen gehen soll,“ sagt der Tobesbote.

**II. Den Eindruck, den diese Nachricht auf David machte.** Es wird gesagt, daß er alle Freude über den Sieg vergaß und sich ganz dem Schmerz um Absalom hingab. Er weinte und entzog sich dem Volke ganz, in seiner Kammer hörte man ihn klagen und rufen: „O Absalom, mein Sohn! mein Sohn!“ Hätte David hoffen können, Absalom hätte sich gebessert, möchte man seinen Schmerz entschuldigen, aber es scheint, David sprach leidenschaftlich, denn: 1. War Absalom verdorben, ungerathen und vor Gott und Menschen ein Greuel, lies Spr. 30, 17. 2. Empörte er sich gegen Gott und seine Vorsehung, anstatt ihn zu erkennen und sich zu unterwerfen. Hiob 8, 3-4.; 3. B. M. 10, 37. 3. Empörte er sich gegen die von Gott eingesetzte Regierung, da er doch als guter Unterthan und Königssohn ein gutes Beispiel geben sollte. Elternliebe ist unschätzbar, wenn aber Eltern ihre Kinder also noch bedauern und ein solches Beispiel geben, wie David that, möchten sie sich wohl Gottes Mißfallen zuziehen.

**III. Worin David Unrecht that und den Einfluß solcher Handlung.** 1. Er verachtete seine Erlösung, als wäre sie seines Dankes werth, da ihn doch Gott von den Nathschlägen der Gottlosen befreite. Absalom war des Todes vierfach schuldig: a) Weil er seinen Bruder Amnon tödtete; b) weil er eine Rebellion im Staat anzettelte; c) weil er gegen seinen eigenen Vater zu den Waffen griff; und d) weil er seines Vaters Namen und Ehre schändete. Längst hätte er dem Arm der Gerechtigkeit überliefert werden sollen, und bloß seines Vaters sündliche Liebe rettete ihn.

Joab sagte ihm dieses auch ganz unverhohlen und es scheint, David hat ihm diese Freiheit auch nie mehr vergeben. Cap. 19, 1-8.

2. Er sprach unweise mit seinen Lippen. Was er beim Tode eines andern Kindes sagte, hätte auch hier angewendet werden können, besonders aber sein Ps. 39, 2. Wir lernen daraus, daß wir selbst im Schmerz und Klagen zu weit schreiten können. Der Herr thut wohl denen, die ihn lieben, wenn es auch das Auge oder die rechte Hand kosten sollte. Verne Gott zu

vertrauen. Gerechtigkeit besetzt einen Thron. Indem aber David vergaß, daß nur Gerechtigkeit geübt wurde und darüber Staat und Volk vernachlässigte, erweckte er Mißtrauen im Herzen des Volkes und seiner Räte.

Im Leben und Tod Absaloms haben wir ein Bild von einem ungerathenen Sohn, oder nach amerikanischer Redeweise: „A fast young man.“ Bruderhaß endete bald in Brudermord. Ueberaus hochmüthig und ehrgeizig; nur Selbsterhöhung im Zivek. Schon im jugendlichen Alter baute er sich ein Denkmal; vielleicht dachte er, es möchte ihm hernach Keines gebaut werden. Er war sittlich verwaorlost und sein Ende übereinstimmend.

**Anwendung.** Wir sollen hieraus lernen: 1. Als Eltern, wie man Kinder behandeln und bewachen soll. 2. Als Kinder, daß Gott nicht ungestraft lassen wird diejenigen, die ihre Eltern verachten und verspotten. 3. Daß Kinder ihren Eltern nur Freude, nie aber Schmerz bereiten sollen. 4. Daß Eltern oft um der Kinder Bosheit willen leiden müssen. 5. Ueber Alles aber, daß Gott die Sünde bestrafen muß um seiner Gerechtigkeit willen.

**Kleinkinderklasse.** 1. Wiederhole die Geschichte der vorigen Section von Absalom kurz. Dort ist seine Sünde, hier seine Strafe geschildert. Dort Ungehorsam, Verleumdung, Lügen und Aufruhr — hier Strafe und Tod.

2. Die Anwendung ist hiervon für die Kleinen nicht schwer zu machen: Der Sünde folgt Strafe. Besonders soll nach Gottes Wort der Ungehorsam gegen die Eltern schwer bestraft; aber der Gehorsam gegen die Eltern belohnt werden. Laß dir das fünfte Gebot mit einander hergehen und auswendig lernen. — Da aber der Mensch von Natur Neigung zum Bösen hat, so ermahne die Kinder lindlich, zu Jesu zu kommen, welcher Gnade und Kraft zum Guten gibt.

**Fragen.** Gegen wen hatte Absalom gesündigt? Was war seine Sünde? Wie wurde er gestraft? Was sollen wir daraus lernen?

**Illustration.** Der Gottlose richtet sich selbst zu Grunde. Drei Goldgräber in Californien hatten sich ein beträchtliches Vermögen gesammelt. Einmal sandten sie einen aus ihrer Mitte in die Stadt, um Brantwein zu holen. In seiner Abwesenheit beschloßen die beiden Andern, den Kameraden bei seiner Rückkehr zu tödten und sein Geld dann zu nehmen. Aber der, welcher den Brantwein holte, hätte gerne auch das Geld seiner Kameraden gehabt, und that deßhalb Gift in die Flasche. Bei seiner Heimkehr fielen nun die Beiden über ihn her und tödteten ihn. Dann tranken sie den Brantwein, welchen der Getödtete gebracht hatte und starben an den Folgen des Gifts. So hatte die Habgier alle drei getödtet. Wer anders als seine Habgier und Gottlosigkeit war Schuld an Absalom's Tod?

### Wandtafel.

Zur Warnung fuer ungehorsame  
Kinder:

## Absalom's Tod.

### Allgemeine Uebersicht.

#### Erstes Quartal.

Section.	Inhalt.	Grundgedanke.	Haupttext.	Uns zur Lehre.	Fragen.
I. 1. Sam. 15, 10-23.	Die Verwerfung Sauls.	Gott hat Gefallen am Gehorsam und nicht an Soldaten, die zurück weichen.	Ebräer 12, 17.	Gehorsam ist besser als Opfer.	Warum wurde Saul verworfen? Was lehrt der Haupttext? Wie bestätigt sich die enthaltene Lehre? Wie offenbart sich Gottes Mißfallen?
II. 1. Sam. 16, 1-13.	David zum König gesalbt.	Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt.	1. Sam. 16, 13.	Gott sieht auf's Herz.	Warum wurde David erwählt? Was meint „Gott erwählt die Schwachen“? Was lehrt der Haupttext? Was für ein Herz gefallt Gott?
III. 1. Sam. 17, 38-51.	David und Goliath.	Der Sieg kommt vom Herrn.	Phil. 4, 13.	Des Christen Waffen.	Das äußerliche Verhältniß der Kämpfer? Was gab David solchen Selbstenmuth? Worin besteht des Frommen Kraft? Was sind des Christen Waffen?



Lektion.	Inhalt.	Grundgedanke.	Haupttext.	Uns zur Lehre.	Fragen.
IV. 1. Sam. 18, 1—16.	David im königlichen Palaſt.	Der Friede eines reinen gehorſamen Herzens.	Eſprichw. 16, 7.	Des Herrn Wege.	Was verhaß David in den Palaſt? Was gab ihm Troſt im Leiden? Was lehrt der Haupttext? Welches iſt der beſte Weg?
V. 1. Sam. 20, 35—42.	David und Jonathan.	Wahre Gottesfurcht iſt die rechte Grundlage wahrer Freundschaft.	Eſprichw. 18, 24.	Der beſte Freund.	Was iſt wahre Freundschaft? Worauf gründet ſie ſich? Worin gleichen ſich dieſe zwei? Welches iſt unſer beſter Freund?
VI. 1. Sam. 24, 1—16.	David verſchont Saul.	Nicht durch Rache, ſondern Liebe ſoll man den Feind beſiegen.	Nhm. 12, 17.	Die Sünde der Rachſucht.	Wie ſollen wir unſere Feinde behandeln? Warum ſollen wir uns nicht rächen? Was iſt der Fromme im Unrecht? Was ſind die Verheißungen Gottes darüber?
VII. 1. Sam. 31, 1—6.	Der Tod Sauls und ſeiner Söhne.	Der Tod iſt der Sünde Sold.	Eſprichw. 14, 32.	Die Sünde iſt der Leute Verderben.	Was ging Saul's Fall voran? Welchen Herzen widerſteht Gott? Wer ſchiet den Grundgedanken? Wie bewahrheitet ſich dieſelbe?
VIII. 2. Sam. 5, 17—25.	David wird König.	Wer Gott vertraut, der wird erhöht und ſeine Sache ſteht wohl.	2. Chron. 20, 20.	Eine feſte Burg iſt unſer Gott.	Welches iſt der beſte Weg zu wandeln? Wie führt Gott die Seinen? Was verheißt Gott denen, die ſeinen Willen thun?
IX. 2. Sam. 6, 1—16.	Die Bundeslade wird nach Zion gebracht.	Den Herrn ſoll man fürchten und ihm mit Freuden dienen.	Psalm 132, 13.	Iſt Gott für uns, wer mag wider uns ſein.	Was war die Bundeslade dem Volke Iſrael? Worin iſt ſie ein Vorbild auf Chriſtum? Wie iſt Gott mit den Seinen jezt? Wie ſollen wir ihm dienen?
X. 2. Sam. 7, 18—29.	Gottes Bund mit David.	Hoffnung gegründet auf Gott.	Apg. 13, 23.	Die Wahrhaftigkeit Gottes.	Auf welche Worte Gottes kann der Sünder ſeine Hoffnung ſetzen? Auf welche Worte Gottes kann man ſeine Hoffnung ſetzen? Wie kann der Bund Gottes mit David ein Troſt für uns ſein?
XI. 2. Sam. 15, 1—14.	Absalom's Aufbruch.	Die Sünde und Strafe der Luſtſpehung gegen einen liebenden Vater.	Eſprichw. 30, 17.	Die Verdorbenheit des Menſchen.	Warum war Absalom's Handlung eine herzloſe? Welches groben Betrugs machte ſich Absalom ſchuldig? Warum war dieſes hauptſächlichſt gottlos? Laßt bu dich gegen deine Eltern empört?
XII. 2. Sam. 18, 24—33.	Absalom's Tod.	Schande und Tod als Folge des Ungehörſams.	Eſprichw. 11, 19.	Der Tod iſt der Sünde Sold.	Was wollte Absalom werden? Was wurde aus ihm? Welche Gründe kannſt du angeben für David's Rume? Was leſen wir in Matth. 23, 37? Weint Jeſus über dich?

### Anleitung zum Verhandeln dieſer allgemeinen Ueberſicht.

1. Die Fragen ſollten den Schülern aufgegeben werden ſo, daß je ein Schüler aus jeder Klaſſe eine Frage zu beantworten hat.
2. Man frage etwa wie folgt: Was war der Inhalt der erſten Lektion? Wo iſt ſie geſchrieben? Was war der Grundgedanke? Der Haupttext, und wo geſchrieben? Was enthielt die Lektion uns zur Lehre?  
Hernach mag man die oben beigefügten Fragen aufgeben, dieſelben enthalten den Hauptinhalt jeder Lektion.  
Ein großes Hinderniß bei den allgemeinen Ueberſichten iſt die Kürze der Zeit und die Länge der Anleitungen. Nach obiger Ueberſicht wird jeder Superintendent oder Lehrer Zeit genug haben, um Alles prattiſch zu erklären und durchzuführen.

## Sonntagschulkrankheiten.

Ich beſitze nicht viel medizinische Wiſſenſchaft, und geht es mir damit beinahe wie jener würdigen Großmutter, welche ſagte, ſie habe Blumen ſehr gerne, wiſſe aber nur von zwei Gattungen die richtige botaniſche Benennung, nemlich „Delirium tremens und Aurora borealis.“ Als ich aber neulich ein medizinisches Werk zur Hand nahm und durch meine Sonntagschulbrille über beſſen Inhalt blickte, kam es mir vor, als fände ich darin manche Krankheiten benannt, welche auch biſweilen Sonntagschulen befallen. Es möchte deshalb am Plage ſein, zur Warnung darauf aufmerkſam zu machen. Das erſte, ein ſehr gewöhnliches Leiden, iſt

### Verkältung.

Nicht Verkältung im Kopf oder der Lunge, ſondern im Herzen. Das iſt oft eine langwierige Krankheit und ſehr ſchwer zu curiren. Die Symptome ſind Nachläſſigkeit und Trägheit im Wirken. Alle Energie ſcheint aus dem Lehrer verſchwunden zu ſein. Sein Herz iſt nicht bei der Arbeit. Was ihm einſt Freude machte, iſt ihm nun zur Laſt geworden. Mit Paulus kann man ſagen: „Zhr lieſet ſein.“ Wird dieſes Leiden vernachläſſigt, ſo kann es ſehr ſchlimme Folgen haben. Es iſt deshalb von großer Bedeutung, daß man zeitig darauf ſehen und daſſelbe im Keim erſticken. Ein gutes Heilmittel, welches

ich hiermit empfehlen möchte, iſt eine Doſis Nachdenken. Denke nach, S. Schullehrer, über deine Arbeit, welche du unternommen haſt, und welche Folgen dieſelbe für die Ewigkeit haben mag. Nimm dieſe Doſis ſehr ſtark, und wiederhole ſo lange biſ du fühlſt, daß dein Herz wieder warm ſchlägt bei deiner Arbeit.

Die zweite Krankheit beſteht in

### Periodiſchen Anfällen.

Nicht in Anfällen von Schlagfluß, Fallsucht u. dgl., ſondern von Geiſtesabweſenheit, Parteilichkeit und Unregelmäßigkeit. Es gibt Lehrer, welche ſehr ſchnell in Geiſtesabweſenheit gerathen. Die ſichere Folge davon iſt eine unordentliche, lärmende Klaſſe ohne geregelte Zuſtände. Solches hat auch oft ſeinen Grund in der ſchlechten oder unpraktiſchen äußerlichen Einrichtung der Klaſſe. Da ſißt der Lehrer manchmal mitten unter den Kindern: eine Hälfte vor, die andere Hälfte hinter ſich; die erſteren kann er beobachten, die letzteren nicht. Was thun nun dieſe? Ei, ſie ſpielen entweder mit ihren Hüten, Bändern u. dgl., oder ſuchen durch irgend welche Manipulationen ihre beweglichen Finger zu beſchäftigen. — Hier möge folgendes Beiſpiel einen ſolch geiſtesabweſenden Lehrer illuſtriren. Ich hatte in York, England, eine S. S. Klaſſe zu unter-

richten. Als wir am Schluß der Stunde Alle zum Gebet niederknieten, bemerkte ich den Lehrer der nächstfolgenden Klasse, der mit gebeugtem Haupt so in Andacht versunken schien, daß er das, was in seiner Klasse vorging, nicht im mindesten wahrnahm. Nun hatte dieser Lehrer einen schönen Kopf, mit schwarzen, glänzenden Haaren, die von der Stirn bis hinten zum Nacken herunter in der Mitte gescheitelt waren, so daß dieser weiße Streif einem mit Kies bestreuten Gartenweg nicht unähnlich sah. Der gebeugte Kopf befand sich nun in ziemlicher Nähe eines Jungen; dieser vermochte der Versuchung nicht zu widerstehen, den Gartenweg einmal zu berühren. Der Lehrer nahm keine Notiz davon, ein Beweis, daß sein Geist ganz wo anders weilte, nur nicht da, wo er sein sollte. Bald versuchten auch mehrere Andere dasselbe Experiment, bis durch den Erfolg ermuntert, der Letzte das Haupt seines Lehrers zu fassen wagte, wodurch dieser aus seinen Träumereien erwachte, und die Hand des vorwitzigen Knaben bis zum Ende des Gebets festhielt.

**Parteilichkeit.** Dieses ist eine sehr häufig vorkommende Schwäche bei S. S. Lehrern. Hervorgerufen wird sie gewöhnlich durch einen besonders liebenswürdigen Schüler; entweder besitzt er ein paar schöne Augen und ein freundlich lächelndes, hübsches Antlitz, oder es ist ein Mädchen oder Knabe, welcher großes Interesse im Lernen bekundet. Oft geschieht es, daß bei solch einem Lieblingschüler alle Untugenden zum Vorschein kommen, und dann endet diese Schwäche des Lehrers in arger Verbrießlichkeit, was bekanntlich ein sehr gefährliches Symptom ist. Das beste Heilmittel, theure Lehrer, was ich euch dagegen anrathen kann, ist, zu erwägen, daß einem jeden eurer Schüler eine Seele innewohnt, die vor Gott denselben Werth hat als die irgend eines anderen. Auch ein solcher Schüler, auf dessen schüchternes Wesen ihr keinen Eindruck machen könnt, dessen Antlitz niemals ein freundliches Lächeln erheißt oder dem Lehrer einen liebenswürdigen Blick gönnt, hat eine Seele, welche in ihrem Werth die ganze Welt aufwiegt, und deren Erlösung nur mit dem theuren Blut Jesu Christi bewerkstelligt wurde. Laßt Solchen euer ganzes Mitgefühl gelten, und dann wird euch das Gewissen zum wahren Wegweiser eurer Pflichten dienen.

**Unpünktlichkeit** ist eine andere Art Anfall, welchem auch Viele unterworfen sind — entweder kommen sie zu spät, oder gar nicht in die Schule. Als ich eines Tages in einer fremden S. Schule unterrichtete und die Frage stellte: „Wer bedient eure Klasse?“ erhielt ich zur Antwort: „O, irgend Jemand.“ Dieses zeigt zur Genüge, wie sehr ihr regelmäßiger oder besser *unregelmäßiger* Lehrer mit der obigen Art von Anfällen befaßt sein mußte. Das Heilmittel dafür besteht in einer reichlichen Dosis von lebendigem Interesse an dem Werk; eine solche Dosis muß oft eingenommen werden, und zwar jede Woche, bis vollständige Heilung eingetreten ist.

#### Kranke Augen.

Einige sehen zu wenig, Andere zu viel; Manche sind kurz-sichtig, Andere wieder verschiedenen optischen Täuschungen unterworfen. Die Symptome dieser Augenkrankheiten sind verschiedener Natur. Ein Lehrer z. B. schließt aus den ersten Anzeichen von Besserung auf die Besserung des Kindes, ohne abzuwarten, ob dieselbe auch wirklich von Herzen kommt; Andere können den Charakter ihrer Kinder nicht erkennen, oder Manche wieder sehen nur Schwierigkeiten und Hindernisse, und machen aus einer Mücke einen Elephanten. Da gibt es auch Lehrer, welche meinen, schon ohne Vorbereitung genug Einsicht

in die Lektion zu haben. Kommen ihnen dann Schwierigkeiten in den Weg, so wäre es gut für sie, wenn sie es machten, wie Nelson, der nemlich das Zeichen zum Rückzug nicht sehen wollte, weshalb er sein blindes Auge nach jener Richtung wandte und sagte, er könne es durchaus nicht erblicken.

#### Verdaunungs-schwäche und Appetitlosigkeit.

An diesen beschwerlichen Uebeln haben manche S. S. Lehrer gar häufig zu laboriren. Die Ursache liegt gewöhnlich darin, daß man sich zur Lektion entweder gar nicht oder nur oberflächlich vorbereitet hat. Die Symptome bilden hier das oftmalige Hinschauen nach der Wanduhr, oder das beständige Hervorziehen des eigenen Zeitmessers aus der Tiefe der Westentasche; um die noch übrige Zeit bis zum ersetzten Glockenschlag auszufüllen, wird wohl auch ein Geschichtenbuch vorgebracht, das unterhält die Kleinen, aber an die Lektion denkt Niemand mehr; zuweilen verräth noch ein ziemlich bemerkbares Gähnen die Langweile und geistige Ermüdung des Lehrers. Das einzige und beste Mittel dafür ist wohl die gründliche Vorbereitung für die Lektion, und zwar so, daß sie dem Geist und Gemüth der Kinder seiner Klasse angepasst ist. Er wähle gute Illustrationen, führe treffende Beispiele und Anekdoten an, behalte die geschichtliche Reihenfolge und Wahrheit genau im Auge, und mache die Schüler auch mit der Geographie des Landes, wo sich die besprochenen Ereignisse abspielten, bekannt. Probirt einmal dieses Mittel, es wird eine überraschende Wirkung haben, und euch tiefes, eindringliches Interesse für die S. Schule einflößen.

#### Herzklappen

gehört nun auch zu den gewöhnlichen und außerordentlich ansteckenden Krankheiten. Nur mit wenigen Ausnahmen hat wohl ein Jeder zu einer bestimmten Zeit seines Lebens daran zu leiden gehabt; im Allgemeinen endet das Uebel mit dem, was die Bücher den Hl. Ehestand nennen; seine ansteckenden Eigenschaften erstrecken sich sowohl auf männliche, als weibliche Lehrer. Die Symptome davon anzugeben, ist wohl nicht nöthig, sie sind ja beinahe Jedem aus eigener Erfahrung bekannt. Aber das Heilverfahren, welches dafür einzuschlagen ist, wage ich hier anzugeben. Man lasse der Krankheit seinen gewöhnlichen Lauf, bis es zu einer Krisis, wie bei den Fiebern, kommt. Bis dahin mag sich der Patient in einer verhängnißvollen Lage befinden, oft wird aber das Stadium, in welches er nach der Entscheidung eintritt, zu einer Quelle des Segens für seine S. Schule, indem es ihr einen neuen Lehrer zuführt. Ich stand früher einer großen Schule als Superintendent vor. Einer der besten Lehrer, den ich daselbst hatte, sagte eines Sonntagmorgens zu seinem Kollegen, der die nächste Klasse zu halten hatte: „Es wäre mir angenehm, wenn Sie für eine halbe Stunde meine Klasse übernehmen würden.“ Darauf ging er schleunigst fort, bog um die Ecke und trat in die nahegelegene Predigerwohnung ein, wo ihn seine Braut erwartete. Kurz nachdem die Trauungszeremonie beendet, kam er sofort wieder zur Schule zurück, brachte seine junge Frau mit und beendete seine Lektion. Ein anderes Beispiel ist das folgende: Eine Lehrerin wartete an der Schulkür auf ihre Superintendentin, als diese ihr mit einem freundlichen: „Guten Morgen, Miß S——,“ entgegenkam. Die junge Dame erröthete, stammelte einige Worte und sagte endlich: „Entschuldigen Sie, ich bin nicht mehr Miß S——; ich habe gestern geheirathet und hier ist mein Mann, den ich mitgebracht habe, damit er eine Klasse übernehme.“ Es wäre ein großer Segen für die Schule, wenn das Herzklappen stets auf solchem Wege endete, dann



würde ihr manch trefflicher Lehrer zugeführt werden, und das Werk immer größeren Umfang gewinnen.

So laßt euch denn, theure Lehrer, dieses Werk recht am Herzen liegen. Suchet zum Ruhm und Preis Gottes die Seelen aller Kinder eurer Klasse zur Erlösung zu bringen, und ein Ze-

ber von euch strebe darnach, dem Beispiel des großen Arztes zu folgen, von dem da gesagt wird: „Er hat Alles wohl gemacht,“ damit er dann auch von euch sagen kann: „Du hast wohlgethan, du frommer und getreuer Knecht.“ S. S. T.

## Jüdisches Volksleben zur Zeit Jesu.

Von B. Pid.



### I. In Palästina vor 1800 Jahren.

Aus Syrien kommend, läßt sich schwer bestimmen, wo das „eigentliche gelobte Land“ anfang. Wir glauben jedoch nicht fehl zu gehen, es südlich von Antiochien anfangen zu lassen, denn dort wurde die erste heidenchristliche Kirche gegründet (Apg. 11, 20, 21.); dort nannten sich die Jünger zuerst Christen (A. 26); dort wirkte Paulus längere Zeit, und von dort aus unternahm er seine Missionsreisen. Von dort aus kommen wir zunächst in die „Gegend von Tyrus und Sidon.“ Dieser Strich zog sich vom mittelländischen Meer gegen den Jordan hin. Dorthin zog sich Jesus von den Pharisäern zurück; dort heilte er die Tochter des „cananäischen Weibes“ (Matth. 15, 21.; Marc. 7, 24.). Es war demnach ein heidnischer Distrikt, und das Weib selbst war eine Heidin. Und in der That, nicht bloß dieser Distrikt, sondern alles ringsherum, bis in die Besitzung des Philippos hinein, ja alle Distrikte, die von Juden bewohnt waren, das ganze Land, so zu sagen, war eine Mischung ausländischer Nationalitäten, die ihre heidnischen Gottesdienste, Sitten und Gebräuche hegten und pflegten. Und dieses ist die erste Eigentümlichkeit, die einem Fremden, der den Boden Palästinas betritt, auffallen würde. Und wer da eine Nationalität, eine Sprache, dieselben Interessen, oder nur eine öffentlich bekannte Religion suchen wollte, würde sich sehr getäuscht sehen. Das heilige Land bestand aus Gegenätzen, aus gemischten und feindlichen Völkern, aus getheilten Interessen, wo neben dem engherzigsten und peinlichsten Pharisäismus, heidnische Tempel sich erhoben, heidnische Sitten im Schwange waren. Auch die Sprache war anders. Das Aramäische hatte das Hebräische im Laufe der Zeit verdrängt, und nur im öffentlichen Gottesdienst und in den Schulen wurde das Hebräische, „die heilige Sprache,“ noch beibehalten. Auf diesen Wechsel weisen uns schon solche Ausdrücke in den Evangelien hin, wie *Nach a*, *Abba*, *Golgatha*, *Gabbatha*, *Galeliläa*, *Bartholomäus*, *Barabaz*, *Bar-Jesus* etc., und es ist höchst wahrscheinlich, daß der Apostel Paulus in dieser Sprache die wüthende Menge von den Stufen der Tempelburg aus anredete (Apg. 21, 40.; Cap. 22). Daneben behauptete sich auch die griechische Sprache. Die Volksführer hellenisirten Alles systematisch (wie einst die Deutschen es mit dem Französischen trieben.) Die auswärtigen Distrikte waren der Mehrzahl nach von Heiden bewohnt. So waren die Provinzen des Philippos ursprünglich von wilden räuberischen Nomaden bewohnt, welche, Städtebau und festen Grundbesitz verschmähen, mit ihren Heerden das Land durchzogen und in den unterirdischen Höhlen Zuflucht vor Feinden und den Unbilden der Witterung suchten. Die Höhlen waren so geräumig, daß sie große Vorräthe an Wasser und Getreide ansammeln und, im Falle des Angriffs, sammt ihren Heerden sich dorthin flüchten konnten. Unvermerkt brachen sie dann aus ihren Verstecken hervor und unternahmen bald da, bald dorthin Raub- und Plünde-

rungszüge. Obwohl ihre Bekämpfung äußerst schwierig war, so hatte doch die starke Hand des Herodes hier einigermaßen geordnete Zustände geschaffen, indem er namentlich durch Anstellung jüdischer und idumäischer Colonisten die Nomaden im Zaume zu halten suchte. Seine Söhne und Enkel setzten das Werk fort. Doch hat noch einer der beiden Agrippa in einem Edicte über die thierische Lebensweise der Einwohner zu klagen und ihren Aufenthalt in den Höhlen zu rügen.

Rein jüdisches Wesen war nur in Galiläa anzutreffen. Es ist aber in der That auffallend, daß so viele Städte, die wir aus dem Neuen Testamente kennen, von Heiden bewohnt waren. Tiberias, welches zur Zeit Jesu noch ganz neuen Ursprungs war, war großentheils von Heiden bewohnt. Gaza verehrte den *Zeus Marnas*, Askalon die *Astarte*, Sopye zeigte noch zur Zeit, als der Apostel Petrus dort sein Gesicht hatte, am Felsgestade die Fesseln, mit welchen *Andromeda* angeschmiedet war, als *Perseus* kam, sie zu befreien. Cäsarea hatte eine aus Juden und Heiden gemischte Bevölkerung. Hier war von Herodes der großartige Augustustempel erbaut, der gegenüber dem Hasen auf einem Hügel lag, so daß er dem Seefahrer schon von Weitem sichtbar war. Im Innern standen zwei große Bildsäulen, eine des Augustus und eine der Roma. Welch religiöses Leben ließ sich aber erwarten, wenn Herodes sogar in Jerusalem ein Theater und Amphitheater erbaute, in welchen lauter heidnische Spiele und Kämpfe aufgeführt wurden. Seine Günstlinge und Räte waren lauter Heiden, wo es nur anging, baute er und seine Nachfolger heidnische Tempel, und verbreitete so heidnisches Wesen. Und doch wollten sie Juden sein und dem jüdischen Vorurtheil nicht entgegenreten, um auf diese Weise mit dieser Volkspartei es nicht zu verderben. So verbreitete sich das griechische Wesen. Die Gebildeten im Lande verstanden und sprachen Griechisch; man brauchte es für den Verkehr mit Rom, den verschiedenen Civil- und Militärbeamten und mit Ausländern. Auch die Münzen hatten griechische Aufschriften. Das ausländische Element machte reichende Fortschritte. Ein Wechsel oder eine Katastrophe stand für die Zukunft bevor.

Und was war das Judenthum in dieser Zeit? Glänzendlich war es in sich gespalten, obgleich es äußerlich eins war. Die Pharisäer und Sadducäer standen sich innerlich gegenüber und haßten einander, während die Essäer beide verächtlich ansahen. Der Pharisäismus spaltete sich in zwei Schulen, in die des Schammai und Hillel und widersprachen einander in fast allen Stücken. Aber eines hatten beide gemein, ihre grenzenlose Verachtung aller „Reute vom Lande,“ die die Tradition nicht kannten, daher unfähig waren theil zu nehmen an den geistigen Tourniren und unfähig alle Lasten zu tragen, die der Rabbinismus auferlegte. Ein Gefühl befeelte Alle ohne Unterschied, nemlich jener furchtbare Haß gegen die Ausländer, und in diesem Stücke eiferte der rohe Galiläer mit dem gebildeten Pharisäer. Denn überall war der Ausländer sichtbar; er legte

Steuern auf, führte das Regiment, bildete den Gerichtshof und hatte die Gewalt. In Jerusalem bewachte eine heidnische Wache den Tempel und verwahrte sogar die Kleider des hohen Priesters. Diese waren noch eher zu ertragen als die Herodianer; denn während jene kein Hehl aus ihrem Heidenthum machten, suchten diese Judenthum und Heidenthum mit einander zu vermengen, und von ausländischen Sklaven abstammend, eigneten sie sich das Reich der Makkabäer an.

Daß unter solchen Verhältnissen eine Scheidewand zwischen Juden und Heiden sich immer mehr aufrichtete, ist aus dem Neuen Testament hinlänglich bekannt, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir z. B. lesen Joh. 18, 28., „wer eines Heiden Haus betrat, bis zum Abend unrein war,“ oder „daß jeder Verkehr mit Heiden verboten war.“ (Apg. 10, 25.). Milch, die ein Heide gemolken, Brod und Del, welches Heiden bereitet hatten, war zur Nahrung (zum Kauf und Verkauf) erlaubt, deren Gebrauch aber verboten. An einem heidnischen Tische zu speisen, durfte kein gesethtreuer Israelite wagen (Apg. 11, 3.; Gal. 2, 12.). Und wenn es auch erlaubt war, daß ein Israelite einen Heiden zu sich zu Tische lud, so wurde doch, wenn er etwa während der Mahlzeit hinausging und den Heiden allein ließ, eben dadurch aller Wein, der auf dem Tische stand, unrein und ungenießbar. Küchengeräthe von einem Heiden gekauft, mußten mit Wasser gereinigt, oder im Feuer ausgeglüht werden; Bratspieße, Roste mußte man erst ausglühen, Messer mußten geschliffen werden. Haus oder Feld durfte keinem Heiden vermietet werden, und jeder Artikel, der nur im Entferntesten möglicherweise mit dem Heidenthum im Zusammenhang stehen konnte, mußte vernichtet werden. So lesen wir z. B.: „Hat man Holz von einem Götzehaine genommen, so ist von solchem alle Nuzung verboten. Hat man damit den Ofen geheizt, so muß derselbe, wenn er noch neu war, zerstoßen werden. Ist er aber alt, so muß man ihn austühlen lassen. Hat man Brod damit gebacken, so ist jede Nuzung von demselben verboten. Wenn man aus einem solchen Baume ein Webergeschiff gemacht hat, so ist jede Nuzung verboten. Hat man ein Kleid damit gewirkt, so ist vom Kleid jede Nuzung verboten. Ward dies Kleid unter andern und diese andern wieder unter andere vermengt, so ist von allen die Nuzung verboten.“ Aber nicht nur jede Berührung mit dem Götzendienste, sondern überhaupt jede Begünstigung heidnischer Sitte war verpönt. „Man darf den Heiden keinen Bären, Löwen, noch sonst etwas, wodurch dem Volke Schaden entstehen kann, verkaufen. Es ist nicht erlaubt, ihnen eine Gerichtshalle, eine Rennbahn, ein Blutgerüst bauen zu helfen.“

Die verächtliche Abweisung heidnischen Wesens wurde nun freilich von letzterer Seite mit doppelter Münze zurückbezahlt. War die Stellung des Judenthums zum Heidenthum keine freundliche, so waren die Anschauungen der heidnischen Welt vom Judenthum noch weit gehässiger, und die Beschneidung, die Enthaltung vom Schweinefleisch, die strenge Sabbatfeier und die bildlose Gottesverehrung bildeten ein für die Belustigung nie endenwollendes Thema.

Angeblicks solcher Thatfachen mußte es da nicht unglaublich erscheinen, wenn Christus die Wahrheit aussprach, daß er nicht gekommen war, die Heiden zum Judenthum zu bekehren, sondern aus Juden und Heiden, Kinder ein und desselben himmlischen Vaters zu machen. Das war etwas ganz Neues, dem Aehnliches ließ sich nichts aufweisen, ja nicht einmal andeutungsweise vorzeigen. Das Wunder, das die Engel geküsst hatte zu schauen, erschien in der Fülle der Zeit, und aller Gegensatz und alle Feindschaft zwischen Juden und Heiden war

doch nicht stark genug, um zu finden, daß der Grund zu einer allgemeinen, Juden und Heiden umfassenden Kirche gelegt wurde.

## II. In Galiläa.

„Du hast gesiegt, Galiläer!“ mit diesen Worten soll Julianus, gewöhnlich der „Apostat“ genannt, gestorben sein. Und war es auch Verachtung, die in diesen Worten sich Luft machte, es lag doch viel Wahrheit darinnen. Julian wollte, trotzdem das Christenthum bereits Staatsreligion geworden war, den Christus, den seine Vorfahren bekannt hatten, auf Kosten des römischen Jupiters vom Throne stoßen; allein er mußte es fühlen, daß er es mit einem „Stärkeren“ zu thun hatte, der alle seine Pläne vereitelte. Welch Wunder, daß in der letzten Stunde seiner Brust der Verzweiflungsruf sich entrang: „Du hast gesiegt, Galiläer!“ Wie der „Galiläer“ einem Julian, so war auch die Provinz mit ihren Bewohnern den Pharisäern in Judäa verächtlich, was sich schon in jenem Sprichwort zeigte: „Wer reich werden will, gehe nördlich, wer weise werden will, komme südlich.“ Damit sollte nemlich gesagt sein, daß im Norden wohl materieller Reichtum zu finden war, mehr aber noch als dieser Reichtum, war in den gelehrten Schulen Judäas zu finden. Allein auch dieser zweifelhaftes Auf Judäas ging bald verloren; seine Schüler wanderten nördlich, um schließlich am See Genesareth in Tiberias unterzugehen, in einer Stadt, die sonst bei den Pharisäern für unrein galt. Aber dieses ist eine Wahrheit, die sich oft in der Geschichte wiederholt, und wahr ist, was Schiller sagt: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht,“ und es ist bedeutsam genug, daß jener Complex rabbinischer Weisheit und Gelehrsamkeit, bekannt unter dem Namen „Talmud,“ in einer ursprünglich heidnischen, auf alten Gräbern erbauten Stadt, seinen Abschluß fand. So lange jedoch Jerusalem und Judäa den Mittelpunkt jüdischen Wissens bildete, war kein Ausdruck zu stark, mit dem ein hochmüthiger Pharisäer seine nördlichen Glaubensgenossen verachtete. Jenes wegwerfende Wort eines Nathanael (Joh. 1, 46): „Was kann von Nazareth Gutes kommen,“ war ganz im Sinne jener Zeit, und jenes andere Wort an Nikodemus gerichtet (Joh. 7, 52): „Forsehe und siehe, aus Galiläa steht kein Prophet auf,“ begleitet der Pharisäer mit den spöttischen Worten: „Bist du auch ein Galiläer?“ Es war nicht bloß selbstbewußte Ueberlegenheit, die die „Stadtleute,“ wie die Bewohner Jerusalems in Palästina genannt wurden, ihren „Bettern vom Lande,“ sowie jedem anderen geistig und geistlich Ferneren gegenüber, geltend machten, sondern auch offene Verachtung, die sich oft bis zur Rohheit, Lieblosgkeit und Unanständigkeit steigerte, selbstverständlich aber immer im Gewande der Frömmigkeit. Das „Gott ich danke dir, daß ich nicht bin wie andere Leute“ (Luc. 18, 11) ist der natürliche Geist des Pharisäismus, und dieses Gleichniß ist nicht bloß erwähnt um dieses „Gebetes“ willen, sondern um den Geist des Pharisäismus zu charakterisieren, selbst in der Stunde, wo er vor Gott steht. Wie sehr dieser Geist in allen Verhältnissen sich kund gab, mag aus folgenden Beispielen ersehen werden. So lesen wir von einem Rabbi, der, wenn er aus dem Lehrhause heraustrat, zu beten pflegte: „Ich danke dir, Herr mein Gott, daß mir mein Theil angewiesen ist, unter den Besuchern des Lehrhauses und nicht unter den an den Straßenenden Beschäftigten; denn ich stehe frühe auf, und sie stehen frühe auf — ich wende mich früh den Worten der Thora (d. h. des Gesetzes) zu, und sie eiteln Dingen; ich arbeite und sie arbeiten — ich arbeite und empfangen Lohn, sie arbeiten und empfangen Reinen; ich laufe und sie laufen — ich laufe nach dem ewigen



Leben, und sie nach dem Abgrund." Das andere wird dieses noch deutlicher zeigen. Ein Rabbi machte unterwegs die Bekanntschaft eines Mannes, den er für seines Gleichen hielt. Eingeladen mit seinem neuen Bekannten zu Tische zu essen, nimmt er die Einladung an. Allein der Rabbi mußte Verdacht geschöpft haben, und legte daher seinem Gastgeber Fragen aus der Schrift und Tradition vor, die der arme Mann nicht beantworten konnte. Nach dem Mahl forderte er seinen Gastgeber auf nach damaliger Sitte, den Segensspruch über den Besucher zu sprechen. Seine Geistesarmuth fühlend, bittet er den Rabbi dieses Amt zu übernehmen, was er auch that mit der schließlichen Bemerkung „ein Hund hat von meinem Brode gegessen."

Das war der Geist der Liebe, der den Rabbinismus belebt, und wenn er auch wegwerfend über die „Galiläer" sich äußerte, so wird eine unparteiische Geschichte ein anderes Urtheil über sie fällen. Was nun den Namen „Galiläer" betrifft, so wird er schon sehr frühe im alten Testament erwähnt (vergl. Joh. 20, 7). Die Provinz Galiläa umfaßte das Gebiet der vier Stämme: Issaschar, Sebulon, Naphtali und Aser, und ward wie Josephus berichtet, in Ober- und Untergaliläa getheilt. Untergaliläa umfaßte das Gebiet Issaschars und Sebulon, mit den Bergen Gilboa, wo

Israels Edle liegen erschlagen,  
Laßt euch beklagen, Feldern im Streit;  
Hoch auf den Bergen seid ihr gefallen,  
Fernhin erschallen Jammer und Leid ;"

dem kleinen Hermon und Tabor dem Berge der Verklärung, wo Petrus sprach: „Hier ist gut sein, hier laß uns Hütten bauen."

Obergaliläa umfaßte das ganze Gebiet von Naphtali vom Nordende des galiläischen Meeres bis zum Hermon. Begrenzt ward Galiläa von Phönicien und Syrien. Im N. hatte es Tyrus und das tyrische Gebiet zur Grenze; im S. das samaritanische Land und Scythopolis bis in das Jordangebiet hin; im O. Gadaris und Gaulonitis, im W. Ptolemais mit seinem Gebiet, den Berg Karmel der uns in die Zeit Eliä versetzt, kämpfend gegen die Baalspfaffen —

„Da steht er ohne Wehr und Waffen —  
Der Knecht Jehovah's ganz allein,  
Und dort vierhundertfünfzig Pfaffen  
Aus Baals verbuhltem Opferbain:  
Nun laßt uns schlachten unsre Farren  
Und flehen um des Himmels Gluth,  
Nun laßt uns rufen, laßt uns harren  
Und schaun, weß Gott ein Wunder thut."

und das tyrische Gebirge. Das war auch die geographische Lage dieser Provinz zur Zeit Jesu. Besonders anziehend war die Gebirgsgegend im Norden Obergaliläas mit ihrer herrlichen frischen Luft. Allein es war auch eine gefährliche Gegend, denn von Morästen, Sümpfen und Höhlen gedeckt, hielten hier die gefährlichsten Charaktere. Weiter unten jedoch nimmt die Gegend eine andere Gestalt an. Südlich von dem Meronsee, wo die sogenannte Jacobsbrücke über den Jordan führt, kommen wir auf jene große Handelsstraße, welche im Osten Damascus mit dem großen Handelsplatze am mittelländischen Meere, Ptolemais verband. Welch geschäftliches Treiben mußte nicht diese Straße zur Zeit Christi dargeboten haben! Den ganzen Tag zogen Reihen von Kameelen, Maulteseln und Eseln, beladen mit den Schätzen des Morgenlandes hinab ins Abendland, oder brachten von dort wieder die Erzeugnisse ins Morgenland zurück. Juden, Griechen, Römer, — Alles ging hundert aneinander vorüber. Dieser rege Verkehr wirkte auch civilisatorisch auf das Volk, und Judäas Engherzigkeit fand hier

keine Nahrung. Auf dieser Handelsstraße war es auch, wo Levi Matthäus der Zöllner saß, als ihn der Herr zur Nachfolge aufforderte, wo er auch das Mahl veranstaltete, und seine Freunde einlud, damit auch sie sehen sollten den, in dem er Leben und Frieden gefunden hatte (Luc 5, 29). Dieses führt uns auf das Straßen- und Zollsystem damaliger Zeit, und wollen wir Letzteres zuerst besprechen, denn gerade das Zollwesen mit seinen Zöllnern war ja in den Augen der Pharisäer so gehaßt und verachtet.

Die Provinzen des römischen Reiches hatten eine Grund- und Kopfsteuer zu entrichten. Alles Eigenthum und Einkommen, das keine Grundsteuer zu zahlen hatte, mußte eine Kopfsteuer entrichten, die in Syrien und Cilicien ein Procent betrug. Von Getreiden wurde ein Zehntel und von Wein ein Fünftel bezahlt. Das waren die regelmäßigen Steuern, abgesehen von den im Morgenlande noch heute üblichen Erpressungen und sonstigen Lasten, die getragen werden mußten. Um genau die Zahl der Steuerpflichtigen zu erfahren, ließ der Proconsul von Syrien, Quirinus (Cyrenius), einen Census aufnehmen, ein Verfahren, das in den Augen der Pharisäer als ein gewaltiges Verbrechen betrachtet wurde, die sich früher Zeiten erinnerten, wo das Zählen der Bevölkerung als Sünde gegolten hatte, und das diesesmal um so straffälliger erscheinen mußte, als Heiden den Census vornahmen und zwar für ihre eigene Zwecke. Dazu kam, daß die Steuer, die früher an Jehovah entrichtet wurde, jetzt einem heidnischen Kaiser gezahlt werden sollte. „Ist es recht, dem Kaiser den Zins zu geben," diese Frage beschäftigte gar Manchen, der neben den halben Schekel auch den kaiserlichen Zins legte. Und selbst jene verhängliche Frage, welche die Pharisäer dem Herrn vorlegten, war im letzten Grunde nur der Ausdruck des ihr Innersten am meisten beschäftigenden Gedankens. Die Römer erhoben ihre Steuern nicht direct, sondern indirect, so daß der Staatsfessel immer gefüllt war. Gegen eine runde Summe wurden die Staatseinkünfte verpachtet, gewöhnlich für ein Lustum oder fünf Jahre. Dieser Staatspachtungen bedachtigte sich der durch Reichthum einflußreiche Ritterstand; sie stellten ihrerseits wieder Unterbeamte in den Grenzstädten und Häfen der Provinzen an, wogu sie bald ihre Freigelassenen und Sklaven, bald Eingeborene benutzten. Lastete schon die Habsucht der Staatspächter schwer auf den Provinzen, so suchten auch ihrerseits die Unterzöllner bei dem Geschäft sich zu bereichern und waren, abgesehen von dem Geschäftigen ihres Geschäftes an sich, das Hemmung des Verkehrs und mancherlei Placereien im Gefolge hatte, und wobei sie sich ein rücksichtsloses Durchwühlen der Waaren und Öffnen der Briefe erlaubten, wegen mancherlei Ungerechtigkeiten und Betrügereien, die sie sich zu Schulden kommen ließen, (allzuhohe Berechnung der Abgaben, falsche Eintragung in die Zollregister, Bestechungen und dgl.) nicht mit Unrecht im ganzen römischen Reiche übel angesehen. Beschwerden waren nutzlos, waren ja die höheren Beamten am meisten dabei interessiert, denn Jeder wollte Geld machen, und das arme Volk hatte darunter zu leiden. (Man sollte meinen, man wäre damals schon in Amerika gewesen.) Wir können demnach das wohl verstehen, was Zachäus, der ein Oberster der Zöllner im Jericho Districte war, wo besonders die Ausfuhr von Balsam einen großen Zoll einbrachte, im Hinblick auf sein vergangenes Leben, sagte, „Und so ich Jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder." (Luc. 19, 8.) Abgesehen davon, daß die Pächter nach Willkür Eigenthum schätzten, gebrauchten sie noch einen sehr beliebten Kniff, der darin bestand, daß die Zöllner den Armen

die Steuer vorschossen, um nachher gegen hohe Zinsen das einzukollektiren, das sie als eine Privatschuld betrachteten. In

welcher Weise das geschah, können wir aus Matth. 28, 28. und Luc. 12, 58. lernen.

## Das Lager der Kinder Israel.

Von R. Matt.

### IV. Panier des Lagers Dan. Das Heer der Kinder Dan, Affer und Naphthali; 157,600 Mann. Die Nachhut des Heeres. 4. B. M. 2, 31.

10.  
Dan.  
Abieser, Hauptmann.  
62,700 Mann.  
4. B. M. 2, 25—26.

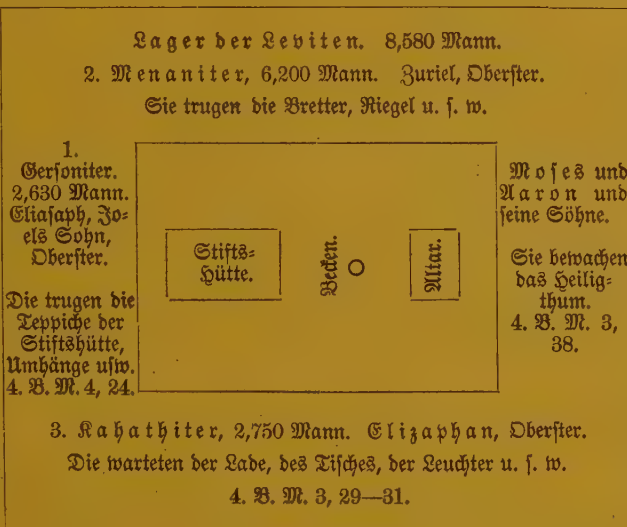
11.  
Affer.  
Bagei, Hauptmann.  
41,500 Mann.  
4. B. M. 2, 27—28.

12.  
Naphthali.  
Abira, Hauptmann.  
53,400 Mann.  
4. B. M. 2, 29—30.

9.  
Benjamin.  
Abidan,  
Hauptmann.  
35,400 Mann.  
4. B. M. 2,  
22—23.

8.  
Manasse.  
Gamliel,  
Hauptmann.  
32,200 Mann.  
4. B. M. 2,  
20—21.

7.  
Ephraim.  
Elisama,  
Hauptmann.  
40,500 Mann.  
4. B. M. 2,  
18—19.



1.  
Juda.  
74,600 Mann.  
Nabesson,  
Hauptmann.  
4. B. M. 2,  
3—4.

2.  
Isaschar.  
54,000 Mann.  
Nathanael,  
Hauptmann.  
4. B. M. 2,  
5—6.

3.  
Sebulon.  
57,400 Mann.  
Eliab,  
Hauptmann.  
4. B. M. 2,  
7—8.

I. Panier des Lagers Suda. Die Kinder Suda, Isaschar und Sebulon. Die Vorhut des Heeres. 186,400 Mann. 4. B. M. 2, 3—6; 10, 4.

### III. Panier des Lagers Ruben. Das Heer der Kinder Ruben, Simeon und Gad. 151,450 Mann.

6.  
Gad.  
Elisaph, Hauptmann.  
45,650 Mann.  
4. B. M. 2, 14—15.

5.  
Simeon.  
Selumiel, Hauptmann.  
59,300 Mann.  
4. B. M. 2, 12—13.

4.  
Ruben.  
Elzur, Hauptmann.  
46,500 Mann.  
4. B. M. 2, 10—11.

Obiger Abriß ist ein Bild des israelitischen Lagers, nach dem Muster im 4. Buch Moses; ich habe es zusammengestellt, in der Absicht, den Lesern des Magazins einen Begriff zu geben von der Weise, wie jene vierzig Jahre langen Märsche gemacht wurden.

Man sieht, daß alle weisfähigen Männer in der Armee waren, ein Total-Heer von 603,550 Mann; diese waren abgetheilt in vier Heere, welche sich unter einem Panier, respektiv lagerten auf vier Seiten des Heiligthums. Im Osten war Juda's Panier, welches die Stämme Juda, Isaschar und Sebulon in sich faßte. Im Süden, unter Rubens Panier, lag Ruben, Gad und Simeon. Im Westen Ephraim, Manasse und Benjamin, und im Norden Dan, Affer und Naphthali.

Im Kreis befanden sich die Familien der Leviten, Merari, Gerfon und Rahath. Diese mußten den Priestern im Religionscultus dienen, auch war es ihre Pflicht, wie obiges Bild

zeigt, die Hütte, Gefäße u. s. w. auf der Reise zu besorgen. Im Osten vor der Thüre zum Heiligthum waren die Zelte Moses, Aarons und seiner Söhne; ihre Pflicht ist beschrieben 4. B. M. 1, 53.

Die Armee wurde regiert so wie heutzutage noch; es waren Hauptleute über Tausende, Hunderte und Fünzig; nur daß die Hauptführer der Panierstämme zugleich über alle ihre Untergebenen regierten, gleich vollen Generalen. Obenan und über Alle stand Moses, der Heerführer.

Die Regierung war theokratisch, d. h. Gott war König, und sein Knecht Moses führte seine Befehle aus.

Gottes Gegenwart offenbarte sich in der Wolke, die das Heiligthum deckte. Wenn diese sich erhob, zog Israel, wenn sie sich niederließ, lagerte das Volk.

Die heiligen Gefäße waren unter specieller Aufsicht der Priester. Niemand sonst, nicht einmal die Leviten durften sie



auch nur anschauen; wenn das Lager aufbrach, mußten diese Gefäße zuerst bedeckt werden, die Strafe für Vergehungen ist 4. B. M. 4, 5—15. War ein Ausbruch bestimmt, dann bliesen die Priester die Posaunen, und sogleich erhob sich Juda's Panier, denn Judasog voraus; dann kamen die Leviten der Reihe nach wie oben mit den Geräthen. Die zweite Posaune schallte und Ruben's Panier erhob sich, ihm folgte die Familie Rahath's mit der Lade; hieraus ersieht man, daß das Hei-

lighthum immer im Mittel des großen Heeres war. Dan's Panier folgte zuletzt und deckte den Nachzug.

Wurde gelagert, dann stellte sich Juda zuerst; schnell waren die Gerfoniter und Merariter bei der Hand, die Stiftshütte zu bauen, denn dieselbe mußte fertig stehen, bis die Lade ankam, 4. B. M. 10, 21.—Nur die Priester durften das Heiligthum und die Gefäße aufdecken oder anrühren, plötzlicher Tod war die Strafe für Uebertreter.—Dieser Plan wurde aufgehalten während den vierzig Wanderjahren.

## Nachklänge von Chaufauqua.

Von Andr. Knobel.

Auszüge aus Reden hervorragender Sonntagschul-Arbeiter.

### IV.

„Die Presse und die Sonntagschule“; von Rev. J. R. Walten, D. D., von Cincinnati.

Die Bedeutung der Presse ist von der Kirche noch nicht genug erkannt. Die Sonntagschule sollte der Jugend unseres Landes den richtigen Gebrauch der Presse lehren. Es ist nicht zu leugnen, daß ohne die Hülfe der Presse gründliche Lehre und Arbeit unmöglich wäre. Sie macht das internationale Lektionssystem möglich. In jedem Berufe lernen wir von den Erfahrungen Anderer; und die Presse bietet uns die Gelegenheit, sie kennen zu lernen und zu benützen. Fast jedes Gebiet menschlicher Thätigkeit hat seine Literatur, und dies sind die besten Arbeiter, welche die Anweisungen und die Hülfe, welche dieselbe ihnen bietet, wohl zu benützen wissen. Ernste Sonntagschul-Arbeiter erkennen ihre Schwachheit und das Bedürfnis solcher Hülfsmittel, wie nur die Presse sie ihnen bieten kann.

Was in der Sonntagschule gelehrt wird, bildet schon seit Jahrhunderten das ernste Studium der Gelehrtesten. Sollten die herrlichen Schätze auf dem Gebiete christlichen Wissens den Ungelehrteren verschlossen bleiben? Die Sonntagschule ist in einem Sinne das Arbeitszimmer der Kirche. Das Material, das darin bearbeitet ist, ist der Verstand, das Herz und das Gewissen; die Arbeiter sind die Lehrer, gewöhnlich der thätige Theil der kirchlichen Gliederchaft. Ich besuchte einst die große Waltham Wollensfabrik und bemerkte, daß das mannigfaltige Arbeitsgeschirr der Fabrik angehörte. Beamte und Lehrer geben Zeit und Kräfte der Sonntagschul-Arbeit, sollte nicht die Kirche das Arbeitsgeschirr liefern?

Unsere Aufmerksamkeit müssen wir jedoch hauptsächlich auf die Bücher und Blätter, welche der Jugend geboten werden, richten. Der Zeitschriften für die Jugend haben wir viele, jedoch sind dieselben zuviel für die Kleinen, und zuwenig für die herangewachsene Jugend berechnet. Die größte Sorge sollte in der Auswahl der Bücher für die Bibliothek obwalten. 40 Verlagshäuser versenden in den Vereinigten Staaten ihre Sonntagschul-Publicationen, und etwa 3,000,000 dieser Bücher werden wöchentlich durch das Land verabreicht. Ein großer Theil derselben sollten jedoch nie in eine Sonntagschule gelangen. Ein Buch ist ein Gesellschafter für das Kind. Ein schlechtes Buch mag die ganze Arbeit eines treuen Lehrers vernichten. Gute Bücher jedoch sind Mitarbeiter den moralischen und geistlichen Stand der Schule zu erhöhen. Der Lehrer sollte die Bücher für seine Schüler wählen.

### V.

Lehrerverfassungen; von Rev. George M. Pelk.

Indem wir über Lehrerverfassungen reden, haben wir zwei Thatsachen als festgestellt zu betrachten: 1) daß solche einer jeden Sabbathschule zum Nutzen gereichen; und 2) wo ein Wille ist, da gibt es auch einen Weg. Haltet sie zu einiger passenden Zeit und an einigem geeigneten Orte. An manchen Orten werden Lehrerverfassungen gegründet und fallen wieder durch. Die Ursache ihres Mißlingens liegt erstens in ungenügender Vorbereitung für dieselben, und zweitens in mangelhafter Leitung derselben. Die Idee ist nicht zusammen zu kommen, um aus Commentaren zc. zu lernen. Wir sollten schon mit Sonntag beginnen, die Lektion für den kommenden Sabbath zu studiren, und während der Woche darüber denken und beten. Wir finden gegenwärtig alle nöthigen Auslegungen der Sectionen in den religiösen Zeitschriften und Magazinen. Alle Lehrer können und sollten sich mit den Hülfsmitteln versehen, darin sie die besten Gedanken, der besten Schrifterklärer finden.

Laßt uns betrachten, wie wir eine solche Versammlung leiten können, ohne daß sie mißglückt. Wir haben fünf Punkte, welche uns hierbei unterstützen.

1. Suche bei jeder Zusammenkunft das geistliche Leben zu befördern.
2. Studire die Lektion, die nächsten Sabbath gelehrt soll werden.
3. Habe ein genaues, volles Verständniß aller Dinge, die bei der nächsten Sitzung sollen gethan werden.
4. Beschäftige dich mit welchen Gegenständen die deine Wirksamkeit als Lehrer befördern möchten.
5. Thue etwas den socialen Enthusiasmus der Schule zu fördern.

Laß den leitenden Gedanken der Versammlung nicht außer Sicht. Wir kommen hier zusammen, um zu thun, was wir allein nicht vermögen. Ich wünschte, daß Lehrer beim Studium der Lektion sich folgende fünf Fragen vorlegen möchten:

1. Bin ich vermögend, jedes Wort und jeden Satz dieser Lektion auszuliegen?
2. Welches sind die hauptsächlichsten Lehren, welche Gott uns geben wollte, als er die Worte dieser Lektion schrieb?
3. Wie kann ich von diesem Standpunkte die Lektion am erfolgreichsten lehren?
4. Wie mag ich sie, den verschiedenen Gemüthern, mit denen ich in Berührung komme, anpassen?
5. Wie kann ich sie illustriren?

# Hinterstübchen.

**G. S. in L.** Wir hätten gar nichts gegen deinen Vorschlag, daß das Magazin so groß würde wie das *Daheim*; aber auf uns allein kommt's nicht an. Doch nur munter fortgearbeitet. Was nicht ist, kann werden.

**M. Gemüthlich über die Mode.** Komme ich da neulich mit meinem Nachbar in die Stadt. Herrje! Ich stehe da wie angewachsen. Der Johann dachte wohl, ich hätte die immerwährende Bewegung erfunden. Hannes, sage ich, warum tragen denn die Weiber den Ballen auf dem Kopf? In der Hand wär's doch bequemer? Dann sagt mir der Hannes, das seien Haarbeutel. Haarbeutel, sage ich, das Ding sieht ja aus wie ein deutscher Futterack, und wenn ich meinen Braunen bei mir hätte, der möchte wohl so einer Haarbeutelrin nach dem Gedächtniß schnubbern, weil er dachte, da sei Häckel darin—vielleicht ist's auch. Ja das brölligte war, daß sogar alte Weiber mit allerlei Firtlesanz aufgedonnert waren. Das kam mir just vor, als wenn man an einen alten, knorrigen, kahlen Baum grüne Maizen bindet. Der Hannes sagte mir aber, die Haare u. dgl. könnte man im Store kaufen, und die Baumwolle sei billig, und der Schneider thät's einem ausstopfen.

Mit den Männern geht's aber kein Haar besser. Den Schreiber Federkiel hab' ich gesehen. Der ist hergestriegelt und ausstaffirt, als wenn er in der Geldkiste geboren wär. Und was ist's mit ihm. Niemand hat besondere Anhänglichkeit an ihn, als sein Schuster und Schneider, weil er ihnen die Kleider noch schuldet, die er auf dem Leib trägt. Aber so geht's! Die Mode hat sie am Ohr, bis ein r dahinter wächst, dann heißt's *Modor*. Wer klug ist, der denkt v'tan.

**Die Bibel in der Schule.** Wenn die Nachbarn wieder im Hinterstübchen sind, möchte ich ihnen gerne ein Geschichtchen zum Besten geben.

Es ist wohl Jedermannlich und Jederfräulich bekannt, daß man gegenwärtig viel spricht von wegen der Bibel in den öffentlichen Schulen, so daß sogar die Jungen ein Interesse darin nehmen. Kommt da leztlich so ein Bübchen heim, und am Tisch fragt er seinen Vater:

„Vater, bist du auch für die Bibel in den Schulen?“

„Freilich bin ich, und so ist jeder christlich denkende Mensch,“ sagte der Vater, froh, daß sein Junge sich schon mit solch tiefen Dingen beschäftigt, „aber was macht dich so fragen?“

„O Nichts, ich hab nur gedenkt du wärst dagegen, weil du keine im Haus hast.“

Der Junge machte plötzlich eine gewaltig schnelle Plankenbewegung mit dem Kopf, aber doch nicht schnell genug, um seines Vaters flachen Hand auszuweichen, denn dieselbe kam in ganz unangenehme Berührung mit des Jungen Gehörorgan.

Item: die Schlussfolgerung des Knaben war logisch, das Argument des Alten aber handgreiflich. Es läßt sich Vieles denken über den Gegenstand, und Ohrfeigen gibt's wohl auch noch. Zeitweilig.

**In der Predigt.** Pfarrer (nach einer kleinen Unterbrechung in seiner Predigt): „Geliebte in dem Herrn, ich fahre fort.....“—Bauer (soeben vom Schlaf erwachend, hört die Worte des Pfarrers noch halb und ruft schlaftrunken): „Halt, i' fahr au' mit.“

**Vorbedingung.** Woher kommt es denn, daß Ihr Louis blonde und Ihr Nazi schwarze Haare hat?—„Das kommt daher, weil der Louis bei Tag und der Nazi bei Nacht auf die Welt gekommen ist, und darum muß auch der Louis ein Liberaler und der Nazi ein Ultramontaner werden!“

**Frage der Gleichberechtigung.** Wenn man von jemand spricht, der sehr gut zeichnen kann, so wird gesagt: „Er ist ein ausgezeichnete Zeichner.“ Warum sagt man dann aber nicht von Einem, der sehr gut singen kann: „Er ist ein ausgelegener Sänger?“

**Aus der Schule.** „Mutter, Mutter! Ich bin oene nuff humme!“

„No, des freed mich. Du warst lang genug der Unnersch. Was hoschte dann gekönt?“

„Gekönt hann ichseientlich nie, aiver 's Barze Hennerich, der hott die Schul geschwengzt, unn do is er unne hin geleht worre, aiver morje tumm ich noch eene nuff, 's Fliche Karl, der war noch gar nit do, und den bringt der Volegeidiener morje, saacht der Herr Lehrer.“

„Dez is brav vunn der, Männche, fieszt triehschte a e frische Fachtetbrezel, die der dein Vatter vor 14 Tag mitgebracht hot.“

**Der Wunderdoktor.** Bauer: „Herr Doktor, meine Frau und ich sind vom Teufel besessen, können Sie uns nicht davon heilen, die Leute nennen Sie ja den Herendoktor.“

Doktor: „Was ist das für ein Teufel?“

Bauer: „Ein Klopfsgeist. Er zwingt uns immer, uns zu klopfen, nachher thut's uns Weiden leid.“

(Doktor macht drei Kreuze und schreit): „Fahre aus, unsaubarer Geist, Teufel der Zwietracht, fahre aus! So, das war die Vorkur, nun will ich auch etwas verschreiben,“ und er verschrieb ihnen Kameelwasser.

Wenn der Teufel nun wieder mächtig wird, dann nimmt das, welches nicht angefangen hat zu schimpfen, das Medizin-glas und einen Löffel, geht vor die Thür, das Andere bleibt im Zimmer. Gerade nach 10 Minuten kommt das Erstere wieder herein, zählt 27 Tropfen in den Löffel ab und gibt sie dem Anderen, dann nimmt dieses den Löffel, zählt 27 Tropfen ab und thut dasselbe, und dann gebt Ihr Euch die Hand. Bis dahin darf kein Wort gesprochen werden.

Drei Monate später kommt der Bauer mit seiner Frau wieder: „Herr Doktor, wir wollen Ihnen nur diesen Schinken bringen, weil Sie uns so gut curirt haben!“ Und diese Geschichte ist wahr und ist in Holftein passiert.

**Prüfung eines Missionscandidaten.** Der alte Prediger Wilks war einer der ersten Männer, welche sich zu der Londoner Missionsgesellschaft zusammenthaten; so kam's, daß er je und je die Aufgabe übernahm, junge Leute, die sich zum Missionsdienst meldeten, zu prüfen. Als ein Mann von tiefer Menschenkenntnis und langer Erfahrung konnte er damit schneller fertig werden als mancher andere gleich gewissenhafte Herr; zudem stand ihm aber auch ein so reicher Witz zu Gebot, daß jede seiner Prüfungen wieder anders ausfiel als die früheren.

Einmal sollte er einen gewissen Jacob prüfen. Also bestellte er ihn auf einen bestimmten Tag Morgens 7 Uhr. Es schlug 7 Uhr, als der Jüngling erschien und anläutete. Die Magd öffnete ihm das Haus und führte ihn in ein Zimmer, sich zu setzen. Aber was ist das? Es schlägt 8 Uhr und noch kein Herr Wilks; es ist halb 10 Uhr, und der Jüngling muß sich zusammennehmen, um noch länger zu warten. Endlich wird's 10 Uhr, und Herr Wilks tritt herein. Er entschuldigt sich mit keinem Wort, sondern setzt sich rasch auf einen Stuhl und bezieht sich den Menschen.

„Um! und Ihr wollt also Missionar werden, junger Mann? Wie kam Euch das Ding in den Kopf? Habt Ihr den Herrn Jesum lieb?“ das kam scharf, fast bissig aus dem Munde des Alten heraus. Der Jüngling aber konnte bei aller Bescheidenheit die letzte Frage gewissenhaft bejahen.

Wiederum saß ihn das feurige Auge fest, während er weiter macht: „So handelt es sich also um Eure Befähigung für einen Missionar. Könt Ihr lesen?“ Der Jüngling lächelte: ja, das könne er.

Wilks nahm ein ABC-Buch zur Hand und hielt ihm eine der ersten Seiten hin. Der Jüngling las: „Bach, Dach, Fach“ u. f. w. „Ach, ich sehe! das geht zur Noth. Aber hm! schreien?“

Jacob bejahte. „So schreibt einmal Euren Namen!—Wie, laßt mich sehen!—Um! Um!“

„Jetzt Rechnen? Kein Kinderspiel! Aufgepaßt, 2 mal 2, wie viel wohl?—Ach, Ihr kommt ja ordentlich voran. Nun aber: 4 mal 5?—Wie, auch das? Nun, es wird sich machen. Ich will's der Committee sagen, passiert, passiert!“

Wilks berichtete der Committee bei der nächsten Sitzung: „Ich habe den Jacob geprüft und bin zufrieden mit ihm. Erstlich ist er pünktlich; er kam schon 7 Uhr Morgens. Dann bin ich ziemlich gewiß, daß er geduldig ist, denn ich ließ ihn bis 10



Ihr warten. Weiter fand ich ihn nur gar nicht empfindlich, er kann allerlei Rüsse aushalten, denn ich machte ihm eine Grobheit um die andere. Wir dürfen's festlich glauben, er liebt den Herrn Jesum, und es liegt ihm daran, ausgeschickt zu werden. Also augenommen, sage ich!"

Eine eigenthümliche Prüfung das! Doch hätte vielleicht mancher sehr tüchtige Mensch sie nicht so glanzvoll bestanden wie der Jacob.

**Jeremias Gotthelf**, dieser verdiente Volkschriftsteller, war bekanntlich Pfarrer in einem Dorfe des Berner Oberlandes, und sein Charakter, sein Wirken war ebenso originell als naturwüchsig und humoristisch, wie er ja auch in seinen Schriften uns sich so darstellt. Davon zeugt eine kleine Anekdote, die uns ein Freund von ihm erzählte. Eines Tages kam eines seiner Pfarrkinder zu ihm und klagte ihm, daß seine Gais gestohlen worden. Gotthelf versprach ihm, so gut er könne, zu helfen. Am folgenden Sonntag hat er, bevor er die Predigt begann, seine Gemeinde, sich zu setzen. Dieß geschah, aber gleichwohl rief der Pfarrer: „Nun, warum setzt Ihr Euch denn nicht Alle?“ „Wir sitzen ja!“ sagte die Gemeinde. „Nein, der welcher dem Rudi die Gais gestohlen hat, sitzt noch nicht!“ rief er wieder. „D ja, ich sitze!“ rief da naiv ein Bäuerlein. „Sitzt du? Nun, so befehle ich dir, bei Strafe des Kirchenbannes, die Gais dem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben!“ sprach Gotthelf zur allgemeinen Freude der Gemeinde, bei der er durch diesen Vorfall nicht wenig an Beifall und Anhänglichkeit gewann.

**Geäußerte Erwartungen.** Zum Gerichtsnotar eines Städtchens kommt an einem Feiertage Nachmittags ein Bauer, der recht wohlhabend aussieht und sagt, er wolle ein Testament machen lassen. „Gebuldet Euch ein wenig, guter Freund,“ sagte der Notar, „ich will nur noch die Rechnung da abschließen,“ und dabei führte er den Bauer in die Wohnstube, und befehlte leise der Frau, mit einem Glase Wein und etwas Backwerk aufzuwarten, denn er habe einen hübschen Verdienst bei dem Bauer in Aussicht. Das geschieht. Der Bauer will zwar nichts annehmen, die Frau Notar weiß ihm aber so freundlich zuzureden, daß er sich ein Herz faßt und zugreift. Nach einer halben Stunde kommt der Notar und fordert den Gast auf, ihm seine Angelegenheiten vorzutragen. Der Bauer greift in die Rocktasche und bringt ein Neues Testament zum Vorschein, das stark abgegriffen und zerissen war. „Mein Hannesle,“ sagte er, „hat's arg zugerichtet; jetzt will ich's für mein Contrable neu einbinden lassen, daß er wieder eine bessere Freude d'ran hat.“ Bei diesen Worten verschwindet die Frau Notar in das Nebenzimmer, der Notar beißt sich auf die Lippen und sagt so freundlich als es geht: „Guter Mann, da seid Ihr ins unrechte Haus gekommen, der Buchbinder wohnt neben an.“

**Zerstreutheiten.** Mit einer Composition oder der Aufführung eines seiner Meisterwerke beschäftigt, ging die bekannte Zerstreutheit *Beethoven's* so weit, daß er bei einem Concert den Tact—auf dem Rücken des Kaisers Joseph, der sich dicht an ihn gestellt hatte, schlug! Der Kaiser ließ es sich geduldig gefallen und sagte später lächelnd: „Das ist das einzige Mal gewesen, daß ich von einem meiner Unterthanen Schläge bekommen habe.“

Einer der zerstreuesten Menschen war der Capellmeister *Benda*. Man erzählt eine Menge Anekdoten, welche hierauf Bezug haben, darunter folgende: Als Benda seine Gattin, ohne deren Rath und Genehmigung er nichts zu thun pflegte, durch den Tod verloren hatte, rief er am Tage der Bestattung in das Familienzimmer hinein: „Liebe Frau, ob nur Alles zur Begräbnißfeier richtig besorgt ist?“

Von dem verstorbenen Professor *Schleicher* in Jena erzählt man sich Nachstehendes: Eines Tages erschien derselbe in dem Collegium, nicht wie gewöhnlich in einem grauen, bis an den Hals zugeknöpften Anzug, sondern im schwarzen offenen Overcoat; als er aber seine Heste aus der Tasche ziehen wollte, waren sie nicht darin. Er entschuldigt sich, bittet einen Augenblick zu warten, er werde in zehn Minuten wieder da sein, und eilt weg. Zu Hause angekommen, nimmt er zunächst die Heste aus der Tasche des grauen Rockes und steckt sie in den schwarzen, dann aber denkt er: du kannst doch lieber die Röcke wechseln. Gedacht, gethan! Er zieht den grauen Rock an und läßt richtig die Heste in dem schwarzen stecken. So erscheint er

zum zweiten Male in dem Collegium, bemerkt hier mit großer Bestürzung seine Zerstreutheit und entläßt dann, nachdem er den tragikomischen Hergang erzählt hat, seine Zuhörer bis zum folgenden Tage.

Bei seinem Aufenthalt in Neapel wurde der Sänger *Lablache* oft zum Könige gerufen. Als dies auch eines Tages wieder der Fall war, eilte er in den Palast, unterhielt sich im Vorzimmer mit den anwesenden Hofleuten, die er hat, seinen Hut aufbehalten zu dürfen, da er am Schnupfen leide. Wüthlich rief der dienstthuende Kammerherr: „Seine Majestät befehlen die Gegenwart des Signor Lablache.“ Der Sänger eilte, dem Ruße nachzukommen, und da er ganz vergessen hatte, daß er seinen Hut aufbehalten, griff er in der Eile nach einem anderen und trat mit einem Hute in der Hand, in das Cabinet des Königs. Dieser empfing ihn mit lautem Gelächter, was Lablache eingemaken in Verwirrung brachte; doch sagte er sich bald wieder und fragte den König ehrerbietig, wodurch seine Heiterkeit erregt worden sei. „Mein lieber Lablache,“ sagte der König, „geben Sie mir doch eine Erklärung darüber, welcher von den beiden Hüten der Ihrige ist, der, den Sie in der Hand, oder derjenige, den Sie auf dem Kopfe haben, oder gehören beide Ihnen?“ Jetzt erinnerte sich Lablache, daß er seinen Hut aufbehalten, und sein Haupt entblößend, sprach er zum König: „Verzeihung, Majestät! Zwei Hüte sind in der That für einen Mann zu viel, der seinen Kopf hat!“

**Verwidelte Vermandtschaft.** Es war eine Wittve (*Anna*) und ihre Tochter (*Klara*), und ein Mann (*Georg*), und sein Sohn (*Heinrich*). Die Wittve heirathete den Sohn und die Tochter den Vater. Die Wittve war deshalb (Schwieger-) Mutter von ihres Mannes Vater und Großmutter von ihrem eigenen Manne. Von diesem Manne hatte sie einen Sohn (*David*), von welchem sie also Urgroßmutter war. Nun muß aber der Sohn der Urgroßmutter, der Großvater von der Person sein, von welcher seine Mutter die Urgroßmutter ist; aber *Anna* war seine Urgroßmutter, deshalb mußte *David* sein eigener Großvater sein.

**Die Ursache der schlechten Orthographie:**—„Und zum Schluß und zur Zeit biete ich noch wägen mainer schwächsten Orthographie om Entschuldigunt, ich hap niemant, der mir eine orntliche Fether schneiden thet.“—

### Sprüche.

Das höchste Glück hat keine Lieber,  
Der tiefste Schmerz hat keinen Laut,  
Sie spiegeln beide still sich wieder  
Im Tropfen, der vom Auge thaut. J. Sturm.

Was wir bauen, wird einst wanken,—  
Ach, daß doch so oft in Trümmern  
Unsere liebsten Wünsche sanken!  
Aber schau' den jungen schlanken  
Epheu, wie er um die Trümmer,  
Schlägt die immer grünen Ranken.  
So auch du! laß die Gedanken,  
Wurzel schlagend im Vergang'nen,  
Jugendfrisch zum Himmel ranken. Reinold.

Niemand weiß, wo er Freunde hat,  
Bis es an Leib und Ehre geht.

Meister Freibankl.

### Charade.

Die ersten Zwei  
Stehn' treu dir bei,  
Sie zeigen, sie winken,  
Sie steigen, sie sinken.

Die Letzte ist Zierde,  
Bald groß und bald klein,  
Die schimmernde Würde  
Schrumpft manchmal ganz ein.

Das Ganze kann schützen  
Den Kämpfer so klein,  
Kann farbenvoll blitzen,  
Doch Gift schliefst es ein.

Auflösung des Worträthsels im Februarheft:

Cerech t.







Der vierfüßige Blumenfreund.

# Das Evangelische Magazin.

Band 8.

April 1876.

Nr. 4.



**Jüngling, ich sage dir, stehe auf.**

Von W. Horn.

Das süße Wort, das Jesus spricht  
Zur armen Witwe: Weine nicht!

I.



On den blühenden Gestaden des galiläischen Meeres lenkt der, „welcher ist umher gezogen und hat wohlgethan,“ seine Schritte landinnwärts. Ruhe und Erholung in der Einsamkeit der Gebirgslandschaft mochte dem aufopfernden Menschenfreunde nach dem angestrengten Predigen wohl ein Bedürfnis sein. Aber wo konnte er Ruhe und Erholung finden? Seine außerordentliche Erscheinung, die Lieblichkeit und Kraft seiner Worte, der Eindruck seiner Wundermacht fesselte die Menge an seine Tritte. Heute folgen sie ihm, um ihn zum Könige zu machen, morgen jubeln sie ihm

tausendstimmige Hosanna's entgegen, ein anderes Mal schreien sie ebenso laut: „Kreuzige ihn!“ Wandelbare Volksgunst!

In südwestlicher Richtung lenkt er heute seinen Gang. Ueber die hügeligen Pfade Galiläas geht es dem Städtchen Nain zu. Warum er dort hinging wußten wohl seine Begleiter nicht—er wußte es. Dort flossen heiße Thränen aus rothgeweinten Mutteraugen, welche er trocknen wolte. Jetzt sieht man in der Ferne schon Labors Höhen sich zu den Wolken empor heben, bald winken Nazareth's freundliche Binnen zur Rechten; aber der Herr lenkt die Schritte nicht der Heimath zu. Vorwärts geht's, bis endlich zwischen Palmentwipfel die im Sonnengolde glitzernden Kuppeln und Thürme Nains sichtbar werden.

Als der Herr nun dem Stadthor nahe kommt, begegnet ihm



ein Zeichengug. Wunderbar mußte es ihn berühren—ihn, den zukünftigen Todesüberwinder, wenn er sah, wie der Tod mit seiner graufigen Lippe auf dem Menschengesilde seine Beute dahinnähete. Näher und näher rückt der melancholische Zug. Schon hört man das Jammern der Klageweiber, schon erreicht das Schluchzen und Stöhnen der Begleiter das Ohr. Von innigem Mitleid ergriffen, beschleunigt der Herr seine Schritte, und bald steht er vor der Leichenprozeßion.

Auf einer Bahre tragen frische, blühende Jünglinge einen ihrer Kameraden. Bläß und gebrochenen Auges liegt er da. Sein Jugendblut stürmt nicht mehr in Zukunftshoffnungen, seine Pulse stehen still. Vor wenigen Wochen noch war er der hoffnungsreiche Jüngling, der Stolz und die Stütze der Mutter, der lebensfrohe Freund im Kreise seiner Kameraden. Heute regt sich die Brust nicht mehr vom belebenden Hauche; sprachlos starbt der blasse Mund.

Hinter dem Sarge schwanzt gramzerflossen die schluchzende Mutter.

## II.

„Und sie war eine Wittve.“ Welche Geschichte liegt in diesen fünf Worten! Als sie einst am Sterbebette des Gatten stand und ihre Thränen heiß und schnell auf seine hageren Wangen tropften; als sie weinend, vom Wittvenschleier umwallt, ihm zum Grabe folgte, da hatte sie gemeint, der Thränenquell müsse ihr versiegen, und sie müsse sich mit hineinlegen in das kalte Bett von Erde. Als ihr aber fast der letzte Hoffnungstern auf Erden schwinden wollte, da puzt es leise an ihrem Kleid, und eine süße Stimme lispelt: „Mutter!“ Vor ihr steht ihr lebensvoller Knabe, das lachende Ebenbild des Vaters. Die sonnenklaren Augen, die vom Hauche des Lebensfrühlings gerötheten Wangen und der lächelnde Mund scheinen sagen zu wollen: „Mutter, weine nicht!“ Und siehe da, sie weint nicht mehr. In stillem, süßem Angebenken wohnt das Bild des Gatten in ihrer Seele; aber sie ermannt sich, um für ihren Knaben zu leben.

Mit Freuden sieht sie den Knaben zum kräftigen Jüngling heranreifen, mit Vergnügen und Mutterstolz ruht ihr Auge auf dem kräftigen Manne. Da auf einmal lagert sich eine schleichende Krankheit wie ein vergiftender Mesthau auf den blühenden Sohn. Aengstlich pocht das arme Mutterherz. Kein Mittel wird unversucht gelassen, um die verbleibenden Rosen auf den jugendlichen Wangen wieder zu beleben; Tag und Nacht harret die liebende Mutter am Krankenlager, jeden Athemzug ängstlich bewachend; aber alles umsonst. Die Wangen fallen ein, die Kräfte schwinden immer mehr, ein eigenthümlicher Fieberglanz umflackert das sonst so klare Auge, bis sich dasselbe endlich in den kalten Umarmungen des Todes ganz schließt.

Arme Mutter! Nun ist deine letzte irdische Stütze gebrochen. Wohl magst du weinen, um in dem Thränenguß Erleichterung zu finden. Wie still und öde wird es nun bald um dich her sein, wie wirst du erschrecken vor dem Wiederhall deiner eigenen Schritte. Wo ist heute der muntere Knabe, welcher einst, als du an der Bahre des Gatten saßest, wenigstens auf Augenblicke deine Aufmerksamkeit durch sein unschuldig spielendes Geplauder auf sich zog? Wo ist die Sorge um seine Zukunft, welche dir damals im herbsten Schmerze zum Thrämentüchlein wurde? Sie ist mit ihm gestorben.

## III.

Wieder geht's zum Thore hinaus wie einst. Gemessenen Schritts wandt der Zeichengug langsam dahin. Wunderbare Schmerzensgedanken ziehen der Wittve durch die Seele. Sie

denkt daran, wie einst beim Begräbniß ihres Gatten ihr Knabe sagte: „Mutter, weine nicht!“ Heute sind seine Rippen in den Fesseln des Todes geschlossen. Wer sagt nun: Weine nicht? Da auf einmal steht plötzlich der Zug still. Was ist vorgefallen? Ehe sie sich noch recht besinnen kann, legt sich eine Hand segnend auf ihre Schulter, und eine wunderbar süße Stimme spricht: „Weine nicht!“ Es ist nicht die Stimme ihres Knaben, es ist die Stimme eines Fremdlings. Und doch ist sie von den Worten eigenthümlich berührt worden.

Wer ist der Fremde, der es wagt, hier den feierlichen Zug zum Friedhof zu unterbrechen? „Weine nicht!“ Ach, wüßtest du den Schmerz einer armen Wittve, welche am Sarge ihres einzigen Sohnes weint; wüßtest du, was du forderst, wenn du sagst: Weine nicht! Du würdest es nicht wagen, einer verlassenen Mutter auch diese letzte Linderung zu rauben—die Thränen zu verbieten. So will es sagen in dem Herzen der bestürzten Frau; aber sie kann diesem Gedanken nicht recht Ausdruck geben. In dem Auge des Fremdlings leuchtet es wie übernatürliches Feuer; ein Bild der Ruhe strahlt aus seinem ganzen Gesichtsausdruck, und sie fühlt sich unwillkürlich zu ihm hingezogen, denn es dämmert eine dunkle Ahnung in ihrem Inneren, als sie ihm durch Thränen in das offene, milde Auge schaut, welche ihr sagt: Der Mann, der dir da gegenüber steht, kann helfen, wenn man auch von irdischer Hoffnungslosigkeit umnachtet ist. Sie hört's, sie trocknet ihre Thränen, und ist stille.

## IV.

„Und die Träger standen.“ Feierliche Stille ist rings umher. Das Schluchzen der Mutter verstummt, die Klage der Leidtragenden schweigt, nur in den nahen Palmenwipfeln säuselt, wie Engelsgelispel, das Athmen der Lüfte. Da bricht der geheimnißvolle Wanderer die Stille und spricht: „Jüngling, ich sage dir, siehe auf!“ Schaut auf die Bahre dort! Welch Wunder begibt sich! Unter dem Bahrtuch fängt es an, sich zu regen; die verglasten Augen zuden, die Wangen röthen sich, das erstarrte Herz klopt, das Blut jagt wieder durch die Pulse, der Hauch des Lebens hebt und senkt wieder die Brust des Verstorbenen, und von den neubelebten Rippen klingt wieder der süße Mutternam. Mit stummem Staunen hängt jedes Auge an der unerhörten Scene, als der Tobte sich aus seinen Leichengewändern herausarbeitet und aufrichtet. Der Fremde aber steht so gefast, so ruhig, so selbstbewußt dabei, als ob dies für ihn alltägliche Vorgänge seien. Er greift den Neubelebten bei der Hand und gibt ihn der vor Staunen und Freude sprachlos vor sich hinstarrenden Mutter wieder, als Beweis, daß er sagen darf: „Weine nicht!“

Endlich erholen sich die Beistehenden von ihrem Schrecken und ihrer Verwunderung, und zum Himmel empor schallt ein in den umherliegenden Thalgründen weit hin wiederhallender Jubelruf: „Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden!“

Sie brauchen nun ihren Weg nicht weiter fortzusetzen. Die harrende Gruft kann man wieder füllen, der Herr hat ihr die Beute entrißen. Jubelnd lehrt man zurück, des Weges, den man gekommen ist. An seinem kräftigen Arm führt der wiedererwachte Jüngling die frohbewegte Mutter; aber ihre vor Dank und Entzücken strahlenden Augen ruhen nur auf einem Gegenstande—auf dem Gefeierten, der Worte des Trostes und Lebens in ihrer Mitte gesprochen.

## V.

Jüngling, der du auf der Bahre deiner Leidenschaften von deinen dich verflührenden Kameraden in geistlichem Tode der

Gruft entgegengetragen wirst, kennst du diesen Fremdling— diesen Freund der Trauernden—dieses Leben der Todten? Ist es nicht der Herr, dein Erlöser, dessen Rippen holbselig sind, und der da heißt Liebe? Und wenn er heute deinen Pfad kreuzte und dich rief: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!“ Wie selig wäre das Leben, das du bei ihm findest, wenn du ihn hörst. Wie würden deine Lippen jauchzen und dein Herz froh-

locken! Und mit dir jauchzte die Erde und der Himmel. Und wie siegesfroh könntest du wandeln, Grab und Tod entgegen. Wohlan es sei! Schlage ein zum heiligen Bunde. Der Herr heißt die Träger stehen und dich aufstehen. Sage gläubig: „Jesus ist mein;“ so kannst du auch sagen: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg!“

## Die Hauptreligionen der Welt und ihre Stifter.

Quellenstudien von R. M a t t.

### IV.

#### Zoroaster.

In anderer Religionsstifter des Alterthums ist Zoroaster, der große Prophet der Iranier, Meder und Perser.

Die Zeit, in welcher dieser Religionslehrer lebte, ist bis heute noch nicht mit Sicherheit ermittelt. Einige Schreiber behaupten, er habe etwa 500 Jahre v. Chr. gelebt; andere hingegen, z. B. Aristoteles, dem Wunschen beistimmend, geben die Zeit weit über Moses und sogar über Abraham hinaus. Nach seinen Schriften läßt sich schließen, daß er wenigstens 1500 v. Chr. gelebt haben muß; überhaupt hat man von ihm keine sichere Nachricht außer seinen Schriften. Er war geboren am südlichen Kaukasus und stammte aus einem iranischen Königs-geschlecht; da aber Iranien schon durch die Gründung des Medo-Persischen Reiches zu Grunde ging, läßt sich leicht ermitteln, daß seine Geschichte ins graue Alterthum zurückfällt.

Gleich den anderen Religionsstiftern, brachte auch er lange Zeit in den Einöden und Wäldern zu, die Geheimnisse der Gottheit und die Tendenz der Menschheit erforschend. Plötzlich trat er als Lehrer und Prophet auf und erklärte die Quelle alles Guten und alles Bösen gefunden zu haben. Er schied das Weltall mit allem Geschaffenen in zwei große Reiche, die *Lichtwelt* mit ihren Geistern, welche durch den großen Götterfürsten *Ormuzd*, d. i. der Reine, regiert wird, und das Reich der Finsterniß, welches vom Fürsten der Finsterniß *Ahriman*, d. i. der Arge, verwaltet wird; diese Beiden sind vom Anfang.

Ormuzd gründete durch *Honover*, d. i. Schöpferwort, ein Lichtreich, in welchem nur Reines wohnen sollte; das verdroß Ahriman, und in der Abwesenheit des Ormuzd, drang er in dieses Reich ein und füllte es mit Lastern, Sünden und abscheulichen Thieren.

So lehrt die heilige Avesta, d. i. die Schriften Zoroasters. Diese Schriften enthalten gerade so viele Bücher als das heilige Gebet Worte hat, nemlich 21, und sind alle von ihm verfaßt.

Zwischen Ormuzd, dem Lichtfürsten, und Ahriman, dem Argen, entsprang nun ein Kampf, der schrecklich ist, in Dauer und Wuth; denn alle Reinen kämpfen für Ormuzd, die Unreinen aber für Ahriman.

Der Sieg wird aber endlich auf Ormuzd's Seite fallen; dann, in der grauenvollen Zukunft draußen wird eine Wiederbringung aller Dinge stattfinden; Ahriman wird selbst rein gemacht und gegen seinen Willen dem Lichtfürsten unterthan werden. In seiner Wuth wird er einen Kometen vom Licht-himmel auf die Erde reißen; dieser wird Alles entzünden und sein Feuer wird Alles schmelzen und läutern, dann wird der Arge seinen Gang zum Bösen im Feuer verlieren, und das

ewige Wesen, das beide, Ormuzd und Ahriman, erschuf, wird Alles regieren, und Alle werden ihm unterthan sein.

In diesem Kampf geht die Erlösung der Welt vor sich, denn es handelt sich um Reinheit. Darum ist das ewige Wesen, der Feuergott, d. i. die Sonne, aller Verehrung werth, denn sie ist die Urquelle aller Reinheit. Die Todten werden wieder leben, aber ihr Leib wird keinen Schatten mehr werfen und auch keine Nahrung mehr brauchen, denn der Feuergott hat sie gereinigt und verkärt.

Reinheit der Seele und des Leibes, so wie des Lebens, ist das Fundament der Religion, die Zoroaster stiftete. Nur wer von Lastern, Sünden, Lug und Trug, Falschheit und Verleumdung frei bleibt, wird das Licht inwohnend haben und in den Himmel eingehen. Auf der Brücke Tschinabat steht der reine Richter und prüft die Uebergehenden; nur wer rein ist in Gedanken, Wort und That, darf seine Reise fortsetzen in die licht-gefüllten Himmelsräume, und dort wohnen. Alle Nachfolger Zoroasters beten sein heiliges Gebet, das, wie angedeutet in ihrer Sprache, nur 21 Worte hat, es lautet: „Rein in Gedanken, rein in Worten und rein in Thaten, bete ich zu dir, laß meines Herzens Reinheit zu dir, o Ormuzd, bringen! Gib mir Festigkeit im Guten, daß ich zur Heiligkeit der Thaten komme und möge die Quelle des Lichts ein Born des Segens für mich sein.“

Die Sittenlehre, die Zoroaster fürs Leben einprägte, heißt: „Reine Gedanken, reine Worte und reine Thaten.“ Aeußere Reinlichkeit zeigt von innerer Reinheit, darum schreibt er im dritten Fargard des Vendidad, ein Buch der hl. Avesta: „Wer Feldfrüchte und Obstbäume bauet, der bauet Reinheit und befördert das gute Gesez;“ und weiter: „Die Erde wird annehmen, wenn sie ein Mann bebauet, der versehen ist mit Feuer, Weib und Kindern und guten Heerden. Man soll den Körper und das Haus rein halten durch die Befolgung des Reinigungs-gesezes, dann kommt Ormuzd und wohnt mit euch.“

Die größten Sünden sind: unreine Gedanken, unreine Worte und unreine Thaten; unreine Handlungen gegen Vater oder Mutter, Bruder, Schwester oder Verlobte, Ormuzd haßt sie. An Ormuzd versündigt man sich, indem man seine Geschöpfe, besonders aber das Feuer, Sonne und Mond unreinigt, durch Gedanken, Worte oder Thaten, die nicht rein sind, Ormuzd straft sie. Ormuzd haßt die Stolzen, die Verleumder, die über die Todten schimpfen, die Schamlosen, die Neidigen, die Bösesinnenden, solche, die in nur einen Schuß gehen, die ihr Mittagsgebet versäumen, Hurer und Zauberer; er wird sie gewiß strafen.

Aus diesem ersieht man, daß die Parthische oder Zoroasters Religion nicht in Dogmen und Lehren, sondern in Thaten besteht; sie ist ein innerer Herzensglaube und nicht bloß spekulative Theorie, aber indem ihre Reinigungs-geseze so viele und



mannigfache sind, und der Mensch ganz auf sich selbst verwiesen ist, so bringt eine solche Religion anstatt Freiheit nur noch mehr Fesseln, und das Volk, das nach Erlösung seufzte, muß die Schultern nun zu größerer Knechtschaft beugen.

Dieses ist die Religion, die Zoroaster lehrte; ein System, das die ganze Welt befreien sollte, und das heute noch von Völkern hoch gepriesen wird, als die beste Moralkreligion. Sie darf

wohl mit Recht die älteste, bis jetzt bekannte, Religion genannt werden im geschichtlichen Sinne.

Trotz der Reinheit, die Zoroaster predigte, gab er doch nur schlechten Trost, denn der Arme war auf sich selbst angewiesen und fand nirgend Hülfe, diese Reinheit zu schaffen und zu erlangen.—Gottlos, das Alte ist vergangen, es ist seither Alles neu geworden.

## Erinnerungen an Neapel.

Von J. M. Biermann.



### II. Der Vesub.

Nicht nur auf der Oberfläche der Erde und in den Klüften arbeitet die nimmer rastende Natur, geleitet von einer weisen, unergründlichen und unsichtbaren Hand; auch in den Eingeweiden, im Inneren der Erde, schafft und siedet und kocht es zuweilen, als wären Hunderte von Schmelzöfen und Hammerwerken da unten thätig.

Wenn Feuer und Wasser mit einander in Verbindung kommen, so entstehen Dämpfe. Im Inneren der Erde sind große Lager von allerlei brennbaren Stoffen, namentlich aber Schwefel, zu finden. Wenn sich einmal solch ein Schwefellager entzündet, so brennt es fort, bis ihm die Nahrung ausgeht. Die Dünste, die durch das Feuer entstehen, suchen einen Ausweg und vermehren sich noch bedeutend, wenn das große Feuer, oder die heißen Dünste auf einen Wasserbehälter im Inneren der Erde stoßen. Das Wasser wird dann zu Dampf; Dämpfe aber, wenn sie einen Raum ausgefüllt haben und immerfort neue Nahrung erhalten, schaffen sich durch ihren ungeheuer starken Druck irgendwo einen Ausweg. In solchen Fällen erbeben dann die sie einschließenden Erdböden, die Erdoberfläche hebt und senkt sich wellenartig, Häuser stürzen ein, Oeffnungen und Klüfte entstehen auf dem Erdboden, das Meer kocht und zischt, und tobt, und der Mensch weiß keinen sicheren Zufluchtsort mehr zu finden. Solch eine Naturerscheinung, verbunden mit fürchterlichem Krachen und Getöse, nennt man ein *Erdbeben*. Nun gibt es aber Gegenden der Erde, wo sich die Natur schon seit Menschengedenken, seit Jahrtausenden, einen Ausweg, einen sogenannten *safety valve* geschaffen hat, aus welchem fortwährend die im Inneren der Erde sich ansammelnden Dünste entweichen. Manchmal aber kommt es vor, daß die von der Natur gebildeten Sicherheitsventile sich aus irgend einer Ursache verstopfen. In solchen Fällen ruht dann der mächtige Schornstein eine Zeitlang von seiner anstrengenden Arbeit aus, nur aber, um nachher mit so größerer Anstrengung seine Arbeit wieder fortzusetzen, wenn die eine furchtbare Kraft entwickelnden Dünste die Hindernisse entfernt, oder sich einen neuen Ausweg gebahnt haben. In solchen Fällen ist der Druck des entweichenden Dampfes so stark, daß er geschmolzene Steine und Metalle, mit Asche vermischt, hoch über der Erde emportreibt, es zittert der Erdboden, es tobt und kracht und knallt, als wären die Furien der Hölle los, und eine rothglühende Masse ergießt sich wie ein großer Strom aus der Oeffnung und überfluthet die niedriger gelegenen Punkte. Die ausströmende Masse erkaltet an der Luft, und durch die sich von Zeit zu Zeit wiederholenden Ausflüsse entsteht nach und nach ein Hügel, ein Berg, und solch ein Berg wird ein feuer-speiender Berg, oder ein Vulkan genannt. (Das Wort Vulkan stammt aus der Mythologie und war Vulcan bei den

Älten der Gott des Feuers.) Auf solche Weise entstand auch der feuer-speiende Berg Vesub, den unsere Abbildung hier zeigt. Seine Höhe beträgt jetzt 3690 Fuß, zu welcher er nur durch die vielen, seit Menschengedenken stattgehabten Auswürfe von Lava angewachsen ist. Er ist 1½ Meile von der reizenden Stadt Neapel entfernt, welche wir im letzten Hefte beschrieben haben.

So weit die Geschichte reicht, ist der Vesub als Vulkan bekannt. Er erhebt sich von der Ebene aus in Pyramidenform und war vor dem Jahre 1794, in welchem ein gewaltiger Ausbruch stattfand, durch weite Thäler von den Bergen Somma und Ottajano getrennt. Aber bei dem fürchterlichen Ausbruch in dem eben genannten Jahre, wurden diese breiten, blühenden Thäler von der massenhaften Ausströmung von Lava überfüllt und die Spitze des Berges selbst senkte sich ein, ein sogenanntes Becken bildend. Auf dem Gipfel des Berges breitet sich eine kleine Ebene aus, in deren Mitte man den gefährlichen Schlund (Krater genannt) erblickt, aus welchem fortwährend Rauch aufsteigt und Steine und Asche emporgeworfen werden. So lange der Vesub arbeitet, d. h. Rauch und Steine emportreibt, sich überhaupt seines brennbaren Inhalts entledigt, halten sich die Bewohner von Neapel und Umgegend gesichert; nur wenn der mächtige Riese ausruht, wenn das Feuer im Inneren des Berges erloschen zu sein scheint, dann wartet Jedermann mit Angst und Schrecken der Dinge, die da kommen werden. Zu solchen Zeiten nun, wenn es gefährlos erscheint, dem Vulkan einen Besuch abzustatten, bestiegen jährlich Tausende von Fremden den feuer-speienden Berg und warfen ihre Blicke hinab in den bodenlosen Krater des Ungeheuers. Aber auch zu Zeiten, wenn der Vulkan in voller Thätigkeit ist, unternehmen es manche Wagehalse, dem an allen Gliedern zitternden, rauchenden und feuer-speienden Berge einen Besuch abzustatten, ja sich in die Nähe seines Feuerrachens zu wagen. Manche haben dann das Glück, unverfehrt davon zu kommen; Andere aber mußten schon häufig für ihre Unvorsichtigkeit und Neugierde mit dem Leben bezahlen. So stiegen im Jahre 1872 während eines starken Ausbruches mehrere hundert Personen, Einheimische und Fremde, geleitet von erfahrenen Führern, auf den gefährlichen Berg, um in nächster Nähe und zwar zur Nachtzeit, das schrecklich-schöne Naturereigniß zu betrachten. Aber von den Hunderten kamen nur Wenige zurück. Die Einen wurden von herniederfallenden glühenden Steinen erschlagen, die Anderen von glühenden Lavaströmen verschlungen und nur Einige kamen lebendig zurück, mit Brandwunden bedeckt.

Die gewaltigsten Ausbrüche des Vesubs fanden in den Jahren 79, 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1306, 1631, 1730, 1766, 1779, 1794, 1804, 1805, 1822, 1850, 1855, 1858, 1861, 1872 Statt. Bei dem fürchterlichen Ausbruche im Jahre 79, nach Christi Geburt (also acht Jahre nach der Zer-



störung Jerusalems, unter dem römischen Kaiser Titus), wurde die 1100 Schritte von Neapel entfernte Stadt *Herculaneum* und die beiden unweit davon gelegenen Städte *Pompeji* und *Stabiä* durch ein Erdbeben erschüttert und von einem ungeheuren Lavaströme überdeckt, so daß von ihnen auch nicht die geringste Spur mehr zu finden war. Schrecklich muß die Katastrophe gewesen sein. Drei blühende, prach-

An der Stelle, wo früher die glänzende Stadt *Herculaneum* stand, wurde nach und nach das Städtchen *Portici* erbaut. Fruchtbare Weinberge und duftende Obst- und Blumengärten wuchsen über der untergegangenen Stadt empor und Niemand ahnte, daß unter ihren Füßen ein untergegangenes Menschengeschlecht, mit seinen damaligen Sitten und Gebräuchen, mit seinem Schmuck und seiner Pracht, mit seinen stattlichen Häu-



### Der Besuch.

volle Städte, mit ihren Tausenden, nichts Arges ahnenden Menschen werden im Taumel der Freude und des Genusses, in der Werkstatt und beim fröhlichen Mahle so plötzlich von einem glühenden, über sie her strömenden Feuermeere bedeckt, das im Nu alles Leben verzehrt und jede Spur von dem regen Leben, von Pracht und Herrlichkeit, vertilgt. Wohin die schönen Städte mit ihren Menschen und Schätzen gekommen, wußte Niemand. Waren sie ins Bodenlose versunken, oder hatte sie die glühende Lava verzehrt? Niemand wußte das zu beantworten.

fern und Hallen, mit seinen Straßen und kunstvollen Denkmälern sich befinde.

In dem Städtchen *Portici* wohnte der Prinz *Elboeuf*. Dieser ließ im Jahre 1711, also 1632 Jahre nach der Verschüttung dieser Städte, einen Brunnen graben und fand man beim Graben desselben drei weibliche, bekleidete Statuen, welche jetzt im Antiken-Cabinet zu Dresden stehen. Der Prinz hätte gerne diese wichtige Entdeckung durch Weitergraben verfolgt, allein es wurde ihm von der Regierung, die unter dem Einflusse von Rom und seinem geistlich-weltlichen Befehlshaber stand, streng





Pompeji.

verboten. So kam es, daß in den nächsten 30 Jahren keine Seele mehr daran dachte, oder sich bemühte, die Spur von den verloren gegangenen Städten zu verfolgen, bis König Karl von Spanien in den Besitz von Neapel kam, und er sich das Städtchen Portici zu seiner Frühlingsresidenz wählte.

König Karl ließ in jenem Brunnen tiefer nachgraben, und

balb stieß man auf die Dächer von Gebäuden. Diese Entdeckung verursachte in der ganzen gebildeten Welt ungemeines Aufsehen, und mit einer wahren Wuth wurde gegraben und Schätze und Curiositäten der verschiedensten Art ans Tageslicht geschafft. Leider war die Leitung der Ausgrabungen in sehr ungeschickten Händen, und mancher werthvolle Gegenstand wurde von unerfahrenen Arbeitern zerstört, und manches Gebäude, das erhalten werden konnte, wurde ein Raub der Zerstörung. Das Theater von Herculanium war das erste Gebäude, das entdeckt wurde. Später erhielt der schweizerische Ingenieur, Karl Weber, die Aufsicht über die Ausgrabungen, und gelang es diesem umsichtigen und talentvollen Manne, so wie seinem würdigen Nachfolger La Vega, durch Annahme besserer Maßregeln und Anstalten planmäßig zu arbeiten. Eine Straße nach der anderen der verschütteten Stadt öffnete sich, Häuser und Bildsäulen und Altäre wurden aus ihrem langjährigen Kerker befreit, gereinigt und bloß gelegt. Nachdem die Nachforschungen so glänzend bei dem untergegangenen Herculanium ausgefallen waren, suchte man auch die verloren geglaubten Städte Pompeji und Stabiä auf. In dem erstgenannten Orte fand man die großen Ueberreste eines Amphitheaters, und in dem Keller eines Landhauses entdeckte man am Eingange 27 weibliche Gerippe, nebst Schmucksachen für Hals und Arme. In demselben Landhause fand man noch zwei Skelette, deren eines in den Knochen der einen Hand einen Schlüssel, in der anderen einen Beutel mit Münzen hielt. In der Nähe der beiden Skelette fand man auch silberne und bronzene Gefäße. Man ist der Meinung, daß diese beiden Skelette Herr und Sklave waren, und daß Beide, sowie auch die im Keller gefundenen weiblichen Ueberreste, im Begriffe waren, der kommenden Zerstörung zu entinnen, aber von dem über die Stadt hereinbrechenden Lavameere überrascht und erstickt wurden. Diese Entdeckungen sind für den Antiquar und Archäologen von großer Bedeutung, und die Literatur und Kunst gewannen durch das Auffinden von Handschriften berühmter alter Schriftsteller und von Kunstwerken der alten Maler, Bildhauer und Baumeister ungemein viel.

Solche Zerstörung richtete der Vesuv vor ungefähr achtzehn Jahrhunderten an, und wer ist da, der sagen könnte, was die Zukunft noch bringen mag. Die Stadt Neapel und ihre Umgebung ist keinen Augenblick sicher vor ihrem Untergange.

Wie einst die drei genannten Städte mitten im Ringen nach den Gütern und Genüssen dieser Welt von dem Angesichte ihrer Zeitgenossen verschwanden, so bedarf es nur eines Winkes der unerforschlichen Hand des Allmächtigen—und die große Stadt Neapel mit ihrer prachtvollen Lage und Umgebung ist eine wüste Debe, und eine halbe Million Menschen sind unvorbereitet, im Genuße der ausgelassensten Freude, im Streben nach den Gütern, die die Motten und der Rost fressen, sie sind vor den Richterstuhl dessen geworfen, der da spricht: „Thue Rechnung von deinem Haushalt!“

**Merkwürdige Räthselfrage.** Der Apfel hielt einmal bei der Birne um ihre Hand an. Als Bescheid darauf nannte sie ihm den Namen einer Stadt in Italien. Wie hieß dieselbe?

Antw.: Neapel (Ne Apel).

Später jedoch empfand die spröde Birne mit dem armen Apfel Mitleid, und ließ ihm jetzt ihre Einwilligung durch den Namen einer spanischen Stadt kund thun. Wie hieß letztere?

Antw.: Sevilla (wird wie Sewillja ausgesprochen, also Sewill ja).

M.



## Der Bahnwärter.

„Und um den Abend wird es Licht sein.“ Sach. 14, 7.

## III.



Nachtfrost hatte die Wälder in dem Flußthale vor der Zeit gelb gemacht. Und als nun später der Herbst, der bekannte Blätterschüttler kam, fand er fast keine Arbeit mehr. Nur Hainbuchen und Eichen hatten eigensinnig ihren längstverwelkten Frühlingschmuck beibehalten.

Um so wüthender wüthten jetzt die Herbststürme die schon hingefallenen Blätter auf und trieben sie in rasendem Zorn vor sich her, die steilen Bergwände hinunter. Und wenn sie unten im Thale waren, wirbelten sie dieselben wieder in die Höhe und jagten sie weiter. Auch die Blättchen, die sich nicht ganz gut versteckt hatten hinter Bäumen und Steinen oder in Löchern und Gräben, wurden hervorgeholt und so lange gedreht und gewirbelt, bis sie sich vor dem wüthenden Dränger in Verzweiflung in den Fluß stürzten.

In dem Bergmannsdorfe hatten sich viele Blätter angesammelt, weil sie dort gute Verstecke fanden in Höfen und Ställen, an Treppen und Ecken, an Mauern und Hecken. Der Sturm tobte hier um so heftiger, und heulte um die Ecken und pfliff durch die Höhen, warf Ziegeln von den Dächern, schlug Fenster Scheiben entzwei, und wo sich ein Blättchen hervorwagte auf die Gasse, wirbelte er es in die Höhe über den Kirchturm hinaus. Von den Obstbäumen jagte er die letzten Blätter herunter und schüttelte und peitschte dieselben, daß sie zitterten und bebten, und Aeste und Zweige krachten.

So trieb er es besonders arg mit einem völlig leeren Nussbaum, der sonst mit seiner reichen Blattfülle den Hof eines einstöckigen Häuschens beschattete. Er fuhr zwischen die wie betende Hände in die Höhe ragenden Aeste des Baumes, daß er stöhnte und ächzte, und Blätter desselben, die er vorfand zwischen der hohen Treppe des Hauses und dem an der Wand hinaufgegoenen Weinstocke oder an der Hecke des Gärtchens, jagte er über das moosgrüne Strohdach hinaus, bis sie Ruhe und ein sicheres Versteck fanden zwischen den Kreuzen und Gräbern des nahen Kirchhofs.

Hinter dem Fenster des einstöckigen Häuschens stand eine bleiche Frauengestalt, die auch vorzeitig der Nachtfrost geknickt zu haben schien. Sie sah dem Treiben des Sturmes und dem Spiel mit Blättern sinnend zu. „Ach,“ sagte sie fast halb laut, „wie gleichen doch die Menschen diesen Blättern. Auch sie sind ein Spiel des Schicksals und werden ruhelos hin und her getrieben, und finden nirgends wahre Sicherheit, Ruhe und Frieden, als drüben in den Gräbern. O läge ich schon dort!“

Ein solches Sinnen und Nachgrübeln war eigentlich etwas Ungewöhnliches für den Stand, dem die junge Frau angehörte. Denn dort, wo das tägliche Brod mit schwerer Händarbeit verdient wird, nimmt man sich selten Zeit, über sich und den Weltlauf nachzudenken. Nur das Nächstliegende wird im Auge behalten. Erst schweres außerordentliches Unglück gibt einen höheren Gedankenflug.

Daran fehlte es nun nicht der bleichen Frau am Fenster. Sie durfte mitsprechen, wo von Unglück die Rede war. Denn es war Anna Werner, die ihren Mann im Zuchthaus hatte.

Ja zu lebenslänglichem Zuchthaus hatte ihn das Geschwornengericht verurtheilt. Sie hatte selbst den Urtheilspruch gehört. Sie hatte der ganzen Verhandlung mit beigewohnt. Es war eine Heldenthat für das schwache Weib gewesen, nach dem

wochenlangen Gehen und Bangen zwischen Hoffnung und Verzweiflung noch das Ende des furchtbaren Trauerspiels mit anzusehen. Aber sie mußte dabei sein; sie mußte mit eigenen Augen zuschauen, wie ihr geliebter Mann den letzten Kampf, den Entscheidungskampf für seine Unschuld kämpfte.

Ihr Herz blutete, allein manchmal hätte es auch aufsaugen mögen, wie er so groß und herrlich dastand, gar nicht wie ein Verbrecher oder Gefangener, sondern wie ein Sieger in der Schlacht, oder wenn seine tiefe, klangvolle Stimme durch den Saal schallte, in dem er in einfacher, kräftiger Rede seine Unschuld vertheidigte.

Alles nahm Antheil an dem Angeklagten, man sah es. Auf die Geschwornen machte er sichtlichen Eindruck. Aber das Zeugniß des Försters vernichtete wieder Alles. Anna hatte hinspringen und ihm die giftige, verleumderische Zunge aus dem Hals reißen mögen, sie hätte rufen mögen vor aller Welt: „Seht ihr denn nicht, wie er lügt.“ Aber als sie nun den Erfolg seines Zeugnisses sah, als sie deutlich ihr Schicksal auf den Gesichtern der Leute geschrieben las, ward es ihr so heiß, so eng, daß sie meinte, sie müßte vergehen. Der Saal fing mit ihr an zu tanzen, und die Decke wollte herunterkommen und sie erbrücken. Und doch wagte sie wieder zu hoffen, als sich die Geschwornen entfernten, um zu berathen. Aber ihr Herz pochte, daß es ihr fast den Athem nahm.

In diesem Augenblicke hatte sich der Gefangene herumgewandt. Er suchte sie augenscheinlich und hatte sie auch bald entdeckt. Seine Augen ruheten so zärtlich und doch wieder so mahnend auf ihr. Es war ein Blick, den man nie wieder vergessen kann. Er drang ihr bis in die Tiefe der Seele hinein.

Als er sie auf diese Weise eine Zeit lang angeschaut hatte, deutete er mit einer feierlichen Handbewegung nach Oben.

Da löste sich auf einmal die Spannung ihres Wesens, und ein unaufhaltbarer Thränenstrom rann aus ihren Augen, und lautes Schluchzen kam aus ihrer Brust. Aber dadurch erhielt sie Kraft, den Urtheilspruch mit anzuhören, der jetzt gesprochen wurde, und mit anzusehen, wie ihr Mann erbebt und weiß wurde wie eine Wand.

Darüber waren nun schon Wochen hingegangen, aber sie war noch nicht fähig gewesen zu einer regelmäßigen Arbeit oder zu einem festen Entschluß für die Zukunft. Ihr übermächtig, heftig erschüttertes Gemüth konnte die nöthige Ruhe nicht wieder finden. Es war Gefahr vorhanden, daß sie tiefsinnig wurde.

Ein neues Unglück gab ihren Gedanken gewaltsam eine andere Richtung.

Häusliche Noth blickte mit gräßlichen, hungrigen Augen zur Thüre herein.

Anna war von Haus aus nicht arm. Sie war zu ihrer Zeit sogar eine der reichsten und viel begehrtesten Mädchen in der ganzen Gegend gewesen.

Allerdings hatten ihre früh verstorbenen Eltern ihr kein besonders bedeutendes Vermögen hinterlassen, allein sie besaß eine reiche, kinderlose Tante, die sie zur alleinigen Erbin eingesetzt hatte.—Daß war die dicke Frau Brendel im Oberdorf, die dem einzig bedeutenden Krämergeschäft der Umgegend und einer ausgedehnten Brod- und Weshandlung vorstand, deren Haus allein einen farbigen Anstrich, Läden an und Vorhänge hinter den Fenstern und Schiefern auf dem Dache hatte, deren Garten



vor dem Hause nach dem Flusse zu allein mit grünen Pallisaden umgeben war, und die, wenn sie Sonntags in die Kirche ging, mit ihrer kostbaren Spitzenhaube und ihrer schwer goldenen Kette um den Hals den Neid aller Weiber, sogar der Frau Schullehrer und der Frau Pfarrer erregte.

Bei ihr war Anna aufgezogen und als das Kind des Hauses betrachtet worden.

Erst die Heirath brachte Tante und Nichte aus einander.

Die Frau Brenzel hatte es sich in den Kopf gesetzt, Anna solle den jungen Bergschreiber Quast, den Sohn des Försters, heirathen. Derselbe war eine Zeit lang als Lehrling in ihrem Geschäfte gewesen und hatte sich ihre besondere Gunst zu erschleichen gewußt. Später hatte er es zum Bergschreiber gebracht und stand in hohem Ansehen bei dem Herrn Direktor.

Er war ein feiner Herr geworden mit seiner Kleidung, seinen Manieren und seinem Gehalt. Aber Anna konnte ihn nicht leiden. Sie wußte, daß er falsch und heimtückisch war. Sie sah viel lieber ihren alten Spielkameraden, ihres armen Nachbarn Werner Sohn, den kühnen, aber treuen Jacob. Und als es zur Entscheidung kam, setzte sie ihren Willen durch. Aber die dicke Krämersfrau behielt auch ihren Willen, das heißt, sie enterbte Anna und verbot ihr ein für allemal das Haus.

Anna blieb darnach blos ihr elterliches Vermögen. Dasselbe bestand in dem Häuschen, worin wir sie wieder gefunden haben, in etlichen Aekern, Bergen und Wiesen und einem kleinen Capital.

Für eine reiche Gegend wäre ein solches Erbe Armuth gewesen, in jenen üben Bergen gab es schon den Ansitz von Wohlstand, zumal man berechnete, daß in den langen Jahren, wo es unter vormundschafterlicher Verwaltung gewesen war, es sich fast verdoppelt haben mußte.

Der Bahnwärter Werner galt darum unter Seinesgleichen als ein wohlstehender, vermögender Mann. Allein weder er, noch seine Frau wußten eigentlich, wie sie standen.

Der Vormund, der später zum Bürgermeister im Dorfe gewählt wurde, hatte noch Alles in Händen. Eine volle, entschiedene Abrechnung hatte noch nicht stattgefunden.

Am Hochzeitstage des jungen Paares, wo Niemand Lust zeigte zu unerquicklichen Geldgeschäften, war allerdings ein Versuch zur Abrechnung gemacht worden. Da war plötzlich der Bürgermeister und Vormund mit wichtigem Amtsgeſicht, einer großen Brille auf der Nase und einem dicken Bündel Papiere unter dem Arm erschienen, und hatte von den eben erst vereinigten Eheleuten Einsicht in die Papiere verlangt, und die Unterschrift zu einer Bescheinigung, die er der obervormundschafterlichen Behörde, dem Amtsgericht in A., vorzulegen habe.

Werner hatte durchaus nicht unterschreiben wollen.

Aber da wäre er schön angekommen. Der gestrenge Herr Bürgermeister hatte sein an sich saltiges Gesicht in noch ernstere Falten gelegt und hatte den etwas vereinſamten Büſchel Haare auf seiner Stirn, den er stets in die Höhe strich, um sich ein gelehrtes Ansehen zu geben, zu einem wahren Horn gedreht, als ob er stoßen wollte, und sagte mit großer Entrüstung: „Si, ei Jacob, bist Soldat gewesen und hast jetzt selbst einen Dienst und willst mich hindern in meiner Pünktlichkeit? Verstehst du? Vormundschafterſachen sind preſſante Sachen. Niemand kennt die Geſetze und Verordnungen beſſer, wie ich. Verstehst du? Heute geht meine Vormundſchaft zu Ende, und heute bringe ich Alles ins Reine, und morgen geht schon die Quittung ans Amtsgericht. Verstehst du? Wenn die Sache nicht

erledigt wäre, würde mir kein Biſſen ſchmecken auf deiner Hochzeit. So bin ich einmal.“

Was war da zu thun? Wenn dem geſtrengen Herrn Bürgermeister der Braten, der Kuchen und Wein ſchmecken ſollte, mußte man ihm den Willen thun. Denn er war einmal ſo.

Natürlich war Niemand aufgelegt, den Papierbündel zu beſichtigen, und die Unterſchrift geſchah, ohne daß man wußte, was man unterſchrieben hatte. Aber nun ſchmeckte es dem Bürgermeister. Er war einmal ſo. Sonderbarer Weiſe hatte der Bürgermeister mit der eigentlichen Vermögensübergabe hernach Zeit.

Die Beſcheinigung, daß ſie ſtatgefunden habe, war ja an das Amtsgericht abgegangen. Nun preſſirte ſie weiter nicht.

Werner fragte einmal darnach.

Augenblicklich aber drehte der Bürgermeister ſein Horn in die Höhe und ſagte, zum Stoßen gerüſtet: Haſt es ſo eilig, Jacob? Willſt wiſſen, wie ſchwer der Goldfiſch wiegt, den du geſangen haſt? Verſteheſt du? Dein Vermögen iſt in guten Händen. Was wiſſt du damit? Bebauen kannteſt du das Gut doch nicht. Entweder mußt du es verpachten oder verkaufen. Und ob ich dir die Zinſen gebe oder du ſie ſelbſt eintreibſt, wird einerlei ſein. Wiſtſt doch kein Mißtrauen haben?

Werner hatte allerdings Mißtrauen, aber er beeilte ſich zu ſagen, daß er keines habe. Wer durfte auch gegen einen ſolchen Mann Mißtrauen haben? Jeder Zoll an ihm war bürgermeiſterliche Würde. Er war völlig unnahbar.

Niemand wagte Mißtrauen zu haben, ſondern Jeder war ganz Scheu und Reſpekt, wenn derſelbe ihn anſprach, oder wenn er breitſpurig das bürgermeiſterliche Haupt in ſchweren Gedanken wiegend und ein Papier in den auf dem Rücken zuſammengelegten Händen tragend die Gaſſe hinunterſchritt.

Ein Papier trug er immer in ſeinen Händen und den Kopf ſchüttelte er ſtets in ſchweren Gedanken, mochte er auch nur ſeinen Morgentümmel bei der Frau Brenzel trinken, oder Abends bei Brenners ſeinen Schlaftrunk nehmen. Man hätte ja ſonſt denken können, der Bürgermeister hätte nicht ſtets die wichtigſten Geſchäfte, oder das Gemeinwohl ſchwände einen Augenblick aus ſeinem gedankenreichen Haupte.

„Verſteheſt du?“ fuhr er zu dem Bahnwärter gewandt fort, „ich entwerfe dir die Abrechnung, Alles ſein, Poſten für Poſten, ſo überſichtlich, daß du es mit den Händen greifen kannteſt, und komme dann nächſtens mit dem Papiere ſelbſt hinüber. Kannteſt ſchon deiner Frau ſagen, daß ſie einen guten Kaffee bereit hält. Im Augenblick kann ich nicht. Verſteheſt du? die neuen Geſetze und Verordnungen. Das kann ein Anderer gar nicht begreifen, was die Einem zu ſchaffen machen. Aber wenn du vielleicht Geld brauchſt, Geld kannteſt du jeder Zeit bei mir haben.“

Werner brauchte Geld.

Er holte ſich auch ein-, zwei-, dreimal, aber gerechnet wurde nicht. Anna hatte gut ihren Kaffee bereit halten. Ja, wenn die neuen Geſetze und Verordnungen nicht geweſen wären.

Dieſes Hinausſchieben von Abrechnungen iſt einer der größten Uebelſtände auf dem Lande. Die Leute werden nicht klug. Oft hängen ſolche Abrechnungen Jahre lang, ein halbes Menſchenleben lang. Die liebe Bequemlichkeit oder falſche Rückſichtnahme iſt ſchuld daran. „Wir haben noch zu rechnen,“ heiſt es. „Ach, laß nur, es hat keine Eile,“ erwidert der Andere. Und ſo bleibt es, bis die Zahlen und Sachen nicht mehr treu im Gedächtniß ſind.

Gelegenheit macht Diebe, und im Trüben fiſchen die Fiſcher am liebſten.

Unehrliche Menſchen gibt es immer, und durch ſolche unklare

Verhältnisse sind ihrer Schurkerei Thüre und Thor geöffnet.

Hernach kommt das Unheil, lange Proceffe, falsche Eide, Haß, Feindschaft, schändliche Verluste, Verarmung.

Eine Stunde vor rechten Zeit gerechnet, hätte oft jahrelanges Unglück vermieden. Dann ist aber die Reue zu spät. Bei Anna kam auch die Reue zu spät.

An dem nächsten Tage, da ihr Mann fortgeführt worden war, war der Bürgermeister zu ihr gekommen und hatte gesagt: „Anna, du hast jetzt Rath und Hülfe nöthig, deswegen bin ich gekommen. Verstehst du? Dein Mann ist unschuldig. Natürlich. Aber das wird schwer halten, ihn los zu bringen. Wenn aber Jemand im Stande ist, ihn frei zu machen, bin ich es. Verstehst du? Es kennt Niemand die Verordnungen und Gesetze besser, als ich.“

Aber Kosten wird es geben. Verstehst du? Doch da darf nicht gespart werden, wo es sich um ein Menschenleben handelt. Verstehst du? Ich werde mir keinen Gang und keine Reise verbrießen lassen. Das ist lauter Freundschaft. Verstehst du? Aber dein Kopf steht gewiß jetzt nicht darnach, um solche verwickelte Geschäfte abzumachen. Wer soll nun sorgen und sich plagen, als ich? Aber an mir hast du den besten Mann, verstehst du?“

Anna hatte mit Freuden dem Bürgermeister jede verlangte Vollmacht gegeben. Denn seine Versprechungen waren der einzige Hoffnungsschrahl gewesen in der Nacht ihrer Verzweiflung.

Der Bürgermeister hatte auch wirklich einige Reisen nach der Gerichtsstadt unternommen, und war jedes Mal mit sehr rothem und glänzendem Gesicht heimgekommen.

Für die mit Thränenschweren Augen fragende Anna hatte er nur Tröstliches. „Es wird schon gehen,“ tröstete er.

„Aber die Kosten, verstehst du, die Kosten!“ Dabei wiegte er gedankenschwer das Haupt und verzog den Mund so bitter, als hätte er Essig getrunken. Und er hatte doch nur guten Wein getrunken in der Gerichtsstadt.

„Das ist einerlei,“ hatte dann Anna geantwortet, „das mag kosten, was es will, wenn er nur loskommt.“

Aber er kam nicht los. Dagegen kam jetzt der Bürgermeister mit der längst versprochenen Abrechnung.

Mit scharf gedrehtem Horn auf dem gebankenschweren Haupte, die Brille mit den großen Gläsern auf die stark gerunzelte Stirne geschoben, die fleischige Unterlippe wichtig herausgezogen, ging er Papier nach Papier mit ihr durch. „Du sollst nicht sagen, daß ich dich betrogen hätte, Anna,“ sagte er, und brachte so viel Zahlen und so viel Namen, und flüchte so viel neue Verordnungen und Gesetze, und so viel „verstehst du?“ hinein, daß der armen Frau der Kopf schwindelte, und sie gar Nichts verstand. Zuletzt merkte sie so viel, daß ihr von ihrem ganzen Vermögen kein Pfennig übrig blieb, so daß sie Bankerott machen mußte, wenn der Bürgermeister nicht den Edelmüthigen spielen würde und Alles an Zahlungsstatt übernehme.

Da wurde das Frauchen hochroth im Gesicht vor Zorn und Entrüstung. „Ihr Spitzbube, ihr Betrüger,“ rief sie, „ihr listiger Heuchler! Ins Zuchthaus gehört ihr, statt Bürgermeister zu sein und der Welt Etwas vor zu machen. Ihr seid schlechter, als der schlechteste Dieb, ihr Pharisäer, der ihr der Wittwen Häuser freisetzt und wendet lange Gebete vor. Aber wartet, ich will mir schon Recht verschaffen. Ich nehme einen Advokaten an, der euch den Topf aufdeckt, ihr schändlicher Betrüger ihr.“

Dem Bürgermeister wurde es etwas warm unter der Perücke. Denn er fühlte, daß die Frau eigentlich Recht hatte, aber

er war doch viel zu klug, um sich Etwas der Art merken zu lassen.

Er ließ sie ruhig austoben, und dann sagte er so trocken und kalt wie möglich: „Bist du fertig, Anna? Dann merke dir alle die schönen Titel und Namen, welche du so gut warst, mir beizulegen. Denn du wirst dieselben vor Gericht zu verantworten haben, wenn du sie nicht augenblicklich zurüchnimmst. Das nennt man Antisebrenkränkung. Verstehst du? Und darauf steht unter Umständen Correctionshaus.“

Wenn du deine Sache aber einem Advokaten übergeben willst, so soll mir das recht sein. Ich komme so doch wieder zu meinen Auslagen. Du magst dann meinetwegen Banquerott machen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ich hatte es gut mit dir vor. Ich wollte dir wenigstens dein Häuschen erhalten.“

Nach diesen Worten packte er eiligst seine Papiere zusammen, um sich zu entfernen. Die tiefste Entrüstung über eine unverantwortliche Kränkung malte sich auf seinem Gesichte.

„Ei, Better, so wartet doch ein wenig,“ rief Anna dem Davoneilebenden nach. „Es war ja so nicht gemeint.“

Sie war nicht scharfsichtig genug, um den gewandten Betrüger zu durchschauen, und zu gutherzig und kleinnüthig, um das einmal gefasste Mißtrauen aufrecht zu erhalten. Sie gab nach.

Um den breiten Mund des arglistigen Spitzbuben spielte ein rasches Lächeln, und dann war er wieder ganz Bürgermeister, ganz Würde und Großmuth und Milde. Er sah ja das geängstete Weibchen wie ein gehektes Wild sich selbst in den vorgehaltenen Spieß stürzen, und war des saftigen Bratens gewiß.

„Es ist mir lieb,“ sagte er, „daß du dein Unrecht einsiehst. Verstehst du? Es wäre mir doch hart gefallen, gegen dich, die du so lange mein Bündel warst und jetzt im Unglück bist, klagbar zu werden. Nun, so laß uns vernünftig zusammen reden.“

„Ach, Better,“ schluchzte das arme Opfer, „nehmet nur das Häuschen, aber laßet mir den Weinberg. Jacob hat ihn selbst angerodet und hat immer eine große Freude daran gehabt.“

„Anna, du behälst das Häuschen und den Weinberg. Gott zu was man sich nicht Alles kann hinreißen lassen, wenn man ein weiches Herz hat! Es kommt nur eine kleine Hypothek auf Beides. Verstehst du? Ich besorge Alles. Brauchst dich um gar Nichts zu bekümmern. Ich bezahle auch die Unkosten. Und nun fertig? Keinen Dank, keinen Dank! Du weißt, ich bin einmal so. Basta. Abieu.“

Der Bürgermeister war fort, aber das Mißtrauen war nicht fort. Vielmehr erwachte dasselbe jetzt erst recht heftig.

Alein was wollte sie machen, die unerfahrene, junge Frau, gegen den abgefeimten, reifen Schurken, der sich gewiß in seinen Mitteln vorgelesen hatte, und der, wenn Noth käme, durch einen falschen Eid den Kopf aus der Schlinge zog? Würde sich überhaupt Jemand ihrer annehmen, würde Jemand Theilnahme empfinden für sie, die Frau eines als Raubmörder Verurtheilten? Sie hatte sich noch nicht so arm, so verlassen, so vereinsamt, so ausgeschloffen gefühlt, wie eben.

„Ach wäre ich todt!“ schluchzte sie. Sie hätte mit den vom Sturm gejagten Blättern auf den nahen Kirchhof fliegen mögen, um sich dort zwischen den Kreuzen eine Ruhestätte zu suchen für ihr gequältes, geängstetes Herz.

Sie war noch nicht ganz arm.—Sie hatte noch einen Schatz, einen herrlichen, unberechenbaren Schatz. Sie dachte nur nicht



baran. Aber sie ward daran erinnert. Denn jetzt traten ihre beiden Jungen in die Stube. Sie kamen aus der Schule heim. Ihre Augen glänzten, und ihre Wangen glühten von Kraft und Gesundheit. Ihre Loden waren vom Sturmwind zerzaust. Ach, wie hat das tief erregte Weib sie an sein klopfendes Herz gedrückt.

„Euch habe ich doch noch,“ rief sie. „Ihr bleibet doch mein, und so lange ich euch habe, bin ich nicht arm und verlassen. Für euch will ich leben, will ich arbeiten, will ich darben, hungern, wachen, Alles, Alles. O Gott, hilf mir, o Gott laß wohlgeelingen! Amen.“

Mutterliebe macht stark. Sie gibt Selbstenmuth und Selbstenkraft. Anna erhob sich in der Kraft der Liebe so weit aus ihrer dumpfen Niedergeschlagenheit und Trauer, daß sie mit den Kindern Kaffee trank und hernach die Schulaufgabe durchging und ihnen dann erzählte aus alter, besserer Zeit oder von schöner, heller Zukunft. Sie hatte sich so in die Träume, daß ihr Mann wieder frei würde, und ihre Kinder herangewachsen wären, verloren, daß sie gar nicht merkte, wie die Thüre aufging, und ein auffallend dürres, älteres Weib hereintrat. Sie wurde erst aufmerksam, als diese jammernd ächzte: „Ach, du lieb's Gottchen, wie schwach, wie schwach!“ und sich wie gebrochen auf einen Stuhl fallen ließ. Aber die Erscheinung mußte Anna etwas Gewöhnliches sein, denn sie beachtete sie kaum. Sie sagte nur: „Nun, bist du auch wieder da, Lies?“ und fuhr in ihrer Erzählung ruhig fort.

Das Weib, die vollständig eigentlich die „Weberlies“ genannt wurde, gehörte ins Haus. Sie saß dort zur Miethe und hatte mit Anna die einzige im Häuschen befindliche Stube inne. Sie hatte dort schon seit Jahren gewohnt, und als Anna ihr Haus wieder plötzlich brauchte, konnte sie doch ihre Mietherin nicht schnurstracks auf die Gasse werfen. Sie richteten sich zusammen ein, so gut es eben ging.

Eine angenehme Gesellschaft war die Weberlies nicht. Es hätte sie Manches, wenn es die Wahl gehabt hätte, nicht zur Stubengenossin auszuwählen. Sie hatte etwas Spinnenartiges in ihrer Erscheinung: lange, dürre, krackelige, spinnenartige Beine; lange, dürre, spinnenartige Arme und Hände, einen gebuckten Hals und ein Paar boshaftige Augen über einer stark gebogenen Schnitznase. Ihr Geschäft war das Betteln mit dem ständigen Ausrufe: „Ach, du lieb's Gottchen, wie schwach, wie schwach!“ Dabei war sie aber den ganzen Tag auf den Beinen, trotz die höchsten Berge hinauf, sah Alles, hörte Alles und hing durch ihre boshaften Bemerkungen und Geschwätze, wie man sagt, Land und Leute zusammen.

So horchte sie jetzt noch eine Weile auf das, was Anna erzählte, rief noch etliche Male: „Ach, du lieb's Gottchen, wie schwach, wie schwach!“ dann schüzte sie mit ihren langen Spinnenbeinen an ihr Bett und verbarg dort einen ziemlich gefüllten Sack mit Schwaaren, nachdem sie vorher einen raschen Blick auf Anna geworfen hatte, ob sie nicht beobachtet würde. Sie fürchtete Anna, weil dieselbe ihr schon verschiedene Mal ihre Bettelrei vorgeworfen und sie zur Arbeit ermahnt hatte. Von der Zeit an suchte sie den Bettelsack den Augen ihrer Stubengenossin zu entziehen.

Anna wußte jedoch schon lange ihr heimliches Versteck und beobachtete sie auch diesmal. Sonst hatte die Art der Alten ihr ein Lächeln abgezwungen, heute stimmte es sie außerordentlich trübe. Ihre Gedanken gingen unmittelbar von dem Bettelsack auf die Frage über: „Wie willst du dich und deine Kinder in Zukunft ernähren?“ Eine gänzliche Rath- und Muthlosigkeit ergriff sie, als sie an die verschiedenen Gele-

genheiten des Geldverdienens zu denken anfing, die sich ihr etwa bieten könnten. Arbeiten, schwer, tüchtig arbeiten wollte sie ja, aber wo war Arbeit in dieser armen Berg- und Waldgegend?

Die Arbeiten, die sie verstand, wie Stricken, Nähen, Spinnen, Waschen, thaten sich die Leute dort selbst. Und wer es allenfalls thun ließ, wollte so wenig dafür ausgeben, daß sich kaum eine einzige Person dadurch zu ernähren vermochte.

Als die Kinder schlafen gegangen waren, sagte Anna darum mit einer gewissen Bitterkeit in ihrer Stimme zur Weberlies: „Du brauchst in Zukunft den Bettelsack nicht mehr zu verbergen. Ich werde ihn bald selbst umhängen müssen.“

„Ach, du lieb's Gottchen, du lieb's Gottchen!“ jammerte die Weberlies, während ihr Auge vor boshafter Freude leuchtete. „So eine reiche, vornehme Frau! Wie ist denn das zugegangen?“

„Seute hat mir der Bürgermeister bekannt gemacht, daß mein sämmtliches Vermögen für Gerichtskosten draufgegangen sei.“ „Ach, ach, ach!“ rief die Weberlies in steigender Verwundung.

„Da ist doch Etwas an seinen Fingern hängen geblieben; dem fliegt ja kein Vögelchen übers Dach, das nicht Federn lassen muß.“ „Ich weiß es nicht,“ erwiderte Anna ausweichend. „Er wird doch nicht so schlecht sein, sich unser Unglück zu Nutz gemacht zu haben.“

„Du bist ja gar ruhig dabei?“ fragte die Weberlies mit einem lauernden Blick. „Ich weiß nicht, ich könnte nicht so ruhig sein, wenn ich so viel Geld verloren hätte. Aber du kannst dir helfen, du hast ja den vergrabenen Schatz noch.“ „Welchen vergrabenen Schatz?“ fragte Anna verwundert. „Ei nun von dem ermordeten Fremden.“

Das Blut stieg Anna glühendheiß ins Hirn: „O, du giftige Kreatur!“ rief sie, „du hältst uns doch nicht wirklich für Mörder und Hehler?“

„Nun, alle Welt glaubt es. Sie sagen, du stelltest dich noch eine Zeit lang arm, und zur Zeit würdest du schon herausrücken mit dem gestohlenen Gut.“ „Ach Gott, ach Gott, das hätte ich nicht für möglich gehalten,“ wimmerte das geschlagene Weib. „O, o,“ schluchzte sie. „Es ist bald zu viel.“

Sie erlag fast unter der Wucht dieses letzten Schlages.

Die schändliche Verdächtigung hatte sie vielleicht nicht so empfindlich berührt, wenn sie dieselbe erfahren hätte, als sie sich noch im Besitz ihres Vermögens fühlte. Aber jetzt in ihrer Püßlosigkeit, in dem Augenblick, da sie vergeblich darüber nachsann, wie sie sich in Zukunft ernähren sollte, wo sie von dem Mitleid und der Unterstützung der Welt abhängig ward, einen solchen Blick zu thun in die Gedanken der Leute, war doppelt hart.

„Ach Gott,“ rief das Weib mit wirrem Blick, „lebst du denn nicht mehr? Ja, ja, du lebst, und es wird ein Tag kommen des Lichts und des Gerichts.“

Sie sank völlig gebrochen hin und schluchzte laut.

Die Weberlies betrauerte ihr Opfer so triumphirend, wie eine Spinne die Fliege, die wehrlos unter ihrem Gifte zuckt und stirbt. Doch war sie noch nicht völlig von der Unschuld Annas überzeugt. Es lag wieder etwas Lauerndes in ihrem Blick, als sie sagte: „Dann bleibst du allerdings nichts Anderes übrig als zu betteln, wie ich, oder aufs Bergwerk zu gehen und Erz zu klopfen, wie dem Geiseltips seine dummen Töchter.“

„Wie, dort werden auch Weiber angenommen?“ fuhr Anna plötzlich auf.

„Ei, warum denn nicht? Wenn ihnen das Steinklopfen nicht zu hart und schimpflich ist.“ „Gott sei Dank, so weiß ich doch, wie ich meinen Kindern das Brod verdienen kann!“ sagte Anna.

(Fortsetzung folgt.)



## Siebenunddreissig Schreckenstage in der Wildniss.

Nach dem Englischen von W. Molitor.

**D**as Yellowstone-Thal, in der nordwestlichen Ecke des Territoriums Wyoming gelegen, ist wiederholt von verschiedenen Gesellschaften kühner Männer durchsucht worden, um die Schönheit und Romantik dieser Wildniß kennen zu lernen. Die Berichte von da über die Fülle herrlicher und erhabener Naturwunder haben Viele zum Besuch jenes Thales im fernen Westen angestachelt; einer solchen Reisegeellschaft schloß sich auch ein Herr Evert an. Wir wollen indeß hier nicht von den verschiedenen Kreuz- und Querzügen erzählen, welche er mit seinen Gefährten in jener Gegend gemacht. Unsere Absicht ist vielmehr den Lesern eine Schilderung der Abenteuer und Schrecknisse wiederzugeben, welche Herr Evert erlebte, als er inmitten der Wildniß das Unglück hatte, von seinen Kameraden getrennt zu werden, und so siebenunddreißig Tage lang, ohne einen Menschen zu sehen, umherirren mußte. Doch lassen wir ihn selbst sprechen.

Eines Tages kamen mir meine Reisegefährten außer Sicht. Unser March war nemlich schon seit längerer Zeit durch dichten Fichtenwald und große Massen gefallener Baumriesen sehr erschwert, ja das Vorbringen manchmal beinahe zur Unmöglichkeit geworden. Wir hatten nun unter uns die Verabredung getroffen, daß in solchen Fällen Jeder nach einem Ausweg spähen sollte, um das Hinderniß umgehen zu können. Auch ich hatte mein Glück damit versucht, und glaubte nach langem Suchen wirklich einen Durchweg gefunden zu haben; zwar befand ich mich ganz allein, doch verursachte mir dies nicht die mindeste Unruhe, da ich auf solche Weise schon oft von meinen Kameraden abgeschnitten worden bin.

Guten Muthes spornte ich nun mein Pferd an, um unsern Lagerplatz bald wieder zu erreichen, und meine wichtige Entdeckung mittheilen zu können. Dabei war ich der festen Meinung, daß mein Rückweg in derselben Richtung geschah, die ich



Ein Gefßer. (Siehe S. 120.)

vom Lager aus genommen. Bereits fing es an zu dunkeln und noch konnte ich keine Spur von meinen Gefährten entdecken; es wurde in dem dichten Walde bald so finster, daß ich nicht mehr weiter konnte, und mich genöthigt sah, im Freien zu übernachten. Das war nun freilich keineswegs angenehm, aber ernstliche Besorgniß hegte ich doch nicht. Denn ich hoffte ganz bestimmt am nächsten Morgen das Frühstück wieder in Gesellschaft meiner Begleiter einnehmen zu können. Nachdem ich daher mein Pferd angebunden, machte ich ein Feuer an, hüllte mich in meine Decke und war bald von tiefem Schlaf umfassen.

Andern Tags befand ich mich schon frühzeitig im Sattel, und hielt, wie ich ganz sicher glaubte, die Richtung nach dem Lager der Gesellschaft ein. Wir hatten vorher auf unserm Ritt eine Halbinsel passiert, die sich weit in den See hineinstreckte, und an dessen Strande ich meine Gefährten zu treffen hoffte, da er als Lagerplatz günstig gelegen war. Beständige Dämmerung herrschte in dem Urwalde, und so dicht standen die Bäume, daß ich nur langsam vorwärts konnte. Der Boden war ganz mit herabgefallenen Fichtennadeln bedeckt und vernichtete jede Spur, die mir als Anhaltspunkt hätte dienen können, trotzdem ich oft vom Pferde stieg und aufs genaueste nachforschte. Ich kam nun an eine Lichtung, von der aus ich einen ziemlich freien Blick in die nächste Umgebung thun konnte. Dieses schien mir eine gute Gelegenheit mich zu orientiren, und vielleicht irgend eine Spur von meiner Reisegeellschaft zu finden. Zu diesem Zweck sprang ich aus dem Sattel, und ließ mein Pferd am Rande des Waldes grasen, ohne es anzu-

binden; das wadere Thier war ja mein steter Begleiter gewesen, und hielt ich darum keine Fesseln für nöthig. Während ich nun meine ganze Aufmerksamkeit der Durchforschung des Bodens widmete, wurde der Gaul plötzlich schein, und als



ich mich nach ihm umwandte, konnte ich gerade nur noch sehen, wie er in fliegender Hast unter den Bäumen davonstreckte. Dies war das Letzte, was ich jemals von ihm gesehen. Meine Lage wurde dadurch sehr fatal, denn mit dem Pferde waren auch meine Decken, Gewehr, Pistolen, Angelgeräthschaften, Feuerzeug, kurzum Alles verschwunden, was ich am Sattel befestigt hatte. Nur die Kleider, die ich am Leibe trug, ein Paar Messer und ein kleines Opernglas waren mir geblieben.

Es war immer noch meine feste Ueberzeugung, die Gesellschaft bald wieder aufzufinden, und dachte nicht im entferntesten an die Möglichkeit, Tage oder Wochen lang allein in dieser Wildniß zubringen zu müssen. Anstatt nun meinen Weg nach dem Lager fortzusetzen, machte ich mich auf die Verfolgung meines durchgebrannten Pferdes; einen halben Tag brachte ich vergeblich damit zu, und stellte endlich ermüdet mein weiteres Nachforschen ein. Ich schrieb nun einige Notizen und brachte sie an einer lichten Stelle des Gehölzes so an, daß sie meinen Freunden, falls sie hier vorbeizogen, sofort ins Auge fallen mußten, und ihnen Aufklärung über meine mißliche Lage gaben, sowie über die Richtung welche ich eingeschlagen. Nach Beendigung dieser Vorsichtsmaßregeln, drang ich wieder weiter in den dichten Wald vor. Als jedoch der Tag verstrich, ohne daß ich die leiseste Spur von einem menschlichen Wesen entdeckt hätte, begann meine frühere Ruhe zu schwinden, und eine unerklärliche Angst bemächtigte sich meiner bei dem Gedanken, noch eine Nacht allein in dieser furchtbaren Wildniß, ohne Lebensmittel und Feuer, zubringen zu müssen. Doch die freudige Hoffnung auf eine baldige Wiedervereinigung mit meinen Kameraden verschonte immer von Neuem das unheimliche Gefühl, welches das Verlassen sein in meinem Innern erzeugte. Im Geiste schon stellte ich mir ihr heiteres Gelächter über mein erlebtes Abenteuer vor, das dann in unserm Reisejournal gewiß als eine schauerhafte Episode verzeichnet wird. Noch ein anderer Gedanke hielt meinen Muth aufrecht: daß nemlich die Gesellschaft, falls sie das Lager verlassen und eine von meinem Weg etwas abweichende Richtung eingeschlagen hätte, jene Richtung passiren würde, wo ich meine Notizen angebracht hatte; gewiß, so schloß ich, würde man mich dann daselbst erwarten, oder in der Umgegend nach mir suchen.

Nun legte ich mich auf den mit Nistennadeln bedeckten Boden zur Nachtruhe nieder, aber viel zu schlafen vermochte ich nicht, denn bald wurde es in dem ganzen Walde lebendig; melancholisch rauschte der Wind in den Wipfeln der hohen Fichten; gespensterische Nachtvögel erhoben ihre laute krächzende Stimme und bildeten mit dem wüthenden Heulen und Bellen der grauen Wölfe ein Concert, das ängstigend und betäubend auf meine Sinne wirkte; dabei war Alles von unburchbringlichem Dunkel umhüllt, so daß ich selbst die nächsten Gegenstände nicht zu erkennen vermochte.

Am andern Morgen stand ich mit einem Gefühl der Mattigkeit in allen Gliedern auf, und setzte meinen beschwerlichen Weg durch das Dickicht und über gestürzte Baumstämme fort. Es war bereits Mittag, als ich den Platz wieder erreichte, wo ich meine Kennzeichen gemacht hatte. Niemand war hier gewesen. Als ich mich so in meinen freudigen Erwartungen getäuscht fand, fiel ich in einen Zustand düsterer Verzweiflung; jetzt erkannte ich erst das Schreckliche meiner Lage. Ich war ohne Nahrung, ohne Feuer, und besaß nicht einmal die Mittel, eins von diesen Dingen zu erlangen; allein in einer unerforschten Wildniß, befand ich mich hundertundfünfzig Meilen von der nächsten menschlichen Wohnung entfernt, von wilden

Thieren umringt und dem Hungertode ausgesetzt. Doch nun war keine Zeit, mich länger diesem dumpfen Hinbrüten zu überlassen, ich mußte schnell und energisch handeln. Ich nahm mir vor, alle meine Geistes- und Körperkräfte daran zu setzen, um nicht in dieser Enöde elend zu Grunde zu gehen, und der Entschluß wirkte beräthig auf mich ein, daß mein früherer Muth und die gewohnte Besonnenheit allmählig wieder zurückkehrten.

Noch befeelte mich die Hoffnung, meine Reisegefährten aufzufinden. Demgemäß war es meine Absicht, über durch die Insel zu marschiren, um sobald als möglich das Ufer zu erreichen, wo ich das Lager der Gesellschaft zu finden erwartete. Von diesem rettenden Gedanken durchdrungen, erhob ich mich wieder und setzte meinen Weg durch den Wald fort, wobei mir die zahlreich aufgehäuften Baumstämme viele Schwierigkeiten verursachten. An Stelle des Hungers überkam mich ein Gefühl der Schwäche, ich empfand kein Verlangen nach Nahrung, trotzdem ich schon lange nichts mehr zu mir genommen. Manchmal, wenn ich so mühsam über die Stämme kletterte und mich durchs Dickicht winden mußte, wurde ich ganz verzagt und wollte vor Erschöpfung zu Boden sinken, aber da dachte ich wieder an meinen Entschluß, nicht in dieser Wildniß sterben zu wollen, und so lange zu suchen, bis ich die Gesellschaft gefunden. Oft schienen Kleinmuth und Hoffnungslosigkeit über meine festen Vorsätze siegen zu wollen, aber der Gedanke an meine Heimath und meine einzige Tochter, sowie der Schrecken vor einem solch einsamen Tode richteten meine Geisteskräfte immer wieder auf.

Es war bereits Mittag, als ich eine Richtung erreichte und mich zugleich am Ende der Halbinsel befand. Vor mir erglänzte in den Strahlen der Sonne ein breiter See, der sich in schönen Krümmungen dahinwand, während seine reizende Umgebung dem Auge ein prächtiges Schauspiel bot. Sein Umfang betrug wenigstens zwölf Meilen. Der Rand des Sees, dem ich mich jetzt näherte, bildete einen weiten Sandgürtel, während am gegenüberliegenden Ufer eine Bergkette scheinbar aus dem Wasser emporstieg und ihre Gipfel weit in die Wolken hineinstreckte. Aus zahlreichen heißen Quellen erhoben sich Dampfswolken, und ein einzelner Geyser warf einen funkelnden Wasserstrahl hoch in die Luft, der dann wie ein Silberregen zur Erde niederfiel. Alles dieses vereint bildete ein Gemälde, das an Schönheit und Reiz der Neuheit Alles übertraf, was ich jemals vorher von Landschaften gesehen. Auf dem glatten Spiegel des Sees wiegten sich Scharen stolzer Schwäne und andere Wasservögel; Fischottern trieben in großer Zahl ihr munteres Spiel in den klaren Fluthen, und Biber und Wiesel ruderten lustig in dem nassen Element herum. Damhirsche, Elenthiers und Bergschafe starteten mich neugierig an, und es gab sich unter ihnen mehr Erstaunen als Furcht vor meiner Gegenwart kund. Der angrenzende Wald hallte lustig wieder von den Stimmen huntgefederter Sänger, unter denen besonders sich eine Art Spottvogel (mocking bird) durch ihren lauten und fröhlichen Gesang auszeichnete. Unter andern Umständen hätte ich mich des Entzückens und der Freude über eine solch herrliche Naturscene nicht enthalten können, aber der nagende Hunger, die Angst und Niedergeschlagenheit meines Gemüthes machten mich jetzt für diese Eindrücke fast ganz unempfindlich; die traurige Lage, in der ich mich befand, hatten meine Gefühle gegen derartiges abgestumpft, ich dachte nur an die Gefahren, welche mich umgaben.

Dieser See lag wenigstens tausend Fuß niedriger als der höchste Punkt der Halbinsel und einige hundert Fuß unter

dem Spiegel des Yellowstone See. Seine Wellen bespülten den Fuß eines Berges, den ich als denjenigen wiedererkannte, welchen einige Tage zuvor General Washburn—ein hervorragendes Mitglied unserer Gesellschaft—als Landmarke bestimmend und mit dem Namen Mount Everts belegt hatte. An diesem Platz nun knüpfen sich einige der traurigsten und schrecklichsten Vorfälle, die ich während meines Umherirrens erlebt habe, und daher muß ich wohl sagen, daß jener Berg mit vollem Recht den Namen für immer tragen wird, den er in der Laufe empfangen hat. Der See erhält sein Wasser durch unzählige kleine, von den Bergen herabstürzende Bäche, sowie von den heißen Quellen, die ihn rings umgeben. Ihm entströmt ein großer Fluß, der sich schäumend durch eine tausend Fuß tiefe Schlucht windet und einer entfernten Berggruppe zueilt; meiner Vermuthung nach war es der Snake-Fluß. In dem Glauben nun hier die Quellen des großen südlichen Nebenflusses des Columbia entdeckt zu haben, hieß ich den See nach dem Namen meiner einzigen, geliebten Tochter Bessie: See.

Die ersten zwei Tage hatte ich beständige Furcht mit Indianern zusammenzutreffen; aber wie ich mir meines trostlosen Zustandes so recht bewußt wurde, da empfand ich keinen sehnlicheren Wunsch, als in ein Lager der Bannocks- oder Crows-Indianer zu gerathen. Da ich nichts besaß, was ihre Habgier erwecken konnte, so würden sie mir auch nichts zu leide thun; im Gegentheil, ich glaubte, daß sie mir in der Aussicht auf eine gute Belohnung gewiß thätigen Beistand leisten würden. Während ich so meinen glücklichen hoffnungsreichen Ideen nachging, und über die große buntelebte Wasserfläche blickte, bemerkte ich plötzlich noch ziemlich weit auf dem See das Segel eines Canoes, welches nur von einem Manne gelenkt wurde. Mit großer Schnelligkeit ruderte dieser gerade auf den Theil des Ufers zu, wo ich mich befand. Dieses Ereigniß rief alle meine Energie wieder wach; die Aussicht auf Errettung aus dieser Wildniß und die Wiedervereinigung mit meinen Freunden beschleunigten meine Schritte; als ich aber den Strand erreicht hatte, da erst bemerkte ich, welch Trugbild mir meine phantastische Einbildungskraft vorgespiegelt hatte. Statt des vermeintlichen Bootes mit dem weißen Segel, das ich schon als rettenden Engel begrüßt, erblickte ich nun einen Pelikan von ungeheurer Größe, der eben seine breiten, langen Flügel bewegte, und dann wieder in den See hinaus schwamm. Diese bittere Enttäuschung machte mich ganz müthlos, das Furchtbare meines Schicksals trat jetzt in den düstersten Farben vor meine Seele.—Aus diesen trüben Gedanken riß mich die Sorge um ein Nachtlager, denn die Dämmerung senkte sich bereits wie ein schwarzer Schleier zur Erde herab. Während ich eifrig nach einem sichern, guten Plage Umschau hielt, wurde meine Aufmerksamkeit auf eine kleine grüne Pflanze gezogen, die von so frischer Farbe und auffallender Form war, daß sie lebhaft von dem mit Fichtennadeln bedeckten dunklen Boden abstach. Zur genaueren Prüfung riß ich sie aus der Erde, wobei eine lange, spitzzulaufende Wurzel zum Vorschein kam. Ich kostete davon und fand zu meiner großen Freude, daß sie nahrhaft und wohlschmeckend war; nun konnte ich den nagenden Hunger stillen, es war seit vier Tagen meine erste Mahlzeit. Diese Entdeckung stärkte mir wieder Muth und Hoffnung ein, jetzt konnte ich meine Kameraden erwarten, denn jene Distelwurzeln gewährten mir hinlänglich Nahrung, um mich bei Kräften zu erhalten.

Noch in freudiger Stimmung darüber und vom Hunger befreit, legte ich mich unter einen Baum auf das Raub nieder,

welches ich zu einer weichen Unterlage angehäuft hatte und fiel bald in tiefen Schlaf. Wie lange dieser gedauert, vermag ich nicht zu sagen, aber plötzlich wurde ich durch einen lauten Schrei erweckt, der wie der Angstschrei eines Menschen, welcher sich in Gefahr zu befinden schien, an mein Ohr schlug. Und so täuschend klang diese Stimme, daß ich wohl ein Duzend Mal darauf antwortete, und schleunigst durch das Dickicht dem Orte zueilte, wo meiner Vermuthung nach der Urheber des Alarms sich befinden mußte. Der Schrei wurde deutlicher, und nun erst erkannte ich darin das Gebrüll eines Berglöwen, und zwar in solch bedrohlicher Nähe, daß mir vor Entsetzen alle Glieder am Leibe gitterten. Schnell nach meinem Lager zurückstürzend, die Aeste des Baumes ergreifen und mich hinaufschwingen, war das Werk eines Augenblicks; ich ruhte nicht eher als bis der höchste Wipfel erklettert war.

Während des war mir die Bestie gefolgt und schlich unten auf dem freien Plage schnaubend und knurrend umher. Ich strengte nun meine Stimme aufs äußerste an, um durch Schreien und Lärmen das Thier zu verschrecken, auch schleuderte ich abgebrochene Zweige herunter, aber das schauerliche Geheul drang immer wieder zu mir empor.

Da wurde es auf einmal still unten. Der Löwe begann den Baum zu umkreisen, als suchte er eine passende Stelle, von wo aus er den günstigsten Sprung noch meinem Standorte unternehmen konnte. Ich rüttelte mit einer Kraft, die mir Angst und Verzweiflung verlieh, an dem dünnen Stamme des Baumes, daß alle Aeste in Bewegung geriethen, aber das schreckliche Thier ließ sich dadurch in seinem Rundgang nicht im mindesten stören; wüthend peitschte es den Grund mit seinem Schweif und stieß zeitweise ein furchtbares Gebrüll aus. Es war noch zu dunkel, um etwas zu sehen, aber aus den Bewegungen des Löwen konnte ich seine Stellung deutlich wahrnehmen. Hörte ich ihn auf der einen Seite des Baumes herumschleichen, so begab ich mich schnell auf die entgegengesetzte—ein Manöver, das ich in meinem erschöpften Zustande nicht oft mehr hätte wiederholen können, aber das Entsetzen, von jener Bestie in Stücke zerrissen zu werden, spornte meine letzten Kräfte stets wieder von Neuem an. Als ich merkte, daß all mein Schreien und Lärmen, das Thier zu vertreiben, vergeblich war, machte ich einen andern Versuch diesen Zweck zu erreichen. Ich umklammerte den Stamm des Baumes mit beiden Armen und verhielt mich vollkommen still. Auch der Löwe unten folgte sogleich meinem Beispiel und ich konnte nichts mehr von seiner Anwesenheit vernehmen. Aber diese unheimliche Stille hatte für mich noch etwas viel Schrecklicheres, als das knisternde Geräusch, welches mein Verfolger vorher durch seine Fußtritte in dem dünnen Reisig verursacht hatte, denn nun konnte ich nicht einmal mehr wissen, von welcher Richtung er den Sprung nach mir wagen würde. Es waren qualvolle Augenblicke für mich und sie flossen mir so langsam und träge wie Stunden dahin. Nach Verlaufs einiger Zeit, die ich aber nicht zu bestimmen vermag, machte die Bestie plötzlich einen mächtigen Satz in das Dickicht und rannte heulend der Mitte des Waldes zu. Meine List hatte mich für diesmal gerettet.

Hätten es meine Kräfte zugelassen, so würde ich den sicheren Platz in dem Baumwipfel bis Tagesanbruch behauptet haben, aber jetzt kam ein Gefühl der Schwäche über mich, dem ich nicht mehr zu widerstehen vermochte. Trotz aller Gefahr glitt ich den Stamm hinunter und legte mich in mein altes Laubbett nieder; bald schlief ich so fest, daß es schon heller Tag war, als ich wieder erwachte. Hätte ich nicht die abgebroche-



nen Nester auf dem Boden herumliegen sehen und die Fußspuren jenes Raubthieres wieder erkannt, so würde ich mein nächtliches Abenteuer nur für ein wüstes Traumgebilde gehalten haben.—Meine Gedanken verloren sich in die Zukunft, sie erschien mir als eine verhängnißvolle Zeit, die nur neue Schrecken und Gefahren brachte; auch an meine Heimath dachte ich und an meine einzige Tochter, die ich vielleicht niemals wieder sehen würde.—

Aus diesen trüben Betrachtungen wurde ich durch eine auffallende Veränderung in der Atmosphäre gerissen. Es erhob sich nemlich einer jener Stürme, die stets von Schnee und Regengüssen begleitet sind und in diesen hohen Breitengraden nicht selten vorkommen. Meine Kleider waren bereits derartig zerrissen, daß sie mir auch nicht den geringsten Schutz gegen ein solches Unwetter boten. Um diesem aber nicht ganz bloßgestellt zu sein, tauerte ich mich unter die ausgebreiteten Nester einer Fichte, beschwerte dieselben mit Erde und Zweigen, und brachte unter diesem armseligen Schirm die beiden folgenden Tage zu, während dessen der Sturm mit unverminderter Heftigkeit wüthete, und ich durch Hunger und Kälte viel auszustehen hatte; einmal kam ein kleiner Vogel, nicht größer als ein Schneevogel, so nahe an mich heran, daß ich ihn fangen und tödten konnte; sein rothes Fleisch war ein kostbarer Leckerbissen für meinen leeren Magen.

Am dritten Tage, nachdem sich die aufgeregten Elemente beruhigt zu haben schienen, stand ich frühe auf und marschirte einer großen Gruppe heißer Quellen zu, die sich in dem Bereich des Mount Everts befanden; die Entfernung bis dahin mochte ungefähr zehn Meilen betragen; aber ehe ich den Ort dieses wunderbaren Naturschauspiels erreichte, fing der Sturm von neuem an zu toben. Erstarrt und durchnäßt legte ich mich unter einen Baum auf die heiße Kruste nieder, welche den Boden des Kessels, worin sich die Quellen befanden, bedeckte. So wärmte ich meinen ganzen Körper, und nur an den Füßen hatte ich vom Frost zu leiden. Nachdem ich meinen Appetit durch einige Distelwurzeln gestillt, inspicierte ich meine Umgebung und wählte mir dann einen Platz zwischen zwei Quellen aus, die hinreichende Wärme für mich spendeten. Hier errichtete ich eine Hütte aus Fichtenästen, überdeckte sie mit Laub und kleinen Zweigen, und legte mich dann hinein, um so Schutz vor dem Sturm zu finden. Distelwurzeln waren im Ueberfluß vorhanden, so daß ich für eine lange Zeit mein Leben damit fristen konnte. In bequemer Nähe meiner Laube lag ein kleiner heißer Quell von runder Gestalt, den ich meinen Speisetopf nannte, und in dem ich von Zeit zu Zeit meine Wurzeln kochte.

(Fortsetzung folgt.)

## Curiositäten aus der Natur und Geschichte.

Gesammelt von W. H.

### 1. Nur ein Schaffirt.

Es war am 12. October 1806. Preußen hatte den Krieg an Frankreich erklärt. Vor zwei Tagen hatte das Gefecht bei Saalfeld stattgefunden, in welchem der Prinz Louis Ferdinand gefallen war. Nun waren die beiden Hauptarmeen sich näher und immer näher gekommen. Nur noch zwei Tage, und die unglückliche Schlacht bei Jena und Auerstädt sollte geschlagen werden.

Ein preussisches Armee-corps unter dem Fürsten Hohenlohe, etwa 40,000 Mann stark, stand rechts von der Straße, die von Jena nach Weimar führt, zwischen den beiden Flüssen Ilm und Saale. Seine Vorposten standen auf dem steilen Landgrafenberge, welcher zwischen diesen Truppen und der Stadt Jena lag. Von dem Gipfel dieses Berges konnte man das preussische Heer ganz und gar übersehen, und über ihn führte der einzige Weg, um dieselben von vorne anzugreifen. Die preussische Hauptarmee stand unter dem Commando des Herzogs von Braunschweig. Sie war über 65,000 Mann stark und hatte sich eine Stunde weiter nach Weimar zu aufgestellt. Die Preußen waren mit gutem Muth, ja mit Uebermuth in den Kampf gezogen. Ihnen gegenüber standen die Feinde, die Franzosen. Schon wurden die Vorbereitungen zu der großen Schlacht getroffen, die in zwei Tagen geschlagen werden sollte. Es lag wie eine schwere, brüdenle Gewitterschwüle auf der ganzen Gegend. Alle Dörfer ringsum waren bereits von den Feinden geplündert, und viele von ihren Einwohnern hatten sich mit einem Theile ihrer Habe und ihres Viehes auf die bewaldeten Höhen jenseits der Saale geflüchtet.

Auf einem Bergabhange des linken Saalufers stand am Nachmittage des 12. October ein Mann, der den Kopf auf einen langen Stab gestützt hatte und so in das Thal hinabschaute, durch welches die Straße von Jena nach Raumburg

sich hindurchzieht. Unten war ein buntes, wirres Leben. Soldaten, Pferde, Wagen drängten einander. Starr und gedankenvoll ruhte sein Auge auf diesem Treiben. Neben ihm weideten wenige Schafe. Die Kleidung des Mannes; ein blauer, langer Rock, ein großer, breitkrämpiger, schwarzer Hut und eine lange Weste, sowie seine ganze Erscheinung zeigten auf den ersten Blick, daß er ein Schaffirt war. Nur zuweilen warf er einen Blick auf die vier oder fünf Schafe neben ihm, und dann zuckte um seinen Mund ein trauriges Lächeln. Noch vor kurzer Zeit hatte er hier für seinen Herrn eine zahlreiche Heerde geweidet. Diese wenigen Thiere waren alles, was ihm davon übrig geblieben war. Sie waren sein Eigenthum, und er hatte sich mit ihnen hierher geflüchtet. Der Abhang des Berges war steil, und er durfte hoffen, daß die Feinde nicht auf den Berg kommen würden. In dem Dorfe dort unten im Thale besaß der Schäfer ein Haus. Die Franzosen hatten sich in demselben einquartirt und ihn daraus vertrieben. Alle Vorräthe, die er für seine Familie und seine Thiere zum Winter gesammelt hatte, waren ihm genommen worden. Was sollte er nun noch da unten im Dorfe? Er mochte das Treiben der übermüthigen Feinde nicht in der Nähe ansehen. Seine beiden Söhne standen drüben in dem preussischen Heere, und zu ihnen eilten seine Gedanken. Wenn er jünger gewesen wäre, er hätte gern die Waffen zur Hand genommen, um die Frechheit der übermüthigen Eroberer züchtigen zu helfen. Doch in seinen Jahren konnte er nicht mehr daran denken, unter die Soldaten zu gehen. Aber seine Hände ballten sich oft unwillkürlich in stillem Zorne, und er stieß den Hirtenstab auf die Erde, wenn er des Uebermuthes und der Grausamkeit der Franzosen gedachte.

Da kam ein Mann schräg an dem Abhange des Berges daher und eilte auf ihn zu. Er hörte ihn nicht, bis der neben

ihm sitzende Hund laut anschlug. Schnell wandte der Hirt den Kopf. Doch seine Augenbraunen zogen sich finster zusammen, als er den Kommenden erkannte.

„Nun, Born!“ rief der Herankommende, ein Mann von etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, dessen stechende Augen seinem Gesichte einen unheimlichen Ausdruck gaben.

„Nun, ihr stehet hier so ruhig, als ob da unten nichts los wäre. Das ist ein Leben und Treiben ringsum. Man sollte eigentlich Gott danken, wenn man mit heiler Haut daraus wäre.“

„Niemand hindert euch daran,“ antwortete kalt der Schäfer.

„Eure Söhne stehen dort oben unter den Preußen, nicht wahr?“ fragte der Fremde. Born nickte bejahend. „Und eure Frau und Töchter?“

„Sie sind da drüben,“ erwiderte der Hirt, und zeigte mit der Hand nach den Bergen jenseits der Saale.

„Denkt ihr denn, daß sie dort in Sicherheit sind? Dorthin wird der Feind auch dringen.“

„Der weiß?“ sprach Born. „Es kommt vielleicht auf einen einzigen Tag an, und die Fremden müssen wieder aus dem Lande hinaus, wie sie hereingekommen sind.“

„Ha, ha!“ lachte Sielert, so hieß der Mann, „denkt ihr denn, daß die Preußen siegen werden?“ Ich komme heute von Rahlau und Jena und habe gesehen, wie zahlreich die Franzosen sind. Es sollen viel über hunderttausend Mann sein, und die lassen sich nicht so leicht zum Land hinausjagen.“

Born blickte den Mann scharf und finster an. Dann sprach er langsam: „Ihr scheint es mit den Feinden zu halten?“

„Nein, nein!“ war die Antwort, „aber der Napoleon versteht den Krieg.“

„Das mag sein, wie ihm will,“ erwiderte der Schäfer. „Seine Reiter und Kanonen wird er doch nicht an diesen Bergen in die Höhe schaffen. Es gibt nur einen Weg, auf dem es möglich wäre, und den kennt er nicht und wird er auch nicht finden.“

„Kennt ihr den Weg?“ fragte Sielert schnell.

„Ich kenne ihn,“ antwortete Born ruhig; „doch wohin wollt ihr?“

„Nach Raumburg,“ erwiderte Sielert. „Man kann auf der Landstraße vor den Soldaten und Pferden, Wagen und Kanonen nicht durchkommen; ich muß deshalb Nebenwege suchen und einschlagen. Lebet wohl!“

Mit diesen Worten eilte der Mann hastig von dannen. Der Schaffhirt sah ihm lange nach, und seine Augen nahmen einen düsteren Blick an. Dann trieb er seine Thiere langsam in ein kleines Gehölz, welches nicht weit am Abhange des Berges sich hingog. Dort wollte er mit ihnen über Nacht bleiben. Wohl waren die Nächte schon kalt und feucht geworden. Aber Born war von Jugend auf an Wind und Wetter gewöhnt und hatte schon in kälterer Zeit manche Nacht im Freien zugebracht. Er fürchtete darum keine Erkältung. Der Abend brach herein, und stiller wurde es auf den Bergen. Um so lauter schallte das Geräusch aus dem Thale herauf. Da rollten die Wagen und die Kanonen, es dröhnten die Hufschläge der Pferde, und oft erklangen Trommelschlag und laute Stimmen. Der Schäfer hörte lange zu. Dann setzte er sich zur Erde und lehnte sich an einen Baum. Neben ihm lagerten sich sein treuer Hund und die kleine Heerde. So schlief er endlich ein.

Der dreizehnte October brach an. Der Herzog von Braunschweig hatte seine Armee getheilt. Der Haupttheil derselben

zog mit dem Könige von Preußen bei Tagesanbruch nach Sulza und kam am Abend jenes Tages auf den Höhen von Querstädt an. Der Fürst Hohenlohe war mit den Truppen, die er befehligte, auf den Bergen zwischen Jena und Weimar zurückgeblieben. Leider dehnte er seine Armee über eine Länge von sechs Stunden aus und vergaß es, den wichtigsten und höchsten Punkt der ganzen Stellung, den Landgrafenberg, zu besetzen. Napoleon hatte mit scharfem Feldherrnblicke diesen Fehler sogleich bemerkt. Ein Theil seiner Truppen besetzte den Berg, welchen er selbst bestieg. Von hier aus konnte er die ganze Stellung des preussischen Heeres beobachten und seinen Schlachtplan für den folgenden Tag entwerfen. Noch aber fehlten ihm die Reiterei und die Artillerie, und ohne beide konnte er die Schlacht nicht wagen. Man hatte vergebens alles Mögliche angeboten, um sie an den hohen und steilen Abhängen des Landgrafenberges hinaufzuschaffen. Es war unmöglich, wenn man nicht einige Tage darüber verlieren wollte. Selbst die Infanterie hatte die größte Mühe gehabt, auf den schmalen und steilen Pfaden den Berg zu erklimmen.

Am Morgen stand auch der Schaffhirt wieder an dem Abhange des Berges, um seine Thiere zu weiden. Sein erster Blick war in das Thal hinab gewesen. Es leuchtete wie Freude auf dem ersten Angesichte, als er die zahlreichen Geschütze und die Reiterei der Franzosen unten sah. Es war also noch nicht gelungen, dieselben den Berg hinaufzuschaffen, und er jubelte darüber in seinem Herzen. „Denn er den Weg wüßte,“ sprach er vor sich hin, „der dort auf die Höhe führt! Aber er weiß ihn nicht, und wird ihn nicht finden. Es weiß ihn ja kaum Jemand außer mir. Fast scheint es unmöglich, den Berg hinaufzukommen. Und doch bin ich früher mehr als einmal auf dem Wege nach seinem Gipfel geritten.“

Wieder kam der Mann, der ihn am Tage zuvor überrascht hatte zu dem Schäfer herab. Dieser sah ihn finster und befreudet an, und rief endlich: „Ihr sagtet ja gestern, daß ihr nach Raumburg gehen wolltet?“

„Das war auch mein Wille,“ sprach Sielert. „Aber die Wege sind alle wie versperrt, und es ist beinahe nicht möglich hindurchzukommen. Ich habe übrigens gestern noch ein gutes Geschäft gemacht, von dem ich schon eine Zeitlang leben kann.“ Mit diesen Worten hielt er einen Geldbeutel empor, in welchem mehrere Goldstücke glänzten. Dann fuhr er fort: „Sehet, es sind jetzt schlechte Zeiten. Handel und Wandel liegen an allen Orten darnieder, die Arbeit stockt, und es ist schwer, etwas zu verdienen. Man weiß auch nicht, was aus dem allen werden wird, und welche Schicksale uns noch bevorstehen. Mit diesem Gelde will ich wieder einen kleinen Handel beginnen, und ihr sollt mir dazu einen guten Rath geben.“

„Ich verstehe von eurem Handel nichts, und er geht mich auch nichts an,“ antwortete der Schaffhirt, der mit diesem Menschen nicht länger etwas zu schaffen haben mochte.

„Nun, was habt ihr denn?“ fragte Sielert beruhigend. „Ihr könnt mir einen großen Gefallen thun. Hört mich doch nur einmal an! Seht, die französische Infanterie hat den Landgrafenberg und die Höhen dort besetzt. Die Soldaten sind wie Ragen hinaufgeklettert. Da oben gibt es nichts zu essen und zu trinken. Es getraut sich auch Niemand so leicht zu den Franzosen hin, ich aber fürchte mich vor ihnen nicht. Nun möchte ich mich gern mit einem kleinen Wagen Wein und Bier hinaufschaffen, und man würde es mir gut bezahlen. Aber wie soll ich hinaufkommen? Seht, Born, ich schenke euch



eins von diesen Goldstücken, wenn ihr mir den Weg zeigt, von dem ihr gestern sprachtet. Wollt ihr?“

Born hatte den Worten des Mannes mit steigender Aufmerksamkeit zugehört. Ernst und düster blickten seine Augen auf ihn. Endlich sprach er: „Ich soll euch den Weg zeigen? Nimmermehr. Ihr werdet ihn an die Franzosen verrathen.“

Sielert lächelte listig. Dann sprach er: „Seid kein Thor, Born! Und wenn dies wirklich meine Absicht wäre? Kommt, wir wollen beide zusammen das Geschäft machen. Ich will mit den Franzosen unterhandeln und unsere Forderungen stellen. Und sie sollen uns, darauf könnt ihr euch verlassen, so viel Geld geben, daß wir beide in unserm ganzem Leben nicht mehr zu arbeiten brauchen.“

Die Wangen des Hirten hatten sich bei diesen Worten je mehr und mehr geröthet. Die Adern waren auf seiner Stirn angeschwollen. Ein heißer Zorn glühte in seinen ehrlichen Augen. Aber noch hielt er sich, so schwer es ihm auch wurde.

„Nun spricht, Born!“ drängte Sielert.

„Ich, ich soll den verwünschten Franzosen den Weg verrathen?“ rief Born, der noch immer nicht Luft für seinen Zorn bekommen konnte.

„Nun, weshalb denn nicht?“ sprach lächelnd der Verräther. „Was ist daran gelegen, wenn es nur gut bezahlt wird? Und dafür will ich wohl einstehn.“

„Schuft!“ unterbrach ihn der Hirt heftig, indem er ihn an der Brust packte. „Du Schuft, du Judas! Mein eigenes Vaterland und das Leben meiner Söhne soll ich für Geld verrathen? Da, fahr hin, wohin du gehörst!“ rief er, indem er Sielert, trotz seines Alters, mit starkem Arm den Abhang hinabstieß. Der Verräther überstolp sich mehrere Male, indem er hinunter rollte. Dann raffte er sich auf, stürmte wieder den Berg hinauf und drang wüthend auf den Alten ein. Dieser hatte seinen Schäferstab erhoben und schwang ihn mit kräftiger Hand. Sein Hund eilte knurrend und bellend herbei, und war jeden Augenblick bereit, sich auf den Angreifer zu stürzen. Sielert wagte sich darum nicht heran. Er rief nur wüthend: „Das sollt ihr mir büßen!“ und eilte dann den Berg wieder hinab.

„Denke nur an dein eigenes Leben, das gewiß am Galgen endet!“ rief ihm der Alte zornig nach.

Sein ehrlicher und schlichter Sinn konnte die Schändlichkeit dieses Menschen kaum fassen. Er setzte sich nieder und stützte das Haupt in die Hand. Wie war es möglich, daß jemand sein eigenes Vaterland verrathen konnte? Dann dachte er an seine Söhne, seine Tochter und seine Frau. Er hatte sie lange nicht gesehen. Noch waren sie in keiner Gefahr. Die Feinde waren noch nicht jenseits der Saale, die dortigen Höhen waren noch von ihnen frei. Aber was sollte aus ihnen allen werden, wenn die Franzosen siegten? Nein, das konnte, das durfte nicht geschehen!

Der alte Schäfer hatte wohl eine Stunde und darüber sinnend und sorgend dort oben gesessen. Plötzlich hörte er das Geräusch von herannahenden Schritten und schreckte aus seinen Gedanken empor. Mehrere französische Soldaten waren den Abhang herabgekommen und näherten sich ihm. Hinter ihnen erblickte er auch den schurkischen Sielert in einiger Entfernung. Eine bange Ahnung stieg in dem Herzen des Hirten auf. Er sprang von seinem Sitz erschrocken in die Höhe. Sollte er fliehen, so schnell er konnte? Ach, seine alten Glieder würden ihn nicht weit getragen haben. Sollte er sich zur Wehr setzen? Jetzt, beinahe krampfhaft ergriff er seinen Hirtenstab. Mein, dies wäre eine noch viel größere Thorheit ge-

wesen. Er blieb darum scheinbar ruhig stehen. Die Soldaten waren unterdessen an ihn herangekommen. Einer von ihnen forderte den Schäfer in gebrochenem Deutsch auf, ihnen sogleich zu folgen.

„Wohin?“ fragte Born, dessen Fassung und Ruhe zum großen Theile zurückgekehrt waren.

„Zum Marschall!“ lautete die Antwort.

Born zögerte. Was wollte man von ihm? Sollte seine Befürchtung sich wirklich erfüllen? „Hat euch der hierher geführt?“ sagte er endlich, indem er auf Sielert zeigte. Die Soldaten nickten bejahend. Jetzt war kein Zweifel mehr, er sollte den geheimen Weg auf den Landgrafenberg zeigen. Ihm schwindelte beinahe. Sollte er sich weigern, den Soldaten zu folgen? Sein Arm war ja noch kräftig. Doch, es wäre eine Thorheit gewesen, auch nur einen Versuch des Widerstandes zu wagen. Schweigend und mit bangem Herzen folgte er den Soldaten, welche rasch die Anhöhe hinaufschritten. Sielert wartete auf sie, bis sie ihn eingeholt hatten, dann ging er mit ihnen.

„Ich habe es euch versprochen, daß ihr mir für eure Bosheit büßen sollt,“ sprach er höhniisch zu dem Hirten. „Man wird schon Mittel und Wege finden, euch den Mund aufzuthun,“ setzte er teuflisch lächelnd hinzu.

Born schwieg, er hörte diese Worte kaum. Eine innere Stimme rief ihm warnend zu: „Dies ist ein schwerer, furchtbarer Gang für dich! Entdecke ihnen den Weg, oder du stürzest dich und die Deinen ins Unglück. Entdecke ihn, ehe man dich mit Gewalt dazu zwingt!“ Aber er beschwichtigte diese Stimme und sprach dann wieder zu sich selbst: „Man kann dich nicht zwingen. Man kann dir mit Gewalt den Mund öffnen, aber man kann das Geheimniß nicht aus deiner Brust herausholen, wenn du es ihnen nicht entdecken willst.“

Die Soldaten hatten mit ihrem Gefangenen endlich den Landgrafenberg erstiegen. Sie führten ihn sogleich in das Hauptquartier zu dem Marschall Lannes, welcher den Berg besetzt hielt. Der Marschall ließ eine Weile seine Augen forschend auf dem Hirten ruhen. Dann fragte er ihn, ob er, wie er zu Sielert gesagt habe, einen Weg wisse, auf welchem Pferde und Geschütze hier hinaufgeschafft werden könnten.

„Ja,“ sprach Born ruhig. Er konnte und wollte nicht lügen.

„So zeigt uns den Weg!“ sagte der Marschall. „Ihr sollt eine reiche Belohnung dafür haben.“

Born schwieg eine Weile. Es wogte in seinem Herzen, wie ein stürmendes und brausendes Meer. Er konnte, er durfte nicht zum Verräther werden.

„Wollt ihr uns den Weg zeigen?“ fragte der Marschall.

„Nein!“ antwortete der Schäfer fest und bestimmt. „Ich würde schlecht gegen meine eigenen Landsleute handeln, wenn ich es thun wollte.“

„Ihr wollt also nicht!“ rief der Marschall. „Glaubt ihr, daß wir nicht auch ohne euch den Weg finden werden? Wir dürfen ja nur den Berg nach allen Seiten untersuchen. Aber es liegt mir viel daran, diesen Weg heute und noch in dieser Stunde zu erfahren.“

„Ich verrathe ihn nicht,“ entgegnete Born mit aller Festigkeit eines deutschen Mannes und eines guten Gewissens.

„Ihr wollt nicht?“ fuhr der Franzose auf. „Ihr wagt es, mir zu trohen? Glaubt ihr, daß ich euch dazu nicht zwingen kann, wenn ich will?“

„Nicht kann Niemand dazu zwingen,“ erwiderte der brave Hirt.

„Nicht? Nun, ich werde es dir zeigen. Der Ausgang einer ganzen Schlacht soll nicht von deinem guten oder bösen Willen abhängen. Du erhältst eine reiche Belohnung, wenn du uns den Weg zeigst. Beharrst du aber auf deiner boshaften Weigerung, so mußt du sterben. Hörst du? sterben; nun entscheide dich!“

Born schwieg. Keine Muskel zuckte oder verzog sich auf seinem wetterharten und ehrlichen Angesichte.

„Es ist mein Ernst!“ rief der Marschall noch einmal. „Du stirbst, wenn du mir zu trogen wagst!“

Der Schäfer sah und hörte nur zu deutlich, daß die Drohung ernst gemeint war. Er konnte an ihrer Ausführung nicht zweifeln. Sein Gesicht wurde bleich. Er zitterte leise, und einen Augenblick lang drohten seine Kniee unter ihm zusammenzubrechen. Er dachte an sein armes Weib und an seine Kinder. Die Versuchung war groß und schwer. Aber er überwand sich und erlangte bald seine frühere Fassung wieder. Dann sprach er fest: „Ich bin kein Verräther, und will auch keiner werden!“

„Du willst also nicht?“ rief der Marschall heftig.

„Nein!“ antwortete der wadere, der heldenmüthige Mann.

„Führt ihn fort!“ befahl der Marschall in heftigem Zorn einem Officier. „Führt ihn fort! Gebt ihm noch eine halbe Stunde Zeit, sich zu besinnen. Wenn er dann noch ebenso trotzig ist, so laßt ihn ohne weiteres erschießen!“

Er wandte sich ab, und Born wurde von den Soldaten fortgeführt. Siefert, dem durch den Tod des Alten ein gehoffter Gewinn entging, trat listig und schmeichelnd an ihn heran. Er stellte ihm vor, was er durch kluges Nachgeben gewinnen und dagegen durch fortgesetzten Troß verlieren würde. Der Schäfer wandte sich unwillig und verächtlich von dem Verräther hinweg. Auch der französische Officier redete ihm mit gütigen und freundlichen Worten zu. Er sollte nur mit einem einzigen Wink seiner Hand die Richtung bezeichnen, in welcher der gesuchte Weg lag. Dann sollte er augenblicklich freigelassen und reich belohnt werden. Born schwieg auch diesem Zureden gegenüber. Seine Hände wurden ihm auf dem Rücken gebunden, und so führte man ihn den Abhang des Berges hinab. Drei Soldaten luden vor seinen Augen ihre Gewehre. Er wußte, was es bedeutete, und wandte sich ab. Eine halbe Stunde Zeit war ihm noch vergönnt, um sich zu besinnen. Er setzte sich schweigend nieder und richtete den Blick hinunter in das Thal und zu den fernen Bergeshöhen. Hier waren seine Söhne, und dort sein Weib und seine Tochter. Ach, sie ahnten nicht, was ihn betroffen hatte, und was er in einer halben Stunde erleiden sollte! Dort stand sein kleines Haus. Die Fenster leuchteten so freundlich im Glanze der Morgensonne. Er sollte es nie wieder betreten und seines stillen Glückes sich freuen. Hier und dort herum waren die Berge und die Thäler seiner geliebten Heimath. Er kannte jede Stadt, jedes Dorf, jeden Wald, jeden Fluß. Auf diesen Fluren hatte er als Kind gespielt. Hier hatte er sein Leben unter Mühen und Arbeiten, und doch glücklich und zufrieden, bisher geführt. Seine Heimath, seine geliebte Heimath war so schön, so wunderschön. In wenigen Augenblicken sollte er von ihr scheiden und sie für immer verlassen. Seine Wangen waren bleich geworden. Eine Thräne war ihm in das ehrliche Auge getreten. Er brängte sie zurück. Dann senkte er sein Haupt still zur Erde. Er konnte seine gebundenen Hände nicht fassen. Aber, er konnte auch so zu seinem Gott und Heiland beten, vor dessen Angesicht er in so kurzer Zeit treten sollte.

Eine Minute nach der andern verging. Born betete still und inbrünstig, während seine Lippen sich nur unbemerktlich bewegten. Und das Gebet gab ihm neue Kraft, neuen Muth, Frieden und Freude. Eine stille, heitere Ruhe legte sich auf sein Angesicht und glänzte aus seinen Augen. Endlich war die bestimmte Zeit verfloßen. Der Officier trat zu dem Schäfer und fragte ihn, ob er jetzt den Weg zeigen wollte. Ein schweigendes Schütteln seines Kopfes war die einzige Antwort, die er auf diese Frage gab. Der Officier sah ihn einen Augenblick theilnehmend und mitleidig, aber doch auch mit stiller Bewunderung an. Dann gab er den Soldaten einen Wink, und sie nahmen ihre Gewehre zur Hand. Man verband dem Schäfer die Augen. Man stellte ihn an einen Baum, und die Soldaten traten auf das Commando an. Noch einmal wiederholte der französische Officier seine vorige Frage. Ja, er legte sie ihm zögernd sogar zum dritten Male vor. Schweigend, aber fest verneinend schüttelte Born das Haupt. Da ertönte das furchtbare Commandowort: „Feuer!“ Drei Blitze fuhren aus den Gewehren, drei Schüsse hallten zugleich an den gegenüber liegenden Bergen wider. Ohne einen Laut sank der wadere Hirte zusammen. Er war gut getroffen worden, es zuckte keine Muskel auf seinem Gesichte. Die Soldaten ließen den Leichnam liegen und kehrten in das Lager zurück. Es war ja Krieg, was hatte da ein einzelnes Menschenleben zu bedeuten?

Napoleon war sehr unwillig, daß man den Weg nicht entdecken konnte. Endlich meldete ihm ein Officier, daß man einen andern Mann gefunden hatte, welcher ihn ebenso gut kannte, als der Schäfer. Der Mann wurde zu ihm gebracht. Er hatte nicht den Muth und die Kraft, der Forderung zu widerstehen und sich zu weigern. Er zeigte den Weg, der durch das von einem Gießbach durchströmte, von Felsen eingeengte, und mit Wald bewachsene Rautthal führt. Das Bett des Baches bildete den Weg. Napoleon erkannte mit scharfem Auge sogleich die Möglichkeit, die Geschütze auf diesem Wege den Berg hinauf zu schaffen. Zwar mußten hier und dort einzelne Bäume gefällt, einzelne Felsen gesprengt werden. Allein, diese Schwierigkeiten ließen sich überwinden, und der Kaiser befahl, sogleich an das Werk zu gehen und den Weg fahrbar zu machen. Um acht Uhr Abends war man damit fertig geworden. Noch während der Nacht wurden die meisten Geschütze, halb gezogen und halb getragen, auf den Gipfel des Berges gebracht. Als der 14. October anbrach, war die Schlacht bei Jena beinahe schon entschieden, ehe noch der Kampf begonnen hatte.

Wir wissen leider, wie sie ausgefallen ist. Das preussische Heer wurde gänzlich geschlagen, und in die wildeste Flucht auseinander gesprengt. Auf den Feldern von Jena begannen die sieben Jahre preussischer Noth und Schmach, bis sie endlich durch Gottes Gnade in den glorreichen Tagen der Befreiungskriege wieder überwunden wurden. Das Opfer des alten, wadernen Schafhirten war vergeblich gewesen. Zwei Tage nach der Schlacht war er mit Hunderten von gefallenen Preussen und Franzosen in ein gemeinsames Grab bebettet worden. Erst lange darauf erhielten die Seinen die Nachricht von seinem Tode.

Kein Geschichtsbuch erzählt den Heldentod des braven Mannes. Nur einzelne Landleute in der Gegend von Jena wissen noch heute davon zu berichten. Niemand kennt sein Grab. Von seiner That redet kein glänzendes Denkmal. Er war nur ein armer Schafhirt, aber er ist getreu gewesen bis zum Tode. Darum soll seines Namens nie und nimmer vergessen werden.



## Die Neuseeländer.

Mitgetheilt von W. W.



On den acht Provinzen Neuseelands ist die Provinz Auckland mit der Hauptstadt gleichen Namens die wichtigste. In dieser letzteren Provinz leben noch die meisten Maoris oder Urbewohner des Landes, etwa 140,000 Seelen. Mehr als fünf Sechstel der ganzen Bevölkerung sind getauft und ernähren sich durch Ackerbau und Schiffahrt. Die Neuseeländer sind ein großer starker Menschengeschlag, und aus ihren breiten Gesichtern, den etwas aufgeworfenen Lippen und der niedrigen Stirn, treten die malaischen Züge unverkennbar hervor. Fast Alle sind blau tätowirt, Manche nur an einzelnen Theilen, Andere wieder am ganzen Gesicht und dem übrigen Körper. Diese Zeichnungen bestehen meist in krummen concentrischen Linien. Oft zeigt die Tätowirung der Brust, Arme, Beine und Schenkel die schönsten Arabesken, dagegen erhält das Gesicht durch die schwarzblauen, breiten Linien einen unheimlichen Ausdruck.

Die meisten Eingeborenen tragen die Wolldecken, entweder weiß oder mit grellen bunten Farben. Für rothe Tücher hegen sie eine besondere Vorliebe. Doch trifft man auch hin und wieder Einige, die in vollkommen europäi-

schen Anzügen einherstolzieren. — Neuseeland wird von hohen Gebirgsketten durchzogen, die zeitweilig mit hügeligen Ebenen abwechseln. Viele Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt, auch findet man hier zahlreiche bereits erloschene Vulkane, so der Mount Egmont, der eine Höhe von 8000 Fuß erreicht. Früher dienten diese erloschene Feuerberge den Eingeborenen als Burgen und Festungen gegen feindliche Ueberfälle, jetzt leben sie in offenen Dörfern und kleinen Städten zusammen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Fischen, eßbaren Pflanzen und Wurzeln. Ihr Lieblingsgericht ist Reis mit Molasses.

Vor dreißig Jahren noch galten die Neuseeländer als Menschenfresser. Fährten die wilden eingeborenen Stämme Krieg mit einander, so wurden die Gefangenen einfach abgeschlachtet

und verspeist. Auch den Fremdlingen, welche an den Küsten jener Inseln strandeten, stand dasselbe Schicksal bevor, wenn sie in die Hände dieser grausamen Barbaren geriethen. Doch seitdem die wilde, kriegerische Bevölkerung in nähere Verührung mit dem Christenthum gekommen ist, hat der Menschenfraß aufgehört und unter den Einflüssen des ersteren haben sich die Neuseeländer als sehr intelligent und bildsam bewiesen, doch muß man vor ihrer Ränkesucht und Lüge immer noch auf der Hut sein.

In den Dörfern, welche dicht an Städten oder fremden Ansiedlungen liegen, gibt sich schon ein europäischer Anstrich kund. Die Bauart der Hütten, die Kleidung und Lebensweise ihrer Bewohner zeigen deutlich daß die Cultur sie zu „beledet“ anfängt.

Eine staunenswerthe Geschicklichkeit entwickelten die Neuseeländer in Holzschnitzereien zu der Zeit, da sie mit Europäern noch nicht in Verührung gekommen waren. Wenn man erwägt, daß ihnen damals der Gebrauch eiserner Instrumente noch ganz unbekannt war, und daß sie zur Ausführung ihrer feinen Holzarbeiten nur rohe, mangelhafte Werkzeuge besaßen, so erscheint es wirklich wunderbar, wie sie damit eine solche Kunstfertigkeit erlangten



Grab eines Neuseeländer Häuptlings.

konnten. — Ein steinerner Dächsel und Meißel, mit hölzernem Griff versehen, waren die einzigen Hülfsmittel, welche ihnen dabei zu Gebote standen. Mit dem scharfen Rande einer Muschelschale wurden zuvor die schwierigsten Theile der Zeichnung auf das Holz geworfen, dann half der Künstler mit obigen primitiven Instrumenten nach, bis das Schnitzwerk vollendet war. — Als Stoff dazu diente das harte Holz der rothen Fichte.

Am geschicktesten in diesen Arbeiten waren wohl die „Tohungas“, d. h. die heidnischen Priester der Eingeborenen. Deshalb wurden sie auch von ihrem Volke mit großer Bewunderung und Achtung angesehen.

Namentlich die hölzernen Denkmäler, welche man zu Ehren

angesehener Krieger oder Häuptlingen von hohem Range errichtet hatte, waren mit solchen geschnittenen Zierrathen überreich beladen. Auch die Gräber geliebter Todten schmückte man auf solche Weise aus. Diese Gräber sind in Form und Größe verschieden, aber gewöhnlich bestehen sie aus einem Kasten, der zur Aufnahme des Leichnams bestimmt ist; er hat eine Höhe von zehn bis zwölf Fuß und ist mit einem schrägen,

brochen werden. Auch die erst erwähnten Figuren sind mit solchen Arabesken und spiralförmigen Zeichnungen versehen, so daß das Grab wie ein großes aus Holz geschnittenes Kunstwerk aussieht. In gleicher Weise waren die Särge der Verstorbenen mit derartigen Ornamenten geschnitten.

Doch auch an ihren Häusern, Thüren, Fensterrahmen, Ranoes u. s. w. brachten die Eingeborenen diese fein ausgearbei-



Geschnittene Särge.

hervorstehenden Dache überdeckt, welches durch Pfeiler gestützt wird. Letztere stellen seltsam geformte menschliche Figuren dar, eine über der anderen. Besonders auffallend an ihnen sind die großen herabhängenden Zungen und die Augen, welche durch eingelegte Perlen- und Schnecken gebildet sind. Die ganze Front des Grabes ist mit ähnlichen Gestalten zum Theil in erhabener Arbeit bedeckt; zwischen ihnen kommen schön ausgeführte Arabesken zum Vorschein, die unter einander verschlungen sind und wieder durch doppelte Schneckenlinien unter-

teten, grotesken Zierrathen an. Manche derselben sind wahre Meisterstücke neuseeländischer Kunst. Die Vorliebe zu dieser Holzschnitzerei mag wohl auch die Bewohner jener Inseln zur Tätowirung ihres Körpers bewogen haben.

Seitdem Neuseeland als Colonie unter die Herrschaft Großbritannien kam, haben die Eingeborenen ihre Holzschnitzerei allmählig aufgegeben, und die Ueberbleibsel davon findet man gegenwärtig nur noch in den Museen, wo sie als Raritäten aufbewahrt werden.

## Zwei Bibeln.

Nach dem Französischen.

### II.

**R**ücken wir den Schauplatz unserer Geschichte um zwei Jahre vor (ins Jahr 1780) und treten in das Pfarrhaus eines kleinen Dorfes in der Nähe von Paris. Hier finden wir Julian. Er war Priester geworden; ob damit glücklicher, ruhiger? Bei den Philosophen hatte er zuerst Wahrheit gesucht, und natürlich nicht gefunden; Mesmer und St. Germain, die Wunderthäter ihrer Zeit, hatten die Finsterniß um ihn nur verdichtet; als letzte Zuflucht blieb ihm die (katholische) Kirche. Der Priesterrock, hoffte er, werde ihm auch den Priesterglauben, das Christenherz geben.

Müßte er einmal glauben aus Pflicht, so überredete er sich, werde diese Pflicht auch eine innere für ihn werden, er werde den Glauben der Kirche lehren, ohne lange zu fragen, warum? und wie? Eine Beruhigung endlich, und nicht die geringste,

erwartete er davon, Gutes zu thun, die Armen zu unterstützen, Unglückliche zu trösten.

So war er Priester geworden zu nicht geringer Verwundrung seiner Freunde in Paris; seine Studien in einem Seminar waren bald gemacht, und Jedermann erwartete, Julian werde durch die Vermittlung der Frau von Luxemburg eine gute Abtei bekommen, deren Einkünfte er, wie viele Andere, in Paris verzehren würde. Nichts von allem dem! Er war Landgeistlicher und ging ernstlich seinem Berufe nach, und einige Monate hatten die neuen Pflichten, welche er zu erfüllen hatte, die innere Leere zu verdecken vermocht. Aber bald war der alte Mensch wiedergekehrt; der Kampf zwischen Glauben und Unglauben war noch nicht zu Ende, und die Zweifel am Katholicismus regten sich mehr als zuvor; selbst die guten Werke, von denen er sich so viel versprochen, genügten auf die



Länge nicht. Er hatte mit seinem Bischof von seinem Seelenzustand gesprochen; der verstand ihn gar nicht, denn ihm waren solche Empfindungen nur durch Hörensagen oder aus den Büchern bekannt. Dagegen hatte er sich beeilt, überall zu verbreiten, welchen Frömmigkeitsübungen sein neuer Geistlicher sich hingeeben, und es währte nicht lange, so kam Julian in den Ruf eines Heiligen. Auch die Bauern seines Dorfes verehrten ihn; nie waren die Gottesdienste so regelmäßig gehalten, die Gebete mit solcher Andacht gesprochen worden; die düstere Traurigkeit, welche sein Gesicht zeigte, galt ihnen als der sicherste Beweis eines Herzens, das mit der Welt abgeschlossen habe, und nur noch seinem Gott, seinem Berufe lebe. Und der Mann, der so oft zu trösten hatte, der so oft den Segen über sie aussprach, war dessen am meisten bedürftig.

An seine Kollegen in der Nachbarschaft schloß er sich wenig an; es waren meistens Leute von geringer Bildung und noch geringerer Frömmigkeit; nur ein einziger machte eine Ausnahme; und derselbe hatte auch schnell einen merkwürdigen Einfluß über ihn gewonnen. C a m b e l, so hieß der Priester, hatte Geist und Kenntnisse; an der Leichtigkeit, sich zu bewegen, sah man, er kannte die Welt. Ja man konnte bald merken, er habe mehr gelesen und gelernt, als er zeigen wollte. — Cambel gehörte zu dem (damals aufgehobenen und in Frankreich verbotenen) Jesuitenorden, und besaß die ganze Fähigkeit seines Ordens, Andere in ihre Netze zu ziehen und für immer darin gefangen zu halten. Julian bereute bald, dem zweifelhaften Freunde die Geschichte seines Lebens mitgetheilt zu haben. Cambel hörte ihn ruhig an, seine eigenen Schicksale aber verschwieg er wohlweislich, und bald merkte Julian, daß Cambel mehr über ihn wisse, als er selbst ihm gesagt; der Mann war ihm unerträglich, und doch vermochte er sein Joch nicht abzuschütteln. Cambel war Meister, seine geheimsten Gedanken zu lesen, sie zu errathen und für seine Zwecke auszubenten, ihn zu dem zu machen, was er selbst war, ein blindes Werkzeug seines Ordens.

Eine der Sagen des Dorfes war, daß ein Geistlicher am Anfang des Jahrhundertz gestorben war mit Hinterlassung verschiedener Papiere, die nach seinem Willen mit in seinen Sarg geschlossen wurden. Man fügte bei, daß dieser Geistliche — woher er gekommen, wußte Niemand — seine Tage in Traurigkeit zugebracht habe, jung gestorben und wohl unter der Last eines geheimen Kammers erlegen sei. Das war genug für Julian, um ihm diesen Mann wichtig zu machen. Der unbekannte Todte war ihm ein Bruder; die Schmerzen, welche Jenen zum Tod geführt, konnten den seinigen wohl ähnlich sein. Schon mehrmals war ihm der Gedanke gekommen, die Geschichte jenes Lebens da zu suchen, wo sie vermutlich begraben liege, in dem Sarge des Priesters. Eine Schändung des Grabes konnte er diesen Raub kaum heißen: der Todte hatte ja nicht geboten, die Papiere zu vernichten, also die Möglichkeit zugegeben, daß man sie eines Tages wieder finde und benütze. Julian glaubte ein Recht zu diesem Erbtheil zu haben.

Wie oft hatte er eine Platte in seiner Kirche angesehen, welche den Eingang in die Grabgewölbe verschloß.

In einer Nacht, in welcher er wie gewöhnlich von seinen trüben Gedanken gequält wurde, kam ihm die Idee, heute oder nie muß ich Gewißheit haben. Er eilte in die Kirche, allein — denn wer würde ihn zu einem solchen Werke begleitet haben? Die ewige Lampe verbreitete einen schwachen Schein, sonst überall Dunkel und Schwingen. Julian hörte nichts als das Pochen seines Herzens und das laute Picken des Pendels der Kirchenuhr. Er schauderte; aber gerade um seine Furcht zu

vertreiben, machte er sich eilig ans Werk. Hinter dem Altar wußte er eine Eisenfange; er steckte sie in die zwei Ringe, welche jene Platte vor den andern auszeichneten; die Platte erhob sich langsam und bald war der Weg in die Gruft geöffnet.

Julian ergriff die Lampe und stieg hinab. Das Schwerste war gethan, der Schrecken gebannt, er athmete freier.

Seine Lampe zeigte ihm ein niedriges Gewölbe, doch hoch genug, um aufrecht darin gehen zu können. Ungefähr 30 Särge auf Steinbänken ruhend, füllten den ganzen Raum aus. Mit Leichtigkeit unterschied man die ältesten an der plumpen Form und am vermoderten Holze. Einige waren sogar geborsten, die Knochen waren auf den Boden gerollt und lagen zerstreut zwischen den Nesten der Bretter.

Julian ging zu den neuesten; zu seiner Befriedigung bemerkte er, daß alle auf einem metallenen Plättchen den Namen des Todten trugen. Bald hatte er den gefunden, auf dem man las:

MAURIAU MDCCXIII.

Den suchte er.

Aber im Augenblick, da er Hand ans Werk legen wollte, fehlte wenig, daß der Muth ihm sank. Die Schreden des Grabes hatte er abgeschüttelt; einen vertrockneten Leichnam zu sehen, war dann eine Kleinigkeit; aber diese Papiere, deren er sich bemächtigen wollte, enthielten sie die erwartete Lösung und Befriedigung? fügten sie nicht vielleicht neue Qualen zu den alten? und hatte er dann nicht seine unselige Neugierde zu beklagen?

Doch das Loos war geworfen! Er schob einige Särge bei Seite, erstaunt, sie so leicht bewegen zu können. Ach, wir sind immer ein wenig überrascht, wenn wir uns eigenhändig überzeugen, was aus dem Menschen wird! Aber Julian nahm sich keine Zeit, darüber nachzudenken.

Er versuchte, ob es nicht möglich sei, den Sarg zu öffnen, ohne ihn zu zerbrechen — er hatte Hammer und Zange bei sich — und groß war sein Erstaunen, als er bemerkte, daß dieß nicht so schwer sei; zwei bis drei Nägel, schlecht eingeschlagen, hielten den Deckel kaum fest, und beinahe ohne Anstrengung hob er ihn weg; der Sarg schien erst neuerdings wieder geöffnet zu sein.

Da lag er, der arme Todte, die Hände über der Brust gefaltet, die Augen — oder was Augen gewesen war — gen Himmel gerichtet. Die Zähne noch weiß, ohne Wunden, verklärten einen in der Jugend Gestorbenen; die Haare, schon weiß, daß der Mann vor der Zeit gealtert; die Stirne war hoch, breit, mächtig.

Aber Julian hatte kaum einen Blick für die schreckliche Schönheit dieses Antlitzes; die Papiere suchte er — sie waren verschwunden.

Umsonst durchstöberte er den Sarg, er hob die Lumpen des Chorrock, in den der Todte gekleidet war; ja er streckte seine Hand selbst unter das Skelet — nichts. Sein Fuß trat auf etwas; es war ein Stückchen groben Bindfadens, offenbar hatte er das Paket umschlungen.

Die Papiere waren also genommen, und zwar erst neuerdings. Durch wen? darüber konnte kein Zweifel sein. Julian hatte mehrmals mit Cambel über die Papiere gesprochen, und vor ihm den Wunsch ausgedrückt, dieselben zu besitzen. Cambel war ihm zuborgekommen.

Aber wie war er hereingekommen? Julian sah hinter anderen Särgen einen Gang, er betrat ihn und fand nach einigen

Schritten eine Treppe, die in einen anderen Theil der Kirche führte.

Er kam zu dem Todten zurück und betrachtete ihn lange. — Auf eine der Ecken des Sarges gestellt, fiel der volle Schein der Lampe auf das schwärzliche Gesicht. Bei ihrem Glatern konnte man meinen, die Züge nehmen Leben an, und Julian wartete auf den Augenblick, da die Stimme wiederkehre und der Todte ihm erzähle, was er in den Papieren niedergelegt. O von ganzem Herzen hätte er die Hälfte seines Blutes dahin gegeben, um die vertrockneten Adern zu beleben, wenn auch nur für einige Minuten.

Allein umsonst; — aus dem erloschenen Auge des Todten las man nur das, was man stets liest über das, was war und nicht mehr ist. Und was halfen ihm diese Gedanken des Todes? Die kannte er zur Genüge; er war gekommen, die Geheimnisse des Lebens zu suchen.

Und doch konnte er sich nicht von dem Leichnam trennen; er war überzeugt, der Todte habe sein letztes Wort noch nicht gesprochen, und vorher dürfe er ihn nicht verlassen.

Unterdessen verging die Nacht, noch eine Stunde und die ersten Strahlen der Sonne fielen auf die Treppe, welche nur Finsterniß bedecken sollte.

Als er sich zum letzten Mal zu dem Antlitz des Todten herabbeugte, bemerkte Julian, daß sein Kopf auf etwas liege. Er schob die Haare hinweg: es war ein Buch.

„Ich wußte doch,“ rief er, „du würdest mir endlich Antwort geben. Her . . . Her . . .“

Ach! indem er den Kopf aufhob, blieb er ihm in den Händen, der Haß war gebrochen.

Da konnte er einen Schrei nicht zurückhalten. Dieß ganz natürliche Unglück schien ihm fast wie eine Todtenschildung. Aber er faßte Muth, und wenige Augenblicke nachher war er in seinem Zimmer mit dem Buche. —

Noch ehe er es öffnete, hatte er in demselben eine Bibel erkannt, ähnlich der, die er zwei und ein halbes Jahr zuvor in seinem Kerker in der Bastille gefunden. Auch diese zweite enthielt eine Anzahl beschriebener Blätter; darauf hatte er gerechnet. Aber was er empfand, als er die ersten Linien gelesen, das versuchen wir nicht zu beschreiben:

„Heute, den 24. December 1686, wurde mir dieses Buch gegeben, mir Jean Mauriac, im neunten Jahr meines Alters, von meinem Bruder Louis, Geistlichen an der reformirten Kirche in der Stadt Reaux.“

So war also der Bruder, welchen der Gefangene der Bastille so sehr geliebt und beweint hatte, der Priester Mauriac! Gott hatte nicht erlaubt, daß der Name jenes Märtyrers, den derselbe versäumt, in das Buch, den stummen Zeugen seiner Leiden, einzutragen, vergessen werden sollte. Und ihm, Julian, war dieser Name geoffenbart worden! Erfuhr er auch nichts weiter, so war er schon dadurch ganz glücklich. Er vergaß, daß der Tod die Beiden vereinigt: es kam ihm vor, wie wenn er den jüngeren bei der Hand nehmen und zum älteren führen sollte: „Hier ist er, Gott gibt ihn dir wieder . . . er ist dein Bruder geblieben, im Glauben, wie er es von Natur war.“ — Denn Julian zweifelte nicht, daß das die Bibel im Sarg bedeuten sollte.

Er täuschte sich nicht.

Unter den angeführten Zeilen las man:

„Heute, den 16. Mai 1687, wurde mein Bruder gefangen genommen, als er eben den Gottesdienst hielt, und auf Befehl des Königs in ein Schloß geführt, das sie die Bastille nennen.

Ich bat, man solle mich auch dorthin führen, da ich noch nie von meinem Bruder getrennt war, der mich bis daher unterrichtet und erzogen hatte in der Furcht und Erkenntniß Gottes. Aber die Soldaten haben gesagt, sie haben keinen Befehl wegen meiner, und es sei nicht Sitte, Kinder in Schloßer einzusperren; für diese seien die Klöster. Ich sagte, lieber wolle ich mich selbst tödten, als in eines dieser Pesthäuser mich schleppen lassen.“

Auf die grobe Handschrift des Kindes folgte plötzlich nach diesen Zeilen die des fertigen Mannes. Auch die Sprache war verändert, und während der gefangene Bruder die seiner Kindheit behaltend, sprach der andere Bruder die der Zeit.

„So gibt mir Gott nach 20 Jahren dieses Buch, so theuer meiner Kindheit! Ich hielt es für vernichtet; da finde ich es unerwartet in einer alten Bibliothek.“

„Ach, die Zeit ist noch nicht so lange vorbei, da ich es selbst vernichtet hätte, wenn es mir in die Hände gefallen wäre. Es war ihnen gelungen, den Glenden, mir Abscheu vor meiner früheren Religion einzulösen. Ja, ich habe dich für verdammt gehalten, mein armer Bruder. Ich habe dir gesuchet, daß du mich in deinem Glauben erzogen hast; ich habe deine und meine Verfolger gesegnet, daß sie mich der Keterei entrißen.“

„Man warf mich in ein Kloster; ich tödtete mich nicht, wie ich vorher gedroht, und that wohl daran, denn Gott will es nicht; aber sie tödteten meine Seele. Gründe und Beweise, Drohungen, Schläge — alles war anfangs vergeblich; aber einmal gebrochen, war ich es vollständig und für immer.“

„Von meinem Bruder überdies keine Nachrichten; auch heute weiß ich nicht, ob er lebt, oder ob er gestorben ist. Seine Frau und seine Kinder sind geflohen; sie sind beim Ueberfahren über den Rhein ertrunken. Wenn er lebt, weiß er es? Wenn er todt ist . . . Ach, wenn er todt, sind sie droben vereinigt, und ich fehle allein.“

„Meine Besehrung (zum Katholicismus) schien endlich so gründlich zu sein, daß man sie nur noch dadurch beseitigen wollte, daß man mich zu einem Priester machte. Bossuet selbst kam, mich in meiner Zelle zu besuchen. Sein Ruhm, seine weißen Haare, die Güte, die er mir bezeugte, ließen mich die traurige Rolle vergessen, die er bei unserem Unglück gespielt und von der ich eine peinliche Erinnerung bewahrt hatte. Seine Freundlichkeit gab den letzten Ausschlag für meine Zukunft; ich hatte nur noch Einen Wunsch, Priester zu sein. Als man mir die Weihen gab — es war im Jahr 1703 — hörte ich, wie er Gott dankte, ihm diesen Trost noch vor seinem Tode gewährt zu haben, und in der That, wenige Monate nachher war er nicht mehr. Aber ich hatte ihn auf dem Sterbebette gesehen, und er hatte mir mit der Zuversicht, welche der Tod gibt, versichert, ich werde eine Säule der Kirche werden.“

„Schon früher hatte ich einige Streitschriften veröffentlicht, und von Bossuet empfohlen, hatten sie großen Erfolg gehabt. Ich unternahm ein neues Werk, wo ich mir vornahm, kurz und Allen verständlich das zusammenzufassen, was er (Bossuet) über diese Fragen geschrieben habe. Ich war stolz und glücklich, seinem Geist und Eifer diese letzte Ehre zu erweisen.“

„Hier erwartete mich Gott: aber ehe er mich ergriff, wollte er, daß ich hinlänglich Zeit habe, zu sehen, wie nichtig und elend ein Leben sei ohne ihn, und ferne von der Wahrheit . . .“

Mauriac ließ sich hier in ziemlich weitläufige Einzelheiten ein. Als er für sein Werk die Beweise Bossuets (gegen die Wahrheit des Protestantismus) zusammenstellte, konnte er nicht umhin, sie in vielen Punkten ziemlich ungenau zu finden. Die



Stellen, welche aus der Tradition und den Kirchenvätern angeführt waren, schienen ihm an manchen Punkten so wenig stichhaltig, daß er alle Ehrfurcht für Bossuet nöthig hatte, um nicht zu fragen, ob Bossuet selbst sie auch geglaubt habe. Mit Meisterhand hat Bossuet ein Bild von den Veränderungen in der protestantischen Glaubenslehre entworfen; unwillkürlich fand Mauriac, daß die hauptsächlichsten Lehren im Katholicismus, so langsam sie sich gebildet, doch unendlich weit verschieden seien von dem, was sie anfangs waren. Die gepriesenste Schrift Bossuets endlich, seine „Darstellung des katholischen Glaubens,“ hatte seinem Katholicismus den letzten Stoß gegeben. Dieser katholische Glaube war so wenig das, wie er ihn wußte und kannte, daß das Werk Bossuets ihm zu seinem großen Schrecken entweder wie eine gewagte Verleugnung oder wie ein großer Betrug erschien.

Mauriac war zu sehr gewöhnt gewesen, an die Kirche, an ihre Lehrer und besonders an Bossuet zu glauben, daß nicht diese Entdeckungen ihm den Glauben selbst geraubt hätten. Er hatte das gethan, was nach ihm das 18. Jahrhundert thun sollte. Vom Katholicismus los, hatte er mit einem Sprung den Protestantismus, das Christenthum, übersprungen; in der Welt und in seiner Seele hatte er nur Zweifel und Finsterniß, die immer wiederkehrende Unmöglichkeit gesehen, zu etwas Festem, Bleibendem zu gelangen.

Julian fand also hier seine eigene Geschichte. Aber ob sie gleich anfangs ihm nur den traurigen Trost gewährte, einen Leidensgenossen mehr zu kennen, so wurde er doch allmählig ruhiger und glücklicher, denn der Ton des Verfassers war der eines Mannes, welcher jetzt in Sicherheit und Ruhe von den vergangenen Leiden und Gefahren erzählt. Und je größer die Ähnlichkeit war, die er zwischen sich und jenem fand, um so mehr hoffte er, was jenen gerettet, werde auch ihm die Rettung nicht versagen.

Mit lebhafter Bewegung las er den zweiten Theil jener Erzählung, wo Mauriac den Wiederaufbau seines Glaubens schilderte.

Mein es war kein ausführlicher Bericht darüber; Mauriac sprach darüber, wie wenn er anderswo davon geredet hätte, wahrscheinlich in den Papieren, die Cambel genommen. Hier in den wenigen Seiten hatte er offenbar keinen anderen Zweck, als in das heilige Buch, das ihm Gott wieder gegeben, zu bemerken, wie er ein Christ geworden.

Aber die Einzelheiten machen auch nicht die Bekehrung aus. Archimedes verlangte nur einen Stützpunkt, um die Welt aus den Angeln zu heben. Einen Stützpunkt verlangt auch unser Herz, um diese Welt von Unglück zu erschüttern, unter der es sich beugt, und glücklicher als Archimedes findet es denselben.

Die armen Philosophen sind es, die zwischen dem Katholicismus und dem Evangelium nur Unterschiede in der Form finden, welche beide für Schattierungen eines und desselben Glaubens halten.—Nein, ein Abgrund ist zwischen beiden.

Im Evangelium ist es Gott, der rettet und erneuert; im Katholicismus ist der Mensch das Werkzeug seines Heils.

Der Katholicismus scheint den menschlichen Stolz zu beugen, indem er Anhänglichkeit und Unterwerfung verlangt; und er nähert ihn gerade da, wo er ihn vertilgen sollte.

Das Evangelium scheint der menschlichen Freiheit entgegen zu sein, weil es überall Gott obenan stellt; und doch bringt

nur es die wahre Freiheit, die Freiheit in Gott. Es erhebt, weil es erniedrigt; es rettet, weil es verdammt. Der, welchem Gott diese feste Grundlage gibt, auch wenn er sonst nichts von den einzelnen Lehren des Christenthums gibt, der ist ein Christ. Ist aber dieß einmal fest geworden im Herzen, dann steht er, wie das ganze Gebäude in wunderbarer Harmonie sich errichtet. Was ihm überflüssig erschien, erkennt er jetzt als nothwendig; wo er Unordnung glaubte, nimmt er Weisheit wahr; und was über unserm menschlichem Erkennen steht, da entschließt er sich ohne Schmerz, zu warten, geduldig, bis der Tod ihm die Augen zu einem helleren Lichte öffnet.

Diesen Weg war Mauriac gewandelt, — einen seligen Weg, wo der erste Schritt alles ausmacht, wo die Hindernisse in dem Maße schwinden, als man sich ihnen nähert.

Auch Julian fühlte sich neu geboren. Wie ein Kind ging er Schritt für Schritt seinem Meister nach; mit vollen Zügen trank er an der lauternden Quelle. Mehrere Tage vergingen in dieser Arbeit, nun ohne Angst, voll Frieden und Licht. Julian lebte mit Mauriac. Die alte Bibel war bis an sein Ende seine Vertraute geblieben. Krank, sterbend hatte er Tag für Tag darin niedergeschrieben sein Vertrauen auf Gott, seinen heißen Wunsch, mit ihm eins zu werden. Keine Klage, daß er so bald sterben müsse, höchstens darüber, daß ihm nicht vergönnt war, mehr Seelen zu erwecken. Aber seine Demuth wies diesen Gedanken schnell zurück. Der Beweis, daß Gott mich dazu nicht bestimmt hatte, sagte er, ist, daß Gott mich aus dieser Welt nimmt. Wenige Augenblicke vor seinem Tode hatte er das gethan, was wir auch bei dem Gefangenen der Bastille gesehen. Seine Bibel hatte die letzten Mittheilungen, die letzten Küsse erhalten; zwei Linien, kaum lesbar, endeten das Tagebuch. Der Satz war nicht vollendet: vielleicht war der Schreiber während des Schreibens gestorben.

Mit Staunen merkte Julian, wie dieses Leben, dieser Tod, zwar weniger ergreifend und rührend als der des gefangenen Geistlichen, doch einen ungleich stärkeren Eindruck auf ihn machte; er fand den Grund nicht bloß darin, daß diese Geschichte weit mehr Ähnlichkeit hatte mit der seinigen, sondern daß die zwei letzten Jahre voll Kampf und Leiden nicht vergeblich gewesen waren. Der Boden war endlich genugsam bearbeitet, um den Samen des Glaubens aufzunehmen, Gott und Mensch—jeder hatte an der Bekehrung gearbeitet, oder vielmehr, Gott hat ihn durch seine Erlebnisse, durch Einsamkeit und Kummer dahin geführt, wo er Gott finden sollte.—

Cambel war einige Tage ausgeblieben. Als er wiederkam, ging ihm Julian entgegen.

„Cambel, Sie haben schlecht gesucht!“

„Was? ich habe?“

„Schlecht gesucht!“ Mauriac hatte unter seinem Kopfe die Häute seines Schatzes verborgen . . .“

„Verflucht . . .“

„Und ich habe ihn gefunden . . . Hier ist er.“

„Geben Sie mir dieses Buch, Unglücklicher . . .“

„Niemals.“

„Sie sind verdammt, verloren . . .“

„Ich bin ein Christ.“

Julian war eines der letzten Opfer der Revolution. Wenige Tage nach Robespierres Tode wurde er hingerichtet.

# Wie Jonadab Kleber die sogenannten Kirchenfairs beseitigte

Frei nach dem Englischen von J. Zauch.

## III.

„Und (Jesus) sprach zu denen, die die Tauben feil hatten: Traget das von dannen und machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhause.“ Joh. 2, 16.

Gleich in der darauffolgenden Woche wurde eine Special-Versammlung der Gemeinde berufen. Nach gottesdienstlicher Einleitung vom Prediger als Vorsitzer, bildete nun selbstverständlich der Bericht der Committee über das Resultat der Kirchenfair das Hauptgeschäft. Summarisch lautete derselbe wie folgt:

Einnahmen.....	\$322 88
Ausgaben.....	187 00
Gewinn.....	\$135 88

Die Einnahmen decken somit die stehende Schuld, und ließen noch etwas über fünfzehn Dollars in der Kasse.

Der Bericht wurde angenommen und von Vielen als ein glänzender Erfolg erklärt, und die Committee mit einem Dankbrotum entlassen, worauf Jonadab Kleber um Erlaubniß bat, etliche Bemerkungen machen zu dürfen, welche ihm auch verwilligt wurden. Er wies nun für s erste auf die Thatsache hin, daß, obgleich der soeben verlesene Bericht als ein für die Meisten befriedigender gelten möge, derselbe doch nicht den wirklichen Thatbestand der Geschichte ans Licht fördere. Er lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die Ungereinheit, daß nemlich \$187; sage e i n h u n d e r t u n d s i e b e n u n d a h t z i g D o l l a r s erforderlich waren, für nutzlose Modewaaren und Vederereien, um eine Summe von \$120 aufzumachen. Er wies hin auf die nutzlose Vergeudung so vieler köstlichen Zeit, der in diesen Dingen beschäftigten Kirchenmitglieder. Somit war es nothwendig,“ sagte er, „daß die Brüder M, B, C u. s. w. fünf, zehn oder fünfzehn Dollars, je nach Vermögen oder Leistung vorausgabten, für Dinge und Dingen, wofür sie wirklich keinen Gebrauch hatten, damit etwa ein Drittel davon in den Gotteskosten fließen möge. Ich frage diese geehrte Versammlung, ob solches weislich gehandelt sei, von einer Gemeinde, in welcher die große Mehrheit ihrer Familienhäupter das tägliche Brod mit ihrer Hände Arbeit erwerbe? Wir lesen in der heiligen Schrift, „die Kinder dieser Welt seien klüger in ihrem Geschlecht, denn die Kinder des Lichts.“ Unsere Handlungsweise bestätigt dieses zur Genüge; denn wenn Handelsleute im Allgemeinen in ihren Geschäften einen solchen Plan verfolgten, man würde sie für toll erklären.

„Bedenken wir ferner, welche Gefahr unsern Kindern dadurch droht, daß wir als Kirche derartige eitle Unternehmungen sanktioniren, wodurch ihnen geradezu Thür und Thor für allerlei sonstige eitle und sündliche Belustigungen geöffnet wird.

„Brüder! die Sache ist ernst. Wir können auf diese Weise unmöglich auf Gottes Segen zählen. Ich hoffe man werde sich die Sache doch reichlich überlegen und zwar in der Furcht Gottes. Wenn aber irgend ein vernünftiger Grund kann vorgebracht werden, zur Aufrechterhaltung von Kirchenfairs, dann will ich gern zuhören. Und damit die Sache noch ferner besprochen werden möge, so beantrage ich folgendes: „Beschlossen, daß wir, die Mitglieder dieser Kirche der Ansicht sind, daß Fairs und alle derartigen Zusammenkünfte im völligen

Widerspruch sind, mit den Lehren der heiligen Schrift und dem Charakter eines Christen, und wir deshalb in Zukunft solcherlei Maßregeln unterlassen und unsern Einfluß dagegen geltend zu machen suchen.“

Fünf Minuten verstrichen, ohne daß Jonadabs Vorschlag unterstützt wurde; als endlich Herr Hillman sich erhob und Folgendes erwiderte:

„Die Gemeinde ist augenscheinlich zufrieden mit ihrer bisherigen Handlungsweise, Geld aufzumachen; die Brüder wollen sich, wie es scheint, nicht selbst die Hände binden für die Zukunft, noch ihre bisherigen Maßregeln verdammen durch einen derartigen Beschluß. Ich vermute, wir lassen's beim Alten.“

„Ich schlage vor zu vertagen,“ rief eine andere Stimme.

„Ich unterstütze das,“ rief ein Dritter, worauf zur Vertagung abgestimmt wurde. Nachdem der Segensspruch:

„Preist Gott, der uns viel Gut's bescheert,“ gesungen war, wurde die Versammlung entlassen; „und ein Jeglicher ging also heim.“

## IV.

Jonadab Kleber war trotz seinen bisher mißlungenen Versuchen noch nicht muthlos geworden. Er war sich seiner gerechten Sache bewußt. Auf seinem Heimweg sann er auf einen Plan, den er bei einer künftigen Gelegenheit in Anwendung bringen möge, inwieweil er auch ein ganzes Jahr, bis zur Ausführung desselben warten mußte. Mittlerweile hatte sich dann und wann einer zu seiner Ansicht bekehrt.

Das Jahr floß langsam dahin, und wieder fühlte sich die Rutway Kirche veranlaßt, eine Fair zu halten. Dießmal waren d r e i h u n d e r t D o l l a r s aufzumachen. Jonadab that sein Aeußerstes, den Kirchenältesten Hillman durch Beweisführungen für seine Ansicht zu gewinnen. Dieser hielt ihn jedoch für einen Fanatiker. Das war aber nicht die Hauptursache seiner Steifheit, sondern er war ein Geizhals. Er wußte, daß durch eine verhältnißmäßige Besteuerung, mit Rücksicht auf Vermögensumstände, eine ziemliche Bürde auf ihn selbst, als einen der begütertesten der Gemeinde fallen würde; wo er durch eine Fair nicht nur solches hübsch umgehen, sondern noch nebenbei ein Gewinnchen erzielen konnte, durch den Verkauf so mancher, bei der Ausstellung gebrauchten Waaren aus seinem Laden.

Wie sollte es aber dießmal bei der „Fair“ gehalten werden? Es schien als hätte den bisherigen Ausstellungen immer noch etwas gemangelt. Durch wohlgeleitete List von Seiten mehrerer jungen Leute, gelang es ihnen, die Erlaubniß der Veranstaltungscommittee zu erhalten, ein Zimmer anzuberaumen, und eine Musikbande zur Abhaltung einer Tanzpartie anzustellen. Der Kirchenälteste Hillman erhob zwar Einsprüche dagegen; doch was half's; die Sache wurde ja als einträglich geschilbert, und zudem war's ja nur für e i n e n einzigen Abend. Da ging's schon.

Dieß war aber für unsern Jonadab zu viel. Der gelegene Augenblick schien ihm gekommen zu sein, um seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Er ging zu Herrn Hillman, um ihn um einen Verkaufstisch zu ersuchen, damit auch er sich an der Sache betheiligen möge; gängliche Theilnahmslosigkeit schien jetzt nicht mehr rathsam.

„Et was!“ rief der erkaunte Kirchenälteste. „S h r J o n a d a b K l e b e r einen Tisch aufstellen? Ich meinte, Ihr



wäret gegen Derartiges. Aber sagt nur, was habt Ihr denn im Sinn?"

"Ei, ich habe eben einen Plan, der wie ich hoffe, nur Gutes zur Folge haben wird. Welchen Tisch soll ich haben?"

"Meinetwegen den da drüben," sagte der erstaunte Hillman, nicht ohne einiges Mißtrauen gegen die Absichten des bisherigen Gegners ihrer Ausstellungen; und er fragte nochmals neugierig: "Was wollt Ihr denn verkaufen?"

"Möchte es am liebsten einstweilen geheim halten. — Muß gehen. Gute Nacht."

Frühzeitig am folgenden Abend, erschien Jonadab in Begleitung eines Fuhrmannes. Beide trugen eine ziemlich große Kiste dem Verkaufstisch zu, und stellten sie daselbst nieder. Eben strömten die Besucher zahlreich hinein, und Jonadab beeilte sich, seine Waaren auszupacken und in Ordnung zu bringen. Zwei nette Fäßchen, von je etwa fünf Gallonen Gehalt, wurden aufgestellt und mit großer leserlicher Schrift darauf geschrieben: „Bier, Branntwein.“ Nebst diesem hatte er ein Aufhängeschuß:

„Bier und Branntwein!

Auserlesene Getränke sind hier zu verkaufen!"

Die Menge der Zuschauer erschien bald genug vor dem Tisch Jonadabs, und blieb vor Verwunderung stehen. Das Rauchzimmer und die Lotterietische wurden im Stich gelassen; denn — ein Schenkstisch — ja, das war allerdings ein neuer Charakterzug in den Kirchenfairs. Bald erschien die Arrangierungscommittee mit ihrem Vorführer Hillman an der Spitze, und belagerte den Schenkstisch vollständig. Sobald der erstaunte Hillman zu Worte kommen konnte, fing er an:

"In aller Welt, Bruder Kleber! Ihr habt doch nicht im Sinn hier einen Saloon anzufangen. Ich gab Euch gewiß dazu keine Erlaubniß."

"Ei, Bruder Hillman, wie seid Ihr so aufgeregt," erwiderte Jonadab ruhig. Wenn es recht ist, Tanz und Musik, sowie Lotterie hier zu haben, so ist es auch recht, dem Gott Bacchus einige Abgaben zu entrichten. Ich erhielt ja Erlaubniß von Euch zu diesem Tisch," setzte er lachend hinzu. Auf die Lotterietische und Cigarrentische hinüber deutend, fuhr er fort: "Ich werde eben mit jenen in dieselbe Kategorie gehören. Wenn es recht ist Sünde zu thun, auf daß Gutes daraus komme, so mag der Bliqueurverkauf, sowohl wie Jenes zu rechtfertigen sein. Und in der That ist es ein gesetzmäßiges Geschäft für Alle, die ihre Lizenz bezahlen; während Lotteriespiel gänzlich gesetzwidrig, und in den Statuten unter einer gewissen Strafe verboten ist."

Bei diesen Worten zog Jonadab einen Zettel aus seiner Rocktasche hervor und sagte: "Hier ist eine Bewilligung von den Stadtbeamten, um Branntwein beim Glas zu verkaufen."

"Aber," versetzte Hillman, "bedenkt nur, welch ein Exempel Ihr jungen Leuten setzt, und was für einen Ruf diese Kirche erhalten wird von Seiten der Besucher."

"Ei ja, und welches Exempel hat diese Kirche der Jugend bereits gesetzt. Ich lehrte z. B. meine eigenen S. Schüler, daß alle Arten von Spielereien, wo man gewinnen oder verlieren kann, sündlich und Gott mißfällig seien. Und was soll ich ihnen sagen, wenn ich mich wieder mit ihnen versammle?"

"Nun ich hoffe, Ihr schaffst den Branntwein fort," antwortete Hillman etwas gebieterisch. "Ich weiß wohl, unsere Handlungsweise ist nicht ganz recht; aber wir haben nun einmal die Zettel verkauft und müssen daher die Lotterie durchsetzen."

"Und ich," versetzte Jonadab trocken, "habe eine Bewilligung, Bliqueur zu verkaufen, und werde bleiben bis zu dem Schluß. Es ist nur ein Schritt weiter von allem Bisherigen."

"Aber als Vorführer der Committee muß ich Euch befehlen, Euren Branntwein fortzuschaffen."

"Ich werde mich entschieden weigern," sagte Jonadab nachdrücklich. "Ihr erließet einen Aufruf an die Brüder, hervor zu kommen und für die „gute Sache“ (?) zu thun, was einem Jeglichen recht dünke, ohne irgend welche Bedingungen zu stellen. Ihr sagtet sogar, daß allerlei Waare annehmbar sei. Ja ihr erlaubtet gestern Abend sogar einen Tanz, deshalb, weil derselbe einen reichen Ertrag zu versprechen schien. Ich werde deshalb diese Bewilligungen wohl auszubenten suchen."

In diesem Augenblick erschien der alte „Tipsey Bill," ein nichtswürdiger Kneipenlungerer, an Jonadabs Schenkstisch in halbbetrunknenem Zustand, während Hillman aufmerksam den Verlauf der Dinge abwartete. Tipsey Bill schaute eine Weile auf die Fäßchen und deren Inschrift, und rief dann verwundert: "Zum Kukuk, jetzt gebe ich auf! Eine Kirche bietet Branntwein feil! Ueberschreißt das nicht alles! An einem Abend einen Tanz, und den nächsten einen Schenkstisch. Hui! Aber ich muß ein Glas trinken," und indem er ein halb Duzend Kupfer von einer Hand in die andere warf, fragte er Jonadab: "Wie viel für ein Gläschen, Nachbar!"

"Fünfundzwanzig Dollars!" versetzte der neue Schenkstisch, während er ein Glas auf den Tisch stellte, als gälte es ihm vollen Ernst, seinen „Schnapps" auszuschenken.

"Zum Kukuk nochmals!" versetzte Tom. Sie sind ein Bißchen hoch. Muß mir's, denke ich, da drunten über der Straße holen, für fünf Cents das Glas." Mit diesen Worten wandte er sich von Jonadabs Schenkstisch hinweg, worauf seine Stelle sogleich von Friedensrichter Jones eingenommen wurde, dessen Anwesenheit den Herrn Hillman noch mehr in Erstaunen setzte. Squire Jones, sich zu Jonadab wendend und eine Fünzig-Cents-Note zwischen den Fingern haltend, fragte er letzteren: "Wie viel für ein Gläschen Branntwein?"

"Dierzig Dollars!" war die Antwort des sonderbaren Schenkstichs.

"Nicht dünkt, es sei Ihnen nicht sonderlich ums Verkaufen zu thun," meinte Herr Jones, und wandte sich hinweg dem sogenannten „Jakobsbrunnen" zu.

So stand denn Jonadab den ganzen Abend hinter seinem Schenkstisch als Gegenstand der Verwunderung und Aller, und als Stein des Anstoßes für Hillman und Andere von gleicher Gewissenhaftigkeit (?). Aber nicht einen einzigen Kunden erhielt er. Endlich, da sich zur späten Stunde die Menge allmählig verlaufen hatte, wandte er sich mit lächelndem Blick zu der Committee, die sich nochmals um ihn versammelte, und theilte ihnen mit, daß wenn sie eine ausgezeichnete Flüssigkeit für Reinigungszwecke bedürften, sie in den Fäßchen daselbst gutes Regenwasser fänden.

Alle fühlten sich beschämt, und keiner antwortete ein Wort. Aller Augen gingen an aufzugehen und ihr Gewissen aufzuwachen. Dazu kam noch, daß der Profit der diesmaligen Ausstellung bei weitem nicht so günstig ausfiel, als das vorige Mal. Allermeist aber gingen die guten Leute an einzusehen, wohin die Sache moralisch hingeführt hatte und immer noch weiter zu führen drohte.

Bei der kommenden Gemeindeversammlung nahm Hillman das Wort und sagte:

"Wißt ihr was, Brüder? Ich bin einmal anderes Sinnes

geworden, mit Bezug auf unsere bisherige Handlungsweise. Ich meine, wir sollten künftig einen anderen Weg einschlagen."

So meinten noch ein Duzend Andere, und da sich Jonadab's Beschluß vom vorigen Jahr noch unverfehrt vorfand, so wurde

derselbe einstimmig angenommen und Jonadab hatte die letzte Kirchenfairs in Rutwah überlebt. Ein Triumph, der auch an tausend andern Orten gefeiert werden sollte.

# Sonntagschule.

(2. Vierteljahr. — Zwölf Sectionen aus dem Neuen Testament.)

## Die Himmelfahrt Christi.

### 1. Section für Sonntag den 2. April 1876. Apftg. 1, 1—12.

**Grundgedanke:** Christi Auffahrt in den Himmel, seine (und unsere) Heimath. **Haupttext:** Lucas 24, 51.

**Andeutungen. Zeit:** 33 J. n. Chr. **Die Apostelgeschichte.** Lucas, der Schreiber dieses Buches, war ein Jüden-genosse, welcher dann zum Christenthum bekehrt wurde. Er war vielleicht aus Antiochien in Syrien, und nicht blos ein gebildeter Arzt (Col. 4, 14.), sondern auch ein gewandter Schriftsteller, wie seine Schriften (Evangelium und Geschichte der Apostel) bezeugen. Wir treffen ihn häufig als Reisegefährten des Paulus (Apftg. 16, 10.; 20, 5. 6.; 27, 28.; 2. Tim. 4, 11.). Nach der Tradition starb er in Griechenland den Märtyrertod. — Die Apostelgeschichte bildet die Geschichte der ersten Kirchen, während eines Zeitraums von 31 Jahren, und theilt sich ein, wie folgt: A. Die Gründung der Kirche, als die wahre Kirche für das ganze menschliche Geschlecht, Cap. 1, 2. B. Die Kirche zu Jerusalem; deren Entwicklung und Führung, Kampf und Sieg, Thaten und Leiden, Cap. 3—5. C. Die Kirche in Judäa und Samaria, und Uebergang zu den Heiden, Cap. 8—12. D. Die Ausbreitung der Kirche in den heidnischen Ländern durch Paulus, den Heidenapostel, Cap. 13—21. E. Die Gefangennahme Paulus und sein Zeugnis für Jesus in Jerusalem und Rom, Cap. 22—28. Die Apostelgeschichte zeigt deutlich, wie Gott seine segensreichen Verheißungen erfüllt hat, indem er die Lehre des Evangeliums in allen Ländern verbreiten ließ.

**Ende der Erde.** B. 8. Bedeutet erstlich, daß die Apostel das Evangelium in den damals bekannten Ländern ausbreiten sollten, welches auch, besonders durch Paulus, geschehen ist und zweitens, daß durch die Diener Christi im Laufe der Zeit das Evangelium in alle Welt getragen werden soll. **Sabbathweg.** B. 12. Nach 2. M. 16, 29., wo den Israeliten das Verlassen des Lagers (um Manna zu sammeln) am Sabbath untersagt wird, nahm das Judenthum in der Folge an, daß das Verlassen des Wohnorts nur bis auf die Entfernung von 2000 Ellen = 6 Stadien = 750 römische Schritte — erlaubt sei. Die Entfernung hieß Sabbathweg.

**Praktische Erläuterung. I. Lucas und Theophilus.** B. 1. „Die erste Rede (Schrift) von alle dem, das Jesus anfang, beides zu thun und zu lehren,“ welche der Evangelist Lucas verfaßt, ist das nach ihm genannte erste Evangelium. Dieser Evangelist war eigentlich keiner von den zwölf Aposteln des Herrn, sondern ein Apostelschüler, welche die apostolische Kirche mit dem Namen Evangelisten bezeichnete. Als Evangelist ist er nun auch der glückliche Verfasser der Apostelgeschichte, die man in gewisser Hinsicht als eine Fortsetzung seines merkwürdigen Evangeliums ansehen kann. — Theophilus, welchem er sein Evangelium und die Apostelgeschichte widmete, nimmt man allgemein an, war entweder ein unter dem Einfluß des Christenthums stehender, oder gar schon bekehrter Heidenchrist — und vertrauter Bursenfreund des Lucas. Nach Luc. 1, 3. schließt man mit Recht, daß er den höheren Gesellschaftskreisen angehörte. Aus inneren, sehr interessanten Gründen unseres Buches schließt man auch, daß er kein Israelit, sondern ein Römer war, oder doch in Italien wohnte. Schon dieser Umstand läßt bei Abfassung dieser beiden Schriften an Theophilus die weitgreifende Absicht des Lucas, der nach Col. 4, 11. 14. selbst ein Heidenchrist war und in hohem Ansehen stand, durchschauern, den höheren Ständen das Evangelium

durch Schrift und Wort zugänglich zu machen, wozu er durch seine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung unter den Evangelisten der apostolischen Zeit der Befähigte war.

**II. Jesus und seine Apostel zwischen seiner Auferstehung und Himmelfahrt.** B. 2. Aus Luc. 4, 1. 14. 18. und vielen anderen Schriftstellen ist zu ersehen, daß Jesus während seiner gottmenschlichen Thätigkeit auf Erden ganz erfüllt war mit dem heiligen Geist. Mit und in dieser Gottheitsfülle wirkte er alle Werke des, der ihn auf diese Erde gesandt hatte, zu vollenden sein Werk nach göttlichem Willen. Kraft der in ihm wohnenden Fülle des heiligen Geistes ertheilte er seinen Aposteln Befehl, den von ihm geoffenbarten Willen seines himmlischen Vaters nach seinem Gange zu demselben, unter allen Völkern zu verkündigen und auszubreiten. — B. 3. Das namenlose Leiden, Tod und siegreiches Auferstehen, welches die irdische, sehr segensreiche Laufbahn des Herrn beinahe zum Abschluß brachten, bilden den Grundfelsen des Evangeliums, und darum auch Ausgangspunkt der Apostel und Evangelisten in der Verkündigung einer gänzlichen Erlösung von allen Sünden durch sein heiliges, unschuldigtes, und für alle Menschen vergossenes Blut. Noch hatte der Herr diesen seinen Augen- und Ohrenzeugen seiner Leiden nicht Alles kundgethan vom Reich Gottes, welches sie nothwendig wissen sollten. Er wollte ihnen durch „mancherlei Erweisungen“ den zweifellosen Beweis liefern, daß er, wie er es ihnen vorausgesagt, es wirklich sei, der von den Todten auferstanden. Die vierzig Tage, welche er in verkörperter Leiblichkeit unter ihnen weilte, dienten reichlich dazu, ihnen die wichtigsten Dinge über das Reich Gottes zu eröffnen, für welche sie leider in den Tagen seines Fleisches noch wenig Verständniß zu haben schienen. Joh. 16, 12.

**III. Die letzte Frage der Jünger und die letzte Antwort des Herrn.** B. 4. 5. Durch das blutige Ende des Herrn, bei der Kreuzigung, wurden seine Jünger zerstreut, und suchten ihr heimatliches Geburtsland, Galiläa, wieder auf. Ein Ausspruch des Herrn ließ sie erwarten, ihn irgendwo selbst wieder zu treffen. Matth. 26, 32. In den reizenden Ufern des galiläischen Meeres bei Tiberias, sammelt der Herr sie wieder, Joh. 21, 1. Wahrscheinlich eröffnete er ihnen innerhalb jener vierzig Tage auch, daß Jerusalem der irdische Trennungsort sei, zwischen ihnen. Durch die „mancherlei Erweisungen“, durch welche er sich ihnen über alle Zweifel hinaus lebendig, als ihr Herr, wirklich auferstanden von den Todten, offenbarte, erhielten sie diejenige Muthigkeit und Klarheit im Gemüthe, welche nöthig war, ihr Verständniß dem Reich Gottes mehr und mehr zu erschließen. Der Weisung zufolge, finden wir sie hier in der Nähe der heiligen Stadt. Aus Vers 12 und Luc. 24, 50, erfieht man, daß der Ort seiner Himmelfahrt an der Ostseite des Oelbergs, zwischen den zwei angegebenen Endpunkten, stattgefunden hat. Die Jünger findet er jedoch noch nicht ausgerüstet, von dieser Stelle aus durch die ganze Welt hin seine Heilsbotschaft auszurichten. Darum sagt er ihnen, daß sie zu Jerusalem bleiben sollen, bis die Verheißung des Vaters, Joel 3, welche sie auch aus seinem Munde hatten, Joh. 14, 26.; 15, 26., an ihnen erfüllet sei. Diese Verheißung war die füllereiche Ausrüstung mit dem heiligen Geiste, ohne welchen sie ihr Apostelamt nicht nach seinem Willen



ausrichten konnten. Nicht durch die Johannestaufe, menschliche Weisheit oder rohe Gewalt sollten sie die Menschheit für Jesus und sein Reich gewinnen, sondern durch sein Wort und Geist. Das Wort hatten sie aus seinem Munde, aber der Geist, der lebendig macht, tröstet, Alles lehrt und sie führen sollte in alle Wege der Wahrheit, besaßen sie noch nicht. Diesen an dem Orte zu empfangen, wo er zu Tode geblutet wie ein geschlachtetes Lamm, sollte sein Befehl, zu Jerusalem zu bleiben, erziehen. — B. 6. 7. 8. Das bevorstehende Scheiden erweckt in den Jüngern über sein messianisches Reich noch eine interessante Frage; doch sind ihre Begriffe über sein eigentliches Wesen noch nicht ganz geläutert. Ihr höchstes Ideal davon war, daß dieses ein Reich sein müsse, in welchem das Volk Gottes — Simeon — von aller Fremdenherrschaft frei, und an irdischer Herrlichkeit alle anderen Völker weit überstrahlen würde. Eine heilige patriotische Gluth begeisterte sie für dasselbe so, daß sie den Herrn um dessen Aufrichtung befragten. Wie schonend, zärtlich und lehrreich antwortet er ihnen, daß „Zeit und Stunde“ dieses zu wissen, allein dem Vater, nicht aber ihnen zustehe, zu wissen. Hauptsache für sie sei, daß sie mit Kraft des heiligen Geistes angethan, und als seine Zeugen bis an das Ende der Erde seinen Willen ausrichten würden.

IV. Die Himmelfahrt des Herrn. B. 9. Unmittelbar vor der Himmelfahrt des Herrn läßt er noch die allerwichtigsten Verheißungen und Anweisungen an seine Jünger ergehen, welches aus dem Schluß der Evangelien und unserer Stelle zu ersehen ist. Diese wurden von ihnen beachtet, und gelten heute noch als Maßstab der evangelischen Wirksamkeit allen wahren Knechten Gottes und der Kirche. Währenddem er noch redet, erhebt er sich langsam — himmelwärts —. Seine letzte irdische Handlung verrichtet er schwebend mit ausgebreiteten Händen, und ertheilt ihnen zum Abschied den Segen. Eine wahre himmlische Güterfülle muß den zurückbleibenden Jüngern in diesem Segen beschieden worden sein. Noch niemals, weder zuvor noch nachher, ja kaum bei Elisa, als Elias im Wetter gen Himmel fuhr — wurden sterbliche Augen und Herzen so hingezogen und überwältigt beim Scheiden, als wie die Jünger es waren, als ihnen der größte und unvergeßlichste Wohlthäter aus ihrer Mitte genommen. Mit seiner Himmelfahrt schloß der Herr seine irdische Wirksamkeit im Triumph ab; in verkürzter Leiblichkeit bildet seine Aufnahme den Anfang seiner himmlischen, als unser Fürsprecher, beim Vater. Wer will ihm dorten zur Rechten des Vaters „seines Lebens Längde ausreden?“ Jes. 53, 8.

V. Der Engel letzte Mahnung. B. 10—12. Ginge- rissen in grenzenloses Staunen, welche große Ereignisse oft über uns ausüben, ist es leicht möglich, daß wir im Schmerz die schwierigen Pflichten vergessen, welche auf ihre Erfüllung durch uns harren. So erging es auch den Jüngern, bis süße Engelsstimmen sie mahnten, was der Geschichte ihnen auftrug, zu thun. Waren diese Engel in „weißen Kleidern“ jener Moses und Elias, die ein von der Herrlichkeit überwältigter Petrus und Jacobus und Johannes beim Herrn auf Tabor's Felsenhöhe schauten? Keiner von ihnen gibt Aufschluß darüber, obwohl dem kindlich gläubigen Gemüthe diese Annahme sehr nahe läge. Aus ihren Worten an die Jünger lernen wir aber ihren Auftrag erkennen. Dieser Jesus kommt wieder, wie ihr ihn habt gen Himmel fahren sehen. Diese Mahnung genügt; ihre Schritte wenden sie der Stadt zu, um daselbst betend und

fastend der Ausgießung des heiligen Geistes entgegen zu harren.

**Nutzenwendung.** 1) Wie schön ist es, wenn ein talentvoller und gebildeter Mann, wie Lucas, seine Fähigkeiten dem Dienst Jesu Christi widmet. 2) Wir lernen hier aufs Neue, daß der Herr alle seine Verheißungen aufs Pünktlichste erfüllt. 3) Lernen wir, daß der Mensch ohne die Ausrüstung des hl. Geistes nicht fähig ist, erfolgreich im Weinberge des Herrn zu arbeiten. 4) Die Lektion enthält die schöne Verheißung, daß das Evangelium über die ganze Erde ausgebreitet werden soll. B. 8. 5) Jesus ist vorangegangen in die himmlische Heimath; er will uns seinen Geist geben, um uns hienieden zu leiten und zu begleiten, und uns dann endlich Alle zu sich nehmen in die ewigen Wohnungen, wenn wir ihm im Glauben nachfolgen. Laßt uns treu sein!

**Kleinkinderklasse.** 1) Man erzähle die Geschichte der Himmelfahrt Christi mit Anmerkungen auf eine möglichst lebendige und interessante Weise.

2) Man mache auf eine einfache, leichtfaßliche Weise auf die obigen Nutzenwendungen aufmerksam.

3) Schließlich präge man den Kindern besonders ein, daß wir ohne die Kraft des hl. Geistes nichts ausrichten können, was Gott gefällt, und es deßhalb sehr nöthig ist, um diesen Geist zu bitten.

**Fragen.** Wer schrieb die Apostelgeschichte? An wen? Was wird in dieser Lektion erzählt? Was können wir daraus lernen? Was sollen wir deßhalb thun?

**Illustration.** Ein liebender Vater in Deutschland verläßt seine Familie, in deren Mitte er bisher gelebt hat, um nach Amerika zu reisen, eine angenehmere Heimath für die Seinigen zu suchen. Vor seinem Abschiede gibt er ihnen noch allerlei Anweisungen und sagt ihnen, daß sein treuer Bruder in der Zwischenzeit sie mit allem nöthigen versorgen, über alles Wissenswerthe unterrichten, sie auf die Reise vorbereiten und zu seiner Zeit ihm nachführen werde.

Wie treulich wird diese Familie, dem Freunde, als Stellvertreter des abwesenden Vaters, gehorchen, wie gerne werden sie ihm seiner Zeit in die neue Heimath folgen, und wie herrlich wird das Wiedersehen sein! So ist uns Christus vorangegangen. Seinen Geist aber hat er uns gegeben, der soll uns in alle Wahrheit leiten und zu dem Eingang in die Herrlichkeit vorbereiten. Laßt uns ihm treulich folgen.

#### Wandtafel.



## Der Tag der Pfingsten.

### 2. Lektion für Sonntag den 9. April 1876. Apfig. 2, 1—11.

**Grundgedanke.** Die Erfüllung der Verheißung: Die Gabe des hl. Geistes. **Haupttext.** Matth. 3, 11.

**Zusammenhang der Geschichte.** Der erste Tag nach dem jüdischen Passahfest war Sonntag, und war mithin zugleich auch der Tag der Auferstehung Jesu Christi. Von diesem ersten Tage der Woche an gerechnet, blieb der Herr noch 40 Tage lang in verkürzter Leiblichkeit auf Erden, zeigte sich hin und wieder den Gläubigen, besonders seinen Jüngern, und redete mit ihnen vom Reich Gottes. Am 40. Tage nach seiner Auferstehung fand zwischen Jerusalem und Bethanien, an der Ost-

seite des Oelbergs und in Gegenwart von 500 Gläubigen seine für das Reich Gottes auf Erden unerlässlich nothwendig gewordene Himmelfahrt statt. Nach derselben gingen seine Jünger, dem Befehl des Herrn folgend, nach der heiligen Stadt zurück, sammelten sich mit noch anderen Gläubigen, deren Zahl auf 120 anschwoll, in dem Söller eines Hauses, welches ohne Zweifel einem Verehrer Jesu angehörte und in der Nähe des Tempels stand. Von hier aus besuchten sie bei Tage die ge-



bräuchlichen Tempelbestunden; die übrige Zeit brachten sie zu im Söller (Gebetsstube unter dem Dach) einmüthig mit Gebet und Flehen zu Gott, zehn Tage lang, um die Erfüllung der Verheißung des Vaters. Zu beachten ist, daß die Ausgießung des hl. Geistes nicht im Tempel selbst, sondern in diesem Privathause, dem Tempel gegenüber, stattgefunden hat.

**Concordanz.** Zeit: 33 J. n. Chr.—**Pfingsten:** Das jüdische Pfingsten war eins der drei Haupt- und Wallfahrtsfeste, an welchem jeder gläubige Israelit in Jerusalem erscheinen sollte. Es war ein Erntefest (2. M. 23, 16.) am Schluß der Frühernte, und gehört insofern zusammen mit dem Fest der süßen Brode, welches dieselbe eröffnete. Es wurde sieben Wochen nach letzterem gefeiert, am 50. Tage vom Tage nach dem 15. Nisan an gerechnet (3. M. 23, 15, 16.), das christliche Pfingsten wird als Stiftungsfest der christlichen Kirche zum Andenken an die Ausgießung des hl. Geistes gefeiert. Die eigentliche Feier desselben als kirchliches Fest begann aber erst im 4. Jahrhundert.—**Parther:** Juden aus Parthien, einer persischen Provinz, westlich vom Euphrat.—**Mæer:** Juden aus Medien, südlich vom Caspischen Meere gelegen.—**Glamiter:** Leute aus Glam, jenseits des Tigris gelegen. Von den Syrern unterworfen, wurde ein Theil des Volkes nach Samarien verpflanzt, Esra 4, 9., und an deren Stelle Juden nach Glam, Apftg. 2, 9., deportirt.—**Mesopotamien:** Das Land zwischen dem Euphrat (Westliche Grenze) und Tigris (Oestliche Grenze), im Norden begrenzt durch das Taurusgebirge.—**Cappadocien:** Eine an Getreide und Vieh reiche Landschaft in Kleinasien, 1. Petri 1, 1.—**Pontus:** Eine Landschaft in Kleinasien, an Cappadocien grenzend und von Halys bis zum Phasis reichend, im Süden gebirgig, im Norden eben und fruchtbar.—**Phrygien,** ein fruchtbares Gebirgsland in Kleinasien, ebenfalls an Cappadocien grenzend, und im Süden durch den Taurus von Pisidien getrennt. In Phrygien werden die Gemeinden zu Kolossä, Laodicea und Hieropolis genannt.—**Pamphilien,** eine schmale Küstenlandschaft des südlichen Kleasiens am Mittelmeere gelegen. Es hatte eine gemischte Bevölkerung, namentlich auch viele Juden, denen Paulus schon auf seiner ersten Reise das Evangelium brachte (vergl. Apftg. 2, 10.; 14, 24.; 15, 38.; 27, 5.). Kyprene, eine Stadt in Afrika in der Landschaft Lybien, sie hieß auch Kyr, 2. Kön. 16, 9.; von dort war Simon, Marc. 15, 21.; Luc. 23, 26., und Lucius, Apftg. 13, 1.—**Creter,** Leute von Kreta (Candia), eine bekannte Insel im Mitteländischen Meere. Gerühmt werden die Kretenser als gute Bogenschützen; die Schilderung ihres Charakters, Tit. 1, 12., mit den Worten des Epimenides stimmt mit den Angaben anderer Prosaschriftsteller überein.—**Araber,** die Einwohner Arabiens, werden in der Bibel abgeleitet von Kusch, dem Sohne Hams. Die Sprache ist semitisch. Mit ihnen kamen die Israeliten vielfach in feindliche Berührung, 4. M. 22, 25, 31.; Richt. 6, 7, 8.

**Praktische Erläuterung. I. Das einmüthige Harren auf den hl. Geist.** B. 1. Das Pfingstfest war das zweite der drei großen Nationalfeste der Israeliten. Man hieß es nach 3. Mos. 23, 14—26, das Fest der Wochen, und wurde am 50. Tage nach dem Passahfest gefeiert. Es wird diesem merkwürdigen Fest eine zweifache Bedeutung zugeschrieben: einerseits wurde es als Erntedankfest nach Abschluß der sieben Wochen lang andauernden Erntezeit im Tempel gefeiert; andererseits diente es zur Erinnerung des ihnen von Gott auf dem Berge Sinai gegebenen Gesetzes. 3. Mos. 19. Die religiöse Feier dieses Festes bestand hauptsächlich in der Darbringung zweier geäuertter Erstlingsbrode aus dem Mehl des neu geernteten Weizens, 3. Mos. 23, 17., welche den Priestern zuwiefen, und in einem Dankopfer von zwei Lämmern, 3. Mos. 23, 19.; daran schloß sich noch ein großes Brand- und Sühnopfer, 4. Mos. 23, 26—31.

Es spricht das gläubige Herz sehr an, daß während die Juden im Tempel dieses Fest feierten, wir die Jünger, die Brüder, die Mutter des Herrn sammt anderen Gläubigen in einem Privathause mit Gebet und Flehen einmüthig beisammen finden, ihre Herzen zu beschicken für das erste Pfingstfest des Reiches Jesu Christi. Wir lernen hieraus, daß von Gotteskindern nie etwas Rechtes gegen das Reich der Finsterniß erzielt werden kann, wenn sie nicht einig sind in dem, was sie erbeten, Matth. 18, 19, 20., noch dürfen sie auf Erhörungs hoffen, wenn ihnen diese Gott geweihte heilige Eintracht abgeht. In dieser Einmüthigkeit im Geist, Sinn, Glauben und Wirken liegen für

die Gläubigen alle Möglichkeiten gewaltiger göttlicher Geistes-, Gnaden- und Siegesmittheilungen. Das wurde dieser einmüthigen Versammlung immer mehr begreiflich, und eben darum finden wir sie hier, von den Anderen abgejonbert, verachtet. Welch ein Musterbild stellen sie uns vor! Ahnen wir auch ihnen nach im heißen Flehen, im gläubigen Gebet und heiliger Eintracht nach der Fülle des hl. Geistes!

**II. Die füllereiche Mittheilung des hl. Geistes.** B. 2—4. 1) Gottes Wort befaßt sich gar nicht damit, die Menschen zu lehren, daß es einen hl. Geist gebe, sondern setzt ihn wie überhaupt das Dasein des ewigen Gottes allem Geschaffenen voraus, 1. Mos. 1, 2. Im Verlauf der Zeit tritt der Geist Gottes im Alterthum als besondere göttliche Kraftmittheilung auf einzelne Menschen über, rüstet sie aus zu auserlesenen Werkzeugen, Gottes heiligen Willen je nach Bedürfnis der Menschen bestimmt auszurichten. Patriarchen, Künstler, Richter, Könige, und besonders alle Propheten Gottes bis auf Johannes den Täufer, wurden durch den hl. Geist zu ihrem merkwürdigen Lebensberuf ausgerüstet. Das Wort Gottes ist uns Menschen durch den hl. Geist mitgetheilt worden von heiligen Männern Gottes, welche er dazu befähigt hat, 2. Petri 1, 20, 21. Im Ganzen fand dieses jedoch nur bei einzelnen Menschen statt. Damit zeigte Gott der Menschheit die hohe göttliche Stellung an, zu welcher sie von ihm berufen ist. Eine allgemeine Ausgießung des hl. Geistes auf alle, die da glauben, wurde diesen Fingerzeigen göttlicher Gnade verheißt, Joel 3, 1—5. Johannes der Täufer erneuert, Matth. 3, 11., und der Herr bekräftigt die Verheißung des Vaters, Joh. 14, 26.; 15, 26. So befreundet uns das einmüthige Bitten und Flehen der Jünger des Herrn um die Fülle desselben keineswegs.

2) Menschen, erfüllt mit dem hl. Geist, find ganz andere Menschen im Glauben, Lieben und Hoffen, in Gesinnung, Wandel und Werken, als wie sie es im Stand der Sünde waren. Es ist eine herrliche Thatsache, welche uns die Bibel lehrt, daß der sündliche Mensch, welcher Mangel hat an dem Ruhm, den er vor Gott haben soll, nur diesen Ruhm (persönlicher Lebensheiligkeit) durch den hl. Geist wieder erhalten kann. Es ist bei Weitem nicht zur Hälfte hinreichend, wenn wir die buchstäbliche Kenntniß des Evangeliums und des Christenthums besitzen, denn mit großem Wissen wird der Mensch nicht selig. Wohl wenige Menschen besaßen durch den Unterricht von Jesu gründlicheres Wissen vom Reiche Gottes, als wie die Jünger des Herrn, und dennoch findet sie der Herr noch nicht tauglich, als seine Zeugen vor der Welt aufzutreten. Geist und Feuer segnete ihnen. So wie der Geist göttlich lebendig macht, erneuert und heiligt, das Feuer läutert, wärmt und verzehrt, so mußte der Jünger Herz, ihr ganzes Gemüthsleben erneuert, geläutert, geheiligt und mit der ganzen Fülle des hl. Geistes erfüllt werden. Alle Gläubigen müssen Aehnliches erfahren.

3) Die Mittheilung des hl. Geistes an und für sich muß als ein außerordentliches Wunder Gottes angesehen werden, welches mit hörbaren und sichtbaren Zeichen begleitet war. Unerplich, ehe die Jünger es sich recht versehen, kam er vom Himmel herab, ähnlich einem starken Wehen, oder Windgetöse, welches selbst in der Ferne der Stadt vernommen wurde, und dieses gewaltige, lebensmächtige Brausen erfüllte das ganze Haus. Außer der Erscheinung für das Gehör fand eine zweite für das Gesicht statt, mit dem Schall ein leuchtendes Zeichen: Die Jünger sahen Zungen, wie von Feuer, welche sich vertheilten und sich, von oben herab, je auf jeden der 120 Gläubigen hernieder ließen. Diese hörbaren und sichtbaren Zeichen kann man als das sinnlich-leibliche Gewand der Geisteskraft ansehen. Das hörbare Brausen ist ein Sinnbild von einer gewaltigen Kraft, das vom Himmel her Erörten des Geistes ein Bild davon, daß es die Kraft aus der Höhe ist, von dem, der im Himmel thront, Luc. 24, 49. Die Erfüllung des ganzen Hauses mit dem Schall ist Zeichen, daß die in dem Hause versammelten Gläubigen alle mit dem hl. Geist erfüllt werden sollen. Die sichtbaren Flammenzungen sind ein Sinnbild der heiligen Gluth und Begeisterung, welche, von oben entzündet, aus den Herzen für Jesus emporflammen werde; daß sich aber diese Licht- und Feuerzungen auf jeden Gläubigen herniederließen, ist ein Bild, von der jedem Einzelnen als bleibende Gabe zugeachteten und nun mitgetheilten Geistesfülle.

**III. Die herrlichen Folgen dieser mitgetheilten Geistesfülle.** B. 5—11. Drei merkwürdige Folgen nach unserer Lektion können wir aufzählen. 1) Sie wurden Alle, die Apo-



stel, andere Gläubige, Männer, Weiber und Kinder, voll des hl. Geistes; gleichmäßig wurde er Allen mitgetheilt. Alle, die hinfür an Jesum glauben, empfangen die Gabe des hl. Geistes. — 2) Die Jünger verkündigten hierauf in anderen, als von ihnen erlernten Sprachen, die großen Thaten Gottes den tausenden herzuströmenden „gottesfürchtigen Juden“, welche von allen Welttheilen dem Pfingstfest anwohnten. — 3) Eine Umwandlung am inneren Menschen der Jünger ist bemerkbar, ihre Herzen sind offen, das Wesen des Reiches Gottes ist ihnen nun verständlich, und ihre Aufgabe, demselben gegenüber, haben sie wie mit einem Zauberschlage erkannt.

**Nutzenwendungen.** Um den hl. Geist zu empfangen, und zu bewahren, muß man 1) der göttlichen Verheißung glauben; 2) man muß auf die Gabe des Geistes harren; 3) man muß um die Ausgießung desselben bitten; 4) man muß denselben im Glauben annehmen, wenn ihn der Herr mittheilen will; 5) man muß denselben nicht betrüben, indem man das Böse thut, oder das Gute unterläßt; 6) man muß die Gaben und Kräfte, welche derselbe uns bringt, mit allem Fleiß zur Ehre Gottes und Ausbreitung seines Reiches benützen.

**Kleinkinderklasse.** 1) Beim Erzählen der erhebenden Pfingstgeschichte sollte sich der Lehrer nicht auf die Verse der Lektion beschränken, sondern die ganze Geschichte in lebendiger und leichtfaßlicher Weise vortragen.

2) Großes Gewicht ist auf das Wörtlein „alle“ in V. 4 zu legen, denn daraus geht hervor, daß auch den frommen Kindern der hl. Geist mitgetheilt wurde. Man erkläre nun den Kindern nach der Schrift, was der hl. Geist ist, was er wirkt, wie ihn Gott gerne mittheilt, was wir thun müssen, um ihn zu empfangen (s. Nutzenwendungen), und ermahne dann zum fleißigen gläubigen Beten um den hl. Geist.

**Fragen.** Wo wurde der hl. Geist ausgegossen? Auf welche Weise? Auf wen? Was thaten die Jünger vorher?

Warum müssen auch wir den hl. Geist empfangen? Wie können wir ihn empfangen?

**Illustrationen.** Symbole des hl. Geistes: Wie Feuer: Reinigend, erleuchtend, erwärmend, prüfend. — Dem Wasser: Reinigend, erquickend, befruchtend; in Fülle vorhanden, frei. — Wind: Unabhängig, mächtig, vernehmbar, in seiner Wirkung, belebend. — Del: Heiland, salbend, erweichend. — Eine Taube: Sanft, unschuldig. — Ein Siegel: Prägend, versichernd, beständigend.

**Der Geist die Hauptsache.** Wenn man trockenes Stroh, Holz oder sonstige gute Brennstoffe aufschichtet, so kann sich dabei doch Niemand erwärmen, und wenn es noch so schön und regelmäßig zusammengelegt ist. Es ist dies Alles gut und nothwendig zum Feuer machen, aber es ist kein Feuer. So ist es gerade in geistlicher Beziehung: Schöne Gaben, Gelehrsamkeit, kirchliche Formen und Ceremonien, fromme Handlungen etc. Alles dies ist gut und schön; aber ohne das Feuer des hl. Geistes ist es todt und ohne Kraft.

#### Wandtafel.



## Petri erfolgreiche Vertheidigung.

### 3. Lektion für Sonntag den 16. April 1876. Apstg. 2, 13—28.

**Grundgedanke.** Die Gottesverheißungen des Alten Bundes erfüllt. **Haupttext.** 1. Petri 1, 10.

(Anmerkung: Diese Lektion folgt unmittelbar auf die vorige, und ist deshalb Ort und Zeit dieselbe. Auch enthält dieselbe keine Wörter, welche an sich selbst einer näheren Erläuterung bedürften.)

**Praktische Erläuterung. I. Für und wider den hl. Geist.** V. 12. 13. Auf die Menge der Pfingstfestpilger, welche durch das gewaltige Brausen des vom Himmel herniederfahrenden hl. Geistes, das ganz deutlich in der heiligen Stadt umher gehört wurde, angezogen und sich in nächster Umgebung des Hauses, wo die Jünger Jesu sich aufhielten, ansammelten, übte das großartige Gotteswunder einen doppelten Einfluß aus. Im Allgemeinen erschraf sie, wurde bestürzt über die merkwürdigen heiligen Vorgänge in dem Hause unter den Gläubigen. Ein Theil derselben wurden erweckt und sprachen unter einander: „Was mag das doch wohl sein?“ und wurden in Folge weiteren Fortschritts heilsverlangend. V. 37. Andere hingegen geben einem kalten, leichtfertigen Sinn Raum, verschloßen ihre Herzen gegen die Eindrücke der heiligen Gottesthat, und suchten dieselben mit der Wahrheit der Sache wegzuschmeißen und wegzuspotten, indem sie die vor ihren Augen sich offenbarenden heiligen Dinge ins Gemeine, in den Staub herab zu ziehen suchten. „Sie sind.“ sprachen sie, „voll süßen Weins,“ das ist: Die an den Sakramenten wahrnehmbaren Erscheinungen sind nur Wirkung der Betrunketheit, der Weingeist und nicht Gottesgeist spreche aus ihnen.

Aus diesen Vorgängen sehen wir, daß mit dieser Fülleausgießung des hl. Geistes Gott den Anfang machte, in den Tagen des Neuen Bundes seinen lieben hl. Geist allen an Jesum gläubigen Menschen ohne Farben- und Standesunterschiede mitzutheilen. Es liegt aber im tiefinnersten Wesen der durch die Sünde verdorbenen Menschennatur, daß wir zu allen Zeiten dem Umstand begegnen, wie einige ihre Herzen den Einflüssen des Geistes Gottes hingeben zu ihrem ewigen Heil, andere hingegen es verschließen und verstopfen, und endlich zu Grunde gehen. Keiner ist dieses besonders da der Fall, wo der

Herr die größten Gnadenwirkungen seines Geistes offenbart. Lieber Christ, Sonntagsschüler, unter welche Klasse willst du dich einreihen lassen?

**II. Petrus vertheidigt die Gabe des hl. Geistes.** V. 14—21. Es ist Gottes Willen gemäß, wenn wir zur rechten Zeit zur Vertheidigung für die angegriffene evangelische Botschaft und ihren erstaunlichen Wirkungen auftreten, und falsche Dinge, Mißdeutungen und schroffe Verleumdungen, welche ihr so oft unterschoben werden, bloßstellen und gebührend abweisen. Es ist unsere einfache Pflicht, jederzeit die reine Gotteswahrheit zu reden. Dieses that denn auch Petrus im Namen seiner Brüder. Bemerkenswerth und ebenso edel als klug, ist die christliche Milde und Gelassenheit, mit welcher er die spottenden und verleumdenden Anschuldigungen behandelt und abfertigt. Die dritte Stunde jüdischer Tageszeit ist der neunten unserer Zeit ähnlich. Diese war die Zeit der ersten Gebetsstunde im Tempel, entsprechend dem Morgenopfer, und vor dieser Zeit war es gegen Gebrauch und Ordnung, etwas zu essen und zu trinken. Dieser Beweis Petri, daß sie durch süßen Wein nicht betrunken sein konnten, zu so früher Zeit am Tage, mußte allen feilen Spott verstummen machen.

Für Petrus handelt es sich zunächst nun darum, darzuthun, daß sie nicht mit Weingeist, durch den so viel unordentliches Wesen in der Welt entfiel, sondern mit dem hl. Geiste erfüllt seien. Im jüdischen Gottesdienst wurde am Pfingstfest die herrliche Stelle in Joel 3, 1—5, gewöhnlich gelesen. Diese Weissagung des Propheten Gottes, welcher im neunten Jahrhundert vor Christo lebte, und Zeitgenosse Josias und Amos war, und im Königreich Juda voraussagte, hatte die zuhörende Menge noch frisch im Gedächtniß; und indem Petrus sie frei aus dem Gedächtniß abermal mit Kraft des hl. Geistes ihr ans

Herz legt, dient sie ihm als ein unumstößlicher Beweis für die an ihnen vor aller Augen stattgefundene wirkliche Ausgießung des hl. Geistes in seiner Fülle. Joels Weissagung, welcher jeder echte Israelit mit heißer Sehnsucht in den „letzten Tagen“ (die Zeit des Neuen Bundes und wirkliche messianische Weltzeit) entgegenharrte, gibt die köstliche Verheißung, daß in demselben der hl. Geist nicht mehr nur wenigen Personen von Gott mitgetheilt, sondern Allen, die da glauben, daß Jesus sei der Christ (Messias), von Gott dem Herrn gegeben, mithin derselbe Gemeingut aller Gläubigen: Älteste, Väter, Mütter, Söhne, Töchter, Knechte und Mägde (: „alles Fleisches“) werden soll. Die Sünde war von jeher der Leute Verderben, ist Ursache allen Elendes und Jammers, auch der Kriege, Völker- und Staatsumwälzungen. Alle diese gingen in reichem Maße an Israel und anderen Völkern in Erfüllung. Welch ein großes Vorrecht, daß diejenigen, welche Gottes Heimsuchungen zu Herzen nehmen, von der Sünde und dem Verderben umkehren, zu Gott um Hilfe rufen, errettet und selig werden! Darum, liebe Seele, eile und entrinne dem Gericht, der Sünde und dem Verderben, und schreie allein zu Gott um Errettung deiner Seele.

**III. Der gekreuzigte Jesus und der Grundfelsen der evangelischen Predigt.** B. 22–24. Die glorreiche Gabe des hl. Geistes nach der Propheten Verheißung war nur eine Folge des zu erscheinenden Messias. Das jüdische Volk wußte aber, ehe derselbe in solch flüßreicher Kraft von Gott mitgetheilt werden würde, müsse der verheißene Messias zuerst unter ihm erscheinen sein. Dieser merkwürdige Zug der Gottesverheißungen, wie er sich vor der versammelten Menge im großartigsten Maßstabe erfüllte an diesem Pfingstfeste, kam dem Apostel Petrus in seiner Rede sehr zu Statten. Mit meisterhafter Entschiedenheit konnte er die Thatsache darlegen, daß der große Prophet von Nazareth, „der Mann von Gott,“ der unter ihnen gelebt, von ihnen gekannt, Thaten, Wunder und Zeichen bei ihnen vollbracht hatte—der längst verheißene Christus sei. Aus vorbedachtem Rath und Vorsehung Gottes wäre er hingegeben worden, und die Ungerechten hätten ihn gekreuzigt und umgebracht. Gott hätte ihn, nachdem sie ihn getödtet, wieder auferweckt von den Todten. Auf diese Weise wurde die Verheißung und Erfüllung des Vaters gegenseitig durchs Wort, Wunder und Geist bestätigt.

**IV. Die Auferstehung Jesu von den Todten, sowie der Gläubigen überhaupt, aus den Psalmen Davids nach Petrus bewiesen.** B. 25–28. David, der etwa 1000 Jahre vor Christus lebte, steht unter seinem Volk gleich groß als König, Dichter und zum Theil auch als Prophet da. Seine Psalmen machten einen großen Theil der religiösen Erbauung des Israeliten aus. Aus ihnen erweist Petrus, daß dieser „Mann nach dem Herzen Gottes“ im Glauben den Messias erkannt, von ganzem Herzen geliebt und sich ihm hingegeben habe. Den Herrn sah er allezeit vor sich; er siehe ihm bei, daß er nicht wankte. Dieses Erkennen seines Herrn verursachte ihm seine größte Freude, welche öfters wie eine unaufhaltsame heiße Gluth der Begeisterung und Wonne alle Hindernisse in seinen Psalmen zu Gottes Ehre hervorbrechen. In seiner heiligen Nähe findet David im Grab keine Schrecken mehr: denn sein Herr und Gott, an den er glaubt, ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Den Weg des Lebens erlernte er nicht von Menschen, sondern vom Herrn, der ihn vom Verderben errettet, aus dem Schlamm herausgezogen und seine Füße

auf einen festen Felsen gestellt. Sein Bewußtsein, daß der Herr ihn erfüllen werde mit Freude vor seinem Angesichte, war ihm als wie eine wirkliche Ewigkeit in sein Herz eingepreßt, und niemals hat er diesen Glauben verloren. Auf diese Weise hat dieser Glaubensheld die wirkliche Auferstehung des Messias, und eben damit seine eigene—zur ewigen Freude und Herrlichkeit bezeugen. Aus diesem erheben wir, daß der Apostel die Schrift versteht, und auch weiß, sie am rechten Ort zur Erhärtung der Pfingstthatsachen anzuwenden.

**Ruhenwendungen.** 1) Wo der hl. Geist ausgegossen wird, da gibt es Muth und Freudigkeit für Christum zu zeugen. 2) Wer mit dem hl. Geist gesalbt ist, kann auch Erzeugen erwarten von seiner Arbeit im Weinberge des Herrn. 3) Wir sollen uns nicht entmuthigen lassen in unserer christlichen Thätigkeit, wenn auch die Leute über uns spotten, denn so war es ja schon zu unseres Heilands und der Apostel Zeiten. Aber Gottlob! Manche glauben auch dem Worte.

**Kleinkinderklasse.** 1) Man erzähle die Geschichte einfach und verständlich. (Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß der Lehrer die Hauptzüge der vorigen Lektion jedesmal wiederholen und die vorliegende an jene anknüpfen sollte.)

2) Man zeige den Schülern, wie der Herr nicht Macht und Güter dieser Erde bedarf zur Ausbreitung seines Reiches, sondern durch geringe Kräfte Großes ausrichtet, wenn dieselben mit seinem Geiste gesalbt sind.

3) Das Reich Gottes, die Gabe des hl. Geistes, die Seligkeit ist eine freie Gabe, welche Gott gern Jedem schenkt, welche aber Niemand verdienen kann und Niemand aufgezwungen wird. Wer sie annimmt, ist glücklich in Zeit und Ewigkeit. Einige nehmen sie an, andere spotten darüber.

**Fragen.** Wer predigte? Wer lehrte ihn? Zu wem predigte er? Was predigte er? Wie wurde es aufgenommen?

**Illustration.** Ein reicher und mächtiger Herrscher, dem das Leiden der Unglücklichen sehr zu Herzen geht, sendet seinen Diener in ein Gefängniß, und läßt den armen Gefangenen Freiheit und Glück anbieten, auf die Bedingung, daß sie ihre Schulden erkennen und die Freiheit als ein Geschenk mit Freuden von ihm annehmen. Etliche der Gefangenen behaupten aber nun, sie seien keine Verbrecher, andere sagen, sie seien gar nicht gefangen, andere lachen über die Knechte und verspotten sie, und nur etliche nehmen die Anerbietung mit Freuden an. Welche waren nun klug und welche thöricht? So geht es gerade auch in geistlichen Dingen.

Baudtafel.



## Die ersten Christen.

### 4. Section für Sonntag den 23. April 1876. App. 2, 37–47.

**Grundgedanke.** Die heilsamen Folgen von der Wirkung des heiligen Geistes. **Haupttext.** Röm. 10, 13.

**Zusammenhang von Weissagung und Erfüllung.**—Die merkwürdige Vertheidigungsrede Petri über die großen Wundererscheinungen am Pfingstfest nimmt durchweg einen sichern, folgerichtigen und schriftmäßigen Gang. Seine klare und sachgemäße Schrifterklärung der messianischen Weissagungen von David und Joel, besonders seine Anwendung derselben auf Jesus Christum, gaben dem zuhörenden Volke den vollständigsten Beweis, daß dieser von ihnen vor nur wenigen

Wochen gekreuzigte „Mann von Gott,“ der so allbekannte Prophet von Nazareth, wirklich der seit Jahrtausenden von ihnen erhoffte Messias sei. Diese von Petrus bewiesene Thatsache wagte einfach Niemand von zu leugnen, noch zu widerlegen. Um so schlagender wirkte nun der weitere Erweis, daß eben dieser Jesus Christum jetzt zur Rechten des Vaters erhöhet, von da her dessen große Verheißung in dem, daß sie nun mit eignen Augen sahen und ihren Ohren hörten, erfüllt ha-



be. Die tausendjährige Weissagung hatte vor ihrem Angesichte mit göttlichen Zeichen und Wundern bestätigt, ihre wesentliche Erfüllung gefeiert.

**Praktische Erläuterung.—I. Die heilsamen Wirkungen der evangelischen Predigt.** B. 37. Wohl niemals zuvor hatte die Rede eines Menschen, die kaum zehn Minuten dauerte, einen überwältigenden Einfluß auf die große Masse des Volks ausgeübt, als die evangelische Pfingstpredigt Petri. Urpöblich wurde den Bessergesinnten klar, daß sie Schuld hatten an dem furchtbaren Justizmord, der vor wenigen Wochen an Jesus Christus verübt worden, und ihre ganze Nation auf immer mit unausslöschlicher Schmach und Schande bedeckt hatte. Daß nun aber Jesus Christus der verheißene und erschienene Messias sei und Petrus dieses hinlänglich erwiesen, machte sie ganz mit sich selbst verwirrt. Die gewaltige Rede ging ihnen mit durchdringender Ueberzeugung durchs Herz, und bastete daselbst. Sie verursachte in ihnen Angst und Schrecken. Die blutverwiesene That der Nation vor ihren Augen, erweckte ihr schlummerndes Gewissen. Angst, Furcht und Schreden vor Gottes Zorn über ihre große Sünde erschütterte sie bis zum Seelengrunde. Hier kommt noch in Rechnung die erleuchtende und erweckende Wirksamkeit des heil. Geistes, welcher sie tief hinab in ihr sündhaftes Herz und Leben schauen läßt, ohne daß sie es selbst ahnten. Auf einmal kommen sie den Aposteln Jesu Christi ehrfürchtig, hilfseuchend entgegen. Die Stimme des Spottes und der Verleumdung schweigt. Jetzt ehren sie die verachteten Galiläer als „Männer.“ Sie schämen sich nicht, sie sogar „Brüder“—ja „liebe Brüder“—zu heißen. Ihr Nothschrei: „Was müssen wir thun!“ ist ein Zeichen ihres durch Wort und Geist erweckten Zustandes.—B. 38. Zum erstenmal tritt Petrus mit den übrigen Aposteln hier auf, echt evangelische Seelsorge an erweckten Seelen zu betreiben. Die messianische Heilsordnung, unselbstliche Seelen durchs Wort vom Kreuz zur wahren Buße und zum Glauben an Christum zu bringen, und vom ewigen Verderben zu erretten, hat er als die Hauptfache vom irdischen Reich Christi völlig erkannt und erfäht, und gibt die entsprechenden Anweisungen an die Heilsbegierigen. Zwei Dinge fordert er von ihnen, welche sie zu erfüllen verpflichtet sind, ehe sie Vergabung erwarten durften. 1) „Thut Buße.“ Eine gründliche durchgreifende Erkenntnis ihrer großen Sündhaftigkeit und Schuld gegen den heiligen Gottes; Erkenntnis, daß das Gesetz Gottes für sie keine Barmherzigkeit, sondern nur Tod und Verdammnis hat,—wahre herzliche Reue über alle ihre Sünden,—ein entschiedenes, ernstliches Verlangen von denselben frei und erlöst zu werden durch göttliche Hilfe, welche durchströmt sein muß von echt evangelischem Glauben an Jesum Christum, als den von Gott gesandten Erlöser—sind Hauptstücke dieser geforderten Buße. Sie schließen eine vollständige Sinnes- und Herzensänderung in sich, welche das ganze Leben und Streben des Sünders auf den Weg des Lebens lenkt, und weiter fortführt bis zur ewigen Seligkeit.—2) „Und lasse sich ein Jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi, zur Vergebung der Sünden!“ Die Taufe auf den Namen Jesu Christi bezeichnet somit den tatsächlichen Abgang von allen jüdischen Gottesdienstwesen und einem sündhaften Leben, und war Zeichen des Uebertritts zu dem gekreuzigten Christum als wirklichen Messias. Durch die christliche Taufe geben sie ihrem Glauben an Jesum Christum Ausdruck, und verpflichten sich hinfür in wahrer Gottseligkeit sich ihm zu einem heiligen Leben zu weihen, zu leben und zu sterben.—

Es ist merkwürdig, daß nun gerade darin zum Theil die Herrlichkeit der „letzten Tage“ Joel's besteht, daß nicht allein den Aposteln und andern männlichen Jünger des Herrn, der hl. Geist verheißt und geschenkt ist worden. Derselbe ist für Alle, die da glauben, zugänglich gemacht, und Gegenstand einer unerläßlichen Nothwendigkeit geworden. Das Evangelium Jesu Christi kennt überhaupt gar keinen Menschen als einen wahren gläubigen Christen an, welcher nicht die Gabe des heiligen Geistes empfangen hat. Er allein ist das Siegel der Gotteskindschaft. Die evangelische Buße und die Taufe bilden gleichsam nur Vorbedingungen, ihn zu empfangen. B. 39—41. Nicht nur ihnen und ihren Kindern war diese größte aller Verheißungen gegeben, sondern „Allen die ferne sind, so viel ihrer der Herr unser Gott herzu rufen wird.“ Mit diesen Worten stellt Petrus der gesammten Heidenwelt das Heil in Christo in beste Aussicht. Es ist wahr, die tausendjährigen

Schranken zwischen Judenthum und Heidenthum hat der Herr selber durchbrochen: „Auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Der Erfolg dieser ersten evangelischen Pfingstpredigt entsprach der angestaunten Thatfache von der Mittheilung des hl. Geistes in Fülle, auf alle Gläubigen, und dem großen Sprachenwunder, durch welches dieselben in den Weltsprachen und Dialekten zusammen von vielen tausenden Zuhörern die Weltverföhrung durch Christum priesen. Die 3000, welche dem Worte glaubten und sich taufen ließen, und zur Gemeinde hinzu gethan wurden, sind die Erftlingsgaben von der großen Seelenerte dieser Welt, welche die neutestamentliche Reichsgemeine Christi Gott und dem Vater dargebracht wurden.

**II. Der gottselige und reichsegnete Stand der christlichen Urgemeine.**—B. 42—47. Die Folgen, welche durch die Mittheilung des heil. Geistes unter den gläubig gewordenen Zuhörern wahrzunehmen sind, sind ebenso außerordentlich und einzig dastehend in der alten Welt, als wie die Gabe des heil. Geistes selbst. Nicht nur ein Umschwung in den religiösen Anschauungen dieser 3000, sondern ein Umschwung in ihrem Leben und Streben ist wahrzunehmen. Eine Reform an Herz und leben, Gesinnung und Wirken, Thun und Lassen ist an diesen neugeborenen Kindlein des Reiches Gottes sichtbar, welche einfach im Großen und Ganzen bis zu der Zeit unvergleichlich dastehen.—1) Wir sehen, sie sondern sich von ihrer früheren Lebensweise, ihren Gesellschaften und Verwandten ganz ab, und schließen sich mit seelenvoller Freude dem verachteten gläubigen Häuflein Christi an.—2) Ihre Hauptbeschäftigung ist im Hören und Beleben der Apostellehre, welche sie immer gern hören. Ein beständiges Hungern nach der Gerechtigkeit Christi, und doch auch sich sättigen auf den Auen des Evangeliums läßt sie die innere Seligkeit finden, welche allein in Jesu zu finden ist.—3) Diejenigen, welche zu Jerusalem blieben, lebten zusammen in echt christlicher Gemeinschaft, in beständiger Liebe und Frieden, besuchten täglich den Tempel, brachen das Brod hin und her in den Häusern, und verharteten einmüthig im Gebet.—4) Die Reichen verkauften von ihrer Habe, und theilten sie den Armen mit, und stellten sich damit im Leben und Genuß auf gleichen Fuß mit ihnen. 5) Eine gewisse religiöse Furcht über diesen Vorgängen verbreitet sich über Jerusalem, die sehr segensreich für das Wachstum der Gemeinde war.—6) Gottes Gnade war mit ihnen und bei dem ganzen Volk thätig. Täglich bekehrten sich Leute zu Gott, und wurden der Gemeinde zugehan. Dieses neutestamentliche Gefilde stand in Wahrheit lieblich und blühend.

### Wandtafel.



**Kleinkinderklasse.** 1) Erzähle die Geschichte. Schildere die große Versammlung, die Freude der Jünger, die Predigt Petri, die vielen bußfertigen Seelen, den herrlichen Erfolg.

2) Weise besonders hin auf B. 39, und zwar a) daß diese große Seligkeit für alle Menschen bestimmt ist, und b), daß der Kinder da in einem besonderen Sinne gedacht ist.

3) Um ein Christ zu werden, ist es nothwendig Buße zu thun und getauft zu werden; um ein Christ zu sein und zu bleiben, ist es nothwendig, im Gebet, in liebender Gemeinschaft, in Wohlthätigkeit und Gottesdienst zu leben, wie wir hier bei den ersten Christen sehen.

**Fragen.** Was sagten die Leute zu den Aposteln? Welche Anweisung gab ihnen Petrus? Was ist Buße? Wie viel wurden gläubig? Wie lebten dieselben nachher?

**Illustration.** Buße. Chromatius, ein Heide, sandte zu



einem geschickten christlichen Arzt, um von einer schlimmen Krankheit geheilt zu werden. Dieser verlangte dann, daß der Heide zuerst alle Götzen zerstöre. Nachdem er dieses versprochen, behandelte ihn der Arzt, aber alle Mittel und Gebete schienen nicht zu helfen. Da sagte der Christ zu dem Heiden: „Es ist noch irgendwo ein Götze, welcher zerstört werden muß,

wenn du gesund werden willst.“ Da gestand der Heide, daß er noch einen Götzen von getriebenem Golde und großem Werthe habe, welchen er gerne verschonen möchte. Aber er genas nicht eher von seiner Krankheit, bis auch dieser Götze zerstört war. Die Anwendung wird der Lehrer selbst zu machen verstehen.

## Die Heilung des lahmen Mannes.

5. Section für Sonntag den 30. April 1876. App. 3, 1–11.

Grundgedanke. Der Name Jesu unsere Hülfe und Stärke. Haupttext. App. 3, 16.

**Zusammenhang der Geschichte.** Bisher hatte die noch junge christliche Urgemeinde das große Vorrecht genossen, von ihren Feinden unbefellig zu bleiben. Durch das stete und reichliche Bohnen der Gnade Gottes unter ihnen einerseits, und dann das gläubige Entgegennehmen derselben, verbunden mit fleißiger Uebung in der Gottseligkeit ihrerseits—konnten die noch zarten Glaubenspflanzen erstarken und wachsen. Dieses sich frühzeitige Einwurzeln in Jesu Christo kam der ganzen Gemeinde sehr zu Statten; denn während sie auf diesem Wege nach Innen zunahm, gewann sie nach Außen an Zahl und Umfang. Allein so blieb es nicht immer. Es ist ein Gesetz der göttlichen Vorsehung so wie innerer Nothwendigkeit, daß diejenigen, welche durch Christum selig werden wollen, durch Leiden eingehen zur Herrlichkeit. 2. Tim. 3, 12.; Röm. 8, 35. Was nun die Zeit anbelangt, in welcher der lahme Mann geheilt wurde, wie bald nach dem Pfingstfest die Heilung sich ereignet haben mag, hat der Evangelist Lucas gar nichts Genaueres angegeben. Immerhin dürfte aber doch zwischen ihr und dem Pfingstfest einige Zeit verstrichen sein.

**Praktische Erläuterung.—I. Der hülflose Zustand des lahmen Mannes.** B. 1. Petrus und Johannes und die Betstunde im Tempel.—Einige Zeit nach dem Pfingstfest gingen Petrus und Johannes von der Stadt hinaus in den Tempel, um zu beten. Die neunte Stunde, zu welcher sie dies thaten, kommt 3 Uhr Nachmittags unserer Zeit gleich, und war gerade die Zeit der dritten Tagesbetstunde im Tempel. Schon David Ps. 55, 18. und Daniel 6, 19. beteten dreimal des Tages auf den Knien. Zur Zeit der Apostel waren die drei Gebetsstunden schon zur allgemeinen Sitte geworden, nemlich Morgens um 9 Uhr, Mittags um 12 Uhr und Nachmittags um 3 Uhr. Die Morgen- und Abendbetstunden fanden Statt im mittleren Tempelvorhof, eben zur Zeit als im dritten (oder innersten) Tempelvorhof auf dem Brandopferaltar das Morgen- und Abendopfer dargebracht wurden. Obwohl der Ort als wie die Zeit der alttestamentlichen Anbetung waren den Jüngern heilig, welche ja täglich den Tempel besuchten. Welcher kräftige Fingerzeig für dich, lieber Leser, welcher dich ans Beten mahnt im Verborgenen, in der und für die S. Schule, in der Betstunde und allenthalb. Wißt du darinnen so fleißig wie diese es waren?—B. 2. Der lahme Mann und das schöne Tempelthor. Schon Jesus erinnert seine Jünger unter besondern Umständen daran, daß sie jederzeit Arme und Hülfbedürftige bei und um sich hätten. Matth. 26, 11. Und Jerusalem hatte zu jener Zeit so wenig, als wie heute, Mangel an denselben. Die Armen und Unglücklichen suchten sich öfters an geeignete Oerter der öffentlichen Volksplätze zu machen, um von den an ihnen vorbeiströmenden Reuten Almosen zur Erhaltung ihres traurigen Lebens zu betteln. Wie aus unserer Section zu ersehen, war besonders der Tempel, d. h. seine Eingangsthore, solche Stätten, an welchen sich viele derselben aufhielten, um Unterstützung von den frommen Tempelbesuchern zu erlangen. Etwas ungenau berichtet Lucas mit der Bezeichnung „der schönen Thür des Tempels.“ B. 2 und 10. Das eigentliche Thor der von Josephus angegebenen neuen Tempelhore, welche mit Gold und Silber ornamentirt und beschlagen waren, und vor welchen die Heilung des Lahmen stattgefunden. Ein Thür mit solchem Namen gab es unter den Tempelthoren gar nicht. Man nimmt deshalb mit ziemlicher Sicherheit an, Lucas habe mit dem „schönen Thor des Tempels“ das prachtvolle, an der Ostseite der eigentlichen Tempelfront und dem Kidron zugekehrte Nikanorthor gemeint. Dieses bildete den Haupteingang, war aus dem kostbaren korinthischen Erz mit bewunderungswürdiger Reliefarbeit zube-

reitet und geschmückt. Beim Eingang in den Gebetsvorhof erblickten Petrus und Johannes einen armen lahmen Mann, welcher Almosen bettelte. Dieser Lahme war nicht etwa durch Unglück oder Lastersünden so elend geworden, sondern war lahm und krüppelhaft von Mutterleibe an. Täglich brachten ihn (wohl Freunde) Leute zu dieser Stelle, um durch Almosen sein trauriges Dasein zu fristen. Hoffnungslos seinem leiblichen Elend und dem guten Willen der Tempelbesucher preisgegeben, finden ihn die beiden Apostel des Herrn. Ohne daß er es wußte noch ahnte, fing sein Lebensmorgen nach Leib und Seele an, ihm entgegen zu dämmern. Dieser Lahme gibt uns ein getreues Bild a) von dem gänzlich geistlichen Unvermögen des Menschen in seinem Naturzustande;—b) wie ihn Gott mit großer Barmherzigkeit und Geduld trägt—und c) sucht, jeden mit unaufhörlicher Liebe zu den Füßen des Heilandes und göttlichen Arztes aller Menschen, zu bringen, um Heilung zu empfangen.

**II. Die nahende Hülfe.**—B. 3–5. Es nimmt oft lange Jahre beim Menschen, bis ihn Gottes gnädige Führung im Elend und Jammer so weit bringt, daß er mit dem Psalmen 46, 1; 50, 15, beten kann: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben.“ Ueber 40 Jahre war dieser Lahme schon alt, Apstl. 4, 22, und obwohl er auch diese Worte kennen mochte, schien ihm nach allem menschlichen Urtheil seine körperliche Lage und die damit verbundenen Nachtheile im Leben, eine hoffnungslose bleiben zu wollen. Ergeben fügt er sich—ein Exempel menschlichen Elendes und Jammers—in sein Schicksal. Nur derjenige, welcher zur Rechten des Vaters erhöht worden, kannte seine in verborgener Stille geweinten Thränen und schmelzende Seufzer. Da naht sich ihm, zur Zeit des Abendopfers im Tempel, ganz unerwartet und ahnungslos die göttliche Hülfe. Wie Petrus und Johannes ansehend an ihm vorüber in den Tempel eilen wollen, spricht er sie um eine milde Geldgabe an. Vor dem verkörperten Elende der Menschen in diesem Krüppel stehen die beiden still. Still und fest, mit aller um Jesu Willen erbarmenden Liebe bläuen sie ihn an—bliden tief hinein in sein jammerreiches Leben. Dann fordern sie ihn auf: „Blide uns an!“ Diese Aufforderung sollte ihn zur Sammlung seines Gemüths veranlassen, und Hoffnung und Vertrauen zu den Aposteln erwecken. Er that es aufrichtig, und mit offener Zuersticht erwartete er eine Geldgabe von ihnen. Aufrichtigkeit, Gehorsam und Vertrauen im Menschen, sind in Gottes Augen groß angesehen, 1 Kön. 9, 4; 1 Chr. 30, 17; Spr. 2, 7, und niemals werden sie von ihm unbefehlt bleiben. Armes, hülfesuchendes Herz, so schaue allein auf Jesum!

**III. Die vollkommene Genesung.**—B. 6–8. Männer des Goldes und Silbers waren Petrus und Johannes so wenig, wie ihr hoher Meister es war, der nicht hatte, wo er sein Haupt nieder legen konnte. Und doch waren sie Männer, welche Viele reicher machten, als vergänglich Gold oder Silber machen kann, 2. Cor. 4, 10. Dem Lahmen nimmt nun aber Petrus auf einmal alle Hoffnung, Geld von ihnen zu empfangen; aber leer will er ihn doch nicht ausgehen lassen. Je weniger Petrus und Johannes nun aber von Gold und Silber besitzen, destomehr besitzen sie jene merkwürdige Kraft, welche der Name Jesu Christi in sich birgt. Es ist dieses die große Lebenskraft aus Jesu Christo, vermöge Petrus das mächtige Wort des Befehls zur völligen Genesung des Lahmen spricht. „Im Namen Jesu von Nazareth, stehe auf und wandle!“ gibt dem harrenden, und gläubig zu den Aposteln aufschauenden Lahmen nicht nur neue Hoffnung auf eine gute Gabe, sondern einen ganzen kranken Körper, mit geraden



und kräftigen Gliedern, und mit diesem ein geheiltes, von Sünden gereinigtes Herz sammt dem Frieden Gottes in Christo Jesu. Mit dem außerordentlichen Kraftwort im Namen Jesu verband Petrus zugleich seine dem Lahmen dargebotene hilfreiche Hand, welche ihn helfend aufrichtete. In eben demselben Augenblick durchdrang ihn von den Füßen bis zum Haupte als wie blitzartig durchzuckend, die heilende Kraft des Namens Jesu: seine Glieder wurden urplötzlich gerade, natürlich gestärkt und befestigt. Mit elastischer Kraft springt er, geheilt dem Leibe und der Seele nach, auf seine Füße, lief, sprang und lobte Gott vor allem Volke.

**III. Einzelne Folgen dieser Wunderthat des Apostels.** B. 9—11.—1) Der Geheilte ging nicht zuerst heim, sondern in den Tempel und gab Gott die Ehre.—2) Er scheute und fürchtete sich nicht, sich zu den Aposteln zu halten, und Jesum zu bekennen in dessen Namen er durch die Apostel geheilet worden.—3) Er hielt sich zu den Aposteln als ein Gläubiger. Als sie in die Halle Salomonis kamen und sahen das große Wunder, erweckte es Staunen und Aufregung unter ihnen, und wurden entsetzt, erschrafen.—4) Alle kannten ihn, als den 40jährigen Lahmen, welcher Almosen bettelte vor der schönen Thüre.—5) Durch diese Wunderthat wurde der Name Jesu mächtig verherrlicht.

**Kleinkinderklasse.** 1) Die Geschichte dieser Lektion ist Lehrgang und Illustration zugleich. Man erzähle dieselbe den Schülern auf eine anschauliche Weise.

2) Der Lahme ein Bild des von Natur hilflosen Sünders. Er erwartet von den Aposteln irdische Gaben—sie geben ihm im Namen Gottes göttliche Gaben. Menschen geben nicht nach Erwarten, Gott gibt über Erwarten. Schon mancher reiche Pharisäer hatte ihm Almosen gereicht, aber mehr konnten sie ihm nicht geben. Der Lahme nimmt die Gaben dankbar an, freut sich derselben und lobt Gott dafür.

**Fragen.** Wen trafen die Apostel beim Tempel? Warum war er dort? Was erwartete er von ihnen? Warum gaben sie

ihm kein Geld? Was gaben sie ihm? Was that der Lahme darauf? Was lernen wir aus dieser Geschichte?

**Illustration.** Ein Stadtmissionar wurde einst von einem nach Leib und Seele verkommenen Trunkenbolde um eine Geldgabe angesprochen. Der Missionar antwortete dem Bittsteller, daß er Geld nicht bei sich habe, er wolle ihm aber eine bessere Gabe mittheilen. Er gab ihm hierauf ein Neues Testament. Etwas getäuscht und unwillig betrachtete der arme Mensch das Buch; aber er nahm es doch an und ging heim, weil er wegen Mangels an Geld im Wirthshause nichts zu trinken bekam. Zu Hause angekommen plagte ihn die Begierde nach dem berausenden Gift, sowie die Langweile, und deshalb griff er nach dem Testament und las darin. Gott segnete das heilige Wort an ihm; er las endlich mit Begierde, wurde von seinem Sündenelende überzeugt und ward zu Gott bekehrt. Jetzt fing er ein neues Leben an, und wurde nach Leib und Seele ein anderer Mensch, der seine Familie liebevoll ernährte. Illustriert dies nicht trefflich die Geschichte jenes Lahmen?

**Wandtafel.**



## Bur Beherzigung.

Von H. Matt.

**I**s kann dem in der Sonntagschule theilhaftigen Arbeiter nur Freude verursachen, wenn er die Hiesfortschritte betrachtet, welche die S. Schulsache gemacht hat in den lektverfloßenen Jahren, und besonders das Interesse für dieses Werk in unserer eigenen Kirche. Die gegenwärtige Verbreitung der S. Schularbeit hat den Kindern eine Stellung in und zur Kirche gegeben, die sie vorher nicht hatten, und hat das Bibelstudium zu einem Grad erhoben, der wirklich erfreulich ist.

Trotz all diesem ist noch eine Lücke da, die gefüllt werden muß; eine Lücke, die durch die Internationale Reihenfolge der Lektionen, und der Art und Weise wie sie gelehrt werden, nicht gefüllt werden kann, und vielleicht gerade hierin ist es, wo man möglicherweise auf Bedenlichkeiten stoßen mag, bezüglich dieser Lektionen. Sie sind gut, soweit sie reichen, aber sie decken nicht das ganze Feld, noch erreichen sie den vollen Zweck, den wir, in der S. Schularbeit, im Augenmerk haben müssen.

Diese Lektionen befördern das Studium der Bibel in hohem Grade, aber nicht das kirchliche Leben im engeren Sinn. Sie sind undenominationell, d. h. sie geben den weitesten Sinn der Schrift; sie befördern und befriedigen den Forschergeist, aber nicht—oder doch nur ganz indirekt und oberflächlich den engeren, innigen, kirchlichen Verband.

Intoleranz ist dem christlichen Freiheitsinn zuwider, aber Gleichgültigkeit für unsere kirchliche Familie ist fast noch gefährlicher. Sektengeist ist ein Extrem, aber Gleichgültigkeit zur Kirche im engeren Sinn das andere.

Hier ist die Lücke, welche ausgefüllt werden muß, aber durch

diese gewählten, allen Benennungen passenden Lektionen nicht ausgefüllt werden kann. Man faselt viel von religiöser Engherzigkeit u. s. f., und läuft dabei Gefahr so weithätzig zu werden, daß aller inniger Verband bedroht wird.

Der wöchentliche catechetische Unterricht würde diese Lücke genau füllen, aber diesem Unterricht stehen Hindernisse im Wege, die fast unüberwindlich sind, besonders wenn man Local- und Zeitverhältnisse in Betracht nimmt. Erstens nimmt die Tagsschule zuviel Zeit in Anspruch; Kinder wollen und sollen einen Feiertag haben jede Woche, so daß man diesen Unterricht entweder Samstags, oder gar nicht halten muß. Zweitens kann man an manchen Plätzen, besonders im Lande, die Kinder gar nicht zusammen bringen an Wochentagen, und drittens ist Samstag nicht der geeignete Tag für Prediger, diesen Unterricht vorzunehmen, aus verschiedenen Gründen. Aus diesen obigen Ursachen läßt sich leicht schließen, warum der catechetische Unterricht nicht die Pflege hat, die ihm gebührt; und so geschieht es, daß das enge, innige, kirchliche Gefühl und Anhänglichkeit zur Kirche vernachlässigt wird in höherem oder niederem Grad. Wie kann nun diese Lücke ausgefüllt werden? Meine Ansicht ist diese: Man bringe den catechetischen Unterricht in Verbindung mit der Sonntagschule. Ein Katechismus mit besonderer Rücksicht auf die Sonntagschule verfaßt, und dann überall und allgemein eingeführt. Derselbe sollte in 26 oder 52 Abschnitten alle die Heilwahrheiten der Schrift nach unserer biblisch-kirchlichen Ansicht enthalten, und sobald die Schüler einen gewissen Grad der allgemeinen Bibelwissenschaft erreicht haben, sollten sie der Katechismusklasse einverleibt wer-

den, um in der Religionslehre nach unserer kirchlichen Verfassungsweise Unterricht zu erhalten; dadurch wird dann der wahre Zweck der Sonntagsschule, nemlich die Bekehrung der Jungen, sowohl als der Aufbau der Kirche, erreicht. Noch mehr, dadurch wird auch der katechetische Unterricht, der bis jetzt noch zu viel vernachlässigt wird, allgemein zur Geltung kommen und in allen Gemeinden eingeführt werden. So könnten dann die Kinder in leichtverständlichen Fragen und Antworten die Hauptbegriffe der kirchlichen Theologie erhalten.

Erfahrung hat mich gelehrt, daß die Normalklassen, die unter den Englischen solchen Aufschwung erhalten, im Ganzen

weiter nichts sind als unser guter, alter deutscher Katechismusunterricht, und der nicht einmal eingehend.

Eine weitere und mehr eingehende Besprechung dieses Gegenstandes, im Geiste brüderlicher Mittheilnahme, wäre gewiß wünschenswerth. Was sagt uns r Redacteur dazu?

Gerade dieses hat die Committee über die S. Schulsache bei der neulichen Sitzung der Gen. Conferenz angerathen. Dieser Gegenstand ist gewiß beherzigenswerth. Allgemeine Schrift-erklärung und der systematische Unterricht in der Lehre der Kirche sind immerhin zwei Dinge, die für uns zu lehren gleich nothwendig sind. Dieses sollten besonders Prediger beherzigen. Anm. d. Red.

## Jüdisches Volksleben zur Zeit Jesu.

Von B. Pic.

### II. Galiläa.

(Fortsetzung.)

Wie sehr der römische Schriftsteller Cicero im fernen Rom diese „Ritter“ auch lobte, sie die Stütze des Staates und Stütze der Republik nannte, die Rabbinen im fernen Palästina hatten keinen Grund in dieses Lob mit einzustimmen, vielmehr galten ihnen die Zöllner soviel als Sünder, Heiden, Mörder und Straßenräuber.

Aus der Reihe solcher Leute—verachteter Galiläer, ungebildeter Fischer, ausgestoßener Zöllner—wählte der Heiland seine Apostel! Welch scharfer Gegensatz zu der pharisäischen Erwartung vom Messias und seinem Reich! Welch gewaltige Lehre, daß „nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle berufen sind, sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er zu Schanden mache, was stark ist,“ eine Lehre, die uns jenes Wort bestätigt, daß es nicht durch Macht und Stärke, sondern durch seinen Geist dies war. Dieses Räthsel werden selbst die nicht erklären können, die Alles auf natürliche Ursachen zurückführen wollen, und wenn sie auch der Erhabenheit der Lehre Christi jenen großen Erfolg, den das Christenthum in der Welt hatte, zuschreiben, so muß doch auf der andern Seite auch das betont werden, daß keine Religion mehr gehaßt war als gerade das Christenthum, daß keine Zeit dem Evangelio so ungünstig war, als gerade damals, als es seinen Einzug hielt in die Welt, so daß Alles zusammengekommen es bestimmt darauf hinweist, daß nur die Macht des heiligen Geistes die Gründung des Reiches Christi möglich machen konnte.

Ein solcher Zollbeamter war also Matthäus-Levi, als die Stimme der Heilandes in sein Herz drang: „Folge mir nach!“ War das kein Wunder, daß der Heilige zu einem solchen Menschen sprach! Matthäus hörte und folgte, und die geschäftige Straße, die in ihm früher den Feind der Reisenden sah, sah ihn jetzt als den Freund der Sünder, der sie hinweg auf sein Reich, „der mit Sündern und Zöllnern aß,“ und den auch Herr dazu berufen hatte sein Wort zu predigen, als er sprach:

„Ich sende euch, geht hin, ihr meine Zwölfe,  
 Erobert mir die Welt,  
 Ich sende euch wie Schafe unter Wölfe,  
 Wehrlos zieht ihr ins Feld.  
 Doch wandelt muthig eure Bahnen,  
 Ihr ziehet mit geweihten Fahnen,  
 Steht wider euch des Satans ganzes Reich,  
 Ich sende euch!“

20

Wir kommen nun auf das Straßenwesen. Schon zu Moses Zeiten gab es Straßen (4. Mos. 20, 17, 19.; 21, 22.). Soweit die Römer ihr Reich ausbreiteten, sorgten sie auch für gute Straßen, denn das lag in ihrem Interesse. Es bestand eine strenge Polizeiordnung, die darauf sah, daß Alles, was den Verkehr hindern konnte, entfernt wurde. Es gab öffentliche und private Wege; erstere wurden besonders im Frühjahr ausgebessert, ehe die Festgenossen sich nach Jerusalem begaben. Auf den verschiedenen Straßen, die so zu sagen in Jerusalem aus- und einmündeten, konnte man die Reisenden sehen; zuerst waren es nur Wenige, allmählig schwoh die Zahl an, so bald die Zeit für Handel und Verkehr da war. Man reiste entweder zu Fuß, auf Eseln oder auch in Wagen (Apg. 8, 28.). Daß in damaliger Zeit das Reisen nichts weniger als bequem war, ist leicht zu denken. Im Allgemeinen reiste man in Gesellschaften, wovon die Festzüge, die nach Jerusalem gingen, uns den Beweis liefern; sonst aber versah sich Jeder mit einem Zelt, Lebensmitteln und allem für die Reise nothwendigen Dingen. Anders jedoch verhielt es sich mit dem Hausirer, der überall als Freund begrüßt wurde, wo er hinkam, denn er war so zu sagen die Neuigkeitsspost und das Modejournal. Briefe besorgte man entweder durch besondere Boten, oder durch Reisende.

Unter solchen Umständen hatte das Gebot „Gastfrei zu sein vergessest nicht,“ eine ganz besondere Meinung, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir lesen, daß in Jerusalem Niemand sein Haus als sein eigen betrachtete. Auf verlassenen Straßen, wo die Dörfer weit von einander entfernt waren, oder auch außerhalb der Stadt, waren eingerichtete Khans, oder Herbergen für Fremde. Wie der moderne Khan, war dieser Platz offen und viereckig gebaut, mit einem großen Hofraum in der Mitte für Last- oder Zugthiere, während die Gallerien rings umher offene Zimmer enthielten. Natürlich waren diese Zimmer nicht möblirt, und wurde auch nichts dafür bezahlt. Zur selben Zeit war auch ein Wirth da, gewöhnlich ein Ausländer—der für Geld alles gab, was nothwendig war, wovon uns ja der „barmherzige Samariter“ (Luc. 10, 34.) ein Beispiel gibt. Solche Plätze werden schon zu Moses Zeiten erwähnt (1. Mos. 42, 27.; 43, 21.). Jeremias nennt sie „der Platz der Fremden“ (Jer. 41, 17.), oder wie Luther übersetzt „Herberge.“ Daß Ausländer diese Häuser inne hatten, darauf weisen schon die fremden Namen, die theils lateinisch, theils griechisch waren. Selbstverständlich dienten solche Häuser auch als Vergnügungsorte, wo die Zechbrüder ihre Drangen feierten.



Im geschäftreichen Galiläa jedoch bedurfte es solcher Wirthshäuser nicht, und zum Vergnügen war keine Zeit da. Eine fruchtbarere oder schönere Gegend konnte man sich kaum denken. Die Berge waren von Del- und Weinpflanzungen bedeckt und in den Thälern rauchten die Saattgäfel. Es gab mehr Del als Wein. In dieser Provinz gibt es für den christlichen Reisenden gar manche Ruhepunkte. Da ist Nazareth, das heutige en-Nasirah, wo Jesus seine Kindheit verbrachte; nördlich am Ufer des Sees lag Capernaum, und nicht weit davon, gegen Norden, Chorazin und Bethsaida (Ort des Fischfanges), wo Petrus und Andreas geboren waren. Capernaum war die Zollstation, wo Matthäus saß (Matth. 9, 9.). Südlich davon lag Magdala, die Geburtsstadt der Maria Magdalena (Marc. 15, 40.; 16, 1.; Luc. 8, 2.; Joh. 20, 1.), eine Stadt, die im Talmud als die Stadt der Färber bekannt ist, deren Einwohner aber auch wegen ihrer Ausschweifung berüchtigt waren. Tiberias ist im Neuen Testamente nur zufällig erklärt (Joh. 6, 1. 23.; 21, 1.). Damals war es eine bedeutende aber größtentheils heidnische Stadt, deren herrliche Bauten einen großen Abstand bildeten von den übrigen der Provinz. Am südlichen Ende des Sees lag Tarichäa, bekannt durch die große Schlacht, die hier geschlagen wurde. Da war Cana in Galiläa, die Geburtsstadt Nathanaels (Joh. 21, 2.), wo Jesus sein erstes Wunder verrichtete (2, 1—11.), und lag ungefähr drei Stunden nord-nord-östlich von Nazareth. Endlich noch Nain, bekannt genug aus der evangelischen Geschichte, nicht weit von dem alten Endor.

In Galiläa lehrte und wirkte der Herr Jesus; hier kam er mit den vielen Ausländern zusammen, hier fand er auch ein

empfindliches Herz. Wie sehr die Pharisäer auf die verachteten Galiläer herabsehen, so sieht doch so viel fest, daß sie mehr Herzensfrömmigkeit besaßen als die Pharisäer mit ihren theologischen Spitzfindigkeiten. Ihre Sprache war nicht die reine und bestwogen wurden sie immer als Zielscheibe des Spottes gebraucht, der damals schon so verbreitet war, daß die Knechte im hohenpriesterlichen Palaste geradezu dem Petrus sagen konnten, „wahrlich, du bist auch einer von denen, denn deine Sprache verräth dich.“ (Matth. 26, 73.) Bei aller Schönheit und Eigenthümlichkeit, die Galiläa dem Wanderer darbietet, des Christen Auge weilt gern an den Ufern seines Sees. Hier wanderten Jesu Füße, hier lebte und wirkte er, hier betete er für uns Sünder, hier wandelte er auf dem Meer und beruhigte seine Wellen, als die Jünger schrien: Herr, hilf, sonst versinken wir—und er ihnen zurief:

„Knechtlaube, was jagt ihr doch?“  
 Sieh da, vom Sturm umwallt,  
 Ersteht im Schiffein still und hoch  
 Die herrliche Gestalt,  
 Reckt in die Wetternähte,  
 Reckt in das Sturmgebrüll  
 Die königliche Rechte—  
 Und Wind und Meer wird still.

Hier war es, wo er nach seiner Auferstehung mit seinen Jüngern seine lieblichen Gespräche führte, und dessen Worte, die er dort gesprochen, an uns mit besonderer Bedeutung und Anwendung herantreten, wenn wir auf das unruhige Gewühl um uns her schauen: „Was geht das dich an? folge du mir nach.“ (Joh. 21, 22.)

## Der Same des Worts.

In einem neulich hier in Cleveland gehaltenen Vortrag erzählte die Schriftauslegerin Miss Smiley einen Traum, in welchem sehr viel Lehre für Sonntagsschul-Lehrer enthalten ist, und wir denselben deshalb zu Nutz und Frommen unserer Leser hier mittheilen.

„Ich unterrichtete einst in einer Sonntagsschule eine Bibel-Klasse,“ sagte die Rednerin, „welche aus einer Anzahl Mädchen bestand. Trotz meiner ernstlichen Bemühungen, ihnen die Wahrheit des göttlichen Worts einzuprägen, hatte ich doch sehr über Gleichgültigkeit und Unaufmerksamkeit bei den Schülerinnen zu klagen. Dieses machte mich so müthlos, daß ich mir keinen Rath mehr wußte und schon mit dem Gedanken umging die Klasse aufzugeben. Da hatte ich in einer Nacht den folgenden Traum: Mir träumte ich stünde vor meiner Klasse mit beiden Händen voll köstlichen Samens, und war im Begriff den Schülerinnen diesen Samen mitzutheilen. Ich sagte ihnen auf sehr ernste Weise, sie sollten jetzt ihre beiden Hände behutsam öffnen, damit sie den köstlichen Samen aufnehmen könnten, und ja nichts davon verloren ginge. Trotzdem mußte ich aber wahrnehmen, daß einige sich gar keine Mühe gaben ihre Hände zu öffnen, andere hielten eine Hand gleichgültig hin, nur ein einziges Mädchen kam meiner Aufforderung nach, und streckte begierig beide Hände nach dem Samen aus.“

Was mag wohl die Ursache von dieser Gleichgültigkeit sein? fragte ich mich traurig, und auf einmal kam mir der Gedanke: Wissen denn keine Schüler auch, was der Same ist, und welchen Werth derselbe hat?

Darauf nahm ich noch einmal meine Hände voll des Samens und redete etwa auf folgende Weise zu meiner Klasse: Liebe

Schülerinnen! Ich habe hier meine Hände voll Samen, welchen ich euch mittheilen will. Dieser Same hier wird ein großer stattlicher Baum, welcher die herrlichste Frucht trägt, wenn ihr ihn pflanzt und sorgfältig pflegt. Dieser Same hingegen wird sich zu einer prächtigen, wohlriechenden Blume entfalten, wenn ihm die entsprechende Pflege und Sorgfalt zu Theil wird. Dieser dort aber bringt ein edles, werthvolles Heilkraut zum Vorschein, welches Wunden heilt und Schmerzen stillt, wenn es richtig angewendet wird. Nach dieser Erklärung fing ich noch einmal an den Samen auszutheilen, und nun griffen Alle mit beiden Händen hastig nach demselben.

Dieses gab mir eine Lehre, woraus ich merkte, was mir bei meinem Klassenunterricht fehlte. Ich verlangte von den Kindern, daß sie mir das, was ich ihnen vorhielt, abnehmen sollten, ohne daß sie recht wußten, was sein Inhalt und seine Folgen waren. Seitdem gab ich mir alle mögliche Mühe ihnen Alles recht klar und deutlich zu machen, damit sie immer wußten, was ich ihnen bot, und dann hatte ich nicht mehr über unaufmerksame und gleichgültige Schüler zu klagen.“

Ist es nicht im Allgemeinen zu viel der Fall, daß Sonntagsschullehrer von ihren Klassen verlangen, ihnen das, was sie ihnen bieten, mit Heißhunger abzunehmen, ohne daß sie manchmal sogar selbst wissen, was es eigentlich nach allen Seiten hin ist, geschweige denn die Kinder. Dann klagt man immer über unaufmerksame Schüler. Sehet zu, daß ihr selbst wißt, was ihr habt, ehe ihr in die Schule geht, und dann reicht das Gute euren Schülern auf eine solche Weise, daß sie es leicht erreichen können; und muthet ihnen nicht zu, noch manns hoch danach zu springen, denn das werden wohl schwerlich Alle thun.

# S i n t e r s t ü b c h e n .

Der Schluß der Abhandlung über „Montenegro“ mußte wegen Mangel an Raum bis auf das nächste Heft verschoben werden. \*

Die „Praktische Erläuterung“ in der Bearbeitung der Sonntagschullectionen wurde im ersten Quartal dieses Jahres von Rev. R. Matt bearbeitet; die im zweiten Quartal von Rev. M. Stamm. \*

Das beste Zeichen von Erfolg ist—Erfolg. Das Magazin hat auch bis jetzt schon in diesem Jahre einen schönen Zuwachs erhalten, und es kommen noch immer neue Unterscriber ein. Ist das nicht auch Erfolg? \*

Sehr erfreulich ist es zu vernehmen, daß die Beamten der Ausstellung in Philadelphia alle Anstrengungen machen, so viel als möglich allen Verkauf von berauschenden Getränken fern zu halten. In diesem Bestreben sollten sie von allen Christen durch Fürbitte und öffentliche Anerkennung möglichst unterstützt werden. \*

Ein Zweikampf in der Tiefe des Meeres. Daß sich manche Menschen auf trockenem Boden prügeln, ist wohl allbekannt. Aber daß man sich sogar unter dem Wasser gegenfeitig zu verhaßen sucht, ist gewiß etwas Neues, obwohl der gute alte Ben Affa einmal das geflügelte Wort gesprochen: „Es ist Alles schon dagewesen.“ Doch zu unserer Geschichte zurück. Vor einigen Jahren war der berühmte Taucher Deane mit seiner Mannschaft beschäftigt, das Wrack des gesunknen Ropal George vor Spithead zu heben. Zwei der Leute, die tief unten im Wasser arbeiteten, geriethen dabei in Streit und prügeln sich auf dem Meeresboden weidlich durch. Dem Einen wurde in der Hitze des Gefechts ein Fenster seines Tauchershelms eingeschlagen, so daß der unglückliche Kämpfe halbertrunken an die Oberfläche gezogen wurde, während sein siegreicher Gegner das grausige, unterirdische Schlachtfeld behauptete. \*

Die große Mauer in China wurde gebaut, um das Land vor den Einfällen der wilden Tartaren zu schützen. Sie besteht beinahe ganz aus Erde, Lehm und anderen thonartigen Massen. Dieser Kern ist mit einer festen Decke aus Ziegeln und Steinen bekleidet. Die Höhe des Mauerstreifs beträgt von achtzehn bis zu zwanzig Fuß, während seine Länge ungefähr 1500 Meilen beträgt. Auch durch den nördlichen, gebirgigen Theil Chinas geht diese Mauer, und zuweilen erstreckt sie sich über Berge von 5000 Fuß Höhe. Einst war sie ein mächtiges Bollwerk gegen alle fremden Eindringlinge. Inzwischen gelang es doch im Jahre 1618 den Manchoo Tartaren den Wall zu überschreiten und sich der Herrschaft des Landes zu bemächtigen. Seit jener Zeit sind die Kaiser Chinas alle nur Abkömmlinge aus diesem Stamme gewesen. Obgleich dieser Wall schon vor wenigstens 2060 Jahren errichtet wurde, so steht er doch beinahe noch ganz unversehrt da und gehört zu den merkwürdigsten Denkmälern des Alterthums. Die Mauer ist in Zwischenräumen von je 140 Fuß mit festen Thürmen versehen; ihre Dike beträgt an der Basis fünfundzwanzig, an oberen Rande fünfzehn Fuß. \*

Aufruf! Fünfzig Kalender von 1875 zur Belohnung demjenigen, der sichere Beweise liefern kann, daß er den Mann noch gekannt hat, welcher es allen Leuten recht machen konnte. Unser M. Gemüthlich möchte gern unter vier Augen ein ernstes Wort mit ihm reden. Jener Mann soll schon vor der Zeit, ohne einen einzigen Erben, spurlos verschollen sein. Schade! Der Magazinredakteur könnte ihn bisweilen gut gebrauchen. Da schreibt z. B. ein Leser, daß ihm die Erklärungen der S. S. Sectionen im Magazin ausgezeichnet gefallen und allgemein gut aufgenommen wurden. Mit der nächsten Post kommt ein Brief, in welchem der Schreiber sich wundert, warum dieselben überhaupt darin sind, und meint, sie sollten durchaus durch anderen Lesestoff ersetzt werden. Dann kommt ein Brief, in welchem ein sehr geschätzter Bruder seine hohe Befriedigung über das Hinterstübchen ausdrückt, und meint, ein harmloser Scherz oder gesunder Witz mache die Sache gerade anziehend

und lehrreich. Kaum ist das gelesen, dann schüttelt Jemand bedenklich den Kopf und meint, in dem Hinterstübchen ging es doch fast zu munter her.—Vielleicht kommt auf die Witz an. Also, wer will die Kalender verdienen? \*

Geschichtliches. Eine erlogene Zeitungsnachricht nennt man eine „Zeitungssente.“ Warum so? Weil man zur Zeit des ersten Napoleons in einer großen Brüsseler Zeitung einst unverschämte log. Ein dortiger Journalist, Egidio Robert Cornelissen, veröffentlichte damals folgende Neuigkeit: „Wie groß die Gefräßigkeit der Enten ist, lehrt ein Experiment, das man mit ihnen anstellte. Man nahm aus zwanzig derselben eine, zerhackte sie sammt Federn und Knochen und gab die Stücke den übrigen neunzehn zu fressen. So fuhr man fort, eine nach der anderen zu schlachten und ihren Schwestern vorzusetzen, bis nur noch eine einzige vorhanden war, genährt mit dem Fleische und Blute ihrer Genossinnen.“ Diese fabelhafte Geschichte verbreitete sich über ganz Europa und kam später als angelegliche Neuigkeit aus Amerika zurück. So ist jene große Fressente die Urahnin sämtlicher Zeitungssenten, wie C. v. Wurzbach in seinem Buche über „historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten“ behauptet. \*

„Wissen Sie, wer dem Störche am ähnlichsten sieht?“—fragte ein Herr, der mit starkergerötheter Nase hinter dem Wein- glase saß, sein Gegenüber.

„Nein!“—sagte der Gefragte.

„Da merken Sie es sich: Die Störchin!“—

„Wissen Sie aber auch?“ fragte nun der Gefragte, „was der Unterschied ist zwischen einer Krupp'schen Gußstahlanone und Ihrer rothen Nase?“—

„Nein!“

„Nun, so merken Sie, die rothe Nase kommt vom Trinken und die Krupp'sche Kanone von Essen!“—

Ein Zug aus dem Leben des deutschen Kaisers. Einen zum Vortrage befohlenen, vom dienstthuenden Kammerherrn angemeldeten höheren Beamten empfing der Kaiser vor Kurzem, indem er am Fenster stand, und, ohne sich umzudrehen, weiter hinausjah. „Sie müssen mich heute schon entschuldigen, lieber L.“, sagte der Kaiser, „daß ich Sie in dieser Art und Weise empfangen, es geht aber nicht anders, ich darf mich im Augenblick nicht umdrehen. Bitte, treten Sie einmal näher, sehen Sie, dort drüben am Fenster steht ein alter Mann, der hebt eben einen kleinen Knaben, wahrscheinlich seinen Enkel, in die Höhe, damit derselbe nicht sehen kann. Und da wäre es doch wohl unrecht gehandelt, wenn ich nicht stehen bliebe, bis der Kleine sich seinen Kaiser ganz genau angesehen hat.“

Die entwendeten Kartoffelsäcke. In meiner Nähe liegt ein schönes Rittergut, Prastelitz genannt, und der Besitzer ist ringsum hochgeachtet, denn er ist ein milder Herr, der den Armen viel Gutes thut und darin auch nicht ermüdet, selbst wenn ihm einmal übel vergolten wird.

So war es erst letzten October. Er hatte, um seine Kartoffeln aus den zahlreichen segensreichen Aedern zu nehmen, viele Tagelöhner angenommen, welche neben seinem Gesinde zur Arbeit gingen.

Nach der Ernte merkte der Herr alsbald, daß ihm, obwohl alle seine Weinwandsäcke mit dem Rittergutsnamen gezeichnet waren, eine beträchtliche Menge derselben fehlte. Er ließ nachforschen, aber Niemand wußte Etwas über deren Verbleib zu sagen. Sie waren und blieben eben verschwunden, und der leutselige reiche Herr wußte eben nichts Besseres zu thun, als die Aeheln zu zuden und die Sache bald zu vergessen.

Da stirbt in den ersten regnerischen Wochen des Novembers Jemand aus dem Dorfe, und wie es so Sitte ist, gehen die Frauen ebenfalls im langen Zuge mit zum Grableib. Gerade als man den Friedhofshügel hinaufschreitet, fällt ein heftiger Regenguß ein, und die sparsamen Frauen ziehen, um ihre Oberkleider nicht zu verderben, dieselben heraus, ja schlagen dieselben über den Kopf. Und da sieht denn die Welt die vermischten Säcke, denn die Frauen haben sich Unterröcke daraus gemacht, und wohl zwanzig Mal liest das Auge des erstaunten nachfol-



genden Beschauers mit großen schwarzen Buchstaben geschrieben: „Rittergut Prassels.“

Eine pennsylvanische Schulprüfung aus dem vorigen Jahrhundert.

Prediger. Weiz, hân mer denn im Kriischethum a Gebodde?

Meil. Tübischur, mer hân.

Pr. Recht Weiz, wie viel hân mer denn?

Meil. In fâkt, sell weez ich nimme.

Pr. Jimmi, weest du's? (Jimmi schweigt.)

Pr. Zoel, du weest's; ich weez, daß du's weest.

Zoel brummt: Nee.

Lehrer. Ketti, du bist e schmärt Mädel. Du weest's besser als die Buwe, sat du's.

Ketti (weinerlich). Mei Mäm weez sell a net.

Jimmi (laut und fröhlich). Nau weez ich's. Mer hân gweisse.

L. Falsch! Retschel, was hot der Jimmi im Kopp, daß er juchst gweisse satt?

Retschel. Ich denk die vier Evangeliste.

L. Es is doch zum Jammere, daß ehr's vergesse het; mer hân zehe Gebodde, zehe, juchst so viel as mer Finger hân, nau behalt's.

L. Lisbeth, sat des erschte Gebodd! (Lisbeth sagt gar nichts.)

L. Pit, sat du's!

Pit. Ich weez net.

L. Tschet, kannst du mer's sate?

Tschet. Ich kann's net recht schelle.

L. Hânle, du? (Hânle kann's, und rappelt in einem Athemzug her.)

L. Gut, die Klee Krott weez es; ihr sott euch aret schämme.

L. Dän, wer hott die Gebodde gemacht? (Dän weiß nicht.) Ketti ruft: König Bharao.

L. Du bist juchst dabei, Moses hott er g'heesse. O Kinner, sell is schrecklich lang her, kee Mensch weez wie lang. Awer was hawwisch eich emol g'satt, was soll mer net abete?

Einige. Kee Gehe.

L. Recht so, kee Gehe. Awer Rutwen, du do, sat, was is'n Gehe?

Rutwen. Ich weez net ganz gewiß, ich denk alwer, es sin halt Gehe.

L. Recht, alwer du Deborah, sat du's noch e wennig besser. (Deborah schweigt.)

L. Ob, kannst du's net sate?

Ob. Nee.

L. Henry, ich denk du hoscht's behalte; holsige Ding—Ding—Dinger.

Henry. Holsige Dinger, die mer abetet.

L. Bete mer Kriichte denn a holsige Dinger a?

Alle. Nee, nee!

L. Wer betet se a?

Keiner Junge. Die Zudde.

L. Du bist misteten, was bete die Zudde a?

Keiner Junge. Die Kälble.

L. Juchst net grad die Kälble, alwer das goldig Kalb! Tam, nau sat du, wie heesse die Leit, die holsige un strenige Dinger abete.

Tam (brummt). Ich kann's net sate.

L. Kenne die Gehe schwäge; wer kammer sell sate?

Alle. Nee.

L. Warum schwäge se net, Lisbeth, warum schwäge se net? (Lisbeth schweigt.)

L. Tschet, ich denk du weest's.

Tschet. Ich denk, se hân kee Maul.

L. Ferstreet, se hân kee Maul. Nau satt's All uf emol.

Alle. Se hân kee Maul.

L. Falsch, ehr mist sate: Gehe kenne net schwäge, se hân kee Maul. Alle rufen, daß die Fenster klirren: Gehe kenne net schwäge, se hân kee Maul.

L. Ferstreet, nau satt, wie heesse die Kerls, die Gehe abete? (Alle schweigen.)

L. Hei—Hei—Hei— — Des du?

Des. Heilige.

L. Du bist misteten, Des; wer betet die Heilige a?

Einige. Die Radbollische.

L. Ferstreet, nau satt, wie heesse die Kerls, die Gehe abete. Seesse se net Heib—Seib—

Alle. Heide.

L. Very well; nau satt, far wenn is sell erscht Gebodd gemacht?

Schüler. Far die Heide.

L. Wenn's far die Heide gemacht is, geht's uns dann a ebbes a?

Meil. Ich denk net.

L. Recht so, warum geht's die Kriichte nig a?

Tam. Weil's far die Heide gemacht is.

L. Well, alwer is des Alles?

Lisbeth. Nee.

L. Was denkt er noch, warum des erscht Gebodd de Kriichte nig ageht?

Schüler. Weil mer kee holsige Dinger abete.

L. Juchst so, Kinner, sell erscht Gebodd is nig far uns, un so wolle mer nau weiter geh, un uns net widerumit trubbele.

G. Berstecher.

Für den New Yorker deutschen „Centennial-Sängerband“, der aus tüchtigen deutschen Sangesbrüdern besteht und sich mit mehreren Gesängen an der Jubelfeier in Philadelphia theilnehmend wird, hat auf Verlangen Bahard ein Festgedicht geliefert, das in der deutschen Uebersetzung des deutsch-amerikanischen Meisters der Uebersetzungskunst, C. Th. Eben, so lautet:

Das Lied von 1876.

1.

Wied' zu Jubel und mächt'gem Klange,

Geist der Freiheit, erwecke All!

Lauscht, ihr Ufer, des Meeres Sänge!

Ström' und Berge stimmt an den Schall!

Der gold'ne Tag ist da

Verstumme fern und nah

Nun Zweifel und Bosheit immerda!

Der Sieg ist erfochten,

Der Kranz ist geflohten

Dem Lande, des Alter nun hundert Jahr!

2.

Stürme drohten Columbia's Nachen,

Bis des Sieges Hafen er fand.

Primath des Fremdling's, Hort des Schwachen,

Stätte der Freiheit—du hieltest Stand!

An deiner Mutterbrust

Ruh'n Europa's Waisen mit Lust;

Es tönt der Jubel der Völker klar!

Wir schwören aufs Neue

Dir Liebe und Treue,

Du Fürstin, die herrscht nun hundert Jahr!

3.

Nord und Süd, wir stehen wie Brüder!

Ost und West, längst vermählt schon!

Der Mutter gilt unser Gruß heut' wieder,

Jeder von uns ist ihr treuer Sohn!

Wir weih'n dir Herz und Hand,

O glorreich Heimathland,

In Tribsal geprüft, in Noth und Gefahr!

Zu Land und zu Meere

Beiwahr' deine Ehre,

So rein wie vor Alters, noch tausend Jahr!

Obiges Festlied soll in passender Composition beim Jubiläum in Philadelphia vom New Yorker deutschen Centennial-Sängerbund vorgetragen werden.

R ä t h e l.

Von Frankreich bin ich hergekommen

Und ward in Deutschland aufgenommen,

Das Zeichen, das ich unterwegs verlor,

Vermißt wohl kaum das feinste Ohr;

Nun kannst du um und um mich dreh'n,

Du wirst mich unverändert seh'n.

Betrachte mich nur recht genau,

Vielleicht bin ich gar deine Frau,

Und, ohne Kopf, du kluger Rother,

Bin ich am Ende gar dein Vater!

Aurora, III.

Chas. Keel.

Auflösung der Charade im Märzheft:

Fingerhut.







Ma i.

# Das Evangelische Magazin.

Band 8.

Mai 1876.

Nr. 5.

## M a i.

(Zum Titelbild.)



Maienluft  
Wällt empor,  
In die Luft.  
Durch den Wald  
Klingt und schallt,  
Munt'rer Säng' Chor.

Aus des Landmanns froher Brust  
Tönet laute Frühlingsluft.  
Jede Knospe, wenn sie springt,  
Jeder Vogel, wenn er singt,  
Kuckuckruf und Hähereschrei,  
Hirtensflöten und Schalmei,  
Wenn es tönt den Wald entlang—  
Alles rufet: Gott sei Dank!  
Winter ist vorbei.

Maienthau,  
Auf der Au

Strahlend unser Auge grüßt,  
Wenn der Sonne Morgenstrahl,  
Spiegelklar im Blüthenthal,  
Jedes Tröpflein küßt.  
Sonne dann ihr Goldnetz webt,  
Und aus tausend Grüften hebt  
Sie die Kinder der Natur,  
Duftend auf die grüne Flur.  
Hell in ihrem Strahlenmeer,  
Dankbar jede Welle glänzt,  
Wenn mit Lilien weiß und hehr,  
Sie des Baches Ufer frängt;  
Winde grüßen lind und lau,  
Wenn sie aus des Aethers Blau,  
Ringsum frohen Auges blickt,  
Baum und Strauch zur Blüthe ruft,  
Und mit Blumenkränzen, schmückt  
Selbst die Todtengruft.

Maienregen,  
Lauter Segen

Strömst du uns entgegen.  
In der Erde feuchtem Schooß,  
Zwischen Blumen, Gras und Moos,  
Munteres Bewegen!

Wenn der Wolken warme Tropfen,  
An der Schläfer Wohnung klopfen,  
Deffnen Käser ihre Zellen,  
Tausend lustige Vibellen  
Flattern auf der grünen Wiese,  
Wechseln neckend frohe Grüße  
Mit den Vetter'n Schmetterlingen,  
Bienen summen, Kinder singen,  
Spielen fröhliches Versiecken,  
Lämmer hüpfen, Schäflein blöken  
Auf der Weide,  
Alles athmet Freude.

Frühlingswonne!  
Heimathwärts  
Fühlt mein Herz,  
Fröhlich ganz,  
In dem Glanz

Einer höher'n Sonne.  
Mich umbülhet hold und süß  
Hier ein Hoffnungsparadies,  
Denn ich fühl' in sel'gen Nähen  
Edens Lüfte mich umwehen;  
Und des Glaubens kühne Blicken  
Schau'n voll Wonne und Entzücken  
Eines ew'gen Frühlings Pracht,  
Ohne Winter, ohne Nacht,  
Wo kein düst'rer Trauerschatten  
Welkt die grünen Blüthenmatten,  
Dort ist ew'ge Sabbathfeier,  
Dorten schaut man ohne Schleier,  
Angesicht zu Angesicht,  
Den, den ew'ger Frühling schmückt,  
Dessen Anblick uns entzündet,  
Dessen Hand uns selig führt,  
Dessen Liebe, dessen Gnade  
Seelen abelt, steile Pfade  
Ueber Höhen macht gerade,  
Und mit Himmelsglanz uns zielt.  
Ihm, dem mächtigen Befreier,  
Gelte uns're Frühlingsfeier!  
Immer neuer  
Lobgesang nur ihm gebührt. (W. Horn.)





## Unser Jubiläum.

Von Prof. A. Hülfster.

**I**m Leben der Völker, wie der Einzelnen, gibt es Zeiten, wo es sich besonders geziemt, freudig gestimmt zu sein, um solcher freudigen Stimmung einen angemessenen Ausdruck zu geben. Im Volke Israel war es vor allem das fünfzigjährige Jubeljahr, welches selbst die Armen und Elenden mit Wonne erfüllte; große nationale Feiertage gab es jedes Jahr. Wir besitzen einen solchen Feiertag in dem jährlich wiederkehrenden vierten Juli, als dem nationalen Geburtstage. Was aber der vierte Juli im Kleinen ist, das ist für uns das Jahr 1876 im Großen—es ist unser hundertjähriges Jubeljahr. Ein ganzes Jahrhundert ist nun verfloßen, seitdem unsere Väter jene ewig denkwürdige Unabhängigkeitserklärung abgaben, seitdem sie jene Schlachten schlugen, von welchen an sich die Freiheit und beispiellose Entwicklung unseres Landes datirt. Ein Jahrhundert ist eine volle runde Zahl. Dies Jahr ist also ein geeigneter Zeitpunkt, nicht nur jene Epoche der Geburtswehen unserer Nation an unserem Gedächtniß vorüberzuführen, sondern auch die gewaltigen Fortschritte zu beschreiben, die stattgefunden haben auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens. Die Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit kann nicht anders als die gehobenste Freudenstimmung zur Folge haben. Auch ist dafür gesorgt, daß diese Freudenstimmung einen großartigen nationalen Ausdruck erhalte. Noch etliche Tage, und die merkwürdige Ausstellungsfest zu Philadelphia wird eröffnet sein. Wie in einem Triumphzuge wird man da aufgeführt sehen, die Errungenschaften des Jahrhunderts, die Erzeugnisse der Natur und der Kunst als glänzender Beweis von dem hohen Kulturzustand der Gegenwart. Auch die Siege, auf dem Gebiete des Geistes, der Wissenschaft, der Bildung, werden da zur Schau gestellt werden.

Allein die Feier zu Philadelphia kann doch nicht alle Bestrebungen der Jubelfreude umfassen. Allenfalls im Lande werden Denksteine gesetzt, als leuchtende Grenzsteine der Zeiten. Die Kirchen hallen von Jubelhymnen wieder zum Preise der wunderbaren Segnungen und Pflege des Weltenlenkers. Von den Rangeln werden ausposaunt die Großthaten Gottes. Die Presse gleichfalls ist in vielfacher Bewegung begriffen, dem Volke das Dunkel und den Glanz der Gegenwart im Lichte der Vergangenheit zu zeigen. Kein Wunder also, daß auch unser patriotisches Magazin das Seine beitragen möchte, zur Auf-  
führung des mächtigen Triumphbogens, den unser Volk in diesem Jahre von einem Ende des Landes bis zum anderen zu errichten beschlossen hat.

### Erstes Capitel.

#### Der Ackerbau.

Mit dem Ackerbau war es vor hundert Jahren schlecht bestellt. Die alten Colonisten hätten, selbst wenn sie vorher in Europa gute Bauern gewesen wären, denselben nicht gleich zur hohen Blüthe bringen können. Denn dazu gehört vor Allem gutes fruchtbares Land; dieses hatten sie aber vorerst noch nicht im Uebermaße. Wer die Wandkarte zur Hand nimmt, wird sehen, daß noch zur Revolutionszeit die Ansiedelungen sich der atlantischen Küste entlang erstreckten, und zwar die entlegensten nicht sehr weit von derselben entfernt. Die Umstände nöthigten sie, auf verhältnißmäßig kleinen Landstrichen beschränkt zu bleiben. Verstreut waren sie ja doch noch zu viel,

und deshalb in vielen Gegenden ständig in Gefahr, von den wilden Horden des Waldes überfallen zu werden; hätten sie sich über ein noch größeres Territorium ausgebreitet, so würden die Indianer sie wohl zum Theil vollständig aufgerieben haben. Dazu waren die meisten arm und konnten nicht lange nach fetten, mit Bäumen dicht überwachsenen Niederungen sich umsehen, um dort nach Klärung und Aufbrechung des Bodens tüchtige Ernten zu erzielen. Was ihnen Noth that, war das tägliche Brod, und dies in möglichster Wäld zu beschaffen, mußte ihr erstes Bestreben sein. Daher suchten sie sich denn auch Land aus, in welches sie sofort ohne viel vorherige Zubereitung ihren Samen streuen konnten. Also nicht das fette Land der Niederungen bebauten sie zuerst, sondern das magere Land der Hügel und Anhöhen, wo es nicht viel Bäume und sonstige Hindernisse hinweg zu räumen gab. Auf solchem Lande konnten sie aber nicht viel mehr ziehen, als sie brauchten; und erst nach und nach konnten sie mit größerer Kraft bessere Landstriche in Angriff nehmen, mächtige Wäldungen fällen und in fruchttragende Felder umwandeln.

Ferner erlaubte die Art und Weise, wie sie ihre Acker bestellten mußten, keinen rechten Fortschritt. Anstatt der Pferde waren langsam dahinkriechende Ochsen gebräuchlich, und diese waren nicht die großen stattlichen Thiere unserer Tage, sondern kleine verkommene Geschöpfe; lange nicht so schwer, wie die heutigen, mußten sie sich doch mit der schlechtesten Pflege und dem erbärmlichsten Futter begnügen. Sodann verstand man auch wenig vom Ackerbau; es fehlten die einfachsten Kenntnisse, die man heute für unumgänglich nothwendig ansehen würde. Zwar schon 1747 ließ ein Eliot, von Connecticut, eine Schrift erscheinen über den Ackerbau, und zwischen den Jahren 1784 und 1792 wurden zur Förderung desselben vier Vereine gegründet in Südcarolina, New York, Pennsylvanien und Massachusetts. Selbst Präsident Washington hielt es um diese Zeit für seine Pflicht, zur Gründung solcher Vereine aufzumuntern, da er wohl sah, daß ein kräftiges Emporblühen der Agricultur zur geblühenden Entwicklung dieses Landes durchaus erforderlich sei. Allein, so viel auch geschrieben, gesprochen und berathen wurde, es blieb doch sehr lange größtentheils beim Alten. Einestheils waren solche Bestrebungen mehr nur unter den „Gebildeten“ zu Haus, und gelangten nicht allgemein unter das ackerbauende Volk. Sehr viele der damaligen Bauern konnten nicht lesen, und wurden daher auch von den Verbesserungsbüchern solcher Schriftsteller nicht berührt. Und Conventionen anzuwohnen, und sich die Argumente selbst anzuhören, dazu hatten sie nicht Zeit. Gab es jedoch Einige in der Nachbarschaft, welche mit den vorgerückten Ideen der „Gelehrten“ bekannt waren und dieselben praktisch zu verwerten trachteten, so wurden sie als überspannt verschrien und als Neuerungs-süchtige ausgelacht. Man wollte sich keineswegs gestehen, daß man bisher soweit neben dem rechten Wege gewesen sei. Im Gegentheil, der Vater hatte es ja so gemacht, und daher mußte es auch so recht sein. Gewisse Dinge durfte man nur vornehmen im abnehmenden Mond, gewisse Saaten nur säen im zunehmenden Licht, und diese überkommenen Traditionen beobachtete man aufs genaueste; wer dieselben angriff, über den wurde erbarmungslos der Stab gebrochen.

Lange dauerte es, bis diese Zähigkeit, mit welcher man am Altgebrachten festhielt, durchbrochen war. Mit zunehmender

der Bildung schwand jedoch der Aberglaube. Die Ackerbauvereine arbeiteten nicht vergebens. Die Zeitungen mehrten sich, und so wurden die Errungenschaften Einzelner zum Gemeingut Aller gemacht. Heute weiß fast jeder Bauer Bescheid über alle Fragen der Agricultur. Wenn er auch keine speciellen Studien gemacht hat, so hat er sich doch aus seiner Zeitung oder Zeitungen einen nicht unbeträchtlichen Theil Kenntnisse gesammelt. Er ist nicht mehr bange, die alten Schranken zu übertreten, sondern schlägt gerne neue Bahnen ein, wenn ihm dies erspriesslich erscheint.

Nichts hat aber so sehr den Ackerbau zu seiner heutigen Blüthe emporgetrieben, als die verbesserten neuen Ackerbaugeräthe. Der Landmann, welcher sich heute auf seine Maschinen setzt und gemächlich seine Saaten säet und erntet, kann sich — so er anders noch jung ist — gar keine Vorstellung davon machen, mit welchem armseligen Handwerkszeug man sich früher abquälten mußte. Hinter seinem prächtigen Pfluge geht er leichten Fußes dahin und hat kaum einmal nöthig, dessen blanke Stirn zu säubern. Er denkt wohl kaum daran, daß die alten Revolutionäre noch mit *h ö l z e r n e n* Pflügen auf ihren Aedern herumwühlen mußten, wobei die Furchen jedenfalls den kunstlosen Operationen der „vorsichtigen Erdbarbeiter“ sehr ähnlich sahen. Mit einem solchen *h ö l z e r n e n* Pfluge war General Putnam an der Arbeit, als die Neuigkeit von dem Treffen bei Lexington ihn erreichte. Wenn wir bedenken, wie oft er ihn hat reinigen müssen, und welche „Grundabenteuer“ er bei Begegnissen mit Stumpen und Steinen wird zu bestehen gehabt haben, so können wir uns eine ziemlich genaue Vorstellung machen von seiner Generalsuniform, die er bei der Schlacht von Bunkers Hill trug, denn er griff zu den Waffen, ohne seine Kleider zu wechseln.

Erst im Jahre 1797 brachte Herr Newbold von New Jersey einen Pflug von Gußeisen zu Stande, welcher aber immer noch gegenüber dem Pflug von heute sehr im Schatten stehen würde.

Mit seinem herrlichen Pfluge von heute kann der Farmer nicht nur viel mehr fertig bringen mit der halben Kraftanstrengung, sondern er kann auch sein Land weit besser bestellen, und daher auch bedeutend reichere Ernten erzielen. Viele Millionen Dollars sind aus dieser einzigen Quelle allein zusammengefloßen.

Von unseren heutigen Säe-, Mäh- und Dreschmaschinen wußte man damals natürlich gar nichts. Jeder säete mit der Hand, schnitt mit der Sichel und brosch mit dem Flegel. Das waren noch die Tage kleiner Thaten auf dem Gebiete der Landwirtschaft. Nur geringe Fruchtfelder durfte man sich getrauen zu bestellen, denn das Abschneiden geht mit der Sichel gemächlich, und der Weizen wäre einem also sonst unter der Hand verdorben. Doch auch sein Schönes hatte das damalige Leben. Welch' prächtiger Zeitvertreib durch den langen Winter hindurch war doch das klappernde Auf- und Niederschwingen der Flegel, um der Mehre die goldenen Bruchkörner abzulocken, die in derselben sich verborgen hielten! Freilich diese „romantische Flegelzeit“ ist unwiederbringlich dahin; dafür geht aber jetzt Alles mit Dampfesgeschwindigkeit. Jedoch, wo bleibt die Gemüthlichkeit? Jetzt geht alles „brunter und drüber“; man hat kaum Zeit, den Schweiß von der Stirne zu wischen, hätte fast gesagt, kaum Zeit Athem zu holen. Damals hingegen konnte man sich bei der Arbeit traulich etwas erzählen. Wie manche Debatte wird sich ruhig abgewickelt, wie manches Argument wird man kaltblütig losgeschlagen haben, während man die Sichel führte, den Flegel gravitativ schwang. Al-

lein, wenn es an den Brotsack und an den Geldsack geht, dann ist Eile doch mehr werth als Weile, und wir können uns deshalb zu der Erfindungskunst unserer Mitbürger gratuliren. Wenn ein Farmer auch nur 20 Acker Weizen oder Hafer mit der Sichel abschneiden sollte, könnte ihm die Säfte verderben; wie froh wird er erst sein, wenn er 50, oder 100, oder mehr Acker hat, daß er täglich 10 bis 15 Acker abmachen kann. Tausendstimmigen Dank also dem tapferen Hussey von Baltimore, daß er schon 1833 einen „Reaper“ erfand, dessen Grundzüge, obwohl in sehr vervollkommener Gestalt, selbst McCormick noch beibehalten konnte.

Und welcher Wald wäre groß genug, Flegel in hinreichender Anzahl zu liefern, um die vielen Millionen Buschel Weizen, Gerste und Hafer auszuklopfen, die jährlich eingeheimst werden!

Wir ziehen verhältnißmäßig wohl mehr Kornfrüchte als irgend eine Nation der Welt. Es ist daher nicht von ungefähr, daß auch unsere Ackerbaugeräthe die besten sind. „Wie der Tag ist, so soll deine Kraft sein.“ bewahrt sich auch hier; unsere beßfallsigen Bedürfnisse waren und sind die größten, und deshalb müssen auch hierlandes die besprochenen Maschinen die vollkommensten sein. Und sie sind es. An verschiedenen namhaften Weltausstellungen haben sie die Palme davon getragen. In Paris (1867) brosch die amerikanische Dreschmaschine (Bittis) in einer Stunde beinahe noch einmal so viel als die beste englische, und dreimal so viel als die beste französische. Das entlockte selbst den Parisern einen förmlichen Enthusiasmus für amerikanischen Erfindungsgeist. Zur Entwicklung der Landwirtschaft sind diese und andere Maschinen, sowie die unvergleichlich guten Ackergeräte überhaupt, von der größten Bedeutung. Ohne dieselben könnten lange keine so großen, noch auch so ergiebige Ernten erzielt werden, und bei der jetzigen Bevölkerungsdichtigkeit würde es, wenn auch nicht hier, so doch in der alten Welt, häufig nicht ohne Hungersnoth abgehen. Im Jahre 1869 betrug die Ausfuhr an Weizen allein 260 Millionen Buschel. Man denke nur, wie viele Menschen in Europa damit gesättigt werden mußten, und welcher großen Reingewinn an Geld und Geldeswerth, das unserm Lande eintrug. Die Ausfuhr an Hafer in 1867 betrug über 278 Mill. B. und an Kartoffeln 106 Mill. B. Nichts wird jedoch in solcher Menge gezogen wie Mais (Welschcorn), indem schon in 1855 die Ernte bei 1000 Mill. Buschel betrug, mit einem Werthe von 400 Mill. Doll. Auch davon ist die Ausfuhr oft bedeutend, erreicht jedoch nicht die der angeführten Getreidearten. Hätte das Alles ohne Hülfe von Maschinen nach der alten Manier gethan werden müssen, so hätte es einfach nicht gethan werden können; zur Ausfuhr nach anderen Ländern wäre sicherlich nichts übrig geblieben. Diese Ausfuhr ist aber von der allergrößten Wichtigkeit für den materiellen Aufschwung des Landes. Bei der stets zunehmenden Bevölkerungsmenge der alten Welt, brängt sich den europäischen Staatsmännern zu immer ernsterer Beantwortung die Frage auf: wo nehmen wir Brod her, Alle zu speisen? So dicht ist z. B. schon die Bevölkerung von England, daß bei gleicher Dichtigkeit die Ver. Staaten bereits 1250 Mill. Einwohner zählen würden, also nur ein Geringes weniger als die ganze gegenwärtige Bevölkerungszahl der Erde. Wie selbstverständlich, daß unsere Ausfuhr an allerlei Getreidearten jährlich größer werden muß, um den ständig wachsenden Bedürfnissen der alten Welt zu genügen. Vor einem längeren Stillstand in der Entwicklung materieller Wohlfahrt braucht man also nicht bange zu sein. Unsere Farmer dürfen lustig draußlos



bauern mit dem erhebenden Bewußtsein, daß sie nicht nur selbst zu immer höherem Wohlstand sich emporarbeiten werden, sondern daß sie auch einer der wichtigsten Faktoren sind in der Prosperität des Volks überhaupt.

Freilich werden sie dabei keine Neuerungen, die sich als wirkliche Verbesserungen herausstellen, unbeachtet lassen dürfen. Bei dem Ackerbaugeräthe versteht sich das von selbst. An die Erfindungen auf diesem Gebiete haben sie durch Erfahrung so großen Glauben gewonnen, daß sie der Kundgebung jeglichen Fortschritts mittelst neuausgesonnener Verbesserungen begierig entgegenjubeln. Sie wissen, daß die Ersparniß von Arbeitskraft einen Reingewinn für sie abwirft. Groß auch ist der Fortschritt, der in der Viehzucht und in der Bestellung des Acker gemacht worden ist. Säge man die Pferde und das Vieh vor 100 Jahren neben dem von heute stehend, man würde staunen und wundern, und schwerlich glauben können, daß bessere Züchtung und Behandlung die Mittel der großen Veränderung waren. Nebst der durch die Maschinen von selbst sich verstehenden besseren Zubereitung des Acker ist man auch in echter Erkenntniß der Landwirthschaft bedeutend vorangeschritten. Den Grundsatz von Ruhe und Arbeit hat man auch auf den Acker auszudehnen verstanden und das Princip der Abwechselung, zufolge welchem verschiedene Getreidearten sich nach einander jährlich oder zweijährlich abzulösen haben, hat schon reiche Früchte getragen. Auch in der Anwendung des Düngers ist man klüger und ernstlicher geworden. Nichtdeftoweniger ist noch viel Raum zur Vervollkommnung. Unsere Farmer sind im Allgemeinen in der Kenntniß des Ackerbaus noch lange nicht so weit, wie sie sein sollten und könnten. Die Grundsätze, welche die Wissenschaft als probekaltig und sehr er-

sprächlich dargestellt hat, sind keineswegs schon vollständig ins praktische Leben übergegangen. Ackerbauschulen gibt es zwar schon eine ziemliche Anzahl, aber verhältnißmäßig sind doch der Studenten in denselben wenige, und die in vielen Zeitschriften sich vorfindenden Belehrungen werden gleichfalls zu wenig beachtet. Viel zu häufig ist noch die Ansicht, der Landmann bedürfe nur des geringsten Maßes Bildung, da alles Weitere für ihn doch bloß todtes Capital sei. Das muß anders werden. Man muß einsehen lernen, daß der Ackerbau nicht eine bloße Praxis ist, sondern auch eine Wissenschaft, und nur dann der Fortschritt ein gesunder sein kann, wenn man auf Grund der Erfahrung die wissenschaftlichen Errungenschaften in die Praxis hinüberleitet. Wie groß sind z. B. die Leistungen des Dr. Liebig in der auf den Landbau sich beziehenden Chemie, und welch' herrliche Fortschritte sind noch möglich durch die Anwendung der von ihm ins Licht gestellten Mittel und Grundsätze.

Käme man diesen Dingen allseitig nach, so würde die Fruchtbarkeit des Bodens nicht ab-, sondern ständig zunehmen, was äußerst nothwendig ist zur Speisung der eigenen Mitbürger, sowie zur fortgehenden Steigerung der Ausfuhr. Denn das Procenttheil der nicht landbauenden Bevölkerung wird immer größer. Während zuerst nothwendigerweise fast Alles Landbau trieb, zählen jetzt die Städter und Andere viele Millionen. Und das Städteleben entwickelt sich immer mehr. Wie wichtig also, daß die Ackerprodukte im entsprechenden Verhältniß bleiben, damit sie dem gewerblichen und dem Geschäftsleben immer neue Impulse zuführen können, und wie wichtig, daß die Farmer, in der Wissenschaft und Kunst der Landwirthschaft, sich auf der Höhe der Zeitforderungen halten.

## Ein Bild und ein Fingerzeig.

Nach dem Leben gezeichnet von W. Horn.



Uß Kopft an die Thüre. Herein! Zwei Männer machen ihre Erscheinung. Ihr ganzes Gesicht lächelt, als ob sie die gute Stunde selbst wären. Sollte das nicht gleich einen vortheilhaften Eindruck machen? Was mögen sie nur wollen? Geduld! Sie fallen nicht mit der Thüre ins Haus. Erst sprechen sie über Dieses und Jenes. Doch fühlt man es diesen Reden ab, daß sie nur die Einleitung zu einem bestimmten Zwecke sind, und diesen Zweck verlieren sie nicht aus dem Auge. Stufe für Stufe rücken sie demselben näher. Wind und Wetter, Land und Leute, ist ihr erstes Thema. Von diesem geht's zu ernsteren Dingen über. Die Unsicherheit der Geschäfte und wie man sich vorsehen muß, wird darauf abgehandelt. Da sie aber vernehmen, daß ich eigentlich kein Geschäftsmann, sondern nur ein armer Federfuchser bin, machen sie eine strategische Schwendung. Der Redefluß nimmt einen anderen Cours. Man hält mir die Unsicherheit des menschlichen Lebens vor. Das leuchtet mir ein. Habe ich doch als Prediger selbst meine Zuhörer tausendmal mit Ernst daran erinnert. „Sie sind Familienväter.“ Freilich! Dieser Erinnerung bedürfte es kaum. Sollte ich jemals in Gefahr kommen, dieses zu vergessen, so würden mich meine sechs Hoffnungsvollen, welche heute Schutze und morgen Kappen, und übermorgen neue Jacken brauchen, ehestens daran erinnern. „Ist es aber nicht die heilige Pflicht eines Familienvaters, in Zeit für die Seinigen zu sorgen?“ Gewiß! Wie sollte mir das nicht einleuchten. Ich falte voll Ehrfurcht die Hände.

Die Männer rücken mit ihren Stühlen immer näher zu mir heran, einer zur Rechten, der andere zur Linken. Wie beweglich sie nur reden. Das klingt so feierlich, als wenn mein Großvater im Starkebuch las. Nun sind sie mir aber ganz nahe gekommen. Einer zieht ein schöngedrucktes Heftchen aus der Tasche und überreicht mir dasselbe. Ich nehme es und lese auf dem Titel: „Lebensversicherung.“

Aha, so ist's gemeint. Sie sind auf dem Felde ihrer eigentlichen Thätigkeit angekommen. Wie geläufig jetzt erst die Sprache wird. Natürlich ist es ihnen einzig und allein um mein und meiner Familie Wohl zu thun. Wo hätte ich jemals im Entferntesten daran gedacht, unter wildfremden Menschen zwei so uneigennützig Freunde zu finden. Alle möglichen und unmöglichen Vortheile der Lebensversicherung werden mir ins hellste Licht gestellt. O, wie die leibhaftige Ueberzeugung vernichtend auf mich einwirkt. Solche Beweisgründe muß ja ein Pferd mit den Fäusten greifen können.

Nun ist das schwere Geschütz der Argumente endlich aufgeföhren. Alles steht in Reih und Glied. Ein Kreuzfeuer wird auf mein Gewissen eröffnet. Was der Eine nicht weiß, das weiß der Andere. Ich schnappe mühsam nach Luft. Dunkle Zukunftsbilder werden vor meinem zitternden Gemüthe entrollt. Blutige Ereignisse gehen über die Bühne. Sterbeszenen sind in ihrem Gefolge. Mein Auge glaubt die Thränen armer Wittwen zu sehen; mein Ohr hört die herzzerreißenden Jammerklänge verschmachtender Waisen. Mir wird ganz schwül.

Einen kurzen Augenblick schweigt das Geschütz, aber nur um den Pulverbampf berrauchen zu lassen, damit die Schauerseen nur desto nackter vor meinem Blicke daliegen. Ich fange fast an vor mir selbst, als der personifisirten Pflichtverschämniß, zurückzuschrecken.

Erinnere ich mich aber nun selbst mit doppelter Gewissenhaftigkeit an meine Pflicht, so sorgen meine Freunde zur „Rechten und Linken“ dafür, daß ich derselben nicht so leicht vergessen werde. An meinem Hochzeitstage hielt Br. L. eine gewickelte Traureden und nahm mich tüchtig ins Gebet von wegen meiner Pflichten; aber — bitte um Entschuldigung Br. L. —, den Lebensversicherungsagenten kann er in diesem Punkt das Wasser nicht reichen. Da ich nun sehe, daß ein längerer Kampf mit diesen Elementen mehr als Thorheit wäre, so fange ich an, auf einen ehrlichen Rückzug zu finnen. Nothgedrungen erinnere ich mich, daß ich sonstwo eine Beschäftigung habe und entschuldige mich. Gewiß, sie entschuldigen mich gerne. Sind sie doch die leibhaftige Höflichkeit. Ich suche das Weite, und unwillkürlich zieht sich mein Aufenthalt in die Länge. Als der Feierabend naht, kehre ich wieder auf mein Zimmer zurück, um das erft a u n l i c h e Vergnügen (?) zu genießen, meine beiden dienstbeflissenen Freunde, wie angewurzelt, noch auf demselben Platze zu finden. Sie sind noch ebenso freundlich, als vorher. Ich fange fast an, mir wieder Vorwürfe zu machen. Sie haben in der That mehr Geduld mit mir, als ich mit ihnen.

Endlich kommt die Erlösungstunde. Die Dampfpfeife gibt mit schrillum Tone das Zeichen, daß es für Leute, welche des Tages Last und Hitze getragen haben, Zeit sei, nach Hause zu gehen. Ich athme, Befreiung ahnend, auf. Die Umstände nöthigen meine Besucher, sich zu empfehlen — ich sehe wie schwer

es ihnen wird, den Schauplatz unberrichteter Sache zu verlassen —, wie ihnen mein Wohl (oder Geld) am Herzen liegt. Noch ein Büchlein hinterlassen sie mir, damit ich mich einstweilen über Lebensversicherung erbauen kann. Dann entfernen sie sich, mir den süßen Trost hinterlassend — in einigen Tagen wiederkommen zu wollen. Beneidenswerthe Aussicht!

Werden sie Wort halten? Ich traue es ihnen sicher zu. Es ist ihnen ja gar zu sehr um mich zu thun. Und sie sind unermüdet in der Verfolgung ihrer „guten“ Sache.

Nun wird sich wohl mancher Leser wundern, warum ich so viel Langes und Breites über diese unerquickliche Sache geschrieben habe.

Etwa bloß um eine Caricatur auf einen Lebensversicherungsagenten zu machen? Weit gefehlt! Ich sehe etwas sehr Nachahmungswürdiges in dieser Sache, und davon sind Folgendes meine Gedanken. Wenn die geistlichen Lebensversicherungsagenten, die Prediger des Evangeliums, die Sonntagsschul-Lehrer und Lehrerinnen, die Christen überhaupt, die aussuchen würden, welche ihre Seelen noch nicht versichert haben durch die Gnade Gottes im Verdienste Jesu Christi; wenn sie mit solchem Ernst ihnen die Vortheile des Christenthums und ihre Pflichten vorstellen — wenn sie mit solcher Beharrlichkeit in sie bringen würden, würden sich dann nicht viel mehr bewegen lassen, sich also versichern zu lassen? Wenn sie durch Wort und Schrift, mit aller Freundlichkeit, Vorsicht und Beharrlichkeit so thätig wären, um die Leute zu bewegen, sich auf die Ewigkeit sicher zu stellen, als jene sind, die zum Eintritt in ihre Lebensversicherungsgesellschaft zu bewegen, würden dann nicht mehr Seelen gewonnen werden für Jesu Reich? Ich glaube es, und du, lieber Leser, glaubst es auch. So laß uns denn unseres Glaubens leben!

## Ein untergegangenes, mächtiges Priestergeschlecht.

Von W. Mühlfeld.



Die ältesten Bewohner Englands waren die Cimbern, welche zu dem großen, celtischen Völkerstamme gehörten, der einst von Asien herüber nach Europa gewandert und sich dort in verschiedenen Ländern, hauptsächlich in Gallien (dem heutigen Frankreich) und Britannien niedergelassen hatte.

Was die Urgeschichte Englands betrifft, so ist sie für uns beinahe in vollständiges Dunkel gehüllt. Nur spärliche Notizen geben uns Kunde über den ersten Volksstamm, welcher dort gehaust; genaue und spezielle Kenntniß von dem Staats- und Religionswesen desselben haben wir nicht.

Die ersten Nachrichten über die alten Briten wurden durch Julius Cäsar bekannt, der im Jahre 55 v. Chr. seinen Zriumpbzug auch nach dieser Insel ausdehnte. Er erzählt uns schon von jenem mächtigen Priestergeschlecht, den Druiden. So wurden eigentlich die religiösen Würdenträger aller celtischen Völker genannt. Wahrscheinlich ist dieser Name mit dem lateinischen Druides, angelsächsisch Dry, verwandt, was auf Deutsch soviel als Z a u b e r e r bedeutet.

Das größte Ansehen indeß und den unbeschränktesten Einfluß übten die Druiden, besonders zur Zeit der Römer, in England aus. Sie allein leiteten die religiösen Ceremonien und verrichteten sämmtliche zu ihrem Altardienst gehörigen Functionen. Ihnen lag auch die Aufsicht über die Erziehung der britischen Jugend ob. Sie verwalteten die höchste Gerichts-

barkeit im Lande, und das Volk mußte sich ihrem Schiedsspruch sowohl in Privatangelegenheiten als auch in öffentlichen Dingen fügen, und wehe dem, der sich ihren Beschlüssen nicht unterwarf, er hatte die härtesten Strafen zu gewärtigen. Er wurde in den Bann gethan, d. h. er durfte an keinem öffentlichen Opferdienst oder sonstigen religiösen Uebungen theilnehmen. Jeder Verfehr mit seinen Mitbürgern war ihm verboten und für ihn existirten keine schützenden Geseze, er galt als vogelfrei. Vor einem solchen Leben der Schmach und Schande schien Vielen der Tod eine willkommenere Erlösung zu sein. — Der Art war das eiserne Regiment, welches die Druiden unter den Briten führten. Das unglückliche, im tiefsten Heidenthum versunkene Volk fügte sich willig den Anordnungen ihrer Priester, die es gar schlaue verstanden, den grenzenlosen Aberglauben, der damals in Bezug auf religiöse Dinge herrschte, zu ihrem Nutzen und ihrer Machtvollkommenheit auszubenten.

Was die Religion der Druiden anbetrifft, so lehrten sie den Glauben an einen höchsten Gott, den Schöpfer und Regierer aller Dinge. Ebenso war der Sündenfall des Menschen und eine zukünftige Belohnung oder Strafe in ihren Dogmen enthalten. Dazu kam aber noch die öffentliche Anbetung der Sonne, des Mondes und des Feuers. Außerdem wurden auch verschiedene andere Gottheiten verehrt, die in ihren besonderen Functionen mit denen der alten Griechen und Römer





### Die alten Briten.

übereinstimmten. Dem Gotte Mercur z. B. entsprach der druidische Gott Teutates, Mars dem Iesus, Jupiter dem Taranis, Apollo dem Belin, Minerva der Belisama und Hercules dem Ogmius. Als heilig galten den alten Briten die Eiche und die Mistel. Wurde auf einem Eichbaum eine Mistel entdeckt, so schnitt sie ein Priester in weißen Kleidern mit einer goldenen Sichel ab; dieser Fund ward dann unter dem geweihten Baume durch ein Fest gefeiert und zwei weiße Stiere wurden als Opfer dargebracht. Die Mistel wurde später unter das Volk als Schutzmittel gegen böse Geister, Verzaube-

rungen und Krankheiten verteilt. Man ließ einen solchen Mistelzweig das ganze Jahr lang im Zimmer hängen, bis er nach Verlauf desselben mit großer Feierlichkeit durch einen neuen ersetzt wurde. Diesem altheidnischen Gebrauch hat wohl die Sitte ihren Ursprung zu verdanken, daß man heute noch überall in England zur Weihnachtsfeier ein Mistelbüschchen an die Zimmerdecke hängt.

Was aber dem Religionscultus der Druiden einen so schrecklichen Charakter verleiht, waren die Menschenopfer. Gewöhnlich fielen Verbrecher und Kriegsgefangene diesem furchtbaren





Druidenopfer.

Loose anheim. In dunklen, tiefverborgenen Hainen wurden die Unglücklichen auf den steinernen Altären von den Priestern zur Verehrung ihrer Gottheiten abgeschlachtet. Auf verschiedene Weise quälte man die armen Opfer zu Tode. Einige wurden gekreuzigt, Andere durch spitze Pfeile erschossen. Am grausamsten war wohl die Art, daß man Menschen, oft auch Menschen und Thiere zusammen, in große Behälter aus Flechtwerk sperrte und sie dann am Altarfeuer langsam verbrennen ließ. Es kam aber auch häufig vor, daß man ganz unschuldige und harmlose Personen opferte, wenn gerade keine Kriegsgefangenen oder Verbrecher für diese scheußliche Ceremonie zur Hand waren. Ja, wenn ein reicher Mann sich durch Krankheit oder ein sonstiges Uebel dem Tode nahe fühlte, so gelobte er den Göttern einen oder mehrere Menschen zu opfern, wenn sie ihn aus der Gefahr befreien würden. Für gute Bezahlung ließen sich denn auch die würdigen Priester herbei irgend Je-

manden an ihre geheimen Steinaltäre zu schleppen und kalten Blutes zur höheren Ehre ihrer Gottheiten hinzumorden.

Wir haben schon oben angedeutet, daß die Druiden, vorzugsweise in ihrem Hauptsiß Britannien, die Lehrer der Jugend waren. Sie besaßen einige Kenntniß in der Astronomie, Geographie, Mathematik, Botanik, Medizin, Physik und noch verschiedenen andern wissenschaftlichen Fächern. Alles dieses, in Verbindung mit ihren religiösen Doctrinen, lehrten die Priester den jungen Leuten, welche ihre Schulen besuchten. Die Privilegien und das große Ansehen, welches der Orden der Druiden damals genoß, veranlaßte natürlich Viele, namentlich aus den höheren Ständen, demselben beizutreten, obwohl es gewöhnlich einen Zeitraum von zwanzig Jahren erforderte, ehe man als würdig und geschickt zur Priesterweihe zugelassen wurde. Diese geistlichen Herren führten aber auch wirklich ein sehr schönes Leben und waren von oft mehr als könig-



chem Glanze umgeben. Von goldenen Thronesseln herab nahmen sie die Huldigungen des Volkes entgegen. Die Mittel zu solchem Luxus wurden aus den dargebrachten Opfergaben und Geschenken bestritten. Auch von der Kriegsbeute mußte den Priestern der beste Theil abgegeben werden. Wer irgend etwas derartiges verheimlichte, um es für sich zu behalten, wurde auf grausame Weise gestraft, wenn sein Vergehen gegen die allgemeine Sitte ans Licht kam.

Um sich im gewöhnlichen Leben unter einander zu verständigen gebrauchten die Priester die griechische Schrift oder eine Art Hieroglyphen, deren Zeichen aus dem Pflanzenreich entnommenen Figuren bestanden.

In enger Verbindung mit den Druiden standen die Barden. Es waren dies die öffentlichen Sänger der alten Briten. Bei Festen und an Fürstenhöfen trugen sie unter der Begleitung der Harfe Nationallieder vor. Auch zogen sie an der Spitze der Heere einher, um die Krieger zur Tapferkeit zu begeistern oder um Frieden zu vermitteln. Sehr lange erhielt sich der Orden der Barden. In Irland wurde er im 12. Jahrhundert von der englischen Regierung aufgelöst, angeblich, weil seine Mitglieder durch ihre Gesänge den Patriotismus der Iren zu sehr erregten. Darauf wandten sich die Barden nach Schottland und hielten hier ihre Verbindung bis zum Jahre 1748 aufrecht. Von da ab verloren sich ihre Spuren.

In vielen Ländern haben sich die feineren Märc der Druiden noch bis heutigen Tags erhalten; man trifft sie in Frank-

reich, Deutschland, Rußland, China, und Afrika an. Nirgends aber sind diese sogenannten Druidensteine zahlreicher vorhanden als in Britannien, dem Hauptsitz jenes verschwundenen Priestergeschlechts. Diese Steine sind von verschiedener Form und Lage. Manche bilden einen vollständigen Kreis, in dessen Inneren sich die Druiden zu ihren Beratungen und religiösen Ceremonien zu versammeln pflegten. Auch waren solche kreisförmig aufgestellten Steine gewöhnlich von Eichen oder den Wurzeln jener heiligen Bäume umgeben. Solche Denkmäler aus der heidnischen Vorzeit Englands, die durch ihre colossale Größe auffallen, hat man in den Grafschaften Anglesea, Cornwall und Wiltshire aufgefunden; die Hauptgruppe bildet jedoch Stonehenge. So werden die Ueberreste eines uralten Druidentempels genannt, der in der Heide von Salisbury gelegen ist. Er besteht gegenwärtig nur noch aus 139 roh zugehauenen, pfeilerartigen Steinen, die bis einundzwanzig Fuß hoch sind, einen großen Kreis bilden, und oben durch Querstücke von derselben Masse verbunden sind. Stauend steht der Reisende vor jenem merkwürdigen Bau und fühlt sich zurück in die grauen Zeiten versetzt, da die alten Druiden hier noch Berathung hielten und ihre Götter verehrten. Sein Geist weilt in den stillen heiligen Eichenhainen, wo einst jene mächtigen Priester in der geheimnißvollen Dämmerung des Waldes ihren blutigen Altardienst verrichteten und ungehört der letzte Angschrei ihres Opfers verhallte. Es war dies eine schreckliche Zeit, die Herrschaft des finsternen Heidenthums. Nun aber ist alles anders und besser geworden.

## Verloren und gefunden.

### 1. Rösschen.

„Was ist's? was gibt's?“ rief ein stattlicher, weißhaariger alter Herr, indem er sich durch einen Menschenhaudel Bahn brach, aus dessen Mitte der Helm eines Polizeibieners hervorragte.

„Was ist's?“ wiederholte er, als er sich endlich an der Seite des Sergeanten befand.

Dieser wandte sich würdevoll und maß den Sprecher mit prüfendem Auge, wie ein Vertreter der Obrigkeit es zu thun pflegt, wenn der Grad der etwa aufzuwendenden Höflichkeit in Betracht kommt. Offenbar fiel das Examen befriedigend aus; die ganze Erscheinung des Unbekannten bürgte dafür, daß er dem Staate wohl nicht nur tüchtig Abgaben zahle und Besitzer eines schönen Heimwesens, sondern daß er auch ein Freund von Gesetz und Ordnung sei. Also berührte der Polizeibieners mit der Linken ehrerbietig seinen Helm und sagte, lächelnd auf etwas deutend, das er mit der Rechten hielt: „Es handelt sich nur um dieses Schäschen da.“

Und einen kleinen Schatz hielt er wirklich in seinem kräftigen Arme. Schön, wie ein Feenkind, schmiegte ein etwa vierjähriges Mädchen ihr Köpfchen vertraulich an seine Schulter, zog ihn am Schnurrbart und streichelte ihm die Wange, während er es liebevoll schaukelte, als wäre es sein eigen Töchterlein. Ihr Gesichtchen trug noch die Spuren der darüber herabgerollten Thränen; aber jetzt strahlten ihre großen blauen Augen von heller Freude, und ein schelmisches Lächeln spielte um ihre Lippen, wie sie ihrem neuen Freunde den Helm hinter die Ohren zurückschob, ihm das Haar über die Stirne zog und auf dem gewöhnlich so ernstern und strengen Gesicht einen Ausdruck fröhlichen Behagens hervorzauberte. Der Anzug des Kindes war nicht nur reinlich, sondern wirklich hübsch. Das

weiße Kleidchen und die schneeweißen Strümpfchen, sowie die niedlichen Schuhe schienen von gutem Stoff und ganz neu; der halbkreisförmige Kamm, der das reiche Lockenhaar zurückhielt, von Schildpat, und das Halsband, das sie zuweilen wohlgefällig in den Mund nahm, von echten Korallen. Sie warf dem alten Herrn einen flüchtigen Blick zu, dann wandte sie sich wieder zum Sergeanten, packte ihn mit beiden Händchen an dem Schnurrbart und verlangte nach Hause.

„Verloren!“ murmelte theilnehmend der alte Herr; „kann sie nicht sagen, wie sie heißt und wo sie wohnt?“

„Hören Sie 'mal!“ entgegnete der Sergeant, indem er sein Verhör begann, „wie heißt du, Liebchen?“

„Hab' dir's ja gesagt: Rösschen.“

„Wo wohnst du, Schäschen?“

„In der Sackgasse, sage ich.“

„Aber in welcher Sackgasse, Liebchen? Es gibt so viele Sackgassen in London. Weißt du nicht, wer sonst noch dort wohnt und was man dort treibt, oder was einmal dort geschehen ist? Komm, erzähl' mir's.“

„Mama sagt, sie sei wie das Todesthal. In der Kneipe dort war der böse Mann, der die armen Frauen mit der Feuerflamme schlägt.“

„Solche Leute gibt's in allen Sackgassen Londons!“ sagte der Sergeant nachdenklich; dann zu dem Unbekannten gewendet: „Sie sehen, es hilft nichts, das arme Ding noch weiter auszufragen.“

„Was wollen Sie denn mit der Kleinen thun?“

„Nun, ich will sie anklagen, ohne nachweisbaren Broterwerb herumgelaufen zu sein; vielleicht kriegt sie dann einen Monat Arbeitshaus,“ erwiderte der Sergeant, über seinen eigenen Witz laut auslachend.

„Sorgen Sie mir gut für das Kind! diese paar Schillinge werden Ihre Auslagen decken,“ sagte der Alte sanft, indem er ihm etwas Geld in die Hand drückte.

„Gott lohne Ihnen Ihre Güte. Das wird mehr als genug sein. Meine Frau wird für die Kleine sorgen, und wir werden an allen Straßen anleben: „Ein Kind gefunden.“ Ich wette, die wird im Nu zurückverlangt.“ Mit diesen Worten steckte der Sergeant das Geld ein.

Eben hatte er ausgerebet, als ein ehrbar aussehendes Weib mittleren Alters herzutrat. Sie trug eine dunkle ländliche Kleidung, ein weißes Krägchen umschloß ihren Hals, und auf ihrem Gesicht schienen sich die Sorgen einer überarbeiteten Hausmutter zu malen. Niemand hatte ihr Kommen bemerkt; möglicher Weise hatte sie diesen Augenblick erst ihr Weg vorbeigeführt, möglicher Weise konnte sie auch schon länger dagestanden sein und Alles mit angehört haben. Jetzt aber rief sie im Tone höchsten Erstaunens:

„Uns Himmels willen, wie kommt denn du hierher, Kind? Was wird deine arme Mutter machen?“

„Kennen Sie sie?“ fragte der alte Herr sichtbar erleichtert.

„Ob ich sie kenne?“ lachte das Weib, „das ist ja das Röschen aus der Sadgasse.“

„Ich bin das Röschen aus der Sadgasse!“ rief die Kleine voll Freude, „oh bitte, bring mich heim!“

„Gerne, Schätzchen!“ sagte das Weib. „Komm heim zur Mutter. Es wird dunkel und sie wird Angst haben.“ Und zum Sergeanten gewendet: „Geben Sie mir das Kind.“

„Ich weiß nicht, was ich thun soll,“ sagte dieser, das Kind auf den Boden stellend. „Was meinen Sie, mein Herr?“

„Mir scheint, sie ist ein braves Weib,“ flüsterte der Alte. „Fragen Sie nach ihrer Adresse.“

Das Weib zog eine gedruckte Karte heraus, durch welche sie sich als eine Wittve Braun auswies, die durch allerlei nützliche Dienstleistungen ihr Brod verdiene und in Tischelergasse Nr. 4 wohne, welche letztere laut der Karte in eine wohlbekannte Straße im östlichen Theile Londons mündete.

„Das ist über eine Stunde von hier,“ brummte der Sergeant. „Wie konnte die Kleine einen so weiten Weg machen?“

„Die hat einen Wagen oder so etwas erwischt, verlassen sie sich darauf!“ sagte das Weib. „Mir liegt aber nichts daran, sie mitzunehmen; behalten Sie sie nur. Ich dachte bloß, weil ich gerade dorthin gehe.“

„Das ist ja sehr gut gemeint,“ unterbrach sie der Alte; dann fügte er, zum Sergeanten gewendet, in leiserem Tone hinzu: „Sie scheint wirklich ein braves Weib zu sein.“

„Mir erspart's freilich Mühe; soll ich aber wirklich meinen Fund herausgeben?“ antwortete der Polizeidiener etwas mißmuthig.

„Wissen Sie was?“ rief jetzt plötzlich der alte Herr. „Ich nehme eine Droschke und bringe sie selbst hin.“

„Recht so!“ rief vergnügt der Sergeant, gab das erhaltene Geld zurück und schob den alten Herrn, das „brave Weib“ und das kleine Mädchen in eine schnell herbeigeholte Droschke.

Röschen ruhte auf dem Schooße der Frau, welche sorglich ihr Halstuch ihm umwickelte, und sank alsbald in süßen Schlaf. Der alte Herr sah zum Fenster hinaus auf die Straße. Seine Begleiterin saß eine Weile in stummem Nachsinnen da, dann pupte sie ihn am Ärmel und sagte:

„Um Vergebung, Herr.“

„Weßhalb?“

„Wenn wir zu Fuß gegangen wären, hätte ich im Vorbeigehen einer Freundin dort geschwind etwas ausgerichtet.“

„Das wird hoffentlich nicht lange dauern?“

„Keine Minute.“

„So gehen Sie. Ich werde so lange warten.“ Der alte Herr ließ den Wagen halten, das Weib stieg am Eingang eines engen Hofes mit dem schlafenden, in ihr Halstuch gehüllten Kinde im Arme aus und rief noch vergnügt zurück: „In einer Minute bin ich wieder da.“

Es war eine lange Minute. Wohl eine Viertelstunde verstrich, und das „brave Weib“ kam nicht wieder. Endlich wurde der alte Herr unruhig, bezahlte den Kutscher, der Verdacht schöpfte und nicht länger warten wollte, und trat in den Hof. Dieser führte in ein ganzes Labyrinth von Gäßchen. Vergeblich fragte der Alte in der Dunkelheit hin und her nach einem Weibe mit einem Kind im Arme, Niemand konnte oder wollte ihm Auskunft geben. Fast jedes Weib, ob brav oder nicht, trug überdies in diesem Revier ein Kind im Arme. Auch ein Polizeidiener, mit dem er sich besprach, wußte keinen Rath. Er war also betrogen, überlistet! Schwer bekümmert saß er bis tief in die Nacht hinein brütend da.

## 2. Erdenrättsel.

Folge mir, lieber Leser, in die finsternen Winkel, aus denen unser Freund endlich hoffnungslos den Rückzug antrat. In einem der Häuser dieser Irregänge sitzt in einer schmutzigen Stube beim helllobernden Feuer ein schwaches Paar, jedes ein volles Branntweinglas in der Hand. Ihre Kleider sind dunkel und vertragen, ihre Personen aber achtungsgebietend rein: in anderer Umgebung könnte man sie für grund-ehrbare Leute halten, denen nur des Tages Last und Hitze den ersten Stempel aufgedrückt. In einer Ecke der Stube liegt ein Haufen Stroh, der sich leise raschelnd regelmäßig hebt und senkt, wie wenn irgend ein schlafendes Wesen, etwa ein Hund darin versteckt wäre. Hart neben dem Stroh siehst du einen Bündel Lumpen und ein Paar jämmerlich zerrissene Schuhe; auf dem Tisch aber ist ein niedlicher Kinderanzug nebst tadellosen Stiefeln, einen Schildpatkamm und Korallenhaalsband ausgebreitet. Rackernd fragt der Mann das Weib: „Und 10 Schilling hat er dir gegeben, ehe du ausgestiegen bist?“

„Nein, schon beim Einsteigen!“ antwortete sie gleichfalls kichernd.

„Die 10 Schilling hast du also ohne Mühe verdient.“

„Und sie selber wird auch was eintragen; nur wird man sie erst zahmt machen müssen.“

„Das wird sich finden. Brod und Wasser ist eine gute Kur für eigensinnige Kinder.“

„Und für Schreihälse weiß ich ein Tränkehen.“

„Und das sind auch keine üblen Werkzeuge, sagt der Mann, indem er ein spanisches Rohr und einen an einen Stoch befestigten Lederriemen auf den Tisch legte.

Ist's eine menschliche Nührung, die bei diesem Anblick das Weib ergreift? Sie zittert.

„Friert dich's?“ fragt sie der Mann, der es bemerkt.

„Komm, thu' noch einen Zug. Die kann unser Glück machen mit ihrem Haar und ihren Augen und ihren Manieren. Wenn die auf der Gasse neben einem gemalten Engel sitzt und ihre Verse singt, thut sie's allen Müttern an. So noch einen Schluck, dann gute Nacht.“

Das Weib leert ihr Glas und verschwindet hinter einem an einem Seile hängenden Tuch. Einen Augenblick drauf folgt



ihr der Mann, und bald hört man in der Stube nur noch das Schnarchen der Schlafenden.

Am anderen Morgen begegnen wir auf einem der Londoner Polizeiamter einer jammernden Mutter, die ihr Kind vermisst. Ihr einziges, vierjähriges Töchterchen ist ihr abhanden gekommen. Eine kurze Geschichte, die sie in zwei Worten hätte sagen können, aber welch unendliches Weh birgt sie nicht! Und so überhäufte die Arme den vielbeschäftigten Beamten bis zur Uebermüdung mit dem, was ihr Herz erfüllt. Ein paar theilnehmende Nachbarinnen, die ihr beistehen wollen, verwirren den guten Mann nur noch mehr, statt ihm klaren Bericht zu erstatten. Endlich findet sich ein Polizeidiener, der von der Sache weiß.

„Es ist ein Kinderdiebstahl, Euer Gnaden,“ sagt er.

Die Mutter nicht schluchzend.

„Diese Frau Perks hier ist eine Wittve, lebt in der Fledergasse und verdient ihr Brot mit Waschen, Bügeln, und wer weiß was Alles. Ihr Name hat einen Klang wie Gold. Sie ging gestern wie gewöhnlich ins Geschäft und ließ ihr einziges Kind, ein vierjähriges Mädchen, daheim. Die Nachbarn hatten immer ein Auge auf die Kleine; sie hieß allgemein nur das „Nöschen,“ weil sie so ein herziges kleines Ding war. Niemand hätte ihr ein Haar gekrümmt; selbst der ärgste Trunkenbold hätte sie nur angerührt, um sie zu streicheln; sie lief hin und her ganz nach Belieben. Als die arme Frau gestern Nacht nach Hause kam, war ihr Kind fort, wahrscheinlich hatte es sich verlaufen und den Heimweg nicht mehr gefunden. Es ist außer allem Zweifel, daß es gestohlen wurde, dieser Herr hier weiß Näheres.“

Wir erkennen in ihm und dem Polizeidiener alsbald unsere beiden Freunde von gestern.

Sind Sie der Adresse in der Fledergasse auf die Spur gekommen?“ fragte der Polizeikommissär den alten Herrn, nachdem dieser seinen Bericht erstattet hat.

„Noch nicht; gestern bei Nacht konnte ich mich nicht ausfinden, aber allerdings ist dieß das Erste, was ich zu thun habe.“

„Begleiten Sie den Herrn,“ sagt der Commissär zu dem Sergeanten, und die Beiden gehen.

Theilnehmend wendet sich jetzt der Commissär zu der trostlosen Mutter mit den Worten: „Ich fürchte, meine liebe Frau, ich werde wenig für Sie thun können, doch werden die Herren von der Presse, die Sie dort sehen, sicherlich Ihren Verlust so bekannt machen, als nur immer möglich. Sie können mit einem derselben in mein Privatzimmer kommen und das Aussehen und die Kleidung ihres Kindes bis aufs Kleinste hinaus beschreiben.“

Sie thut's. Der Commissär kann sein Erstaunen nicht bergen, wie er ein so armes Weib von einem echten Schildpattkamm und Korallenhalsband sprechen hört.

„Ach Herr!“ schluchzt die Arme; „ich begreife wohl, daß Ihnen das sonderbar vorkommen muß, wenn ich kaum genug habe, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Aber Jedermann hatte mein Nöschen lieb, und manchmal erlaubte man mir, es mitzubringen, wenn ich zur Arbeit ging. Da waren zwei Frauen, denen waren Töchterchen gestorben, gerade so alt wie mein Nöschen, und sie schenkten ihm von den Sachen, die ihren Kindern gehört hatten, und ich ließ mir's so fauer werden, es recht nett zu kleiden.“

Armes Mutterherz! Was hilft das mit brechender Stimme gegebene Signalement deines kleinen Abgottes? Alle die nied-

lichen Dinge, womit du ihn geschmückt, sind ihm für immer entrisen! —

„Einem Polizeidiener schenkt man nicht leicht reinen Wein ein; ich warte lieber hier und lasse Sie allein weiter gehen,“ sagte unser Sergeant beim Eingang in die Fledergasse.

Der menschenfreundliche Alte stimmte bei, besah sich die Hausnummer und zog endlich kräftig an einer der Glocken von Nr. 4. Alsbald erschien an einem der oberen Fenster ein weibliches Vollmonds Gesicht, und eine schrille Stimme rief heraus: „Was gib't's?“

„Frau Braun?“ fragte der alte Herr.

„Ja, und was weiter?“

„Kann ich Sie sehen?“

„Wahrscheinlich. Sie sind ja nicht blind.“

„Oh, sind Sie selbst Frau Braun?“

„Das hab' ich nicht gesagt, aber kann sein. Warten Sie ein wenig, ich will hinunter kommen.“

Und hinunter kam eine fette, rothbackige Person, dem „braven Weibe“ von gestern so unähnlich, als eine Frau desselben Landes der anderen nur sein kann.

„Was beliebt, mein Herr?“ fragte sie jetzt in etwas sanfterem Tone. „Ich bin sehr in Eile und kann mich nicht aufhalten, wenn's nicht der Mühe werth ist.“

„Ist dies Ihre Karte?“

„Ja.“

„Dann hören Sie, wie ich dazu kam.“

Klar und bündig erzählte nun der alte Herr in kurzen Worten seine Geschichte. Der Eindruck, den sie auf seine Zuhörer machte, war ungeheuer.

„Wozu das? Sind Sie hierhergekommen, mich um meinen guten Ruf zu bringen?“ rief sie in leidenschaftlicher Aufregung. Und den jetzt näher kommenden Sergeanten gewahrend: „Ah, dort kommt ein Polizeidiener, der soll mir Recht verschaffen.“

Sie wandte sich nicht umsonst an ihn, denn gerade das war es, was er wünschte. Sie berief sich auf den Pfarrer und verschiedene andere Personen, deren Zeugniß leicht zu holen war, da sie alle in der Nähe wohnten; und nach sämmtlichen Erkundigungen war sie wirklich ein ehrbares, fleißiges Weib, das weder für den Unterhalt ihrer Familie arbeitete, ihre Kinder pünktlich zur Schule schickte, und der man außer ihrer üblen Laune kaum irgend etwas Böses nachsagen konnte.

Als die Beiden von ihrem Rundgang zurückkamen, fanden sie Frau Braun wunderbar weich. „Ich einer Mutter ihr Kind stehlen!“ schluchzte sie, sich auf ihrem Stuhl hin- und herwerfend, und ihre herabstürzenden Thränen mit der Schürze abwischend. Die Worte fehlten ihr, ganz zu sagen, wie ihr ums Herz war; aber ihre Morgenarbeit war so zu Ende, ihr Gefühl so verletzt, daß 10 Schillinge kaum hinreichten, den Schaden zu ersetzen und die Wunde zu heilen. Wenig klüger, als sie gekommen waren, traten die Beiden den Rückweg an. Nur das Eine lernte der alte Herr noch von seinem Begleiter, daß wenig auf den Vorweis von Karten zu geben ist, wie sie in allen Häusern herumliegen und leicht von irgend einem Vagabunden gestohlen und benützt werden können.

Nachmittags ging der betrogene Menschenfreund schweren Herzens in die Fledergasse und schellte an Frau Perks Glocke. Keine Antwort. Er zog sie wieder und wieder. Umsonst! Endlich, endlich kam eine abgearbeitete Alte an die Thür und fragte: „Zu wem wollen Sie, Herr?“

„Zu Frau Perks.“

„Sie ist fort.“

„Fort?“

„Ja, sie hat ihre Miethe bezahlt, ihre paar Sachen zusammengepackt, und ist auf und davon.“

„Wissen Sie vielleicht wohin?“

„Nicht genau; aber haben Sie gehört, daß sie ihr Kind verloren hatte?“

„Ja.“

„Nun, sie sagt, sie habe das Weib gesehen, das ihr Kind gestohlen habe; sie habe sie der Beschreibung nach erkannt und sei ihr nachgejagt, bis sie ohnmächtig niedergefallen sei. Aber

sie gebe die Spur nicht auf, und wenn sie Tag für Tag herumlaufen und Nachts in irgend einer Werkstatt schlafen müsse, sie lasse nicht ab, bis sie das Weib gefunden und ihr Kind zurückerhalten und Recht erlangt habe. „Und das wollte ich auch,“ fügte die hagere Alte mit sprühenden Augen, schwellenden Halsadern und zitternder Hand, hinzu, „oder—würde ich mir selbst Recht schaffen.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte unser Freund, und ging betrübt von dannen. Die bange Frage, die sein Herz bewegte, sollte sich ihm hienieden nicht lösen. (Schluß folgt.)



## Curiositäten aus der Natur und Geschichte.

Gesammelt von W. S.

### 2. Gebrauch und Mißbrauch des Opiums.

Der Gebrauch des Opiums in seiner theils aufregenden, theils einschläfernden Kraft ist wohl den meisten Völkern auf Erden bekannt. Aber nirgends wird dem Genuße desselben so allgemein gefröhnt, als in den Ländern des Orients, ja hier artet er häufig zu einer furchtbaren Leidenschaft aus. Der Türke ist das Opium oder verschluckt es in Form von Pillen; der Chineser raucht es aus langer Pfeife. In Europa, wo es nicht so allgemein gebraucht wird, nimmt man es meist im flüssigen Zustande. Jeder Leser mag wohl wissen, daß das Opium aus der unreifen Frucht des weißen Mohnes gewonnen wird. Hauptsächlich in Indien und der asiatischen Türkei wird die Kultur dieser Pflanze zu genanntem Zweck betrieben. China allein bezieht jährlich von In-

dien Opium im Werthe von \$50,000,000, obgleich es selbst solches in großen Quantitäten producirt.

Das Opium als medizinische Heilkraft ist von großem Nutzen. Seine einschläfernde Wirkung verschafft Linderung gegen Schmerzen und bringt dem Kranken den ersehnten Schlaf. Hiermit ist natürlich nur der mäßige, auf ärztliche Verordnung vorgeschriebene Genuß gemeint. Anders dagegen ist es, wenn das Opium als Stimulanzmittel gebraucht wird, dann zieht es die schrecklichsten Folgen nach sich, es wird zum schleichenden Gifte. In kleinen Dosen genommen, regt es anfangs die Nerven auf, man fühlt sich lustig und heiter, selbst das geistige Auge scheint schärfer und freier zu blicken. Aber ist die Aufregung vorüber, dann tritt eine Erschlaffung ein, die sich auf Körper und Gemüth erstreckt. Ein leidenschaftli-



cher Opiumesser bleibt nicht bei demselben Quantum. Um seine abgematteten geistigen und physischen Kräfte wieder anzuspornen, muß er zu immer größeren Dosen greifen, grade wie dies bei jedem Trunkenbold in Bezug auf seinen Fusel der Fall ist. Und welch trauriges Ende nimmt ein Mensch, der dem schrecklichen Laster des Opiumgenusses ergeben ist! Geist und Verstand fangen an schwächer zu werden, bis sie in völligen Stumpf sinn ausarten. Da geht jede Energie und jeder sittliche Halt verloren. Der zitternde kraftlose Körper wankt einem frühzeitigen, schmählichen Grabe zu. Sehr selten gelingt es, nach den Aussagen der erfahrensten Aerzte, einen solch Unglücklichen von seiner Leidenschaft zu heilen, eher ist dieses bei dem Trunkenbold möglich.

In der Türkei gibt es öffentliche Lasterhöhlen unter dem unschuldigen Namen Kaffeehäuser, wo man sich ungenirt in Opium berauscht. Bei der ersten Wirkung des Giftes ist Alles munter und aufgeregt, man hört lustiges Singen und heitere Reden. Manche tanzen und springen vor Freude. Allmählig wird es stiller. Der Schlaf übermäht die jubelnde Gesellschaft. Liebliche Träume umgaukeln das Gehirn der Schlummernden, sie schwelgen in den Tönen einer Sphärenmusik, die kein Sterblicher je auf Erden gehört. Sie scheinen sich in einem Paradies voller Jubel und Wonne zu ergehen. Doch nach und nach verschwinden diese schönen Bilder. Jetzt zeigt sich erst die ruinirende Kraft des Opiums. Gar schrecklich müssen diese zerstreut herumliegenden Männer träumen. Angstvoll verzerrten sich die Gesichter, der Körper windet und krümmt sich in häßlichen Zuckungen, und der fallenden Zunge entringen sich Ausrufe des Entsetzens; alles dieses zusammengekommen bietet eine Scene, welche dem unbefangenen Zuschauer ein unheimliches Grauen einflößen muß. Ist der unselige Rausch ausgeschlafen, dann wanken die abgematteten kraftlosen Gestalten nach Hause, um andern Tags ihrer alten Leidenschaft wieder zu huldigen. Ist es darum zu verwundern, daß die Türken ein solch schwaches energieloses Volk sind, vor dem keine andere Nation die mindeste Achtung hat? Ihre Männer werden durch diese Leidenschaft entnerbt, während die Frauen in ihren schön ausgeschmückten Kertern ohne Bildung des häuslichen Sinnes und wissenschaftlicher Kenntnisse dahinkwelken und sterben.

Es gewährt schon einen häßlichen Eindruck, wenn man in solch öffentlichen Schandhäusern Männer sich zum Vieh herab-

würdigen sieht, ein noch ekelhafteres Schauspiel ist es aber zu sehen, wie in manchen Ländern des fernen Ostens auch Weiber sich in solchen besonders hergerichteten Lokalen im Opium berauschen. Mit der langen Pfeife im Munde, zitternden Gliedern und stieren Augen rauchen sie das wollüstige, langsam tödtende Gift, bis sie betäubt auf den Boden sinken. Wo bleibt da der letzte Rest von Frauenwürde! Er ist bei diesen bedauernswürdigen Geschöpfen längst verschwunden, vergessen im Taumel jener schrecklichen Leidenschaft.

Leider ist es Thatsache, daß auch in den Ländern der westlichen Hemisphäre der Mißbrauch des Opiums reißende Fortschritte macht. Und dies gilt besonders von den Ver. Staaten. Schon wiederholt hat die Presse des Landes auf die alljährlich zunehmende Einfuhr von Opium in unsre Republik aufmerksam gemacht. Wir wollen die statistischen Tabellen dafür hier nicht wiedergeben, aber sie erregen große Besorgniß. Namentlich in den vornehmen amerikanischen Familien, unter der sogenannten Geldaristokratie, wird dem Genuß dieses Berauschungsmittels mit immer steigender Leidenschaft gefröhnt. Um glänzende und feurige Reden zu halten, nehmen „prominente“ Advokaten, Richter und Politiker vorher eine Dosis Opium, das regt Geist und Körper für ein paar Stunden auf, und dies wird so oft wiederholt, bis man von der Gewohnheit nicht mehr lassen kann. Aber auch vornehme reiche „Ladies“ genießen oft das berauschte Gift, es vertreibt die üble Laune und macht in Gesellschaft heiter und gesprächig; freilich sehen diese Damen dann matt und krank aus, aber eine verstärkte Dosis bringt ja die künstliche Frische und Fröhlichkeit wieder. Stolz und mit Abscheu schauen solche Leute auf den abgerissenen Trunkenbold nieder, der vor ihrer Thüre bettelt, aber ihr Laster ist um kein Haar besser, es ist eine Berauschung der Sinne, eine Entnerbung des Körpers, die beide zum frühen Grabe führen, ebenso schimpflich wie das jenes Unglücklichen, der sich mit Leib und Seele dem Branntwein ergeben hat und seinem Verderben entgegen taumelt. Doch wir wollen hoffen und wünschen, daß es besser wird, damit dieses große, freie und schöne Land durch keine geschwächte und energielose Nachkommenschaft in denselben traurigen Verfall gerathe, wie es gegenwärtig die Türkei, die Brutstätte jener Leidenschaft ist. Ein Warnungswort in der Zeit kann dem Denken ein bedeutungsvoller Wink sein; und wenn hiemit bei Einem oder dem Andern der Gefahr vorgebeugt würde, so wäre der Zweck dieser Zeilen erreicht.

## Die Hauptreligionen der Welt und ihre Stifter.

Quellenstudien von R. Matt.

### V.

#### Mahomed.



Mahomed, der Stifter des Islams, dessen Name der Gepriesene bedeutet, wurde im Jahr 571 nach Chr. geboren in Mekka. Seine Eltern, Abdullah und Amina, gehörten dem Fürstenstamme an, der über Mekka regierte und den daselbst befindlichen Tempel beaufsichtigte. Auch bei dem Propheten des Islams gilt, was man schon von Andern sagte, die Zeit und das Land begünstigte sein Unternehmen, daß ungeachtet bemerkt Carlisle ganz richtig, als man Mahomed's Erfolg dem Schwert zuschrieb: „Ge man mit dem Schwert belehren kann, muß man ein Schwert haben.“

Arabien, Mahomed's Vaterland, war zur Zeit seiner Ge-

burt ganz unbeachtet; die großartige Befehrung des nördlichen Europas zum Christenthum, fesselte die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt; darüber versank Arabien, das sonst einem strengen Monothetismus huldigte, in Abgötterei; selbst die dort lebenden Christen verehrten Bilder und Statuen von Holz und Stein, so daß der junge Mahomed einmal sagte: „Die ganze Welt ist verrückt über ihren Götzen.“

Mahomed's Vater starb vor, oder bald nach dessen Geburt, und seine Mutter noch vor seinem sechsten Jahre: sein ganzes Erbgut bestand aus fünf Kameelen und einer Sklavin. Mit seinem nunmehrigen Pflegevater machte Mahomed mehrere große Reisen und lernte sein Vaterland und Volk kennen; auf einer derselben soll ihm ein Mönch seine künftige

Größe und Schicksal geudeut haben, welches einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben soll.

In seinem fünfundsingzigsten Jahre übertrug ihm eine reiche Kaufmannswittve, Chabidja, die Leitung ihres Geschäftes, das er mit soviel Umsicht, Gewandtheit und Redlichkeit besorgte, daß sie ihm, obwohl schon 40 Jahre alt, ihre Hand anbieten ließ. Diese Vermählung sicherte seinen Erfolg. Chabidja war eine tugendhafte Frau und treue Gefährtin in guten und schlimmen Tagen; sie war seine erste Gläubige, sie tröstete ihn und sprach ihm Muth zu, wenn er verspottet wurde, sie stärkte ihn, wenn er schwankte.— Ohne Chabidja wäre Mahomed nie der Prophet seines Volkes geworden.

Noch zehn Jahre lebte er als Kaufmann nach seiner Vermählung, dann trat eine neue Periode ein. Man sah ihn oft in tiefes Nachdenken versunken, öfters zog er sich in die Einsamkeit zurück und verbrachte manche Tage, bald allein, bald mit Chabidja, in grauenhaften Schluchten, zwischen nackten Felsen oder in kassenden Abgründen in tiefen Betrachtungen und Nachsinnen, wie er sein Volk aus der Gesunkenheit erlösen möchte. Er hatte allbereits sein vierzigstes Jahr überschritten, als er seinen Geist erleuchtet fühlte, aber er selbst zweifelte, ob er nicht von einem Dämon geplagt sei; dann aber gab er vor, daß der Engel Gabriel ihm erschienen sei, und ihn in seinem Beruf gestärkt habe; und also trat Mahomed auf und erklärte, daß Allah groß, er aber sein Prophet sei. Seine Reden und Sprüche schrieb er später in ein Buch, Koran oder Mkoran genannt, d. i. die hl. Schrift vom Is-lam. Nach drei Jahren hatte er kaum vierzig Nachfolger, nur Fremde und Sklaven; nun wandte er sich aber an sein Volk und bedrohte sie im Namen Allah's des Einzigen, ihrem Unglauben zu entsagen. „Ihr werdet einst sterben und auferstehen; dann müßt ihr von eurem Thun Rechenschaft geben, und werdet für eure Tugenden belohnt im Paradiese, oder eurer Laster wegen gestraft in der Hölle,“ sagte er.

Dieses brachte ihm Spott und Verfolgung, und als weder Gold noch Verheißungen ihn einschüchterten und die fanatischen Priesterhorden ihr Einkommen gefährdet sahen, trachteten sie ihn nach dem Leben.

Im Jahre 622, nach unserer Rechnung, mußte er von Mekka flüchten, um sein Leben zu retten. Seine Feinde setzten einen Preis von einhundert Kameelen auf seinen Kopf; aber sein Schicksal war noch nicht erfüllt; er erreichte Medina und war gerettet. Diese Flucht wird Hedschra oder Hegira genannt, und ist die größte Epoche des Moslems. Von hier aus sandte er Briefe an alle Stammfürsten und versiegelte dieselben mit silbernen Siegeln, auf welchen folgende Worte in drei Zeilen standen: Mahomed—Apostel—des Allah—.

Bisher war seine Religion eine Religion des Friedens gewesen, von jetzt an tritt er seinen Feinden mit dem Schwert

entgegen. „Nicht um Frieden zu bringen, sondern das Schwert, sei er, der letzte und höchste aller Propheten, gesandt,“ hat er gesagt. Um seine Anhänger recht muthig zu machen, erklärte er, des Menschen Schicksal sei durchs Fatum bestimmt, Niemand könne ihm entgehen, kein Mensch könne sterben, bis seine Zeit aus sei, daher dürfe man Alles wagen.

Zuerst war er aufrichtig, nun er aber mächtig wurde, ward er tyrannisch und muthwillig, er behandelte die Menschen grausam, seine Waffen waren fleischlich, teuflisch.

Nur dadurch, daß er die heilige Stadt Mekka in seine Gewalt brachte, konnte er auf Befestigung seiner Lehre hoffen; auch sie fiel in seine Hand; schrecklich wüthete der religionswüthige Haufen seiner Nachfolger, so daß einmal selbst Mahomed seine Hände aufhob und rief: „Ich habe kein Theil an diesen Thaten.“

So trieb er es, Alles niederwerfend, unter dem Motto: „Allah albar! d. i. Gott ist groß; er ist nur einer, und Mahomed ist sein Prophet! Mahomed starb im dreihundsechzigsten Lebensjahre; noch am letzten Tag ging er in die Moschee, sein Gebet zu verrichten. Er verschied in den Armen seiner geliebten Gattin; ausrufend: „Gott steh' mir bei im Todeskampf.“ Das letzte Wort, das er sprach, war: „Zu dem höchsten Gefährten ins Paradies!“

Seine Religion ist hart zu erklären, denn er änderte vieles an seiner Lehre. Nach dem Koran aber lehrte er Gott als den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, das Firmament mit seinen Planeten gibt Zeugniß von ihm, das Wachsthum der Pflanzen und Früchte sind Zeichen seiner Liebe. Es gibt einen Auferstehungstag, da werden die Menschen in drei Klassen getheilt: Gefährten der Rechten (wie selig werden die Gefährten der Rechten!), Gefährten der Linken (wie unglücklich werden die Gefährten der Linken!), und die Ersten, die Allen im Guten, vorangegangen. Diese stehen Gott am nächsten in wonnevollen Gärten; und sitzen auf golddurchwirkten Polstern. Sie hören dort keine Klage, keine schlüpferigen Worte, nichts als: Heil! Heil! Die Gefährten der Rechten wohnen an immerfließenden Wassern, unter unvergänglichen Liebes-schatten, und genießen Paradiesesfrüchte. Die Gefährten der Linken haben ihr Gutes auf Erden gehabt, nun müssen sie in siedendem Wasser, im Schatten bieder Rauchwolken sein, häßlich und ohne Kühlung.

Mit seiner Sittenlehre freilich da hapert's; Intoleranz, Vielweiberei und Grausamkeit kennzeichnen seine letzten Jahre, und doch! Er war einst aufrichtig, er hat es gut gemeint; nur sein Erfolg hat ihm das Herz und den Kopf verdorben.

Ich schließe diesen Artikel mit Mahomed's eigenen Worten:

„Des Menschen Handlungen sind von ewiger Bedeutung, sie werden nie vergessen, denn der Mensch lebt ewig; in seinen 60 Jahren erwirkt er sich hier einen ewigen Himmel oder eine ewige Hölle. Allah ist groß!“

## Der Bahnwärter.

„Und um den Abend wird es Licht sein.“ Sach. 14, 7.

### IV.

Wenn man zur rechten Seite des Bergmannsdorfes eine schmale, steile und dicht bewaldete Bergwand hinaufstieg, so blickte man, auf der Höhe angelangt, zu nicht geringer Ueberraschung in ein gleich tiefes Bachthal hinunter. Der Bach hatte eigentlich dort schon seinen Lauf beenden und

zur Seite des Bergmannsdorfes in den Fluß münden wollen. Aber die starre Felswand, die er hier vorfand, hatte er nicht zu durchbrechen vermocht. Schäumend und brausend wandte er sich darum zur Linken und erreichte erst eine Stunde weiter seinen Willen, sich mit dem Fluße zu vereinigen. Dort aber, wo der wilde Sohn des Gebirges noch mit ungebrochenem Un-



gestüm durch Wald und Wiesen herunter kam, lag ein bedeutendes Hüttenwerk, wo die rings in Schächten und Stollen gewonnenen Blei- und Silbererze verarbeitet wurden.

Dasselbe gewährte mit seiner prachtvollen Herrschaftswohnung, seinen gewaltigen Zechen, Pochwerken, Wäschern und Schmelzen einen großartigen Anblick, und der Lärm des ewigen Pochens, Hämmerns und Rauschens drang bis herauf auf die Höhe. Die Entfernung von dem Bergmannsdörfchen betrug höchstens eine halbe Stunde. Die Verbindung wurde hergestellt durch einen steilen Fußpfad, der jäh auf dieser Seite anstieg und jäh auf jener Seite abfiel, und der sich durch Gebüsch und schwindelnde Felsen hindurchwand. Doch war derselbe stets mit hin- und hereilenden Bergleuten oder Essen tragenden Kindern und Weibern bedeckt. Auch Anna wanderte jetzt oft hinüber bei Wind und Wetter, bei Schnee und Eis.

Sie hatte noch einmal, ehe sie zu der rauhen, harten Steinklopparbeit griff, überall versucht, andere Arbeit zu bekommen, die besser für weibliche Hände passe. Aber sie war überall zurückgewiesen worden, bald fein, bald weniger fein, bald grob. Stets hatte sie merken können, daß man mit der Frau eines Zuchthaussträflings Nichts zu thun haben wollte. Bittere Thränen hatte sie dann jedes Mal geweint; aber der Gedanke an ihre Kinder hatte ihr neuen Muth und neue Kraft gegeben; zuletzt war ihr Nichts übrig geblieben, als ihre äußerste Zuflucht, das Bergwerk.

Sie setzte sich mitten unter die „Hallenbuben“, um Steine zu klopfen und Erze zu lesen. Die Beschäftigung mit jener leichtesten und niedrigsten Hüttenarbeit nannte man nemlich „auf die Halle gehen,“ und die sich an der Arbeit beteiligten, mochten es nun fünfzehnjährige Buben oder greise Männer sein, „Hallenbuben“, da diese Verkleinerung und Auslese des Erzes in einer langen „Halle“ vorgenommen wurde.

Obwohl meistens Buben, oft Kinder diese einfache Arbeit verrichteten, waren auch Männer darunter, die zu keiner anderen Beschäftigung mehr taugten, ebenso etliche Mädchen, aber keine Frau.

Sie hatte darum unter dem rohen Volke genug zu leiden. Man ließ es nicht einmal bei boshaften Andeutungen und Röcheln bewenden, sondern trieb offenen Spott und Hohn in Worten und Gesängen.

Die Frau dachte an ihre Kinder und ertrug es.

Empfindlicher traf es sie, als auch ihr früherer Freier, der Bergschreiber Duast, herbei kam, um sich für seine einstige, schmähliche Zurückweisung dadurch zu rächen, daß er Anna dem allgemeinen Gelächter Preis gab. Das war aber zu viel für das gequälte Weib. Sie fuhr auf, wie eine verwundete Löwin. „Ich habe ihn immer für einen schlechten Musjeh gehalten,“ rief sie, „aber so niederträchtig, wie er wirklich ist, habe ich mir ihn doch nicht vorgestellt. Das, was er an mir gethan hat, das thut kein Räuber, kein Mörder, das thut nur ein reiner Satan. Nehme er sich ein wenig in Acht. Er hat gewiß schon genug bei unserem Herr Gott im Schuldbuch stehen, der wird ihn treffen, ehe er es versteht.“ Der bleiche Herr Bergschreiber war darauf noch bleicher geworden und hatte sich eiligst entfernt. Niemand konnte ihn begreifen, daß er davon lieg. Er war doch sonst nicht so ängstlich oder „auf den Mund gefallen“, wie man sagt.

Unbegreiflicher war das Folgende. Anna fürchtete nun auch ihre letzte Zuflucht verloren zu haben durch die Nachsicht des Schreibers, und daß ihr selbst die Arbeit „auf der Halle“ entzogen werde. Allein, siehe da: des anderen Tages ward ihr

der höchste Lohn ausbezahlt und ihr gesagt, so sollte es jetzt immer bleiben.

Was war das? War das eine neue Bosheit ihres Feindes? oder schlug ihm das Gewissen? Anna kümmerte sich nicht darum. Sie freute sich um ihrer Kinder willen des höheren Verdienstes und suchte desselben sich auf alle Weise würdig zu machen.

Mittheilung legte sich auch die Spottsucht der Uebrigen. Ebenso begann im Dorfe selbst eine für Anna günstigere Stimmung Platz zu greifen. Der gesunde Menschenverstand siegte über die Thorheit und die Verblendung. Sollte diese Frau, die sich Tag für Tag für ihre Kinder abquälte und abhärmete, noch einen verborgenen Schatz besitzen? Man fing jetzt an, hin und wieder auf den Bürgermeister los zu ziehen, der ihr ihr Letztes abgenommen habe. So waren die Oftern nahe herangekommen.

Die Strenge des Winters wich endlich milder Frühlingsluft. Die Sommerseite des Thales war schon gänzlich vom Schnee befreit, und drüben die andere Seite war auch im Begriff, den weißen Wintermantel abzulegen, um sich in Grün zu kleiden. Ebenso konnte sich das Eis im Fluß nicht mehr lange halten. Das Wasser stand schon schußhoch darüber.

Es war aber auch in den letzten Tagen eine merkwürdige Schwüle in der Luft gewesen, fast als wenn ein Gewitter oder Erdbeben bevorstände.

Anna, die Feierabend gemacht hatte, und vom Hüttenwerk heraufstieg, mußte sich den Schweiß abwischen, als sie die Höhe erreicht hatte, und ein paar Minuten ausathmen. Mit einem gewissen Bangen schaute sie hinunter auf ihr Dörfchen und in das schon dunkelnde Thal. Es wollte ihr schier unheimlich werden.

War es das Ungewohnte, daß jetzt Alles plötzlich von Schnee entblößt war, und Dächer und Felsen und Bäume in ihrer eigentlichen Färbung erschienen? oder war es das hohle, dumpfe Rauschen in den oberen Luftschichten, während unten Alles wunderbar still war, kein Blatt, kein Zweig sich regte, oder war es vielleicht das eigenthümliche Düstern, was schon seit Tagen den Himmel verhüllte?

Merkwürdig war auch sonst ihr Gemüth voll und gedrückt. Ihr Mann hatte aus dem Zuchthaus geschrieben. Der Brief enthielt nur Schönes und Erhebendes. Er athmete nur Frieden, Liebe und Vertrauen. Aber sie hatte doch eine stille Sehnsucht herausgesehen nach Freiheit und Lust. Das hatte ihr heiße Thränen entpreßt.

Außerdem lagen ihre Kinder seit einigen Tagen krank. Sie bekamen jedenfalls die Masern, die im ganzen Dorf verbreitet waren, eine an sich ungefährliche Krankheit. Aber gerade diese Hautkrankheiten bedürfen einer besonders sorgfältigen Pflege, damit sie keine übeln Folgen haben.

Anna wußte das und wäre auch bei ihren Kindern geblieben; denn sie war schon ängstlich, wenn sie nur Schnupfen oder Husten hatten. Aber die Weberlies, die gerade an Gicht litt und zu Haus bleiben mußte, sagte, Anna solle nur gehen, sie wolle Acht haben, daß die Kinder sich nicht bloß machen würden. Anna hatte ihr ihre beste Schürze versprochen, wenn sie ihr Versprechen ordentlich hielte. Die Weberlies hatte es feierlich gelobt. Aber Anna traute dem boshaften Weibsbild doch nur halb. War es nun Dieses oder war es Jenes oder etwas Anderes, es lag wie ein nahendes Unglück in ihrem Gemüthe. Als darum jetzt die Nachtlöcke aus dem Thal heraufklang, dieselbe Glocke, die so oft ihrem Manne hinüber nach

der Schlucht geklungen hatte, sank sie nieder auf die Kniee und betete:

„Herr, bleibe bei uns, es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget. Wende von uns alles Ungemach und lasse endlich wieder einmal die Sonne deiner Gnade über uns aufgehen nach dunkler, dunkler Nacht! Amen.“

Nachdem sie so im Gebet ihr gepreßtes Herz erleichtert hatte, riß sie noch einige blühende Röschen von einem Weidenbusch für ihre Kinder, und eilte dann mit geflügelten Schritten der Heimath zu. Sie fand es daheim nicht übel. Die Mätern waren völlig hervorgetreten und die Kinder nach Umständen munter.

Sie setzte sich darum, als das Nachtessen beendet war, und die Weberlies ihr Lager aufgesucht hatte, ganz beruhigt neben das Bett der beiden Patienten, um einen Theil der Nacht zu wachen. Den Tisch mit der Lampe hatte sie sich ein wenig näher herbeigerückt und einen Strickstrumpf zur Hand genommen. In dem Ofen brummte lustig ein wohlthuendes Feuer.

Die Behaglichkeit des Zimmerchens vermehrte aber noch ein fürchterlicher Wettersturm, der jetzt vom Himmel niederbrauste. Der Regen plätschte ordentlich auf den Steinen und der Wind drang mit solcher Wucht gegen die alten, raselnden Fensterseiben, als wollte er mit ihnen zugleich zur Stube hereinstürzen.

Anna fühlte sich ungemein sicher und angenehm hinter dem warmen Ofen. Sie freute sich, nicht mehr in das Unwetter gerathen zu sein. Aber die Wärme und Behaglichkeit vertrug sich nicht wohl mit ihrer Absicht, wach zu bleiben. Nur eine Weile klapperten die Strickstöcke ununterbrochen in ihren ruhigen Fingern, dann siegte ihre körperliche Ermüdung über ihren guten Willen. Sie nickte mit ihrem Kopfe tiefer und tiefer. Die Hände blieben auf einmal wie erstarrt stehen. Dann hob sich wieder plötzlich der Kopf. Die Strickstöcke klapperten wieder. Das wahrte aber nur einen Augenblick, dann sank wieder der Kopf und die klappernden Stöcke ruheten wieder.

Anna fühlte, als sie nach einer Weile zu sich kam, daß es so nicht weiter gehen könne. Sie stand deswegen auf, sah einmal nach dem Feuer und legte frisches Holz zu. Dann nahm sie einen steinernen Wasserkrug und stellte ihn neben sich auf den Tisch, um hin und wieder einen Schluck zu nehmen oder die allzuschwer werdenden Augenlider zu benezen.

Dies Mal hielt sie länger an mit Stricken, als das erste Mal. Aber als sie dies Mal wieder zu nicken begann, wurde sie nicht wieder wach. Das Strickzeug entglitt ihrer Hand und ihr Kopf sank auf den Tisch, wo er auf ihrem Arm ein geeignetes Ruheflößchen fand.

So mochte sie eine Viertelstunde geschlafen haben, da hörte man draußen von dem Flusse her dumpfe Schläge, wie Kanonenschüsse. Diesem folgte ein anhaltendes Rauschen, Gurgeln und Krachen, ein Getöse, das nur hin und wieder von dem Brausen des Sturmes und Regens überboten wurde.

Das Eis im Flusse war gebrochen und in Trüb gekommen. Hinter dem Eise drein aber wälzten sich ungeheure Wassermassen geschmolzenen Gebirgsschnees und droheten dem engen Thale mit einer fürchterlichen Ueberschwemmung.

Dem Häuschen Annas war die Gefahr am nächsten, trotz seiner hohen Treppe.

Denn es lag in dem sogenannten Unterdorf und dort an der tiefsten, zugänglichsten Stelle des Flußufers.

Das Wasser stieg mit einer schrecklichen Geschwindigkeit. Fast alle fünf Minuten war es um einen guten Fuß ge-

wachsen. Schon hatte es den Weinspab und die über denselben hinführenden Straßen überschritten. Der sonst sanft hinströmende Fluß glich einem wilden Strom. Immer höher stiegen die Wasser, immer wilder brauste die Fluth. Schon plätscherten die Wellen um die Wurzeln des Nußbaums. Jetzt hatten sie auch den Traubenstock erreicht und jetzt die Treppe. Jetzt stiegen sie die einzelnen Trepplinge hinauf, alle fünf Minuten einen Treppling.

„Ach wenn die da drinnen wüßten, welch ein entseßlicher Gast mit rasender Eile die Treppe heraufgestiegen käme, sie könnten sich vielleicht noch retten aus seinen kalten Todesarmen. Aber wer sollte es ihnen sagen? Freilich meldete er sich an durch unheimliches Gurgeln und Rauschen. Allein die da drinnen hörten ja nicht darauf.“

Schon war die Hälfte der Trepplinge erstiegen, schon lag das Häuschen, wie eine Insel, mitten in der Fluth, da fielen im Ofen drinnen die letzten Kohlen aus einander, und das Licht, nachdem es eine Weile hin und her gefackelt, erlosch mit einem lauten Zischen.

„Anna, Anna!“ rief die Weberlies, „dein Licht ist ausgegangen. Aber horch einmal, was ist das für ein Rauschen! Man meint, es wäre Ueberschwemmung.“

Anna war schlaftrunken an das Fenster getaumelt. Sie konnte Nichts sehen in der stockfinsternen Nacht, aber sie hörte durch das offene Fenster das Rauschen des Flusses gar wohl. Doch kümmerte sie der angeschwollene Fluß im Grunde nicht viel. Sie vermochte sich ja Alles natürlich zu erklären. Schon wollte sie wieder das Fenster schließen, als sie durch ein verächtliches Plätschern auf der Treppe aufmerksam wurde. Wie vergeistert schaute sie hinaus und suchte die Dunkelheit zu durchdringen.

„Ach, du lieber Gott im Himmel, das Wasser steht ja schon auf der Mitte der Treppe. — Meine Kinder! meine Kinder! was soll aus ihnen werden?“ Die Weberlies sprang mit gleichen Füßen aus dem Bett. Sie suchte sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen, und als es sich bestätigte, schrie sie noch lauter als Anna: „Meine Kartoffeln, meine Kartoffeln, meine Geiz, meine Geiz, Alles verloren.“

Anna hatte mittlerweile eine Laterne angezündet und den Wasserstand untersucht. Sie kam zähnelappernd wieder herein: „Wir müssen augenblicklich flüchten, das Wasser steht schon auf dem obersten Treppling und folgt mir fast auf dem Fuße nach.“

„Flüchten?“ heulte die Weberlies, „wohin denn? Wir sind ja rings vom Wasser umgeben. O du lieb's Herrgottchen, daß ich so noch mein armes Leben verlieren muß.“ Gleichsam zur Bestätigung ihrer Furcht stieß in demselben Augenblick eine gewaltige Eisscholle wider das Häuschen, daß es zitterte und bebte. Die Weberlies schrie auf, als wenn schon ihr letztes Stündlein gekommen wäre. Auch die Kinder wurden unruhig und wollten aus dem Bette.

„Ja, ihr sollt aus dem Bette“, sagte Anna mit bebenden Lippen, „und auch aus dem Hause. Gott mag euch behüten, ihr Armen. Ach, da ist das Wasser schon.“ Sie stieß einen gellenden Schrei aus, denn das Wasser züngelte richtig zur Stubenthüre herein. „Eile dich Lies. Hier nimm den Anton und wickle ihn gut zu mit der Bettdecke. Ich will den Fritz tragen. Wir können droben durch den Speicherladen hinaus auf die Kirchhofsmauer. Ich bin schon als Kind einmal so geflüchtet, und mein Vater hat eine eigene Vorrichtung machen lassen. „Nur fort jetzt! Voran! Eile dich doch!“

Aber die Lies hatte jetzt Zeit, da sie wußte, daß sie immer



noch sich retten könne. Sie raffte ihre werthvollen Sachen zusammen und schnürte sie zu einem Bündel, und als Anna immer heftiger drängte, sagte sie mit dem lauernnden Blicke eines Raubthieres: „Wenn du mir sagst, wo du deinen Schatz vergraben hast, will ich deinen Anton tragen.“

„Bei Gott dem Gerechten, vor dessen Richterstuhl ich einst treten muß, ich habe kein vergrabenes oder verborgenes Geld. Aber ich will dir mein Perlenhalsband geben von meiner Brendels-Tante, und die Ohrringe, die mir mein Mann geschenkt hat, als er von Berlin zurückkam.“

Durch diese Geschenke erweicht, nahm denn die Lies den Knaben auf den Arm, aber sie konnte es doch nicht lassen dabei zu rufen: „Ach du lieb's Gottchen, wie schwach, wie schwach!“

Es war übrigens die höchste Zeit, daß sie gingen, denn das Wasser kam mit immer größerer Wucht, und eine Eischolle zertrimmerte bereits die Hausthüre.

Rasch hatte Anna mit ihren starken Armen eine Brücke vom Speicherladen auf die Mauer hergestellt, und nun ging es die paar Schritte hinüber.

Es war immerhin ein halbsbrecherisches Wagniß, ein Kind auf dem Arm, die Laterne in der Faust in dunkler, stürmischer Nacht auf schwankendem Brett über eine haushohe Tiefe hinzuwandeln. Aber die größere Gefahr, welche drohete, ließ die beiden Weiber die kleinere leichter überwinden. So standen sie glücklich auf dem Kirchhof.

Aber wohin nun mit den kranken Kindern? Auf dem Kirchhof zwischen Kreuzen und Gräbern war doch ihres Bleibens nicht. Der Sturmwind saufte, der Regen plätscherte. Die Kinder durften in diesem Unwetter nicht lange bleiben, wenn es nicht ihr gewisser Tod sein sollte. Aber wohin? um Gottes Willen wohin? Die gute Anna legte sich jetzt erst eigentlich die Frage vor. „Wir müssen zunächst ins Oberdorf,“ seufzte sie. „Dort ist das Wasser noch nicht hingedrungen.“

„Weißt du was, ich ginge geradezu zu der Brendels-Tante,“ sagte die Weberlies, „da bist du am sichersten aufgehoben.“

„Ich weiß, daß das dein Ernst nicht ist, Lies. Du willst mich nur tranken; aber ich will in Gottes Namen deinen Rath befolgen. Ich thue es um der Kinder willen. Gott, ach Gott, wenn denen etwas passirte.“

Das eng an einander gebaute Oberdorf war um Vieles höher gelegen, als die zerstreuten Häuser des Unterdorfs. Die einzelnen Gehöfte waren auch stattlicher, und da sie sämmtlich sich wider die Bergwand anlehnten und dahinaus Ausgänge hatten, konnte dort von eigentlicher Wasserznoth keine Rede sein.

Nur die Keller füllten sich in der Regel mit Wasser, und bei größeren Ueberschwemmungen wurden auch Ställe, Schoppen, Scheunen und niedrig gelegene Stuben von den Wasserwogen heimgesucht. Das gehörte aber schon zu den Seltenheiten.

In dieser furchtbaren Nacht jedoch hatten sie auch im Oberdorf Angst. Das Wasser kam so außerordentlich rasch und mit solcher Gewalt, daß sich kaum die ältesten Leute an etwas Nehnliches erinnerten.

Alles war darum auf den Beinen. Die Keller wurden geräumt, das Vieh nach höher gelegenen Ställen gebracht, Betten abgeschlagen und nach den oberen Stockwerken geschafft. Dabei half Eines dem Anderen. Ganze Heerden von jungen Leuten zogen von einem Haus in das Andere. Doch hatten die Häuser besondern Vorzug, wo es am meisten zu trinken gab. So war ein wahrer Zusammenlauf von Menschen bei der Frau Brendel. Allerdings war auch dort mehr zu thun, da bedeutende Vorräthe in den Kellerräumen aufgeschichtet lagen.

Natürlich ging es bei solchem Andrang der verschiedensten Leute ohne Wirrwarr nicht ab. Aber die scharfen Augen und gebieterische Stimme der dicken Kaufmannsfrau wußten Ordnung zu schaffen. Wer ihr nicht gefiel oder unpassend erschien, wurde unbarmherzig hinausgewiesen. Allein bei der Eile, die nothwendig war, da das Wasser schon in den Keller drang, und bei der Masse der Gegenstände konnte es dennoch ohne Schaden nicht ablaufen. So warfen zwei junge Burschen ein großes Delfaß, das noch zur Hälfte gefüllt war, mit solcher Gewalt in den mit rothen Sandsteinen geplätteten Hausgang, daß eine Daube pläzte und das Del sich in Strömen ergoß. Die Frau Brendel war wie der Blitz dabei, riß das Faß herum, daß es auf die unbeschädigte Seite zu liegen kam, jagte die ungeschickten Burschen mit Scheltworten fort und rief einen erfahrenen Mann herbei, der ihr helfen sollte, das noch übrige Del zu retten. Denn das Del war wieder um ein Bedeutendes aufgeschlagen, und jeder Tropfen, der verloren ging, ein Verlust.

Sie hatte Gefäße aus der Küche herbeigeholt, in welche das Del vor der Hand eingegossen werden sollte. Das Faß war aber so unschicklich groß, daß sie entschienen Hand mit anlegen mußte. Sie saß darum in gebückter Stellung unter dem Faß, mit der einen Hand dasselbe stützend, mit der anderen die Gefäße unterschiebend. Zum Unglück reichten die Gefäße nicht aus. Schon war das letzte in Gebrauch, da rief sie mit gellender Stimme ihrer Magd: „Erine, Erine! — Wo ist nur wieder die feise Person? Sie ist niemals da, wenn man sie braucht.“

Hochroth im Gesichte vor Anstrengung und Zorn rief sie in immer höheren Tönen: „Erine, Erine!“

In diesem Augenblick traten Anna und die Weberlies mit den beiden Kindern in den Hausgang.

Anna war schon ganz verschüchtert, als sie ihre Tante so zornig sah. Sie sprach deswegen in zaghaftem Tone: „Tante, nehmet mich mit den armen, kranken Kindern in eurem Hause auf. Wir haben kaum vor dem andringenden Wasser das nackte Leben gerettet. Ich käme nicht, wenn nicht die furchtbare Noth mich triebe.“

Die Frau Brendel gerieth in einige Verlegenheit durch diesen plötzlichen Angriff auf ihre Gastfreundschaft. Sie schaute neugierig unter dem Fasse heraus mit ihrem runden, rothen Gesichte. Aber die späten Gäste schienen ihr nicht zu gefallen. Ihr alter Mergel und ihr frischer Zorn siegten über die augenblickliche Rührung. „Du hast dir deine Suppe selbst eingebracht, du magst sie auch ausessen,“ erwiderte sie auf die Bitte ihrer Nichte. „Du hättest es süß haben können, jetzt magst du sehen, wie Bitter schmeckt. Ich habe keinen Platz für deine Kinder. Alle Stuben sind mit Waare bestellt.“

„Um Gottes ewiger Barmherzigkeit willen, auf die ihr ja auch hoffet, laßt mich nicht fort gehen, Tante! Weiset das Kind eurer einzigen Schwester, der ihr auf dem Todesbett gelobt habt, Mutterstelle zu vertreten, so nicht von eurer Schwelge! Kreibt mich nicht in Nacht und Bergweisung hinaus. Thut nur, was jeder Christenmensch an Anderen üben soll. Erbarmet euch dieser armen Kleinen, die sonst sterben müssen in diesem Unwetter. Laßt die Unschuldigen nicht büßen, was ich verbrach. Sie sollen für euch beten, wenn sie wieder gesund werden, jeden Morgen und Abend die Kleinen Händchen für euch falten für euer Glück und Wohlergehen. Ach laßt sie nicht umkommen in Sturm und Regen! —“

Tante seid ihr denn kein Mensch? — O Gott, o Gott, ich kann nicht mehr.“

Sie mußte sich wider die Wand lehnen, um nicht umzufallen. Ihre Bitten hatten so rührend geklungen. Sie war so ergreifend in ihrer bis zum Tod geängsteten Muttersorge und Mutterliebe. Sie sah so bleich, und in ihren großen, sanften, blauen Augen perlten so heiße Thränen, einen Stein hätte es rühren müssen. Dem Mann, der das Faß hielt, stand das Wasser in den Augen. Aber Tante Brendel war heute härter, als ein Stein. Sie war sonst nicht so schlimm. Sie fühlte sich sogar tief ergriffen. Aber ihr Stolz ließ es nicht zu, jetzt noch nachzugeben. Sie polterte sich darum selbst in Zorn. „Es braucht Niemand für mich zu beten. Wenn keine Kinder beten wollen, dann laß sie für ihren Vater im Zuchthaus beten.“

„Ich gehe schon, schweigt nur still, Tante!“ sagte Anna ihre letzten Kräfte zusammenfassend. „O wäre ich in meinem Stübchen sitzen geblieben, die Wasser hätten mehr Erbarmen gehabt, als die Menschen. Sie wären vor meinem Schmerze zurückgewichen. Kommt, ihr Kinder, laßt uns sterben! Die Welt hat Nichts für uns mehr übrig, als ein Grab.“

Sie wankte zur Thüre hinaus.

„Frau Brendel, so laufet ihr doch nach, bringet sie zurück. Es gibt wahrhaftig ein Unglück. Es ist ja eine Schmach und Schande, wie ihr euch aufführt, das thut ja kein Heide und kein Türke,“ rief der Mann, der das Faß hielt.

„Ich weiß nicht, Geisenlips, was du dich darum zu bekümmern hast, was ich thue,“ rief die dicke Frau in hohem Zorn. „Dann weiß ich aber auch nicht, warum ich euer Narr bin und euch das Faß hier halte.“ Bei diesen Worten ließ der Geisenlips das Faß fallen und rannte der verzweifelnden Mutter nach. Er traf sie noch an der Thüre des Hauses, wo die Weberlies sich weigerte, noch einen Schritt weiter mitzugehen. Sie brauche nicht mehr Erbarmen zu haben, als die eigene Tante. Sie habe für die paar Lumpendinger von Geschenken genug gethan, sagte sie.

Der Geisenlips nahm dem häßlichen Weibsbild das Kind vom Arm und sagte so sanft und liebevoll, wie er mit seiner rauhen Stimme nur konnte: „Komm, Anna, du gehst mit deinen Kindern zu mir in mein Haus. Es ist zwar klein und schon stark besetzt, aber geduldige Schafe gehen viel in einen Stall. Und an Liebe soll dir es nicht fehlen. Wir theilen das letzte Stück Brod mit dir.“

Anna brach in ein krampfartiges Schluchzen aus und eilte von dem freundlichen Mann unterstützt, in das Irtenhäuschen auf der Höhe.—

Der dicken Frau Brendel war es nicht so gut gegangen.

Als der Geisenlips so unversehends das Faß losließ und sie es greifen wollte, glitschte sie auf dem ölgetränkten Boden aus und das Faß fiel über sie. Das Faß sowohl, als das nebenstehende Gefäß gossen ihren fettigen Inhalt über die Daliegende aus, und sie bekam so viel von ihrem alten, guten Del zu schlucken, daß sie zu ersticken meinte. In ihrer Todesangst wollte sie sich aufraffen, aber dick und schwerfällig, wie sie war, glitschte sie wieder aus und fiel so hart auf den Kopf, daß ihr Blut sich mit dem Oele mischte. Sie fühlte, wie sie matter und matter wurde. Der Angstschweiß trat auf ihre Stirn. „Ach Gott, ich muß sterben,“ sagte sie, „da ist schon der Todeschweiß.“ Niemand hatte größere Angst vorm Sterben, wie sie. „Trine, Trine,“ rief sie verzweiflungsvoll. Aber ihre Stimme klang heiser und matt. Sie konnte nicht mehr rufen. Sie wurde auch nicht gehört, denn die Ahrigen waren oben auf das Emigste mit dem Einräumen der Waare beschäftigt. Sie wollte beten. Sie legte die Hände zusammen; aber hatte sie nicht eben noch freudig gesagt, für sie brauche Niemand zu beten? Hatte sie nicht eben noch allem Erbarmen Sohn gesprochen? wie durfte sie das Erbarmen Gottes anrufen?

Eine Hölleangst ergriff sie, die Angst des letzten Gerichtes, wo die armen Seelen in die Hände des lebendigen Gottes fallen und kein Ausgang, keine Flucht mehr ist, Nichts, als die Jornesaugen des ewigen Richters.

Alles Blut schoß ihr nach dem Hirn, die Augen traten aus ihren Höhlen, ihr Herz schlug wie ein Hammer; blutiger Schaum stand vor dem Munde. Da kam endlich die lang-ersehnte Trine. Sie fing ein großes Lamento an, als sie ihre Frau in dem Delbad erblickte, half ihr aber auch endlich auf die Beine. Jedoch die Frau Brendel, die sonst so fest auf ihren Beinen stand, konnte vor Zittern nicht stehen. Trine mußte sie in die Stube an ihren Lehnstuhl führen, und sie von ihrem Delschmutz ein wenig reinigen. Ein Rassee sollte die Gesundheit wieder in Ordnung bringen. Er half wohl, aber er that's doch nicht völlig. Sie legte sich ins Bett. Aber da war's ihr, als hörte sie das Rauschen des Wassers doppelt, und als sie ein wenig eingeschlafen war, sah sie Anna im Traume vor sich stehen, bleich wie Schnee und auf jedem Arm einen tobtten Knaben, und indem sie ihr die Todten zeigte, sagte sie: „Tante, seid ihr denn kein Mensch?“ Sie wurde plötzlich wach, und die Haare sträubten sich ihr auf dem Kopfe in die Höhe vor Grausen.

Sie zündete sich ein Licht an und konnte nicht wieder einschlafen. (Fortsetzung folgt.)

## Der erste protestantische Missionar China's.

Quellenstizze von G. Berstcher.

China, das große mongolische Reich, das als das älteste Reich der Erde gilt, war lange Zeit dem segensreichen Einfluß des Christenthums verschlossen. Im 13. Jahrhundert erst drangen die ersten Lichtschimmer in das Dunkel des von finstern Heidenthum umnachteten Reichs. Unter dem beständigen Wechsel von Duldung und Unterdrückung brach es sich mühsam Bahn, bald mit größerem, bald mit geringerem Erfolg. Einen neuen und größeren Aufschwung nahm die Mission gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter den Bemühungen der Gesellschaft Jesu. Doch auch hier war, wie überall unter den Jesuiten, mit der Zeit eine fortschreitende Ver-

weltlichung ihrer Christianisierungsbestrebungen wahrnehmbar, so daß einer von Seite des Kaisers Jong-tsching bald darauf folgenden Unterdrückung und Verfolgung zufolge nur noch wenige Missionare unter steter Gefahr ihres Lebens im Lande verbleiben konnten.

Bis in die Mitte dieses Jahrhunderts dauerten die Unterdrückungen mit theilweiser Unterbrechung fort, und erst als Frankreich im Jahr 1860 Freiheit und Schutz für die Christen durchsetzte, gestaltete sich die Lage derselben in China besser. Dessen ungeachtet war aber seither die Ausbreitung des Christenthums immer noch mit großen Schwierigkeiten verbunden



was die Vorfälle der neueren Gräuelfcenen deutlich erwiesen.

Der erste protestantische Missionsversuch wurde von der Londoner Missionsgesellschaft gemacht. Diese sandte im Jahr 1807 den später so berühmten gewordenen und von der ganzen Christenheit hochgeachteten Robert Morrison nach Macao und Kanton. Sieben Jahre später vollendete dieser ausgezeichnete Gottesmann schon die Uebersetzung des Neuen Testaments, und nach weiteren 4 Jahren, im Jahr 1818, die der ganzen Bibel in die chinesische Sprache. In diesem Jahr wurde auch von ihm zu Malakka ein englisch-chinesisches Collegium gegründet für englische und chinesische Literatur und Ausbreitung des Christenthums.

Morrison war das Kind armer aber frommer Eltern, Leute von achtungswerthem Charakter, die es sich angelegen sein ließen, ihre 9 Kinder, von denen Robert das jüngste war, in der Furcht des Herrn zu erziehen. Er erblickte das Licht der Welt den 5. Januar 1782 zu Warrington in Northumberland, wo sein Vater, der ein Schotte war, das Geschäft eines Leischners betrieb. Später verlegte sein Vater seinen Wohnsitz nach Newcastle, wo ihm Robert beim Geschäft behülflich sein mußte. Zu gleicher Zeit fand in seinem jugendlichen Herzen der Same des göttlichen Wortes Raum zu einer gedeihlichen Entwicklung. In seinem Gemüth setzte sich schon früh der Entschluß fest, ein frommes und Gott geweihtes Leben zu führen. Nichts war ihm so wichtig als das Heil seiner Seele und die Ausbreitung des Reiches Gottes. Diese Gegenstände bildeten das Ziel seines Strebens und waren die Triebfeder seines Wirkens. Er wurde ein fleißiger Bibelforscher und betrieb ernstlich das Studium der heiligen Schrift als die Quelle alles Heils. Oftmals konnte man ihn bei schwerer Arbeit die Bibel neben sich liegen sehen, um nach den Schätzen der Kleinodien des göttlichen Wortes zu forschen. Dabei brachte er viele seiner Freistunden im brünstigen Gebet und verborgenen Umgang mit Gott zu. Jeden Montag Abend sammelte er eine Anzahl junger Freunde in seines Vaters Werkstatt um sich, wo sie mit einander in der Bibel lasen und im Gebet zu Gott flecten.

Aus einem zu dieser Zeit begonnenen Tagebuch, welches seine Familie jetzt noch aufbewahrt, geht hervor, wie er seine Zeit zubrachte; wie viele Stunden er nemlich dem Schlaf, der Arbeit, dem Studium und dem Gebet widmete. Bei diesen Verzeichnissen finden sich kleine Anmerkungen über die Fortschritte seines Studiums sowohl als der Gottseligkeit. Und aus Allem leuchtet hervor, daß er seine Zeit gut anzuwenden wußte und ein fleißiger und frommer Jüngling war. Die wenigen Augenblicke, die er nebstdem noch erübrigen konnte, verwendete er zum Besuch der Armen und Kranken, und brachte dadurch manche Segnungen in die Hütten seiner hilfsbedürftigen Mitmenschen. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit vieler Personen auf sich, und man hegte damals schon die gerechte Hoffnung von ihm, daß er dereinst ein nützlicher und großer Mann werden würde.

Auf Anrathen einiger seiner Freunde sollte er sich zum Prediger ausbilden; er aber entschied sich für das Missionswerk, denn er wollte den armen Heiden das Wort Gottes bringen. Sobald er diesen Voratz gefaßt, lenkte er nun auch seine ganze Aufmerksamkeit auf die nöthigen Vorbereitungen und erforderlichen Studien und bot dann den Directoren der Londoner Missions-Gesellschaft seine Dienste an, die gerade im Begriff waren, einige Missionare nach China zu senden. Sowohl die besonderen Eigenschaften, als auch die hervorragenden Gaben schienen ihn für einen solchen Zweck bestimmt zu haben, und demgemäß ward er nebst zwei Anderen für dieses wichtige Werk

ausgesehen. Die beiden Anderen indeß lehnten diese Ehre ab, und Morrison hatte allein zu gehen. Es wurde jedoch für nothwendig erachtet, daß er noch vor seiner Abreise sich etwas mit der chinesischen Sprache vertraut mache. Dieser Umstand aber bereitete Schwierigkeiten, da eine chinesische Sprachlehre erst noch zu verfassen war und auch keiner der Engländer diese Sprache verstand.

Weg hast du aller Wegen  
An Mitteln fehlt dir's nicht—

so verherrlicht der Dichter das Walten Gottes und preist die wunderbaren Wege des Herrn zur Durchführung seiner Pläne. Und gerade so bot auch der Herr seine helfende Hand in dieser Angelegenheit dar. Ein Chinese, Namens Jong-Sam-Tak, hielt sich zu dieser Zeit in London auf, und er unternahm es, Morrison zu unterrichten. Man erwirkte ihm die Erlaubniß, die chinesischen Manuscripte des Britischen Museums zu präsen, und hier fand er zu seiner großen Freude ein geschriebenes Manuscript. Es war eine chinesische Uebersetzung der vier Evangelien und der Episteln Pauli. Diese waren ohne Zweifel vor längerer Zeit von einigen Jesuiten-Missionaren übersetzt worden. Mit Hülfe dieses Buches und unter dem Beistand seines Lehrers Jong-Sam-Tak bemühte er sich, die chinesische Sprache zu erlernen.

Das war aber die leichteste Aufgabe noch lange nicht. Wenn das Erlernen fremder Sprachen im Allgemeinen schon schwierig genug ist, so ist das Studium der chinesischen Sprache doch noch mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Diese Sprache hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit irgend einer anderen; sie hat kein Alphabet und keine Worte, die aus Buchstaben gebildet sind, wie dies bei anderen der Fall ist. Ihre Schriftzeichen bilden Figuren, worauf sich der Gegenstand der Sache bezieht. Diese sonderbaren Zeichen, wie wir sie manchmal auf den von China kommenden Theekisten sehen können, bilden ein ganzes Wort. So erfordert demnach fast jeder Gedanke oder jede Sache ein eigenes Schriftzeichen, und gerade dieses macht die Erlernung der chinesischen Sprache so unvergleichlich schwer. Es wird behauptet, daß nicht weniger als 30,000 solcher Zeichen zur Bildung dieser Sprache erforderlich sind. Welch eine Riesearbeit, 30,000 solcher Schriftzeichen zu erlernen! Davor schreckte aber der muthige Held, Robert Morrison, nicht zurück, obwohl ihm zur Ausführung seines Vorhabens nur sehr wenige, fast unzulängliche Hülfsquellen zu Gebote standen. Er war mit dem unerschütterlichen Glauben besetzt, daß Zeit und Beharrlichkeit unter dem Beistande Gottes jede Schwierigkeit besiegen werde, und das war es, was ihm einen solchen heroischen Muth verlieh, seinen gefaßten Entschluß zur Ausführung zu bringen. Täglich konnte man ihn an der gewöhnlichen Stelle im Britischen Museum vor seinem Buche sitzend finden. Die Besucher des Museums konnten sich's nicht erklären, welche Wunderdinge sich diesem jungen Mann in seinem tief sinnigen Studium erschließen sollten. So erregte sein ungewöhnlicher Ernst und Eifer eines Tages die Aufmerksamkeit eines vornehmen Herrn, der auf ihn zutram und ihn fragte, welche seltsame Sprache es denn sei, die sein Interesse so sehr in Anspruch nehme?

„Die chinesische,“ antwortete der junge Morrison.

„Was, die chinesische?“ fragte der Mann verwundert. „Und verstehen Sie schon etwas davon?“ sprach er weiter.

„Ach, nein! bis jetzt noch nicht,“ versetzte der junge Mann; „ich bemühe mich, sie zu erlernen, doch sie ist unbeschreiblich schwer.“

„Und was werden Sie dadurch gewinnen, die schwerste Spra-

„Sie der Welt zu erlernen, von welcher man behauptet, daß kein Europäer sie ganz fertig erlernen könne?“ fragte wieder der vornehme Herr.

„Die Zeit wird es lehren,“ erwiderte der junge Mann. „Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß ich den ernstlichen Wunsch hege, mir diese Sprache anzueignen, und wenn Eifer und Geduld zu diesem Ziele führen, so wird der Erfolg nicht ausbleiben.“

Der Herr verließ ihn mit Achselzucken, indem er den jungen Mann bemitleidete, auf ein so nutzloses Unternehmen, wie er meinte, so viel Zeit und Ausdauer zu verschwenden. Denn er ahnte nicht, mit welchem Erfolg Gott das Unternehmen Morrison's krönen werde.

Nach Verfluß von beinahe zwanzig Jahren nahm dieser Herr Antheil an einem Jahresfest der Londoner Missions-Gesellschaft. Hier sah er einen Mann die Rednerbühne besteigen, der eine kurze Anrede an die Versammlung hielt. Nach dem Schluß seiner Ansprache überreichte er den Directoren der Gesellschaft eine Uebersetzung der vollständigen Bibel in der chinesischen Sprache. Es war seine Arbeit, die er unter der Mitwirkung des Dr. Milne beendet hatte. Das Erstaunen des erwähnten Herrn war groß, da er in dem edlen Missionar jenen ersten Jüngling im Britischen Museum erkannte, den er damals der vermeintlichen nutzlosen Arbeit wegen bemitleidet hatte.

Als der junge Morrison nemlich als fähig erkannt wurde, nach China zu gehen, wurde er dorthin gesandt. Zu jener Zeit aber war keinem Europäer der Eintritt in das Innere China's erlaubt. Die Insel Macao und die Vorstädte Kanton's waren die einzigen Plätze, die für sie offen standen. Morrison ging zuerst nach Macao und dann nach Kanton. Nach seiner Ankunft bemerkte er aber alsbald, daß das Volk ihn mit argwöhnischen Blicken beobachtete. Daher hielt er es für rathsam, sein Verhaben geheim zu halten und den Chinesen so viel wie möglich gleich zu werden. Zur besseren Ausführung dessen bezog er ein niederes verstecktes Zimmer, ließ seine Haare lang wachsen, um einen chinesischen Pops machen zu können, kleidete sich chinesisch und bemühte sich, ganz auf chinesische Weise zu leben. Er verschloß sein Zimmer und verließ dasselbe Monate lang nicht, und nur in seltenen Ausnahmefällen des Nachts. In dem dunkeln kellerähnlichen Zimmer studirte er China und die Chinesen mit ihrer Sprache. Wenn er Abends beim Licht einer Lampe zu studiren hatte, verbarg er ihren Schein durch

einen Stapel Bücher, den er im Fenster aufstürzte, damit man ihn von der Straße aus nicht arbeiten sehen sollte.

Solch eine Lebensweise indeß konnte auf die Dauer nicht fortgesetzt werden; sie mußte den Ruin seiner Gesundheit herbeiführen. Auch war es ihm nicht wohl möglich, auf längere Zeitdauer seinen Aufenthalt vor den Chinesen zu verbergen; sie mußten dadurch nur noch argwöhnischer werden. Deshalb änderte er seinen Plan. Er bezog eine bessere Wohnung, lebte und kleidete sich auf europäische Weise. Indessen fuhr er immer fort, durch fleißiges Studium der chinesischen Sprache sich auf sein großes Werk vorzubereiten. Unter Ueberwindung aller erheblichen Schwierigkeiten gelang es ihm endlich, sich der Sprache soweit zu bemächtigen, daß er im Jahr 1814, sieben Jahre nach seiner Abreise, die Uebersetzung des Neuen Testaments der Missions-Gesellschaft anzeigen konnte. Zur Vollbringung dieses Werks war ihm das Manuscript, welches er im Britischen Museum vorgefunden hatte, von großem Nutzen gewesen. Ein großer Theil der Uebersetzung war jedoch durch ihn selbst geschehen.

Um diese Zeit vereinigte er sich mit einem anderen Missionar, dem Dr. Milne, dem er die chinesische Sprache lehrte. Im Verein beschäftigten sich nun Beide mit der Uebersetzung des Alten Testaments, und im Jahr 1818 war auch diese Arbeit vollendet, so daß die Uebersetzung der ganzen Bibel in die chinesische Sprache vollständig war. Nebst diesem schrieb Morrison verschiedene Tractate und verbreitete diese unter dem Volk. Auch predigte er den Chinesen das Wort Gottes in seiner Wohnung, das aber bei verschlossenen Thüren zu geschehen hatte. Ein Buchdrucker, der an dem Neuen Testamente arbeitete, wurde durch das Lesen desselben bekehrt und war die Erstlingsfrucht der protestantischen Mission in China. Ebenso bearbeitete Morrison ein Wörterbuch der chinesischen Sprache nebst verschiedenen anderen Büchern. Dadurch ebnete er den Weg für Andere, diese schwere und seltsame Sprache zu erlernen.

Im Jahr 1823 kehrte er nach England zurück, bei welcher Gelegenheit er eine Sammlung von 10,000 chinesischen Büchern mit sich brachte. Doch kehrte er schon im Jahr 1826 im Auftrag der „Ostindischen Compagnie“ wieder nach China zurück. Nur noch wenige Jahre war es ihm aber vergönnt, für das Wohl der Chinesen zu leben; denn schon nach acht Jahren setzte der Herr seiner thatenreichen Wirksamkeit ein Ende. Er starb den 1. August 1834 in Kanton und hinterließ der Nachwelt ein herrliches Vorbild, was wahre Frömmigkeit, Ausdauer und Eifer zu leisten vermögend sind.

## Siebenunddreissig Schreckenstage in der Wildniss.

Nach dem Englischen von W. Molitor.

Fortsetzung.

**D**iese Wohnung benutzte ich sieben Tage lang, von denen die drei ersten wegen des furchtbaren Sturmes die unangenehmsten waren. Der Dampf, welcher mich mit Wärme versah, bildete stets eine förmliche Wolke um mich, so daß ich mich in einem beständigen Dampfbad zu befinden schien. Das war mir im Anfang freilich sehr beschwerlich, hatte mich aber doch bald daran gewöhnt.

Meine Beschäftigung bestand während dieser Gefangenschaft in nichts Anderem als kochen, denken und schlafen. Was ich gedacht und gehofft, damit will ich den Leser nicht ermüden, er wird sich dies schon zur Genüge denken können. — Am

schmerzlichsten empfand ich die Einsamkeit; welsch ein Trost wäre es für mich gewesen, hätte ich mit einem Gefährten mein Schicksal, Leid und Freud', theilen können, aber so mutterseelenallein in dieser furchtbaren Wildniß, von Gefahren aller Art umgeben — es war ein entsetzlicher Gedanke, und ich mußte oft alle meine Geisteskräfte zusammennehmen, um nicht der finsternen Verzweiflung zu erliegen. —

Jetzt setzte ich meinen ganzen Scharfsinn daran, irgendwie Feuer zu erlangen, um so meine traurige Lage etwas erträglicher zu machen. Zwar hatte ich schon viel gehört und gelesen, auf welche Weise dies geschehen könne, aber die Mittel dazu waren alle außer meinem Reich.



Während ich so auf dem Boden meiner Hütte lag und noch darüber nachgrübelte, brach ein Sonnenstrahl durch die Wolken, und plötzlich kam mir ein Gedanke in den Kopf: ich holte mein Öpenglas, schraubte eine Glaslinse heraus, und hielt sie gegen die Sonne, auf ein Stück trockenes Holz gerichtet; bald rauchte und glimmte es—ich hatte Feuer. Mit großer Freude und lautem Jubel wurde diese Entdeckung von mir begrüßt, sie erfüllte mich wieder mit frischem Muth und neuer Hoffnung—ich hatte ja Beides, Feuer und Nahrung, wenn auch letztere meinen Bedürfnissen etwas kärglich zugemessen war. „Verzweifle nicht!“ diese Worte sollten von nun an meine Losung sein.

Mein Verweilen an diesen Quellen wurde durch einen Unfall, der mich in der dritten Nacht nach meiner Ankunft dahier betraf, um einige Tage verlängert. Ich machte nemlich während des Schlafes eine heftige Bewegung, so daß die Kruste, auf der ich ruhte, durchbrach und der hervorströmende heiße Dampf meine Hüften arg verbrühte, ehe ich noch Zeit gewann, mich aufzuraffen und zu entfliehen. Auf meiner ganzen späteren Wanderschaft hatte ich an den Folgen dieser Brandwunden, und durch meine erfrorenen Füße, die schon zu eitern angingen, viel Schmerzen auszustehen, auch wurde mir das Gehen dadurch sehr erschwert. Um nicht wieder ähnlichem Mißgeschick zu verfallen, suchte ich mir eine sichere Stelle aus und zündete ein tüchtiges Feuer an; nun traf ich die Vorbereitungen zur Abreise, die, sobald es mein Zustand erlaubte, stattfinden sollte. Da ich meine beiden Messer schon unterwegs verloren hatte, so trennte ich eine Schnalle meiner Weste und schärfte sie spit zu. Mit diesem Instrument schnitt ich mir aus den Schäften meiner Stiefel eine Art Pantoffeln zurecht, die ich so fest als möglich durch Baststreifen an meine Füße schnürte. Mit den Fasern eines aufgerissenen leinenen Taschentuches flichte ich meine abgerissenen Kleider so gut als möglich zusammen; auch drehte ich mir aus demselben Material eine Angelschnur, wozu mir ein rother Faden, den ich in meiner Tasche fand, sehr zu Statte kam; als Fischhaken benutzte ich eine krummgebogene Stechnadel. Um diese Ausrüstung noch zu vervollständigen, machte ich mir aus dem Leder meiner Stiefelschäfte ein paar feste Taschen, um die Lebensmittel darin aufzubewahren.

Nun war ich marschfertig und verließ nach achttägigem Aufenthalt die Quellen; ich hatte mir vorgenommen, meinen Weg quer durch die Halbinsel zu nehmen, um den südöstlichen Arm des Yellowstone-See zu erreichen. Es war ein schöner Morgen. Die Sonne schien hell und warm, während ein erfrischender Luftzug meine Stirn kühlte. Auf dem Marsche erging ich mich wieder in Selbstbetrachtungen, die theils freudiger, theils trauriger Natur waren, doch die Hoffnung auf ein glückliches Ende meiner Irrfahrt verließ mich nicht.

Plötzlich sprang der Wind um, und der heitere blaue Himmel bedeckte sich mit schweren Wolken, so daß die erquickende Sonnenwärme einer rauhen kalten Temperatur Platz machte. Ich zog nun meine Brenngläser hervor und versuchte Feuer zu machen, aber vergeblich, die freundliche Sonne ließ sich nicht blicken, trotzdem ich stundenlang geduldig auf ihr Erscheinen wartete. Eine kalte Nacht mit all ihren Schrecknissen stand mir bevor. Ich wollte mich zur Seite eines Hügel, der nur spärlich mit Nichten bewachsen war, niederlegen, aber der eifige Frost ließ mich nicht zum Schlaf kommen; nur durch fortwährendes Auf- und Abgehen und heftige Bewegungen vermochte ich mich vor dem Erstarren zu schützen. Es war eine lange, furchtbare Nacht, und ich war froh, als der heran-

nahe Morgen mich in Stand setzte, wieder nach dem Bessie See zurückzukehren; gegen Mittag kam ich hier an, machte ein tüchtiges Feuer und schlug während der beiden nächstfolgenden Tage mein Lager an dem Ufer des Sees auf.

Die schwache Hoffnung, daß meine Freunde durch ihre Nachforschungen nach mir ihre Weiterreise verzögert und sich daher vielleicht noch in der Nähe befinden möchten, verließ mich jetzt ganz und gar, und ich beschloß auf eigene Faust mir den Weg aus der Wildniß zu bahnen. Drei Richtungen hielt ich für möglich, dieses vorgezeichnete Ziel zu erreichen, wenn Gott mir Leben und Kraft erhielt. Zur besseren Orientirung zeichnete ich in dem weißen Ufersande einen Plan von diesen drei Wegen, und berathschlugte dann, welches der am wenigsten mühselige wäre. Der eine führte den Snake Fluß entlang bis zu einer Entfernung von hundert oder mehr Meilen von der Eagle Rock Brücke; der andere kreuzte das Land zwischen dem Südufer des Yellowstone See und den Madison Bergen, durch deren Uebersteigung ich leicht die Ansiedlungen im Madison Thale erreichen könnte; der dritte führte mich denselben Weg wieder zurück, auf dem ich in diese Gegend gekommen war. Nach einigem Zaudern entschied ich mich für die Richtung nach dem Madisongebirge, die mir als die kürzeste und gefahrloseste vorkam, und mir nur das Erklettern der Madison Bergkette als die erheblichste Schwierigkeit auf diesem Wege erschien; ob ich daran Flug gethan, wird der Leser aus den folgenden Schilderungen ersehen.

Nun machte ich mich reisefertig, füllte meine Taschen mit Distelwurzeln und nahm Abschied von diesem schönen einsamen Plage, wo ich zehn Tage lang ein erträgliches Asyl gefunden hatte; ich steuerte direkt dem nächsten Punkt des Yellowstone See zu. Mein Marsch ging den ganzen Tag über modernde Baumstämme und durch dunkles, verworrenes Dickicht. Ich benutzte die Mittagssonne um vermittelst meiner Glaslinse einen bürren Ast glimmen zu machen, und hielt ihn durch stetes Hin- und Herschwenken in Brand. Schon spät am Nachmittag machte ich müde und erschöpft in einer Richtung Halt, um hier die Nacht zuzubringen. Mein flackerndes Lagerfeuer bildete mit der tiefen Dunkelheit des Waldes einen seltsamen Contrast. Die hohen schlanken Stämme und der undurchdringliche Laub-Baldachin über meinem Haupte bildeten bei der ungewissen Beleuchtung ein eigenthümliches Gemälde; das Krächzen der Nachtvögel und der fast menschliche, unheimliche Schrei des Berglöwen sowie das langgebehnnte Geheul des Wolfes, alles Dieses wirkte sinnbetäubend auf mich ein und machte mich gegen meine sonstigen Leiden beinahe ganz unempfindlich.

Die Brandwunden an meinen Hüften waren bergestalt entzündet, daß ich nur in stehender Stellung schlafen konnte; mit dem Rücken gegen einen Baum lehrend starrte ich in das Feuer, dessen Rauchwolken mir oft den Athem zu benehmen drohten. Doch vergebens harrete ich auf den erquickenden Schlaf; das schaurige Concert, welches die wilden Bewohner des Waldes gaben, ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Mein Gehirn befand sich in fieberhafter Aufregung. Geisterhafte, schreckliche Gestalten schienen mich zu umgaukeln, bald sich mit drohender Miene nahest, bald wieder im Didicht verschwindend. Einmal übermannte mich ein unruhiger Halbschlummer, ich fiel nach vorn ins Feuer, und verbrannte mir erheblich die Hand dabei. O, mit welcher Seelenangst harrete ich des unbrechenden Tages!

Ein heller, freundlicher Morgen folgte der unheimlichen Nacht und verschonte meine grausigen Phantasiegemälde,



so daß ich in leichterem und besserer Stimmung meine Reise nach dem See zu fortsetzen konnte. Nach einem Tage harter, mühseliger Arbeit durch das Dickicht erreichte ich gegen Sonnenuntergang die Spitze eines Vorgebirges, welches schroff zum See abfiel. Von hier aus bot sich eine herrliche Aussicht dar. Vor mir, in einer Entfernung von fünfzig Meilen, zeich-

tigen Dome des Mount Langford und Doane empor, und bezeichneten die Grenze, bis zu welcher der menschliche Fuß einst nur vorzubringen vermochte. Auch den bekannten Gipfel des Mount Everts konnte ich begrüßen, er schien mit den Höhen, worauf ich mich befand, in Verbindung zu stehen, und erinnerte mich an die Gastfreundschaft, welche mir die heißen



Ufer des Bessie See.

neten sich an dem klaren Horizont die Felsspitzen der Three-Tetons ab. Rechts und anscheinend meinem Standpunkt am nächsten gelegen, erstreckte sich die Madison-Bergkette. Sie bildete mit ihren Schluchten, Thälern und Felsengruppen in der feurigen Vergoldung des Abendroths ein wunderbar schönes, anziehendes Panorama. Hoch über mir ragten die luf-

Duellen an seinem Fuße gewährt hatten. Der Eindruck, den diese Gebirgslandschaft auf mich machte, wurde noch vermehrt durch den schönen, tiefblauen See, die dampfenden Quellen und die romantischen Felspartien, die ich überschaute. So versunken war ich in den Anblick dieses großartigen erhabenen Bildes, daß ich beinahe vergaß, mir von den letzten Strahlen der



scheibenden Sonne Feuer zu verschaffen. Mit einem glimmenden Reissig in der Hand kletterte ich nun das steile, felsige Vorgebirge hinab zum Ufer des Sees, und machte auf dem weichen Sande desselben ein Feuer. Dann zog ich die steif gewordenen Pantoffeln aus, besetzte sie an meinen Gürtel und wanderte barfuß den sandigen Strand entlang, um Holz für die Nacht zu sammeln. Der trockne warme Sand that meinen wunden Füßen sehr wohl, und ich hielt sie noch lange Zeit bloß, um diese Linderung zu genießen.

Erst der hereinbrechende Nachtfrost gemahnte mich die schützenden Pantoffel wieder anzulegen. Im Begriff sie vom Gürtel zu lösen, bemerkte ich zu meiner großen Bestürzung, daß mir einer derselben beim Holzlesen verloren gegangen. Ohne ihn hätte ich nicht einen Tag weiter marschiren können, das dornige Gestrüpp und die spitzen Steine würden den nackten Fuß bald zerrissen und mir unerträgliche Schmerzen verursacht haben. Daher machte ich mich sofort ans Suchen. Mit einem Feuerbrand durchstrich ich nun in der Dunkelheit das umliegende Dickicht und das Seeufer. Unter Steinen, gefallen Baumstämmen und Büschen, überall forschte ich aufs genaueste nach.

Endlich nach Verlauf einer langen Stunde erblickte ich den Schuh an einem niedrigen Aste hängend. Meine Freude ob dieses glücklichen Fundes war unbeschreiblich und machte sich in einem lauten Jubelschrei Luft. Mit einem Gefühl großer Erleichterung ließ ich mich nun auf den weichen Sand nieder, lehnte meinen Rücken gegen einen Baum und schlief bald fest ein, während die rauschenden Wogen des Sees mir ein wildes Wiegenlied sangen. Niemals vorher habe ich auf meiner Zerrfahrt eine solch tiefe, erquickende Nachtruhe genossen. Als ich erwachte, war mein Feuer bereits ausgegangen, doch gelang es mir aus der heißen Asche die Flamme wieder anzufachen. Nach Einnahme eines Frühstückes setzte ich meine Reise dem Seeufer entlang wieder fort, behielt aber stets die Richtung nach den Madison-Bergen, meinem vorgestreckten Ziel, inne. Nachdem ich bis zur Dunkelheit gewandert und die Nacht in ungestörtem Schlaf auf weichem Sandbette zugebracht, gelangte ich am nächsten Morgen gegen Mittag an einen Lagerplatz meiner Freunde, wo sie zuletzt campirt hatten, und zwar in unmittelbarer Nähe des Sees. Schon einige Zeit bevor ich diesen Ort erreichte, hatte ich ihre Fußspuren deutlich in dem Sande wahrgenommen. Aber meine Hoffnung, hier einige Lebensmittel zu finden, erwies sich trotz alles Suchens als vergeblich; auch nicht das leiseste Merkmal gab mir kund, wohin die Gesellschaft später aufgebrochen sei. Doch zwei Dinge hatte sie zurückgelassen, die mir später sehr zu Statten kamen. Es war dies eine Gabel und eine Theekanne. Nun hatte ich ein ziemlich gutes Instrument zum Ausgraben der Wurzeln und brauchte beim Trinken nicht mehr mühsam das Wasser mit der hohlen Hand zu schöpfen. Da sonst für mich hier nichts mehr zu holen war, so setzte ich meine Reise in ziemlich niedergeschlagener Stimmung wieder nach den Madison-Bergen fort. So wanderte ich bis gegen Abend dem Seeufer entlang weiter. Im Laufe des Nachmittags hatte sich die Sonne durch den bewölkten Himmel auf einige Zeit Bahn gebrochen und es gelang mir einen dünnen Reissig in Brand zu setzen, und ihn durch Umherschwingen glimmernd zu erhalten. Die hereinbrechende Dunkelheit und der heftige Sturm, der sich mittlerweile erhoben, nöthigten mich ein Feuer anzuzünden und mich so viel als möglich vor dem kalten schneibenden Winde zu schützen. Zu diesem Zweck baute ich mir eine Art Laube aus Fichtenzweigen, trock darunter und saß, von dem langen

Marß ermüdet, bald in tiefen Schlaf. Erst durch ein lautes Knistern und Brasseln wurde ich erweckt; schnell vom Lager aufspringend gewahrte ich mit Schrecken, daß meine Laubhütte und der ganze angrenzende Wald in Flammen stand. Meine linke Hand war schwer verbrannt, und bei der Flucht durch die brennenden Bäume wurden mir alle Haare vollständig abgeengt. Die argen Verletzungen, die ich durch dieses neue Unglück erlitten, schmerzten mich jedoch nicht so tief, als der Verlust meines Messers, meines Fischhakens und der Angelschnur, die ich in der Bestürzung und Eile vergessen hatte mitzunehmen und nun für mich verloren waren.

Das großartige Schauspiel, welches der brennende Wald meinen Blicken bot, spottet jeder Beschreibung. Von einer Baumspitze zur andern sprangen die gierigen Flammen; wie tausende von feurigen Zungen schlängelten sie sich in die Höhe und leuchteten in die dunkle Mitternacht hinein. Mit rasender Schnelligkeit verbreiteten sie sich, bald ein ungeheures, wild wogendes Flammenmeer bildend. Das laute Brasseln und Krachen der brennenden und umstürzenden Bäume, das Toben des Sturmes und das Rauschen des aufgeregten Sees, Alles dieses vereinigte sich zu einem solch schrecklich-schönen Gemälde, wie ich es vorher noch nirgends gesehen habe.

Unter diesen Vorgängen schwand die Nacht dahin. Der nächste Morgen fand mich wieder auf der Wanderung. Wie bereits erwähnt, hatte ich meinen Weg bis jetzt stets dem Strande des Sees entlang genommen, und mich auf diese Weise den Madisonbergen genähert. Jetzt faßte ich den Theil derselben, welcher mir durch seine tiefen Einschnitte zum Ueberstreiten am geeignetsten erschien, fest ins Auge und steuerte direkt darauf zu. Das war ein sehr beschwerlicher Marß, denn ich mußte das sandige, offene Ufer verlassen und mich wieder durch den dichten Wald kämpfen. Den ganzen Tag ging es nun durch das finstere Dickicht, über gefallene Baumstämme, Felsen und steile Hügel hinweg dem vorgezeichneten Ziele zu. Aber je mehr ich vordrang, desto weiter schienen die Berge zurückzuweichen, gleichsam als wollten sie meiner mühseligen Arbeit spotten. Gegen Abend hatte ich kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt; müde und erschöpft zündete ich mir ein Feuer an und legte mich zur Ruhe nieder. Der Schlaf erquickte und stärkte mich und schon vor Tagesanbruch war ich wieder auf den Beinen. Die Hoffnung, einen bequemen Paß nach dem Madisonthale zu finden, erfüllte mich mit frischem Muth, und leichtem Herzen setzte ich die beschwerliche Reise fort. Aber wie getäuscht sollten meine frohen Hoffnungen werden; denn noch ehe ich den Fuß der ersehnten Berge erreichte, erkannte ich zur Genüge, welch unüberwindliche Hindernisse sie mir entgegenstellten.

Eine endlose Reihe von unzugänglichen schroffen Felsspitzen und tiefen steilen Abgründen tauchte vor mir auf. Kein Hohlweg, keine Schlucht war zu entdecken, durch welche ich diese Felsenmauern hätte übersteigen können. Ein Gefühl der tiefsten Verzweiflung überkam mich jetzt; mein Muth schwand gänzlich dahin; der schwierige und mühsame Weg der beiden letzten Tage, er war vergeblich gemacht!

Von dem felsigen Gipfel eines Hügels herab überschaute ich nun die Gegend, welche ich durchwandert. Es war für meine Augen ein furchtbares Panorama. Nichts als eine düstere undurchdringliche Wildniß mit zerklüfteten Felsen und Bergen zog sich bis an den Spiegel des Yellowstone-See hin. Sollte ich wieder an den Strand desselben zurückkehren! Doch ehe ich diesen für mich so schweren Entschluß ausführte, wollte ich noch einen Tag zum Nachspähen benutzen, vielleicht glückte

seß mir irgendwo einen Paß nach dem Madison-Thale zu finden. Zu meinen getäuschten Hoffnungen kam noch ein anderer Uebelstand hinzu. Ich hatte mir nemlich beim Verlassen des Sees nur einen kleinen Vorrath von Distelwurzeln mitgenommen, weil ich voraussetzte solche unterwegs zu finden. Allein dies war nicht der Fall, und auch hier an den steilen Bergen vermochte ich nichts davon zu entdecken, so daß mich der Hunger empfindlich peinigte.

Während ich noch darüber nachdachte, was besser sei, entweder hier zu bleiben und einen Durchweg suchen oder nach dem Yellowstone-See zurückzukehren, erfuhr ich eine jener wunderbaren Gesichtsercheinungen, die von vielen meiner Freunde fälschlich als Wahnsinn bezeichnet wurde; für mich war sie eine Warnungsstimme der göttlichen Vorsehung. — Ein alter Freund aus dem geistlichen Stande, dessen Charakter und Rathschläge ich stets in Ehren gehalten hatte, schien in seltsamer Gestalt vor mir zu stehen. Aus seinen Mienen las ich daß er meiner Unschlüssigkeit ein Ende machen wollte. Ich hörte ihn deutlich in bestimmtem und überlegenem Tone folgendermaßen sprechen:

„Gehen Sie sogleich zurück, so schnell als es Ihre Kräfte erlauben. Hier finden Sie keine Lebensmittel, und die Idee, diese Felsen zu übersteigen, ist Wahnsinn.“

„Doctor,“ erwiderte ich, „die Entfernung ist zu groß. Ich kann die Strapazen dieser Reise nicht noch einmal durchmachen.“

„Sprechen Sie nicht so. Ihr Leben hängt von diesem Unternehmen ab. Kehren Sie auf der Stelle zurück. Erheben Sie sich jetzt, damit Ihr Entschluß nicht wankend wird, und wandern Sie so schnell und so weit als möglich — es ist Ihre einzige Aussicht auf Rettung.“

„Doctor, ich bin erfreut, mit Ihnen in dieser Stunde meines Glucks zusammenzutreffen, aber ich bezweifle, ob Ihr Rath klug ist. Ich bin nur siebenzig Meilen von Virginia. Gerade über diese Felsen hinweg, nur wenige Meilen von hier, würde ich Freunde finden. Meine Schuhe sind schon ganz zerrissen, meine Kleider bestehen nur noch in Lumpen und meine Kräfte sind nahezu gebrochen. Die letzte Wahl für mich scheint zu sein, entweder diese Berge zu übersteigen oder den Anstrengungen dabei zu erliegen.“

„Denken Sie nicht so. Muth und Ausdauer wird Sie zum Ziele führen. Ich werde Ihr Begleiter sein. Sehen Sie Ihr Vertrauen auf Gott. Helfen Sie sich selbst, und Gott wird Ihnen helfen.“

(Schluß folgt.)

## Montenegro und Etwas aus dem Orient.

Von Marcellus Heimhölger.

### IV.

Ganz anders, als die montenegrinischen, sind die Popen oder Kalugers Griechenlands geartet: Gabsucht, Fanatismus, Unbuddsamkeit, Wollust, Geldgierde, Schalkheit, Betrug, Aberglauben und Unwissenheit waren noch bis zum und noch längere Zeit nach dem Unabhängigkeitskriege ihre vorzüglichsten Haupteigenschaften. Bis zu der Unabhängigkeit Griechenlands war ihre Zahl unverhältnißmäßig groß, und die Meisten von ihnen konnten bis zum Regierungsantritt des Königs Otto weder lesen noch schreiben. Diese nichtswürdigen Menschen, ebenso schlecht wie die römischen Priester, und sich gleich diesen bewußt, wie weit die Macht und Gewalt über ein dummes, abergläubiges Volk ausreicht, haben die Menge ihrer Landleute unterworfen und schalteten mit ihnen nach Gutdünken. Nicht selten sind sie sogar mit ihren Verbrechern einverstanden und theilen mit ihnen den durch Verbrechen erworbenen Gewinn. Vor Ottos Regierungsantritt noch, und auch längere Zeit nachher, war nicht ein Seeräuber, der nicht einen Popen bei sich gehabt hätte, um für sein Verbrechen in dem Augenblicke, wo es begangen worden, nach römischer Art Ablass zu erwerben. Die griechischen Seeräuber morden allezeit die Mannschaft der Fahrzeuge, die sie in ihre Hände bekommen, und bohren sie nach geschickter Ausplünderung in den Grund, um die Leichen ihrer Schandthaten zu vernichten. Sobald dieses geschehen, werfen sie sich vor dem Popen auf die Knie, der sie sodann mit ein paar Worten von ihren Verbrechen absolvirt (lospricht) und sie, wie er ihnen weiß macht, mit der Gotttheit wieder ausöhnt. So beschwichtigen verworfenen Scheniale, welche unter dem Ausbangebild von Religion auf teuflische Weise die Menschen verderben für Zeit und Ewigkeit, das schuldbeladene Gewissen, und ermutigen dasselbe zu neuen Verbrechen, da sie, wie sie vorgeben, die Macht haben, das Thor der Gnade für die Sünder fortwährend offen zu halten. Aus der römisch-prie-

sterlichen Losprechung gehen die nemlichen Folgen hervor; denn der Verbrecher braucht nur heute dem Priester seine Sünden aufrichtig zu beichten, um in denselben fortleben und morgen neue beghehen zu dürfen. Der Pope führt ein Verzeichniß der Verbrechen mit beigefügter Summe, für welche er sie vergeben will, mit sich; aber die Verbrecher zahlen ihm gewöhnlich etwas mehr über seine Tage, damit sie sicher seien, daß er ihre Seele rette. Entsetzlich!

Der Aberglaube der Griechen geht über alle Beschreibung. Böse Geister herrschen dort überall, und Todte selbst werden zu Bannpfeilen, wenn sie im Kirchenbanne, den sowohl die griechischen als römischen Bischöfe über die Vernunft und das wahre Christenthum verhängen, sterben. Die gebannten griechischen Todten werden, wie die Popen sagen, nicht von der Erde aufgenommen — sind natürlich auch, wie die Römischgebannnten, von dem Himmel ausgeschlossen und müssen allnächtlich umherwandern; und wehe Dem, auf den sie sich werfen; denn sie saugen ihm das Blut aus, ängstigen ihn bis zum Tode und nehmen ihm das Leben. Das Entstehen von Krankheiten wird fremdem Reibe, das Wechselstieber bösen Geistern zugeschrieben. Schönheit darf nicht bewundert werden, und vom Wohlsein eines Thieres sprechen, ohne auszuspuken, und das Wort Knoblauch, Skordon, auszusprechen, um die böse Luft zu vertreiben, bringt unsehlbares Verderben. Liegt ein Kranker in einem Zimmer, so schreibt man auf einen Zettel den Namen der muthmaßlichen Krankheit, um Geneung zu bewirken, wenn man ihn an die Thüre heftet. Der Gesang bezahlter Klageweiber ist von bald guter, bald böser Bedeutung; soll der Todte nicht ein Vampyr (Blutsauger) werden, so zerschlägt man einen Topf, sobald man ihn aus dem Hause getragen. Bei jeder Bewegung eines Baumblasses, bei jedem Schrei eines Uhus oder Kufuks befällt die Griechen ein kalter Schreckensschauer; ein über den Weg laufen der Gase bringt Unglück, und ein Zug mit Reisenden oder eine Karavane macht so lange Halt,



bis ein Wanderer, der das Unthier nicht gesehen, des Weges zieht und die Behergung aufhebt. Bei nüchternem Magen einen Esel schreien hören, einem Bogen oder Mönch mit Ausgang der Sonne begegnen, bringt einen Sturz vom Pferde, oder sonst ein Unglück desselben Tages zu Wege. Ueble Vorzeichen sind auch Erscheinungen am Himmel, Finsternisse, besonders grelle Morgen- und Abendröthen, das Zueinanderziehen von Wolken u. s. w.

Eine erhebliche Ursache der Verwilderung des Griechen liegt, abgesehen von dem langen Drucke des türkischen Despotismus, dem er seine geistige Verschlechterung zu verdanken hat, in dem veränderten Orientalismus seines häuslichen Lebens, worüber mehr zu sagen hier nicht der Platz ist, und in seiner leichten Zugänglichkeit selbst. Ohne letztere Eigenschaft würde es dem ernstern Apostel Paulus nicht so bald möglich gewesen sein, in Griechenland so große und heilige Gemeinden zu bilden, welche so lange rein und frei von Verberbnis blieben, bis die Bischöfe anfangen, eitel und auf einander eifersüchtig zu werden, worauf die Zerstörung der morgenländischen Kirche von der abendländischen erfolgte und Gott von Beiden seinen Segen vollends zurückzog. Daher war es denn jetzt den Bischöfen ein Leichtes, das Volk nach Wunsch umzustimmen und es zu bloßen Namenschristen zu machen. Der gründliche Geschichtskenner kann und darf über beide Kirchen ausrufen: Ihr seid Kirchen außerhalb der Kirche Gottes, und es bleibt auch keine andere Wahl, als in die wahre Kirche zurückzukehren, wenn ihr der Gnade Gottes theilhaftig werden wollt! Wie der römische Clerus Alles, selbst die Sacramente, für Geld verkauft, so auch der griechische Clerus. Alles ist bei den Bischöfen und Priestern dieser Pseudokirchen um des schönen Gewinnes willen feil; denn sie brauchen Geld, viel Geld zu ihren Schwelgereien und Lastern. Opheis, gennemata echidnon, tos phygele apo tes kriseos tes geennes? Ruft der Heiland Matth. 23, 33. euch zu. Daher kehret um, bevor es zu spät ist!

Zum Schlusse wollen wir noch des amerikanischen Mormonismus gedenken, der nichts weiteres als eine Art Mahomedanismus, und wo möglich noch schlechter als dieser ist. Er ist eigentlich eine von der Unionsregierung zur Schande des Landes gebildete Menschenenthätigung und Gotteslästerung, ja, nach christlichem Begriff eine Menschenverthierung. Menschen, die von wahrer Religiosität keinen Begriff oder aus gewissen schlechten Ab- und Rücksichten keinen haben wollen, sagen, der Mormonismus sei eine Religion. Er ist ein Hohnspott auf die Freiheit unseres Landes und der größte Schandfleck auf diesem selbst. Etwas, welches die Sitten der Nation verdirbt und sie lasterhaft macht, kann nicht als eine Religion angesehen werden, und gehört nicht in den Verstandesbegriff des Artikel I. der Zusätze zu unserer Unionsverfassung, dessen Eingang also lautet: „Der Congreß soll kein Gesetz erlassen dürfen, welches die Einführung einer Religion beträfe, oder deren freie Ausübung untersage.“ Hier ist ganz deutlich von der Religion die Rede, aber nicht von Polygamie und Menschenenthätigung. Oder ist das Abbringen der Menschen von Gott und Fernhaltung derselben von Gott Religion? Oder sind Raub und Mord, verbunden mit Sodomitischen Lastern, auf die der Mormonismus sich gründet, Religion? Hat der Congreß nicht das Recht und die Pflicht, gegen den Mormonismus, der keine Religion ist und der überdies noch die höchste Landesautorität und die Gesetze verachtet, einzuschreiten? Ja, und abermals ja, und je schneller er gegen diese verderbliche Sekte ein sie auflösendes Gesetz erläßt und mit aller Strenge ausführt, desto rühmlicher ist es für ihn; aber desto schmachvoller, je länger er damit zu Werke geht und die Nation entehrend und Menschen entwürdigende Schandwirthschaft fortbestehen läßt, die doch ein Ende nehmen muß. Es wäre zu wünschen, daß alle Zeitungen unseres Landes, denen an nationaler Ehre und Sittlichkeit gelegen ist, ihre Stimmen gegen die gedachte Schandsekte erheben und die Regierung aufforderten, ihre Pflicht zu thun.

## Sonntagsschule.

(2. Vierteljahr. — Zwölf Sectionen aus dem Neuen Testament.)

### Die Kraft des Namens Jesu.

#### 6. Section für Sonntag den 7. Mai 1876. Apffg. 3, 12–26.

**Grundgedanke:** „Und laßet uns aufsehen auf Jesum, welcher ist der Anfänger und Vollender unseres Glaubens.“ **Haupttext:** Apffg. 4, 12.

**Zusammenhang der Geschichte.** Die Heilung des Lahmen war das erste Wunder, welches die Apostel nach Christi Himmelfahrt und der Ausgießung des hl. Geistes im Namen Jesu verrichtet hatten. In der prachtvollen Halle Salomons, die nicht weit von der „schönen Thür“ des Tempels entfernt lag, und in welche die beiden Apostel nach Vollziehung des Wunders in Begleitung des Gesundgewordenen eintraten, wurde von ihnen zum ersten Mal nach dem Pfingstfest Jesu wahre Messiaswürde verkündigt und durch dieses Wunder bekräftigt. Unsere Section befaßt sich mit der Rede Petri an die um sie her sich ansammelnden Juden, welche in zwei Abschnitte zerfällt.

**Praktische Erläuterung.** Aus Gottes Wort ist zu ersehen, daß wirkliche Wunder nur durch die Kraft Gottes verrichtet werden können. Gott offenbarte den hl. Propheten, daß wenn der Messias auf Erden erscheinen würde, er Wunder und Zeichen vermöge seiner göttlichen Kraft zum Segen der Menschen verrichten werde. Jes. 29, 18; 35, 5; 61, 1. Diese Wunder

sollten seine göttliche Sendung beglaubigen. Joh. 5, 36; 10, 25. Merkwürdig ist besonders, daß gerade die wirkliche Erfüllung dieser messianischen Wunderkraft bei Jesu, dem Johannes dem Täufer in einer dunkeln Prüfungstunde zur Stärkung seines Glaubens an Jesu dienen mußte, Matth. 11, 4. 5. Der Herr selbst bestätigt den großartigen göttlichen Fernblick der Propheten, bezüglich seiner Person und der ihn begleitenden Gotteszeichen. Nach Marcus 16, 17. 18., erteilte Jesus in seinem Namen diese messianische Wunderkraft auch den Aposteln. Als nun Petrus und Johannes diese ihnen verliehene Kraft im Tempel an dem Rahmen zur Anwendung bringen, zur Verherrlichung Jesu, erregte die Gottesthat ein übermäßiges bejrendendes Erstaunen unter den im Tempel anbetenden Juden. Diese glückliche Gelegenheit benutzten die beiden Apostel, ihnen diesen Jesum als den einzigen und wahrhaftigen Erlöser von Sünde, Strafe und Verderben zu verkündigen.

**I. Die Kraft des Namens Jesu eine erwiesene That-**



sache. **V. 12—18. V. 12.** Die Apostel geben hier allein Gott die Ehre. Mit Entschiedenheit bezeugen sie, daß sie das soeben verrichtete Wunder nicht durch ihre eigene Kraft oder Frömmigkeit bewirkt hätten. Damit sprachen sie die einfache Wahrheit; denn sie dienten in des Herrn Hand nur als Werkzeuge, womit die Wunderthat zur Verherrlichung Jesu vollzogen wurde. Wieder die Apostel durch ihre rein menschliche Kraft, noch irgend ein anderer Mensch in gleicher Eigenschaft hätten das Wunder vollbringen können. Schön und wahrheitsgetreu ist aber durch sie das Wunder zu seinem Zwecke nach gegeben, daß sie nicht sich, sondern Jesu allein die Ehre geben. Von sündhaftem Selbstruhm ist bei ihnen keine Spur zu finden. Und so sollten auch wir in allen guten Dingen dem Herrn allein die Ehre geben, und das Schriftwort erfüllen: „Auf daß, wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn.“

**V. 13, 14, 15.** Der Name Jesu. Aus dem Munde Gabriels, Matth. 1, 20—23., und Luc. 1, 26—38., erfahren wir mit Bestimmtheit, wer Jesus ist, und was uns sündhaften Menschen sein heilsbringender Name bedeutet. Lucas bestätigt ihn als den Sohn des Allerhöchsten, Matthäus hingegen hebt seine reine und sündlose Menschheit, verbunden mit seiner messianischen Mission: sein Volk selig zu machen von ihren Sünden, hervor. Die Apostel hatten in Jesu den wirklichen Messias erkannt, an ihn geglaubt, waren die ersten Zeugen seines sündlosen Lebens, seiner merkwürdigen Wunder und Thaten. Durch seine Auferstehung, Himmelfahrt und Ausgießung des hl. Geistes hatten sie selbst die Kraft des Namens Jesu an sich, über alle Zweifel, erfahren. Daß er wirklich der Fürst des Lebens sei, auf welchen Israel lange gepößt, auf den die Völker harteten, hatte er vollends am Pfingstfest in der Ausgießung des hl. Geistes so thatsächlich erwiesen, daß dadurch alle Spötter verstummen mußten. Aber welche Schuld der Sünde lag auch auf diesen Juden. Die Zeugen Jesu säumen besthätlich, ihnen zu sagen, daß sie den „Knecht Gottes“ dem Pontius Pilatus überantwortet, dann nach dem dieser urtheilte, ihn loszulassen, ihn verleugnet, verworfen und geschrien hätten über den „Gerechten und Heiligen“: „Kreuzige, kreuzige ihn!“ Wie viele Menschen, die besser wissen, kreuzigen jeden Tag den Herrn der Herrlichkeit. Thust du es mit deinen Sünden, Lüsten und Begierden?

**V. 16, 17, 18.** Nur der Glaube an Jesum macht selig. Das an dem Lahmen vollzogene Wunder hatte den Zweck, den Glauben an den Namen Jesu unter den Juden zu fördern. Durch den Glauben des Lahmen an Jesum, hat er unter Vermittelung der Apostel seine eigene Gesundheit erhalten. Indem er nach Anweisung der Apostel zum Glauben angeregt wurde, und ihnen gehorsam war, erhielt er nicht nur seine geraden Glieder wieder, sondern die Kraft des Namens Jesu, welche seine leibliche Gesundheit herbeiführte, machte zugleich auch seine arme Seele gesund. Den Juden, welche den Herrn getödtet hatten, war der Glaube an Jesum zu ihrem Heil eine absolute Nothwendigkeit. Wohl vollbrachten sie ihre Sünde in großer Unwissenheit; allein wenn auch dieses ihnen die Vergebung erleichtert, vermindert es dennoch die Größe dieser Sünde nicht. Das Gleiche ist der Fall mit allen Menschen, die heute noch in der Sünde den Herrn kreuzigen. Aus diesem apostolischen Wunder und dessen Rechtfertigung ist zu ersehen, daß Jesus aller Menschen Erlöser und Seligmacher ist. Aber nur der wahre, heilige Glaube an ihn macht frei von Sünden durch das vergossene theure Blut, gibt der Seele allein den Gottesfrieden, erhebt zur Kindschaft Gottes und verleiht das Zeugniß des hl. Geistes.

**II. Vermahnung zur Buße, verbunden mit der merkwürdigen Verheißung. V. 19—26. V. 19.** Buße und Bekehrung. Sinnesänderung und Umkehr vom Weg der Sünde und des Verderbens, ist die unumgängliche Bedingung zur Vergebung der begangenen Sünden. Nur wenn sie seitens des Sünders vor Gott erfolgt, vom Herrn schriftmäßig erstanden wird, erfolgt die Tilgung der Schuld. Die Apostel unterstützen den falschen Wahn nicht, daß Jemand vermöge seiner Abkunft vom Volke Gottes, der auch unter den Einflüssen des Christenthums erzogen, ohne Buße und Glauben Anspruch auf das Heil in Christo hätte. Diese evangelische Buße ist ihrem Wesen nach Erkenntniß seiner Sünden gegen Gott und die Rechtmäßigkeit der göttlichen Strafe über dieselben, wahre Herzensreue und Leid darüber, mit dem heilsverlangenden Glauben, allein durch Jesum davon erlöst zu werden. Die Bekehrung hingegen ist Folge dieses inneren Seelenvorgangs und Erweis

von der wirklichen Abkehr von der Sünde und Zuehr zu Gott. Hast du in solcher Buße deine Zuflucht zu Jesu genommen?

**V. 20, 21.** Die Verheißung des Heils. Warum spricht Jesus jene wunderbar ergreifenden Worte zu den Capernaisten Matth. 11, 28.? Die Antwort geben sie dir selber. Unter der schweren Last des Gesezes, der Sünde, der Schuld, der Kämpfe, Leiden und Sorgen aller Art, sinkt der vor Gott Schuldbehaftete, und am geistlichen Leben ganz ermattet, hilflos in sich zusammen. Die Erquickung vom Angesichte des Herrn ist der Empfang der erlösenden Gnade und der Kraft des hl. Geistes, welche das todesmatte, aber an Christum gläubige Herz überströmen, durchbringen, heiligen und zum Tempel des hl. Geistes zubereitet, so daß er Kraft seines Glaubens in beständiger Gemeinschaft mit Gott leben kann. Zu diesem hohen Zweck sandte Gott seinen Sohn auf Erden. Alles nun, was Gott von jeher durch den Mund seiner Propheten geredet hat über Jesum, ist in ihm als erfüllt zu betrachten. In seiner verkündeten Gottmenschlichkeit hat er den Himmel eingenommen und sitzt zur Rechten des Vaters, bis er auch das von den Propheten geredete, bezüglich der Herstellung der Welt, der Erlösung der Menschheit, erfüllt hat. Denn sagt die Schrift: „Er muß hergehen, bis daß er alle Feinde zum Schemel seiner Füße lege.“ Ps. 110, 1.

**V. 22—24.** Messianische Prophetenstimmen. Moses weißagte; eine Reihe auf einander folgender Propheten nach ihm (5. Mos. 15, 18, 19.), welche in Christo selbst ihren Höhepunkt erreichen, Joh. 1, 15, 21, 29., und von welchem er gleichsam das Vorbild sei. Als den großen Propheten erwartete man ihn, Joh. 1, 21., und als er erschienen, glaubte man an ihn, Joh. 3, 2.; Luc. 24, 19. Alle wesentlichen Züge des Vorbildes in Moses auf Christum, finden sich in Jesum völlig, und noch weit mehr als völlig erfüllt. Christus steht über Moses so hoch erhaben, als wie das Göttliche über dem Menschlichen steht. Alle anderen Propheten, von Samuel an, verkündigten den Messias in seinen wesentlichen Charakterzügen, seine Welt umfassende Erlöseraufgabe, welche sich mit der Wiederherstellung des durch sie verheiratheten Gotteswortes befassen werde.

**V. 25, 26.** Der Abrahamitische Messiassegen gehört zuvörderst den Prophetenkindern. Dieser Segen umfaßt zwar die ganze Menschheit. Da Israel jedoch der Träger des göttlichen Bundes war, und das „Heil“ von den Juden kommt, so waren die Juden zuerst zu diesem Heil berechtigt, welches sie segnen, und von aller Bosheit der Sünde erlösen und bekehren werde.

### Wandtafel.



**Kleinkinderklasse.** 1) Der Name „Jesus“ bedeutet Seligmacher.—Die Sünde hat den Menschen unselig, unglücklich gemacht. Nun kam Jesus, um die Sünde wegzunehmen, damit wir wieder selig werden können.

2) Nur in Jesu können wir diese Seligkeit finden. Kein Geld kann sie erkaufen, kein Mensch noch Engel kann sie uns geben, wir können sie auch nicht verdienen. So müßten wir also ewig verloren gehen, wenn Jesus nicht gekommen wäre, um uns aus Gnaden selig zu machen.

3) Der lebendige Glaube an Jesum und sein Verdienst ist das Mittel zu unserer Seligkeit.—Nur in Jesu ist Seligkeit; vollkommene Seligkeit für Alle ohne Preis und Geld. Bild: Wie der Lahme durch die Kraft des Namens Jesu ohne sein Geld oder Verdienst gesund wurde, so macht Jesus Kranke gesund.

**Fragen.** Was bedeutet der Name Jesus? Wozu ist Jesus gekommen? Was ist Seligkeit? Wen will Jesus selig machen? Was sollen wir dabei thun?



**Illustration.** Ein bekehrter Indianer wurde einmal gefragt, wie er zur Bekerung gekommen sei. Als Antwort darauf machte er einen Kreis von dürrm Laub, legte einen Wurm in die Mitte des Kreises und zündete darauf das Laub an. Als der Wurm die Hitze des Feuers spürte, kroch er von einer Seite zur anderen, um einen offenen Platz zu finden und der Gefahr

zu entgehen. Als er endlich merkte, daß Entrinnen unmöglich sei, kroch er zur Mitte des Kreises zurück, krümmte sich zusammen und legte sich ruhig hin. In diesem Augenblick nahm der Indianer den Wurm aus der Gefahr. „So war meine Bekerung,“ sagte er darauf. Der S. S. Lehrer wird es nicht schwierig finden, seine Anwendung zu machen.

## Der Muth des wahren Christen.

### 7. Section für Sonntag den 14. Mai 1876. Apfßg. 4, 8—22.

**Grundgedanke.** Der hl. Geist gibt Freudeigkeit zum Bekennen des Namens Jesu. Haupttext. Epr. 28, 1.

**Zusammenhang der Geschichte.** Diese Section folgt nach der Zeit unmittelbar auf die Vorige.

**Praktische Erläuterung.** Daß durch die beiden Apostel vollbrachte Wunder, verbunden mit der Rede Petri, brachte eine doppelte Wirkung hervor, deren Tragweite sich nach beiden Richtungen gleich folgenreicher entwickelte. Einerseits wurden viele der ihm zuhörenden Juden von ihrem sündhaften Zustand erweckt und wahrhaft gläubig, so daß die Zahl der Gläubigen dadurch schon bis zu 5000 Männern answchwoll, ohne Weiber und Kinder; jedoch ist ein stetiges Zunehmen der Urgemeine an Zahl nach Außen, sowie an geistlicher Stärke nach Innen vom Pfingsttag an, bis zu diesem Moment nicht außer Acht zu lassen. Andererseits erweckte das rasche Umsichgreifen der Lehre und Anhänger Jesu in Jerusalem, unter den jüdisch-richtlichen Behörden den wohlbedenklichsten Verdacht, welcher sich von nun an bis zur entschiedensten Feindschaft gegen sie und den Herrn überhaupt steigerte. Die Priester hielten das öffentliche Lehren der Jünger im Tempel, ohne gesetzliche Befugniß, als ein Eingriff in ihre amtlichen Rechte; die Sadducäer hingegen ärgerten sich, als die aristokratischen Ungläubigen, daran, weil die Jünger die Auferstehung Jesu und mit ihr die allgemeine Auferstehung der Todten lehrten. Dieses mögen die augenscheinlichen Gründe sein, welche die gefängliche Eingehung der Apostel veranlaßt haben. Der jüdische hohe Rath, welcher 1) aus Oberpriestern, 2) Volksältesten und 3) Gesetzesgelehrten bestand, trat am folgenden Morgen in volle Sitzung zusammen, um über diese beiden einflußreichen Führer der Gläubigen abzuurtheilen. Wollten sie damit an ihnen für alle Zukunft für ähnliche Fälle ein **Exempel** setzen? Die unerwartete glänzende Verteidigung, in welcher sich Petrus und Johannes über ihren Glauben an Jesum, Lehre und Thaten rechtfertigten, veranlaßte ihre Feinde, zu ihrer eigenen Sicherheit unter dem Volk, sie für diesmal ohne Bestrafung frei abziehen zu lassen.

**I. Die freimüthigkeit für Jesum zu zeugen. B. 8—12.** Hier ist zuerst die Ursache ins Auge zu fassen, um welcher willen die beiden Apostel sich vor dem hohen Rath zu verantworten hatten. Aus B. 7 ist zu ersehen, daß es das von ihnen berichtete Wunder ist, sowie die Person, in deren Namen und Kraft sie dasselbe vollzogen hatten.

**B. 8.** Petri Ausrüstung und Verteidigung. In dem vom hohen Rath den Aposteln die eigentliche Anklageacte in Form einer Frage vorgelegt wurde, antwortete der Herr vom Himmel selbst damit, daß er ein seinen Jüngern früher zwei Mal gegebenes Versprechen, Matth. 10, 19, 20., und Luc. 21, 14, 15., erpfüllt und im Augenblick höchster Verdrängniß erfüllte, und ihn mit dem hl. Geist erfüllte. Dieses Erfüllwerden mit dem hl. Geist verlieh Petrus nicht allein die Kraft, furchtlos, muthig, freudig und freimüthig von Jesus zu reden, sondern gab ihm auch die Weisheit, in gemessener Sprache und mit den treffendsten Worten sein Zeugniß für Jesum vor dem hohen Landesgericht abzugeben.

**B. 9. 10.** Jesus heilt die Kranken. Ehrenhaft und würdevoll erkennt Petrus diesen hohen Rath als die rechtmäßig bevollmächtigten Vertreter und Vorstände des jüdischen Volkes an. Was er ihnen nun zu sagen hat, soll jedoch auch ihrem Volke gelten. Daß mußten diese Feinde Jesu zu ihrer Verwunderung einsehen, daß der ungelehrte Fischer von Galiläa nicht zufrieden sei, sich bloß vor ihnen zu verteidigen, sondern daß er den merkwürdigen Vortheil ihnen voraus habe, sie selber anzugreifen und zu verlagen; daß nicht er und Johannes

die verdamnungswürdigen Sünder seien, sondern sie selbst als die Würdenträger über Gesetz und Recht unter ihrem Volk. In seiner Verteidigung sagt Petrus 1) daß das durch sie an dem Kranken verrichtete Wunder eine Wohlthat und keine Uebelthat sei; 2) daß sie die Kraft zur Heilung des Lahmen von Jesu von Nazareth, welchen Gott von den Todten auferweckt, empfangen; 3) daß sie den Lahmen durch die Kraft und in dem Namen Jesu gesund gemacht hätten, und der nun als lebendiger Zeuge vor ihnen gerettet, gesund und in der That geheilt dasthebe.

**B. 11. 12.** Die Stimme Gottes gegen den hohen Rath. Von der Verteidigung geht Petrus nun zur directen Anklage des hohen Rathes über, und sagt ihnen 1) daß sie als die Obersten und Ältesten des Volkes sich an Jesum gewaltig geirrt, und sich schwer an ihm versündigt hätten; 2) daß sie den „Eckstein,“ als den gemeinsamen Grundstein des Heils für nichts geachtet, als unbrauchbar verworfen hätten, indem sie Den gekreuzigt und getödtet, welchen Gott auferweckt von den Todten, und in dessen Kraft und Namen sie den Lahmgewesen geheilt hätten; 3) daß sie als oberste Gerichtsbehörde sammt ihrem Volk hinfort auf keinen anderen Messias mehr zu hoffen hätten, weil Gott den Menschen unter dem Himmel in keinem anderen Heil anbiete, worinnen sie selig werden können, als wie in dem Namen Jesu. Dieses gewaltige Bekenntnißwort Petri umfaßt die größte evangelische Grundwahrheit für alle Menschen. Sie ist ein Beweis von der göttlichen Eingebung durch den hl. Geist, welcher Petrus allein befähigte, die rein evangelische Thatfache von dem einzigen und allgenugamen Heil in Christo, in so kurzen Worten, rund und voll auszusprechen. Dieses Heil in Jesu umfaßt überhaupt die einzigmögliche Rettung und Erlösung von aller Sünde und ihrer gerechten Strafe, und Hülfe aus Leibes- und Seelennoth, mit Gnade und Segen in Zeit und Ewigkeit für alle Menschen ohne Ausnahme.

**II. Die freimüthige Anhänglichkeit an Jesu. B. 13—22. B. 13.** Die Freudeigkeit Petri. Bei Heilung des Lahmen wurde das gemeine Volk über die Gottesthat durch die beiden Apostel vor Staunen überwältigt. Die Reize zum Staunen und Verwundern kam jetzt an den hohen Rath. Lucas sagt sehr bezeichnend: „Sie verwunderten sich.“ Warum denn? 1) Sie sahen die große Freudeigkeit, in welcher Petrus und Johannes sich gerechtfertigt hatten. Mit bewunderungswürdiger Sicherheit legten sie in wahrheitsgetreuer Wiedergabe den Sachverhalt des Wunders und der Person Jesu dar. 2) Der hohe Rath erkannte sie auch als die Mitgenossen Jesu, und daß sie ihres irdischen Berufs Fischer aus Galiläa waren, ohne alle Schulgelehrsamkeit. 3) Die merkwürdige Glaubensfreudeigkeit der Apostel hat sich in ähnlichen Fällen in allen christlichen Zeitaltern unter allen wahren Zeugen Jesu öfters wiedergefunden und bewährt.

**B. 14—17.** Die Verwirrung unter den Feinden Jesu. Der Eindruck, welchen die Rede Petri auf den hohen Rath machte, war so stark, daß er sich denselben gar nicht erwehren konnte. Der scharfe Pfeil der reinen Wahrheit hatte die schwarze Stelle ihrer Herzen getroffen. Das aufwachende Gewissen brachte Rathlosigkeit und Verwirrung unter die Klugen. Der Geheilte, welchen sie wahrscheinlich als Zeuge gegen die Apostel verwenden wollten, stand als sprechender Beweis und gültiger Zeuge des Wunders still vor ihnen. An den vorliegenden Thatfachen brach sich alle rabbinische Schärfe, Weisheit und Spitzfindigkeit die Spitze ab. Nur eines einzigen Schrittes ihrer:



seits hätte es bedurft, die Apostel, das Wunder und Jesum als Messias, anzuerkennen, und Gott sammt seiner Wahrheit die Ehre zu geben. Doch sie widerstrebten Gott und hemmen seine heilige Reichthümlichkeit: sie wollen an den von Gott „erwählten“ und „köslichen“ Geknechten nicht glauben! Glühender Haß und gänzliche Verwerfung Christi ist ihre Parole! Ja, der Glaube ist nicht Jedermanns Ding. Der hohe Rath ist ein getreues Bild vieler Menschen, welche keinen Jesum wollen, der von Sünden erlösen und selig machen kann. So getreu und anhänglich sich die Apostel an Jesum erzeigten, so störrig und böshaftig hängen sie an der Sünde, dem Teufel, der Welt mit allen ihren Lüsten und Begierden.

**B. 18–22.** „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.“ So spricht Jesus. Der hohe Rath erklärte sich wider den Herrn, 1) darin, indem er den Aposteln entschieden verbot, keinem Menschen im ganzen Lande mehr etwas von Jesu zu sagen, 2) keine Wunder in seinem Namen zu verrichten, und 3) die Lehre Jesu nicht weiter auszubreiten. Die Apostel ihrerseits schwanken aber ebensowenig auch nur einen Augenblick, sondern erklären dem hohen Rath 1) daß ob sie wohl gerne zugeben, daß er die rechtmäßige Obrigkeit sei, und den schuldigen Gehorsam sich erzwingen dürfe in Sachen des Rechts, sie ihm in ihren Forderungen nicht gehorchen könnten; 2) indem sie sich auf des hohen Raths Rechtsgesühl berufen, solle er selber urtheilen, ob sie nicht Gott zuerst allen Gehorsam schulden, ehe sie ihnen folgen dürften. 3) Könnten sie es unter keinen Umständen unterlassen, das, was sie von Jesu gesehen und gehört, anderen Menschen mitzutheilen. Sie stehen vor ihren Feinden für das Zeugniß Jesu Christi mit einem Löwenmuth ein, welcher ihnen sagt: lieber sterben als ihnen gehorchen! Schmachvoll ging der hohe Rath im Kampf gegen die Wahrheit hervor. Unter blinder Androhung entließ er die beiden Zeugen Jesu, welche frohlockend den Gerichtssaal verließen und ihre Glaubensbrüder aufsuchten.

**Kleinkinderklasse.** 1) Wiederhole in Kürze den Inhalt der beiden vorhergehenden Lektionen. Die Lektion wird den Kleinen am faßlichsten gemacht werden können, wenn man ihnen die Freunde und Feinde Jesu vors Auge führt.

2) Die Freunde Jesu, die frommen Jünger hatten eine Wohlthat verrichtet. Deshalb wurden sie von ihren Feinden

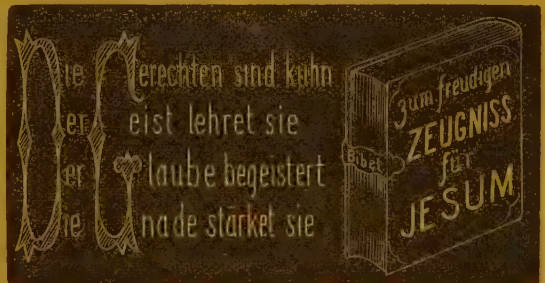
angeklagt und vor Gericht gestellt. Sie verantworten sich mit Freudigkeit. Die Feinde sagen: „Ihr sollt nicht mehr von Jesu predigen und Wunder thun.“ Die Apostel sagen: „Wir können es nicht lassen.“ Warum? Die Liebe Christi brängte sie. Die Feinde Jesu haßten die Jünger und wollten sie strafen. Die Freunde Jesu liebten ihre Feinde und wollten ihre Seligkeit, deshalb predigen sie ihnen von dem Heil in Christo.

3) Lehrer zeige jetzt den großen Contrast zwischen den Freunden und Feinden Jesu, die Pflicht der Christen vor den Feinden für Jesum zu zeugen, und laß die Kinder wählen zwischen Jesu Freundschaft und der Weltfreundschaft.

**Fragen:** Wer ließ die Apostel vor sich kommen? Warum? Was thaten die Apostel? Warum verboten ihnen die Pharisäer zu predigen? Was antworteten die Apostel? Wer hätte ihr am liebsten sein mögen?

**Illustration.** Am Ufer des Meeres, auf sicherem Felsengrunde, ist der Leuchthurm errichtet. Hell und strahlend brennt in demselben bei Nacht das freundliche Licht, den Schiffen auf stürmischem Pfade leuchtend. Je schwärzer die Nacht, desto heller leuchtet das Licht. Kein Sturm, kein Orkan kann es löschen, denn es ist von der Laterne schützend umschlossen. So sind die Zeugen Jesu wie Leuchtbürme, welche auf den ewigen Felsen gegründet, und von seiner Gnade geschützt, in Nacht und Dunkel helle und furchtlos leuchten, und zeugen vom dem Namen Jesu.

Wandtafel.



## Christliche Gemeinschaft.

### 8. Lektion für Sonntag den 21. Mai 1876. Apstg. 4, 23–37.

**Grundgedanke.** Wahre Liebesgemeinschaft ist nur in der Kirche Christi zu finden. **Haupttext.** Röm. 12, 5.

**Zusammenhang der Geschichte.** Von dem Sitzungssaal des hohen Raths entfernen sich jetzt die beiden Apostel mit dem Geheilen. Den Aposteln sammt den Gläubigen konnte durchaus die Gefangennehmung Petri und Johannes, sammt dem Zweck derselben, nicht verborgen sein; und man braucht sich darum nicht zu wundern, wenn sie sich an einem, von Lucas übrigens nicht bestimmten Orte, versammeln, um den Herrn für eine glückliche Wendung der Dinge, ihrer Brüder betreffend, zu ersehen.

**Praktische Erläuterung.** Ein gewiß sonderbarer Contrast der Gefühle und der Stimmungen ist in den Personen der beiden Parteien dieses Ereignisses, um des Reiches Christi willen, nicht zu verkennen. Der hohe Rath unterschätzte die Apostel des Herrn als unwissend und ungelehrt, und als Leiter der Anhänger Jesu wurden sie von demselben verachtet. Nichts desto weniger gingen Petrus und Johannes als die unverkennbaren Sieger über das jüdische Sanhedrin mit seiner Rechtsweisenschaft durch die einfache Predigt vom Heil in Christo Jesu, hervor. Als sie nun zu ihren Brüdern kamen und ihnen Alles mittheilten, erweckte es große Freude unter diesen und stimmte sie zur innigsten Dankbarkeit gegen den Herrn. Es ist des hl. Geistes Art und Weise, in mancherlei Gaben unter den Gläubigen zu wirken, aber er vereinigt diese Gabenfülle in sich, und verwendet sie nach Zweckmäßigkeit zum Nutzen und Segen der Gemeinde, wie und wo er es für gut befindet. Die Liebe zu Jesu wurde in derselben immer stärker, die gegenseitige Bruderliebe immer lauter, die Gemeinschaft inniger, geordneter und nahm

täglich eine festere Gestalt an; „denn die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele.“

Die Stimmung des hohen Raths hat jedoch kein Fünkchen jenes hl. Geistesfeuers aufzuweisen, welches die Herzen Gläubigen abfühlen. In seinem Herzen lobt nur das Feuer des gemeinsten Hasses und der Rache, welche auf Gelegenheit lauert, ihre unschuldigen Opfer zu erhaschen und zu vernichten. Welch ein Bild bietet auch er uns dar, von der verschödenartigen Wirkung, welche die Predigt des Evangeliums unter den Menschen hervorbringt. Während der Eine sie freudig entgegen nimmt und das Heil in Christo sich zu eignet, verhält sich ein Anderer dagegen gleichgültig, oder spottet darüber, höhnt und lästert dasselbe. Unsere Lektion lehrt uns,

**I. Das rechte brüderliche Mitgefühl.** B. 23. Mit Leidenschaft unter Gotteskindern. Mit Recht heißt man das wahre Christenthum die verkörperte Idee der Liebe. Nirgends schwindet unter den Menschen die unnatürliche Herzenshärte und Gefühlslosigkeit, Haß und Rache mehr, als gerade da, wo die Kraft des Blutes Jesu durch den hl. Geist das Herz von Sünden gereinigt, erlöst, geheiligt und zur Gott geweihten Stätte des Herrn gemacht hat. Wahr sagt Paulus: „Und so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit.“ 1. Cor. 12, 26.

**II. Das vereinigte Gebet.** B. 24–30. B. 24. Die Mittheilungen der beiden Apostel, an ihre Brüder, sind ebenso treuherzig als bescheiden. Sie rühmen sich nicht, was sie gethan und wie wader sie sich gehalten, sondern heben den Eindruck hervor, welchen ihr Zeugniß von Jesu unter ihren Fein-



den hergebracht, und wie schwer sie mit Strafen bedroht werden, wenn sie die Lehre Jesu weiter ausbreiten und Wunder in seinem Namen verrichten würden. Das Verboten und Drohen seitens der jüdischen Obrigkeit gegen die Apostel ist ohne Zweifel Hauptanlaß zum Gegenstand gemeinsamer Schutzflucht der Gemeinde zu Gott gewesen. Man sieht, daß die Apostel die mit Daß gegen sie und Jesus durchdrungene Gesinnung durchschauten, und in ihrer Tragweite zu würdigen wußten. Indem sie in ihrem Bedrängniß im Gebet demüthig sich zum Herrn nahen, und um seine Hülfe bitten, schlagen sie den rechten Weg ein. So sollen es auch wir machen, denn der Herr spricht: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen.“

**B. 25—30.** Wir besitzen in diesen Versen das erste christliche Gemeindegebet, welches wir überhaupt kennen. Umso mehr verdient es auch unsere sorgfältigste Beachtung. Dem Inhalt nach besteht es wesentlich aus drei Haupttheilen: 1) Mit dem in den Versen 24—26 Gesagten nimmt die apostolische Urgemeine ihre einzige Zuflucht zu Gott, dem Herrn über Alles, was gemacht ist, und den sie auch als obersten Machtaufseher des Reiches Christi auf Erden anerkennt. 2) Der messianische Inhalt des zweiten Psalms, von David gedichtet, und ihm von Gott durch den hl. Geist eingegeben, ist ihr recht gut bekannt. Dieser Psalm ist die biblische Grundstelle, auf welcher das Gebet zu Gott ruht. Darin legt David, als der Gesalbte des Herrn, die Empörung und Widerstand gegen sein königliches Recht und Regiment, seitens der gottfeindlichen Völker, im ersten gläubigen Gebet Gott vor. Unzweifelhaft ist David hier ein Vorbild auf Christum, denn in dieser Eigenschaft wird er hier von der betenden Gemeinde aufgefaßt. So wie dort, wird er auch hier das Schreien seiner Gemeinde hören, in Gnaden in ihr Bedrängniß drein sehen, und den erbetenen Segen und Sieg verleihen. 3) Daß Könige und Fürsten, Herodes und Pontius Pilatus mit den Heiden sich zu Haß wider den „hl. Knecht Jesum“ rotheten, ihn gekreuzigt und getödtet haben, erkennt sie als eine Fügung Gottes an, da er dieselben auf Grund ihrer boshaften Verstockung ausersahen, Alles, was seine Hand und Rath“ zuvor bestimmt hat, auszuführen. Diesem Toben und Dräuen der Feinde Jesu gegenüber erbittet sie vom Herrn zweierlei: a) daß er seinen Knechten gebe die Freude des hl. Geistes, zu reden sein Wort; und b) daß Gott seinen Arm ausstrecke zur Heilung, daß Zeichen und Wunder geschehen im Namen seines „hl. Knechtes Jesu.“

**III. Die Fülle göttlichen Segens. B. 31.** Wie Gott überhaupt jedes ernstlich gläubige Gebet erhört, welches zur Förderung seiner Reichthümer und unserer Seligkeit an ihn gerichtet wird, so kann die Erhörung des Gebets überhaupt von den Gläubigen nicht lange auf sich warten lassen. Das Gebet der Urgemeine erwirkte ihr dreierlei: 1) Es wurde sofort von Gott erhört, welcher ihr so kräftig antwortete, daß der Ort, auf dem sie sich befanden, erbeite. 2) Sie wurden Alle voll des hl. Geistes. 3) Durch den hl. Geist erhielten sie die Freude, mit Weisheit und Umsicht da, wo sich ihnen eine Gelegenheit darbot, das Wort zu reden. Hieraus lernen wir ebenfalls wieder dreierlei: a) Daß wenn wir mit unserem Anliegen zu Gott kommen, gläubig beten und den Segen erwarten; b) daß wir erfüllt werden mögen mit dem hl. Geist; und c) daß der Herr heute noch seine Knechte erfüllen kann mit der Freude, das Wort zu reden, wenn die Gemeinde gläubig für ihren Diener am Wort zu Gott betet. Wer will diesem nachahmen? An allseitig genügender Gnade hat Christus in seinem unaussprechlichen Reichthum keinen Mangel.

**IV. Die echte christliche Freigebigkeit. B. 32—37.** **B. 32.** Die Einigkeit der Kinder Gottes. Jesus vereinigte durch den hl. Geist eine Fülle von Kraft und Macht in dieser ersten apostolischen Gemeinde zu Jerusalem, welche in der hohen Eintracht derselben ihren Gipfelpunkt erreichte, und welche ihren Feinden ein Geheimniß war. Dem Herzen, welches erfüllt wird vom hl. Geist, ist alle Zwietracht, Störigkeit und Uneinigkeit fern; denn derselbe scheidet alle diese sündhaften Elemente aus demselben aus und einigt es mit Gleichgesinnten

im Glauben, in der Liebe und im Hoffen. Welche nun „der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.“

**B. 33.** Eine besondere Wirkung dieses Gebets der Gemeinde hatten auch die Apostel erfahren. Eine merkwürdige Kraft Gottes wurde ihnen beschied, das Evangelium von der Gnade Jesu zu bezeugen. Daß nun die solide Unterlage von der Lehre der Versöhnung durch Christum und seines Reiches auf Erden, die Auferstehung Jesu von den Todten sei, hatten die Apostel in ihrem tiefsten Wesen durchschaut und erkannt. Darum bekräftigten sie mit klarem Zeugniß denn auch die wirkliche Auferstehung Jesu Christi von den Todten, gingen von ihr aus mit der Verkündigung der allgenugjamen Erlösung von Sünden durch Christum, und vertheidigten sie dem Unglauben ihrer Zeit gegenüber, bis zum Empfang der Märtyrerkrone. Die Gnade Gottes war in reicher Fülle unter den Gläubigen.

**B. 34—37.** Echte christliche Freigebigkeit. Das größte Gebot Gottes fordert von jedem Menschen, daß er Gott liebe von ganzem Herzen, und seinen Nächsten wie sich selbst. So lange jedoch das Herz voll ist von Sünden aller Art, welche aus der Selbstsucht hervorgehen, und wieder zu ihr hinführen, kann es weder Gott lieben von ganzem Herzen, noch auch seinen Nächsten. Je reiner das Herz von dieser Sünde mächtig aufgeräumt ist, je völliger kann es dieses Gebot erfüllen. Dieses lernen wir schon an der apostolischen Urgemeine. Der hl. Geist hatte im Herzen derselben mit dieser Sünde mächtig aufgeräumt; denn weder die Apostel noch die Armen und Hilfsbedürftigen hatten sich über Geiz unter den reichen Brüdern zu beklagen. Durch der Gemeinde christliche Freigebigkeit konnte aller vorhandenen Noth in derselben durch die Apostel gesteuert werden. Auch Barnabas, der spätere Evangelist und Begleiter Pauli, aus Cypern gebürtig, gibt ein freudiges Exemplar seiner Nächstenliebe. Sein Andenken blieb auch in der Kirche im Segen.

**Kindergartenklasse.** 1) Als die Grundlage dieser Section für die Kleinen wird man wohl an Besten die Liebe der Kinder Gottes bezeichnen. — Gleich und gleich gesellt sich gern. Sie waren wie ein Herz und eine Seele. Illustrierte an liebenden, friedlichen Kindern.

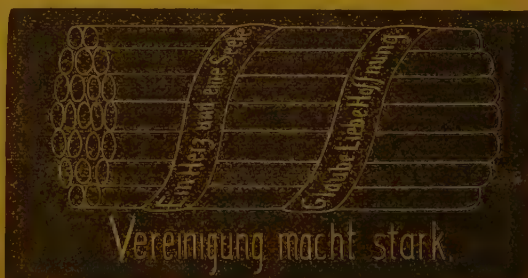
2) Diese Liebe kam daher, weil sie Jesus lieb hatten. Deshalb waren sie auch so dankbar für seinen Segen, so freudig im Leiden und so ernstlich im Gebet. Wer Jesus nicht lieb hat, hat auch seine Mitmenschen nicht recht lieb.

3) Diese Liebe offenbart sich nicht bloß in Worten, sondern in der That. Sie beten für einander; aber sie unterstützten sich auch, daß keins Mangel habe.

**Fragen.** Warum liebten sich jene Christen? Wen müssen wir lieben, wenn wir uns unter einander recht lieben sollen? Wie zeigten jene ihre Liebe? Wie sollen wir unsere Liebe zeigen? Was meint: Sie waren ein Herz und eine Seele?

**Illustration.** Sehr zweckmäßig läßt sich hier die Illustration des Apostels Paulus anwenden, vom Leibe und dessen Gliedern, wie eins des anderen bedürftig ist, wie sie sich gegenseitig ergänzen, eins den Schmerz des anderen theilt und seine Freude fühlt; z. B. der Kopf zum denken, die Hand zum arbeiten, der Fuß zum gehen zc. Das gegenseitige Bedürfnis und die Sympathie läßt sich sehr vortheilhaft auf das gegenseitige Verhältniß der Christen anwenden.

**Baudtafel.**





## Das Lügen wider Gott.

## 9. Section für Sonntag den 28. Mai 1876. Apftg. 5, 1—11.

Grundgedanke. Das Lügen wider den hl. Geist. Haupttext. Apftg. 5, 11.

**Zusammenhang der Geschichte.** Zwischen dem Vorfall in dieser Section und der vorigen sind wohl einige Tage verfloßen.

**Praktische Erläuterung.** Bis zu dem Moment, in welchem der Vorfall mit dem Ananias und der Sapphira stattgefunden, gibt uns die apostolische Urgemeine das ungetrübte Bild schönster innerer Ruhe, der Reinheit, des Friedens und der Liebe. Kein Schatten von sündhafter Befleckung, weder nach Innen, noch von Außen, fiel auf dieselbe. Unter der kräftigsten Mitwirkung des hl. Geistes konnten alle nothwendigen Verhältnisse der noch umwundenen Kirche ohne weitere innere Störungen gedeihen, feste und geordnete Gestalt gewinnen, und eine Fülle von Segen nach Außen ausbreiten. Das Blatt wendete sich jedoch urplötzlich. Der Satan hatte, durch Aufstachelung des hohen Rathes gesucht, zwei nothwendige Hauptstützen der Gemeinde zu vernichten. Als ihm sein böses Ansehen, der noch jungen Gemeinde von Außen her Schaden zuzufügen, nicht gelang, so versuchte er es, im Inneren derselben, in verborgener Stille, zu wühlen. Es ist nun ein unveränderliches Gesetz der Gnadenordnung Gottes, daß in jedem Menschen, welcher durch Christum selig werden will, der Gang zum Irdischen so gebrochen werden muß, ehe er Gnade beanspruchen kann, daß er willig wird, lieber Alles zu verlieren, um nur seine arme Seele zu retten. „Wer nicht Allem rein absagt, der kann nicht mein Jünger sein.“ Die Liebe zu Jesu trieb die Gemeinde, dieser gerechten Forderung nachzukommen. Unter den Tausenden, welche zu den Gläubigen zählten, gehörten auch Arme, Kranke, Wittwen und Waisen. Ihre Noth mußte das liebende Bruderherz lindern. Man kann den Gläubigen kaum einer zuverlässigeren Prüfung unterwerfen, wie stark sein Herz noch am Mammon hängt, oder wie schwach sein Vertrauen in Jesu sei, als, wenn man ihm seinen Geldbeutel anfaßt und Ansprüche darauf macht.

**I. Die wissentliche Lüge des Ananias und der Sapphira wider den hl. Geist. B. 1. 2. 7. 8.** Es ist klar, daß unsere Geschichte als ein merkwürdiges Gegenstück zu der Apftg. 4, 36. 37. hier aufgeführt wird. Ananias und Sapphira, beide Gläubige und wahrscheinlich wohnhaft zu Jerusalem, wurden durch die große Freigebigkeit in der apostolischen Gemeinde veranlaßt, sich auch an der Wohlthätigkeit zur Unterstützung der Sache Gottes zu betheiligen. Sie verkauften unter gegenseitigem Einverständnis ein Gut und brachten, wahrscheinlich den größeren Theil vom Erlös desselben, zu den Aposteln. Ob die Liebe Jesu, welche die anderen Gläubigen zu dem großen Opfersinn antrieb, auch diese Beiden zum Verkauf dieses Guts veranlaßte, stellt zwar Lucas nicht in Abrede; doch spricht der ganze Sachbestand unserer Geschichte dagegen. Das Schlimme der That liegt nicht im Verkauf des ihnen angehörigen Guts, sondern darin, daß sie mit einander sich verabredeten, einen Theil davon für sich zu behalten, und den anderen Theil als den ganzen Erlös, welchen sie für das Gut empfangen, anzugeben. Dieses war 1) ein Betrug gegen Gott; und da das Betrügen seinem innersten Wesen nach nichts anderes als wie Diebstahl ist, so war es wissentliche Sünde wider das Gebot: „Du sollst nicht stehlen.“ 2) Indem sie im Einverständnis mit einander das zu den Füßen der Apostel niedergelegte Geld als die ganze Kaufsumme angaben, logen sie wissentlich wider das Gebot: „Du sollst nicht lügen.“ 3) Weil sie durch die Darbringung dieses Theils ihres Guts bekannten, durch die Liebe zu Jesu und ihren Brüdern, welche der hl. Geist wirkt in den Gläubigen, angetrieben worden zu sein, und dabei doch auf der Unwahrheit bestanden, versuchten und logen sie der göttlichen Majestät des hl. Geistes. Geiz war die Ursache.

**II. Die schnelle Ueberführung ihrer Schuld. B. 3. 4. 9.** Weder Ananias, noch sein Weib, erwarteten, daß ihre böse That so schnell zur Kenntniß der Gemeinde und der Apostel kommen, und so furchtbar würde von Gott bestraft werden. In der That dieser beiden Sünder erkennen wir deutlich, daß es die Absicht des Satans war, durch schändeste Heuchelei die Gemeinde

zu Grunde zu richten. Wenn es ihm gelungen wäre, unter dem Scheine verleugener Bruderliebe die Sünden der Unterschlagung und des Diebstahls an dem einmal an Gott abgetretenen Gut zu verüben; wenn dieser Geist der abscheulichsten Heuchelei eingerissen und um sich gegriffen hätte in der Gemeinde: wie gar bald hätte dieselbe ihre schönste Zierde, welche in blühender Herzensheiligung, Wahrheit und Lauterkeit bestand, eingebüßt, und an deren Stelle wären pharisäische Heuchelei getreten. Das war eine große Gefahr für die noch junge Kirche. Dem Apostel Petrus war es vorbehalten, vermöge göttlicher Offenbarung durch den hl. Geist dieselbe rückhaltslos vor den Augen Aller aufzudecken. Mit nur vier Fragen, denen man es abfühlen kann, daß er Sachkenner der Sünde sammt den Umständen ist, überführt er die Sünder ohne Widerrede ihrer großen Schuld. 1) In der ersten sagt er dem Ananias, er hätte dem Satan gestattet, sein Herz völlig einzunehmen. 2) In der zweiten, er hätte ja sein Gut oder Geld behalten, oder so viel geben können, als er gewollt, wenn er nur die Wahrheit geredet. 3) In der dritten, er hätte mit seiner Unwahrheit nicht die Apostel oder Gemeinde, sondern den hl. Geist belogen. 4) In der vierten zu Sapphira, sie hätten zusammen dem Teufel gestattet, ihre Herzen mit Bosheit zu erfüllen und zu bethören, indem sie mit vorbedachtem Wissen den Geist des Herrn belogen und betrogen hätten.

**III. Die furchtbare Strafe. B. 5. 6. 10.** Die Sünde gegen Gott erfordert Bestrafung, weil sie Empörung gegen Gottes Majestät ist. Wenn nun Johannes sagt, daß es eine Sünde zum Tode gebe, von welcher er sage, daß man nicht um ihre Vergebung beten soll, einfach weil ihre Natur die höchste Steigerung der Sünde überhaupt offenbare, und darum für dieselbe keine Vergebung zu erhoffen sei, so sieht man sich gezwungen, anzunehmen, Ananias und Sapphira hätten diese unverzeihliche Sünde begangen. Zum Wenigsten war ihre Sünde vor Gott dem Herrn so groß, daß er es für nöthig befand, ohne ihnen Zeit zur Buße und Besserung zu gestatten, sie mit dem Tode zu bestrafen und dem göttlichen Gericht in der anderen Welt zu übergeben. Gottes Wort sagt, daß die Abgöttischen, darunter es auch die Geizigen versteht, und die Lügner werden das Reich Gottes nicht ererben. Sterben muß der Sünder, und darnach folgt das Gericht. Eine jede Ungerechtigkeit wird empfangen ihren gerechten Lohn. Die augenblickliche Bestrafung dieser beiden Sünder war eine unerläßliche Nothwendigkeit zum ferneren Gedeihen der Gemeinde geworden. Die Grundzüge sind auf die Kirche immer anwendbar.

**IV. Die heilsame Wirkung dieser Bestrafung auf die Gemeinde. B. 5. 11.** Die göttliche Bestrafung an Ananias und der Sapphira ist das erste Beispiel christlicher Kirchenzucht in der apostolischen Gemeinde, welches wir kennen. Die Vollziehung derselben hatte eine heilsame Wirkung hervorgerufen in derselben. Lucas sagt, daß über Alle, die von dem schnellen Tode Ananias hörten, mit Furcht überfallen wurden; und bei dem Tode der Sapphira, es sei eine große Furcht über die ganze Gemeinde und Alle, die es hörten, gefallen. Dieses göttliche Straferempel dient allen Sündern gleicher Art zur Warnung, und sagt ihnen, daß Gott jedem Schuldigen zu seiner Zeit die rechtmäßig verbiente Strafe, wenn auch nicht immer sofort schon in dieser Welt, so doch in der anderen Welt erteilen wird. Die christliche Kirche, die Schöpfung Jesu durch sein Blut, ist nicht dazu geschaffen, daß sie eine Pflanzstätte der Sünde sei, dieselben in sich hegen und gedeihen lasse, oder den Sündern Schutz und Sicherheit in ihrer Boshaftigkeit gewähre. Ihre heilige Pflicht ist es, die da böse sind, von sich hinaus zu thun. Wäre sie heute frei von Ananias und Sapphira-seelen, die ursprünglich schönste Zierde der Wahrheit und Lauterkeit in Christo wäre wieder ihr alltägliches göttliches Feierkleid.

**Ruhamwendungen.** a) Diese Geschichte warnt uns, daß wir dem Verführer nicht sollen Raum geben, sonst verführt er uns zu Heuchelei, Lügen, Betrug und in zeitliches und ewiges Verderben. b) Sie lehrt uns, daß wir unsere Sünde vor dem



Angesichte des Herrn nicht verbergen können. c) Die Sünde ist um so verabscheuungswürdiger, wenn sie unter dem Deckmantel der Religion und der Tugend verübt wird.

**Kleinkinderklasse.** Wir sehen nicht ein, daß man diese Section den Kleinen auf eine vortheilhaftere Weise mittheilen kann, als wenn man ihnen die Geschichte derselben mit Lehren und Anwendungen recht anschaulich erzählt. Sie bietet Vortrag, Lehre, Anwendung und Illustration in sich selbst. Der Lehrer sollte Veranlassung nehmen, recht aufs Herz und Gewissen der Kinder zu zielen, damit er den wohlgezogenen, tugendhaften Kindern ein warnendes Exempel einpräge, die Leichtsinrigen aber durch Beispiele aus dem täglichen Leben in ihr Herz führe, um sie vom Bösen zu überzeugen und sie zur Buße und Besserung zu bewegen.

### Wandtafel.

## Lügner.

Abkunft.	Geschäft.	Erbschaft.
Der Teufel ist ein Vater der Lügner. Joh. 8, 44.	Eine lügenhafte Zunge macht Herzeleid. Spr. 15, 4.	Der Lügner Theil wird sein im Schwefelpfuhl. Dff. 21, 8.

## Entwicklung der Sonntagschule.

Von Prof. W. F. Heidner.

**A**us von Gott und Menschen ins Dasein Gerufene hat seine Geschichte; und jenachdem sich Jemand auf irgend einem Gebiete bethätigt, sei es auf dem der Wissenschaft, der Kunst, der Politik oder der Religion, ist er auch in dessen Geschichte interessiert. Wir, als Christen, haben ein tiefes Interesse in der Geschichte der Kirche Gottes auf Erden; und jede Bethätigung derselben, die zu ihrer inneren Entwicklung oder ihrem äußeren Wachsthum beiträgt, beansprucht unsere besondere Aufmerksamkeit. Von nicht geringer Bedeutung unter den Zweigen christlichen Wirkens ist die Sonntagschule, von welcher ich bei dieser Gelegenheit \*) eine kurze Geschichte vorlegen soll. Es kann selbstverständlich nur eine übersichtliche Darstellung von dem Ursprung, Fortschritt und gegenwärtigem Zustande derselben sein. Aus Mangel an zuverlässigen Quellen der Statistik und Chronologie habe ich in manchen Punkten, über welche bestimmte Angaben erwünscht wären, nur allgemeine anbringen können. Ich bitte deshalb um Nachsicht bei Sachkundigen auf diesem Gebiet.

### Erste Anfänge des Sonntagschulunterrichts.

Schon bei der ersten Organisation christlicher Gemeinden war es gebräuchlich, die Jugend und Solche, die sich äußerlich zum christlichen Glauben bekannten, in der Lehre aber noch mangelhaft unterrichtet waren, am ersten Tage der Woche zum religiösen Unterricht zu versammeln. Solche Unterrichteten nannte man Katechumenen. Nach Bunfens Angabe hatte man ein Lehrbuch, betitelt „Haus- und Kirchenbuch,“ welches besondere Anweisungen, bezüglich der Behandlung dieser Katechumenen, gab, mit Angabe, welche aufgenommen und welche zurückgewiesen werden sollten, nebst der Dauer ihres Unterrichts (3 Jahre), und in welchen besonderen Glaubensartikeln sie zu unterrichten waren. Von all diesen Katechumenen erwartete man, daß sie sich nach Verlauf ihrer Unterrichtszeit taufen lassen und in volle Verbindung mit der Gemeinde treten würden. Während des vierten Jahrhunderts bis zum achten wurde der Jugend religiöser Unterricht am ersten Tage der Woche erteilt; darnach aber an Wochentagen in den Vorhallen der Kirchen. Von einer späteren Gründung solcher religiösen Sonntagschulen wissen wir nichts, bis Luther 1527 mehrere in Deutschland gründete. Diese waren jedoch nicht besonders für Katechumenen beabsichtigt, sondern für Kinder und junge Leute, die der Wochenschule nicht beizuhören konnten, um

sie durch den Sonntagsunterricht heranzubilden, Gottes Wort für sich selbst lesen zu können. In der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts organisierte Cardinal Borromeo Sonntagschulen zuerst in der Domkirche zu Mailand, und später in seinem ganzen Kirchsprengel. In diesen Schulen wurde Unterricht im Lesen, Schreiben und zum Theil in der Religion erteilt. Im siebenzehnten Jahrhundert gaben etliche Geistliche der englischen Staatskirche catechetischen Unterricht am Sabbath; und in 1674 geschah das Gleiche in einer Kirche in Neobury, Massachusetts. Im selbigen Jahrhundert wurden S. Schulen in Paris, Rom, Wien und in anderen großen Städten organisiert, um solche Kinder das Schreiben, Lesen, Rechnen und Zeichnen zu lehren, die den Alltagschulen nicht anwohnen konnten; auch erteilte man zuweilen Unterricht in höheren Zweigen. Ähnliche Schulen werden heute noch am Sabbath auf dem europäischen Festlande unterhalten.

### Robert Raikes.

Im achtzehnten Jahrhundert vermehrten sich obige Schulen bedeutend, aber sie waren nur örtlich in ihrer Organisation und in ihrem Einfluß, bis Robert Raikes gegen Ende des Jahrhunderts den Plan faßte, diesen Sonntagsunterricht allgemein zu machen. Auch er beschränkte seine Thätigkeit während der ersten zwei Jahre auf die verwahrlosten Straßenkinder von Gloucester, die ihn durch ihr rohes, gottloses Betragen persönlich störten, und ihn dadurch veranlaßten, sie sonntäglich zum Unterricht in Schulen zu sammeln.

Im November 1783 veröffentlichte er seinen Erfolg in seinem eigenen Blatte, dem „Gloucester Journal“, und empfahl die Verbreitung von Sonntagschulen durch das ganze Land. Sein Bericht erschien in anderen Blättern; und bald wurden Sonntagschulen in all den größeren Städten Englands organisiert. Wilhelm Fox, ein Londoner Kaufmann, hatte Wochenschulen für den Religionsunterricht der ärmeren Kinder gegründet; da er aber Raikes Plan vernahm, verlegte er seinen Unterricht auch auf den Sonntag. Raikes Unternehmen war mit außerordentlichem Erfolg gekrönt. Im Jahre 1786, drei Jahre nach dem Anfang in Gloucester, erhielten 250,000 Kinder Sonntagschulunterricht in Großbritannien. Im selben Jahre (1786) organisierte Bischof Ashbury die erste Sonntagschule in den Vereinigten Staaten von Nord Amerika, im Staat Virginien, nach Raikes Plan. In 1791 wurde die erste S. S. Gesellschaft in Philadelphia gegründet mit Bischof White als Präsidenten. In Irland wurden Sonntagschulen in 1793 und in Schott-

\*) Naperville Distrikt S. S. Convention.

land in 1797 eingeführt. In 1798 gründete Kath Furguson, eine arme Negerin, die nichts von Raikes Plan wußte, die erste Sonntagschule in New York für die armen Straßkinder in ihrem Stadtviertel. Zwischen 1801 und 1804 gründeten Frau Isabella Graham und ihre Tochter Johanna Bethune, die auf ihren Reisen mit den S. Schulen in England bekannt geworden, drei Sonntagschulen auf eigene Kosten in New York. Von der Zeit an vermehrten sich dieselben allmählig in den Vereinigten Staaten, aber die erste Verbindung einer Sonntagschule mit einer Kirchengemeinde fand Statt in Pittsburg, Pa.

Die Schulen, welche Raikes und seine Nachfolger gründeten, waren sehr verschieden von denen unserer Tage. Die Lehrer wurden für ihre Arbeit bezahlt, und die Schüler waren meistens von der ärmsten und verfunkensten Volksklasse, größtentheils Bettler. Sehr Wenige konnten lesen; und das Buchstaben- und Gesangbuch waren die Haupttextbücher; religiöser Unterricht wurde erteilt, aber nicht vermittelt Bibellectionen.

Der Uebergang von belohnten zu freiwilligen Lehrern und vom hauptsächlich literarischen zum hauptsächlich religiösen Unterricht fand etwa 1809 in den Ver. Staaten Statt. Gleichzeitig war die Uebertragung der Leitung und Beaufsichtigung der Sonntagschulen von Einzelpersonen auf Kirchengemeinden. Diese Veränderung kam erst viel später in England zu Stande. Kleine Geschenke von Karten, Büchern, auch Geldstücken wurden den Schülern als Triebfeder zum Fleiß im Anwohnen und Studiren erteilt.

Organisirte Gesellschaften zur Förderung der S. Sache.

Die Londoner S. Union wurde gegründet 1803, die New York S. Union 1816 und die Amerikanische S. Union 1824. Der Zweck der Letzteren war, seltliche Text-Bibliothek- und Belohnungsbücher nebst Karten und anderem Apparat zur Verbreitung des S. Werkes anzufertigen, Missionare zur Gründung von S. Schulen in verschiedene Theile des Landes zu senden u. s. w. Die Verdienste der Am. S. Union in der Förderung dieser edlen Sache sind groß. Und immer noch bewährt sie sich als eine segensbringende Anstalt für hundert Tausende in den neueren Theilen unseres Landes. Den Plan der Am. S. Union haben

alle mehr oder minder selbstständige kirchliche Benennungen nach und nach ergreifen, und S. S. Literatur und anderen Apparat nach ihren Bedürfnissen und nach Maßstab ihres Glaubensbekenntnisses für sich zubereitet. Auch die Sonntagschul- und Tractatgesellschaft der Ev. Gemeinschaft, (der Datum ihrer Gründung stand mir nicht zu Gebote) hat Lobenswerthes in dieser Hinsicht geleistet und besondere Anerkennung verdient unser gegenwärtiger Hauptbuchverwalter in seinem unermüdenden Fleiße, dem Bedürfnis unserer Kirche auf diesem Gebiet in beiden Sprachen entgegenzukommen, und den Fortschrittsgeist der Zeit nicht unbeachtet oder gar verachtet an sich vorüberleiten zu lassen.

#### Gleichförmige Bibellectionen.

Eine neue Epoche im Sonntagschulunterricht haben die gleichförmigen Bibellectionen herbeigeführt. Regellos, uneinheitlich und nicht selten schleppend und die Schüler verwirrend war der Unterricht, da jeder Lehrer seine eigene Lektion wählte. Die Einführung der kleinen Fragebücher über gewisse Theile der hl. Schrift war ein Fortschritt, aber auch diese ließen ihrer Beschränktheit und mechanischen Steifheit wegen beim Lehren und Lernen viel zu wünschen übrig. Dank deshalb den kühnen und umsichtigen Bahnbrechern Dr. Vincent, Jakobs, Reynolds und vielen Andern, die unermüdet auf dem Wege der S. S. Reformation voran schritten, bis sie nicht nur in den einzelnen leitenden Zweigen der evangelischen Christenheit Reihenfolgen von gleichförmigen Lektionen hervorriefen, wie z. B. die Nationale, die Berean und die Westminster Series von Lektionen, sondern gegenwärtig allsonntäglich über 6½ Millionen Gemüther in den V. Staaten und Canada in ernstem Studium auf denselben Schriftabschnitt lenken, vermittelt der herrlichen Einrichtung der Internationalen S. S. Lektionen. Nie seit Gründung der christlichen Kirche wurde das Wort göttlicher Wahrheit so klar und deutlich mit sich selbst verglichen, mit seinem eigenen Lichte beleuchtet, der Jugend so kräftig ans Herz gelegt, wie es jetzt jeden Sabbath von über einer halben Million größtentheils frommer und fähiger S. S. Lehrer auf dem Amerikanischen Continente geschieht. O, daß doch die Ernte dieser großen Ausfaat entsprechen möchte!

(Schluß folgt.)

## Jüdisches Volksleben zur Zeit Jesu.

Von B. Pisk.

### III. Unter dem Volk.

Nachdem wir uns mit der Lokalität des gelobten Landes einigermaßen vertraut gemacht haben, lenken wir unsere Schritte nach Jerusalem, durch eins der Thore gehen wir hindurch, und

„Unsere Füße stehen in deinen Thoren, Jerusalem.“ (Psalm 122, 2.)

Nachdem wir eine Weile in stiller Betrachtung der Gottesstadt still gestanden, gehen wir weiter, um den belebtesten Theil der Stadt zu erreichen. In buntem Gewühl gehen die Gestalten an uns vorüber. Besondere Aufmerksamkeit erregt die Tracht der Frauen. Die Klage, in die der Prophet Jesaias 800 Jahre vorher über die Töchter Jerusalems (Jes. 3, 16–24.) ausgebrochen, könnte mit jehrsacherem Rechte wiederholt werden. Damen mit toupirtem Haar, das die Friseure sorgfältig geschmückt, die Füße in gestickten mit Edelsteinen besetzten Pan-

tofseln, gehen an uns vorüber. An ihren Kleidern sind Riechfläschchen befestigt, um ihren Leib ein Schleiertuch, eine Art Mantille, grazios geworfen. Indem wir sie einer näheren Betrachtung unterwerfen, bemerken wir, daß ihre Wangen geschminkt, ihre Augenbraunen gefärbt, ihr Haar mit Goldstaub betworfen ist. Nichts neues, dachten wir, unter der Sonne. Wir bemerken auch falsches Haar, und in einem Laden sehen wir sogar falsche Zähne mit Gold- oder Silberdraht zur Befestigung, zum Verkauf ausgestellt. Unser Weg führt uns bei einem Friseur vorbei, wo etliche eitle Weiden sich ihr Haar fristren lassen. Die verschiedenen Schmuckfachen, die wir zu sehen bekommen, als da sind Armbänder, Ohrringe, Nasenringe, Fingerringe erinnern uns, daß heidnischer Luxus bereits festen Fuß in Jerusalem gefaßt hat. Wir gehen weiter. Vor uns schreitet gravitatisch eine ehrbare Gestalt, gehüllt in einen Gebetmantel. Plötzlich bleibt sie stehen, zieht die Füße fest anein-



ander, blickt sich ein wenig vorwärts, und murmelt verständliche Worte vor sich hin. Sie geht weiter, bleibt wieder stehen, und so zu öfteren Malen. Neugierig treibt es uns, den Mann von Angesicht zu sehen. Auf seiner Stirn bemerken wir eine große leberne schwarze Kapsel, an der linken Hand bemerken wir einen Riemen, der einige Mal um den Arm gewunden ist. Ein Arbeiter kommt des Wegs daher, legt sein Arbeitszeug nieder, bleibt stille stehen, murmelt einige uns verständliche Worte vor sich hin, und setzt seinen Weg weiter fort. Auf unsere Frage, was das zu bedeuten, erhalten wir die Antwort „es ist jetzt die Gebetsstunde,“ die jeder fromme Israelite sorgfältig beobachtet. Und wer ist denn jene ehrbare Gestalt im Mantel gehüllt, und was hat er auf seiner Stirn? „Es ist ein Pharisäer mit seinen Gebetsriemen,“ lautet die Antwort. Ein Pharisäer! Wie bekannt das Wort auch aus dem Neuen Testament ist, so unbekannt ist das Wesen des Pharisäertums und dessen Entstehung, woher denn auch die damit verbundenen falschen Begriffe kommen. Ghe wir darauf näher eingehen, wollen wir erst ein wenig bei dem Gebetsmantel und Gebetsriemen stehen bleiben. Laut der Verordnung 4. Mos. 15, 37. ff.; 5. Mos. 22, 12., hatte jeder Israelite Quasten oder Fransen an den vier Zipfeln seines Obergewandes zu tragen. Sie sollten, wie es an der zuerst angeführten Stelle heißt, dazu dienen, „daß ihr sie ansehet und gedenket aller Gebote Jehova's, und darnach thuet.“

Was die Gebetsriemen, oder wie Luther übersetzt „Denkzettel“ angeht, so gründet sich der Gebrauch auf die Stellen 2. Mos. 13, 9. 16.; 5. Mos. 6, 8.; 11, 18., aber gewiß nicht in der äußerlichen Auffassung, wie die Pharisäer es thaten, die ja so gern am Aeußeren hingen. Es gab deren zwei, einen für die Hand und einen für das Haupt. Wenn aber der Pharisäismus Alles bis ins Einzelne regelte und genau angab, wie viel Fäden die Zizith oder Quasten haben müssen, wie viel Knoten an ihnen zu schlingen seien, und in welcher Weise dieses geschehen müsse, wie die Abschnitte für die Gebetsriemen zu schreiben seien, wie groß die Kästchen der letzteren und wie lang ihre Riemen sein müssen, wie sie am Kopf und Arm anzulegen, und wie oftmal der Riemen um letzteren zu schlingen sei, so ist hiervon keine Spur im Worte Gottes zu finden. Damit der Leser einen besseren Begriff für das Gesagte bekomme, stelle er sich einmal einen Juden vor, wie er betet. Vom Kopfe herab hängt ein viereckiger Mantel, der Gebetsmantel genannt, an dessen vier Enden sich die sogenannten Quasten oder Schaufäden befinden. Auf der Stirn sieht er eine leberne Kapsel, auf dem linken Arm sieht er die Gebetsriemen um denselben gewunden. Diese Kapseln, sei es auf der Stirn oder auf dem Arm, sind entweder klein oder groß, je nachdem einer ein ganz frommer Jude ist oder bloß ein gewöhnlicher Mann. Wenn der Herr Jesus von „breiten Denkzetteln“ spricht, so wird er eben die Größe jener Kapsel gemeint haben, die man heute noch sehen kann. In welcher Weise nun die Pharisäer den Buchstaben des Gesetzes zu erfüllen suchten, wird aus folgender Beschreibung der Gebetsriemen klar werden. Man schnitt in ein viereckiges würfelförmiges Stückchen Holz drei Spalten, ungefähr so tief als das unterste Glied am kleinen Finger. Dadurch ergaben sich vier Fächer, über die ein in Wasser eingeweichtes Leder von einem reinen Thier gelegt, in die Spalten eingedrückt, und wenn es trocken geworden, wieder hinweggenommen wurde. Das Leder hatte nun vier leere Räume, in die man vier Pergamentzettel, ein jeder mit einer der vier Stücke aus dem Gesetz: 5. Mos. 11, 18—21.; 6, 4—9.; 2. Mos. 13, 3—10., 11—16. beschrieben, zusammengerollt und in Käl-

berhaare eingewickelt, in der angeführten Ordnung der Stellen hineinlegte; dem Kästchen gab man hierauf einen Boden von doppeltem Leder, der etwa einen Viertel Zoll über dasselbe hervorragte, und nähte an die eine Seite des Bodens eine leberne Schlinge, durch welche ein langer, schwarzer Riemen von der Breite eines Gerstentornes gesteckt wurde. Vermitteltst dieses Riemens band man dann das Kästchen dergestalt um den Kopf, daß letzteres zwischen die Augenbraunen zu liegen kam; dabei wurde der Knoten hinten im Nacken so geschlungen, daß er den hebräischen Buchstaben d bildete. Die übrige Länge der Riemen hing über die Schultern rechts bis zum Nabel (Sprichw. 3, 8.), links bis auf die Brust herab. Das waren die Denkzettel am Kopf. Bei dem Denkzettel an der Hand hatte das leberne Kästchen keine Abtheilungen, sondern die Form eines oben abgerundeten Thürchens; darin wurde eine einzige Pergamentrolle, aber in vier Columnen mit denselben Schriftstellen zierlich und genau beschrieben, gesteckt, das Kästchen unten in gleicher Weise, wie die Kopf-Denkzettel, mit einem lebernen Boden geschlossen und vermitteltst des, durch die an dem Boden angebrachte Schlinge hindurchziehenden Riemens an der inneren Seite des linken Oberarms, gerade dem Herzen gegenüber, befestigt. Der Knoten wurde dabei so geschlungen, daß das eine Ende des Riemens ein hebräisches i bildete; das andere Ende aber war lang genug, um drei Mal um den Arm geschlungen, dann an den kleinen Finger herangezogen und noch drei Mal um die drei mittleren Finger gewunden zu werden. Die Ehrfurcht vor diesen Gebetsriemen war fast so groß wie die vor den heiligen Schriften. So abergläubisch war die Werthschätzung dieser Riemen, daß man sie als Schutzmittel gegen dämonische Mächte ansah. Solcher Art war die pharisäische Schriftauslegung, die sich nicht bloß damit begnügte, das Gesetz Gottes, vermöge ihrer Auseinanderlegung, herabzusetzen, sondern auch darnach trachtete, durch dieselbe sich in den Augen des Volkes zu heben, und während der gewöhnlichen Israelit die Gebetsriemen zur Zeit des Gebetes oder bei feierlichen Gelegenheiten anlegte, stolzirte der Pharisäer mit denselben den ganzen Tag herum, um auf diese Weise dem gewöhnlichen Manne zu imponiren.

Fragen wir nun nach dem Ursprung dieser Leute, die eine solche große Rolle im neuen Testament spielen. Der Name „Pharisäer“ bedeutet „Abgesondert,“ ein Name, der sich entweder auf die Sorgfalt bezieht, mit der sie die Enthaltensamkeit beobachteten oder, besser, auf die Absonderung von den levitisch Unreinen, ihre Zurückgezogenheit von allem Verkehr mit minder Strengen. Die Pharisäer als eine jüdische Secte, wie dies gewöhnlich geschieht, zu betrachten, dazu ist kein Grund vorhanden, ebenso wenig wie die Sadducäer, auf die wir noch zurückkommen werden. Vielmehr waren die Pharisäer die nationale und orthodoxe Partei unter den Juden, aus welcher das spätere Judenthum hervorgegangen ist. In der Makkabäerzeit schon tritt der pharisäische Geist auf, dem es darum zu thun war, eine strenge Gesetzhaltung zu handhaben, um so das Volk gegen die anbringenden Elemente eines fremden Geisteslebens zu schützen. Der Aufschwung des Volkes durch die makkabäischen Siege befestigte diese Richtung, deren Kerngedanke der Entschluß war, wirklich das auserwählte heilige Volk Gottes zu sein, die aber keinen andern Weg kannte, denselben durchzuführen, als den die äußerliche Heiligkeit der Priester zum Gemeingut Aller zu machen. Die Synagoge führte die Kenntniß des Gesetzes in das ganze Volk ein, die heilige Geschichte hielt die Erinnerung an die Vorzeit und das Verlangen wach, die theokratischen Einrichtungen vollkommen durchzuführen zu können.

Und so war das Ziel der Pharisäer ein bis ins Kleinste und Einzelnste religiös geregeltes Volksleben, welches sich als das allein Berechtigte geltend machen wollte. So wurden sie denn später die erbittertsten Feinde ihrer früheren Führer, als diese das Königthum annahmen, und widersetzten sich den Herodiern und Römern, und entzündeten jenen Fanatismus, der schließlich sie und das ganze Volk zu Grunde richtete. Die Pharisäer bildeten demnach, vermöge ihrer gesetzstrengen Richtung, zugleich die nationale Partei; kein Wunder, daß ihre Macht eine große im Volke war, und daß in den wechselvollen Zeiten die verschiedenen Fürsten um ihre Gunst buhten, um auf diese Weise das Volk hinter sich zu haben. Die Pharisäer waren zugleich die Schriftgelehrten, die im Neuen Testament so häufig erwähnt werden, die zum Gesetze auch die Tradition hinzufügten, und auf diese Weise das Gesetz verknöcherten, wodurch das Volk schließlich erliegen mußte. Nähnlich, wie in der römisch-katholischen Kirche, wurde Alles auf das Aeußerliche getrieben; Gesetzesbestimmungen wurden gemacht, die man durch eine künstliche, pfiffige Auslegung aus dem Gesetze herauszufisteln suchte, und dürfen wir uns daher wundern, wenn der Herr Jesus von ihnen sagte: „sie binden aber schwere und unerträgliche Bürden, und legen sie den Menschen auf den Hals. Alle ihre Werke thun sie, daß sie von den Leuten gesehen werden.“ Gegen dieses äußerliche Pharisäerthum richtete sich der Ernst des Herrn. Daß es unter ihnen auch ehrenhafte Männer gab, daran gibt uns Gamaliel und sein Schüler, der Apostel Paulus, den besten Beweis. Wie gerecht aber der Vorwurf des Herrn war gegen die Pharisäer, können wir daraus sehen, daß schon der Codex der jüdischen Tradition, der Talmud, sieben Arten von Pharisäern aufzählt.

„Sieben Arten von Pharisäern gibt es: der Schulterpharisäer (der seine Verpflichtungen auf der Schulter trägt, um deren Erfüllung jedem zu zeigen, wie das Holz zur Raubhütte); der Reihpharisäer (der Andere um Geld anspricht, um die religiösen Gebote erfüllen zu können); der Rechenpharisäer (der etwas Gutes thut, dann wieder Böses und Beides gegenseitig in Rechnung bringt); der, welcher fragt: Soll ich mein Hab und Gut ganz zu wohlthätigen Zwecken verwenden? (um sich den Schein außerordentlichen Edelmuths zu geben); der, welcher kühn auffordert: Sagt mir ein Böses, das ich gethan, ich werde sofort Gutes dagegen üben (um sich als völlig makellos hinzustellen); die echten Pharisäer (die ihre Pflichten aus Ehrfurcht und Liebe gegen Gott erfüllen). Waren die Phari-

säer die eigentliche Volkspartei, so bildeten die Sadducäer die priesterliche Adelpartei.

Josephus, der jüdische Geschichtschreiber, der zur Zeit Christi lebte, beschreibt den Gegensatz beider Parteien folgendermaßen. Die Pharisäer haben die Menge des Volkes zum Bundesgenossen; besonders haben sie die Weiber in ihrer Hand. Sie haben den größten Einfluß auf die Gemeinde, so daß alle gottesdienstlichen Handlungen, Gebete und Opfer nach ihren Anordnungen geschehen. Ihre Herrschaft über die Massen ist unbedingt, daß sie selbst dann Gehör finden, wenn sie etwas gegen den König oder den Hohenpriester sagen. Infolge dessen vermögen sie am meisten den Königen entgegen zu wirken. Die Sadducäer hingegen gewinnen nur die Wohlhabenden für sich, das Volk haben sie nicht auf ihrer Seite. Zu wenigen Männern ist diese Lehre gelangt, jedoch zu den Ersten an Ansehen. Gethan wird von ihnen so zu sagen nichts. Denn so oft sie zu Aemtern gelangen, halten sie sich, wenn auch widerwillig und gezwungen, an das, was die Pharisäer sagen, weil andernfalls die Menge sie nicht ertragen würde. Das waren die beiden Hauptströmungen im Volke, die mehr oder weniger ihren Einfluß ausübten. Im Neuen Testamente werden wir schon auf die Lehren dieser beiden Richtungen hingewiesen, und wollen wir uns genau darüber unterrichten, so haben wir Josephus als unseren Gewährsmann. Hauptsächlich sind es drei Punkte, in denen beide Richtungen von einander abwichen.

1) Die Pharisäer lehren, „daß jede Seele unergänglich sei, aber nur die der Guten in einen anderen Leib übergehe, die der Bösen hingegen mit ewiger Pein gestraft werde,“ die Sadducäer dagegen sagen, es gebe keine Auferstehung (Matth. 22, 23; Marc. 12, 18; Luc. 20, 27; Apstg. 23, 8.), sie leugnen die Fortdauer der Seele und die Strafen und Belohnungen in der Unterwelt. „Die Seelen vergehen nach ihrer Lehre zugleich mit den Körpern.“ (Joseph. j. d. Krieg II, 8, 14; Alterth. XVIII, 1, 4.)

2) Die Pharisäer lehren Engel und Geister, die Sadducäer leugnen sie. (Apstg. 23, 8.)

3) Die Pharisäer „machen Alles vom Geschick und von Gott abhängig, und lehren, daß die guten Handlungen nicht einmal größtentheils Sache der Menschen seien, daß vielmehr zu jeder auch das Geschick mithelfe.“ Die Sadducäer „leugnen das Geschick ganz und gar, und setzen Gott außerhalb der Möglichkeit, etwas Böses zu thun oder vorzusehen. Sie sagen, daß in des Menschen Wahl das Gute und das Böse stehe, und das Thun des Einen oder des Anderen nach seinem Belieben.“ (Joseph. j. d. Krieg II, 8, 14.)

## Die allgemeinen S. Schullectionen und unser Sectionsblatt.

Von Zeit zu Zeit erhalten wir Briefe, in welchen eifrige S. Arbeiter klagen, daß in ihren S. Schulen das „Ev. Sectionsblatt,“ ja nicht einmal die allgemeinen S. S. Lectionen überhaupt gebraucht werden. Vor uns liegen wieder eine Anzahl solcher Trauerepisteln. Da ruft z. B. ein Bruder aus:

„Ist's möglich! Als ich neulich in der S. Schule das Ev. Sectionsblatt anpries, um es einzuführen, stand ein alter erfahrener Bruder auf und sagte, er wäre der Ansicht, die Blätter brächten mehr Schaden als Nutzen. Wäre es möglich, daß unsere geehrte General-Conferenz Schriften ins Leben rief, die der S. Schule schädlich wären? Ich hätte gern Auskunft.“

Nein, Bruder, du kannst da ruhig sein, aber jener „alte er-

fabrene Bruder“, der hat alle Ursache über seinen gefährlichen Zustand ernstlich nachzudenken. So gibt es aber leider noch mehr. Es würde auch wohl überflüssig sein, denselben aufs Neue ihre Pflichten vorzuhalten. Wir wollen ihnen deshalb im Folgenden den großen Nutzen vor Augen führen, welchen diese Lectionen bei treuem Gebrauch auf die verschiedenste Weise bringen.

Bei einer Sitzung im Interesse des Sonntagschulwesens zu Plainfield, N. J., eröffnete Rev. Dr. Warren Randolph die Besprechung über obiges Thema, indem er die folgenden Vortheile des genannten Systems der Internationalen Reihenfolge der S. S. Lectionen erläuterte: I. Für Localschulen: 1. Es gibt der Schule bessere Hülfsmittel an Hand, als man



je zuvor für die Vorbereitung der Lektionen besaß. 2. Es befähigt die Lehrer, sich einander in ihrer Arbeit zu unterstützen. 3. Es ermöglicht den Familienhäuptern, eine bestimmte Reihenfolge beim Bibellesen im Hause die ganze Woche hindurch innezuhalten. 4. Es gibt dem Prediger Gelegenheit, neben seinen gewöhnlichen Amtspflichten auch der Schule von der Kanzel sehr erhebliche Unterstützung zu leisten. 5. Es macht den Schülern möglich, ihre Studien fortzusetzen, selbst wenn letztere durch unvermeidliche Abwesenheit unterbrochen würden. 6. Es leistet dem Superintendenten bei der Leitung der Schule unter den unbvorhergesehenen Nothfällen, welche beständig vorkommen, wichtige Dienste. Er kann mehrere Klassen, falls Jemand von den Lehrern abwesend ist, vereinigen; er kann temporär Lehrer aus älteren Klassen nehmen; für Alle gilt eine bestimmte Reihenfolge des Lehrplans, und man nimmt an, daß Alle auf jenen vorbereitet sind. 7. Es bietet dem Superintendenten eine Gelegenheit, die Gedanken, welche in der Schule geherrscht haben, soweit als möglich zusammenzufassen, und auf Alle einen bestimmten und direkten Eindruck zu machen. Auch die folgenden Vortheile dieses Systems sind noch zu verzeichnen: II. Für das Land im Allgemeinen und für die Welt. 1. Es macht alle S. Schularbeiter zu gegenseitigen Unterstützern. 2. Es erregt das Nachdenken der Welt über die Wahrheiten der Bibel. Selbst die weltliche Presse gibt in vielen hervorragenden Fällen jetzt eine Erklärung von den internationalen S. S. Lektionen, und keine christliche Zeitschrift veräußert es, sie zu publiciren. 3. Es leistet in allen Theilen des Landes der brüderlichen Gefinnung Vorschub. 4. Es flößt Begeisterung ein, in dem Bewußtsein, daß eine solche große Menge gleichzeitig denselben Schriftabschnitt studirt. Canada, die Ver. Staaten, Mexiko, New Mexiko,

England, Irland, Schottland, Norwegen, Schweden, Dänemark, Frankreich, die Schweiz, Deutschland, Italien, die Türkei, Syrien, Birmanien, China, Japan, Australien und die Fidschi Inseln gehören alle zu denen, welche diese internationalen Lektionen mehr oder weniger lernen und lehren. 5. Es macht die große Thatsache von einer gemeinsamen religiösen Brüderschaft augenscheinlicher. 6. Es befördert unter uns Allen die Einigkeit des christlichen Glaubens. Die Welt hat niemals so deutlich eine Illustration von der wesentlichen Einheit der Christen gesehen, als sie jetzt in deren Einigkeit im Studium von Gottes heiligem Wort erblickt.

In einer darauffolgenden allgemeinen kurzen Erörterung wurden die Vortheile der internationalen Lektionen noch weiter ausgeführt: 1. Das System ist für diejenigen sehr nützlich, welche gezwungen sind, viel zu reisen. Mühen sie hingehen, wo sie wollen, des Sonntags sind sie zu Hause, sie haben ein gemeinsames Thema zur Unterhaltung, und treiben ihr Werk, als kämen sie mit ihren Mitarbeitern aus der Heimath zusammen. 2. Es hat eine ganze Armee von Bibelstudenten hervorgebracht. 3. Es hat gegen den Unglauben einen mächtigen Schlag geführt. 4. Die Lektionsblätter sind geflügelte Träger geistlichen Lebens für Millionen von Seelen. 5. Es steht den Schülern während der Sommerferien hülfreich zur Seite, sowie auch Anderen, welche auf Reisen, sowie von Hause abwesend sind.

Sind diese Punkte nicht alle buchstäblich wahr? Muß nicht jeder Freund der Wahrheit dazu Amen sagen! Und wer da noch halbstarrig gegen alle bessere Ueberzeugung auf seiner eigenen Meinung beharrt, der ist ein Feind der Wahrheit und ein Hinderniß für die so segensreiche Sonntagsschul-sache—ein Hinderniß somit für das Reich Gottes. W. S.

## Fragekästchen.

**Frage.** Ist es recht, daß ein Superintendent die Sonntagsschul-Lehrer in Gegenwart der Schüler zurechtweist?

Ein Bruder in Christo.

**Antwort.** Nein, es sei denn, der Lehrer habe sich gegen die Schüler vergangen, so sollte er mit großer Vorsicht zurechtgewiesen werden, damit die Schüler sehen, daß man ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt.

**Frage.** Wie sollen die Klassbücher in der S. S. gebraucht werden, und welches ist ihr Zweck und Nutzen?

S. S. Arbeiter.

**Antwort.** Was das „Wie“ angeht, I. Bruder S. S. Arbeiter, da frage deinen Prediger, der kann es dir in deiner Gegenwart im Buche besser klar machen. Der Zweck ist, eine regelmäßige Statistik zuwege zu bringen, und somit eine bessere Ordnung in der Schule herzustellen; denn wo keine Regel beobachtet und keine Rechnung gehalten wird, da kann auch keine Ordnung sein. Warum hält man in der Wochenschule, in Gesellschaften, beim Militär, im Staat zc. regelmäßige Register.

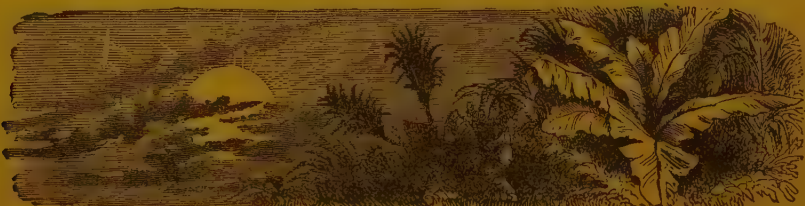
Dasselbe läßt sich auch auf die S. S. anwenden. Auf das Klassbuch kann man immer wieder zurückreferiren, und dadurch hat man einen Anhaltspunkt und eine Uebersicht vom ganzen Jahre. Den Nutzen endlich muß Jedermann aus Erfahrung kennen lernen. Darum haltet das Register pünktlich und regelmäßig, mit der Zeit wird euch der Nutzen schon einleuchten.

Dieses auch für den „S. S. Superintendenten.“

**Frage.** Ist es zur Beförderung, in der Lehrerversammlung zu kritisiren und von der Lektion auf andere Gegenstände abzukommen, und wie lange soll die Lehrerversammlung gehalten werden?

S. S. Superintendent.

**Antwort.** Den ersten Theil dieser Frage beantworten wir entschieden mit Nein. Was die Zeit angeht, halte man die Versammlung bis man fertig ist. Besonders höre man aber zeitig auf und lasse die Sache nicht langweilig werden. Wir sollten meinen, in den meisten Fällen wäre eine Stunde lang genug.



# S i n t e r s t ü b e n .

**Katechetischer Unterricht.** Bischof Escher sagte uns neulich, daß die Veranlassung zu der großen Erweckung, welcher sich diejenige unserer Gemeinden in Chicago im verfloffenen Winter erfreute, die Dr. A l b e r d i n g bedient, zum großen Theil dem ernstlichen katechetischen Unterricht, welchen der Prediger hielt, zu verdanken sei. Die Moral dazu hier zu schreiben ist überflüssig; aber für Prediger ist dieselbe sehr beherzigenswerth.

**Frühlingsanfang.** Der Magazinmann ist in seiner Stellung, als Kalendermacher, einmal sauber abgefanzelt worden, weil er ein ganzes Jahr lang das Wetter so ziemlich gehen ließ wie es wollte. Deshalb können sich die geneigten Leser leicht denken, welcher Sturm seine Brust durchtobte, da er sehen mußte wie am 21. März, als auf Frühlingsanfang, ein fürchterlicher Schneesturm über die frühlingsranke Welt brauste. Er hat ernstlich darüber nachgedacht, ob nicht doch der Kalender oder der Frühling sein Datum ändern sollte. Was denken die Leser?

**Glatt eis.** Es war an einem Sonntagmittag. An den Bäumen glitzerten helle Eiskristalle und auf dem Trottoir war es spiegelglatt. Wir waren auf dem Wege zur Sonntagsschule. Es begegneten uns verschiedene Leute, besonders eine Anzahl sogenannter freier Männer, welche des Weges eine Vereinigung hatten. Einige kamen schon unterwegs in „Sitzung.“ Einer, von zwei uns entgegenkommenden Herren, sagte gravitatisch: „Ein freier Mann muß seinen Standpunkt zu behaupten wissen.“ Raum hatte er es gesagt, so „schlug er ins Gegentheil um“ und fuhrwerke mit den Beinen in der Luft herum, als wolle er mit den Füßen eine Himmelstorte zeichnen. Bald darauf kam eine S. Schullehrerin in Sicht. Auch sie vermochte nicht ihren Standpunkt zu behaupten — das Eis hatte zu viel Anziehungskraft für sie. Ihre Bücher flogen in alle Richtungen und wurden nicht wenig bespuckt. Sie sammelte sich und die Bücher aber bald wieder zurecht, und ging weiter. Wir dachten: Die Flecken in den Büchern dieser pflichttreuen Lehrerin, welche dieselben an dem Tage empfangen, da viele andere zu Hause blieben, aus Furcht sie möchten fallen, sind für die Besitzerin derselben Ehrenzzeichen.

**Herr Abel zu London.** Herr Abel geht zur Vollenbung seiner kaufmännischen Studien nach London. Dort angelangt, schickte er seine Karte, auf welcher der Name A b e l deutlich zu lesen war, zu einer besonders empfohlenen Familie. Er wurde eingeladen und freundlich aufgenommen, aber zu seiner Verwunderung stets E b e l genannt. „Du mußt dich den Sitten des Landes fügen,“ dachte er, und ließ sich eine neue Karte mit dem Namen E b e l stechen. Aber siehe da, als er diese Karte bei einer anderen Familie abgegeben hatte, wurde er eigenthümlicher Weise immer Herr S i b e l genannt. „Jetzt nennt man mich gar S i b e l,“ sagt er, sich verwundert, „ich werde meine Karte mit S i b e l drucken lassen.“ Aber o Weh, bei einer dritten Familie, der er sich vorstellt, freut man sich Herrn E i b e l begrüßen zu können. Nun macht er noch einen letzten Versuch, und auf seiner Karte glänzt der Name „E i b e l.“ Aber auch das half nichts, denn er wurde trotzdem S i b e l genannt. Da riß ihm die Geduld, länger wollte er nicht mehr in einem Lande bleiben, wo man nicht einmal im Stande wäre, seinen guten deutschen Namen richtig zu lesen, und ging schleunigst nach seiner Heimath zurück.

Es ist erstaunlich, welch hohen Grad der Ausbildung die Geschicklichkeit und der Tassinn mancher Blinden erreichen. Wir bringen hier ein Beispiel davon. In dem Dorfe Osieme, bei Chartres, stand eine Wassermühle, die ganz und gar von einem blinden Manne, ohne jede fremde Beihilfe, erbaut worden war. Die Mauerer- und Schreinerarbeiten, das Dachdecken, die Treppen, die Wasserräder, die Röhre zu denselben — mit einem Wort die ganze Maschinerie, welche zur Einrichtung der Mühle gehörte — wurden von ihm allein gemacht, aufgestellt und in Betrieb gesetzt. Auch die sämtlichen Meubeln für seinen Haushalt verfertigte er selbst. Wenn in Folge des niedrigen Wasserstandes die Mühle stillstehen mußte, dann ar-

beitete der blinde Mann als Tischler und Drechsler; er hatte sich nach seiner eigenen Construction eine Drehbank hergestellt, auf welcher er kleine zierliche Windmühlen und anderes Spielzeug drechselte. Er lebte ganz allein, versah eigenhändig seinen Haushalt und kochte auch für sich selbst. Im Jahre 1852 wurde diesem blinden Müller von der Agricultur-Gesellschaft des Arrondissements eine Medaille für eine von ihm selbst construirte Maschine zuerkannt, welche dazu bestimmt war, das Getreide zu wofeln, und zu gleicher Zeit die besten von den gewöhnlichen Körnern zu sichten.

**Gute Folgerung.** „Worum nimmst du denn immer das Lütt Papeer op de Kanzel ropper?“ fragten einst die Bauern, welche nicht gerne sahen, daß ihr Pfarrer die Predigt ablas, denselben. Der Pastor sagte darauf, daß er ohne dasselbe in der That seine Predigt nicht im Gedächtniß behalten könne. „O, Herr Pastor,“ sagten darauf die Bauern, „denn möt he sit of nich verwunnern, wenn wi jun Prädigten nich in Kopp beholen können.“

**Boshast.** — A: Ich fühle Reue über mein bisheriges Leben. Ich will mich bessern und in mich gehen.

B: Rein, gehen Sie nicht in sich — Sie kommen sonst in ein zu schädiges Local.

„Um Vergebung, mein Herr,“ sagte ein Bettelmädchen zu einem Herrn, „Sie haben mir einen schlechten Groschen gegeben!“

„Thut nichts, meine Kleine,“ versetzte dieser, „du magst ihn um deiner Ehrlichkeit willen behalten!“

**Die Stimme der Erfahrung.** — Oesterreichischer Lieutenant: „Es gibt doch keine herrlichere Waffe als unsere neuen Kanonen!“

Pensionirter Oberst: „Richtig. Aber in den Krieg dürst Ihr sie nicht mitnehmen, denn da werden sie Euch weggenommen!“

**Eine merkwürdige Bekanntmachung** hat der Bürgermeister eines Ortes in der Pfalz erlassen. Sie lautet:

„Es ist zu dieseitigen Ohren gekommen, daß das Vieh in den Ställen mit brennenden Cigarren und Pfeifen gefüttert wird, was künftighin mit dreißig Kreuzer bestraft werden soll.“

**Ueber das unzweckmäßige Lesen** hat man schon die traurigsten Erfahrungen. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts erschossen sich Wirth und Wirthin von der sogenannten Pappelschänke in den Böhnitzbergen bei Dresden. Sie hatten Spieß'sche Räuberromane in Menge gelesen; ihr überspanntes Hirn kam, da das Geschäft nicht ging, zu dem Entschlusse, sich zu tödten. Sie kleideten sich phantastisch, deckten den Tisch, genossen noch eine reichliche Mahlzeit und gingen dann in den Tod. — Es ist durchaus nicht einerlei, was und wieviel junge und alte, urtheilsschwache, unselbstständige Leute lesen. Auch mit dem Lesen der Robinsonaden muß Maß gehalten werden, wenn, wie 1874 zwei Jungen versuchten, die jungen Leuten nicht ihren Eltern davon laufen und ins eigene Unglück stürzen sollen. — Zu Michaelis 1875 erschoss sich gar in Prag die Tochter eines Bahnbeamten, Amalie Vojak, mittelst eines sechsälufigen Revolvers. Auf der Erde lag neben der Sterbenden der Roman: „die Päpstin Johanna.“ Uebermäßiges Romanlesen hatte das Mädchen in Sinnesverwirrung gebracht.

## G h a r a d e .

Arabien ist das Heimathland  
Von meinen beiden ersten Sylben.  
Du kennest nicht das zart'ste Band,  
Entbehrt du meine letzten Sylben.  
Das Ganz' ist überall bekannt,  
Es trinkt und trinkt und kann nicht enden.

**Auflösung des Räthfels im Apri. heft:**

M a d a m e , M a d a m , A d a m .

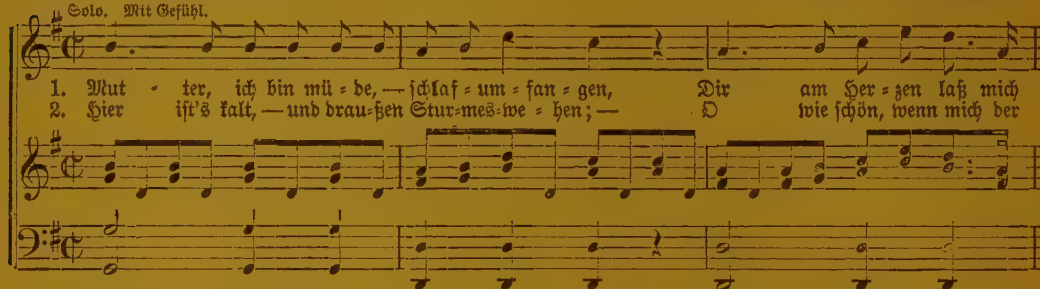


## Das sterbende Kind.

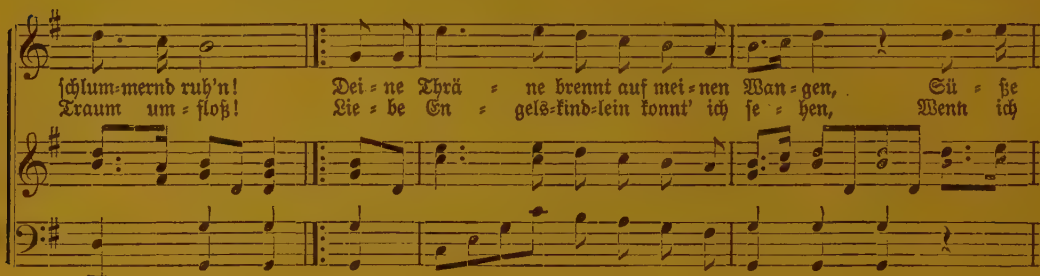
Gedichtet von Hans Christian Andersen.

Musik von J. W. Biermann.

Solo. Mit Gefühl.



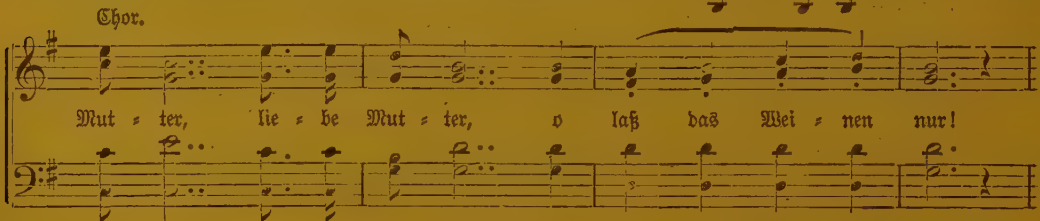
1. Mut - ter, ich bin mü = be, — schlaf = um = fan = gen, Dir am Her = zen laß mich  
2. Hier ist's kalt, — und drau = ßen Stur = mes = we = hen; — O wie schön, wenn mich der



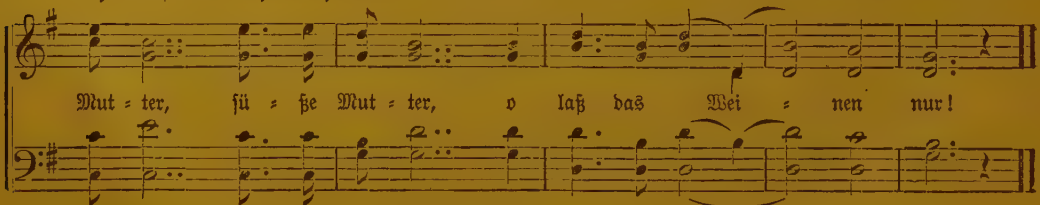
schlum = mernd ruh'n! Dei = ne Thrä = ne brennt auf mei = nen Wan = gen, Sü = ße  
Traum um = floß! Lie = be En = gels = kind = kein konnt' ich se = hen, Wenn ich



1st time. 2d time.  
Mut = ter, laß das Wei = nen nun! Mut = ter, laß das Wei = nen nun!  
nur die mü = den Au = gen schloß! nur die mü = den Au = gen schloß!



Chor.  
Mut = ter, Lie = be Mut = ter, o laß das Wei = nen nur!



Mut = ter, sü = ße Mut = ter, o laß das Wei = nen nur!

3. Mutter, sieh, da kommt ein Engel leise!  
Hörst du die Himmelsmelodien? —  
Sieh, zwei Flügel hat er, glänzend weiße,  
Die ihm wohl der liebe Gott verlieh'n. — Chor.

4. Grün und roth und golden seh ich's schweben, —  
Blumen sind's, die mir die Engel streu'n.  
Mutter, gibt's auch Flügel schon im Leben,  
Oder muß man erst gestorben sein? —

5. Warum brüdest du mir die Hand so bange?  
Warum küßt dein Mund mein Angesicht?  
Naß, noch brennend = heiß ist deine Wange, —  
Liebe Mutter, ich verlaß dich nicht! — Chor.

6. Aber nun bezwinde auch den Kummer,  
Weinst du länger, weinen muß auch ich; —  
O, ich bin so müd'! — es naht der Schlummer! — —  
Mutter, sieh! — nun küßt der Engel mich! — —  
Chor.







Küferlein, Küferlein flieg!



# Das Evangelische Magazin.

Band 8.

Juni 1876.

Nr. 6.



## T i b e r i a s.

Von W. Horn.

### I.

Tiberias, welch' wonnige Gedanken  
Knüpft die Erinnerung an deiner Ufer Grün,  
An deiner Gärten Pracht, wo Nebgelände ranken—  
An deiner Hügel Reih'n, wo muntre Heerden ziehn.  
An deinen Balsamduft, an deine Palmentwälder,  
An deiner Haine Pracht, du irdisch Paradies,  
An deine goldbeglänzten Wehrenselder  
Und deine Vogellieder hold und süß.

### II.

Doch mehr als deiner Städte Marmorfäulen  
Und deiner Haine Paradiesespracht,  
Zieht's mich, des Sees Ufer zuzueilen,  
Wo an dem Felsendamm der Brandung Donner kracht;  
Dort kämpft verzweifelt in des Sturm's Getöse  
Ein Schiff. Auf dem Verdecke schläft ein Mann  
So ruhig, wie auf seiner Mutter Schooße,  
Das Kind der Unschuld sorglos schlummern kann.  
Die Schiffer stehen blaß von jähem Schrecken

26

Und immer höher schäumt die wilde Fluth;  
Jetzt droht das Schiff die Woge zu bedecken,  
Jetzt fährt es jäh empor, gepeitscht von Sturmeswuth.  
Noch schläft der Mann. Ein Jeder denkt ans Sterben—  
Wie rauscht und gähnt die feuchte, kalte Gruft—  
Hört! Hört! „Herr, hilf uns, wir verderben!“  
Schrill durch das Sturmsgeheul des Schreckens Stimme ruft.  
Der Schläfer wacht, tritt vor, schaut still nach Oben  
Und spricht zum Sturm: „Verstumme, schweig!“  
Und plötzlich schweigt der Elemente Toben,  
Still, wie ein Friedensspiegel, ruht das Wellenreich.

### III.

Und wieder furchet deine Silberwelle  
Tiberias, des Schiffes schlanker Kiel,  
Und ankert dort an grüner Uferstelle.  
Sieh doch das bunte Volksgetühl!  
In Scharen strömt's dem Uferstrand entgegen  
Hin, wo der Lehrer auf dem Schiffe steht,  
Denn seine Worte triefen Himmelsseg'n,



Der, wie ein Maientwind das Herz durchweht.  
 Seht, wie der müde Greis am Pilgerstabe—  
 Seht, wie der Kranke selbst zum Ufer eilt,  
 Damit er sich an Jesu Worten labe,  
 Zu bitten, daß er seine Schmerzen heilt.  
 Und wer nur sucht, der findet Trost im Worte,  
 Und wer nur glaubt, dem wird's im Herzen leicht;  
 Und wer nur klopft, dem öffnet sich die Pforte,  
 Die ihm den Weg zum Seelenfrieden zeigt.  
 O sel'ge Zeit! Fürwahr die Engel lauschen  
 Am grünen Ufer Jesu Wort. Komm, laß  
 Auch dich es mahnen, das im Wellenrauschen  
 Die Himmelsmusik klingt—Voll von Tiberias.

## IV.

Und wieder zieht, vom Nachtgewölk verschleiert,  
 Einsam ein Schifflein durch die klare Fluth.  
 Still ist's umher, die ganze Schöpfung feiert,  
 Den Schiffern auch ist feierlich zu Muth.  
 Auf einmal schreitet, wie auf Pflastersteinen,  
 Ein Mann, vom Sternenschein matt beglänzt,  
 Auf stillem See zu ihnen her; die Schiffer meinen,

Von Grau'n erfaßt, sie fähen ein Gespenst.  
 Schau, näher kommt geheimnißvoll der Schatten,  
 Es bebt die Luft von ihrem Angstgeschrei,  
 Doch, als sie sich genug geängstigt hatten,  
 Da merkten sie, daß es ihr Seiland sei.

\* \* \*

Tiberias, mit deinen Völkercharen  
 Hat Jesus Christus segnend einst verkehrt,  
 Auf deinem See ist helfend er gefahren,  
 Auf deinen Gassen hat er treu gelehrt.  
 Du hast sein Wort nicht angenommen,  
 Hast frech verachtet seiner Liebe Wahl,  
 Und sieh', das Licht ist wieder dir genommen,  
 Und Dunkel hüllt dich ein nach deiner Wahl.  
 Du sah'st zugleich mit diesem Lichte schwinden  
 Dein Paradies—der Berge stolze Pracht;  
 Deb ist's umher in deinen Gründen  
 Und deinen Geist deckt Aberglaubens Nacht.  
 Kein Reichthum ziert mehr deine Straßen,  
 Kein Segel fährt auf deinem stolzen See,  
 Du stehst einsam, trauernd und verlassen,  
 Nur die Ruinen klagen: Ach und Weh!

## Unser Jubiläum.

Von Prof. A. Hüster.

## Zweites Capitel.

## Manufakturen und Handel.



um Ackerbau des ersten Capitels gehört eigentlich auch noch der Fleiß, der schon lange auf Baumfrüchte, Baumwolle zc. verwendet wird. Dem wässert nicht der Mund bei dem Gedanken an die rothbackigen Äpfel, Pfirsiche, Birnen, Orangen zc., die alljährlich in unserm Lande gezogen werden? Kaum ein Klima ist zu nennen, vom kalten Norden bis zum heißen Süden, das bei uns nicht vertreten wäre, und deshalb gedeihen die Erzeugnisse fast aller Zonen. Es gibt Länder, wo die klimatischen Verschiedenheiten auf einen viel geringeren Flächenraum zusammengebrängt sind, und wo daher das Schöne mit dem Nützlichen mehr augenfällig verbunden erscheint; allein das hat heute nicht mehr viel zu sagen, fintemal das schnaubende Dampfroß die Entfernungen des Raumes fast überwunden hat, und wir hier im Norden täglich die goldenen Früchte Californiens, wie die sonnigen Gewächse des glühenden Südens vor dem wonnestrunknen Auge ausgebreitet sehen können. Wenn die Baumfrüchte auch nicht in ferne Länder verschifft werden können, so ist ihre Zucht doch ein wichtiges Element in dem Leben des Volks, indem sie nicht nur die leibliche Existenz angenehmer machen, sondern auch zu echter Gesundheit ihren Beitrag liefern. Die Thatfache also, daß alle Fruchtarten vortrefflich gedeihen, ist durchaus keine bedeutungslose. Nur würde vielleicht mancher gute Temperenzmann von Herzen wünschen, daß die Weintrauben nicht so gut gedeihen, und daß namentlich die Hoffnung, Californien werde das beste Weinland der Erde abgeben, bereitelt werden möge. Aber warum wird denn in der Schrift der Weintraube als fast der edelsten Frucht erwähnt, und warum läßt Gott dieselbe wachsen? „Jegliche Gabe Gottes ist gut, so sie mit Dankagung genossen wird,“ was freilich alle Berauschung ausschließt. Aber kann man denn die

Traube nicht anders verwenden als zu berauschem Wein?

Die Baumwolle war früher ein Haupterzeugniß des Bodens. Sie hat vor allen die meisten Seufzer der armen Schwärzen gehört, die Peitschenhiebe gesehen, mit denen ihr Rücken zerfleischt wurde, die Thränen, die Schweißtropfen wahrgenommen, die in reicher Anzahl die Erde befeuchteten. Nur mit Widerwillen kann man also in dieser Hinsicht die Baumwolle König nennen, da bei dieser Nennung das moralische Ungeheuer der Slaverie vor der Seele in seiner ganzen Häßlichkeit auftaucht. Und doch war sie wirklich König, denn kein anderes Bodenerzeugniß konnte als Handelsartikel mit ihr den Vergleich aushalten; betrug doch die Ernte in 1860 bei 4,420,000 Ballen mit einem Werth von 200 Millionen Dollars. Der Krieg vernichtete mit der Slaverie zugleich auch diesen König fast gänzlich während der ersten Jahre. Allein nachdem die Südstaaten sich wieder in geregelten Zuständen befanden und freie Arbeit in ungehinderter Thätigkeit begriffen sein konnte, nahm die Production der Baumwolle riesenhaft schnell zu, und verspricht in Bälde alle früheren Erzeugenschaften weit hinter sich zu lassen — ein schlagender Beweis, daß selbst in dieser Richtung die Slaverie nur Fluch gebär.

Die schnelle Zunahme der Baumwollenproduction ist für einheimische Fabrication von der höchsten Wichtigkeit, wird ja die Baumwolle zu mancherlei Fabricaten verwendet. Als Ausfuhrartikel wird sie nicht so leicht ihre frühere Glanzstellung wieder erkämpfen können, indem unter Englands Pflege die Baumwollenzucht in Indien großartige Dimensionen angenommen hat, und die englischen Fabricen natürlich von dort her gefüttert werden. Das schadet jedoch am Ende nicht sehr, wenn dadurch die Manufakturthätigkeit daheim verhältnißmäßig erhöht wird.

Könnten wir zur Seite eines feingekleideten Herrn von heute in der Hauptstraße New Yorks einen gewöhnlichen Mann von

1776 im gewohnten Anzuge gehen sehen, der Unterschied würde uns jedenfalls sehr in die Augen springen. Mit den Füßen beginnend würde man an dem Letzteren gewahren mächtige ockseleberne Schuhe, um das überflüssige Leder der Stiefel zu sparen, deren Fußsohl keine besonders genaue Kenntniß der Schönheitsregeln befand, und deren gewaltige Sohlen zu sagen scheinen: unser Leder kommt von England, und bis dahin ist ein weiter Weg, so daß die eiserne Nothwendigkeit diese Dicke uns aufzwingt, denn wir müssen halten so lange als möglich. Die Strümpfe gleichfalls zeichnen sich durch grobvolleses Kaliber aus. Denn die Schafe jener Zeit erfreuten sich keiner sonderlichen Pflege, und ihre Dankbarkeit konnte sich daher nicht so hoch versteigen, daß sie ihren Herren Wolle von seidenartiger Feinheit geliefert hätten; dazu athmeten die Spinnräder noch nicht den Erfindungsgeist späterer Tage, waren aber doch geschickt genug zu Zwecken der Stricknadel und des Webestuhls. Das Stricken war augenscheinlich der Frauen Lieblingsbeschäftigung, denn die Strümpfe unseres Mannes scheinen sich beinahe bis in die Regionen des Oberkörpers versteigen zu wollen. Das macht denn freilich eine volle Beinbekleidung unnöthig, so daß die Hosen erst kurz vor den Knien ihre Erscheinung machen brauchen. Hosen sind es von Hanf oder Flach gewoben, denen man es ansieht, daß die Webekunst, die geschäftige Magd vergangener Jahrhunderte, noch in voller Blüthe stand. Das Hemd rühmt sich laut gleichen Herkommens, obwohl sich dasselbe freilich unserem Auge verdeckt und wir es daher nicht näher kennzeichnen können. Statt der Weste und des Rockes dient ein blauer Kittel — denn es ist Sommer, und es bedarf deshalb keiner Gegentwehr gegen die Kälte —, gleichfalls das Erzeugniß des Spinnrads und des Webstuhls. Die Krone des Ganges bildet ein breitrandiger, quäkerartiger Strohhut, der weder durch Farbe noch Qualität seine Abkunft verleugnen kann, noch der Kunst „der flechtenden Hand“ sich zu schämen braucht.

Der Leser wird mir beipflichten, daß diese Figur schattenhaft absticht, gegenüber der Eleganz des Broadway Gentleman. Und doch ist hier ein ziemlich getreues Bild der Verschiedenheit des Manufakturstandes beider Zeiten. Alle anderen Kleidungsstoffe wurden importirt. Fabrikthätigkeit im heutigen Sinne kannte man damals gar nicht. Wollte jedoch ein unternehmender Yankee einmal ungewöhnliche Versuche anstellen, so waren die Spürhunde der brittischen Regierung sofort auf seinen Fersen. Die Colonien sollten nur des Ackerbaues und des daraus entstehenden Handels sich befleißigen, in allen anderen Hinsichten aber durchaus vom Mutterlande abhängig bleiben — das war Englands Politik. Sogar nach Erklämpfung der Unabhängigkeit dauerte es noch lange, bis die einheimische Fabrication was Erlickliches leistete, werden doch heute noch viele feine Kleidungsstoffe, Leder, Eisen, Stahl &c. importirt. Aber es ist doch kaum ein Gewerbszweig, in welchem unser Volk sich nicht versucht hätte. In allen größeren Städten der Union — sonderlich im Osten — sind zahlreiche Fabriken in vielfachthätiger Thätigkeit begriffen, und senden Rauchwolken in wirbelnden Säulen gen Himmel, als Abzeichen ihrer enormen Arbeitskraft. Und ihre Erzeugnisse werden nicht blos zu inländischem Bedarf verbraucht, sondern sogar schon massenhaft in ferne Länder entsendet. Sehr feine Waaren werden bereits fabrizirt, sogar die Seidenzucht ist (in Californien) im blühenden Fortgange begriffen. Schon jetzt bedarf man kaum mehr der importirten Ellenwaaren, um seine Anzüge zu verfertigen. Freilich sind wir in der Manufakturthätigkeit den Hauptvölkern Europas noch nicht ebenbürtig; aber bei unseren riesen-

haften Hilfsmitteln ist die Vervollkommenung auf diesem Gebiete nur eine Frage der Zeit, und es wird nicht mehr lange währen, bis unsere Fabricate in jeder Beziehung mit den importirten sich messen können, so daß dann ein Einfuhrzoll zur Protection der heimischen Industrie nicht mehr nöthig sein wird.

Was nun den Handel betrifft, so zeigt sich vielleicht nirgends sonst die materielle Entwicklung unseres Landes in hellerem Glanze. Man kann das auch unter obwaltenden Verhältnissen kaum anders erwarten. Einmal begünstigen die unermesslichen Ländereien mit ihrem fruchtbaren Boden den Ackerbaubetrieb in riesigem Maßstabe, und dabei haben die tausenderlei Erfindungen zur besseren Cultivirung des Acker die schnelle Vermehrung der Bodenerzeugnisse gewaltig befördert. Mit zunehmendem Betrieb hat sich aber der Reichtum des Volks gleichfalls gesteigert, und so wurden stets neue Quellen des Handels flüssig. Endlich muß man die enorme Zunahme der Bevölkerung nicht außer Acht lassen, aus welcher allein die stete und nothwendige Vermehrung der entsprechenden Arbeitskräfte sich erklären läßt.

Doch ist der Handelsfortschritt staunenswürdig, wenn man die Hindernisse in Erwägung zieht, welche namentlich zu Anfang demselben sich entgegenstimmten. Die Politik Englands war eine durchaus selbstsüchtige; nur damit sollten die Colonien sich beschäftigen, was dem Mutterlande profitabel sein könnte. Gemäß dem Willen der brittischen Regierung durften sie auch nur mit England selbst Handel führen. Auch später suchte England dem Handel der Ver. Staaten zu schaden durch allerlei Umtriebe; z. B. in 1806 beeinflusste es Napoleon, das ganze europäische Festland in Blockadezustand zu erklären, um dadurch amerikanische Handelschiffe fern zu halten und ihren Verkehr sich allein zu sichern. Doch die alten Colonisten ließen sich nicht so leicht einschüchtern. Schon 1770 belief sich ihre sämmtliche Ausfuhr auf über 12 Millionen Dollars, und trotz dem Revolutionskriege und der dadurch veranlaßten Schuldenmasse, die wie ein drückender Alp auf den Staaten geruht haben muß, war die Summe in 1790 auf 20½ Millionen Doll. gestiegen. — Der Krieg von 1812 verursachte natürlich eine zeitweilige Stockung des Handels; durch den glänzenden Erfolg der amerikanischen Waffen jedoch erhielt derselbe einen neuen kräftigen Aufschwung, und ebnete sich bis dahin noch ungekannte Bahnen. Baumwolle, schon vor diesem verschifft, wurde nun in großartigem Maßstabe angebaut und versandt, so daß trotz den kriegerischen Mißständen die sämmtlichen Ausfuhr während der mit 1820 endenden zehn Jahre die Summe von bei 732 Millionen Dollars erreichten.

In den folgenden Jahren nahm besonders der Baumwollenhandel außerordentlich zu, der an Geldwerth bald den irgend eines anderen exportirten Artikels weit überstieg, wie denn auch andere Industriezweige immer mehr emporblühten und sich ins Fleisch und Blut des commerciellen Lebens umsetzten. Die sämmtliche Ausfuhr der mit 1840 endenden zehn Jahre betrug etwa 1093 Mill. Doll., die Einfuhr aber über 1802 Mill. Doll., freilich ein bedauerliches Mißverhältniß, welches durch die Thatfache, daß die inländische Production von Eisen, Kleidungsstücken &c., den Bedürfnissen noch lange nicht genigte, nicht hinreichend erklärt wird. Die um diese Zeit grassirende großartige Landspeculation war die Hauptschuld daran, indem dadurch viele dem Landbau fern standen, und in der Erwartung reichen Gewinnes allerlei Luxusartikel importirten. Die Regierung war selbst theilweise Schuld an der Niederlage des Handels. Sie hatte Land auf Credit verkauft, da aber mäch-



tige Ländereien abgesetzt wurden, so verlangte sie bald in einem Circular Zahlung in Hartgeld. Dies war ein gewaltiger Hieb auf den Credit. Dazu noch in 1836 eine schlechte Ernte. Mai 1837 mußten alle Beamten in den Ver. Staaten ihre Zahlung einstellen. Nichtsdestoweniger wurde 1839 schon wieder die Hartgeldwährung eingeführt, was jedoch ein Bankrottgeschäft nöthig machte, wodurch 741 Mill. Doll. Schulden aller Arten liquidirt wurden.

Ungeachtet dieser drückenden Umstände erreichten die sämtlichen Ausfuhrn der nächsten zehn Jahre die Höhe von 1263 Mill. Doll., die Einfuhrn von 1278 Mill. Doll. Beide waren also fast gleich, ja die Ausfuhrn sogar um 14½ Mill. Dollars höher, wenn Hartgeld nicht eingerechnet wird. Der Westen entwickelte sich zu dieser Zeit riesenhaft, und brachte seine fruchtbaren Ländereien schnell zu einer blühenden Cultur. Die Zunahme an Ausfuhr ist meist auf Rechnung der Brodstoffe zu setzen, an denen es sonderlich in England fehlte, was natürlich der Entwicklung des Aderbaues im Westen stets neuen Nahrungsstoff zuführte. Fortan spielte auch das Gold, welches um diese Zeit in Californien entdeckt wurde, eine wichtige Rolle, wurden doch seit 1850 durchschnittlich 50 Mill. Doll. erzielt per Jahr. Man hatte zu Anfang befürchtet, das Gold werde nun in seinem Werthe sinken, allein diese Befürchtung erwies sich als grundlos, indem jeder Dollar Gold auch einen dollarwerth Arbeitskraft zu dessen Production erforderte. Deshalb ist auch Gold allein reelles Geld, und kann kein Finanzsystem in die Länge Bestand haben, das nicht auf einer Goldbasis ruht. Ein Farmer würde sich schon bedanken, für einen ganzen Tag schwerer Erntearbeit bei seinem Nachbar nur etwa eine halbe Stunde Arbeit von demselben zurückzuerhalten; und so ist es ja reiner Unsinn, auf eine einfache Resolution der Congressmänner hin, ein Stückchen Papier mit etwas Druckerfarbe drauf, das Werk eines Augenblicks, als einen wirklichen Dollar zu betrachten; nur wenn demselben entsprechender Goldwerth (also soviel Arbeitskraft) zu Grunde liegt, hat dasselbe Bedeutung.

Die Ausfuhrn für die nächsten zehn Jahre beliefen sich auf 2994 Mill. Doll., die Einfuhrn auf über 3004 Mill. Dollars. Die Letzteren waren also etwa um eine Mill. Doll. per Jahr

höher als die Ersteren, was aber dennoch als ein außerordentlich blühender Zustand des Handels angesehen werden muß. Denn die Auslagen waren ganz enorm, wurden doch 20,000 Meilen Eisenbahnen gebaut, mit einem Kostenaufwand von 720 Mill. Doll., und die Landspeculation verschlang andere 500 Mill. Doll. Für diese Ausgaben waren zum großen Theil Manufakturwaaren von Europa her erforderlich. Dazu kommt noch der finanzielle Krach von 1857 und gute Ernten in Europa. Diese Mißstände in Betracht gezogen, war die Handelszunahme ganz gewaltig. Seit 1790 hatten sich die Ausfuhrn verachtfacht, waren also durchschnittlich 90 Procent in zehn Jahren gestiegen.—Trotz dem Bürgerkriege erreichten die Ausfuhrn für das Jahr 1868 die Summe von über 450 Millionen Dollars.

Diese dürftige Zeichnung gibt dem Leser freilich nur ein schwaches Bild, ist aber doch hinreichend, auf einen ungeheuren Handelsfortschritt schließen zu lassen. Mit dem Wachsthum des Handels hält aber die allgemeine Prosperität gleichen Schritt. Handel ist nichts anderes als der Austausch überflüssiger Erzeugnisse, überflüssige (d. h. solche, die nicht zum eigenen Bedarf nöthig sind) Bodenproducte jedoch können nur dann in großer Menge erzeugt werden, wenn die Bodencultur eine umfangreiche ist und in gedeihlicher Blüthe steht, sind also, wie die anderer Arten, Beweis von hohem Wohlstand. Unsere Prosperität zeigt sich in hellem Lichte bei einem Vergleich mit England. In 1812 hatte England 11,991,107 Einwohner, und seine sämtlichen Ländereien betrug 53,760,000 Ader. Die Ver. Staaten Regierung verkaufte zwischen den Jahren 1840 und 1860 allein 68,655,203 Ader Land, und schenkte den Eisenbahnen weitere 42,000,000 Ader, also im Ganzen setzte sie 110,000,000 Ader ab, oder mehr als doppelt des ganzen Flächenraums von England, und in diesen zwanzig Jahren nahm unsere Bevölkerung zu um 11,344,595, fast soviel als Englands damalige (1812) gesammte Einwohnerzahl. Zwar der Handelsbestand Englands ist gegenwärtig noch dem unsren nicht unbeträchtlich überlegen, allein sehr lange kann es nicht mehr nehmen, bis wir die erste Handelsnation der Welt sein werden.

## Wie ein Papst wird, lebt und stirbt.

Von W. S.



Wir werden kaum nöthig haben, uns vor dem Verdachte zu schützen, als glaubten wir, es hegten etwa welche von unseren Lesern ein Lüstchen, den heiligen (?) römischen Stuhl einzunehmen, wozu wir ihnen durch eine Schilderung der Papstwahl behülflich sein wollten; denn es ist selbst mit sehr menschlichen Augen betrachtet, gegenwärtig nicht einmal ein großer Lederbissen, Papst zu sein. Trotzdem aber ist die Geschichte der Päpste so interessant und ihre Persönlichkeit und Stellung so wichtig, daß man nicht gleichgültig daran vorüber gehen kann.

Was nun die Papstwahl anbelangt, so wurde in den drei ersten christlichen Jahrhunderten der Papst wie jeder andere Bischof von Geistlichkeit und Volk gewählt; später übten die gothischen Herrscher, sowie die Kaiser von Constantinopel einen vorwiegenden Einfluß auf die Papstwahl. Letztere ließen sich sogar für die Bestätigung des neugewählten Papstes eine gewisse Tage zahlen, welche erst Constantin V. dem Papste

wieder erließ. Inzwischen gaben die römischen Concilien von 606 und 769 manche Vorschriften betreffs der Papstwahl. Seit Otto I. übten die deutschen Kaiser auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles einen mehr oder weniger unmittelbaren Einfluß aus. Erst unter Nikolaus II. wurde die Papstwahl ein ausschließliches Privilegium der Cardinäle. Die Versammlung der zur Wahl des neuen Oberhauptes der Kirche zusammen tretenden Cardinäle, sowie der Ort der Wahl heißt das Conclave. Nach Beendigung des neuntägigen Trauergottesdienstes begeben sich die Cardinäle in dasselbe, ohne daß eine besondere Zusammenberufung stattfindet. Hier müssen sie die Wahl des neuen Papstes vollziehen und dürfen auch, außer in Krankheitsfällen, vor erfolgter Wahl das Conclave nicht verlassen. Ist die Wahl in drei Tagen nicht zu Stande gekommen, so werden ihnen in den darauffolgenden fünf Tagen gewisse Speisen entzogen und sie, nach Ablauf dieser Frist, sogar auf Brod und Wasser gesetzt. Es ist eine Stimmenmehrheit von zwei Drit-

teln der anwesenden Cardinäle erforderlich, wobei eventuell auch die Nichtanwesenden als zustimmend zu dem Mehrheitsbeschluss der Anwesenden betrachtet werden. Eigentlich kann auch die Wahl nur auf Cardinäle fallen.

Daß den römischen Päpsten, gleich wie dem Abt von St. Gallen, ihr Fasten und Kasteien nicht sonderlich schlecht bekommen, zeigt ihre wohlgenährte Persönlichkeit und die Gesichtste. Durch die zahlreichen Peterspfennige und sonstige Einkünfte wird reichlich dafür gesorgt, daß der arme Gefangene (?) im Vatican, auch gegenwärtig nicht sonderlich Noth leidet. Da derselbe nun ein langes Leben hinter sich hat, so möchte es nicht uninteressant sein, kurz zu vernehmen, wie er gelebt hat.

Werfen wir deshalb zuerst einen flüchtigen Blick in Pio Nono's Stilleben. Er wird geschildert als von mittelgroßer, untersehter, ziemlich beleibter Statur, und von unten bis oben ganz weiß gekleidet. Auf den Schultern prangt in Gold gestickt ein Kreuz, und unter der weißen Capote quillt das grauweiße Haar hervor, und umwallt die Schläfe des ausdrucksvollen Kopfes. Wenn andere Päpste in Sauf und Brauf und Schwelgerei lebten, und der Ausdruck in jenem Studentenliedchen, „Der Papst lebt herrlich in der Welt,“ nicht von ungefähr ist, so kann dieses in dem Sinne von Pius IX. nicht gesagt werden. Er sorgt nicht allein für sich, sondern auch für Andere, und ist so freigebig mit Geschenken und Pensionen, als mit seinem Segen. Er vertheilt auf Schritt und Tritt Almosen, und weist selten ein Unterstützungsgesuch ab. Für seinen Haushalt hat er eine strenge Oekonomie eingeführt, die von den Beamten und Dienern murrend empfunden wird. Unter seinen Vorgängern waren allein täglich sechzig Scudi (etwa \$82) für Limonade ausgeworfen; Jedermann in den Kanzleien und Bureau's, bis in die Bedientenzimmer und Ställe hinein, hatte den freien Genuß dieses nationalen Getränks. Pius strich die sechzig Scudi und sagte mit seiner gutmüthigen Fronte zu den sich darüber vertumelnden Hofleuten: „Ich werde mir von jetzt an die Citronen zu meiner Limonade in meinem eigenen Garten pflücken.“—In den Ställen des Vatican wieherten sechzig Pferde von der kostbarsten Race, die mit einem großen Aufwand gehalten wurden. Pius erklärte, daß ihm die Hälfte davon gentliche (dreißig Pferde sollten für einen lebigen Diener der Kirche allerdings genug sein), und ließ dreißig derselben zum Besten der Armen verkaufen. Das ungeheure Bedientenpersonal, das in seinen Vorzimmern und Küchen sich drängte, verminderte er ebenfalls, und behielt nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl desselben zu seiner Bedienung bei.

Wenn der Papst von einer Spazierfahrt in den Vatican zurückkehrt, so sprengen zuerst vier Dragonerofficiere in den Hof; sie sind ganz schwarz gekleidet, mit schwarzen Handschuhen und hohen schwarzen Stulpen, in schwarzen Helmen mit schwarzen wallenden Federbüscheln. Hinter ihnen fassen auf der einen Seite sechs Schweizer und auf der anderen Seite sechs Gensdarmen Posto. Nach ihnen erscheinen noch zwei buntgekleidete Borreiter und unmittelbar darauf der Wagen des Papstes.

Unter dem unaussprechlichen, schwingvollen Läuten der großen Glocken von St. Peter ist das Oberhaupt der katholischen Kirche hereingefahren. Die Kutsche ist mit acht schwarzen Pferden bespannt, der vordere Kutscher trägt purpurothe Strümpfe, einen schwarzen Rock und einen dreieckigen Hut. Zuerst steigen zwei Geistliche aus und werfen sich vor dem Schläge nieder; dann folgt Seine Heiligkeit (?) selber, während nunmehr auch die Schweizer und Dragoner, die gesammte Dienerschaft, sowie die Umherstehenden das Knie beugen. Das öffentliche Leben

des Papstes, sein großartiges Verfluchen alles dessen, was nicht bei ihm schwört und zu ihm betet, ist so bekannt, daß es keiner Schilderung bedarf. Durch seine Unfehlbarkeitserklärung hat Pio Nono aufs deutlichste gezeigt, daß die Päpste sehr fehlbare Menschen sind, und die öffentliche Laufbahn der Päpste überhaupt hat gezeigt, daß sie oft noch etwas viel Schlimmeres als bloß fehlbare Menschen sind.

Daß nun solchen Herren, welche stolt wie die Könige leben, wie ein Gott verehrt werden, und dabei noch von einem unangenehmen Gewissen geplagt werden, bisweilen der Wunsch kommt, immer auf dem päpstlichen Stuhle zu sitzen, läßt sich wenigstens leicht vermuthen. Aber der Tod hat sich sogar dem Papste gegenüber bisher noch nicht von seiner reißenden Unpartheilichkeit abbringen lassen. Auch der Papst muß endlich sterben, selbst wenn er sich, wie Pius, lange dagegen sträubt. Wir wollen deshalb schließlich noch sehen, wie ein Papst stirbt.

Gregor XVI. starb am 1. Juni 1846—zur größten Ueerraschung der Römer, denen seine Krankheit sorgfältig verheimlicht worden war. Ausdrücklich hatte der Hof die beruhigendsten Versicherungen ausgesprochen, und der Papst war inzwischen seinem Schicksal allein überlassen worden, damit ein Jeder um so ungestörter seine persönlichen Interessen in Sicherheit bringen konnte. Es klingt fast unglaublich, was Massimo d'Azeglio bei diesem Anlaß erzählt:

„Wenn ein Papst dem Ende nahe und keine Aussicht mehr ist, daß er ins Leben zurückkehrt, so sind alle Bande gelöst, die bisher seine intimsten Diener an ihn geknüpft hatten. Rücksichtslos entfesseln sich die gemeinen Interessen. Es gibt keine Zeit zu verlieren. Es handelt sich um Stunden, vielleicht um weniger, und es gilt sie noch zu benutzen. So ist denn in diesen Augenblicken ein Jeder damit beschäftigt, Das, was sein ist, zusammenzuraffen und auf die Seite zu bringen. Bedenkliche Papiere, Kostbarkeiten, Geld, Kleider — es ist ein allgemeines „Nette sich wer kann,“ und oft geschieht es, daß der arme Alte einsam und verlassen stirbt. So geschah es Gregor XVI. Ich führe an was einer meiner Freunde glaubwürdig erzählt hat:

„Ein armer Arbeiter im Garten des Belvedere, mit dem der Papst auf seinen Spaziergängen öfters gesprochen und ihm zuweilen einen halben Scudo geschenkt hatte, erfuhr, daß der Papst am Sterben liege. Dem guten Mann liegt viel daran, den Papst noch einmal von Angesicht zu sehen. Er findet die geheime Treppe geöffnet, steigt hinauf und kommt in ein Cabinet. Er klopft an, Niemand hört es. Zögernd geht er weiter. Er findet eine andere Thür und tritt in ein Zimmer. Wieder Niemand! Er öffnet eine dritte Thür und befindet sich im Zimmer des Papstes. Auf dem Kopfpfuhl sieht er einen Berg von Kissen aufgeschichtet.

Der Papst selbst, vielleicht um sich in einem Erstickungsfall zu helfen, hatte sich ganz auf die Seite gewälzt und den Kopf über den Rand des Bettes herausgebeugt. Der arme Gärtner tritt hinzu, um ihm zu helfen, und legt ihn wieder ordentlich im Bett zurecht. Dann spricht er ihn an, betastet ihn und — findet ihn kalt! Jetzt wirft er sich auf die Kniee, bricht in Thränen aus und betet ein De profundis für den todtten Papst. Mittlerweile kommt einer der Diener, der ohne Zweifel eben Allerlei in Sicherheit gebracht hatte. Er ist verdußt, schilt den Arbeiter aus, droht ihm, wenn er je ein Wort sage —, und jagt ihn fort. Aber der Gärtner sprach doch.“

Wie es sich auch mit dieser Erzählung verhalten mag, gewiß ist, daß die nächsten Diener und Günstlinge den Papst verlassen hatten, und daß in Folge davon die abenteuerlichsten Ge-



rüchte unter dem römischen Volk sich verbreiteten. Es hieß sogar, man habe den Papst verhungern lassen, es seien bei der Sektion nur einige Citronenkerne in seinem Magen gefunden worden u. dgl. m. Lange Stunden soll in dem Sterbezimmer nur der eintönige Schritt der Schweizer-Schildwache vor der Thüre vernehmbar gewesen sein.

Selbstam contrastirt mit jener Scene, welche Agelio erzählt, die officiële Ceremonie, welche jedesmal mit der Leiche des Papstes vorgenommen wird. Wenn der Papst gestorben ist, wird zunächst der Cardinalkämmerer benachrichtigt, und dieser erscheint in Begleitung einiger anderer Prälaten, der Chieribi Camera. Dreimal ruft er den Papst beim Namen, und wenn er keine Antwort erhält, wird ihm auf einer Platte ein silberner Hammer mit eisernenem Griff gebracht, womit er dreimal dem Leichnam an die Stirne klopft. Damit gilt der Tod des Papstes als constatirt, ein gerichtliches Protokoll wird auf-

genommen, und zunächst der römische Senator benachrichtigt, der nun aus dem Vorzimmer herbeikommt, wo er bisher wartete. Jetzt zerbricht der Cardinal den Fischerring, und der Senator spricht die Worte: „So übernehme ich nunmehr den Befehl über Rom.“ In Wahrheit aber übernimmt er nicht das Mindeste; er begnügt sich damit, auf das Capitol zurückzukehren und dort das Läuten der großen Glocke anzuordnen, welcher dann das Echo sämtlicher Glocken von Rom antwortet. Die Glocke des Capitols, die den Römern den Tod des Papstes ankündigt, ist dieselbe, welche auch den Carneval einläutet.

So wurden, lebten und starben die Päpste in der Vergangenheit. Manches hat sich jedoch bereits geändert, und die nächste Zukunft mag noch ungeahnte Veränderungen dem Papstthum bringen. Der Pontifex wird schwach und das Pontifikat wurmsüchtig.

## Anna Gräfin zu Stolberg-Wernigerode.

Aus der „Begräbnißfeier der seligen Oberin des Diakonissenhauses Bethanien,“ eingefandt von S. Gillich.

Nicht zum ersten, sondern zum anderen Mal erlebt unser Haus diesen Tag der Trauer und des Herzeleid's. Am 9. Januar 1855 stand an dieser Stelle der Sarg unserer unvergeßlichen ersten Oberin, *M a r i a n n e v o n R a n z a u*, und heute bestatten wir den Leib unserer geliebten zweiten Oberin. Damals waren wir durch langes Leid vorbereitet, und die Mitfreude an der Erlösung aus großer Trübsal erleichterte uns das Opfer, das von uns gefordert wurde: der heutige Tag ist so schnell und unerwartet über uns gekommen, daß wir's noch gar nicht fassen können, daß die Mutter von uns genommen ist, daß wir wirklich allein sind. Unsere Seele ringet nach Licht und Trost. Wo sollen wir sie finden? Nirgend anders, als im Heiligthum. Und daß wir das wissen, dafür sei der Herr gepriesen. Lasset uns zum Herrn gehen, er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen, er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden. Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr, nemlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, daß ihr harret. Ja, diese Tage sind Tage tiefen Weh's, aber auch Tage gnädiger Heimführung unseres Gottes, und wie wir den Segen jenes Tages, da wir unsere erste Oberin hingeben mußten, spürbar erfahren haben, so werden auch die jetzigen schweren Tage ihre Frucht bringen, denn das Gedächtniß der Gerechten bleibt im Segen.

Das Leben unserer seligen Oberin, das nun abgeschlossen vor uns liegt, ist ein reich begnadigtes gewesen vom ersten Tage bis zum letzten. Sie selber sagte beim Rückblick auf daselbe: Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die der Herr an mir gethan hat. Das Loos ist mir gefallen aus lieblichste, mir ist ein schön Erbtheil genorben. Sie wurde am 6. September 1819 im Schloß Peterswalbau, in Schlesien, geboren, das achte Kind ihrer Eltern, die dort mit den Großeltern wohnten, und der Segen eines reichen Glaubenslebens war die Lebensluft, in der sie aufwuchs. Fröhlich wurde der Same des göttlichen Worts in ihr Herz gestreut, und was sie hörte, das sah sie gestaltet vor sich in denen, die ihr die theuersten waren. Sie hat das unerseßliche Glück gehabt, allezeit hinaufsehen zu können zu denen, die sie aufzogen in der Zucht und Vermaahnung zum Herrn, und daher war wohl der ihr besonders eigenthümliche Zug ehrfurchtsvoller Liebe und kindlich-

sien Gehorsams. Ihre Kindheit nennt sie selber eine glückselige.

Im Jahre 1836 wurde sie in Düsseldorf vom Consistorialrath von Dven eingeseget, und empfing in dieser Zeit einen tiefen Einbruch von ihrer Sündhaftigkeit und von Gottes Erbarmung. Aber es gibt einmal keinen Erbglauben, sondern ein Jeglicher muß seines Glaubens leben, und so wurde auch der so zubereiteten Seele der ernste Kampf nicht erspart, in welchem aber der Herr mit seiner Güte und auch mit manchem Weh ihr zur Seite stand, bis er ihr den Frieden schenken und sie der Vergehung ihrer Sünden und ihres Gnadenandes gewiß machen konnte. Seitdem ist ihr Wahlspruch gewesen, der auch auf ihrem Grabstein stehen soll: Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, machet uns rein von allen Sünden. Sie bezeichnet das Jahr 1844, in welchem ihre Schwester Marianne selig heimging, als die Zeit dieser seligen Erfahrung.

Das Jahr 1848 und seine Stürme, die eine liebliche Blume aus dem Geschwisterkreise brachen, und die auch ihr Herz, wie nicht viele andere, erschütterten, führte sie in das stille Krepelhof, wie in einen Friedenshafen, und mitten in der Unruhe jener Tage wurde ihr hier eine Zeit des köstlichsten Zusammenlebens mit dem geliebten Vater geschenkt, wie sie es bei dem sonst viel in Anspruch genommenen kaum je genossen hatte. Es wurde ihr unsäglich schwer, aus dieser Stille heraus wieder in das laute Treiben der Welt hineinkommen zu sollen, und schon damals, es war 1851, richteten sich ihre Gedanken auf Bethanien. Ich darf ihre eigenen Worte geben. Sie schreibt: Mir war eigentlich nur in Bethanien wohl, wohin ich ging, so oft ich nur konnte. Sehr bald erwachte in mir der sehnliche Wunsch, hier in der Genossenschaft der Schwestern dem Herrn in seinen Kranken dienen zu dürfen, und jeder Gedanke daran ward zum Gebet, daß der Herr selbst mir Bahn dazu machen möchte. Ich wartete nun ruhig und in getroster Zuversicht auf den Augenblick, wo er es mir durch die Umstände zeigen würde, daß ich meinen lieben Eltern davon sagen dürfe, und früher, als ich zu hoffen wagte, hatte der treue barmherzige Herr meine Bitte erhört und das Herz meiner theuren geliebten Eltern gelenkt, daß sie mir am 18. October 1852 ihre freudige Zustimmung und ihren Segen gaben.

Eine Reise zur Pflege der geliebten Schwester und zur Stär-

kung ihrer eigenen Gesundheit trat noch dazwischen, und am 3. Juni 1853 brachten die erlauchten Eltern sie selber nach Bethanien—ein theures Gut, das wir aber auch hochgehaltem und in Treue gehegt haben. Es war eine Erquickung in schwerer Zeit.

Die Oberin des Hauses lag seit drei Viertel Jahren auf dem Krankenbett, und der Ernst des Berufs, den sie erwählt hatte, wurde der jungen Probepflegerin früh fühlbar. Am 11. Februar 1854 sollte sie auch noch am Sterbebett des geliebten Vaters stehen, der ihr sterbend den väterlichen Segen zu ihrem Beruf wiederholte.

Am 18. April empfing sie an diesem Altar mit dem Segen der Kirche das Diakonissenamt und ihr Herz war voll Freude und Dank. „O möchte mein ganzes Leben ein Dankopfer werden für solche Barmherzigkeit! Gott hat mich zu dem theuren Amt berufen—er wird auch Gnade schenken. Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast.“ Das ist ihr prophetisches Wort von jenem Tage. Ihr Leben ist ein Dankopfer geworden.

Bald wurde sie von der Oberin zu ihrer Stellvertreterin ernannt, und als diese am 5. Januar 1855 eingegangen war zu ihrer Ruhe, vom Curatorium des Hauses in seiner Sitzung am 11. Januar zur Oberin erwählt und am 2. Februar in ihr Amt eingeführt. Dreizehn volle Jahre hat sie das Amt mit Daransetzung aller ihrer Kraft und unter dem sichtbaren Segen des Allmächtigen verwaltet. Was ihre Vocation ihr auflegte: daß sie in der ihr übertragenen Leitung und Verwaltung des Hauses alle äußeren Ordnungen um des Gewissens willen und in der Furcht Gottes beobachten und aufrecht erhalten, den Schwestern und dem ganzen Hause in allen Tugenden des apostolischen Diakonissenamtes als ein leuchtendes Exempel vorangehen, den Kranken, Armen und Verlassenen getreulich beistehen und sie zu dem rechten Arzt und Heiland in aller Noth führen helfen, auch stets selbst so im wahren Glauben leben werde, wie es einer evangelischen Oberin gebührt, und wie sie es bedarf, um dereinst am Tage des Gerichts zu bestehen—das hat sie gehalten, wir sind best Zeugen.

Sie hat es nicht leicht gehabt. Der Grundzug ihres Wesens war demüthiges Dienen, da war sie stark und tapfer, alles Regieren wurde ihr schwer und ängstigte sie. Dem Kleinen und Einzelnen nachzugehen, war ihre Lust, das Ganze ordnend und beherrschend zu verfolgen, mußte sie sich immer erst eringen und erbitten. Dazu wuchs die Aufgabe von Jahr zu Jahr. Als sie ihr Amt antrat, bestanden zwei auswärtige Häuser mit

vier Schwestern, als sie es niederlegte, hatten wir 24 Häuser mit 74 Schwestern. Und doch habe ich an ihr die Wahrheit des alten Sprichwortes tiefer verstehen gelernt: Wer dient, der regiert. Ihr Einfluß ist ein großer gewesen, wir fühlen es an der Ruhe, die sie hinterlassen hat. Das machte, sie diente vor allem dem Herrn, und darum hat er sie segnet. Sein Wort war ihr täglich Brod, diese Kirche ihre Freude, und wenn sie fern sein mußte, ihre Sehnsucht, und sie immer schöner zu schmücken, konnte sie sich nicht genug thun. Sie hat mit ganzer Seele an dem Werk gehangen, das ihr befohlen war, und ihr Amt ist ihre Freude gewesen, und Bethanien der liebste Ort, ihre Heimath auf Erden, die sie mit keiner anderen vertauscht hätte. Daneben aber ging fort und fort ein Sehnen nach oben, aus der Arbeit und dem Streit zur Ruhe und zum Frieden, aus der Schwachheit zur Herrlichkeit. Sie sprach nicht viel davon, aber man konnte es spüren. Und als der Herr nun ihre Sehnsucht stillen und sie heimholen wollte, da wußte sie es ganz bestimmt, bestellte ihr Haus und legte sich mit fröhlicher Gewißheit zum Sterben nieder. Ihr Tod ist ja auch menschlich schön. Wie kann eine Oberin schöner sterben? Ein Freund hat es einen Selbentod genannt. Davon aber wußte sie nichts. Auch das Wort des heiligen Apostels: Und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen—sie hat es erfüllt, aber sie hat nicht daran gedacht. Rein gewaschen durch das Blut des Lammes, hin zum Herrn, das war's allein. Ich möchte sagen, sie ist gestorben, wie ein Kind.

Wir stehen nun an ihrem Sarge und weinen ihr nach. Es geziemt uns stille zu sein und unter Gottes Hand uns zu beugen. Wir wollen nicht fragen: Warum, Herr? Wohl aber dürfen wir den Wegen des Herrn nachdenken, und was er uns sagt, sollen wir hören. Ich meine, er sagt uns: Ihr treibt so viel, ihr nehmt euch viel vor, ihr macht euch viele Sorgen. Wir liegt nur Eins am Herzen, daß die Sünder selig werden, und wenn ich das mit einer Seele erreicht habe, dann hole ich sie heim.—Das sollte auch uns allein am Herzen liegen. Der Herr bedarf unser keines, er thut seine Werke selber, durch uns oder durch andere. Er sucht nur uns, und selig, die von ihm sich finden lassen. Der Apostel gebietet von treuen Lehrern: Welcher Erde schauet an und folget ihrem Glauben nach. Wir wenden das Wort an auf diese treue Magd des Herrn, und das sei der Segen dieser Stunde, daß wir mit neuem Eifer und mit voller, mit ausschließlicher Treue, ihr nach trachten, daß wir selig werden. Amen.

## Die Kinderkreuzzüge im Mittelalter.

(Von Medicinalrath Dr. Walb.)

**I**ne der abenteuerlichsten und traumhaftesten Begebenheiten der Weltgeschichte sind die Kinderkreuzzüge des Jahres 1212. Die Historiker gehen gleichgültig an ihnen vorüber; und so mag es kommen, daß die meisten unserer Leser aus ihrer Schulzeit nur eine flüchtige Notiz aufbewahrt haben: daß an der allgemeinen Begeisterung für die Befreiung des heiligen Landes auch einmal die Kinder theilgenommen hätten.

Zu jener Zeit war das heilige Land längst wieder den Christen entzogen. Vergebens durchzirkte der vertriebene König von Jerusalem die Reichthümer des Abendlandes, um Hülfen gegen die Ungläubigen zu ersuchen; vergebens bemühte sich der Papst

Innocenz III., die alte Begeisterung wieder wachzurufen. Seine Sendlinge fanden keinen Anklang mehr. Wenn auch einzelne Fürsten noch das Kreuz nahmen, so geschah dies lediglich mit politischen Hintergedanken, und ohne allen Erfolg. Der Schmerz zwar über den Verlust wurde überall empfunden, aber man gab demselben nur Ausdruck in zahlreichen Bittgängen und Umzügen, und ersetzte die Befreiung des heiligen Grabes von den Heiligen, ohne selbst einen Arm dafür zu regnen.

Da geschah es, daß die große Idee von der Befreiung des heiligen Landes urplötzlich, wie mit magischer Gewalt, die Kinder ergriff. Hätten wir nicht so zahlreiche und um-



stündliche Nachrichten vieler gleichzeitiger Chronisten, man mußte, was nun geschah, für einen abenteuerlichen, großartigen Traum halten. Gleichzeitig in den beiden Hauptländern der Christenheit, in Deutschland und Frankreich, entbrannte durch die im Frühlinge des Jahres 1212 besonders lebhaft angestellten Processionen für die Befreiung des heiligen Grabes, in den Kindern die Sehnsucht, die Ehre der Christenheit an den Ungläubigen zu rächen, und was die Bedächtigkeit der Männer preisgegeben hatte, was Kaisern und Königen unmöglich dünkte, im glühenden Vertrauen auf Gottes unmittelbare Hülfe zu vollbringen.

Es war im Juni des Jahres 1212, als der Hirtenknabe Etienne, aus dem Dorfe Cloies bei Vendome, plötzlich als gewaltiger Prediger des Kreuzes hervortrat. Der Heiland, so berichtete er, sei ihm in Gestalt eines Predigers erschienen, habe

unmittelbar durch satanische Einflüsse seine Wundergabe erhalten habe. Aber Wunder wirkten seine Predigten auf die Kinder. Wohin er kam, entzündete er in Knaben und Mädchen eine fieberhafte Sehnsucht nach dem heiligen Grabe—sein Blick, die Verückung, die Gluth des jugendlichen Schwärmers wirkte glühende Begeisterung, so daß bald der bloße Klang des Wortes „Jerusalem!“ mit magischer Kraft die jugendlichen Gemüther ergriff. Aus allen Gegenden Frankreichs strömten die Kinder scharenweis herbei, um des heiligen Stephanus ansichtig zu werden. An vielen Orten erhoben sich gleichzeitig ähnliche Kreuzprediger unter den Kindern, und wirkten geglaubte Wunder. Welcher Art die letzteren waren, geht aus folgender Erzählung hervor. Ein Hirtenknabe aus Chartres war von einer solchen Kinderpredigt zurückgekommen und fand seine Schafe zerstreut, fremde Saaten ver-



Ein Kreuzzug.

die Schmach beklagt, die seinem Grabe angethan würde, und ihn zum Prediger des Kreuzes bevollmächtigt. Zur Beglaubigung dessen habe er ihm einen Brief an Frankreichs König übergeben. Die Predigten dieses Knaben wirkten zahlreiche Wunder und erregten hierdurch sofort die allgemeine Aufmerksamkeit. Von allen Seiten strömten Neugierige und Gläubige in Scharen herbei, man staunte den jugendlichen Prediger an, man bewunderte den hinreißenden Fluß seiner Rede, die Kraft und Gluth seines Ausdrucks, man stritt über die Macht, aus welcher er jene Wunder wirkte, aber hierauf beschränkte sich der Eindruck, den er auf die Erwachsenen machte. Die Chronisten geben uns ein deutliches Bild davon, was die Leute von seinem Auftreten hielten. Die meisten waren der Ansicht, daß der Knabe das Werkzeug geheimnißvoller Mächte sei, man stritt darüber, ob er von Zauberern angestiftet oder vielleicht gar

wüßend. Als er nun sich anschickte, sie zu verjagen — siehe, ein großes Wunder: Die Schafe fielen vor ihm nieder auf die Knie und baten flehentlich um Gnade. Ähnliche Wunder wurden überall erzählt, von den Erwachsenen bekräftigt, oder als Teufelspuk beurtheilt,—von den Kindern mit Begeisterung vernommen.

Und alles Ab- und Zureden der Geistlichen und der Besonnenen unter den Laien half nichts, täglich sah man neue Scharen verzückter Kinder, Knaben und Mädchen aus allen Gegenden Frankreichs nach Vendome eilen, geführt von jugendlichen Propheten, um zum heiligen Stephanus zu gelangen. Denn wie viel Knaben auch als Führer aufstanden, sie alle anerkannten den Stephan als ihr Haupt. Und wer den dahinziehenden Kinderscharen staunend zurief: „Wohin?“ dem wurde die tausendstimmige Antwort zarter Stimmen: „Wir ziehen zu



Gott!" Die Begeisterung fing nun an, sich auch auf die Erwachsenen zu verbreiten. Wohin die Kinderzüge auch kamen: auf den Märkten der Städte, auf den Aedern der Dörfer, verließen die Arbeiter ihr Tagewerk und schlossen sich den schwärmerischen Kindern an, denen überall bereitwillig Nahrungsmittel und Almosen gesendet wurden. Und wer das fanatische Treiben der jugendlichen Schwärmer tadelte und ihnen heimzukehren empfahl, der wurde als Gottesverächter geschmäht.

Wie aber verhielten sich die Eltern dieser Verückung ihrer Kinder gegenüber? Die meisten derselben ließen sie willig ziehen, indem sie in dieser außerordentlichen Erscheinung eine göttliche Einwirkung erblickten. Und so rüsteten sie denn ihre Lieblinge mit dem Pilgerroße, der aus den Kreuzzügen bekannten Scabina, aus, gaben ihnen Stab und Kängel und ließen sie in Gottes Namen ziehen. Die Reicherer bewährten ihre Knaben mit Panzer und Schwert, und gaben ihnen ein Gefolge; die Mädchen, deren eine große Zahl sich den Zügen angeschlossen hatte, wurden in Knabenkleider gesteckt.

So waren denn, des königlichen Verbots ungeachtet, schon zu Anfang Juli mehr als 30,000 Kinder bei Vendome versammelt, bewaffnet und unbewaffnet, Vornehme und Geringe, viele zu Roß, die meisten zu Fuß. Der Andrang zum heiligen Stephan war so groß, daß sich glücklich schätzte, wer auch nur einige Faden seines Gewandes erlangen konnte, und bald wurde es nothwendig, daß er sich, um die begeisterten Scharen abzuhalten, eine Leibwache von prächtig gekleideten Trabanten bildete. Diese wurden aus den vornehmsten Knaben gewählt, welche sich eine Ehre daraus machten, mit dem Heiligen in so nahe Berührung zu kommen. Der Zug setzte sich in Bewegung. Driflammen wurden vorangetragen, und in hinreißender Andacht sangen die Kleinen, Wachsfkerzen tragend und Rauchfächer und Kreuze schwingend, Hymnen frommer Begeisterung in nie gehörten Weisen. Leider sind uns nur wenige Druckstücke derselben, und zwar nicht einmal in der Ursprache, in den lateinischen Chroniken überliefert. Stephan selbst zog thronend auf einem mit prächtigen Teppichen geschmückten Wagen voran, von seinen berittenen Trabanten umgeben. Und wer beglegend nach der Richtung des wunderbaren Zuges fragte, dem erscholl die Antwort: „Hin zum Kreuze, hin durch das Meer, zu Gott, zum wahren Kreuze!"

Der Juli war heiß und trocken, und der Zug durch die staubigen und versengten Ebenen der Provence höchst beschwerlich. Schon in den ersten Tagen der Wallfahrt traten die Folgen der thörichten Schwärmererei mit furchtbarem Ernste ein. Zu tausenden verschmachteten die Kinder unterwegs vor Erschöpfung und Durst, andere tausende, die noch lebend auf dem Wege liegend gefunden wurden, kehrten in die Heimath zurück. Aber die Begeisterung hielt vor, bis der Zug Marseille erreicht hatte. Zum Lobe erschöpft, aber voll gläubigen Vertrauens, eilten sie ans Meer. Es regte sich nicht, und seine Wogen machten nicht Anstalt, sich in Mauern aufzuthürmen, und der heiligen Schar einen Pfad zu öffnen. Aber von den Einwohnern gastlich aufgenommen, mit Speise und Trank erquickt, harrierten sie willig der weiteren Offenbarungen, die ihrem heiligen Führer zugehen mußten.

Inzwischen hatte sich in Deutschland dasselbe wunderbare Schauspiel buchstäblich wiederholt, welches Frankreich in fiebernde Aufregung versetzt hatte, die bald in unsägliches Trauer verwandelt werden sollte.

Mehr noch als in Frankreich scheint das Fieber auch die weibliche Jugend ergriffen zu haben, denn die Chronisten er-

wähnen durchweg der großen Zahl der Mädchen, welche in lange Pilger Röcke gekleidet mit Kängel und Stab sich den Knaben scharen angeschlossen hätten. Zwei Heere bildeten sich, zusammen gegen 40,000 Kinder zählend. Das erste derselben stand unter Führung eines kleinen Knaben, Nikolaus, der nach der freilich fast ungläublichen Angabe einiger Chronisten, erst zehn Jahre alt gewesen sein soll. Auch hier geschah es, daß sich die Söhne der Edeln in die Scharen drängten, wenn diese an den väterlichen Burgen vorüberziehend ihre Gefänge ertönen ließen, welche mit magischer Gewalt die Kinder zu ihnen herabzogen. So sah man die Kinderscharen allerwärts dem Meere zufließen, welches, wie auch sie mit Zuversicht glaubten, sich vor ihnen zurückziehen werde.

Bevor noch der erste Heerhaufen unter dem Knaben Nikolaus die Alpen erreicht hatte, waren tausende der Kinder bereits in den schwäbischen Gebirgen und Wäldern angekommen. Auch war die Disciplin des Zuges viel schlechter als die der französischen Kinderscharen, sowie es auch dem deutschen Wesen entsprach, daß die Pilgerknaben nicht wie dort sich unter ein einziges Haupt gestellt hatten, sondern mehrere Heere bildeten. Der Alpenübergang über den großen Bernhard kostete neue Tausende, und die Nachzügler fielen in die Hände italienischer Räuber, oder verschmachteten unterwegs. Dennoch waren es noch gegen 8000, welche am Abend des 24. August 1212 vor den Thoren Genuas ankamen.

In dem Pilgerheere aber, welchem der Aufenthalt und die Erholung in der Stadt versagt war, die den ermatteten und halb verhungerten Kleinen so lange schon als ersetzter Ruhepunkt vorgeschwebt hatte, brach Zwietracht aus. Die einen wollten „zur Mutter" zurück, die anderen verharrten bei ihrem Vorsatz. So trennten sich denn das Heer noch vor Genua; die Heimkehrenden zerstreuten sich in den Ebenen der Lombardei, um einzeln über die Alpen den Rückweg zu gewinnen. Aber nur wenigen gelang derselbe, die meisten kamen im Elende um, und glücklich priesen sich die, welche von den dortigen Bauern als Knechte oder Mägde angenommen wurden.—Auch die Schar der südwärts ziehenden Kinder lichte sich täglich. Als sie nach Pisa kamen, gelang es einigen, Schiffe zur Ueberfahrt nach dem heiligen Lande zu gewinnen: ob sie es erreicht hätten oder unterwegs zu Grunde gegangen waren, ist unbekannt geblieben. Die übrigen zogen immer weiter nach Süden, bis endlich auch bei ihnen das Feuer der Begeisterung erlosch. Viele kamen erst in Rom, die letzten sogar erst in Brundisium, dem Südspunkte Italiens, zur Besinnung, und entschlossen sich zur Heimkehr. Einzeln, barfuß und hungrig, verhöhnt und verspottet auch von denen, die noch kurz zuvor bei ihrem Auszuge behiflich gewesen waren, kehrten sie wenige Monate später in die heimischen Gefilde zurück.

Von den Schicksalen des zweiten deutschen Kinderheeres haben wir nur dürftige, abgerissene Nachrichten. Wir wissen nur, daß der Zug, der wenig kleiner war, als der des Nikolaus, seinen Weg nach Italien durch die Urkantone der Schweiz über den St. Gotthard genommen hatte, und daß die schlecht disciplinirte Schar sich schon in der Lombardei auflöste. Von den Italienern mit Kälte, ja mit Widerwillen und Spott aufgenommen, gelang die Heimkehr nur wenigen, und die bis in die Seefräbte vorgeedrungen waren, sind dort verschollen.

Dies war der klägliche Ausgang einer Erscheinung, welche, mit glühender Begeisterung begonnen, die Welt für einen Augenblick mit staunender Ehrfurcht erfüllt hatte.

(Daheim.)



# Die Hauptreligionen der Welt und ihre Stifter.

Quellenstudien von R. Matt.

## VI.

### Moses.



Unter allen Religionsstiftern des Alterthums war keiner, der den innersten Wünschen und den sehnlichsten Bedürfnissen der Menschheit so nahe kam, als Moses.

Gab er den Menschen auch völlige Befriedigung und vollständiges Licht, so gab er doch dem forschenden Geist eine Stütze, einen festen Halt, einen Punkt, der endlich zum Born des Seelenfriedens werden mußte, und seine Nachfolger waren glücklich oder unglücklich, je nachdem sie im Verhältniß zur Religion standen.

Moses, d. i. aus dem Wasser gezogen, wurde um das Jahr 1571 v. Chr. in Egypten geboren. Seine Eltern Amram und Jochebed waren Sklaven in Egypten. Um ihr Kind vor den Fährnissen Egyptens und einem schmachvollen Tode zu retten, legten sie es in ein Binsenkörbchen ins Wasser, wo die Königstochter gewöhnlich badete; wie sie dachten, so geschah es: die Königstochter fand dasselbe, und um seiner Schönheit willen nahm sie es an Kindesstatt an und erzog es.

Moses genoß nun alle Vorrechte eines ägyptischen Prinzen, und wurde in alle Geheimnisse der Priesterkaste eingeweiht, besonders auch in der Schreibe- und Lesekunst, die damals nur die Priester kannten. Trotzdem vergaß er seine niedere Herkunft und sein Volk nicht, trachtete vielmehr darnach, es zu befreien, und zog so die Augen der Ägypter auf sich, welche ihn stark und stätig bewachten. Einst sah er einen Sklavenmeister einen der Sklaven mißhandeln; Moses glaubte sich unbemerkt und erschlug den tyrannischen Aufseher; nun mußte er fliehen, denn sein Leben war bedroht von Pharaoh.

Er floh nach Midian und wurde dort bei einem Priesterfürsten Hirte. In der Wüsteneinsamkeit, bei seiner Heerde, reifte in ihm der Gedanke, das unterjochte Volk zu befreien. In diesen Gedanken hatte er eine Offenbarung „Jahve's“ (Jehovah), in welcher er den Beruf zum Propheten und Befreier erhielt.

Moses überlegte wohl die mächtigen Hindernisse, die im Wege waren; wie sollte er sich dem Volke nähern, wie seinen Beruf bestätigen, durch Jahve? In der langen Slaverei war der Geist des Volkes abgestumpft und die Gottesidee verloren gegangen; es lag in einer Art hinbrütender Gleichgültigkeit versunken, da war weder Eintracht noch Muth, weder Geist noch Selbstgefühl; vom Volke selbst konnte er gar nichts erwarten, das zum Werke beitragen möchte. Es mußte also zuerst vorbereiten und erlösungsfähig gemacht werden; Hellemuth, Hoffnung und Enthusiasmus mußte in den Herzen erweckt werden.

Moses unterschätzte diese Dinge nicht, das lehrt die Geschichte jener neuen Jahve-Offenbarung dort im brennenden Dornbusch.

Er sah nun wohl ein, daß diese Befreiung von Gott ausgehen, und durch ihn vollzogen werden müsse; aber wie diesem Volke eine Idee von Gott beizubringen, wie diesem abgestumpften Volke die Jahve-Offenbarung in faßlicher Sprache zu erklären, war eine neue Frage. Werden sie auch glauben? Besonders ihm, dem das Rednertalent und die geläufige Zunge fehlte? Doch hierin war Rath, Aaron, sein Bruder, besaß dieses Talent, und zusammen sollten sie das Werk vollbringen. Der erste Schritt war nun, dem Volke zu verkünden, daß ein lebendiger und einziger Gott lebe, der sie erlösen wolle. Wer

ist dieser Gott? Das Volk hatte Alles verlernt und vergessen. Er ist Jahve, der Gott eurer Väter, dem sie dienten; ihr könnt ihn jetzt noch nicht fassen; aber sehet, der Gott, der uns sendet, sagt, „ich bin, der ich sein werde,“ darum folget ihm, und er will sich offenbaren. Hier war nun der erste Anhaltspunkt: Hoffnung—. Folget uns, dann will Gott sich auch offenbaren als Jehovah, d. i. der Allmächtige.

Nun gingen diese Brüder zu Pharaoh, aber noch entdeckten sie ihren vollen Plan nicht, sondern baten bloß, das ganze Volk und Vieh drei Tagereisen in die Wüste hineinführen zu dürfen, um dort ihrem Gott zu opfern; Pharaoh mochte ihre Absicht merken, denn er sagte ihnen entschieden ab, und um alle etwaigen Befreiungsgedanken im Keim zu ersticken, ließ er die Sklaven zu härterer Arbeit antreiben.

Es gelang ihm das insofern, daß das Volk über Moses und Aaron murrten, und ihre Hoffnung fallen ließen. Nun folgt die Zeit jener so schrecklich berühmten Plagen; dieselben hatten einen doppelten Zweck, nemlich Pharaoh und sein Volk einzuschüchtern und die Israeliten anzufeuern, zu erneuertem Muth und neuer Hoffnung.

Die Befreiung gelang endlich unter mächtigen Zeichen, und Jehovah offenbarte sich dem Volke als der einzige und wahre Gott.

In der Wüste, nahe am Sinai, befahl nun Moses ein Reinigungsfest, und that einleitende Schritte, den Religionscultus zu erneuern, indem er dem Volke versprach, sie in wenigen Tagen dem Gott ihrer Väter vorzustellen. Vom Berge selbst offenbarte sich Gott aufs Neue und gab Moses die zehn Gebote, auf steinernen Tafeln eingegraben; Moses las sie dem Volke vor und empfing im Namen Jehovahs den Huldigungsseid zum Zeichen des Gehorsams. Er baute nun einen Altar und bereitete ein Blutopfer; mit einer Gälte besprengte er den Altar selbst, mit der anderen das Volk und sprach: „Das sei das Bundeszeichen, das den Bund versiegelt, den Jehovah mit euch schließt.“

Er nannte sie nun das auserwählte Volk und versprach ihnen das Land Canaan zum Erb- und Wohnst. Nun begann aber auch der Kampf um die Gründung der neuen Gottesordnung; das entfittete Pöbelvolk, das mitgezogen war, und das empörende Element, im Volke selbst, mußte vertilgt werden, ehe die Masse in einem Volksganzen neu entstehen konnte, daß dieses auf eine oft grausame Art vor sich ging, lehrt die Geschichte vom goldenen Kalb und Korahs Rote.

Der erste Versuch, Canaan einzunehmen, schlug fehl, und nun hatte Moses Gelegenheit, seine Lehre und Gottesordnung in die Herzen einzuprägen, und den neuen Gottesdienst zu vervollkommen.

In jener langen Wüstenwanderung und Läuterungszeit ging die Wiebergeburt des Volkes vor sich; das mürrische, unzufriedene und feige Volk machte einem muthigen, kräftigen und thatenbursigen Raum.

Endlich sammelte Moses die zerstreuten Scharen in der heiligen Oase zu Kadesch, um den Eroberungskrieg aufs Neue zu beginnen; aber hier wurde seine Laufbahn plötzlich unterbrochen, er starb, ohne sein Versprechen, dem Volke Canaan zu geben, erfüllt zu haben; jedoch nahmen Andere, zu diesem Werk erzogen, dasselbe auf und vollendeten es.

Die Gesetze, die Moses gab, sind lauter Sittengesetze; sein Gottesdienst war kein fester, sondern bestand aus lauter Opfern, die, wie er selbst lehrte, eine bildliche Bedeutung hatten, und endlich in dem dargestellten aufgehen müssen. — Das Bild muß Raum geben dem Wahren, einem Propheten wie ich, der kommen wird. Seine Theologie war bei Weitem nicht der rein geistliche Gottesglaube, zu dem er sich durch Jahrhunderte von Entwicklungen erhob; doch war es der reinste Monotheismus, der je existierte bis auf seine Zeit. Nur

durch eine noch höhere Offenbarung Jehovahs sollten alle moralischen, religiösen Handlungen Erklärung und Erfüllung erlangen. Das strengste Sittengesetz und die erhabenste Idee von Theokratie erreichten unter Moses ihren Höhepunkt.

Als Geschichtsschreiber kommt ihm keiner gleich; er ist der erste, der dem Ursprung des Menschen, und der Vorsehung Gottes, eine glaubwürdige und unwiderlegbare Gestalt gab. In all seinen Schriften tritt er selbst in den Hintergrund und deutet auf einen Kommenden: „Den sollt ihr hören!“

## Der Bahnwärter.

„Und um den Abend wird es Nacht sein.“ Sach. 14, 7.



### V.

So schnell das Wasser gekommen war, so schnell hatte es sich auch verlaufen. Aber der Schrecken der plötzlichen und ungewöhnlichen Ueberschwemmung hielt die Gemüther noch lange in Aufregung. Man erzählte sich in der ganzen Umgegend tausenderlei Geschichten, die geschehen waren oder auch nur geschehen sein sollten. So sollte unter Anderem die dicke Frau Brendel in ihrem eigenen Delfaß ertrunken sein; die Frau des im Zuchthaus sitzenden Bahnwärters Werner wäre wahnsinnig geworden, und ihr ältester Sohn Fritz hätte das Gehör verloren.

Von diesen Gerüchten war eigentlich nur das Letzte wahr. Fritz war taub.

Als der Geisenlips an jenem Abend mit seiner Begleitung heimkam, jagte er zunächst seine beiden ältesten Töchter aus dem Bette, indem er rief: „Heraus, ihr „Gumbeln,“ ihr könnt auch auf Stroß schlafen.“ Dann legte er die beiden Knaben in das warme Lager und ließ seine Töchter schweißtreibenden Thee kochen.

Anton kam in Schweiß, Fritz nicht. Sie genasen Beide rasch. Aber bei Fritz war die Krankheit zurückgetreten und hatte sich auf das Gehör geworfen. Er hörte nicht mehr. Diesen neuen Schrecken hatte aber Anna nicht mehr zu ertragen vermocht. Sie hielt dieses Unglück für das schwerste, das sie bis jetzt betroffen hatte, weil es nicht mehr gut gemacht werden könne. Sie umschloß ihren herrlichen Jungen mit den Armen und schrie wie verzweifelt: „O du armer, armer Krüppel! Es ist zu viel, es ist zu viel, mein Gott, mein Gott.“ Dann wurden ihre Reden immer verwirrter. In ihrem Kopfe sauste und brauste es. Sie konnte nicht mehr stehen vor Schwindel. Und, als sie im Bette lag, schüttelte sie der Fieberfroß. Ihr Kopf war dunkelroth vor Hitze. Sie verlor gänzlich das Bewußtsein und tobte und schwatzte Alles durcheinander. Sie hatte das Nervenfieber. Die Leute hatten also, indem sie Anna für wahnsinnig erklärten, sich nur getäuscht und nicht geradezu gelogen.

Allein, was über die dicke Frau Brendel gesagt wurde, war grundfalsch. Sie stand nach dem neulichen Unfall wieder so fest auf den Beinen, wie auch früher, und ihre Stimme klang gleich entschieden und durchdringend. Nur ihr Herz, das sonst in dem Gefühl ihrer Vortrefflichkeit so ruhig schlug, hatte ein wenig das Gleichgewicht verloren. Die Krankheit ihrer Nichte und die Taubheit ihres Neffen, noch mehr förderten das Gleichgewicht. Es arbeitete Etwas in ihr. Man konnte es merken an dem Eifer, mit dem sie Erkundigungen über den Stand der Krankheit Annas einog, an der Freude, die sie hatte, als endlich die Genesung gesichert schien, und an den Gelbsummen, die

sie heimlich dem Geisenlips zustellte für Doktor, Arzneien und bessere Lebensmittel.

Bis Anna sich wieder erholt hatte, war der Frühling vergangen.

Als der Sommer kam, ging Anna wieder „auf die Halle,“ Erze klopfen. Sie nahm ihren Fritz mit. In der Schule lernte er Nichts und dort konnte er doch Einiges verdienen. Sie bedurften's ja so sehr. Die Ueberschwemmung hatte ihr Häuschen stark beschädigt. Wenn sie es wieder bewohnen wollten, war ein völliger Umbau nöthig. So lange mußten sie zur Miethe wohnen. Wo sollte nun aber all das Geld herkommen? die Zinsen, die Reparaturkosten, die Miethe? Sie wollten doch auch essen und trinken. Auch hätte Anna gern dem Geisenlips eine Entschädigung geboten. Ebenso lag die Rechnung des Doktors und Apothekers, die sie jeden Tag erwartete, schwer auf ihrem Gemüthe. Sie wußte nicht, daß das bereits ihre Tante berichtigt hatte.

Die Tage vergingen in Sorge und Arbeit.

Da trat noch ein Kummer hinzu. Fritz verlor nach und nach die Sprache. Er polterte Anfangs das, was er zu sprechen hatte, rasch und schnell heraus; seine Stimme verlor Ausdruck und Klang; er hörte ja nicht mehr, was er sagte. Dadurch kam es später, daß er Silben und ganze Worte verschluckte. Dann vergaß er einzelne Worte völlig und wußte sie auch um keinen Preis mehr wiederzufinden. Seine Sprechweise ward immer trauriger und ärmer.

Anna wurde es himmelangst im Herzen.

Aber die Geschichte verschlimmerte sich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche.

Eines Abends wußte er nicht auf sein Nachtgebet zu kommen. Anna schrie ihm in die Ohren; allein, er hörte ja nicht. Er saß da, seine Händchen gefaltet, seine Augen zum Himmel emporgerichtet; seine Rippen bewegten sich, aber es kam kein Laut aus seinem Munde.

Anna, vor Mühsung überwältigt, schloß ihn in ihre Arme und küßte ihn unter Thränen: „Lege dich nur, mein Kind, du hast doch gebetet. Gott hat dich gehört.“

Als der milde Knabe schon lange schlief, waren aber ihre Gedanken noch mit ihm beschäftigt. Sollte es soweit kommen, daß er Gott nicht mehr zu nennen, daß er Mutter nicht mehr zu rufen vermag? fragte sie sich.

Des anderen Tages sollte sie die Bestätigung ihrer Befürchtung hören. Sie besprach sich mit dem jungen Lehrer über ihren Fritz. „Wenn nicht bei Zeiten Etwas für den Jungen gethan wird,“ sagte dieser, „wird er völlig stumm werden. Das geschieht nicht in Folge seiner Krankheit, sondern in Folge seiner Taubheit. Sehet, liebe Frau, eigentliche Stumme gibt



es fast gar nicht, das heißt, Solche, die unvermögend wären, zu sprechen. Die Taubstummen, welche Ihr gesehen habt, haben entweder nicht sprechen gelernt, weil sie nicht hörten, oder die Sprache verloren. So wird auch Euer Sohn die Sprache verlieren, wenn er nicht in eine Taubstummen-Anstalt kommt, oder einen ganz besonderen Unterricht erhält. Völlig ohne Unterricht, wie bisher, darf der Knabe um keinen Preis bleiben, sonst wird er seinen Sprachschatz in kurzer Zeit einbüßen. Wie rasch es geht, habt Ihr ja schon zu beobachten Gelegenheit gehabt. Wäre er in die Schule gegangen, statt auf 'die Halle,' würde es nicht so weit mit ihm gekommen sein. Ich kann ihm nun nicht das Verlorene wieder beibringen, kann mich auch fortan nicht eingehend mit ihm beschäftigen. Dazu ist die Zeit des Unterrichtes zu kurz und die Schule zu groß. Am Besten ist es, wenn Ihr ihn in eine Taubstummen-Anstalt bringt. Dort werden seine wirklich ungewöhnlichen Anlagen die nöthige Ausbildung bekommen. Uebrigens könnt Ihr schon Viel thun, wenn Ihr ihn jeden Tag ein oder zwei Stunden laut lesen lasst." Anna dankte für die gütige Auskunft. Es war schon alles Mögliche, daß der noch nicht lange aus dem Seminar entlassene, junge Lehrer, der für gewöhnlich höchst stolz und barsch war, ihr so lange Rede gestanden hatte. Mehr durfte von ihm nicht erwartet werden. Aber im Grunde lag für Anna wenig Trost in dem Gesagten. Die Augen waren ihr nur vollständig geöffnet worden, daß sie die ganze Gefahr erkannte.

Es konnte ja keine Rede davon sein, daß sie Fritz in eine Taubstummen-Anstalt brachte. Also mußte er geistig verkümmern. Sie ahnte in ihrer Mutterliebe mit richtigem Blick das Furchtbare, das darin lag. „Besser gestorben," flüsterte sie, „dann lebt doch die Seele bei Gott, und ist nicht vergraben in unzugänglicher, stummer Hülle.“

Anna nahm jedoch seit ihrer Krankheit Alles, was da kam, in viel fröhlicherem Sinne hin. Sie war demüthiger geworden, und ergebensvoller in den Willen Gottes.

Als sie schon genesen war, aber noch so matt und schwach im Bette gelegen hatte, und Vergangenes und Zukünftiges vor ihrer Seele stand, durchleuchtete es sie plötzlich wie ein heller Blitzstrahl.

Sie hatte bis dahin alle Schicksale, die sie betroffen hatten, gleichsam als ein Unrecht, als etwas Unverbientes angesehen. Sie hatte sie durchaus nicht mit dem verbrecherischen Lebenswandel in Verbindung gebracht, den sie und ihr Mann Jahre lang durch ihre Willkürerei geführt hatten. Jetzt sah sie plötzlich, wie Alles damit zusammenhing, Glied für Glied, wie eine lange Kette.

Jetzt sah sie, wie ohne Willkürerei ihr Mann gar nicht in Verdacht des Mordes gekommen, und ohne diesen sie nicht arm geworden, sie nicht der Verachtung und niederen Verdächtigungen ausgesetzt, und ihr Sohn nicht taub geworden wäre. Jetzt, wo sie den Fluch und das Verderben der Sünde merkte, fühlte sie auch zum ersten Male das ganz Abscheuliche und Gemeine ihres früheren Thuns. Waren sie denn besser, als das niedrigste Diebsgefinde? Hatten sie nicht fremdes Eigenthum sich angeeignet und davon gelebt? Sie wurde jetzt noch schamroth, wenn sie daran dachte.

War nicht gegen sie die Weberlies eine rechthaffene Frau und der Geisenklips ein wahrer Heiliger? Hatte ihre Tante nicht das höchste Recht, sie von der Schwelle ihres Hauses abzuweisen?

Aber wenn sie an Gott dachte, wollten ihr schier die Sinne vergehen vor Schmerz und Weh. Besonders that ihr das so

leid, daß sie Gott die Zeit her gleichsam noch getrotzt hatte, daß er ihr so Viel zusende. Sie weinte heiße Thränen der Reue. Es war ihr, als wenn die Heimfuchungen Gottes immer noch nicht genug seien für ihre arge Verfündigung. Sie konnte gar nicht mehr daran glauben, daß er ihr wieder vergeihen könne. Es folgten bittere Tage der Herzensangst und Traurigkeit. Erst als sie wieder eine Bibel zur Hand nehmen und darin lesen durfte, ward es besser. Da leuchtete das Licht der göttlichen Gnade wie warmer, milder Sonnenschein in ihr zer Schlagenes, geängstetes Herz. Sie empfing die freudige Gewißheit der Sündenvergebung, und umfaßte mit Herz und Hand ihren lieben Herrn und Heiland, dessen theures Blut auch für sie geflossen war. Trotz aller Widerwärtigkeit des Lebens wuchs ihre Freudigkeit und ihre Hoffnung täglich.

„Der Herr ist mein Hirte," sagte sie, „mir wird Nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser; er erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finsternen Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab trösten mich.“ So vermochte das hart gedrückte Weib die neuen Schrecken besser zu ertragen.

Allein an dem Abend, als es ein Jahr wurde, daß ihr Mann abgeführt worden war, konnte sie doch ihren gewohnten Muth nicht aufrecht erhalten. Von ihrem neuen Logis aus hatte man einen weiten Ausblick den Fluß hinunter, und an der äußersten Biegung desselben wurde ein Stück des Wachtthauschens sichtbar, wo ihr Mann so oft gestanden hatte. Dort hing unverwandt ihr Auge. Der letzte Strahl der untergehenden Sonne beleuchtete das Häuschen und glückerte auf dem Dache. Ach, er beleuchtete auch ihr ganzes Glend.

Von dort aus wanderte ihr Geist in das enge, düstere Gefängniß ihres Mannes. Sie sah sein gutes, treues Gesicht mitunter unter den Galgengesichtern des Zuchthauses. Es war so bleich, so abgehärmt. Sein langes, schönes Lockenhaar war nach der Ordnung des Hauses kurz abgeschoren. Seine hohe Gestalt war in das grauleinene Sträflingsgewand gehüllt. An seinem Fuße kitzte eine Kette, an der eine Kugel befestigt war. Es graute dem armen Weibe, wenn sie daran dachte. Und doch konnte sie sich heute dieser Gedanken nicht entschlagen. Sie mußte an die 365 Tage und die 8760 langen, bangen Stunden eines Jahres denken, und wie sie ihr armer Mann verbracht hatte, und daß das nun immer so fortbauern würde. Und als sie das Alles bis zum Uebermaß bedacht hatte, wanderte ihr Geist an die Stätte ihres früheren Glückes zurück, von dem sich jetzt der letzte Sonnenstrahl abgewandt hatte, und dann wanderte er herein in ihr eigenes, elendes Stübchen. — Sie übersah ihre eigene, trostlose Lage, wie sie verlassen und ausgestoßen war von allen Menschen, ihre harte unweibliche Arbeit unter so rohem Volk. Aber vor Allem dachte sie an ihre Kinder. Wie sollte sie an ihnen ihre Mutterpflichten erfüllen? Schon verwilderte der Kleine durch ihre häufige Abwesenheit, und dann ihr armer, armer, braver, guter Fritz. O es war gar zu traurig und zu trübe. Eine heiße, bange Stunde war über sie gekommen. Der Blutfink, der die Ueberschwemmung glücklich überstanden hatte, sang wieder sein „Befehl du deine Wege.“

Fritz las mit lauter Stimme aus dem Gebetbuch: „Die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind. Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Der Herr verstößet nicht ewiglich; sondern er betrübt wohl und erbarmt sich wieder nach seiner großen Güte.“ Aber sie hörte und sah Nichts. Ihr Weh hatte



sie ganz überwältigt. Da kam ein schwerer, aber fester Tritt die gebrechliche Stiege herauf, eine feste Hand legte sich auf die schon lange nicht mehr schließende Thürklinke. Anna merkte Nichts. Aber ihr Anton war furchtbar hinter sie gekrochen und stieß sie an. Als darauf Anna aufschaute, sah sie ihre Tante, die Frau Brendel, vor sich stehen. „Um Gott, Tante, wie kommt Ihr hierher?“ rief das erstaunte Weib. Sie suchte schnell vor dem vornehmen und seltenen Gaste ein wenig aufzuräumen und stellte einen Stuhl zurecht, indem sie zum Sitzen einlud. Die athemlose, dicke Frau ließ sich sofort darauf fallen. Sie rang immer noch nach Luft. Endlich hatte sie wieder so viel, um den Strom ihrer Rede fließen zu lassen. „Die Treppe wäre mein Tod,“ rief sie. „In den ersten vierundzwanzig Stunden rührte mich entweder der Schlag oder ich brähe den Hals. Es ist eine Schmach und Schande, eine solche Hühnerleiter als Treppe auszugeben. Noch nicht einmal ein Geländer ist daran, und so haufällig ist das Ganze, daß ich eilen mußte, damit es nicht unter mir zusammenrappelte. Und was hast du hier für eine Wohnung. Das ist ja ein wahrer Taubenschlag. Der Stubenboden ist schief wie ein Dach. Es wird Einem ordentlich schwindelig, und das ganze Ding ist so eng, daß man nicht zu athmen vermag.“

Wir wäre himmelangst hier oben. Aber was ich eigentlich sagen wollte, du weißt, das Näb-Ratharingen hat den Kellner aus dem Hotel drunten geheirathet, und mit der rothen Sophie ist Nichts. Einmal ist sie zu schwächig, und dann ist sie mir zu viel drüber hinaus. Die Stiche, die sie macht, sind wie Hufeisenschredensprünge. Nun habe ich aber noch meine ganze Leinwand da liegen und eine Masse Filzereien. Du weißt, ich komme nicht zum Nähen und habe auch keine Gebuld. Da habe ich an dich gedacht, Anna. Es wäre doch immer besser, zu nähen, als auf die Halle zu gehen. Und damit du das Zeug nicht aus dem Haus zu schleppen brauchst, habe ich dir das Zimmer über dem Baden zurecht machen lassen, und das Kämmerchen daran als Schlafzimmer, wo du ja schon als Mädchen gewohnt hast. Deine Buben kommen natürlich mit. Dein Logis hier kannst du auskündigen.“

Anna blickte Anfangs ihre Tante ganz verwirrt an. Endlich durchrieselte sie das Verständniß, was dieselbe eigentlich mit ihrem Antrag bezweckte. „Tante, Tante!“ weinte sie, „es ist nicht möglich; es kann nicht wahr sein; es ist dein Ernst nicht. Ich kann es nicht glauben. Du willst wirklich mich armen, verlassenen verstorbenen Wurm mit meinen Kinderchen wieder in dein Haus aufnehmen?“

„Ja, ich will es,“ sagte die Frau Brendel feierlich! „Ich will früheres Unrecht wieder gut zu machen suchen.“

„O Gott im Himmel, ich kann es ja nicht fassen!“ rief Anna. Sie war so an die Nacht der Trübsal gewöhnt, daß die Sonnenstrahlen des hereinbrechenden Glüdes sie völlig blindeten. Sie warf sich laut weinend ihrer Tante an die Brust und sagte ein um das andere Mal: „Wie habe ich das nur verdient, du liebe, liebe Tante.“ Aber plötzlich fuhr sie auf. Sie meinte, sie wäre zu vertraulich geworden, sie hätte eine Unschicklichkeit begangen. Aber die Tante hielt sie fest: „Weine dich nur aus, du armes Narrchen,“ sagte sie, „hast lange nicht mehr da geruhet und dein Herzchen ausgeschüttet.“

Sie war sonst keine Freundin von großen Rührungen; aber als sie die abgemagerte Gestalt ihrer Nichte in den Armen hielt und jetzt so recht in der Nähe die schreckliche Handschrift las, die Noth und Harm derselben in das bleiche Gesicht geschrieben hatten, durchsuchte ein Weh ihren ganzen Körper, und große Thränen liefen über die dicken Wangen. Sie drückte Anna

stärker und stärker an sich, bis Thräne auf der Treppe hörbar wurden.

„Komm Anna!“ sagte sie, „es ist der Geisenslips und der Peter, die sollen deine Siebensachen hinüber in mein Haus schaffen. Du darfst keine Nacht mehr in der Spelunte bleiben. Du kennst meine Art. Rascher Entschluß und rasche That. Ich gehe mit deinen Buben voraus. Du magst noch bleiben und den Leuten das Nöthige angeben, und dann nachkommen.“

Also vorwärts, ihr Schlingel, du schwarzer Krauskopf zuerst und das blonde Mutterföhnchen hinterdrein.“ Auf der Straße nahm sie an jede Hand Einen der Knaben und schritt so, scheinbar unbekümmert um die gaffenden Leute, ihrem Hause zu.— Sie wußte, daß sie einen auffallenden Schritt that, aber sie nahm es doch den Leuten übel, daß sie sich wunderten, und brummte im Stillen über die Faulenzer, die Nichts Anderes zu thun hätten, als auf der Gasse zu stehen und Maulaffen feil zu halten. Als aber die Trine, die eben den Platz vor dem Hausekehrte und den neuesten Entschluß ihrer Herrin noch nicht kannte, auch mit offenem Munde stehen blieb und sie anstarrte, rief sie in ihren hellsten Tönen: „Soll dir vielleicht ein Heutwagen vier-spännig in den Mund fahren, Trine, weil du ihn so aufsperrst? Ich bin es selber. Es ist nicht mein Geist, den du siehst. Und das sind der Anna ihre Buben. Die gehören jetzt ins Haus nebst ihrer Mutter, verstehst du?“ „Ach, ach ist das wirklich wahr, Frau Brendel?“ rief in vor Freude fast jauchzendem Tone die gute, alte, treue Magd, indem sie ihre Augen mit dem Zipfel der Schürze wischte. Sie hatte Anna noch als Kind gepflegt und gewartet. „Das ist mir lieber, als wenn Sie mir hundert Gulden geschenkt hätten, daß Sie das Kind wieder ins Haus nehmen. Ich sagte es immer, die Frau Brendel hat ein Herz wie Gold, aber man merkt's nicht immer.“

„Du hast gar Nichts zu merken,“ erwiderte die Frau Brendel spitz; „allein du magst der Anna ein wenig entgegen gehen. Sie fürchtet sich vielleicht vor den vielen Gassern, die da herum stehen.“

Anna fürchtete sich gar nicht. Wer so, wie sie, die Schule des Leidens durchgemacht, fragt nicht mehr viel nach dem Urtheil der Welt, sondern mehr nach dem Beifall Gottes. Auch war ihr Herz viel zu bewegt von der ihr widerfahrenen Freude, um viel auf das zu achten, was um sie vorging. Mit heißen Dankesgefühlen gegen Gott gedachte sie der Versöhnung, die eben gefeiert worden war. Sie hatte doch wieder Jemand in der Welt, der ihr Schutz und Liebe bot. Sie hatte die feste, treue Freundin und Schützerin ihrer Kindheit und Jugend wieder gefunden. Als sie durch die alten, vertrauten Räume ging und in ihrem eigenen Stübchen, was sie so lang bewohnt hatte, hantierte, war es ihr fast, als wäre sie in ihre Kindheit zurückversetzt, und Alles nur ein langer, wüster Traum gewesen. Erst der Anblick ihrer beiden Knaben erinnerte sie wieder an die Gegenwart. Aber wie schliefen diese so prächtig in den weiten, lustigen Räumen, in den weichen, frisch gedeckten Betten. Sie machte ein Fenster auf, das nach dem Garten und dem Fluße ging, und schaute mit feuchtem Auge nach dem hellen Sternenhimmel. Da hörte sie unten ihre Tante sagen: „Trine, du gehst morgen zum Schneider und Schuster, die sollen dem Fritz seinen Anzug in Ordnung bringen. Der Junge muß nächster Tage in eine Taubstumm-Anstalt. Das geht so nicht weiter.“

„Ach Gott, ach Gott, auch diese Freude noch!“ rief Anna. Sie fiel auf die Knie nieder; ihre Hände falteten sich, und wie vergüllet schaute sie zum Himmel, während reichliche Thränen ihre Wangen herabfloßen. (Fortsetzung folgt.)



## Klosterzelle und Familienleben.

Aus einer älteren Schrift mitgetheilt von H. M.



och immer ist, zum Troß aller fortschreitenden Bildung, in den Theilen der Welt, in welchen Rom über die Priester herrscht, das verleumderische Treiben nicht beiseitigt, welches den Reformator Luther als einen Auswurf der Menschheit darzustellen wagte. Aus Achtung vor der Wahrheitsliebe unserer deutschgesinnten katholischen Landsleute, sei dieser Artikel niedergeschrieben. Denn, wenn wir heute den Katholiken deutschen Stammes und Herzens zurufen: Sehet hier den Martin Luther, der das Augustinerkloster zu Wittenberg zum ersten deutsch-protestantischen Pfarrhause umgewandelt, betrachtet das erste Bild einer deutschen Pfarrereinfamilie, nach welcher Tausende auf Erden als stille Pflanzstätten züchtigen und frommen Familienlebens, edler Bildung und reiner Lebensfreude gegründet worden sind! so geschieht dies zur Ehre der Deutschen, welche auch gegen Andersglaubende tolerant sind. Ein großer Mann ist die Zierde seines Volkes; auf seiner menschlichen Erscheinung darf kein Makel haften. Wägen unsere Landsleute von anderem Glauben der geistlichen Kampfbahn des Mannes ihre Theilnahme versagen und ihr fern bleiben; der unerschrockene Held, der für seine Ueberzeugung den Kampf mit der damals gefürchteten Macht der Welt übernahm, Kerker und Scheiterhaufen wagte, und selbst vor Kaiser und Reich nicht erzitterte,—der Held verdient, der Stolz jedes Deutschen zu sein.—Aber jedem deutschen Herzen kann er nahe treten, von ihm begriffen und verehrt werden, wenn wir in dem todesmuthigen, bis zur Härte starren Reformator zugleich einen echt deutschen, gefühlvollen und edlen Menschen erkennen. Der Streit auf dem Felde des Glaubens wird selber oft mit soviel Erbitterung geführt, daß der Wahrheit allein nicht immer die Ehre verbleibt; aus Haß wird auch des Gegners menschliches Bild verzerrt, und für die falsche Gestalt das Vorurtheil gepflegt, durch ganze Generationen. Es muß eine Zeit kommen, wie die jetzige, wo man endlich in der immer heller aufstrahlenden Liebe zur Wahrheit zu unterscheiden beginnt, was der heimliche Boden Gutes, Schönes und Großes erzeugt. In solchen Zeiten wird auch der Ruf gehört: „Gerechtigkeit in der Geschichte und durch die Geschichte“ für die vielen verkannnten Männer des Volkes. Und diesen Ruf lassen wir erschallen, damit dem Mann Gerechtigkeit werde, der es verdient hat, daß nicht nur die eine Hälfte des Volkes ihn, als ihren Glaubensherold, hoch halte, sondern auch die andere in ihm den wackeren, treuen deutschen Mann, und den guten, edlen, sittlichen Menschen ehre.

Als Martin Luther auf der sicheren Wartburg sein Bibelwerk und damit den Grundbau der neuen Kirche vollendet, geschah sein letzter, entscheidender Schritt, der den Mönch zum Hausvater erhob, und die Klosterzelle zur Familienstube weihete.

Daß die priesterlichen Ekklesiastikgesetze dem Wortlaute der Lehre Jesu und dem Geiste des Christenthums direkt widersprächen, hatte er längst dargethan. Die Ehe war auch für die Geistlichen der neuen Kirche ein menschliches und bürgerliches Recht geworden. Dennoch zögerte Luther vor diesem letzten Schritte. Aufforderungen seiner Freunde, durch sein Beispiel der freien, urchristlichen Auffassung der Ehe das unwiderstehliche Siegel aufzudrücken, hatte er zurückgewiesen; lieber wäre es ihm offenbar gewesen, wenn ein, im Rang höher gestellter,

ein Kirchenfürst, ihm darin vorgegangen wäre, und dazu hatte er den Kurfürst und Erzbischof von Mainz ausersehen. Diesem schrieb er: „Wenn meine Ehe Euer Kurfürstlichen Gnaden eine Stärkung sein möchte, wollte ich gern bald bereit sein, Euer Kurfürstlichen Gnaden zum Exempel vorher zu tragen.“

So geschah es. Katharina von Bora ward Luthers Gattin. Dieser Schritt erwies sich als doppelt wichtig und segensreich, denn man hatte die Reformation einen stillen, friedlichen Herd gewonnen, eine Familie, wo die Kämpfer sich versammelten, wo sie ausruhten im häuslichen Kreise, wo Allen so wohl ward, wenn Frauensinn und Frauenhand den trüben Blick der Männer zu klären suchte. In Luthers Haus kamen die Freunde, kam besonders Melanchthon oft und hörte still zu, wenn Luther mit seinen Kindern musicierte. Das nannte dieser seine „Cantorei im Hause.“ Es ist bekannt, wie Luther die Musik liebte, wie er sie trieb in seinen Freistunden schon auf der Schule, auf der Universität, im Kloster, sein ganzes Leben hindurch. Er war nicht allein ein kräftiger Lieberdichter, zu vielen seiner Lieder schuf er auch die Melodie. Mit welcher Tiefe, Kraft und Wahrheit er Wort und Melodie zu dichten wußte, beweist das Lied „Eine feste Burg ist unser Gott,“ dieser Schlachtgesang, dieses Triumphlied des Protestantismus, diese ewige Jubelhymne auf den Feldern des Fortschritts. „Wer die Muscam verachtet,“ schrieb er, „mit dem bin ich nicht zufrieden; denn die Musica ist ein Geschenk Gottes, nicht ein Menschengeschenk. So vertreibt sie auch den Teufel und macht die Leute fröhlich. Ich gebe nach der Theologie der Musica den höchsten Locum und die höchste Ehre.“ Darum pflegte er die Musik in seiner Familie. Hatte er für das Volk gearbeitet den lieben Tag hindurch, hatte er gepredigt in der Kirche, gelehrt in dem Hörsaale, wo die studierende Jugend seine Worte ihm von der Lippe nahm, hatte er mit seinen Berufsgegnossen, den Rüstzeugen und Mitkämpfern in jener Zeit, berathen, bedacht und beschlossen, wie es im Drange der Umstände nöthig, oder hatte er an seinem Schreibtische gesessen und an volkstümlichen Schriften gearbeitet, die er für viel wichtiger erkannte, als glänzende Disputationen von Gelehrten: der Abend mußte doch nach solch mühevollen Tage in der Regel einige Stunden für die Familie abgeben. Da wurde gesprochen, geschertzt, gespielt und gesungen; den Gesang begleitete er gewöhnlich mit der Laute, oder auch mit der Fölte. Ein frommer und dabei fröhlicher Geist wehte durch das Haus. Luther's Ehe war eine der glücklichsten, welche die Erde gesehen.

Herrlich ist sein Hoffen und Gebet an seinem Hochzeitstage in Erfüllung gegangen. „Lieber, himmlischer Vater (so betete er damals), biweil du mich in deines Namens und Amtes Ehre gesetzt hast, und mich auch willst Vater genannt und geehrt haben, verleihe mir Snab' und segne mich, daß ich mein liebes Weib, Kind und Gesinde göttlich und christlich regiere und ernähre.“ Und mitten in seinem Leben konnte er sagen: „Meine Rätthe ist mir in Allem gehorsam und flüßig, mehr als ich zu hoffen gewagt hätte. So daß ich mich reicher schätze, als den Erbsum!“—

Wie noch heutzutage, in jeder glücklichen Familie, war für Luther und die Seinen die schönste Freude des Sommers der

Garten, und des Winters der Christbaum. Im Freien, im Anschauen und Genuße der Natur ging ihm stets das Herz auf, und wie er so gern die Schöpfung mit seinem frommen, sinnigen Dichterauge betrachtete und bewunderte, so übte er darin früh seine Lieben, und wies die Freunde seines Hauses darauf hin. Denn im Garten war er am liebsten im Kreise seiner Familie und seiner Freunde, die gleichsam zur Familie gehörten. Da wurde mit den Kindern gespielt, die Aller Freude waren, da wurde ihnen die Natur lebendig gemacht durch Märchen und Geschichten, da wurde gesungen und musiziert, da gab Jedes seines Herzens Bestes, und selbst die Kunst schlich mit ihrem Bilderbuch herbei, wenn Lucas Cranach, der kunstreiche Mann, an den Freuden der Familie Theil nahm. Für Luther aber blieb die Schöpfung auch im Kinderkreise eine göttliche Zeichensprache des Unsichtbaren, Höheren; in der innigen Naturfreude seines beschaulichen Gemüths verglich er einst sogar die Bibel mit einem schönen Walde, und er konnte wohl mit frommer Freude hinzufügen: „Es ist kein Baum darinnen, an dem ich nicht mit meiner Hand geklopft habe.“

Der Garten, an welchem Luther im Winter seine Augen weidete, waren seine Kinder, die er ja immer als den herrlichsten Segen Gottes pries. Das liebe, alte, deutsche Christfest unter den Lichterstrahlen des buntgeschmückten Tannenbaums bereite auch in Luthers Haus den Kindern ihren heiligsten Abend.

Wen all die Liebe des Mannes im Glück nicht für ihn erwarmen könnte: „Luther am Sarge seines Tochterleins Magdalena,“ der Anblick des Mannes in seinem tiefsten Schmerz und seiner höchsten Gottergebenheit—kann ungerührt nur ein Auge lassen, aus dem kein Herz spricht.

Die Tage der häuslichen Sorge und Trauer mehrten sich auch bei Luther mit den wachsenden Jahren. Krankheit und Tod von Eltern, Verwandten und Freunden schoben Wollen

auf Wollen vor die Sonne des häuslichen Friedens; es ward einsamer in ihm, während die drohenden Stürme von Außen immer näher gegen sein großes Werk der Reformation heranrückten. Wie er am Sarge seines Tochterleins ausgerufen: „Ich wollte, daß ich und meine Kinder und ihr Alle sollt so hinfahren, denn es werden böse Zeiten folgen, — so sprach er vor seinem letzten Gang, als er Abschied von seiner Familie nahm, um in Eisleben Frieden zwischen den ihm befreundeten Fürsten zu stiften und—dort zu sterben, wo er geboren war: „Die Welt ist mein müde, so bin ich ihrer müde; wir werden uns leicht trennen, gleich wie ein Gast die Herberge nicht ungern verläßt;“ aber bei seinen Lieben, bei seiner lieben Rätthe und seinen Kindern ist sein Herz und weilt sein Geist bis zum letzten Augenblick.

„Daß mich in Frieden mit deiner Sorge; ich habe einen besseren Sorger als du und alle Engel sind. Darum sei in Frieden, Amen!“ Das waren seine letzten Zeilen an seine Gattin.

So steht der Doktor Martin Luther vor uns als ein kerndeutscher Mann, den die Ehre seiner Nation nächst Gottes Ehre das Höchste war, der den Papst bekämpfte als den weltlichen Feind des deutschen Geistes, der nicht um „Gedankenfreiheit“ vor Königsthronen bettelte, sondern sie erschocht, aber freilich auch ein so harter Fels, daß er weicher geschaffene Freunde oft verletzte, ein Kopf von Eisen, unter dem ein Kinderherz in der Brust schlug. Auch er hat zuweilen geirrt, denn er war ein Mensch; aber jeder Gerechte wird mit uns einstimmen in das Urtheil des Mannes, der vor Tausenden befähigt war, an einen Luther den Maßstab zu legen; Lessing sagt: „Luther steht bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir lieb ist, einige Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That sonst der Gefahr nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar wie die blendendste seiner Vollkommenheiten.“

## Ueber Löwen, Löwenjagden und Löwenjäger.

Eine sehr anziehende Schilderung von den Löwen Nordafrikas, der Löwenjagd und der Löwenjäger verdanken wir dem Afrikareisenden Dr. Pusch.

In dunkeln Nächten, sagt er, verläßt auch der König der Wälder, der starke Löwe, die waldbesetzten Schluchten des Gebirges, und steigt in die Ebenen hinab, seinen Hunger und Durst zu stillen. Auf diesen Streifzügen verfolgt er auch die ausgetretenen Flußbetten, keinem lebendigen Wesen weicht er aus, langsamen Schrittes zieht er dahin, und seine Augen leuchten wie zwei Feuerbecken durch die Nacht. Von Zeit zu Zeit erschallt sein Donnergebrüll und erschreckt die Araber und die Europäer. Das Vieh beginnt zu zittern, die Hunde verkriechen sich winselnd. Die Zelte und der Wald verstummen vor seinem Gebrüll. Furchtlos nähert sich der Löwe dem Lager, mit einem gewaltigen Sahe überspringt er die Zeltreihe, packt mit den Vordertagen ein Maulthier oder ein Kind und kehrt auf demselben Wege, Entsetzen und Angst verbreitend, zurück. Solcher Stärke weicht jeder Widerstandsversuch, bellommenes Schweigen herrscht durch die tiefe Nacht. Es kommt nur selten vor, daß die Araber dem Löwen frei und offen den Krieg erklären, und ihn in seinem Versteck aufstöbern bis er den Kampf annimmt. Das heutige Geschlecht der Araber, obwohl es ihm jedoch nicht am Muth fehlt, zieht es vor, ihn auf minder ge-

fahrlose Weise zu bekämpfen. Man spürt seine Fährten auf und gräbt zur Seite derselben ein etwa sechs Fuß tiefes Loch, welches nach Oben zu sich verringert und den Getreidegruben ähnlich ist. In dieses Loch versteckt sich der Araber und überdeckt die Oeffnung mit Zweigen. Dort lauert er viele Nächte, bis der Löwe auf einem seiner Streifzüge wieder einmal diesen Weg nimmt. Ist das Raubthier nahe genug am Versteck, so zielt der Jäger nach dem Kopf oder dem Herzen. Bei der herrschenden Finsterniß ist der Schuß immer unsicher, denn verwundet er den Löwen bloß, so faßt derselbe alles Umstehende mit seinen grimmigen Tagen; reißt er doch ziemlich starke Bäume mit denselben um. Gewöhnlich entfernt er sich nicht, sobald von dem Orte, an dem er verwundet wurde, sondern sucht nach dem verborgenen Feind und erhält jetzt die zweite, nun tödtliche Kugel. Jetzt kriecht der Araber aus seinem Versteck hervor, zündet sich ein großes Feuer an, wickelt sich in seinen Burnus und bringt auf diese Weise den Rest der Nacht zu. Ist es indeß um die Brunnzeit, und hat der Jäger Grund, das Nachkommen der Löwin zu gewärtigen, so zündet er vor allen Dingen auch ein Feuer an, besetzt aber noch an den Hinterbeinen des todten Löwen einen Strick, erklettert einen hohen Baum, schlingt den Strick an einen Ast, und zieht seine Beute an demselben in die Höhe, bis oben in die Krone des Baumes,



um sie der gefräßigen Bande der Schakale und Hyänen zu entziehen. Selbstverständlich vermag er bloß mittelgroße Löwen auf diese Weise zu sichern, denn die größeren sind für einen Mann wenigstens viel zu schwer, als daß er sie bewegen könnte.

Bricht nun endlich der langersehnte Morgen an, so macht der Araber sich auf den Weg, um sein Lager zu erreichen. Wenn

Bittern und Zagen gar nicht in Gang zu bringen sind. Ist der Löwe für die Kraft eines Esels zu schwer, so mietet sich der Araber einen Karren und schaffst mit diesem seine Beute herbei.

Nun beginnt der Triumph des Jägers, denn inzwischen hat sich die Nachricht von seiner That wie ein Lauffeuer verbreitet. Er fährt zuerst nach seinem Lager, wo Männer, Weiber und



er unterwegs an einer Quelle vorüberkommt, hockt er nieder und verrichtet die vorgeschriebenen Waschungen und das Dankgebet; dann eilt er so schnell als möglich weiter. Zu Hause angekommen, läßt er sich kaum Zeit, sich mit Speise und Trank zu erquicken, sondern nimmt einen starken Esel und schaffst mit ihm den Löwen zur Stadt. Pferde und Maulthiere lassen sich nie zum Fortschaffen eines Raubthieres verwenden, weil sie vor solcher Bürde sich im höchsten Grade scheuen und vor lauter

Kinder aus demselben herborkriechen und herbeikommen, ihn wegen seines Heldennuthes zu beglückwünschen. Das unvermeidliche Pulver muß in Freudenschüssen sein Wort mitreden, und eine Freudenmahlzeit stärkt den Löwenbesieger zu seiner Reise nach der Stadt. Einige Freunde begleiten ihn, und der Zug setzt sich in Bewegung. Ueberall, wo derselbe bei den Dörfern vorbeikommt, eilen die Araber herbei und preisen den Muth des Jägers und die Stärke des erlegten Löwen. Dieser



und Jener schließt sich auch wohl dem abenteuerlichen Zuge an, so daß derselbe immer ansehnlicher wird, je mehr er sich der Stadt nähert. Vor dem Bureau Araber wird Halt gemacht. Der Jäger tritt dort hinein, um von dem Chef desselben die gesetzmäßige Belohnung zu empfangen. Dieselbe betrug ursprünglich hundert Franken, seitdem aber die Jagd von den Einheimischen sowohl als auch den europäischen Anstieblern regelrecht betrieben worden ist, hat man sie um fünfzig Franken herabgesetzt. Nach Auszahlung der Prämie begibt sich der Zug vor das Hotel des befehlshabenden Generals; diesem wird häufig, in der Hoffnung auf ein entsprechendes Gegengeschenk, das Fell überlassen. Zeigt er aber keine Lust, das Fell zu besitzen, so begnügt sich der Araber auch mit einer warmen Lobrede auf seine Tapferkeit, und das Fell wandert gegen einen Preis von hundert bis hundertfünfzig Franken zu einem Gerber, der es als Teppich verarbeitet und durchschnittlich für vierhundert Franken an Durchreisende oder Fremde verkauft. Das Fleisch wird dem Schlächter überlassen, welcher das Pfund zu einem halben Franken an Europäer verkauft. Auf diese Weise verdient der Jäger für seinen Schuß ungefähr dreihundert Franken, für einen Araber eine ungeheure Summe. Gewöhnlich kauft er sich sogleich einen neuen Burnus, einen Ueberwurf und Pantoffeln, und kehrt dann freudigen Herzens in sein Dorf zurück. Aber an diesem schnellen Verdienst hat die Leidenschaft ihren Antheil, denn von da an treibt den glücklichen Jäger eine unerstättliche Jagdlust. Er vernachlässigt fortan alle seine Geschäfte, um nur nach wilden Thieren auf der Lauer liegen zu können. Doch das Glück ist sparsam mit seinen Gaben. Das wenig übriggebliebene Geld wird nach und nach verausgabt; das Pulver wird knapp, der neue Burnus wird gegen einen alten vertauscht, die Pantoffeln werden verkauft, die nackten Sohlen müssen wieder den glühenden Wüstenland empfinden, und der Ruhmgekrönte von damals ist wieder ein Bettler.

Die jungen Löwen, von denen alljährlich einige in den Städten der Regentchaft feilgeboten werden, bezahlen die Europäer mit fünfzig bis hundertfünfzig Franken. Die Araber fangen dieselben entweder in Fallgruben, oder sie folgen den Spuren der Löwin bis zu ihrem Bau und rauben in ihrer Abwesenheit die Jungen. Daß ein solches Unternehmen nicht

ohne Gefahr ist, leuchtet ein. Sehr oft ruft die Stimme des jungen Thieres die Mutter herbei, und diese wirft sich dann mit furchtbarer Wuth und der Ausdauer der Verzweiflung auf den Jäger.

Im Allgemeinen ist der Winter, besonders wenn er von heftigen Schneefällen begleitet ist, die geeignetste Jahreszeit für die Jagd auf wilde Thiere. Wenn der Schnee auf den höchsten Höhen liegen bleibt und die Thiere sich veranlaßt sehen in die Niederung herabzusteigen, wird es dem Jäger leicht, ihnen bis zu ihrem Bau zurück zu folgen. Uebrigens sind reißende selbst tiefe Flüsse für den Löwen kein Hinderniß auf seinem Wege. Mit einem gewaltigen Satz stürzt er sich in das Wasser und durchschwimmt dasselbe. Ist es nun Brunnzeit, so findet man die Löwin stets im Gefolge des Löwen, und während dieser in ein Lager eindringt, um irgend ein Thier zu ergreifen, hat sich die Löwin ruhig hingestreckt und wartet bis ihr Gemahl zurückkehrt. Dieser soll sogar die Artigkeit soweit treiben, daß er ihr den ersten Antheil an der Beute überläßt und erst dann, wenn sie vollständig gesättigt ist, sich auch darüber her macht.

In unserem gesitteten Europa schlägt man im Allgemeinen die Verdienste eines Löwenjägers nicht gering an. Man läßt sich wohl zur Anerkennung seiner Beharrlichkeit und seines Muthes herbei, bedenkt aber nicht, welche außerordentliche Vortheile eine solche kühne Beschäftigung dem Lande bringt. Eine kurze Andeutung in Bezug hierauf möge genügen. Der Löwe erreicht durchschnittlich ein Alter von fünfunddreißig Jahren. Bei seinem gewaltigen Körperbau entwickelt er schon nach kaum zwölfstündigem Fasten einen ganz vortreflichen Appetit, und da er außerdem ein Leckermaul ist und nur ungern zu einem erlegten Stück Vieh zurückkehrt, sondern auch für die Schafale und Schänen sorgt, vermehrt sich der Schaden natürlich noch bedeutender. Man kann diesen Schaden ziemlich genau feststellen, indem man zusammenrechnet, welchen Verlust er den Dörfern durch Wegrauben von Pferden, Maulthierern und Hammeln das ganze Jahr hindurch zufügt. Der Schaden nun, welchen ein Löwe anrichtet, beträgt durchschnittlich sechstausend Franken im Jahr. Für seine Lebensdauer also ungefähr zweihundertzehntausend Franken.

## Verloren und gefunden.

### 3. Gott sieht's.

Sechs Monate waren verstrichen. Wohl deutete die Spur des verlorenen Kindes auf die richtige Stadtgegend, allein sie führte zu keinem Resultat, sondern wurde immer schwächer und ging endlich ganz verloren. Frau Perls zeigte sich in ihrer früheren Wohnung nicht wieder und der wohlmeinende alte Herr quälte sich immer mit bitteren Selbstanklagen.

Es war ein schwüler Augusttag, dessen heller Sonnenschein die geschwärmten Straßen der Fabrikstadt Leeds in ihrer ganzen Häßlichkeit zeigte. Kohlen- und Rußflocken fielen allenthalben nieder und reizten männiglich zum Husten; die Straße nach Bradford schien ein Trauerkleid angelegt zu haben. Emsig, wie Bienen, arbeitete die Bevölkerung an den surrenden Webstühlen, während draußen in Feld und Wiesen die geflügelten, Honig sammelnden Bienen fröhlich im Sonnenschein summten. Auch Opfer des allgemeinen Fleißes, Lahme

und Krüppel jedes Alters, waren zu sehen; hier ein einarmiger Mann, dort ein Kind an Krücken. Der mit weißen Schaumklumpen übersäete Fuß glich flüssigem Indigo; die Gesichter, Arme und Hände, der darin und daneben arbeitenden Leute, waren blau gefärbt. Niemand aber, ob blau oder verkrüppelt, oder beides, legte sich aufs Betteln.

Nur eine Gruppe von drei Leuten sah man in scharfem Contrast mit allen übrigen Bewohnern von Leeds in einer der belebtesten Straßen diesem Erwerbszweig obliegen: einen Mann und ein Weib mittleren Alters mit einem kleinen Mädchen. Sie waren ärmlich gekleidet, aber von musterhafter Reinlichkeit und gesunden Gliedern. Der Mann hatte einem Zeugniß nach, das er bei sich trug, das Unglück gehabt zu erblinden; die Frau dagegen schien Augen für zwei zu haben, nach dem Späherblick zu schließen, womit sie alle Häuser und Vorübergehenden von oben bis unten musterte. Das kleine Mädchen sah stehend und gehend immer nur vor sich hin. „Vater, Mutter und Kind,“ da-



ten die Vorübergehenden, wenn sie überhaupt bei diesem Anblick etwas dachten.

Das Kind war ein liebliches Geschöpfchen und sang mit heller Stimme einige Liederverse, während der Mann eine Drehorgel trieb und das Weib mit Argusblick nach Kupfermünzen ausschaute. Tausenden in Leeds, unter dessen Bewohnern es viele Dissenters gibt, waren die von der Kleinen gesungenen Verse lieb und bekannt, und namentlich zu der Stunde, in welcher die Fabriken ihre Arbeiter entlassen, lockte manche Mutter das Kind lächelnd durch einen Wirt zu sich her, oder ging zu ihm hin, um ihr ein Geldstückchen in die Hand zu drücken. Ein aufmerksamer Beobachter hätte leicht sehen können, wie dieses Geld von Zeit zu Zeit in die Taschen des Mannes wanderte, und wer genau gehorcht hätte, hätte vielleicht auch bemerkt, daß Mann und Weib der kleinen Sängerin zwischen die einzelnen Verse hinein ertlerliche Ermahnungen zuflüsterten, wie: „Sing, dummes Ding, oder ich will dir heiß machen,“ und „aufgepaßt, Jungferchen, oder heute Nacht wird dir's eingebläut.“

Das „Aufgepaßt!“ kam allerdings zur Zeit, denn in ihrer Gehobtheit, die Augen immer niederzuschlagen, waren der Kleinen mehrere sich ihr entgegenstreckende Hände entgangen. Sie blickte auf, und gerade in diesem Moment rief eine Erscheinung unter einer gegenüberstehenden Hausthüre einen Freudenstrahl auf ihrem blassen Gesichtchen hervor.

Dort stand eine ältliche Dame in seltsamer Tracht. Eine Art Wittwenhäubchen umschloß ihr Gesicht; von dem braunen Strohhut nach Quäterschnitt, den sie darüber trug, fiel nach hinten ein großer brauner Schleier herab, ihr Kleid war gleichfalls braun und von ziemlich grobem Stoff, ihre Strümpfe blendend wie Schnee, ihre Schuhe so glänzend gewischt, als müßten sie für Spiegel dienen, ihre fleischigen, ringlosen Hände weich und weiß. Es lag etwas Strenges in ihrem Aussehen, und diese Strenge wurde keineswegs gemildert durch die Brille, die sie trug; trotz all dem aber war etwas Mütterliches in ihrem ganzen Wesen, und ein herzerquickendes Lächeln flog über ihre regelmäßigen Züge, als sie der kleinen Straßensängerin zuwinkte.

Eben sagte der Mann, nachdem er dem Weib etwas zugeflüstert hatte, leise aber in scharfem Tone zu der Kleinen: „Du läßt die Dame dort stehen und kommst mit uns!“ Aber ohne auf ihn zu achten, war das Kind mit Einem Satz an der Seite der Fremden.

Sonderbar genug hatte die Dame ihre Lockung gerade in dem Augenblick ergehen lassen, in welchem ein Polizeibdiener des Weges kam, und noch sonderbarer Weise verschwanden im selben Moment der Mann und das Weib in einem Seitengäßchen.

Die Dame lächelte bitter; aber alle Bitterkeit verschwand, indem sie jetzt die Kleine fragte: „Waren das deine Eltern?“

Das Kind zögerte, dann flüsterte es fast unvernünftig: „Ja, Ma'm.“

„Sieh mich an,“ sagte diese freundlich. „Weißt du wohin die Kinder kommen, welche süßen?“

„Rein, Ma'm.“

„Und wie soll ich dir's erklären, arme Kleine?“ seufzte die Dame leise. Dann fuhr sie lauter fort: „Ich frag dich jetzt noch einmal, aber du mußt mir die Wahrheit sagen, willst du?“

„Ja, ich will.“

„Waren das deine Eltern?“

„Rein, Ma'm.“

„Wer waren sie?“

„Weiß nicht, Ma'm.“

„Wie kamst du zu diesen Leuten, liebes Kind?“

In Thränen ausbrechend, schrieb jetzt die Kleine: „Sie haben mich von meiner Mama fortgenommen; o bitte, führe mich zur Mama zurück!“

Inzwischen war der Polizeibdiener, der die Dame wohl zu kennen schien, herzutreten, und auf ihren Wunsch neben ihr stehen geblieben. Sie erzählte ihm alles, was sie beobachtet hatte, und schloß mit den Worten: „Ich beschuldige dieses Kind des Straßenbettelns, und kann beweisen, daß es Geld erhalten hat. Sie wissen jetzt, was Sie mit ihm zu thun haben, und morgen, wenn die nöthigen Nachforschungen gemacht sind, nehme ich es zu mir, falls die Behörden es genehmigen.“ Röschen hatte also eine Nacht auf der Polizei zuzubringen!

Tags darauf war es bewiesen, daß zwei Personen, auf welche die Beschreibung jenes Mannes und Weibes genau paßte, und die als Bettler und Landstreicher bekannt waren, am vorhergehenden Abend Leeds mit der Eisenbahn verlassen hatten. — Demnach wurde beschlossen, das Kind, über dessen Herkunft nichts zu erfahren war, als daß es „Röschen“ hieß und in einer „Sadgasse“ in London gewohnt habe, der gütigen Dame zu übergeben, die sich erbotten hatte, sich seiner anzunehmen.

Sie brachte es in ein bescheidenes Haus in einem der äußeren Stadttheile, wo in einem einfachen Zimmer drei genau wie Röschens Beschüßerinnen geliebte jüngere Frauen an ihrer Arbeit saßen. Sie hießen sich unter einander Schwester Marie, Elisabeth und Dorcas, und nannten die ältere Dame Mutter.

„Wieder ein Lämmlein in der Hürde!“ waren die einzigen Worte, womit diese ihren neuen Pflegling bei den drei Schwestern einführte. Sie standen auf und küßten die Kleine.

Dann begann Schwester Marie: „Wir haben gerade ein leeres Bettchen droben, Mutter. Ich will es dem lieben Kinde zeigen und sie gleich waschen und umkleiden. Wie heißt sie?“

„Röschen.“

„So komm, Röschen,“ sagte Schwester Marie, die Kleine zärtlich bei der Hand nehmend. Wie im Traum folgte ihr das Kind.

Schwester Marie führte Röschen in ein geräumiges, lustiges Zimmer, in dem fünf kleine Feldbetten und eine lange schmale eiserne Bettstatt standen. Es war das Schlafzimmer Schwestern Mariens und ihrer Pfleglinge. Jede der beiden anderen Schwestern theilte auch ein solches mit einem Häuflein Kinder von 7—15 Jahren; die Mutter allein hatte ihr eigenes Zimmer.

„Das ist für dich,“ sagte Schwester Marie, lächelnd auf eines der Bettchen deutend.

„Wozu?“ fragte Röschen schüchtern.

„Zum Schlafen, Herzchen.“

„Zum Schlafen? Da ist ja aber kein Stroh!“ rief das Kind verwundert.

„Hast du denn immer auf Stroh geschlafen?“ fragte Schwester Marie theilnehmend.

Röschen nickte bejahend. Dann, wie um sich zu corrigiren, fuhr sie fort: „Vorher hab' ich bei Mama geschlafen,“ und ihre großen Augen füllten sich mit Thränen.

Neben dieser Unterhaltung hatte Schwester Marie aus einer großen Kiste, die alle möglichen Kinderkleidungsstücke von verschiedener Größe zu enthalten schien, ein für Röschen passendes braunes Röschchen und andere Sachen hervorgeholt, und wollte jetzt anfangen, das Kind umzukleiden. Da fällt die Kleine vor

ihr auf die Knie nieder, faßt sie am Rock und fleht schluchzend: „O nicht, nicht! ich will gewiß lieb sein!“

„Was soll ich nicht thun?“ fragt Schwester Marie erstaunt.

„O bitte, schlag Röschen nicht! ich will,—will—lieb sein!“ schreit das zitternde Kind.

„Ich dich schlagen? Um alle Welt würde ich das nicht thun, mein Herzchen.. Ich will dich nur ordentlich anziehen!“ sagt Schwester Marie mit einem Ruck. Die Kleine ergibt sich gutwillig.

Nicht eher hat aber Schwester Marie sie ausgekleidet, so bedeckt sie das Gesicht mit beiden Händen und stößt einen Schrei des Entsetzens aus, der schnell die Hausmutter heraufführt.

„Ach Mutter, Mutter!“ ruft Schwester Marie, der die Thränen über die Wangen herabrollen, „sieh dieses arme, arme Tröpfchen!“

Bei dem Anblick, der sich ihr hier darbot, gingen selbst der streng aussehenden Matrone die Augen über, und ihre Rippen erblaßten. Der Leib des Kindes war jämmerlich entstellt von Narben und Striemen, und noch frischen Wunden.

„Der Polizeidiener erzählte mir, sie sei in bejammernswerthem Zustand, aber so schlimm hätte ich mir's doch nicht gedacht,“ sagte die Hausmutter. „Man sieht, daß der Arzt gestern Abend die Wunden ein wenig verbunden hat.“

„Solch ein holdes Geschöpfchen!“ schluchzte Schwester Marie.

„Sie hielten sie merkwürdig reinlich; das fiel mir gestern gleich auf, als ich mit ihr sprach.“

„Natürlich. Ein so schönes Haar und Gesichtchen und solch liebliche Augen trugen ihnen mehr ein, wenn sie sie reinlich hielten.“

„Wt! Wt!“ warnte jetzt die Mutter. „Du vergißt, daß es gegen unsere Hausordnung ist, irgend etwas zu sagen, was der Eitelkeit schmeicheln könnte. Wir wissen hier nichts von schön oder häßlich. Jetzt mach aber das Kind fertig; du hast dort im Schrank Verbandzeug in Menge; dann kommt mit einander hinunter.“

Schwester Marias Geschäft war halb beendet, und da eben Freistunde war, wurde Röschen in einen großen Garten geführt, wo sämtliche Kinder unter der Aufsicht der Mutter und Schwestern spielten, soweit nicht eine oder die andere der Lehren durch häusliche Geschäfte oder Besorgungen in der Stadt in Anspruch genommen war. Es waren im Ganzen etwa 15 solcher „an den Hecken und Zäunen“ aufgelesene Kinder, lauter Mädchen, welche die gute Matrone und ihre Freunde hereingeführt hatten, damit „ihr Haus voll würde.“ Manche Pflegerinnen, deren Herkunft es gelungen war zu entdecken, waren den übrigen schon zurückgegeben worden; andere der geretteten Kleinen blieben wie die Schwestern Marie, Elisabeth und Dorcas ganz im Hause, wieder andere ergriffen, wenn sie das Alter dazu hatten, verschiedene Berufsarten; noch andere endlich machten, ohne ihre Verbindung mit dem Mutterhause zu lösen oder dessen Tracht abzulegen, schon sehr jung in verschiedenen Spitälern einen Unterrichtscursus sammt Probezeit durch, um sich ganz für den Krankendienst auszubilden. Diese Letzteren pflegten einander als Schwestern, und ältere Personen mit dem süßen Namen „Mutter“ anzureden.—Niemand im Hause durfte müßig sein; das merkte Röschen noch am selben Nachmittag. Auch das Jüngste schon bekam unter der Aufsicht der Mutter und Schwestern seine kleine Arbeit angewiesen, und wenn das Sprichwort Recht hat, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist, so war in diesem Hause dem Laster Thür und Thor verschlossen.

Die Sonne war am Tage von Röschens Aufnahme kaum untergegangen, als auch Mutter und Schwestern sich schon zur Nachtruhe anschickten, die am anderen Morgen punkt fünf Uhr zu Ende gehen sollte. Vorher aber hörte man die vier noch herzlich zusammen lachen; denn die wackere Matrone erzählte mit grimmer Schadenfreude, wie sie der Bettlergruppe aufgepaßt und der Kleinen gerade erst in dem Augenblick zugetwinkt habe, in welchem der Polizeidiener erschien.

„Armes Geschöpfchen!“ seufzte Schwester Marie, „ob es uns wohl gelingen wird, seine Mutter aufzufinden?“

„Das steht in einer höheren Hand, als der unseren,“ erwiderte die würdige Alte. „Freuen wir uns inzwischen, daß Röschen gerettet ist!“

#### 4. Vierzehn Jahre später.

Stille, mein Freund. Es ist Nachts 10 Uhr, und wir befinden uns in einem der größten Spitäler Londons. Matt brennen die Nachtlampen in den verschiedenen Krankensälen. In ihnen allen ist fast jedes Bett besetzt. Die meisten Kranken liegen ganz offen da; nur hin und wieder ist einer durch einen Vorhang oder eine spanische Wand von den übrigen abgesondert. Das sind die Schwerkranken und Sterbenden, denen man jede Störung von außen ersparen und deren Leiden man zugleich dem Blick ihrer Zimmergenossen verbergen will. — Eben jetzt tritt eine Krankenwärterin ein, deren jugendliche Gestalt ihr dichter brauner Schleier und ihr schwerfälliger brauner Mantel nicht ganz zu verhüllen vermag. Mit einer leichten Verbeugung grüßt sie die diensthabende Aufseherin und verschwindet hinter einer spanischen Wand, die eines der Betten umgibt, an welchen sie die Nachtwache zu übernehmen hat.

Sie betrachtet die Kranke, die mit geschlossenen Augen schlummernd daliegt. Dann legt sie Hut und Mantel ab, ordnet die auf einem Tischchen stehenden Getränke und Arzneien, und setzt sich auf einen Stuhl zu den Häuptern der Kranken, um, eine Nährarbeit in der Hand, ihre Nachtwache zu beginnen. Mit ihrem Hut hat sie auch das Häubchen abgenommen, das ihr Gesicht bis zum Kinn umschließend ihr ein matronenhaftes Aussehen gegeben hatte. Jetzt aber, wie sie so blickt mit dem reichen goldenen Haar, den schönen sanften Zügen, das tiefblaue Auge auf ihre Arbeit gesenkt, das einfache dunkelbraune Gewand mit schneeweißem Krägchen und Handstulpen endend, und die brennende Lampe neben sich, glaubst du eine der klugen Jungfrauen zu sehen, die der Ankunft des Bräutigams harret.

Die Kranke ist ein hageres, blasses, höhläugiges Weib, deren Gesicht die Spuren des Grams und der Arbeit so tief eingegraben sind, und dem der nahe Tod seinen Stempel bereits so auszubringen beginnt, daß du über ihr Alter nicht klar wirst. Ihre 40 Jahre hat sie jedenfalls hinter sich; vielleicht hat der abgehärmte Leib auch viel länger schon sich geplagt und gemüht.

Zwei Stunden lang liegt sie regungslos da, dann schlägt sie die Augen auf und heftet sie lange auf das engelschöne Gesicht, das sich dort über eine Nährarbeit herbeugt. Ein tiefer Seufzer entringt sich ihrer Brust.

Im Nu springt die junge Wärterin auf, klopft sanft das Haupt der Kranken und gießt ihr einige kühlende Tropfen auf die brennenden Lippen.

„Wer ist's?“ flüstert die Kranke zitternd.

„Kennst du mich nicht? Ich bin Schwester Martha,“ antwortete die Pflegerin freundlich.

„Ach so!“ klopft die Kranke etwas enttäuscht. „Gott segne dich,“ fügt sie dann mit einem Händedruck hinzu.



„Du hast ein gutes Schläschen gemacht.“

„Und einen so schönen Traum gehabt. Mir hat geträumt, ich habe mein Töchterlein wieder gefunden nach 14 Jahren der Sorge, des Suchens, der Arbeit und der Krankheit.“

„Du wirst es in einer besseren Welt wiederfinden, Mutter!“ tröstete die Wärterin, am Bett der Sterbenden niederknieend.

„Mutter!“ wiederholte diese mit einem Blick des Erstaunens. Dann fährt sie betrübt fort: „Ach ja, du hast mir gesagt, an dem Ort, von dem du kommest, heiet ihr alle alten Frauen „Mutter.“

„Und sie heißen uns „Töchter,“ begütigt die Wärterin.

Erschöpft schlummert die Alte wiederum ein, und ihre Pflgerin nimmt ihre Arbeit wieder zur Hand. Die Nacht verstreicht ohne weitere Unterbrechung. Mit der Morgendämmerung beginnt die Sterbende sich unruhig hin- und herzuwägen, und die Wärterin kniet abermals an ihrem Bette nie-

der! „Töchter!“ kispeln kaum vernehmbar noch die erstarrten Lippen, und die weisse Hand auf das Haupt der jugendlichen Wärterin legend, haucht die müde Pilgerin fröhlich den Geist aus.

War's wirklich Frau Perks, die ihr Röschen wieder fand im Augenblick des Scheidens? Wir wissen's nicht.

Aber irgendwie ist es nun wohl gelöst, das bange Räthsel deines Lebens, armes, gequältes Mutterherz, und du verstehst, wozu dieses 14jährige Verlieren deines Lieblings gemeint war! Solltest du vielleicht drüben in irgend einer Schwester Martha oder Maria dein Röschen wiederfinden? Durch die Wüstenreise ins himmlische Canaan kommt wohl Keiner ohne mancherlei Drangsal! aber wahr ist's, daß sie Einigen in größerem Maße zugewogen ist, als vielen Anderen. Vielleicht fällt auch die Lösung des Räthsels bei ihnen um so viel herrlicher aus.

## Curiositäten aus der Natur und Geschichte.

Gesammelt von W. S.

### 3. Der Mann mit der eisernen Maske.

**I**n Mann mit einer eisernen Maske? Ja, ein solcher Mann hat gelebt, welcher nicht nur einen Tag, oder ein Jahr, sondern sogar zweieundvierzig lange Jahre im Gefängniß zubrachte, und dessen Gesicht während dieser ganzen Zeit hinter einer eisernen Maske versteckt war, ohne daß er dieselbe einmal abnahm. Niemand hat je ausgefunden, wer dieser Gefangene war, und so war auch Niemand in besonderem Verdacht, daß er der Mann wohl sein möge. Die Geschichte dieses geheimnißvollen Fremdlings scheint in undurchbringliches Dunkel gehüllt zu sein. Die genaueste Nachforschung, die äußerste Wachsamkeit ist beim Versuch, dieses Räthsel zu lösen, zu Schanden geworden.

Cardinal Mazarin, welcher, obzwar mit anderen Mitteln, das Ziel Richelieu's verfolgte, starb in 1661. Einige Monate nach seinem Tode wurde ein unbekannter Gefangener auf die Insel Marguerite im Mitteländischen Meere gesandt. Der Gefangene war jung, etwas über die mittlere Größe und von prächtiger Gestalt und Haltung. Auf der Reise trug er eine eiserne Maske, an deren unterem Ende stählerne Federn befestigt waren, welche es ihm möglich machten zu essen, ohne die Maske abzunehmen. Sein Wächter hatte strengen Befehl ihn zu tödten, sobald er sagen würde wer er wäre. Auf besagter Insel blieb er als einsamer Gefangener neunundzwanzig Jahre, dann wurde er nach Paris in die Bastille gebracht.

Trotz seiner strengen Bewachung und geheimnißvollen Verhüllung war es doch Allen, welche mit ihm in Verührung kamen, auf den ersten Blick klar, daß er eine hochgestellte Persönlichkeit war. Seine Zimmer waren prachtvoll ausgestattet, mit der größten Höflichkeit wurde er behandelt, der Schloßhauptmann selbst bediente ihn bei der Tafel und setzte sich ohne Erlaubniß nie nieder in seiner Gegenwart. Sein feiner Geschmack wurde bei Tafel und in der Garderobe aufs bereitwilligste befriedigt, und allen seinen Wünschen aufs unterthänigste entsprochen, um seine Gefangenschaft möglichst angenehm zu machen. Oft unterhielt er sich mit Guitarpiel, welches ihm viel Vergnügen machte. Um eine Idee von seiner hervorragenden Stellung zu geben, führen wir noch an, daß er, vor seiner Wegführung von der Insel Marguerite nach der Bastille, von dem Premierminister Ludwigs XIV., Marquis

von Louvois, öfters besucht wurde, und daß dieser in seiner Gegenwart es nie wagte, sich zu setzen.

Bald, nachdem er auf die Insel gebracht war, kramte er etliche Worte mit einem Messer auf eine Silberplatte, und warf dieselbe aus dem Fenster nach einem Orte, wo er ein Fischerboot am Ufer, nahe dem Fuße des Thurmes, befestigt sah. Der Fischer hob die Platte auf und überbrachte sie dem Schloßhauptmann. Dieser fragte erstaunt und aufs höchste aufgeregt, den Mann, ob er die Schrift gelesen und ob Jemand außer ihm dieselbe gesehen habe. Der Fischer gab zur Antwort, daß er selbst nicht lesen könne, und daß Niemand außer ihm die soeben gefundene Platte gesehen habe. Aber erst nachdem sich der Schloßhauptmann auf alle mögliche Weise überzeugt hatte, daß der Fischer die Wahrheit gesagt, entließ er diesen mit der Bemerkung: „Es ist dein Glück, daß du nicht lesen kannst.“

Der Arzt, welcher den Mann mit der eisernen Maske während dessen Gefangenschaft in der Bastille behandelte, sagte, daß er während der vielen Jahre nicht einmal das Gesicht des Gefangenen gesehen habe; aber seine Zunge und die übrigen Gliedmaßen habe er gesehen, und daß der Gefangene wunderbar seine Körperformen gehabt habe. Niemals habe der Mann über sein Schicksal geklagt; niemals ein Wort fallen lassen, aus welchem man nur annähernd hätte schließen können, wer er eigentlich sei.

Im Jahre 1703, nachdem er zweieundvierzig Jahre in der Gefangenschaft zugebracht hatte, starb der Mann mit der eisernen Maske. Er wurde mit seiner Maske während der Nacht begraben, und es war Niemand zugegen, der über seine Person oder sein Herkommen hätte Aufschluß geben können. Bei seiner Gefangensetzung wurde nirgends in Europa Jemand von hervorragender Stellung vermißt, den man für diesen Mann hätte halten können, so ist auch seit jener Zeit nirgends ein Anhaltspunkt aufgetaucht, aus welchem man auf seine Geschichte hätte schließen können. Vermuthungen sind zwar viele aufgestellt worden, aber keine hat das Rechte getroffen. Das Geheimniß Mazarins—wenn's überhaupt Mazarin war—is in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, und aller Scharfsinn der Historiker und Biographen hat denselben nicht zu lüften vermocht. Wer will das Geheimniß aufklären? An-

berthalt Jahrhunderte sind dahingeroß, seitdem der große Befreier „Tod“ den Mann mit der eisernen Maske aus seinem Kerker erlöste, und bisher hat noch keine Stimme seinen Namen oder seine Herkunft zu nennen vermocht. Sollte die Zeit das Geheimniß jemals enthüllen, so muß es dennoch als ein Wunder betrachtet werden, daß jemals ein solcher Gefangener gelebt habe, welcher sozusagen Theilhaber an seiner Verurtheilung zum Kerker war; welcher niemals über die Behandlung

seiner Verfolger klagte; sich niemals über seinen geheimnißvollen Zustand beschwerte, nur ein einziges Mal den Versuch machte, sein Geheimniß zu entdecken; niemals zu entfliehen suchte; gegen alle Menschen, mit welchen er in Berührung kam, sich gütig und freundlich zeigte, trotzdem seine Gefangenschaft derart war, daß die Bewahrung seines Geheimnisses die Erhaltung seines Lebens bedingte. So mußte er versteckt hinter einer eisernen Maske leben und sterben.

## Siebenunddreissig Schreckenstage in der Wildniss.

Nach dem Englischen von W. Molitor.



(Schluß.)

Diese und noch andere Gründe, sowie die tröstliche Idee, einen Reisefährten zu haben, bewogen mich dazu, wieder nach dem See zurückzuwandern, und ich machte mich auch sogleich auf den Weg. Nach einem Marsch von einigen Meilen machte ich Rast, schürte Feuer an und genoß eine erquickende Nachtruhe. Den nächsten Tag weckte mich die aufsteigende Sonne zur Weiterreise. Oft wenn ich über die einzuschlagende Richtung unschlüssig war, und sich Niebergeschlagenheit meiner bemächtigte, dann schien sich mein alter Freund zu nahen und sprach mir ermutigende Worte zu. Doch eins überraschte und betrübte mich. Sobald ich ihn nemlich über andere Gegenstände frug, setzte er mir beharrliches Stillschweigen entgegen. Ich muß offen gestehen, daß während der ganzen Reise sich zeitweilig mir die Ueberzeugung aufdrängte, daß meine Rückkehr ein verhängnißvoller Irrthum war, und wenn ich umkommen sollte, so trüge jener letztgefaßte Entschluß die Schuld daran.

Ich arbeitete mich nun durch das Dickicht, immer direkt dem Strande des Sees zu, und gab mich der Hoffnung hin, ihn am nächsten Morgen zu erreichen. Doch die Entfernung war größer, als ich vorausgesetzt hatte. In jenen hohen Breitengraden läßt sich das Auge überhaupt durch die Raumverhältnisse sehr leicht täuschen, was auch ich zur Genüge erfahren mußte. Nachdem ich vier Tage gewandert, befand ich mich dem Ansehen nach von den Madisonbergen nicht weiter entfernt, als von dem Seeufer. Am Nachmittag des fünften Tages glückte es mir, einige Distelwurzeln zu finden. Es war dies meine erste Mahlzeit seit fünf Tagen. Nachdem ich den wüthenden Hunger in etwas gestillt, legte ich mich erschöpft neben mein Feuer nieder; beinahe alle Hoffnung auf Errettung hatte mich verlassen.

Am nächsten Morgen nahm ich meinen mühseligen Weg wieder auf. Der Gedanke, den ich mir von Anfang zum festen Vorsatz genommen: „Ich will in dieser Wildniß nicht untergehen,“ regte oft meine sinkenden Geisteskräfte wieder an, wenn ich vor Schwäche und Erschöpfung zu Boden sank, und nicht das leiseste Verlangen mehr fühlte, dieses traurige Leben fortzusetzen. Einmal, als ich über eine unabsehbare Reihe von gestürzten Baumstämmen zu klettern hatte, erging ich mich in Betrachtungen darüber, ob es nicht besser sei, zu sterben, als neue nutzlose Anstrengungen zu machen. Ich fühlte, daß alle Versuche zur Rettung nur eine grausame Verlängerung des Kampfes, der Angst und Verzweiflung wären. Da schien es mir, als ob ich in der Luft die Worte aus unsichtbarem Munde flüsternd hörte: „Wo Leben ist, da ist Hoffnung, fasse Muth!“ Dieser tröstliche Zuspruch verscheuchte schnell die düsteren Bilder, welche mein Gemüth gefangen hielten, und leichter Stimmung klonn ich wieder voran.

Der Mittag kam heran, und ich benutzte die hochstehende Sonne, mich mit einem Feuerbrand zu versorgen. Wer mir damals begegnet wäre, würde über mein wildes Aussehen erschrocken sein. Meine Hände waren durch die Funken des Feuers verbrannt, und die Fingernägel fast braun geröstet. Das Gesicht hatte durch den Rauch eine dunkle Färbung bekommen, und sah dem tätowirten Antlitz eines Indianers nicht unähnlich. Die zerfetzten Kleider und wirr herabhängenden Haare vervollständigten das Aeußere eines unheimlichen Waldmenschen.

Beim Passiren einer Lichtung in dem Dickicht fand ich den oberen Flügeltheil einer Meise; er war noch frisch. Sogleich machte ich Feuer, zermalnte die Knochen des Flügels mit einem Stein, und kochte das Fleisch dann in der Theekanne, die ich zu einem Topf umgeformt hatte. Auf diese Weise gewann ich eine halbe Pint kräftige Brühe. Mein Schlaf war während der folgenden Nacht sehr gut.

Für die Berechnung der Zeit hatte ich allen Sinn verloren. Tag und Nacht kamen und schwanen dahin. Ihre stete Aufeinanderfolge machte sich nur durch die allmählig zunehmende Schwäche meines Zustandes bemerkbar. Eigentlichen Hunger empfand ich nicht; ich aß auch nicht, um den Appetit zu befriedigen, sondern um meine sinkenden Kräfte so viel als möglich wieder anzuregen. Obwohl die eiternden Schwüre an meinen Füßen, die furchtbaren Brandwunden an den Hüften, und die klaffenden Risse an den Gelenken meiner Finger ein geradezu schreckliches Aussehen hatten, so spürte ich doch nur wenig Schmerzen davon, mein Gefühl war eben durch die trostlose Lage, in der ich mich befand, gänzlich abgestumpft. Auch an den Wurzeln, fast meine einzige Nahrung, hatte ich keinen Geschmack mehr. Sie füllten nur den Magen und gaben mir soviel Kraft, mich mühsam weiter zu schleppen.

Oft war ich während des Schlafes von Träumen umgaukelt, die mich in die schönsten Speisefäle New Yorks und Washingtons versetzten. Da saß ich an einer langen Tafel, auf welcher die seltensten und herrlichsten Speisen in großer Auswahl vor mir ausgebreitet standen. Geschäftige Diener eilten zu meiner Bequemlichkeit herbei, heitere und frohe Menschen plauderten mit mir, oder promenirten in den kostbar ausgeschmückten Sälen herum. Doch wenn ich heißhungrig zulangen wollte, dann verschwanden die schönen Bilder — ich war wieder allein in der öden, entsetzlichen Wildniß.

Ein kalter, trüber Tag war es, als ich in die Nähe des Punktes kam, wo sich der Yellowstone-Fluß brausend und donnernd aus dem See in sein Bett, eine tiefe Schlucht, hinabstürzt. Der Himmel war dicht umzogen, und die schneebedeckten Fels-spitzen ragten bleich und frostig durch die eisige Luft. Das klagende Wehzen des Windes in den Fichten, vermischt mit dem



Kauschen der Wasserfälle, stimmte so recht mit meinen düstern Gefühlen überein. Vor einigen Wochen noch hatten sich meine Augen im Kreise froher Kameraden mit Entzücken an dieser Landschaft geweidet, jetzt blickte ich gleichgültig, sogar mit einem Gefühle des Entsetzens, auf dieselbe. Ein Augenblick hellen Sonnenscheins war mir jetzt mehr werth, als all die Naturwunder, die mich umgaben. Aber die Sonne kam nicht hinter dem Gewölke hervor, und so mußte ich die Hoffnung, Feuer zu erhalten, gänzlich aufgeben. Es blieb mir nun nichts Anderes übrig, als in dem Dickicht nach einem Schutzplatze zu suchen. Erst nach tiefem Eindringen in den düstern Wald fand ich einen geeigneten Ort dazu. Bald war aus abgebrochenen Aesten und Zweigen eine Hütte hergestellt; mit einem Gebet, um Gottes Schutz und erquickenden Schlaf, legte ich mich auf mein Laubbett zur Ruhe nieder. Aber der Schlaf kam nicht. Die Nacht wurde furchtbar kalt. Um meine Glieder vor dem

während der letzten paar Tage mehr gefühlt als gesehen hatte, verließ mich nun ganz und gar. Aber ich war nicht allein. Durch irgend einen Vorgang, der mir als dunkles Räthsel erschien, verwandelten sich meine Beine, Arme und der Magen in ebensoviel Reisegefährten. Oft gab ich mir stundenlang die größte Mühe mit diesen imaginären Freunden eine Unterhaltung anzuknüpfen. Jeder von ihnen hatte seine besonderen Wünsche, deren Erfüllung er von mir erwartete. Der Magen verlangte ungestüm nach einer andern Speise, der fortwährende Genuß von Wurzeln war ihm zuwider. Ich versuchte ihn durch Versprechungen zu beschwichtigen, bat ihn noch einige Tage zu warten; und als diese meine Bemühungen, Ruhe vor ihm zu erlangen, fehlschlügen, wollte ich ihn durch die Erklärung einschüchtern, daß wir in Folge unserer Schwäche die Heimath nicht mehr lebendig erreichen würden. Aber dies Alles half mir nichts. Während des ganzen Weges peinigte mich jener



Geisterhafte Gefährten.

Erfrieren zu schützen, mußte ich beständig Hände und Füße in heftiger Bewegung erhalten. Es war dies eine der schrecklichsten Nächte während meiner Wanderung. Als ich am frühen Morgen mich aufrichtete, war mein rechter Arm theilweise gelähmt, während die andern Glieder vor Frost so steif geworden waren, daß ich sie kaum bewegen konnte. Mühsam schleppte ich mich nun durch den Wald dem Flusse zu. Am Rande der großen Schlucht, dicht unter den Fällen, machte ich Halt. Merglich harrete ich nun auf das Erscheinen der Sonne. Niemals schienen sie mir so schön und freundlich emporzusteigen, als heute. Ihre warmen Strahlen thaten meinem kranken Körper sehr wohl. Ich machte Feuer und ließ mich daneben nieder. So verblieb ich wohl einige Stunden, ohne mich zu rühren, selbst das Bewußtsein schien mich verlassen zu haben. Dreihundert Schritt von meinem Lager entfernt brausten die gewaltigen, schäumenden Fälle des Yellowstone in die gähnende Schlucht hinab, die sich nahe meinen Füßen dahinzog. Aber dieses hochromantische Naturschauspiel hatte für mich nicht den mindesten Reiz mehr. Jedes derartige Gefühl war in mir erstarben.

Mein alter Freund und Rathgeber, dessen Gegenwart ich

unheimliche Kamerad mit seinen mürrischen Launen. Aber auch die Andern suchten gemeinsame Sache mit ihm gegen mich zu machen. Die Beine verlangten, daß ich ihnen Ruhe gönne, während die Arme mir Wortwürfe machten, daß ich ihnen zu viel Thätigkeit aufbürde. Doch welche Unruhe mir auch meine Begleiter verursachten, so hieß ich ihre Gegenwart doch willkommen. Ich arbeitete für sie und suchte ihnen alle mögliche Bequemlichkeit zu bereiten. Mein Geist fühlte sich dadurch angeregt und zerstreut. Allein würde ich in untätigem Stumpfsinn verharren haben. Diese imaginären Freunde schienen vollständig hüßlos zu sein; sie wollten weder für mich noch einer für den andern etwas thun. Ich wunderte mich oft, daß Keiner von ihnen, obgleich sie sehr viel aßen und schliefen, mit mir in den Wald ging, um Holz zu sammeln oder beim Feuermachen behülflich sein wollte. Aber merkwürdig war es, daß, wenn ich mich selbst schwach und matt fühlte, sie mich zur Ausdauer anspornten. Auch in den Stunden der Gefahr ließen sie ihre Warnungsstimme ertönen. Ein Beispiel davon mag hier Platz finden.

Eines Tages kam ich an einen kleinen Bach, der einer



warmen Quelle entsprang, und mit Ertzen (eine Art kleiner Fische) angefüllt war. Ich fing einige davon mit der Hand und schlang sie roh hinunter. Sie mundeten mir ganz vorzüglich. Aber der Magen wies die Kost zurück und klagte mich an, daß ich ihn vergiften wollte. So lange stürmte er auf mich mit Vorstellungen ein, bis ich die wenigen Fische, welche ich als Proviant in meine Tasche gesteckt, fortwarf. Der Genuß dieser Ertzen machte mich bald sehr krank. Sie waren durch die mineralischen Bestandtheile, welche sich in dem Wasser befanden, vergiftet. Hätte ich meinen Appetit damit völlig gestillt, so würde ich zweifellos einem qualvollen Tode inmitten der einsamen Wildniß erlegen sein.

Mit dem allmäligen Abnehmen meiner Körperkräfte vertiefte ich mich mehr und mehr in Selbstbetrachtungen. Mein Geist schloß sich ganz von der Außenwelt ab. Die großartigen, prachtvollen Naturscenen, die mir so oft zu Gesicht kamen, übten jetzt nicht den mindesten Reiz auf mich, früher begrüßte ich sie mit Staunen und Entzücken. Meine Gedanken drehten sich beständig um mich selbst — ich dachte nur an das schreckliche Loos, welches mir bevorstand — und an die mögliche Glückseligkeit der zukünftigen Welt. Aller Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele war von mir gewichen. Oft wünschte ich den ersehnten Tod als Erlöser meines Elends herbei — dann hätte ich die Schwelle ewiger Freude und unge störten Glückes überschritten.

Wenn ich der verschiedenen Erlebnisse meiner Reise gedachte — das Entinnen vor dem Löwen, aus dem Feuer, die Rückkehr von den Madisonbergen und all die anderen glücklich überstandenen Abenteuer — so mußte ich mir selbst sagen, daß mich der Allmächtige bisher wunderbar in seinen Schutz genommen. — Doch in meinem jetzigen Zustande, hungernd und frierend, mit furchtbaren Wunden bedeckt, halbblind und zu einem Gespötte abgemagert, da war mir der Glaube an ein höheres Wesen zur rechten Zeitensbedürftigkeit geworden. An ihn mußte ich mich klammern, um nicht der schrecklichsten Verzweiflung anheimzufallen. Auch der Gedanke an meine einzige Tochter, sie noch einmal zu sehen, tauchte wieder stärker in mir auf. — —

Oft machte ich auf meinem Wege den Versuch in den zahlreichen Bächen einige Fische zu fangen. Als Angelhaken benutzte ich den zerbrochenen zugespitzten Metallring eines meiner Opengläser. Aber das Geräth war so mangelhaft, daß ich auch nicht den geringsten Erfolg damit erzielte. Das Land wimmelte von Gamsen verschiedener Art. Ich sah große Heerden von Hirschen, Elenthieren und Antilopen. Auch eine Menge kleineres Wild konnte ich beobachten, und zuweilen stößte mir ein Bär Angst und Entsetzen ein. Wilde Enten, Gänse, Schwäne und Pelikane belebten in dichten Scharen die Flüsse und Seen. Da ich aber weder Waffen noch sonstige Mittel besaß, eines dieser Thiere zu erlegen, so mußte ich inmitten dieses Ueberflusses Mangel und Entbehrung leiden.

Eines Nachmittags, als ich mich den sogenannten "Tower Falls" (zu den Yellowstone-Fällen gehörend) näherte, kam ich an einen großen hohlen Baum. Die ausgetretenen Pfade, welche von ihm ausliefen und ihn rings umkreisten, sowie das viele niedergedrückte Laub in seiner Höhlung, ließen mich deutlich erkennen, daß sich hier das Lager eines Bären befand. Derselbe war jedoch nicht darin. Dieser vor Wind und Wetter geschützte Ort erschien mir als ein höchst einladender Ruheplatz. Rings um den Baum schichtete ich einen Haufen dürre Reiser auf und setzte ihn in Brand. Dann kroch ich in das weiche Nest und sank bald in tiefen Schlummer, der unge stört bis zum frühen Morgen andauerte. Beim Erwachen sah ich,

daß sich das Feuer dem angrenzenden Walde mitgetheilt und auf eine große Strecke, nach allen Richtungen hin, um sich gegriffen hatte. Dadurch war wahrscheinlich der Bär von dem Aufsuchen seiner Höhle zurückgehalten worden, und mir blieben so die Schrecknisse einer nächtlichen Begegnung mit diesem Raubthier erspart.

Während meines Verweilens an den "Tower Falls" glückte es mir eine Heuschrecke zu fangen, nachdem ich beinahe einen halben Tag dem großen Insekt nachgeschlichen war. Auch mit dem Fischen versuchte ich es wieder, aber alle Bemühungen darin waren, trotz stundenlangen Aushaltens, vergeblich. Diese Erfolgslosigkeit versetzte mich in eine recht düstere, niedergeschlagene Stimmung, und ich mußte hart gegen die trostlose Verzweiflung kämpfen, welche sich immer von neuem meiner bemächtigen wollte.

Nachdem ich die "Tower Falls" verlassen, trat ich in offenes Land ein. An Stelle der Fichtenwälder und umgestürzten Baumstämme traten jetzt Salbeibüsche und weite Ebenen, die strichweise mit verkümmertem Pflanzenwuchs bedeckt waren. Rauhe Steinhügel und Schluchten unterbrachen die Ebenheit des Bodens. Hier und da standen einzelne Gruppen verkrüppelter Bäume. An der einen Seite wurde das Land durch hohe, zackige Felsberge scharf abgegrenzt. Mein erstes Lager auf diesem Marsche schlug ich am Fuße einer Hügelkette auf, deren Spitzen thurmartig zum Himmel ragten. Gegen Morgen erhob sich ein Sturmwind mit heftigem Schneegestöber, und löschte mein Feuer beinahe ganz aus, so daß ich furchtbar durch die Kälte zu leiden hatte. Der Sturm tobte noch, als ich mich zum Ausbruch rüstete, und der Boden war weithin mit Schnee bedeckt. Meine Sinne hatten sich vollständig verwirrt, und in dem rasenden Unwetter ging mir jede Spur des früheren Weges verloren. Nicht den geringsten Anhaltspunkt vermochte ich in dem wilden Aufruhr der Elemente zu erkennen. Die Luft war verbunkelt und der feine, scharfe Schnee hielt meine Augen fast verschlossen. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als meine Richtung dem Laufe des Flusses zuzunehmen. Endlich, nach einigen Stunden mühsamen Klettern über Steine und Felsen, durch Büsche und Gestrüpp, gelangte ich an die jähe Seite der Schlucht, durch welche der Strom sich schäumend windet. Mit Händen und Füßen kroch ich nun den Abgrund hinab, bis zum Rande der Futhen. In vollen Zügen sog ich das klare reine Wasser ein. Dann setzte ich mich nieder, um geduldig zu warten, bis sich der Sturm legen würde, denn eher war es mir nicht möglich, Feuer zu bekommen. Der Tag neigte sich zu Ende, ohne daß ein Wechsel in der Temperatur eingetreten wäre. Von dem schneidenden Froste durchschauert und nur spärlich noch mit zersetzten Kleidern behangen, sah ich all den Schrecken einer kalten Nacht entgegen, wenn es mir nicht gelang die Feuerstelle zu erreichen, die ich heute früh im tobenden Unwetter verlassen hatte. Unter unsäglichen Strapazen klonn ich nun wieder die Schlucht hinauf. Hände und Füße bluteten aus zahllosen Wunden und Wunden. Zuweilen gaben die herabhängenden Wurzeln oder das morsche Gestein nach, und ich rutschte dann eine Strecke in die Tiefe zurück, um die schwere Arbeit von neuem zu beginnen. Die Nacht war schon hereingebrochen, als ich endlich matt und erschöpft mein altes Feuer erreichte. Der immer noch wüthende Sturm hatte es beinahe ganz ausgelöscht. Mit vieler Mühe gelang es mir, die Flamme wieder aus der glimmenden Asche anzufachen.

Neben meinem Feuer hingekauert, mußte ich zwei lange, traurige Nächte an jenen ungeschützten, rauhen Felsbergen zu



bringen, während der Sturm ohne Unterbrechung sein unheimliches Klagegeheul ertönen ließ. Jede Nacht mußte ich mehrere Male nach dem nächsten Gebüsch eilen, um Holz für das Feuer zu holen. Von Schlaf war nicht viel die Rede, und wenn ich einschlummerte, so folterten mich gräßliche Träume, die auf mein Gemüth wahrhaft beängstigend wirkten. Mein körperlicher Zustand war zu dieser Zeit ein entsetzlicher. Die Arme waren von Fleisch und Blut ganz entblößt. Die Pergament lag die zusammengeschrumpfte Haut über den Knochen. Bei der leisesten Berührung löste sie sich von den Gliedern ab. Dabei wurde ich immer hilfloser und konnte mich kaum noch fortbewegen. „Doch,“ dachte ich, „es ist mein Tod hiergubleiben; ich kann und will in dieser Wildniß nicht sterben.“

Diesem letzteren Entschluß folgend trat ich meine Weiterreise durch den Schnee an, der schnell vor den Strahlen der warmen Sonne verschwand. Wohl wissend, daß auf dem offenen Lande keine Disteln zu finden sein würden, hatte ich mich schon vor dem Verlassen des Waldes damit verproviantirt. Aber mein Vorrath war ziemlich zusammengeschmolzen, und doch hatte ich noch verschiedene Tage durch eine gebirgige Gegend angestrengt zu marschiren, ehe ich nach Botelers' Ranch (eine Niederlassung im Yellowstone-Thale) gelangte. Daher theilte ich meine Lebensmittel möglichst sparsam ein, um wenigstens zwei oder drei Tage länger damit reichen zu können. Dieses Vorhaben theilte ich auch meinen imaginären Reisebegleitern mit, die mir bis jetzt stets gefolgt waren. Besonders der Magen knurrte und war unzufrieden, daß ich seine Forderungen so verkürzte. All mein Muth gehörte dazu, ihn zu beschwichtigen, was mir endlich auch durch Versprechungen auf gute zukünftige Dinge glückte, so daß er seinen Streit mit mir aufgab.

Zwei oder drei Tage vor meinem Auffinden erstieg ich einen steilen Hügel und fiel vor Erschöpfung in das wilde Salbeigebüsch nieder, ich besaß nicht mehr die Kraft, mich wieder in die Höhe zu richten. Nach alter Gewohnheit löste ich meinen Gürtel und sank bald in tiefen Schlaf. Wie lange mich derselbe gefesselt, ist mir nicht möglich zu sagen. Nach dem Erwachen zog ich meinen Gürtel wieder fest zusammen, raffte mich auf und wanderte mühsam weiter. Gegen Abend wählte ich einen passenden Lagerplatz aus, häufte dürres Holz zusammen und wollte meine Brenngläser hervorziehen, um Feuer zu machen, aber—sie waren verschwunden. Ein furchtbarer Schreck durchfuhr mich. Die einzige Möglichkeit, mein Leben noch länger zu fristen, war verloren. Jetzt sank für mich auch die letzte Hoffnung dahin. Ich war nun der grimmigen Kälte schutzlos ausgelegt. Vollständig an Leib und Seele gebrochen, legte ich mich nieder, bedeckte meinen Körper mit Laub und Zweigen, murmelte noch ein Gebet zu Gott und wollte dann—sterben.

Gedanken der verschiedensten Art durchkreuzten mein Gehirn. Grauenvoll erschien mir die Zukunft und das Elend, in dem ich jetzt schmachtete. Dann aber umschwebten mich wieder heitere Bilder einer glücklichen Rettung. Die Hoffnung, mein einzig Kind noch einmal ans Herz drücken zu können, sie regte mich mächtig an. Aber auch der Himmel gab mir Muth ein. Das Wetter wurde warm und schön. Ich erhob mich, um nach dem Platz zurückzuwandern, wo ich zuletzt geschlafen hatte. Wahrscheinlich waren die Gläser dort beim Lösen meines Gürtels herausgefallen und von mir unbemerkt liegen geblieben. Fünf Meilen war der Marsch lang, und der größte Theil der Nacht ging darüber hin. Endlich war das Salbeigebüsch erreicht. Der beschreibende meine Freude und das Entzücken, als ich die Gläser hier fand. Sie waren, wie ich richtig vermutet, beim Aufschneiden des Gürtels herausgefallen. Nun wanderte ich

wieder dem Lager zu, wo ich die vorhergehende Nacht campirt hatte. Das noch glimmende Feuer war durch dürre Zweige und Aeste bald in Brand gebracht, und ich legte mich für den Rest der Nacht nieder. Es wurde sehr kalt, und gegen Morgen fing es an zu schneien. Nur mit der größten Schwierigkeit vermochte ich das Feuer zu unterhalten. Es war mir unmöglich zu schlafen. Als das Tageslicht heraufdämmerte, ging ich, trotz des sich erhebenden Sturmes, wieder weiter—eine unerklärliche aber überzeugende Stimme sagte mir, ich würde gerettet werden. Einen Feuerbrand in der Hand schwingend, brang ich darum getrost vor. Am Nachmittag legte sich der Sturm, und die Sonne brach zuweilen durch die Wolken. An eine kleine Baumgruppe gelangend, traf ich Anstalten daselbst zu rasten. Bedächtig legte ich den Brand zu Boden und bedeckte ihn mit einigen Zweigen; dann suchte ich überall nach Holz, um ein ordentliches Feuer zu Stande zu bringen. Aber während der wenigen Minuten, die ich dazu verwannte, war das brennende Reisig erloschen, und trotz aller Mühe nicht mehr in Brand zu bringen. Die Sonne verbarg sich hinter dichten Wolken und neigte sich bereits dem Horizont zu. Die Aussicht, wieder eine Nacht der Kälte ausgesetzt zu sein, hatte für mich etwas Furchtbare. Da traten für einige Augenblicke die Wolken auseinander. Mit zitternder Hand nahm ich das Glas und hielt es gegen den dünnen Zweig—es glückte, ich hatte Feuer. Bald aber war die Sonne wieder verschwunden, nur einen Moment der Zögerung und ich hätte wieder eine Schreckensnacht überstehen müssen. Mit einem Dankgebet schloß ich nun ein und genoß eine erquickende Ruhe.

Den nächsten Morgen setzte ich meine Reise fort. Es war trübes und rauhes Wetter. Vorsorglich hatte ich mich mit glimmendem Reisig versehen. Der scharfe, immer stärker werdende Ostwind drang eisig durch meine Nerven. Nachdem ich mich einige Meilen fortgeschleppt, fing der Sturm so an zu rasen, daß mich die bittere Kälte beinahe an allen Gliedern lähmte und schneidend in die Knochen eindrang. Ich versuchte Feuer zu machen, aber trotz der unsäglichsten Mühe wollte es nicht gelingen. Einen Feuerbrand nehmend, kroch ich wieder weiter. Ein feierliches Gefühl hatte sich jetzt meiner bemächtigt: der Tod nahte heran! Ich merkte, daß bei jeder Pause, die ich machte, meine Glieder steifer und matter wurden und mir den Dienst versagten; mit Schrecken überkam mich der Gedanke, daß ich nun bald auf meinem Pfade hilflos niedersinken und sterben würde. Ich fühlte, daß ich Alles gethan, was einem Menschen in meiner Lage nur möglich gewesen ist. Hätten meine Kräfte noch zwei bis drei Tage hingereicht, so wäre ich bis zur nächsten Ansiedlung gelangt und von meinem Elend befreit worden, so aber werden meine Freunde nur noch die Ueberreste von mir auf dem Wege finden, und daraus erkennen, wie schwer ich um mein Leben gekämpft und gerungen habe!

Während ich mich so diesen düsteren Todesgedanken hingab, sagte mir plötzlich wieder eine innere Stimme, ich würde gerettet werden, und es schien mir, als hörte ich leises Flüstern von Menschen im Gebüsch. Darauf zugehend, bemerkte ich eben einen Schein wie von glänzendem Stahl, worin sich die Sonne spiegelt. Schnell ausblickend, starrte ich in zwei rothe, aber freundliche Gesichter.

„Sind Sie Herr Everts?“

„Ja. Dies ist Alles, was von ihm übrig geblieben ist.“

„Wir sind hierher gekommen, um Sie zu suchen.“

„Wer schickt euch?“

„Richter Lawrence und andere Freunde.“

„Gott segne ihn, und sie und euch! Ich bin gerettet.“ Mit diesen Worten stürzte ich bewußtlos in die Arme meiner Befreier.

Baronet und Brichette, so hießen die beiden Braven, machten nun ein Lager für mich zurecht. Während der Erste mit der Liebe und Sorgfalt eines Bruders mich pflegte, eilte der Andere nach dem siebenzig Meilen entfernten Fort Ellis, um Arzneien und andere Hülfsmittel zu besorgen. Nach zwei Tagen fühlte ich mich soweit hergestellt, daß ich mit Hülfe einiger Miner, die in unserer Nähe jagten, nach ihrer Hütte geschafft werden konnte. Hier ließen mir die guten Leute die aufopferndste Pflege zu Theil, und versuchten meinen leidenden Zustand auf alle mögliche Weise zu erleichtern. Da Brichette wegen der weiten Entfernung noch nicht mit der nöthigen Medizin eingetroffen war, so hegten sie anfangs ernstliche Besorgnisse wegen meiner Genesung.

Die erste Nacht nach meiner Ankunft in der Hütte, während ich im heftigen Fiebertampfe lag, und zuweilen dachte, daß ich mir gerettet worden wäre, um unter Freunden zu sterben, klopfte es an die Thür, und ein alter Hinterwäldler mit wettergebräuntem Antlitz trat ein. Als er die Geschichte meiner Leiden angehört und mich krank und elend daliegen sah, rief er aus:

„Gott segne Sie, wenn das Alles ist, so habe ich eine sehr gute Arznei dafür. In zwei Stunden soll Alles wieder gut sein.“

Er verließ das Zimmer und kam mit einem Sack voll frischen Bärenfett's zurück. Dieses ließ er zu einer flüssigen Masse zergehen und gab mir eine ganze Pint davon zu trinken. Auf einen Zug leerte ich das Gefäß aus. Den nächsten Tag fühlte ich mich völlig frei von Schmerzen, bekam Appetit, und durch den ganzen Körper rieselte ein Gefühl des Wohlbehagens.

Nach zwei Tagen nahm ich unter herzlichem Dank von den braven, freundlichen Minern Abschied. Ein Wagen brachte mich nach Boseman City, wo ich unter alten Freunden so lange verweilte, bis ich ohne Gefahr die Heimreise nach St. Helena antreten konnte. Später erfuhr ich, daß die Mitglieder meiner Reisegesellschaft zwölf Tage nach mir gesucht und mich dann für verloren hielten. Der edle Richter Lawrence und andere Freunde hatten aber ihre Nachforschungen nach mir fortsetzen lassen, und die Leute durch große Belohnungen dazu angespornt.

Jenen braven Männern bin ich, nächst Gott, den größten Dank schuldig, und nie werde ich ihrer menschenfreundlichen und hochherzigen That vergessen.

## Sonntagsschule.

(2. Vierteljahr. — Zwölf Sectionen aus dem Neuen Testament.)

### Die Apostel im Gefängniß.

#### 10. Section für Sonntag den 4. Juni 1876. Apfsg. 5, 12—26.

**Grundgedanke:** Unschuldige von Menschen verurtheilt, aber von Gott wieder befreit. **Haupttext:** 1. Pet. 4, 16.

**Zusammenhang der Geschichte.** Aus unserer letzten Section lernten wir, mit welcher Sorgfalt die Apostel des Herrn die an Jesu gläubig Genommenen immermehr zu einer gut geordneten Gemeine verbanden, und in derselben eine gesunde, gottgefällige Kirchenzucht übten. Jetzt richten sie ihre heilsame Thätigkeit wieder nach Außen hin. Die merkwürdigen Vorfälle in unserer heutigen Section reihen sich stetig denen der letzten an, und bilden in fortlaufenden Thatfachen ein gemeinsames Bild vom Zustand, Wirken und Wachsthum der Urgemeine in den ersten Wochen und Monaten nach der Ausgießung des heiligen Geistes zu Jerusalem.

**Praktische Erläuterung.** Wohl niemals zuvor sah man in Jerusalem einen göttlich-gefinnerten Menschenschlag, als wie derjenige war, welcher von den Aposteln des Herrn durch die Predigt vom Kreuz gewonnen, und gläubig an Jesum Christum wurden. Alle zuverlässigen Eigenschaften, welche zum Wachsthum des Reiches Christi unerläßlich nothwendig sind, finden sich unter den Gläubigen. Es ist eine Mannigfaltigkeit göttlicher Kräfte, welche sich unter ihnen offenbaren, die wir vergeblich bei ihren Zeitgenossen suchen, und die ihre größten und angesehensten Feinde mit Staunen und Verwirrung erfüllen. Ihrem Wesen nach, sind diese Kräfte nicht von Menschen, sondern von Gott dem Herrn, welcher sie heute noch zur Seligkeit allen denen gibt, die in wahrer Buße und Glauben zu ihm kommen. Das merkwürdige Gebet der Apostel sammt der Gemeine Apfsg. 4, 24—31 hatte zur Folge, daß der Herr die erbetene „Freudigkeit zu reden sein Wort,“ gegeben, „daß Zeichen und Wunder durch den Namen Jesu“ verrichtet werden konnten von den Aposteln. Nicht die Stätte allein, wo sie diese Bitte an Gott richteten, wurde erschüttert, sondern die Gemüther zu Jerusalem und Umgegend selbst. Und als später in einem gewaltigen Verfolgungsturm gegen die Gemeine seitens der jüdischen Machthaber, dieselbe zertrüm-

met wurde, ging diese heilsame Erschütterung getragen von zerstreuten Theilen der Gläubigen durch ganz Palästina und las ganze römische Kaiserreich hindurch. — In dieser Section liegt vor uns

**I. Ein unerbientes Strafurtheil.** B. 12 — 18. — B. 12. 13. 14. Daß an Ananias und Sapphira erwiesene Strafwunder Gottes hatte sowohl innerhalb als außerhalb der Gemeine seine Wirkung gethan. Es hat nothwendigerweise das Ansehen der Apostel in ihrem wichtigen göttlichen Beruf befestigt und erweitern helfen. Daß die Apostel jetzt so häufige Wunder der Heilung verrichten, war die Erhöhung des Gebets Apfsg. 4, 21—31, und dient als kräftigster Thatbeweis zu zeigen, daß der Herr, so groß auch sein Eifer wider Sünder, Lügner, Geizige und Unheilige ist, doch kein lieberes Geschäft kenne, als armen, unglücklichen und hülfbedürftigen Menschen zu helfen, zu heilen, zu retten und Alle zu begnadigen, die ihn suchen. — In dem Söller Apfsg. 1, 13; 2, 1 scheint die rasch an Zahl zugenommene Gemeine zur Abhaltung ihrer täglichen Gottesdienste keinen Raum mehr gehabt zu haben. Die geräumige, auf der östlichen Seite des Tempels und im Tempelvorhof gelegene „Halle Salomonis“ bot ihr jedoch dazu den gewünschten Raum dar. Hier hielten sie ihre regelmäßigen Gottesdienste täglich ab. Drei sehr wichtige Dinge werden von Lucas ihr zugeschrieben: 1) Sie waren einmüthig in Liebe, Glauben, Gesinnung und Wandel beisammen. 2) Diejenigen, welche nicht aufrichtig waren, oder sich nicht demüthigen wollten, oder die feindselig gesonnen waren, wagten es nicht der Größe der Versammlung wegen, störend unter derselben aufzutreten. 3) Das Volk im Allgemeinen liebte und bewunderte sie, und hielt es in großer Achtung. Die Kirche nahm ohne Aufheben zu an Sönnern und Gläubigen unter Männern und Weibern. —

B. 15. 16. Man nimmt an, daß die Gemeine zu dieser



Zeit schon etwa 10,000 Gläubige gezählt habe; und die Meisten davon waren wahrscheinlich in der Stadt selber wohnhaft. Die reine sittliche Liebe derselben untereinander, ihr bewunderungswürdiger Verleugungsfinn, ihr merkwürdiger Glaube, ihre heilige Gesinnung im Leben und Streben, der regsame und in Liebe gegen Andere thätige Sinn und die gewaltige Macht der Apostel in der Freimüthigkeit, mit der sie das Evangelium predigten, vereinigten zusammen eine Fülle von sittlichen und göttlichen Kräften gestützt durch den heiligen Geist, welche die schnelle Zunahme der Gläubigen und den Einfluß der Apostel auf das Volk erklärlich machen. Aber die Wunderkräfte der heilsamen Gnade Jesu und des heiligen Geistes bedeckten uns Jerusalem in allem seinem Jammer und Noth, in seinen Leiden und der Hilfsbedürftigkeit seiner Bewohner auf. Wie zu den Zeiten Jesu allerlei Kranke zu ihm gebracht wurden, um geheilt zu werden, so bringen auch hier die Leute ihre Kranken zu den Aposteln auf Betten und Bahren, indem sie dieselben in die Straßen bringen, um von ihnen geheilt zu werden. Aber die Männer, welche hier diese Kranken heilen, und die damals als die Jünger des Herrn einen Dämonischen heilen wollten, jedoch nicht konnten Matth. 17, 14—21, sind wieder im Sinn, noch im Glauben, noch in der Kraft dieselben geheilt: sie sind dem innern Menschen nach ganz anders geworden; derselbe Geist, in welchem Jesus seine messianischen Wunder an den Unglücklichen seiner Zeit bewirkte, wirkt jetzt durch die Apostel die Heilung der Kranken und Dämonischen. Das Volk hatte ein solches Vertrauen zu Petrus gewonnen, daß es meinte, sein Schatten allein genüge schon zur Gesundmachung der Kranken. Lucas verfaßt sich jedoch sorgfältig zu sagen, daß der Schatten Petri wirklich Heilungen vollbracht habe; jedoch nach B. 16 ist ersichtlich, daß eine große Anzahl von Krankenheilungen statt fanden. Die Heilung selbst, dürfte nach dem Vorgang Jesu in der Regel von Petrus durch Handauslegung und Berührung erfolgt sein. Indessen können wir wohl annehmen, daß sie und da Kranke ohne unmittelbare Berührung, allein durch ihren Glauben an Jesus, geheilt sind worden.

B. 17. 18. Die wohlthätige Ansehung wird mit Gefängnis bestraft. Solche erstaunlichen Erfolge, wie die Apostel in Jerusalem hatten in der Verbreitung des Reiches Christi, konnten die jüdischen Oberbehörden nicht mehr länger mit Stillschweigen ansehen. Eigenthümlich sind nun freilich die Beweggründe, durch welche beide Parteien sich zum Eifer antreiben ließen: in den Aposteln glühte ein heiliges Begeisterungsfeuer, arme und verlorene Seelen zu retten, und den Lebenden und Unglücklichen Heilung zu bringen; in den jüdischen Oberbehörden hingegen glüht ein wildes Feuer der Entrüstung, des Hasses und der Rache. Wieder ist es der Hohenpriester Hannas, welcher ein Bündniß mit den Sadducern eingeht, und mit diesen an die Spitze tritt, die Apostel Jesu zu verfolgen. Leidenhaftlicher Haß gegen Jesus und seine Anhänger war ein besonderer Grundzug ihres Characters. Da nun die Apostel die Auferstehung Jesu zum Mittelpunkt ihres Zeugnisses von Jesu machten, so ergab sich sehr natürlich, daß gerade diese Secte sich zum lebhaftesten Widerstand gereizt fühlte. Durch den Hauptmann der Tempelwache mit den Dienern ließen sie die Apostel verhaften, und in einem öffentlichen Gefängnis gut verwahren, um ihnen am nächsten Tage den Proceß zu machen.

**Illustration.** — Gleichwie der Weihrauch, erst nachdem er angekündet ist, so recht seinen lieblichen Duft verbreitet, wie das Gewürz, wenn gestossen, um so mehr seinen Geruch von sich gibt; wie die Erde erst durchs Pflügen; der Weinstock durch fleißiges Beschneiden fruchtbar gemacht, und der Saft aus der Weintraube durch das Pressen erlangt wird; Ebenso werden Kinder Gottes nur Nutzen aus den Verfolgungen ihrer Feinde erlangen. Wie wenn ein Mensch Juwelen und köstliche Edelsteine nach einem andern wirft, in der Absicht ihn zu tödten, während Letzterer diese Steine sorgfältig aufhebt, einsteckt und sich dadurch bereichert. Gerade so mit den Verfolgungen der Gläubigen. Sie werden dadurch reich an himmlischen Gütern und freuen sich um Christi willen leiden zu dürfen.

## II. Die unerwartete göttliche Befreiung. B. 19—26.

B. 19. Die Befreiung. Da diese Feinde Jesu niemals an seine Göttlichkeit und Allmacht glaubten, um so mehr aber an ihre Gewalt und Macht, so betrachteten sie die Apostel hinter Kerkermauern, welche ihre Gewalt zeitweilig verschließen, am

sichersten. Daß Christus keine Schranken kenne, welche er nicht zu durchdringen vermöge, daß die festesten Kerkermauern ihm keinen Widerstand leisten würden, wußten sie nicht, wie überhaupt seine Feinde nicht viel von ihm wußten. Wer wollte auch ihnen die Apostel ihren Klauen entreißen? In ihren Augen war ja Jesus als gemeiner Verbrecher gestorben! So urtheilen heute noch Viele. Wachten und beteten diese Zeugen Jesu in ihrer nächtlichen Haft, oder schliefen sie? Beides mag der Fall gewesen sein. Zur schließlichen Stunde, als der Schlaf die Klugen und Weisen zur Ruhe gebettet, erschien urplötzlich ein Engel des Herrn im Gefängnis, öffnete dessen Thore, passirte die Wächter, und führte die muthigen Streiter des Herrn heraus in volle Freiheit. Ja, der Herr lebte noch, und führte auch hier seinen Rath herrlich hinaus. Kein Schloß ist zu fest, daß er den Seinen nicht geben könnte eine offene Thüre.

**Illustration.** Eine Gesellschaft gläubiger Kinder Gottes wurde von einer feindlichen Rote so lange verfolgt, bis ihre Kräfte nachgaben und sie erschöpft hinsanken. Nachdem die Verblendeten noch einen kleinen Hügel erstiegen hatten, welcher sie von ihren Verfolgern trennte, sagte ihr Führer: „Laßt uns gerade hier niederknien und beten; denn wenn uns Gott nicht hilft, so ist's um uns geschehen.“ Hierauf warf er sich auf seine Kniee und hob an zu beten: „O Herr herberg uns doch heimlich in deinem Segel (Ps. 27, 5), und breite deine Flügel aus über den alten Sanders und seine Genossen!“ Kaum hatte er sein Gebet beschlossen, als sich ein dichter Nebel um die Verfolgten herlagerte und sie vollständig, gleich wie in einen Mantel einhüllte. Umsonst suchten ihre Verfolger im dichten Nebel nach ihnen und mußten wieder umkehren.

B. 20. 21. Verschiedene Aufträge. An dem Auftrage des Engels an die Apostel erkennen wir den Zweck ihrer göttlichen Befreiung. „Geht hin,“ spricht er zu ihnen, „und tretet auf, und redet im Tempel vom Volk alle Worte dieses Lebens.“ Der Engel gehört einer himmlischen Welt an, die selbst keinen Tod kennt. Ihre Berufsaufgabe ist zunächst die des Lebens, und Diejenigen, welche von böshafte Feinden Gottes zum Tode bestimmt sind, zu erretten und einem arbeitsamen Leben, welches Andere beglücken soll in Christo, wieder zurückzugeben. Die Apostel hatten dieses erfahren. Denn schon frühe am Morgen finden wir sie im Tempel. Hier betindigen sie den Gläubigen sammt ihren Landkleuten, den Weg des Lebens, wie sie durch den Glauben selig werden können. Nicht ganz so glänzend gelang es den Gerichtsdienern des in voller Sitzung versammelten hohen Rath's, dessen Auftrag zu erfüllen. Die Wächter fanden sie wachend auf ihrem Posten, die Riegel der gewaltigen Thore verschlossen, dem Anscheine nach alles günstig und sicher für sie. Beim Oeffnen der Thore fanden sie zwar Mauern, Stöcke, Ketten mit Hand- und Fußschellen, aber — keine Apostel —.

B. 22—25. Schwäche und Verwirrung unter den Machthabern. Die Gerichtsdiener kehrten ohne die Sträflinge zurück und erskatteten jachgemäß, was sie gesehen und nicht wußten. Wo waren die Apostel? Wie sind sie aus dem festen Gefängnis entkommen? Diesmal fanden sich die Starlen machtlos, die Klugen rathlos! Verwirrung und elende Schwäche überwältigt sie. In diesem Augenblick fehlte nur noch die schreibende Götterhand an den prächtigen Wänden des Gerichtssaales. Ein Mann, welcher vom Tempel her kam, brachte Licht in die räthselhafte Sache.

B. 26. Der hohe Rath fand es überaus schwierig, seinen dem Hauptmann der lewischen Tempelwache ertheilten Auftrag durchzuführen. Warum? 1) Die Apostel mit der Gemeinde waren bereits sehr zahlreich und einflußreich geworden. 2) Ihr Ansehen und ihre Günst hatten unter dem Volk zu dieser Zeit wahrscheinlich den höchsten Gipfel erstiegen. 3) Darum fürchteten sie, wenn sie dieselben mit Gewalt verhaften, das Volk würde sie steigen. 4) Mit diplomatischer Schaulheit und scheinbarer Milde gewannen sie die Apostel, mit vor dem hohen Rath zu erscheinen. Sie folgten ohne Widerstand, um zum zweitenmal vor demselben von Jesu zu zeugen!

**Augenmerkungen.** 1) Der Herr weiß auch aus dem Verderben mancher Bekenner seine Sache zu befördern. B. 13. 14. 2) Die Wunder Gottes haben merkwürdigerweise auch von jeher den Haß und Reid der Welt zur Folge gehabt. Daß, was dem Einen zum Heil gereichte, wurde für den Andern ein Werkzeug des Todes zum Tode, B. 16. 17. 3) Wer Gott ver-



traut, den kann er auch aus dem Gefängniß erretten. 4) Wer sich seines göttlichen Berufs bewußt ist, der hat auch nicht noth, sich selbst vor den größten Feinden zu fürchten.

**Kleinkinderklasse.** Der Lehrer zeige hier durch das Beispiel der Krankenheilung, welch einen großen Arzt wir an Jesu haben, der uns von leiblichen Krankheiten, sowohl als von der Krankheit der Seele erlösen kann. Zeige wie man im Gebet zu ihm seine Zuflucht nehmen sollte.

Aber nicht allein heilen kann er, sondern auch aus dem Gefängniß erretten. Beschreibe ein wenig die Art und Beschaffenheit der Gefängnisse, wie gut verwahrt und verriegelt dieselben sind, aber wie leicht und ohne Mühe der liebe Gott diese Riegel weggeschoben kann.

**Fragen.** Wer ist unter dem Ausdruck „der Andern“ zu verstehen? Warum wagte keiner derselben, sich zu den Aposteln zu thun? Welcherlei Wunder geschahen durch die Apostel? Warum wurde der Hohepriester und die Sadducäer

voll Eifers? Was thaten sie den Aposteln? Durch wen wurden sie wieder befreit?

### Wandtafel.

durch Alles vermag Ich	Christus steht den Seinen bei, Hilft ihnen Wunder thun, Reden mit Freudigkeit, Ist bei ihnen im Gefängniß, Sendet einen Engel, Thut ihnen die Thuere auf, Ueberwindet die Feinde, Macht deren Anschläge zu nichte.
---------------------------------	---

## Die Apostel vor dem Hohenrath.

11. Section für Sonntag den 11. Juni 1876. Apstg. 5, 27—42.

**Grundgedanke.** Menschliche Anschläge wider Gott sind umsonst und werden zu nichte. Haupttext. Röm. 8, 31.

**Praktische Erläuterung.** Die Art und Weise, wie die Apostel des Herrn zu Jerusalem unter dem jüdischen Volk als Wohlthäter und Wunderthäter des Herrn wirkten, mußten dasselbe gewinnen und ihnen zugeneigt machen. Ihre Vorladung vor dem hohen Rath nach ihrer zweiten gewaltsamen Gefangenschaft, mußte, das erkannte dieser klar genug, wollte er dieselbe jetzt wieder gewaltsam durch die Tempelpolizei vor den Augen des Volkes durchführen, für sie in ihrer hohen Stellung sehr gefährlich ausfallen. Das Merkwürdigste in der ganzen Sache ist wohl das, daß nachdem die Apostel vom Engel des Herrn in der Nacht aus dieser Gefangenschaft befreit worden, sich am Morgen freiwillig durch die Tempelpolizei dem hohen Rath zur Verfügung stellen, allerdings auf dessen ernsthaftes Verlangen. Darin erblicken wir einen bewundernswürdigen Heldenmuth, gerade so, wie er sein mußte, trotz schwerem Verbot und dräuen ihrer Feinde, die stolz, trotzig und störrig den Herrn Jesum verwarfen, dennoch unerschrocken allen Menschen ohne Standesunterschied das Heil in Christo zu verkündigen. Diese ihre Gemüthsverfassung zeigt sehr schön, wie völlig sie um Jesu willen mit dieser argen Welt abgeschloffen, dem Herrn und ihrem heiligen Beruf ergeben waren. Sie sind von sich aus freiwillig dazu bereit, wo und wenn es nötig ist, für die göttliche Wahrhaftigkeit „der Worte dieses Lebens“, welche der Engel sie hieß im Tempel zu verkündigen, zu leiden und mit ihrem Leben und Blute zu versiegeln. Unsere Section zeigt uns

I. Des Hohenpriesters Anklage gegen die Apostel. — B. 27. 28. Da auf die göttliche Vorladung der Tempelpolizei die Apostel sich entschließen, freiwillig vor dem Hohenrath zu erscheinen, und diese auch, wahrscheinlich von der „Halle Salomons“ aus sogleich folgen, so wurde ihrerseits dadurch alles Beunruhigende und unnötige Aufsehen vermieden. Im Gerichtssaal wurden sie dem Sanhedrin zum zweitenmal zur Verantwortung vorgestellt. Mit spannenber Aufmerksamkeit und heiklicher Gemüthsverfassung wurden sie von diesen empfangen und auf der Anlagestätte des Gerichtssaals aufgestellt. Der Hohenpriester führt in seiner Anrede die Anklage gegen sie selber, und beschuldigt sie in derselben hauptsächlich dreier Vergehen: 1) Sie hätten das bei ihrer ersten Verantwortung empfangene strenge Verbot, die Lehre Jesu unbedingt nicht mehr zu verbreiten, ganz unterschätzt und mißachtet. — 2) Trotz diesem strengen Verbot hätten sie Jerusalem dennoch ganz erfüllt mit derselben und dadurch des Hohenraths richterlichen Einfluß unter dem Volk geschwächt. — 3) Dadurch sei erwiesen, daß sie die Absicht hätten, „das Blut dieses Menschen über ihn bringen zu wollen.“ — In dieser hohepriesterlichen Anklage gegen die Apostel finden wir folgende merkwürdige Wahrheiten: Die Punkte 1 und 2 sind wahr und richtig angegeben. Der Hohenrath hatte mit scharfem Auge die energische Thätigkeit der Apostel sammt ihren erstaunlichen Erfolgen in Jerusalem beobachtet. Im Grunde ist es nun allerdings im 3. Punkt auch wahr, daß die Predigt vom Heil in Christo den Zweck hat, dessen Blut über jeden Sünder zu bring-

gen, aber nicht zu seiner Verdammniß, sondern zur Seligkeit. Allein dieses erkannte der Hohenrath gegenüber den Aposteln nicht, wie überhaupt sehr viele Menschen in ihres Herzens Trögen und Verblendung heute noch nicht die lautere evangelische Predigt dahin verstehen wollen.

II. Die freimüthige Antwort der Apostel gegen diese Anklage. B. 29—32. Petri und der Apostel Antwort ist klar, bindig und kurz. Wie ein von einem gewandten Schützen wohlgezielter, abgeschossener Pfeil sein Ziel trifft, also traf diese kurze Antwort den ganzen wunden Herzensfled des Hohenpriesters und Hohenraths. Das freiwillige Zeugniß von Christo durch die Apostel vor den jüdischen geistlichen Nicht-habern ist wohl Hauptsache in dem Vorgang, so daß man nicht sagen kann, ihre Befreiung durch den Engel sei zwecklos gewesen, weil sie der Red' und Anklage vor denselben nicht entgangen seien. Diese Antwort der Apostel enthält fünf unwiderlegbare Wahrheiten, welche ihre Gegner mit überwältigender Wucht trafen: 1) In Sachen des reinen Glaubens an Gott und dessen gerechten Forderungen an die Menschen, schulden sie Gott zuerst strengsten Gehorsam, ehe sie ein begründetes Recht hätten, Menschen, welche allezeit wider Gott stritten, zu gehorchen. 2) Jesus Christus, welchen der Hohenrath zum Tode verdammt, umgebracht und ans Holz gehängt habe, den habe „der Gott unserer Väter“ wieder auferweckt von den Todten. Dieser Punkt strafe den Rath einfach der Äuße, indem er die römischen Hüterföhlänge mit Geld beschwichtigte, die von ihnen theilweise beobachteten Vorgänge am Ostermorgen am Grab Christi zu verschweigen, und dafür anzugeben, die Jünger hätten, während sie in jener Nacht am Grabe schliefen, — den Leichnam Jesu gestohlen, — und dann den Betrug verbreitet, Christus wäre von den Todten auferstanden. 3) Weiter führen jetzt die Apostel an, daß Gott diesen, von den Todten wirklich auferstandenen Jesus, als Fürsten u. Heiland des Lebens zu seiner Rechten erhöht habe, für alle Menschen. 4) Diese göttliche Erhöhung Christi habe insonderheit den merkwürdigen Endzweck, Israel Buße und Vergebung der Sünden zu geben. 5) Sie, als die Apostel des Herrn, seien seine Zeugen über diese Worte, und der hl. Geist, welchen Gott gegeben hat denen, die ihm gehorchen.“

III. Verschiedene Rathsanträge im Hohenrath gegen und für die Apostel. B. 33—39. Die Rede der Apostel hatte ihren Zweck erreicht, denn es heißt: „Da sie das hörten, schnitt es ihnen durchs Herz.“ Anstatt sich durch die Apostel zur Buße über sein Widerstreben gegen Gott leiten zu lassen, wurden sie durch dieselbe gereizt, aufgeregt, von heftigem Unwillen erregt, so daß viele Mitglieder Nordgedanken in sich trugen, dieselben zu tödten. Diese Mordabsichten mochten in stillküstender Berathung sich zu fester Entschlossenheit genähert haben; an eine öffentliche Berathung und Handlung im Gegenwart der Apostel über ihren Tod ist nicht zu denken, da diese erst nach B. 34 sich für einige Zeit, zum Zweck der Berathung über ihr Urtheil, entziehen mußten. Es war noch nicht



Gottes Wille, diese mordhaften Rathsanträge gegen seine Diener durchführen zu lassen. Selbst unter diesen trotigen Feinden Christi ist noch menschliches Mitleid und Gefühl vorhanden, welches auf Grund höherer Leitung der mißhandelten Unschuld sich anzunehmen hat. Eine der größten Tugenden des Hohenraths steht ratheb, zwar noch etwas unbestimmt und schwankend — für die Apostel ein. Gamaliel wird von Lucas in B. 24 durch drei Züge bezeichnet, 1) als Glied des Sanhedrins, 2) als Anhänger der pharisäischen Partei, 3) als Gesetzesgelehrter. Nach Apg. 22, 3. hatte der große Heidenapostel Paulus seine jüdische Gelehrsamkeit zu den Füßen dieses Gamaliels gewonnen. Als Gesetzesgelehrter stand er unter dem Volke in hoher Achtung, und theilte bei weitem nicht die schroffe Engherzigkeit seiner Seite. Als Pharisäer glaubte er an die Auferstehung, und nahm dadurch schon Gegenpartei gegen die sadducäischen Gesinnung Partei im Hohenrath ein. Wir dürfen ihn mit Nikodemus und Joseph von Arimathia zu seinen besten Mitgliedern zählen. Seine beratende Rede erwirkte durch Gottes Leitung die Freilassung der unschuldigen Apostel.

**IV. Der sehr seltsame Ausgang dieses merkwürdigen Prozesses.** B. 40—42. Der Mensch denkt's, aber Gott lenkt's. Von jeher vermochte es der Herr, den bösen Rath böser Menschen zu verhindern. Er weiß auch immer, wo es nöthig und seiner Reichs Sache förderlich ist, aus dem Lager der Feinde seines Evangeliums einen Mann zu fassen, sein Gewissen zu bewegen, daß er aus Gottesfurcht und Liebe zur Wahrheit dem gottlosen Plane böser Menschen entgegenetrete. Und Süßsmittel besitzt er auch in Fülle, die Gemüther so zu lenken, daß sie göttlichen Warnungen nachgeben, und von gewaltthätiger Unterdrückung der heldenmüthigen Zeugen Jesu absteilen. So erging es auch hier. Die Mehrzahl fiel der weisen Rathssrede Gamaliels diesmal zu und verordneten, die Apostel frei am Leben ausziehen zu lassen. Doch hielt es der Hohenrath für gut, um den Schein des Rechts und der Landesgewalt gegenüber den Aposteln zu wahren, dieselben für ihre Uebertretung des Verbots zu strafen, körperlich mit der römischen Strafgeißel zu züchtigen, und ihnen zum zweitenmal zu verbieten, nichts mehr im Namen Jesu zu reden. Sie waren wohl die Fröhlichsten, welche der Gerichtsstube den Rücken kehrten, weil sie gewürdigt waren, um Jesu willen Schmach zu leiden. Aber ebenso entschieden gehorchten sie auch fernerhin Gott in ihrem hohen Beruf, wie der Hohenrath sie zwingen wollte, ihm zuerst Gehorsam zu leisten, was ihm jedoch an ihnen nicht gelang.

**Illustration.** Ein Seitenstück zu der merkwürdigen Bekehrtheit der Apostel in der Vertheidigung der Lehre Christi ist auch folgendes Zug aus dem Leben des Hans Joachim von Zietzen. Eines Tages schlug er die Einladung zu einer königlichen Mahlzeit aus, weil er an demselben Tage beabsichtigte, zum Tisch des Herrn zu gehen. Das hatte ihm aber der König übel vermerkt, und bei der nächsten Gelegenheit erging sich derselbe in Gegenwart von Hans Joachim in allerlei Spottreden

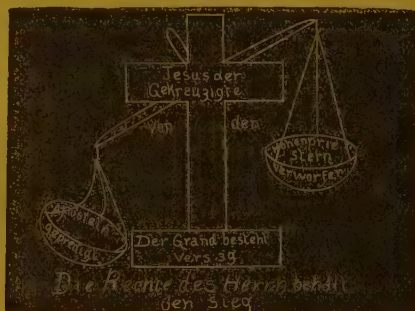
über des Herrn Abendmahl, während die anderen Gäste laut lachten. Zietzen schüttelte dabei bedenklich sein graues Haupt, verneigte sich tief vor dem König, und rebete ihn folgendermaßen an: Ihre königliche Majestät wissen sehr wohl, daß ich mich im Krieg nie vor irgend einer Gefahr fürchtete, um für meinen König und mein Land einzustehen. Aber da droben ist Einer, größer als wir Beiden, der auch für Sie, Ew. Majestät, gestorben ist. Den Namen dieses unsers Erlösers verspotten zu hören, entrüstet meine Seele. Bitte, lassen Sie es in Zukunft. Der König war gerührt über die beherzte Vertheidigungsrede des alten Mannes und dessen Zeugniß für Jesum, und versprach Besserung in Zukunft.

**Ruganwendungen.** 1) Die Feinde der Lehre Christi suchen derselben immer nur unlautere Beweggründe unterzuschieben, um sie vor dem Volk zu verächtigen, B. 28. 2) Wie viele scheuen sich, wo es gilt, den Namen Jesu zu nennen, während Tausende denselben auf die entehrendste Weise im Munde führen, B. 28. 3) Böswillige Menschen, anstatt sich zu bessern, wenn ihnen die Wahrheit gesagt wird, werden nur zornig darüber und sinnen auf Rache, B. 33. 4) Ein Beweisgrund für die Wahrheit des Christenthums ist dessen Unüberwindlichkeit und Dauer, B. 38. 39. 5) Treue Zeugen Jesu lassen sich nicht so bald einschüchtern, den Gekreuzigten zu verkündigen.

**Kleinkinderklasse.** 1) Der Lehrer mache die Kleinen nach B. 28 und 33 aufmerksam auf die traurige Wahrheit, daß böse Menschen immer Gottes Wort hassen, weil sie Jesum nicht lieben. 2) Zeige durch verschiedenere Beispiele, wie man Gott mehr gehorchen muß, als den Menschen. 3) Lenke die Aufmerksamkeit der Klasse auf die wichtige Thatsache hin, daß die Feinde Jesu das Christenthum nicht ausrotten können.

**Fragen.** Wessen wurden die Apostel beschuldigt? Waren diese Anklagen begründet? Wie vertheidigten sich die Apostel? Wie wurden ihre Worte aufgenommen? Was für einen Rath ertheilte Gamaliel? Was waren die Folgen davon?

#### Wandtafel.



## Die Wahl der sieben Almosenpfleger.

### 12. Lektion für Sonntag den 18. Juni 1876. Apg. 6, 1—15.

**Grundgedanke.** Weisliche Einteilung der Arbeit in der Kirche. Haupttext. 1. Tim. 3, 13.

**Zusammenhang der Geschichte.** Wir haben bisher gesehen, daß die Apostel sammt der Urgemeine eine merkwürdige rastlose Thätigkeit in der Ausbreitung der Reichs Sache Christi entwickelten. Ihre erstaunlichen Erfolge waren der angewandten Mühe und Arbeit weit über Erwartungen und mehr als entsprechend gewesen. Lucas führt uns nun in ein weiteres Stadium der Geschichte hinein, welches ihre innere organische Gestaltung, und zwar auf Grund neuer Bedürfnisse, gleichmäßig abwickelt. Die Nothwendigkeit drang die Apostel um so mehr, diesen neu aufsteigenden inneren Bedürfnissen Rechnung zu tragen, um die so eng unter einander verbundenen Gläubigen für die im raschen Anzuge dräuenden äußeren Gefahren vorzubereiten, um denselben gemeinsam begegnen zu können.

**Praktische Erläuterung.** Die Urgemeine steht zu dieser Zeit nach unserer Lektion bereits auf einer Stufe der Entwicklung, welche ihr eine weitere blühende Zukunft in bester Aussicht

stellt. Je zahlreicher aber die Gemeinde wurde, desto mehr machte sich die Nothwendigkeit besserer innerer Anordnungen und Gliederung im Regiment derselben fund. Ein bedeutendes Maß von Weisheit, welche immer nöthig ist zur Organisation eines festen, gut geordneten Kirchenkörpers aus vielen tausenden Gliedern, von verschiedenen Ländern, mit verschiedenen Anschauungen, Sitten und Gebräuchen, wie es besonders hier, in der ersten Epoche der Kirche Christi nothwendig war, kann man den Aposteln in keiner Beziehung absprechen. Der heilige Geist befähigte sie besonders hierzu und lenkte diese ihre Fähigkeiten auch auf alle inneren Bedürfnisse der Gemeinde, besonders in der Verwaltung bestehender und in der Einrichtung von neuen Aemtern. Raum fang man nun an, von den durch ihre Feinde erlittene Verfolgungen freier aufzuathmen, da brausen die ersten neuen Vorboten eines gewaltigen Verfolgungssturmes über die Urgemeine herein, welcher in Stephanum den ersten



Märtyrer fordert, und in weiterer Folge dieselbe endlich so zerrümmert, daß ihre zersprengten Theile in ganz Palästina herumgeworfen wurden. Es war die erste Nationalkatastrophe der Kirche Christi, aus welcher tausende anderer christlichen Gemeinden entsprossen! Aus dieser Lektion lernen wir

**I. Eine begründete Unzufriedenheit über innere Mängel der Gemeinde.** B. 1. An dieser Stelle lernen wir zum erstenmal, daß die vielen tausend Mitglieder der Gemeinde zu Jerusalem aus zweierlei Volkselementen nach Geburt, religiöser Erziehung, Sprache und Sitten zusammengesetzt waren. 1) Aus palästinischen Juden (Hebräer), welche in Palästina geboren und von jüdischer Abstammung waren, und hebräisch, d. h. das aramäische redeten. 2) Der andere Theil bestand aus den sogenannten Hellenisten (Griechen), d. h. Christen, welche nicht in Palästina, sondern in anderen Ländern geboren waren, in Ägypten, Syrien und Kleinasien u., und das Griechische als ihre Muttersprache redeten. Auch von diesen mag wohl die Mehrzahl geborene Juden, wenn auch mit ausländischer Abstammung, Sprache und Erziehung gewesen sein. Gerade zu der wichtigen Zeit, in welcher die Apostel ihre Glaubenskraft im Erdulden von Leiden und Schmach, um Jesu willen, sich so treu erwiesen, die Zahl der Gläubigen ohne Unterbrechung zunahm, da trat urplötzlich in der Gemeinde ein gefährlicher innerer Mangel hervor. Es konnte nicht fehlen, daß in derselben sich viele Armen und Wittwen befanden, welche von der Gemeindefamilie ernährt und versorgt werden mußten. Da das Apostelamt bisher das einzige Amt in der Kirche war, und natürlicherweise Alles übersehen, anführen und verwalten mußten, konnte es sehr leicht vorkommen, daß sie in der zu vielen tausenden Gliedern angeschwollenen Gemeinde mit dem besten Willen nicht völlig allen gerechten Ansprüchen gerecht werden konnten. In der Pflege der Armen, besonders unter den Wittwen der „Griechen“, scheinen große Mängel entstanden zu sein, indem Manche von ihnen übersehen und nicht versorgt wurden. An böse Absichten, denselben die Unterstützung vorzuenthalten, dürfen wir hier nicht denken; man muß vielmehr Manches der noch mangelhaften inneren Gemeindeorganisation zuschreiben. Es mag manche Wittwen gegeben haben in der großen Stadt unter den vielen Gläubigen, deren Umstände man nicht gekannt, noch auch den Aposteln bekannt waren.

**II. Ihre Beseitigung durch die neue Verordnung des Dieneramts.** B. 2–6. Kaum war dieser Mangel den Aposteln kund geworden, machten sie sogleich weisliche Anstalten, denselben abzuheben. Die gerechte Mißstimmung über den Uebelstand wollen sie jedoch nicht um sich greifen und in der Gemeinde tiefer einwurzeln lassen, sondern durch weisliche Untersuchung des Sachbestandes und gute Maßnahmen denselben abheben. Die gegenseitige brüderliche Liebe und Eintracht durfte nicht gestört, sondern mußte weiter befördert und entschieden erhalten bleiben. Auch erkannten sie klar, daß besonders die innere Verwaltung besser eingetheilt, geordnet und, da sich besondere Bedürfnisse geltend gemacht, ein neues und denselben entsprechendes Amt müsse geschaffen und eingerichtet werden. Inner zu diesem Zweck eigens berufene Gemeindevorstellung ohne Zweifel der männlichen Glieder, sollte dem sehr liberalen Antrag der Apostel ihre eingehendste Aufmerksamkeit schenken. Sie fordern dieselbe auf B. 3 sich nach fähigen Männern unter den Gläubigen von gutem Ruf, Charakter, begabt mit Weisheit, und erfüllt mit dem hl. Geist, umzusehen, solche zu ernennen u. ihnen vorzustellen, welche sie alsdann zum Amt bestellen können. Auf diese Weise entstand das Dienerramt in der christl. Urgemeine; es ist eigentlich eine so recht aus Grund innerer Bedürfnisse hervorgegangene, und darum ihre ureigene Schöpfung, unter apostolischer Aufsicht vermittelt. Dieses neue Amt hatte nicht nur die Verpflichtung, für die Armen, Wittwen und Waisen gewissenhaft und christlich zu sorgen, sondern auch nach Außen am Wort zu dienen, wo es notwendig war. Die Apostel hatten dadurch, daß sie bisher Alles persönlich verwalteten, und zu viel den Bedürfnissen „zu Tische dienen mußten“, dem eigentlichen Zweck ihres hohen Amtes B. 2 und 4 nicht nach Wunsch entsprechen können. Dieses Dieneramt sollte sie unabhängiger, freier machen, unterstützen, und ihr Augenmerk mehr ihrer Hauptaufgabe „anzuhalten am Gebet“ und „am Amte des Wortes“ zu dienen, richten.—Dieser Antrag der Apostel an die Gemeinde gefiel ihr durchwegs gut, und ernannte sieben Männer, welche sie den Aposteln zu die-

sem Amte vorstellte. Diese übertrugen ihnen das neue Amt und setzten sie feierlich durch Gebet und Handauflegung ein. B. 5. 6.

**III. Die Gemeinde genießt ihre blühende Wohlfahrt.** B. 7. 8. Ueber die große und nach innen hin erstandene Gefahr der noch jungen Kirche, hatte das treue Wächterauge Christi sorgsam gewacht, und durch den hl. Geist seinen Aposteln die richtige Einsicht gegeben, dieselbe zu beseitigen, die Vernachlässigten zu versorgen, und die nothwendige Ruhe und Eintracht wieder herzustellen. Die beiden letzteren Eigenschaften entwickeln in irgend einem Gemeinwesen eine bewunderungswürdige Kraft. Sie sollten unerlässlich in einer jeden christlichen Gemeinde vorhanden sein, sonst ist auf blühendes Gedeihen derselben nicht zu hoffen. Die Lehre, welche wir aus unserer Lektion in diesem Stück ziehen können, ist: 1) man erkenne immer zuerst die vorhandenen Mängel gründlich; 2) dann bete man vereint und inständig zum Herrn um Weisheit und Gnade, den rechten Weg und die rechten Mittel zu verwenden, denselben abzuheben; 3) lasse man sie aber nicht fortgerissen, sondern folge doch—den Aposteln des Herrn.—Diese allem Gedeihen vorausgehenden Bedingungen erfüllte die Urgemeine nach Anweisung und Aufsicht der Apostel, und ihr Erfolg war ein wirklich glänzender. 1) „Das Wort Gottes nahm zu“, d. h. die Apostel hatten mehr Gelegenheit und Vorrecht gewonnen, das Wort öfter im Allgemeinen zu reden, und wurden darin noch von den neuwählten Dienern unterstützt. 2) „Die Zahl der Jünger (Gläubigen) mehrte sich“ ohne Aufhören in Jerusalem, und die Gemeinde wurde dadurch nach innen stärker an Kraft, und nach außen wurde sie zahlreicher und einflussreicher. 3) Ein großer Theil der im Tempel dienenden Priesterschaft wurden gläubig und dem Herrn gehorsam. 4) Stephanus, der erste auf der Liste der neuwählten Diener zeichnete sich schon am Anfang seiner neuen Wirksamkeit durch seinen Glauben und Kraft der Rede aus, und verrichtete viele Wunder und Zeichen, ähnlich wie die Apostel, unter dem Volk.

**IV. Neue Gefahren, Widersprüche und feindselige Antriebe.** B. 9–15. Das rasche Aufblühen, Erstarken und mächtige Umfanggreifen der Urgemeine, sollte jedoch nicht ohne neue Feindseligkeiten seitens der ungläubigen Juden abgehen. Theils die Auszeichnung des Stephanus durch Thaten und Wunder, theils seine hervorragenden Gaben der Erkenntnis und gewaltigen Redekraft, womit er für Jesum zeugte und wirkte, zog die Aufmerksamkeit, ja den bitteren Neid und die Eifersucht der ungläubigen Juden auf sich. Diese waren jedoch vom Ausland, aber doch entweder in Jerusalem wohnhaft, oder zu zeitweiligen Festgottesdiensten im Tempel, in der Stadt anwesend. Zu dieser Zeit hatte die heilige Stadt nebst dem Tempel noch 480 Synagogen, welche theils zu Gebets-, theils zu Lehrzwecken gebraucht wurden. Im Ausland hatten sich seit Jahrhunderten viele Juden bleibend niedergelassen; jedoch blieben viele derselben der mosaischen Religion treu, und standen in religiöser Beziehung in stetem Wechselverkehr mit der Bundeshauptstadt und den Tempelgottesdiensten. Solche, in vielen großen Städten des Auslandes ansässigen Juden, deren damals Alexandrien allein 100,000 hatte, besaßen dann wieder ihre besonderen Synagogen in Jerusalem, welche allgemein unter dem Namen ihrer Erbauer oder ausländischen Eigenthümer dort bekannt waren. Die Segner Stephanus, B. 9, gehören fünf verschiedenen Gemeindefynagogen an, welche jedoch hier in zwei unterschiedliche Gruppen getheilt sind, nemlich in die von römischer und afrikanischer Heimath, in die Kleinasiatischen, und waren griechisch gebildete Juden. Weil es nun wahrscheinlich ist, daß Stephanus von Geburt aus selber zu den „Hellenisten“ gehörte, diese ihn auch als solchen kannten, so ließen sie sich mit ihm in Unterredung—in Disputation—ein. Allein sie fanden sich ihm gegenüber ganz unfähig, seiner erstaunlichen Weisheit, hinreißender Kraft der Rede und des darin wallenden Geistes etwas anzubaden. Da sie seine heiligen Grundsätze nicht widerlegen konnten, schlugen sie den Weg der List ein, ihn auf alle Fälle zu untergraben und zu verderben. Um in diesem ihr Schlingentanz, Rachsucht und Fanatismus nicht bloßzustellen, gewannen sie andere feile grundsatzlose Juden, welche sie nach B. 11 dazu abrichteten, die Lüge soweit als möglich zu verbreiten, Stephanus habe Lästerungen wider Moses und den mosaischen Glauben ausgeprochen. Diese lügenhaften Gerüchte waren auf zwei Dinge berechnet, 1) das Volk in der Stadt wider ihn aufzuregen, und 2) dadurch den Hohenrath zu veranlassen, gerichtlich gegen ihn



einzuschreiten. Und leider gelang es ihnen, beide Schlechtigkeiten durchzusetzen. — Zu ungeahnter Stunde, als dieser treue Glaubenszeuge Jesu seinem heiligen Berufe nachging, wurde er von rauen fanatischen Juden ergriffen und gewaltthätig vor den Hohenrath geschleppt. Mehrere falsch abgerichtete Zeugen bezuagten gegen ihn, 1) er bestreite beständig die Rechtmäßigkeit der mosaischen Gottesdienstordnung und Lehre, 2) Jesus von Nazareth würde durch seine Lehre „ändern die Sitten, welche Moses gegeben, und endlich den Tempel zerstören.“ Der Angeklagte fügte sich einstweilen still der Gewalt. Inzwischen bereitet sich der Herr durch Stephanum zu einer gewaltigen Geisteschlacht vor. Die Geistesherrlichkeit fing schon an, aus seinem Angesicht engelhaft aufzuleuchten. Ahnten sie das bald folgende Weiterleuchten der evangelischen Wahrheit?!

**Nutzenwendungen.** 1) Wittwen und Waisen sollten immer von der Kirche gebührend unterstützt werden. B. 1. 2) Prediger des Evangeliums sollten aber nicht allzubüel mit äußerlichen Dingen belästigt werden, die sie an der Verkündigung des Evangeliums hindern könnten. B. 2. 3) Unhaltendes Gebet gehört besonders zur erfolgreichen Amtsverwaltung der Prediger und Lehrer. B. 4. 4) Alle Weisheit der Menschen zusammen vermag nichts gegen das kräftige Wort Gottes. B. 10.

**Kleinkinderklasse.** 1. Der Lehrer mache in dieser Lektion hauptsächlich auf das Gebet nach Vers 4 aufmerksam, und zwar a) auf die Nothwendigkeit, b) die Natur und c) auf die Wirkung desselben. Zur Erläuterung gebrauche die verschiedenen Beispiele in hl. Schrift; z. B. Samuel, Salomo, Daniel 2c.

2. Beschreibe auf eine kindliche einfache Weise den Charakter Stephanus, der für uns alle als Beispiel zur Nachahmung aufgestellt ist.

**Fragen.** Was für eine Klage erhob sich hier in der Kirche? Was wurde gethan, um dieselbe zu besettigen? Wer waren die Griechen und wer die Hebräer? Was mußten die

erwählten Mosespfleger für Männer sein? Was wird von Stephanus, einem von den Sieben, besonders gesagt?

**Illustrationen.** 1. Knechte Christi müssen anhaltend sein im Gebet. Ein gewisser Schreiber sagt: „Ich kannte einen Prediger, dem es niemals an etner Erweckung in seiner Gemeinde fehlte. Er war kein Mann von ungewöhnlichem Talent, und man dachte nicht daran, ihn herbei zu rufen, wenn etwas Großes auf der Kanzel geleistet werden sollte; dennoch aber geübte das Wort Gottes immer unter seiner Aufsicht, und jedes Jahr brachte er eine große Zunahme an Mitgliedern, die der Mehrtheit nach auch standhaft blieben. Man hieß ihn den Kiesen, ohne zu wissen, worin seine Stärke bestehe. Es wurde eben daran erinnert, daß er ein anhaltender Beter, sowie auch ein fleißiger Hausbesucher war. Das war das Geheimniß seines Erfolgs.“

2. Die Fülle des hl. Geistes. Es war üblich unter den römischen Kaisern, bei ihren Triumphzügen in der Stadt auf beiden Seiten dem Volk neugeprägte Goldmünzen auszustreuen. So hat auch Christus nach seinem großen Triumphzuge—seiner glorreichen Himmelfahrt—für uns die Gabe des hl. Geistes erworben und sie ausgegossen.

### Wandtafel.



Der Künstler hat diesmal die Wandtaffelsectionen nicht nach Wunsch ausgeführt. Es kommen Fehler darin vor. Wir werden ihm aber künftig besser auf die Finger sehen.

## Allgemeine Uebersicht.

### Zweites Quartal.

Section.	Inhalt.	Grundgedanke.	Haupttext.	Uns zur Lehre.	Fragen.
Absg. 1, 1—12.	Die Himmelfahrt Christi.	Christi Auffahrt in den Himmel (seine und unsere) Heimath.	Luc. 24, 51.	Der Herr unser Fürsprecher.	Wie verwenbet Jesus die Zeit nach seiner Auferstehung bis zu seiner Himmelfahrt? Wo und wie lang sollten seine Jünger bleiben? Von wo aus fuhr Jesus gen Himmel? Welche Mahnung erhielten dann die Jünger vom Himmel?
Absg. 2, 1—11.	Der Tag der Pfingsten.	Die Erfüllung der Verheißung: die Gabe des hl. Geistes.	Matth. 3, 11.	Die Person des hl. Geistes.	Was theilte Jesus vom Himmel her am Pfingstfest den Gläubigen mit? Welches große Wunder geschah alsdann? Gibt es denn auch Christen, die dem Herrn gefällig sind ohne den hl. Geist? Können wir selig werden ohne die Gabe des hl. Geistes?
Absg. 2, 12—28.	Petri erfolgreiche Vertheidigung.	Die Gottesverheißungen des Alten Bundes erfüllt?	1. Petri 1, 10.	Die Weissagung erfüllt.	Sind betrunkene Menschen Gott und den Menschen werth? Welchen Geist bedürfen alle Menschen? Können alle Menschen den hl. Geist bekommen? Welche Segnungen wirkt in uns der hl. Geist?
Absg. 2, 37—47.	Die ersten Christen.	Die heilsamen Folgen von der Wirkung des hl. Geistes.	Röm. 10, 13.	Die sichtbare Kirche Christi.	Welche Wirkung übte Petri Pfingstpredigt aus unter dem Volk? Wie Viele wurden am Pfingstfest gläubig? Wie lebten die ersten Christen unter einander?
Absg. 3, 1—11.	Die Heilung des lahmen Mannes.	Der Name Jesu unsere Güte und Stärke.	Absg. 3, 16.	Die Gegenwart des Herrn in seiner Kirche.	Was gaben die zwei Apostel dem lahmen Mann? In wessen Namen thaten sie das Wunder? Was that hierauf der Geheile?
Absg. 3, 12—26.	Die Kraft des Namens Jesu.	Und laßt uns aufsehen auf Jesum, welcher ist der Anfänger und Vollender unseres Glaubens.	Absg. 4, 12.	Jesus besitzt alle Gewalt.	Wen ehren die Apostel allein über die Wunderthat am Lahmen? Wer hatte Jesus getödtet? Welche Männer weisagten von Jesus? Was muß Jesus endlich einnehmen?
Absg. 4, 8—22.	Der Muth der wahren Christen.	Der hl. Geist gibt zum Bekennen des Namens Jesu überhastete Furchtlosigkeit.	Epr. 28, 1.	Jesus allein unsere Zuversicht.	Wer hatte den Herrn Jesum verworfen? Was ist der Name Jesu für die Menschen? Warum konnten die Apostel es nicht unterlassen von Jesus zu zeugen? Was gibt's mit uns, wenn wir uns schämen Jesus zu bekennen?

Section.	Inhalt.	Grundgedanke.	Haupttext.	Uns zur Lehre.	Fragen.
Absg. 4, 23—37	Christliche Gemeinschaft.	Wahre Liebesgemeinschaft ist nur in der Kirche Christi zu finden.	Röm. 12, 5.	Christliche Eintracht.	Wer gibt die Freude, zum Bekennen des Namens Jesu? Können Menschen das Werk des heil. Kindes Jesu hemmen und ausrotten? Wie müssen Kinder Gottes sich unter einander betragen?
Absg. 5, 1—11.	Das Lügen wider Gott.	Das Lügen wider den hl. Geist.	Absg. 5, 4.	Göttlichkeit des hl. Geistes.	Wer verführt die Menschen zur Sünde? Was thaten Manias und Sapphira? Haben sie die Apostel, oder Gott den hl. Geist angelogen? Wenn man lügt, wider wen thut man es?
Absg. 5, 12—26	Die Apostel im Gefängniß.	Unschuldige Menschen verurtheilt, aber von Gott befreit.	1. Petri 4, 16.	Die Verführung Gottes.	Was thaten die Apostel in der Kraft des hl. Geistes Welchen Einfluß übte dieses aus unter dem Volk? Was thaten die Feinde Christi mit den Aposteln deswegen? Wer befreite sie aus dem Kerker? Was thaten sie hernach wieder?
Absg. 5, 27—49	Die Apostel vor dem Hohenrath.	Menschliche Anschläge wider Gott sind umsonst und werden zu nichts.	Röm. 8, 31.	Gott ist der Schutz seiner Heiligen.	An was erinnert der Hohenrath die Apostel? Wem muß man zuerst gehorchen? Was that Gott mit Jesus, den der Hohenrath umbringen ließ? Kann Gott die Herzen der Menschen so lenken, von der Verfolgung seiner Zeugen abzuwenden? Was geschieht mit denen, welche göttlich leben wollen?
Absg. 6, 1—15.	Die Wahl der sieben Almosenpfleger.	Weisliche Einteilung der Arbeit in der Kirche.	1. Tim. 3, 13.	Der ehrbare Beamtenstand der Kirche.	Hat man ein Recht zu murren? Welche Männer wurden von den Aposteln zum Dienerrath verordnet? Welcher von diesen Männern wurde vor den Hohenrath gestellt? Sprachen seine Verkläger die Wahrheit?

## Nach zur Beherzigung.

Von Chr. Weßling.

Der im Aprilheft erschienene Artikel, mit der Ueberschrift „Zur Beherzigung“, von Bruder K. Matt, erfordert nothwendig eine weitere Besprechung.

Daß die S. Schulen nicht allen Bedürfnissen unserer Jugend entsprechen, noch sie befriedigen, haben ohne Zweifel nebst Br. Matt, schon Manche von uns erkannt.

Aber die Art und Weise, die der Bruder vorschlägt, um diesem Mangel abzuhelfen, ist mir eben so ungenügend; ja scheint mir im Grunde genommen, mehr ein Rückschritt, als ein Fortschritt zu sein.

Es ist Thatsache, daß viele von unseren halberwachsenen S. S. Schülern die Sectionen gar nicht recht begreifen und fassen, wie sie sollten. Es ist zweifelhaft, ob wir in manchen S. Schulen—von 50 bis 100 Kindern—nur ein Duzend haben, die den Inhalt der Sectionen nur einigermaßen fassen. Ja, manche Lehrer verstehen sie nicht recht.

Freilich, da sollten nothwendig Lehrerversammlungen gehalten werden; aber dieses läßt sich eben mit dem besten Willen nicht überall thun. Theils weil die Lehrer zu weit aus einander wohnen, theils weil die Abende mit anderen nothwendigen Geschäften aufgenommen sind; und oft fehlt auch das Interesse, sich für die gute S. Schulsache ein wenig zu verleugnen. Es mögen auch einzelne Fälle vorkommen, wo die Lehrer ein wenig zu groß sind, um selbst noch zu den Füßen eines Lehrers zu sitzen—und weil man in der Lehrerversammlung selbst antworten soll, da man doch den Gegenstand nicht recht durchdacht hat, und sich dann schämt, wenn man eine verkehrte Antwort gibt, so bleibt man lieber weg, oder schafft dahin, daß die Lehrerversammlung gar nicht gehalten wird.

Erreichen nun schon die sonst guten S. S. Sectionen lange nicht ihren Zweck, aus Mangel an Fähigkeiten bei Lehrern und Schülern, was wird es erst geben, wenn wir noch den Katechismus in die S. Schule einführen? Es nimmt Manche von uns Predigern alle unsere Weisheit, um den Katechismus

den Kindern recht zu erklären und begreiflich zu machen, wie weit werden es denn unsere weniger bevorzugten Geschwister als S. S. Lehrer in diesem Stücke bringen?

Aber anstatt den Katechismus in die S. Schule hinein zu drängen, würde ich vorschlagen, wir Prediger der Evang. Gemeinschaft machen es uns zur heiligen Pflicht, an allen Predigtplätzen regelmäßig catechetischen Unterricht zu halten.

Wir wollen uns durch Nichts entmuthigen lassen, bis wir mit den Kindern regelmäßig durch den Katechismus gegangen sind, ob dieselben nun Alles auswendig lernen oder nicht. Wir wollen die Gnade suchen, daß wir nicht trocken, abstoßend oder ermüdend, sondern frisch, anziehend und gewinnend sein mögen. Wir wollen vereint dahin wirken, daß die Nothwendigkeit des catechetischen Unterrichts allgemein unter uns anerkannt wird, so, daß kein Kind mehr unter uns aufwächst, ohne einen regelmäßigen Unterricht im Katechismus.

Ich möchte fragen: „Brauchen unsere Kinder den speciell kirchlichen Unterricht weniger, als die Kinder anderer Denominationen? Ist nicht gerade dieser Unterricht die Festung mancher Kirchen, wodurch sie ihre Jugend an sich halten? Ich möchte laut genug rufen, daß es jedes Glied der Kirche unter uns verstehen möchte: (Don't give up the fort.) Gebt die Festung nicht auf!

Aber jene eben erwähnten Kirchen haben es schon lange als eine stehende Regel, als ein Gesetz unter sich, daß jedes Kind ihrer Glieder, wenn alt genug, in den catechetischen Unterricht geschickt werden muß. Die Kinder finden Zeit, in den Unterricht zu kommen. Sie bleiben einfach so lange, wie der Unterricht währt, aus der Freischule.

Laßt uns dahin arbeiten, durch Schrift und Predigt, mit allen erlaubten Mitteln; vom höchsten Beamten der Kirche bis zum allergeringsten Wohlwünscher Zions, daß der catechetische Unterricht unter uns regelmäßig gehalten werde—ja eine stehende Kirchenregel werde. Bleiben wir dann im rechten Geleise—halten wir das rechte Gottesleben unter uns auf, so werden wir unsere Jugend für die Kirche erhalten.



## Jüdisches Volksleben zur Zeit Jesu.

Von B. Pic.

Außer diesen drei Hauptdifferenzen gab es noch andere, wodurch beide Parteien sich von einander unterschieden. Trotzdem der Sadducäismus alle Schriftgelehrsamkeit und Tradition verwarf und sich streng in die Schranken der heil. Schriften, vor allem des Pentateuchs (d. h. der 5 Bücher Moses) einschloß, so hatte er auch Heuchler, denn im Talmud lesen wir, daß der König Alexander Jannai (gest. 78 v. Chr.) auf seinem Todtenbette seine Frau vor beiden warnt, indem er zu ihr sagte: Fürchte dich nicht vor den Pharisäern und vor denen, die es nicht sind (die Sadducäer), sondern vor den Gesärbten (d. h. den auf beiden Seiten Tragenden).“ Diese Heuchler auf beiden Seiten sind es, die der Herr Jesus im Auge hatte, wenn er zu seinen Jüngern sprach: „Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und Sadducäer (Matth. 16, 6).

Aus dem Gesagten wird uns klar geworden sein, daß die Pharisäer zuerst eine in sich abgeschlossene Bruders- oder Genossenschaft bildeten, im Laufe der Zeit sich zu einer politischen Partei heranbildeten, die Demokraten im wahren Sinne des Wortes bildeten, gegenüber den Aristokraten vertreten durch die Sadducäer, und schließlich eine theologische Schule bildeten, deren Richtung heute noch im orthodoxen Judenthum seine Vertreter findet.

Pharisäer und Sadducäer finden wir im Neuen Testament erwähnt, nur nicht jene andere Richtung im Volke „die Essäer“, von denen uns Josephus und Philo viel zu erzählen weiß. Wir können nicht umhin unsere Leser auch mit diesen Leuten bekannt zu machen, denn wir sind in Jerusalem, und beobachten das Thun und Treiben der Leute. Haben die Damen mit ihren Toiletten, der Pharisäer in seinem Gebetsmantel unsere Aufmerksamkeit schon in reichem Maße geseffelt, so geschieht dies noch mehr durch jenen ganz in Weiß gekleideten Alten, welcher Schuhe an den Füßen hat, die auch ein Armer, wenn er sie auf der Straße fände, nicht aufheben würde. Auf unsere Frage, wer denn jener Alte dort sei, der so ängstlich umherblickt, sagt man uns es ist ein Essäer, der sich spähend umsieht, ob er nicht jemand entdecke, der ihm den Weg zum Hause seines Ordensoberen zeigen könne. Was den Namen „Essäer“ oder „Essener“ betrifft, so ist der Name in tiefes Dunkel gehüllt. Mehr denn 20 verschiedene Erklärungen dieses Namens sind versucht worden. Am besten ist die Erklärung „die Frommen.“ Schon um das Jahr 150 v. Chr. kommen sie vor, und sind aus den Pharisäern wie es scheint hervorgegangen, wenn sie auch in vielen Punkten von dem traditionellen Judenthum abweichen. Die Essäer haben in unserer Zeit besonders viel Aufmerksamkeit erhalten von reformirten jüdischen Geschichtschreibern und ungläubigen christlichen Schriftstellern, wie weiland David Friedrich Strauß, dem Jesus nichts weiter als ein Essäer war. Es verlohnt sich schon deshalb uns ein wenig mit dieser von der großen Heerstraße des jüdischen Volkslebens abgeschiedenen Genossenschaft zu beschäftigen.

Laut zeitgenössischen Berichten wohnten sie, nachdem sie sich von Jerusalem zurückgezogen hatten, an der nordwestlichen Küste des toten Meeres, ungefähr 4000 an der Zahl. Das Gesetz Moses hielten sie sehr hoch. Die höchste Aufgabe ihres Lebens bestand darin, Tempel des heil. Geistes zu werden, um prophezeien und Wunder verrichten zu können und, wie Elias,

Vorkäufer des Messias zu werden. Um sich durch Berührung mit Andern nicht zu verunreinigen, lebten sie im Eölibat, obwohl ausnahmsweise einige verheirathete Brüder unter ihnen waren. In ihrer Abgeschlossenheit lebten sie gemeinschaftlich. Sie hatten eine gemeinschaftliche Kasse. Rangunterschiede gab es nicht. Sklaverei und Krieg war ihnen zuwider, mit allen Menschen lebten sie in Frieden. Unter sich wählten sie einen Präsidenten, der zugleich als Richter fungirte. Wurde ein Glied eines Vergehens schuldig befunden, so wurde es excommunicirt, wurde jedoch als Bruder ermahnt und nach geschehener Buße wieder aufgenommen. Sie bebauten das Feld, hatten eigene Herden, verfertigten ihre Kleider, heilten die Kranken, unterrichteten die Jugend, während sie denn alle gewisse Stunden dem Studium der Geheimnisse der Natur und Offenbarung widmeten. Vor Sonnenaufgang standen sie auf, und mit ihren Gesichtern gegen die Sonne gerichtet, verrichteten sie ihr Gebet. Sodann arbeiteten sie bis zur fünften Stunde (ober 11 Uhr Vormittags), worauf sie sich zu einem gemeinsamen Dabe versammelten. Alsdann legten sie ihre weißen Kleider, das Symbol der Reinlichkeit, an, und begaben sich feierlich in den Speisesaal. Nach dem Alter nahmen sie Platz, und nachdem der Segen gesprochen war, wurde das Mahl unter feierlicher Stille eingenommen. War dieses vorüber und das Dankgebet gesprochen, waren sie entlassen. Sie zogen sich zurück, legten ihre weißen Kleider ab, zogen ihr Arbeitszeug an und arbeiteten dann laut Anweisung bis gegen Abend, worauf dann wieder ein gemeinschaftliches Mahl folgte. So ging es die Woche hindurch. Der Samstag wurde besonders heilig gehalten. Zehn Personen konnten den Gottesdienst beginnen; wie beim Mahl nahm Jeder in der Synagoge seinen Platz nach dem Alter ein. Einer las einen Abschnitt aus dem Gesetze vor, den ein Anderer erklärte. Da das Eölibat die allgemeine Regel war, so adoptirten sie Kinder aus der Judenthumschaft, die sie erzogen, um so die Lücken auszufüllen. Jeder erwachsene Candidat mußte ein Noviziat von 3 Jahren durchmachen. Im ersten Termin, welcher zwölf Monate dauerte, mußte der Noviz sein Vermögen der allgemeinen Kasse übergeben. Er erhielt hierauf eine Constitution der Bruderschaft, einen Spaten, um die Extremitäten zu verscharren (5. Mos. 23, 12—14), einen Schurz zum Gebrauch bei den Waschungen und ein weißes Gewand, das er bei den Mahlzeiten anzulegen hatte. Im ersten Jahre hatte der Noviz, obwohl er gewisse Regeln des Ordens zu beobachten hatte, keinen Zutritt zu den gemeinschaftlichen Mahlen. Hatte er sein erstes Probejahr bestanden, so wurde der Noviz zum zweiten Grad zugelassen, in welchem er 2 Jahre zu bleiben hatte, und wurde ein Herannahender bezeichnet. In diesen 2 Jahren kam er in nähere Berührung mit der Bruderschaft, nahm Theil an ihren Waschungen, aber nicht an den Mahlzeiten und Aemtern. Hatte er diese Zeit zur Genüge bestanden, so wurde der Noviz volles Glied und konnte Theil nehmen an den Mahlzeiten. Vorher jedoch mußte er feierlichst versprechen (die einzige Gelegenheit, wo der Eid geleistet wurde) drei Stücke zu beobachten: 1) Liebe zu Gott; 2) Gerechtigkeit gegen alle; 3) Reinheit des Charakters, womit Verschwiegenheit über die Orden, sorgfältiges Geheimhalten der Bücher der Gesellschaft, der Namen der Engel oder Geheimnisse, verbunden mit dem Namen Gottes (dem Tetra-

gramaton) und andere Namen Gottes und der Engel, verbunden waren.

Die drei Sectionen, bestehend aus dem Candidaten, dem Herannahenden und dem Genossen, waren in vier Unterabtheilungen abgetheilt, wovon jede sich durch einen höheren Grad der Seligung auszeichnete, so daß die Berührung eines Gliedes aus dem höheren Grade mit dem eines niederen Grades schon unrein machte. Durch acht verschiedene Stufen ging es bis zur höchsten Entwicklung; auf der letzten Stufe wurde der Genosse ein Vorläufer des Messias. Indem wir ein näheres Eingehen auf das Verhältniß des Essenismus zum Judenthum und Christenthum unterlassen, bemerken wir als Endresultat, daß in seiner peinlichen Gesetzhaltigkeit der Essenismus freilich echt pharisäisch ist, während seinen Berührungen mit dem Christenthum nicht das Wesen, sondern nur einzelne Aeußerlichkeiten betreffen, was von denen übersehen wurde, die wie Strauß im Christenthum nur einen Ableiter des Essenismus sahen.

Pharisäismus, Sadducäismus und Essenismus, das waren die drei Hauptströmungen, welche das Volk zersplitterten, abgesehen von den heidnischen Einflüssen, die im äußeren Volkseleben sich überall geltend machten, und dazwischen Christus und sein Evangelium! Kann ein größerer Gegensatz gedacht werden! Der Wüstenprediger, der dem Herrn den Weg bereitete, blieb nur eine „Stimme in der Wüste.“ Der selbstgerechte Pharisäer, der nur für die Gegenwart besorgte Sadducäer und der mönchische Essäer, jeder in seiner Art, suchte das Reich Gottes herbeizuführen. Und das Volk Jerusalems, es lebte ja nur in den Tag hinein, kein Wunder, daß der Heiland klagte: „Ach, daß du es wüßtest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet.“ Nirgends fand er einen Anhaltspunkt für sein Reich und Evangelium, keinen Stamm, dem er ein neues Reich hätte einsprossen können, vielmehr ward er selbst nur eine Wurzel aus dürrer Erdrinde, von der die Pharisäer, Sadducäer und Essäer sagten: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte.“

## Entwicklung der Sonntagschule.

Von Prof. W. F. Heidner.

### Der Sonntagschul-Gesang.

Nicht nur hat das Studium der Bibel einen nie zuvor erreichten Grad von Gründlichkeit erreicht, sondern das Evangelium wird auch durch den herrlichen S. S. Gesang in Millionen Herzen hineingefungen. Die Kinder der Gottlosen sowohl, als die Kinder der Frommen, singen dem Herrn Loblieder auf Gassen und Straßen, in Palästen und Hütten. Der S. S. Gesang ist zum Nationalgesang unseres Landes geworden. Auch die deutschen Jungen der Jungen und Alten unseres Landes sind durch die 35,000 Exemplare unserer trefflichen Jubeltöne zum harmonisch-religiösen Gesang, wie nie zuvor, in Bewegung gesetzt worden; und mögen sie fortzingen, immer süßer und himmlischer, bis alle Trink- und Straßenlieder dadurch verdrängt, und das schöne musikalische Talent unseres gesammten deutschen Bruderstammes auf beiden Seiten des Oceans und auf allen Inseln des Meeres dem Dienste Jehovahs und seines Gesalbten geweiht werde. Wir sehen zwar noch nicht nach Wunsch die Ernte dieser, von den himmlischen Mäusen getreuten Ausaat, aber sie keimt doch schon, nicht nur auf den segneten Fluren und in den blühenden, volkreichen Städten der Christenheit, sondern auch

Auf Grönlands eis'gen Zinken,  
Chinas Korallenstrand,  
Wo Ophirs Quellen blinken,  
Fortströmend gold'nen Sand,  
Auf manchem alten Ufer,  
In manchem Palmenland,  
Erschallt das Lied der Rufer  
Und löst der Blindheit Band.

Und wenn wir nicht ablassen mit Gebet und Thränen, den Regen und Sonnenchein Jehovahs auf diesen Samen herabzusenden, so kann eine reiche Ernte nicht ausbleiben.

### Sonntagschul-Conventionen.

Wie schon im apostolischen Zeitalter Zusammenkünfte berufen wurden, um religiöse Streitfragen zu schlichten oder Berathungen über sonst kirchliche Interessen anzustellen, und wie sich Versammlungen dieser Art durch die Jahrhunderte unter verschiedenen Namen wie Concilien, Synoden, Conferenzen und

Conventionen fortgepflanzt haben: so haben auch die S. S. Arbeiter unter dem letzten Namen (Conventionen) Zusammenkünfte zur besseren Vetreibung ihrer Sache veranstaltet und ohne Unterbrechung aufgehalten.

Die erste County-Sonntagschul-Zusammenkunft wurde von Dr. Johann Vincent in Freeport, Stephenson County, Ill., im Jahre 1860 oder 1861 veranstaltet. Sie trug aber zuerst den Namen S. S. Lehrer-Institut, welcher bald in Convention verwandelt wurde. Diese County-Convention fand schnell in anderen Theilen unseres Staates Nachahmung. Der Zweck dieser Conventionen war und ist noch — denn sie werden jetzt in allen Counties dieses Staates jährlich wiederholt — die S. S. Arbeiter durch gegenseitige Berathungen und Musterübungen im Lehren und in der Leitung von Sonntagschulen zu größerer Vollkommenheit heranzubilden, und Schulen in abgelegenen und armen Theilen des County zu gründen. Zu diesem Ende wurden später County-Sonntagschul-Gesellschaften organisiert, welche durch ihre Beamte obigen Zweck zur Ausführung zu bringen suchten.

### Staats-Sonntagschul-Conventionen.

Daß in Vereinigung Stärke liegt, bewies sich auch hier bald praktisch. Und Männer wie Moody, Reynolds, Jakobs und Andere, die ein warmes Herz gegen ihre Mitmenschen hatten, und ein offenes Auge, Gelegenheit zu ergreifen, ihnen Gutes zu thun, kamen zu der Ueberzeugung, daß durch eine weiterreichende als die County-Organisation die Massen der religiös-verwaorsten Kinder schneller erreicht werden könnten, und brachten somit die

### Erste Illinois Staats-Sonntagschul-Convention

im Jahre 1863 zu Stande; die erste in den Ver. Staaten — wenn ich recht unterrichtet bin —. Diese Staats-Conventionen sind zum großen Segen für Hunderttausende geworden, und werden alljährlich wiederholt. Diese Convention stellte sich die Aufgabe, jedes County im ganzen Staat zu organisieren, gründlich jedes Township und jeden Schulbezirk zu durchsuchen, und an allen Orten, wo möglich, Sonntagschulen zu



gründen. Das Erste dieser Aufgabe ist gelöst. Jedes der 102 Counties des ganzen Staates ist organisiert; und an der letzten International-S.-S.-Convention glänzte das Banner von Illinois mit seinen 102 goldenen Sternen zur Freude aller Anwesenden und zur Ehre unserer Delegaten.

Dreißig Staaten und Washington Territorium sind organisiert und halten ihre jährlichen Conventionen.

#### National-Sonntagschul-Conventionen.

Ermuthigt durch den Erfolg der Staats-Sonntagschul-Conventionen, gingen die Fortschrittsmänner auf diesem Gebiet noch weiter in ihren Organisationsplänen und beriefen in 1869 die erste National-Sonntagschul-Convention nach Newark, New Jersey, welche alle organisierten Staaten und Territorien mit Delegaten beschieden. Der Segen Gottes ergoß sich in solcher Fülle auf diese Versammlung, daß man des Höchsten Wohlgefallen daran allgemein zu erkennen meinte und eine National-Sonntagschul-Gesellschaft organisierte, die sich alle drei Jahre versammeln sollte. Diese Gesellschaft stellt sich die ganzen Ver. Staaten zu ihrem Missionsfeld und will ernstlich helfen das ganze Land für Jesum zu gewinnen. Die zweite National-Convention tagte in Indianapolis 1872 und verwandelte sich hier in die International-Sonntagschul-Gesellschaft. Damit wurde die christliche Bruderband auch Canada oder irgend einem fremden Lande erreicht.

#### Die Reihenfolge der International-Sonntagschul-Sectionen.

Ein Ausschuß, von dieser Convention aus den leitenden Geschwisterkirchen erwählt, bestimmte die International-Sonntagschul-Sectionen. (Der Namen der Glieder derselben konnte ich nicht habhaft werden.) Canada und die Ver. Staaten sind in demselben vertreten. Dieser Körper, für drei Jahre erwählt, bestimmt die Sectionen von Jahr zu Jahr. Am 11., 12. und 13. Mai des Jahres 1875 hielt diese International-Sonntagschul-Gesellschaft ihre erste Zusammenkunft in Baltimore. 400 Delegaten waren gegenwärtig; auch der Süden war stark vertreten, und nahm so regen Antheil, daß die Convention für 1878 nach Charleston, Südcarolina, bestimmt wurde.

Die Statistik, ausgearbeitet von C. P. Porter, Sekretär der Statistik für diese Convention, steht in ihrer Gesamtangabe wie folgt:

Sonntagschulen in den Ver. Staaten.....	69,871
Sonntagschulen in Canada.....	4,401
Lehrer und Beamte in den Ver. Staaten.....	753,060
Lehrer und Beamte in Canada.....	35,745
Sonntagschul-Schüler in den Ver. Staaten.....	5,790,683
Sonntagschul-Schüler in Canada.....	271,381
Ganze Sonntagschul-Gliederchaft in den V. Staaten	6,543,708
Ganze Sonntagschul-Gliederchaft in Canada.....	307,126

Der Zweck dieser großartigen Organisation ist ein erhebener. Ein goldenes Bruderband umschlingt das ganze evangelische Abendland. Alle sektirischen Vorurtheile werden von den Conventionen vergessen; Alle stehen auf derselben breiten, von dem großen Baumeister selbst gelegten „Plattform,“ die Bibel. Auch hier gilt die Lösung: „Alle für Einen (Jesum), und Einen für Alle.“ Ich glaube, daß in jüngster Zeit Nichts mehr dazu beigetragen hat, die sektirischen Scheidewände in der Kirche niederzureißen, als der echte und herrliche Ver-

kehr der Sonntagschul-Arbeiter, beides der Prediger und der Laien an den S. S. Conventionen. Ich rede hier von dem, was ich selbst gesehen und gefühlt habe. Dieses Zusammenfließen der Christenherzen muß dem großen Oberhirten seiner Herde höchst wohlgefallig sein; denn er sagt ja: „Ihr sollt Eins sein, gleich wie ich und der Vater Eins sind.“ Auch ist es in unseren Tagen höchst nothwendig, den Feinden alles Guten und Böttischen eine solide Fronte zu bieten, denn sie heben ihr freches Haupt drohender und planen kühnere Thaten, als sie in Jahrhunderten zurück gethan.

#### Das Verhältniß der Eb. Gemeinschaft zu diesem Werk.

Schon oft bebauerte ich, daß wir uns als ein kirchlicher Zweig dieser Armee von Sonntagschul-Arbeitern wegen der Sprache, in welcher wir hauptsächlich hier im Westen wirken, nicht so fest anschließen können, wie es für das allgemeine Wohl der Kirche Gottes erwünscht wäre; unser Sonntagschul-Werk würde sich sonst in manchen Richtungen schneller entwickelt haben. Auf keinem anderen Gebiet unseres Wirkens haben wir als Kirche mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, um mit dem Geist der Zeit Schritt zu halten und unsere deutsche Jugend im Angesichte der größeren Reize, die ihnen von den englischen Schulen überall entgegengehalten werden, für unsere Gemeinschaft zu erhalten. Dank unserer thätigen Buchanstalt, die uns in dieser schwierigen Arbeit in ihren Publicationen nach Kräften in die Hände arbeitet; und obwohl wir in manchen äußeren reizenden Hilfsmitteln und Apparaten nicht ganz Schritt halten können, so haben wir doch den Kern, wenn uns auch hier und da der dahinschwindende Blüthenschmuck und anziehende Wohlgeruch abgeht.

#### Conventionen.

Die rüstige und unternehmende Illinois Conferenz hat sich in Organisationsthätigkeit und in einheitlichem Zusammenwirken auch auf diesem Gebiete nicht dahinten finden lassen. In der Anordnung von Conferenz-Conventionen kam ihr nur die New York Conferenz vor; und in der Einführung der gleichförmigen Bibel-Sectionen war sie die erste. An der ersten Illinois Conferenz Convention zu Naperville im Jahre 1869 verwilligte sich Bruder Dubs dieselben, nebst Erklärungen, im Christlichen Botschafter erscheinen zu lassen. Damit wurden sie nicht nur dieser Conferenz, sondern unserer ganzen deutschen Gliederchaft zugänglich gemacht. Und jetzt haben wir sie in jeder erwünschten Form mit den besten Erklärungen in beiden Sprachen. Diese Conferenz-Conventionen, deren wir vier gehalten, haben sehr viel zur Hebung des Sonntagschul-Werkes in unserer Mitte beigetragen. Vor etwa zwei Jahren betrachtete man dieselben als zu kostspielig für die Delegaten, und die schon begonnenen Distriktsconvention wurden, als für die Laienarbeiter mehr zweckentsprechend, dafür substituirt. Die weitere Geschichte dieser Conventionen ist genügend bekannt; und noch mehr davon zu reden würde überflüssig sein. Nur möchte ich noch schließlich sagen: Laßt uns fleißigen Antheil an dieselben nehmen, und durch umsichtiges Planen dieselben immer nützlicher machen, so daß die Conventionsstage den daran Betheiligten ein Fest guter Dinge werden, und daß Alle besser unterrichtet, mit größerem Eifer und Glaubensmuth zu ihrer Arbeit zurückkehren und fortarbeiten, bis alle, Groß und Klein, in ihrem Bereich sich am Sonntagschul-Werk betheiligen, und für das Reich Gottes und den Himmel gewonnen werden.

# S i n t e r s t ü b c h e n .

**Bemerkung.** Es thut uns leid, daß die 4. Abtheilung von „Südisches Volksleben zur Zeit Jesu“ wegen Mangel an Raum diesmal nicht aufgenommen werden konnte, wie es bestimmt war, ohne sie wieder trennen zu müssen. Erscheint im nächsten Heft. Wir möchten nebenbei auf die Richtigkeit derselben hinweisen. Auch werden dieselben mit jeder Fortsetzung interessanter.

**Zur gefälligen Notiz.** Wäre es nicht wegen der geldbrachen Zeit, so hätte die Unterschreiberzahl des Magazins in diesem Centennialjahr leicht auf 10,000 gebracht werden können. Sie hat trotz allen Klagen über drückende Zeiten bedeutend zugenommen. Da aber nun mit dem zurückgekehrten Frühling sich die Geschäfte wieder heben, und wieder Geld ins Haus kommt, so würden auch viele Leute das Magazin für das nächste Halbjahr nehmen, wenn es ihnen angeboten würde. Wir bitten unsere Agenten und Leser, sich doch der Sache anzunehmen. Wenn jeder unserer Agenten vier neue Unterschreiber sammelte, so hätten wir schon über 10,000; wenn aber jeder der gegenwärtigen Abonnenten einen neuen Unterschreiber anwerben würde, so hätten wir gleich ungefähr 15,000 Abnehmer. Wer will's versuchen?

Das Juliheft des Magazins wird mehr als die anderen ein „Centennialheft“ werden, indem dasselbe in Wort und Bild auf die Jubelfeier hindeuten wird. Besonders möchten wir darauf aufmerksam machen, daß darin nebst anderer Centennialpoesie eine in Musik gesetzte „Jubelhymne“ erscheint. Mit Hilfe dieser Anziehungspunkte könnten die Agenten des Magazins für das nächste Halbjahr ganz besonders in viele Familien einführen. Das „Centennialheft“ kann auch für 15 Cts. separat bezogen werden. Die Musik allein wird für den Abonnementspreis entschädigen. Vergeßt dies nicht!

**Eine geschichtliche Berühmtheit.** Der in Oberlin, D., unlängst verstorbene berühmte Erweckungsprediger und Präsident von Oberlin College, Ch. S. Finney, war bekanntlich einer der entschiedensten Bekämpfer der Sklaverei, und hat dem Sklavenverfolger manche Beute vor dem Munde weggeschnappt. Deshalb lautete den süßlichen Shobbaristokraten der Name Oberlin auch ziemlich so, wie den Franzosen der Name Bismarck. In Oberlin starb nun kürzlich die Negerin, Sarah Young. Sie war eine der ersten Sklaven, welche nach Annahme des Sklavenfanggesetzes über den Ohiofluß entflohen. Sie soll aber auch dieselbe Negerin sein, welche mit ihrem Kinde über die zerbrochenen, wogenden Eisschollen des Flusses schifftete, und durch ihren Heldennuth ihre feigen Verfolger in Staunen setzte. Sie hat es wohl verdient, daß sie von der berühmten Schriftstellerin Harriet Beecher-Stowe in ihrem Buche „Onkel Toms Hütte“, verewigt wurde.

**Eine Gedächtnißbrücke.** Folgende Thatsachen sind des Aufbewahrens werth: Von Adam bis auf Noah waren zehn Geschlechter, welche sich über einen Zeitraum von 1056 Jahre erstreckten. Lamech war aus dem neunten; er war Noahs Vater, und war 56 Jahre alt, da Adam starb. Lamech konnte deshalb seinem Sohn Noah Alles erzählen, was er von Adam hörte, bezüglich der Schöpfung und des ersten Sündenfalles. Die Brücke soweit stünde demnach: Von Adam zu Lamech, von Lamech zu Noah.

Von Noah bis Abraham waren zehn Geschlechter, welche sich über einen Zeitraum von 950 Jahren erstreckten. Sem war Noahs Sohn, und lebte lange genug mit Abraham noch 60 Jahre zu reden; er konnte deshalb diesem Alles erzählen, was sein Vater Noah von Lamech gehört hatte. Der Brücke zweiter Bogen von Noah auf Sem, u. d. von Sem auf Abraham.

Von Abraham bis Moses waren fünf Geschlechter, welche sich über einen Zeitraum von 600 Jahren erstreckten. Jakob war Abrahams Enkel und lebte lange genug, dem Amram, Moses Vater, das zu erzählen, was er von seinem Großvater gehört hatte. Hieraus ergeben wir, daß Moses die Geschlechter der Schöpfung, des Falles u. in all ihren Einzelheiten durch eine thatächliche Verbindung von nur vier Personen erlangte, und

diese sind berühmt, ihrer Weisheit, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe wegen.

Diese Geschlechter stammen alle von Seth, dem Sohne Adams. Es bestand noch eine andere Linie von acht Geschlechtern, welche von Cain abstammten, wurde aber durch die Fluth abgeschnitten. In dieser Linie waren auch einige merkwürdige Männer, denen wir auch Vieles zu verdanken haben; z. B. Jubal und Tubal Cain, von denen sich auch Vieles auf Noahs Söhne vererbte.

Abraham hatte acht Kinder; eines von Sarah; eines von Hagar und sechs von Keturah. Von den Letzteren hieß einer Midian; es waren seine Nachkommen, und Ismaels, eines anderen Sohnes, die Joseph nach Egypten brachten und an Potiphar verkauften. Dieses waren demnach Schacherjuben.

Das lange Leben der Menschen reichte bis zur Sündfluth herab; nach dieser nahm es ab bis auf Joseph, welcher nur 110 Jahre alt wurde; von jener Zeit an änderte es sich nur wenig, bis heute, wo es siebenzig Jahre währt, wenn es hoch kommt sind es achtzig, doch lassen sich mehrere Josephsliste aufweisen.

Das erste Buch Moses umfaßt einen Zeitraum von 2500 Jahren unserer Weltgeschichte, und bringt sie bis zur Geburt Moses; alle übrigen Bücher des Alten Testaments umfassen nur die Zeit von 1500 Jahren. Sch war z w ä l d e r.

**Der sonderbare Schachspieler.** Der Erzbischof von Constantinopel lehrte auf einer Weise in einen Gasthof ein, der einem Wäldchen gegenüber an der Straße lag. Er machte einen Spaziergang nach dem Wäldchen und sah da einen wohlgekleideten Menschen, der mit sich selbst sprach und mit den Händen in der Luft herumgestikulirte. Der Erzbischof rebete ihn an und fragte, was er da mache. Ich spiele, antwortete der Unbekannte. Mit wem spielen Sie denn? Sie sind ja allein. Ich bin nicht allein. Wer ist denn Ihr Mitspieler? Sie sehen ihn nicht; ich spiele mit Gott. Mit Gott? Da haben Sie einen mächtigen Gegner. Welches Spiel spielen Sie denn? Schach. Spielen Sie denn um etwas? Freilich. Der Gegner ist Ihnen sehr überlegen. Er bedient sich seiner Ueberlegenheit nicht, er spielt bloß als Mensch. Wenn Sie nun aber gewinnen oder verlieren, wie wird denn das gerechnet? Wie gewöhnlich. Wie sieht es denn jetzt um Ihr Spiel aus? Der Unbekannte murrte einige Worte, sann nach und antwortete endlich: Jetzt habe ich verloren. Wie viel? Fünfzig Guineen. Viel Geld; wie bezahlen Sie das aber? Nimmt denn Gott Geld von Ihnen? Nein, er hat aber seine Schachmeister. Wer sind die? Die Armen. Gedenkt er, so schickt er mir immer einen redlichen Mann, der den Verlust von mir einspart. Jetzt hat er Sie geschickt. — Damit zog er die Börse, gab dem Erzbischof fünfzig Guineen, sagte, daß er diesen Tag nicht wieder spielen würde, und ging. Der Erzbischof blieb betroffen stehen; reiste endlich weiter und vertheilte das Geld unter die Armen. Auf seiner Rückreise kehrte er in denselben Gasthof ein, ging wieder in das Wäldchen und sah den Spieler wieder an derselben Stelle. Er rebete ihn wie einen alten Bekannten an und fragte, wie es ihm bisher gegangen sei. Der Unbekannte antwortete, daß er abwechselnd bald gewonnen, bald verloren habe. Spielen Sie jetzt? Wie Sie sehen. Wie steht Ihr Spiel? Gut, noch einen Zug. Matt? Wie viel haben Sie jetzt gewonnen? Fünfhundert Guineen. Eine schöne Summe. Wer bezahlt sie aber nun? Wie ich auszahle, so nehme ich auch wieder ein. Gewinne ich, so schickt Gott jederzeit einen frommen Mann hierher, mich zu bezahlen, und dieser, mein Herr, sind Sie jetzt. Gott ist sehr pünktlich. Damit zog er eine Pistole aus der Tasche und der Erzbischof mußte bezahlen. Der sonderbare Spieler strich das Geld ein, empfahl sich höflichst, und der betrogene Erzbischof mußte nun, mit wem er es zu thun gehabt hatte.

**Beschwerliche Jagd.** Es gibt Augenblicke im Menschenleben, die doch manchmal recht fatal sind. Befindet sich Herr Müller neulich auf dem Wege nach seiner Office. Es regnet, stürmt und schneit, was das Zeug hält. Herrn Müllers Geist weilt gerade in diesem Augenblick in tiefem Nachsinnen über



die Theorie der Flugkraft da reißt ihm ein türkischer Windstoß den neuen Seidenhut vom Kopfe. Dahin fliegt die „Angströhre,“ — die Theorie ist zur Praxis geworden. Anfangs schaut Herr Müller dem Flüchtling mit trummem Entsetzen nach, aber bald ist er ihm hinterdrein; doch ach, der Hut ist schneller wie Herr Müller, denn der Unglückliche besitzt außer den gewöhnlichen Menschenaugen noch ein paar recht anständige Hühneraugen. In Schweiß gebadet und unter unfäglichen Schmerzen jagt Herr Müller der Bedeckung seines theuren Hauptes nach. Da, an einem Rehrichthügel, „flappt“ der verhängnißvolle Hut. Ein Lächeln erheitert das hochrothe Antlitz des armen Jägers. Reuend ist er bei der unappetitlichen Bodenerhöhung angekommen. Eben beugt er sich mit Grazie zur Erde nieder, da fñhrt ein neuer Windstoß dem Bedauernswürdigen den Hut vor der Nase weg, und Herr Müller greift tief hinein, aber nicht ins volle Menschenleben, wie Goethe sagt, sondern in den Rehrichthausen, und dazu noch mit weiß lebernen Handschuhen. Armer Herr Müller! Jetzt sind seine Kräfte erschöpft. Er muß die wilde Jagd aufgeben. In gelinder Verzweiflung schaut er der davoneilenden irdischen Bedachung seines Denkhylens nach. Da naht sich Rettung in Gestalt eines dienstbeflissenen Jüngers der ehlen Kunst des Stiefelschneiders. Herr Müller athmet auf. Kühn schwingt er mit der einen Hand ein blinkendes Fünfscentstück (Herr Müller stimmt für Hartgeld) empor, während die andere nach dem fernem Osten zeigt. Der geschwätzte Jüngling hat diese bedeutsamen Zeichen vollständig begriffen. Wie ein Rasender stürzt er dem Hute nach und es glückt ihm den Flüchtling in einer Regenlache aufzufischen. Triumphirend überreicht er Herrn Müller seine Beute und nimmt die verheißenen fünf Centis in Empfang. Aber der Hut sah entsetzlich aus und war kaum wiederzuerkennen. \*

**Hartgeld vs. Shin-plaster.** Wo liegt denn der Unterschied! Siehe: Es ist Hartgeld zu bekommen, oder: Es ist hart Geld zu bekommen. Ist das nicht ein Unterschied. Selbst die armen Seelen, die nur aus dem Fegfeuer springen, wenn sie hören das Geld im Kasten klingen, müssen sich über die Einführung des Hartgeldes freuen; ausgenommen solche, wie jener Geizhals, welcher noch sterbend zu seiner Frau sagte: „Laß dich nur nicht beschwären, Geld für Messen auszugeben. Ich hab drüben weiter keine Geschäfte, ich will schon meine Zeit im Fegfeuer abtöten.“ Nur für eine Sorte Leute ist die Wiedereinführung des Silbers schlimm; nemlich für die, welche bei kirchlichen Collekten ihre zehn Centis aufzusammeln, daß sie ausgeben sollen wie Fünfdollarnoten. Die müssen nun am Ende so tief in den Hut langen, daß der Rüster das Opfer nicht sieht. Aber halt! da kommt uns gerade ein böser Gedanke: Wer beim Fingesteden des Opfers heuchelt, heuchelt vielleicht auch auf dem Rückwege und bringt mehr heraus, als er hineinglegte. \*

**Handgreifliche Mahnung.** An einer Dorfkirche pflegte die männliche Jugend auf der Emporkirche Arm und Vorderleib trag und plump herab hängen zu lassen. Keine Mahnung des Pfarrers steuerte dem Unfug. Eines Tages — es war Kirchweih — richtete sich der Pfarrer plötzlich an seine Zuhörer mit den Worten: „Weil also heute Kirchweih ist, so will ich die Predigt kurz machen und nur einige Worte über den Ursprung unseres Gotteshauses sagen. In einer alten Handschrift heißt es, wo unsere Kirche steht, sei vorhin eine Zehent-schauer gestanden. Lange wollte ich das nicht glauben, doch jetzt habe ich den klaren Beweis davon; denn seht, dort auf der Emporkirche hängen ja noch die Flegel herunter.“ Schnell, wie vom Blitz gerührt, zogen sich die langen Arme zurück und soll das Mitteldchen noch auf lange Zeit nachgewirkt haben.

**Die erste Predigt.** Ein junger Pastor, der seine erste Predigt zu halten hatte, wählte sich seinen Text aus einem Briefe des Apostels Paulus, der mit den Worten: „Zuerst meinen besten Gruß“ anfang. Der schüchterne junge Mann begann seine Predigt: „Meine Lieben, der Apostel Paulus läßt euch grüßen.“ Unglücklicherweise verlor er den Faden, konnte nicht mehr weiter fortfahren und wiederholte dieselbe Anrede, immer langamer werdend, drei bis vier Mal. Als dann wieder eine längere Pause eintrat, erhob sich der älteste Kirchenvorsteher und sagte: „Grüßen Sie den Apostel Paulus freundlichst wieder, Herr Pastor!“ worauf sich die Gemeinde entfernte und den bedauernswürdigen jungen Mann allein in der Kirche ließ.

**Die lange Wurst.** Ein Invalide, der den Krimkrieg mitgemacht hatte, kommt in Paris in einen Gascuterieladen und verlangt für Geld ein Stück Wurst. „Wie viel wollt ihr denn, mein Freund? fragt der Ladenbesitzer. „Im! sagt einmal, was verlangt ihr denn für ein Stück Wurst, das mir von einem Ohr zum anderen reicht?“ Der Verkäufer lacht über das sonderbare Maß und erwidert: „Zehn Sous, dann mögt Ihr's nun um die Stirn oder um das Kinn messen.“ Hierauf nimmt der Invalide die Mütze ab, streicht das Haar zurück und sagt: „So, ein Ohr ist hier, das andere liegt vor Sebastopol; weil aber euer Vorrath schwerlich so weit ausreichen wird, so will ich mich vor der Hand mit dem Reste hier begnügen, und falls Ihr mir das Uebrige liefert, werde ich die zehn Sous bezahlen.“

In Berlin schenkte eine Dame ihrem Gatten zum Geburtstag einen Schlafrock. Der angenehme Ueberraschte probirt ihn an und es findet sich, daß derselbe wenigstens acht Zoll zu lang ist. In der Nacht entsteht ein heftiges Gewitter. Die besorgte Hausfrau steht auf, um das Ende des Gewitters abzuwarten, während der Mann ruhig weiter schläft. Um nun nicht müßig zu sitzen, nimmt Madame B. den Schlafrock zur Hand und kürzt ihn um acht Zoll. Zu derselben Familie gehört auch eine sehr thätige Schwägerin, welche immer sehr früh aufzustehen pflegt. Diese sieht am Morgen den Schlafrock hängen, und um ihrem Schwager eine Freude zu machen, kürzt sie denselben um acht Zoll. Die beiden Damen sind nach dem Frühstück zum Einkauf auf den Markt gegangen. Der Hausherr hat sich mittlerweile aus dem Bett erhoben und, da ihm der etwas zu lange Schlafrock einfällt, befiehlt er dem Dienstmädchen, denselben zum Schneider zu tragen, um ihn acht Zoll kürzer machen zu lassen. Am Nachmittage bringt der Schneider den Rock wieder. O Glend! derselbe ist jetzt nur noch eine Jacke mit Schößchen.

**Ein Examen.** Dr. Faling, Mitglied einer Prüfungscommission in einer deutschen Residenz, hatte einst einen Fähnrich behufs Erlangung des Offiziersgrades zu prüfen. Der Fähnrich hatte das Pech, grünlich durchzufallen. Der Doktor fragte ihn mit höhnischem Lächeln, ob er vielleicht noch in anderen Wissenschaften oder den älteren und neueren Sprachen geprüft zu werden wünsche. Der junge Mann antwortete besäimt:

Nein!

Der Examinator aber damit noch nicht zufrieden, fährt fort unter dem Gelächter der Zuhörer:

Bestimmen Sie sich; vielleicht verstehen Sie doch noch etwas — etwa Arabisch, Chinesisch oder Malajisch?

Plötzlich veränderte sich die Miene des Examinanden und mit leuchtenden Augen antwortete er:

Gut, ja, ich verstehe Chinesisch; wollen Sie mich gefälligst examiniren.

Nun aber kommt der Doktor in nicht geringe Verlegenheit, da er kein Wort Chinesisch versteht. Er möchte gerne weiter spotten, um die Lächer auf seiner Seite zu haben, und fragt daher malitöser Weise:

Wie heißt chineisch der Esel?

Fa Ling! antwortet der Gefragte und Alles pläzt in Lachen heraus, der Doktor ausgenommen. Damit aber noch nicht genug. Auf die Beschreibung des blamirten Doktors erklärte der Generalsstab, die Angelegenheit dem König zu vermelden. Dieser aber fand den Spaß so gelungen, daß er den Fähnrich für bestanden erklärte mit der Beifügung, daß er noch ein Jahr lang gründlich zu studiren habe, den Doktor aber pensioniren ließ.

### Charade.

Die ersten Beiden nennen dir ein nützlich Ding,  
Das manchem Handwerk dient, an Wuch ist's nicht gering;  
Die dritte Silbe kündet eine Eigenschaft;  
Beim Menschen zielt den Willen sie, und leih ihm Kraft.  
Willst du das G a n z e wissen, nimm' die Karte her,  
Und fand'st du auf dem Felsenland dort am Meer  
Der Städte fernstgelegene in Europas Norden:  
Dann bist du auch des Räthfels Meister schon geworden.

Auflösung der Charade im Maiheft:

Kaffeeschwefel.





1776.



SMITH BROS. ENGRS. PHILA.

COPYRIGHT SECURED.

John Penn John Hancock John Hart  
 Wm Lloyd George Wm Hooper Saml Adams  
 Stephen Hopkins Thos Nelson Geo Lyman  
 Charles Carroll Herrol Willbridge Gerry  
 Thos M. Neal Roger Sherman Saml Huntington  
 Wm Whipple Thomas Lynch Junr  
 Geo Taylor Josiah Bartlett Ben Franklin  
 Wm Williams Richd Stockton John Morison  
 Oliver Wolcott Jas Williams Le Gro Ross  
 Thos Mott Samuel Chace Robt Treat Paine  
 George Wythe Matthew Thornton  
 Fran Lewis Th Jefferson Ben Harrison  
 Lewis Morris Aba Clark Chas Livingston  
 Arthur Middleton Jas Hopkinson  
 Geo Walton Cortney Braxton James Wilson  
 Richard Henry Lee Thos Baynard Junr  
 Benjamin Rush John Adams Robt Morris  
 Symon Hall Joseph Hewes Button Guinness  
 Francis Lightfoot Lee  
 William Ellery Edward Rutledge Jas Smith

Das Haus in welchem die Unabhängigkeitserklärung ursprünglich verfaßt wurde und  
 Facsimile der Unterschriften der Unabhängigkeitserklärung.

1876.

# Das Evangelische Magazin.

Band 8.

Juli 1876.

Nr. 7.



## Excelsior.—(Höher und höher.)

Von W. Horn.

Nicht nur vorwärts, aufwärts auch,  
Muß der Lauf der Zeit uns tragen.  
Älter sind wir—besser auch?  
Sollten wir uns ernstlich fragen.  
Welchem Wahlspruch lauscht das Ohr?  
Ist es wohl "Excelsior?"

Hundertjähriger Bestand  
Krönt nun unsrer Freiheit Tempel;  
Prangt hellstrahlend übers Land  
Auch des wahren Fortschritts Stempel  
Goldnen über seinem Thor:  
Himmelwärts—Excelsior?

Schnell entfloß das Säculum,  
Wie der Kar die Luft durchkreifte.  
Selben aus dem Alterthum  
Treten zu uns heut im Geiste;  
Mahnend deuten sie empor:

„Bürger auf! Excelsior!“



Drum erhebet euch mit Macht,  
Folgt dem Vorbild unsrer Alten,  
Daß wir, was sie uns vermacht:  
Gottesfurcht und Freiheit halten.  
Hebt das Banner hoch empor,  
Schreibet drauf: Excelsior!

Wer nun frei ist, trete her:  
Freund der Wahrheit, Feind dem Laster.  
Nur das Gute liebet er,  
Jedes Unrecht flieht und haßt er,  
Jeder heb die Hand empor,  
Schwöre Treu—Excelsior!

Zubel schalle allwärts—  
Lauter Jubel Gott zum Preise!  
Glück für Freiheit jedes Herz  
Sitten fromm und Lehren weise.  
Donnernd schall der Völkerchor:  
Himmelwärts—Excelsior!



## Unser Jubiläum.

Von Prof. A. Hülfert.

### Drittes Capitel.

#### Verkehrswege.



It unseren gebahnten Landstraßen, Eisenbahnen und Dampfschiffen können wir uns heute kaum einen Begriff machen, wie es vor 100 Jahren mit dem Reisen ausah. Wie noch heute in manchen Theilen der Welt, wurde damals der Ertrag des Feldes auf dem Rücken des Hannes, des Joseph und Franz hin- und herbefördert, wenigstens in vielen Gegenden. Wo aber Wege durch Wälder und Felder sich hindurchschlängelten, da war man froh, wenn nur die größten Hindernisse hinweggeräumt waren, etliche Fuß dicke Stumpen und Steine konnten nicht in Betracht kommen. Freilich im hohen Norden Wisconsins und in anderen westlichen Staaten ist das selbst heute nichts ungewöhnliches. Wer in schwerem Holzwagen auf solchen Wegen schon Plaisirreisen (?) gemacht hat, der kann sich einen Begriff bilden von den Reisebequemlichkeiten, welche das allgemeine Vorrecht jener Tage waren. Schreiber weiß ein Bißchen davon aus selbsteigener Erfahrung. Die sehr interessante Beschäftigung eines solchen Reisenden ist der fortwährende Versuch, sich das Gleichgewicht zu erhalten, wobei sich nicht selten die Thatsache herausstellt, daß er gar kein Gewicht hat; denn da geht's oft in die Tiefe, dann wieder in die Höhe, so daß man nicht mehr recht weiß, ob man noch auf fester Erde weilt, oder luftballonartig durch die Wolken dahinrauscht; doch Dank den Däsen jener Tage war die Eile nicht sehr groß, und die Schwankungen hinüber und herüber nicht gar gefährlich.

Das Reisen zu Wasser stand auf gleicher Höhe der Unvollkommenheit. Segelschiffe waren damals eine vorzügliche Zugurität. Die Welt rollte noch nicht auf Rädern in majestätischem Fluge dahin, sondern schleppte auf Schildekrötenfüßen sich mühsam vorwärts. Das Wort „Eile“ hatte in den Wörterbüchern jener Zeit ein entlegenes verstohlenes Sächgen, und sehr selten nur trat es aus seiner Verborgenheit heraus. Eine achtzigtagige Fahrt über den Ocean, von Europa nach Amerika, war daher nichts ungewöhnliches; hatte der französische Admiral mit seiner Hülfsslotte in 1778 doch 87 Tage dazu gebraucht. In der Zeit hätte freilich die Sache der Union verderben können, wenn es auf die Franzosen angekommen wäre. Auf unseren eigenen inländischen Gewässern stand die Sache natürlich nicht besser. Auf dem Mississippi z. B. wurde die Fracht auf Flachbooten befördert, die vorwärtsgeschoben wurden mittelst langer Stangen, die man am vorderen Ende des Bootes hinunterstieß und dann lustig drauflöschob bis das hintere Ende erreicht war. Die Fahrt von New Orleans bis nach St. Louis, eine Strecke von 1500 Meilen, dauerte bloß vier Monate. Da muß der Handelsbetrieb in der That eine herrliche Sache gewesen sein, wenigstens insofern er die Geduld zu üben verstand, und ein Meister war in der Umsehung von Geld, aber nicht als Erlös von verkauften Artikeln, sondern für—Essen und Trinken und Schlafen. Selbstverständlich mußten die Frachtpreise außerordentlich hoch sein, im vorliegenden Falle z. B. 30 Cents per Meile für eine einzige Tonne Waaren. Es nimmt keine große Rechenkunst zu der Erkenntniß zu gelangen, daß bei entsprechender Entsehung die Frachtkosten eine höhere Summe erzielten, als der Gesamtwert der Waaren selbst. Wahrlich damals hätten

die Leute gerechte Ursache gehabt, über hohe Fahrpreise Klage zu führen; aber es ließ sich freilich nicht wohl ändern, denn es lag in der Natur der bestehenden Verhältnisse.

Wie werden die Leute das erste schnaubende Seepferd in der Gestalt eines rauchenden Dampfschiffs angestaunt und mit ungläubigen Augen betrachtet haben! Hätte man ihnen gesagt, daß diese sich da zu entwickeln beginnende Dampfkraft eine vollständige Revolution im Handel und im Reisen bewirken, und ein Hauptfaktor sein werde in dem materiellen Fortschritt der Völker, sie würden wahrscheinlich zweifelstüchtig den Kopf geschüttelt haben. Der Dampf ist keine neue Sache—so hätten sie sich etwa geäußert—, Generationen auf Generationen haben ihn gekannt und in die Lüste verbünnen lassen; wäre wirklich eine Kraft in demselben verborgen, die man auf die vorgegebene Art und Weise verwenden könnte, unsere Väter und Großväter hätten das gewiß auch schon ausgefunden; allein es gibt immer so unbändige neuerungssüchtige Köpfe, die mit dem Alten nicht zufrieden sind. Sie sollten jedoch bald von der nuzenbringenden Anwendbarkeit der Dampfkraft überzeugt werden. In Pittsburg machte 1811 das erste Dampfboot seine Erscheinung, und schon 1815 wurde der Weg von New Orleans nach St. Louis, der früher vier Monate in Anspruch nahm, in 25 Tagen zurückgelegt. Man sieht, das war immer noch eine langsame Fahrt. Es wäre auch wunderbar, wenn man in einer so bedeutungsvollen Sache gleich den Gipfel der Vollendung erkommen hätte. Der Verbesserungen waren viele, die noch vorzunehmen waren, bis die Dampfschiffe ihre heutige Geschwindigkeit erreichten. Jetzt können sie über unsere Flüsse und Seen mit einer Geschwindigkeit von 18 bis 25 Meilen per Stunde dahinschleichen, und den atlantischen Ocean durchkreuzen sie in 9 oder 10 Tagen. Das hat freilich gleich einen direkten Einfluß auf die Billigkeit der Fahrpreise ausgeübt. Als ein Kaufmann in 1817 weisagte, die Fracht von New Orleans nach St. Louis werde noch auf \$3.50 das Hundert Pfund herabsinken, da hielt man ihn für einen überspannten Visionär, und doch hätte er nur 35 Jahre in die Zukunft sehen können, so würde er wahrgenommen haben, wie Boote mit 40 Cents per hundert Pfund noch gute Geschäfte machen. Was damals im Allgemeinen noch \$5 Fracht kostete, das kostet jetzt bloß 40 Cents; 100 Yards Baumwolle kostete zu jener Zeit im Ganzen \$30, jetzt nur \$9.

Daß bei solcher Herabsetzung der Frachtpreise der Handel sich mit Riesenschritten emporschwingen mußte, ist augenscheinlich. Daneben bahnte man neue Intercommunicationswege durch vielverzweigte Canalsysteme. Fast jeder Staat baute einen oder mehrere Canäle, und heute noch haben sie sich nicht überlebt. Die Konstruktionskosten sind zwar groß, aber die Auslagen an Fahrzeugen und Transportationsmittel sind gering, so daß sie in solchen Frachten, bei denen es nicht auf Eile ankommt, sogar mit den Eisenbahnen concurriren können, was Billigkeit betrifft. Der Westen sonderlich ist stets an der Arbeit, billigere Beförderungsmittel nach dem Osten für seine Bodenerzeugnisse auszufinden. Während des letzten nationalen Wahlkampfes hatte sogar eine Partei die Befürwortung dieser Sache auf ihre Fahne geschrieben, um als bester Vertheidiger des Volkswohles sich darzustellen. Ich bin nicht Nationalökonom genug, ein Urtheil darüber abzugeben, ob in dieser Richtung etwas Erhebliches geleistet werden kann; doch

das weiß ich, daß nichts so sehr den inländischen Handel zur Blüthe getrieben und die mächtigen Hüfsquellen unseres Landes entwickelt hat, als die Eisenbahnen.

Daß die Dampfkraft auch auf dem Lande zur Anwendung gebracht werden könne, dieser Gedanke war nicht sogleich bei Erfindung desselben zur Welt geboren worden. Aber nachdem sich der Enthusiasmus für die Dampfschiffahrt ein wenig gelegt und kühleren Ueberlegungen Raum gegeben hatte, da versiel ein neuerungsfüchtiger erfindungsreicher Kopf auch auf diese „Angereimtheit,“ und sofort war die ganze Luft voll von Dampf (wagengerüchte). Die erste Eisenbahn war die Darlington (1825) in England, welche London mit Kohlen versehen sollte, und sieben Meilen die Stunde fuhr. Ob die Idee von da nach Amerika herüberkam, ist ungewiß, wenigstens wurde 1826 die Mauch Chunk Eisenbahn in Pennsylvanien bereits in Angriff genommen. Im 1836 waren schon 200 Compagnien organisiert und über 1000 Meilen Länge in voller Operation.

Natürlich erglänzten dieselben nicht sogleich in lichter Vollkommenheit. Da gutes hartes Holz in Menge vorhanden war, so dachte man vorerst daran, Holzbahnen anstatt Eisenbahnen zu bauen, und glaubte, sich mit Holzschienen begnügen zu sollen. Das Holz war jedoch entweder zu spröde oder zu nachgiebig und man brauchte statt derselben eiserne Schienen, aber flache, die leicht los wurden und deren Köpfe (Ende) gewaltig widerstandsfähig waren, denn immer wieder wollten sie sehen was man sie her vorging und erhoben demgemäß stolzen Sinnes ihr Haupt—Schlangenköpfe (snake heads) waren es, die das Reisen äußerst gefährlich machten. So war auch zuerst der Weg selbst holperig und ohne viel Kunst zusammengehackt. Erst durch langjährige Erfahrung hat man verstehen gelernt, der Unterlage zuverlässige Festigkeit zu geben, die Schienen glatt zu halten, Hohlwegen und Krümmungen eine verhältnismäßige Sicherheit zu erteilen, Lokomotiven zu construiren, deren Geschwindigkeit gestiegen ist von 7 bis auf 40 und sogar 50 Meilen die Stunde, Waggons herzustellen, die Schönheit mit Bequemlichkeit verbinden in so hohem Grade, daß das Reisen in denselben in der That ein Vergnügen ist und man meint, man sitze oder ruhe sich gemächlich aus in einem Palast.

Der Eisenbahnbau hat sich mächtig entwickelt, da derselbe zwar nicht von der Regierung selbst betrieben, ihm aber doch allen möglichen Vorschub geleistet wird. Die Kosten des Baues sind ganz enorm, werden jedoch zum großen Theil durch Landbeschenkungen von der Regierung gedeckt, indem Privateapital für Manche dieser Unternehmungen auch nicht hinreichen würde. Die Illinois Central Eisenbahn allein erhielt eine Landbesenkung von 2,595,000 Acker, ein Landstrich größer als der ganze Staat Connecticut und dreiviertel so groß als das Großherzogthum Baden. Alle Eisenbahnen in den Ver. Staaten hatten bis zum Jahre 1868 Landbesenkungen erhalten im Betrage von 185,390,794 Acker, oder etwa drei und ein halbmahl so viel als der gesammte Flächenraum Englands. Die sämmtlichen Kosten derselben betrugen in 1870 \$2,212,412,719. Es waren damals 48,000 Meilen in Operation und über 20,000 weitere Meilen in Aussicht genommen, so daß die Gesamtmeilenlänge jetzt über 70,000 betragen wird, wahrscheinlich mehr als ganz Europa besitzt.

Wie diese Zahlen beweisen, sind die Auslagen geradezu staunenerregend, mehr als 100 Dollars für jeden Einwohner und da der Gesamtwertb Eigenthum ist von Privatförperschaften, so braucht es allerdings nicht zu befremden, wenn der „Ei-

senbahnmonopol“ Anlaß zu weitgehenden Befürchtungen gegeben hat. Ein ungeheueres Capital steht häufig unter Verfügung eines Mannes oder doch einer Corporation, und ein solcher Mann oder Corporation kann deshalb nach Willkür mit allen Gesetzesfragen umspringen, die seine Interessen betreffen; hat es sich doch neulich herausgestellt, daß Eisenbahngesellschaften im Staate New York, mit vielen Millionen Capital keinen einzigen Cent Steuer bezahlen und allen dahingehenden Forderungen mit frecher Stirn zu begegnen wissen. Da ist es sicherlich kein Wunder, wenn das Volk die Sache hin und wieder selbst in die Hand nimmt und ihre Gesetzgebung instruiert, entsprechende Gesetze zu machen, um solchem Unwesen Einhalt zu thun. Eigentlich sollte die Bundesregierung die Eisenbahnfrage regeln. Sie ist es, welche die colossalen Landbeschenkungen gemacht hat, sie sollte daher auch vor allen berechtigt sein, die Fahrpreise und Frachtpreise im Allgemeinen zu bestimmen, so wie anderweitige Anordnungen zu treffen, welche nöthig sein mögen, der Gefahr des Monopolwesens vorzubeugen.

Allein trotz dieser dunkeln Seite des Eisenbahnbetriebes, ist doch die Lichtseite so hell, daß dadurch die dunkle durchaus in den Schatten gestellt wird. Es ist doch nicht bloß der individuelle Profit, der erzielt wird. Dieser ist freilich riesenhaft groß, wie ersehen werden kann an dem ungeheuren Umsatz, z. B. der Hauptseisenbahnen, die in Chicago ihren Mittelpunkt haben, beliesen sich deren Einnahmen im Jahre 1868 auf die Summe von \$73,952,838, während acht Jahre früher dieselben nur \$15,297,155 erreichten, also kaum mehr als ein Fünftel so viel. Die Einnahmen von 373 Eisenbahnen stiegen in 1868 bis zu der erstaunlichen Höhe von \$327,547,725. Die Auslagen sind wohl auch groß, dennoch ist leicht begreiflich, wie die Eisenbahngesellschaften bei solchen Geschäften des Reichwerdens sich nicht erwehren können. Man lasse aber auch nicht außer Betracht, daß auf diesen staunenswürdigen Aufschwung der Geschäfte die Eisenbahnen den direktesten Einfluß ausgeübt haben. Wie weit würde wohl die Bodencultur fortgeschritten sein, wenn die Transportkosten noch so hoch wären wie ehemals, da ein Faß Mehl im Werthe von \$5 mehr als noch einmal so viel gekostet hätte nach einem Transport von 300 Meilen! Jetzt kostet ein Faß Mehl von Cincinnati nach New York kaum einen Dollar. Man klagt über Höhe der Fracht- und Fahrpreise, und es ist wahr, die Eisenbahnen könnten noch einen ganz beträchtlichen Verdienst erzielen, wenn sie billiger wären; und doch wenn man jetzt für einen Dollar 30 und mehr Meilen fahren kann sogar in einer Stunde, wozu man früher fast einen Tag bedurfte und dann noch ein gutes Bißchen mehr zu zahlen hatte, so muß man sich eben gestehen, daß der Profit nicht bloß auf Seiten der Eisenbahnen, sondern auch in hohem Grade auf Seiten des reisenden, arbeitenden und handelnden Publikums liegt. Wie weit zurück würde die materielle Entwicklung unseres Landes sein, ohne die Eisenbahnen? Wie lange, wie sehr lange würde selbst heute noch eine neue Gegend in ihrem wilden Urstande bleiben, hätte nicht das schnaubende Dampfroß den Weg und brächte es nicht die Leute und die ihnen nöthigen Dinge im Fluge zusammen. Ja in der That, in unserem Lande sind die Eisenbahnen die Pioniere der Civilisation, wie die hohe Bodencultur zu beiden Seiten, die schnell aufblühenden Städte und Dörfer, die zahlreichen Schulhäuser und gen Himmel majestätisch sich erhebenden Kirchen, überhaupt der bald sich entspinnde rege Verkehr und die Entwicklung der verschiedenen Industriezweige untwidersprechlich beweisen.

Dank, allumfassenden tausendstimmigen Dank dem genialen



Erfinder der vorwärtsbewegenden Dampfkraft. Gewöhnlich ehrt man Fulton als diesen geistreichen Mann, der in Lancaster County, Pennsylvanien, geboren, eine gute Erziehung genoß, durch Reisen in Europa seinen Gesichtskreis erweiterte und in England besonders die Erfindungen des berühmten J. Watts zu seinen Zwecken benutzen konnte und demgemäß vermögend war, im Jahre 1807 sein erstes Dampfschiff (Clermont) auf dem Hudson mit einer Geschwindigkeit von fünf Meilen die Stunde einherzutreiben. Allein John Fitch, 1743 in Connecticut geboren, hatte nach verschiedenen Versuchen schon 1789 ein Dampfboot zu Stande gebracht, das auf dem Delaware 7½ Meilen die Stunde einher schnaubte; und wären die Zeiten damals nicht so ungünstig gewesen, er würde sicherlich den Ruhmesglanz davon getragen haben, mit dem wir jetzt gewohnt sind, das Haupt des Robert Fulton zu umgeben. Man wollte damals noch nicht recht an die Erfindung glauben, und so dann war die Finanzlage des Landes so mißlich, daß ihm die nöthige Unterstützung immer wieder untersagt ward. Er war ein Originalgenie auf seine Weise, aber es fehlte ihm an Bildung und Ausdauer, während Fulton nebst den erforderlichen Fähigkeiten auch die Eigenschaften eines im guten Sinne des Wortes populären Volksmannes besaß und daher auch seine Erfindung ins Leben der Nation überzuleiten wußte.

Seit Anwendung der Dampfkraft geht Alles mit Dampfgeschwindigkeit. Die materielle Entwicklung unseres Landes ist bis heute wirklich mit Riesenschritten vorangeeilt. Wo noch vor etlichen Jahren alles eine öde Wüsteney war, da blühen jetzt schon die Gärten der Cultur. Geht es so fort, so werden selbst die weitausgedehnten Prärien und Hochebenen des großen Westens bald mit menschlichen Wohnungen übersät sein und die Pracht unabsehbarer wogender Fruchtfelder entfalten. Wozu andere Länder wohl ein Jahrtausend brauchten, das ist in unserem Lande in einem Jahrhundert zu Stande gekommen—von 3 Millionen ist die Bevölkerungszahl auf über 40 Millionen gestiegen, so daß wir, Rußland und Deutschland ausgenommen (Deutschland wird etwa die gleiche Einwohnerzahl haben), bereits die zahlreichste Nation der Christenheit sind. Diese Bevölkerungszunahme als Basis der Berechnung genommen, soll die Einwohnerzahl (so sagten uns die Rechenmeister) schon im Jahre 1900 die Höhe von über 91 Millionen erreichen, und in hundert Jahren von jetzt zu über 470 Mill.

angeschwollen sein, so daß die Ver. Staaten dann mehr als ein Drittel der ganzen jetzigen Bevölkerungszahl der Erde hätten. Chicago soll z. B. 1970 an die 3,700,000 Einwohner zählen, St. Louis nicht viel weniger, Philadelphia hingegen 18 Mill. und New York sogar über 18 Millionen.

Diese Zahlen sind nun wohl sonder Zweifel zu hoch angelegt, sonderlich deshalb, weil die Abnahme der Einwanderung nicht genug dabei in Rechnung gebracht wird, und dann auch schwerlich in den nächsten 20 Jahren (wie hier vorausgesetzt wird) 50 Millionen von China, Japan, Indien etc. zu uns herüberkommen werden: daß jedoch in 1976 bei 300 bis 350 Millionen Menschen in den Ver. Staaten wohnhaft sein werden, dürfte durchaus keine zu gewagte Annahme sein, und Manche meiner Leser erleben es vielleicht noch, daß die Zahl derselben 100 Millionen erreicht.

Bei Nennung dieser Zahlen drängen sich dem denkenden Menschenfreund allerlei Gedanken und Fragen auf. Wird unser Land all diese Massen fassen können? wird es Süßquellen genug für sie darbieten können? oder würde es eine solche Last nicht zu ertragen vermögen? Doch darüber kann kein Zweifel sein—an Mitteln zur Versorgung der leiblichen Bedürfnisse wird es nicht fehlen, sogar Wohlstand und Reichthum wird man in Ueberfluß antreffen. Wichtiger sind folgende Fragen: Wird unsere Regierungsform für so viele Millionen die beste sein? Können so große Massen nicht besser durch ein monarchisches Regierungssystem in Ordnung gehalten werden? Wird nicht die republikanische Freiheit ein zu loses Band sein, sie alle zusammenzuhalten?

Unzweifelhaft ist unsere Freiheit ein Hauptfaktor gewesen in dem riesenmäßigen Fortschritt der nationalen Wohlfahrt. Diese Freiheit war es ja insonderheit, welche die Unterdrückten anderer Länder mit fast unüberstehlicher Gewalt herüberzog; ohne dieselbe würde die Bevölkerungszahl noch lange nicht zur gegenwärtigen Höhe gestiegen sein. Bei ihrer großen Bedeutung in der Vergangenheit und zur gehörigen Würdigung ihrer Bedeutung in der Zukunft, dürfte es sich daher als zweckmäßig erweisen, dieselbe mit vollster Theilnahme ins Auge zu fassen und vor allem die Entstehung derselben uns zu vergegenwärtigen; wir wollen zusehen, wie sie zur Welt geboren wurde und wie sie als Kindlein in der Wiege Pfliegte fand.

## Die Hauptreligionen der Welt und ihre Stifter.

Quellenstudien von R. Matt.

### VII.

#### Jesus Christus.



Unter der Regierung des Cäsar Octavianus Augustus hatte das römische Reich den Höhepunkt seines Glanzes erreicht; alle Nationen der bekannten Welt wurden von ihm beherrscht, und Alles, was menschliche Kraft zu schaffen vermochte, war in seinem Besitz. Aber das Menschengeschlecht lag in tiefer Verfunkenheit und eine Sehnsucht nach Erhebung regte sich in vielen Herzen. Die heidnischen Religionen waren todte Gerippe und die römische Staatsreligion hatte ihre bindende Kraft verloren; Mythen und Geheimlehren offenbarten sich als Trug und Blendwerk; sie füllten die Gemüther mit Verzweiflung anstatt mit Trost, und die Lehren der Philosophie erwiesen sich als morsche Stüt-

zen im dunkeln Wirrsal des Lebens; die Menschheit sehnte sich nach einem neuen Licht, der Hoffnung rechten Pfad zu finden.

Die dunkeln Aussprüche der Propheten, die Orakeln der Seher, die Sehnsucht der Völker, und die Ahnungen der Dichter, Alles deutete auf die Ankunft eines Retters; selbst in den alten Schriften des Tacitus fand man dunkle Sprüche, die dem Morgenland eine neue Blüthe und Juda einen neuen Herrscher zuschrieben.

Im alten Israel selbst war eine Messiasidee noch ungeboren; zwar hatte dieselbe durch die vielen Drangsaljahre ihren positiven Charakter verloren; es war kein richtiges Verständniß mehr da, eine reine Messiaslehre zu fassen; die Pharisäer waren zu tief versunken im Genuß der Gegenwart, die Sadducäer huldigten zu stark ihren leichtsinnigen Grundfä-

und die Essener hatten sich der Sorge für das Gemeinwohl entzogen.

Es war daher unbedingt nothwendig, daß ein frommer eifriger Mann auftrete und die Gemüther auf etwas Besseres vorbereite, ehe sie für die Annahme desselben tüchtig waren. Er kam!

Aus den Wüsten und Einöden des Ost-Jordanlandes trat er hervor im fünfzehnten Jahre der Regierung Tiberias; sein Auftreten, seine Kleidung und seine Reden führten das Volk auf einmal in die gehörige Spannung hinein. Alles dachte zurück ins graue Alterthum; die Schriften des Moses und der alten Propheten wurden hervorgeholt und gelesen; auf einmal hieß es, der Prophet Elias sei wieder erstanden.

Dieser Mann predigte Buße und forderte ein Bekenntniß der Sünden; sowie eine Veränderung des Lebens. Er sammelte sich bald einen Anhang von Nachfolgern, die er zu Jüngern machte durch die Wassertaufe. Scharenweise sammelte sich das Volk um ihn, und bald wurde es hie und da laut, der Messias sei erschienen.

Unter Denen, die sich taufen ließen, war auch einer von Nazareth, eines Zimmermanns Sohn, dessen Herkommen aber unbekannt war; doch trotz seiner Armuth stammte er aus dem alten israelitischen Königsgelecht. Der Eindruck während dieser Taufe war ein gewaltiger, und der Anblick ein erhabener, denn während der Ceremonie that sich der Himmel auf, und der hl. Geist Gottes kam auf ihn hernieder und wohnte in ihm; auch wurde zugleich eine Stimme vom Himmel gehört, die ihn als den Messias proklamirte. Das wird mit Recht die Geburtsstunde der neuen Epoche genannt.

Vierzig Tage verstrichen nach dieser Begebenheit, und man fing an sie zu vergessen, als er plötzlich wieder auftrat und dem Volk erklärte, „das Reich Gottes sei nun herbeigekommen.“ Dieser Mann war J e s u s C h r i s t u s.

Der Täufer fand bald hernach einen gewaltsamen Tod durch die ruchlose Hand eines muthwilligen Herrschers, seine Jünger aber sammelten sich darauf um den neuen Lehrer.

Wie bereits angedeutet, war das Thema Christi: „Die Errichtung des Reiches Gottes auf Erden.“ Um das Volk zu gewinnen, wies er auf ihre alten Schriften und hl. Bücher hin, zeigte ihnen die Prophezeiungen derselben und sprach: „In mir geht all dieses in Erfüllung,“ und Niemand konnte ihm widerlegen.

Als Grundbedingung des Eintritts in dieses Gottesreich legte er die Herzensreinheit nieder, und zwar in viel höherem Grade als sein Vorläufer; er stellte die völlige Hingabe des Herzens an Gott, als unbedingt nothwendig auf, und drang auf eine gänzliche Um- und Neuschaffung desselben. Wie ein solcher wieergeborener Mensch zu Leben habe, zeigte er durch sein eigenes Leben; er bürdete seinen Nachfolgern nichts auf, das er zu tragen nicht selbst gewillt war. Sein Leben war unsträflich und tadellos; seine Reden und Handlungen waren ein steter Ausfluß der reinsten Gottes- und Menschenliebe. Die Gottlosen bestrafte er, und die Hossärtigen in ihrem eiteln Trachten waren ihm ein Greuel; mit den Mühseligen und Beladenen hingegen hatte er Mitleiden und tröstete sie, und den reumüthigen Sündern brachte er Gnade und Vergebung. Er war kein Anderer als der, in Menschengestalt auf Erden wandelnde Gott,—der wahrhaftige Gottmensch; der gesammten Menschheit ein Führer und Leitstern, auf daß sie Alle Kinder Gottes würden.

Wie konnte er aber die Menschen in ihrem jammervollen Zu-

stande erreichen; wie sich erklären, daß sie seine Lehre fassen konnten? Er mußte die Menschen nehmen wie er sie fand, er konnte ihnen kein neues revolutionirendes Gesetz vorlegen, an ihrer Natur mußte er einen Anhaltspunkt gewinnen. Er sah, daß die Menschen in allen Geschäften des Lebens auf Glauben—Zutrauen—handelten, denn was sie thaten mit und für einander, geschah in gegenseitigem Glauben. Um nun seine Lehre empfangbar und die Herzen empfänglich zu machen, nahm er d e n G l a u b e n zur Basis und Bedingung derselben. „Glaubet ihr an Gott, so glaubet ihr auch an mich.“ Ohne Glauben können Menschen einander unmöglich trauen noch gefallen, darum: „ohne Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen.“ Jesus forderte also von den Menschen nur das, was sie von einander forderten: G l a u b e n. „Alle Dinge aber sind möglich dem, der da glaubet.“

Die Volksführer aber, und besonders die den Religionscultus pflegenden Pharisäer und Schriftgelehrten, nahmen Anstoß an dieser Lehre, denn sie bedrohte den Opfercultus, und damit ihre Einkünfte und Macht zu Ende zu bringen. Das Reich, das er predigte, war nicht nach ihrer Erwartung und sein Auftreten ihrem Wunsch zuwider, daher suchten sie Ursache an ihm, um ihn zu tödten, ehe diese neue Lehre Wurzel fassen könnte. Weil aber seine Lehre, nemlich Gerechtigkeit d u r c h G l a u b e n, die längstgehegten Erwartungen der Menschen vollkommen erfüllte, und Niemand ihn einiges Bösen zeihen konnte; weil bei ihm kein Ansehen der Person war, hörte ihn das Volk gerne und glaubt an ihn.

Endlich gelang es den Feinden seiner habhaft zu werden, durch allerlei falsches Zeugniß überlieferten sie ihn; aber er war vorbereitet, er hatte seine zwölf Gesandten um sich, er erklärte ihnen noch einmal, daß alle Gesetze ihre Erfüllung in der Liebe finden müßten, er erklärte ihnen die Nothwendigkeit der klärenden Liebe und die Einigkeit des Geistes, und gab ihnen die nöthigen Verhaltensmaßregeln, dann nahm er sie hinaus ins Gebet. Betend hat er gelebt, betend will er sterben und nicht entfliehen; sterben will er, sterben für die Wahrheit, für die Seinen, für die Welt! Doch die Feinde frohlodten zu frühe, der, den sie tödt glaubten, wandelt unter seinen Jüngern, und ob sie es auch verleugneten, die Zeugnisse waren zu klar und unwiderlegbar.

Die Gründung des Gottesreiches auf Erden aber übergab er ihnen, indem er sprach: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium (vom Reiche Gottes) aller Creatur.“ Und siehe: „ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Er hat es gehalten; mit stets vermehrendem Glanz nimmt dieses Reich zu, ihm aber hat Gott einen Namen gegeben, der über alle Namen ist; auf daß in seinem Namen sich beugen sollen Aller Kniee im Himmel und auf Erden, und hat zu ihm gesagt: „Du bist mein Sohn, setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege alle deine Feinde zum Schemel deiner Füße.“

Dieses ist die höchste aller Lehren. Nie hat eine Religion die Herzen der Menschen so befriedigt und beglückt, wie die Religion Jesu es thut. Menschenkinder! Prüfet, fühlet und erfahret diese köstliche Gotteswahrheit. Der Herr helfe euch, denn einen anderen Heiland gibt es nimmer.

Ich weiß an wen mein Glaub' sich hält,  
Kein Feind soll mir ihn rauben.  
Als Bürger einer besseren Welt  
Leb' ich hier nur im Glauben.  
Dort schau' ich, was ich hier geglaubt!  
Wer ist, der mir mein Erbtheil raubt?  
Es ruht in Jesu Händen.“



## Die Philadelphier Weltausstellung.

(Von Udo Brachvogel.)

Als Patrick S. Gilmore, der bekannte Monstre-Musik-  
unternehmer, im Sommer 1868 sein erstes Bostoner  
Musikfest gab, und dasselbe ein zu weiteren derarti-  
gen Unternehmungen ermunterndes Ergebnis hatte, sprachen  
New-Yorker Zeitungen den Gedanken aus, eine verbesserte und  
vermehrte Auflage desselben als Centennialveranstaltung vor-  
zubereiten. Natürlich in New York! Die Bostoner griffen  
den Vorschlag sofort auf. Um so eifriger, als sie überzeugt

als Landes-Metropole zu verweisen; sondern es geschah von  
Seiten Philadelphias. Hatte einst Boston das Banner der  
Revolution erhoben, war es gewissermaßen die Geburtsstätte  
der amerikanischen Unabhängigkeit, so war die Stadt der Bru-  
berliebe ihre Wiege, ihr Taufstein, ihr eigentliches Heim.  
Und in allen diesen Eigenschaften verlangte sie denn auch als-  
bald, daß der große Musikjubiläum, der den 4. Juli 1876 zu ver-  
herrlichen hätte, innerhalb ihrer Mauern stattfinden sollte,



waren, daß keine Stadt ein Recht, zum Schauplatz des hun-  
dertjährigen Musikjubiläums erlesen zu werden, besitze, wenn nicht  
die Ährige! Und das nicht nur kraft des Präzedenzfalles, den  
sie bereits geboten, sondern auch vermöge der Rolle, welche  
Massachusetts und seine Hauptstadt im Befreiungskriege ge-  
spielt. Geschichtliche Vorrechte lassen sich bei dergleichen nicht  
hinwegstreiten. Aber es lassen sich wettbewerbende Ansprüche  
erheben. Und das geschah denn auch sofort. Nicht seitens  
New Yorks, — mit dessen historischer Würde es ein wenig fa-  
denscheinig aussieht, und das sich deshalb begnügte, sich ein-  
fach in die Weltstadtsstellung zu werfen und auf seine Rechte

von denen sie im Vorhinein auf das Festeste überzeugt waren,  
daß sie diese Jerichoprobe glänzend bestehen würden. Es sollte  
zu keinem ernstlichen Kampfe kommen. Die Musikfestfrage  
sah sehr bald eine praktische Lösung dadurch, daß Gilmore  
schon im Sommer 1872 durch sein zweites Monstre-Musik-  
massacre unter dem bezeichnenden Namen eines Worlds  
Peace Jubilee mit Dampforgeln, einem Duzend Militär-  
capellen, Kononenschlägen, hundert Ambosen und zehntausend  
Sängern die Welt in Boston erschreckte; daß er damit ein  
Deficit von hunderttausend Dollars erzielte; und dadurch  
auch den starknervigsten Yankee die Lust benahm, während





VIEW OF THE SCHUYLKILL FROM LAUREL HILL.

des nächsten Jahrhunderts dieser Republik mit einem ähnlichen Attentat auf Alles, was Mühsit und was menschliche Dhyren heißt, vor die Welt zu treten.

Städte mit mehr als hunderttausend Einwohnern gab, die nicht in den allgemeinen Jant-Chorus einfielen und sich um den Weltausstellungs-Elphanten heiser schrieten, ehe derselbe noch das Laufen gelernt. Endlich sprach der Congreß das



SCHUYLKILL BLUFFS, BELOW EDGELY.



VIEW ABOVE SWEETBRIAR.

Für Washington ward seine Würde als Sitz der Bundesregierung in die Wagschale geworfen. Boston und Philadelphia erschienen mit den bereits erwähnten historischen Ansprüchen. Es war schließlich ein Wunder, daß es überhaupt noch

entscheidende Wort. Es lautete: Philadelphia. Die betreffende Akte erhielt am 3. März 1871 die Unterschrift des Präsidenten, und die Stadt, von welcher aus bereinst das Unabhängigkeits-Evangelium der Colonien in die Welt hinaus





COLUMBIA BRIDGE OVER THE SCHUYLKILL, FROM THE RUSTIC BRIDGE IN THE WESTERN PARK.

geklungen, ward feierlich zur amerikanischen Centennial- und Weltausstellungstadt proklamirt!

Uebrigens waren es nicht nur die historischen Erinnerungen allein, wie mächtig sie auch sprachen, welche ihre Stimme für Philadelphia als Centennialstadt erhoben. Nach New York

eine sich nach Belieben ausdehnende Schaustellung von Allem und Jedem in übersichtlichster, bequemster Weise unterzubringen. In der That, dieser Fairmountpark ist nicht nur die umfangreichste Anlage ihrer Art in den Vereinigten Staaten,



VIEW OF SWEETBRIAR FROM EGGLEFIELD.



ENTRANCE AT EGGLEFIELD.

die größte Stadt des Landes, ist es zugleich die Hauptstadt des größten Industriestaates der Union — Pennsylvaniens. Das Eisenbahnnetz, welches es mit den übrigen Theilen der Vereinigten Staaten verbindet, ist nicht weniger vollständig als jenes, welches von New York ausstrahlt. Und endlich besitzt es in seinem Fairmountpark die geeignetste Dertlichkeit, um

sondern ist auch so reich an natürlichen Schönheiten, daß man es gern übersieht, daß die Kunst nur erst in großen Zügen begonnen hat, ihre veredelnde Hand an das gebotene Material zu legen. Indessen muß auch nach dieser Seite hin zugestanden werden, daß bereits Bedeutendes geschehen ist, und daß namentlich durch die Weltausstellungsarbeiten in den beiden





Lincoln Monument.

letzten Jahren allein auch in Beziehung auf Landschaftsgärtnerei soviel geleistet worden ist, wie ohne dieselben kaum im ganzen nächsten Jahrzehnt fertiggestellt worden wäre. Ein

seinen zahlreichen Hügeln genießt man weite und herrliche Rundblicke. Wohlgehaltene Fahr- und Fußwege führen nach



RAVINE IN WESTERN PARK, SWEETBRIAR VALE.

waldbereiches, gebrochenes, auf mehrere Meilen vom Schuhhügel und dessen romantischem Nebenfluß, dem Wissahickon, durchströmtes Gebiet umfassend, mißt der Fairmountpark 3200 Acres, ungefähr das Vierfache des New-Yorker Centralparks. Von



MONSTER PINES, WEST PARK.

allen Richtungen. Brücken, darunter verschiedene, welche Eisenbahnen tragen, überröhlen die Flüsse. Nirgends fehlt es an Erfrischungsplätzen. Das Schönste aber ist und bleibt der Waldschmuck dieses erlesenen Stückes Erde. Selbst Joaquin



Miller's satirischer Spott, der jüngst so unbarmherzig über das „Centennial-Philadelphia“ hergefallen, verstummt diesem natürlichen Walspart gegenüber. Ueberall bilden alte Bäume dichte und prächtige Gruppen, welche nur zur Hervorbringung des Unerläßlichen durch Wiesenflächen, Hügel-Scenerieen, Schluchten, Wasser- und Gartenanlagen unterbrochen scheinen. Wahrhaft poetisch sind die Partien am Wissahicon, an dem man auch auf eine der in der Quäkerstadt leider immer seltener werdenden Spuren jener ersten deutschen Einwanderung nach Pennsylvanien stößt, welche der englischen Immigration während der ganzen Colonialzeit numerisch wie in Betreff ihres politischen Einflusses die Waagschale hielt. Am Wissahicon war es, wo vor nunmehr zweihundert Jahren Johannes Kelpius (Kelpse), der noch vor der Gründung Philadelphias von Deutschland nach der Delaware-Bay Eingewanderte, ein mythisch-beschauliches Eremitenleben führte. „The Hermits Glen“ erinnert noch heute an den phantastischen Anachoreten.

Uns aber führt die halbmythische Gestalt des seltsamen Heiligen aus Philadelphia's Vorzeit in jene Periode vollsten geschichtlichen Lebens der Stadt hinüber, welche von Kelpius' Tagen nur durch denselben Zeitraum getrennt ist, welcher die Gegenwart von ihr trennt: nur durch ein Jahrhundert. Aber durch ein Jahrhundert, an dessen Schwelle für das amerikanische Volk jene im Dienste der Völkerbefreiung vollbrachte Großthat steht, welche es am 4. Juli dieses Jahres mit allem Pomp und aller Begeisterung zu feiern gilt, deren dieses Volk fähig ist! Ein Glanztag für die ganze Nation wird diese Feier, ein zwiefacher Glanztag für jenes Philadelphia werden, welches vorzugsweise die „historische Stadt“ der Union genannt zu werden beansprucht. Und mit Recht beansprucht. Denn nicht nur, daß es unter allen seinen Schwesterstädten auf die reichste Vergangenheit zurückblickt, — es ist auch mit seinen Gebäuden, Dertlichkeiten und sonstigen Zeugenmalen, welche diese Vergangenheit verkörpern, ungleich pietätvoller und schonender verfahren, als irgend eine der andern Unionscapitalen mit ihrem etwaigen Besitz von historischen Monumenten und Reliquien, und vor allen Dingen gilt dieß von den beiden wichtigsten und bedeutendsten baulichen Denkmälern aus jener großen Zeit: der alten Carpenter Hall und dem State House mit Independence Hall, dem SitzungsSaale jener ersten gesetzgebenden Versammlung, in welcher die Unabhängigkeitserklärung Seele und Form fand.

Die Carpenter Hall liegt im Herzen der Stadt, steht auf dem kostbarsten Grund und Boden Philadelphia's. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß sie der Zerstörung entgangen, daß sie nicht längst irgend einem Theater, einem Riesenhotel, einem Bankpalast hat weichen müssen. Aber wie glücklich sie auch der niederreißenden Hand des siebenmeilenstiefen Fortschritts entgangen ist, — leicht ist ihrem Ortsgenius sein schützendes Amt keineswegs immer geworden. Im Jahre 1770 von der Philadelphia'scher Zimmermannsgesellschaft errichtet, wurde der eben vollendete Bau den Mitgliedern des ersten Continentalcongresses zu ihren Sitzungen überlassen. Mit Recht mag man daher sagen, daß in diesen Räumen der Abfall der Colonien und die eigentliche Geburt der Union vor sich gingen, wenn gleich die Verflundigung der beschlossenen Los-trennung von dem Stiefmutterlande nicht von ihnen aus stattfinden sollte. Als die Engländer 1777 die Stadt besetzten, brachten sie in dem Gebäude Amtsstuben, Lager- und Wacht-räume unter. Mit voller Wucht legte der britische Löwe seine Pranken noch ein Mal auf das Brutnest des amerikanischen Mars. Zum letzten Mal, — denn schon im Juni 1778

räumten die Engländer die Stadt aufs Neue, wehten aufs Neue die Sterne und Streifen von der Carpenters Hall. Später pachtete die Ver. Staaten-Bank, nach ihr die Bank von Pennsylvanien das Gebäude. Und dann traf jene Zeit der Noth für das ehrwürdige, historische Denkmal ein, in der es eben nur mit knapper Noth seiner Zerstörung entging — eine Zeit, in welcher der ehemalige SitzungsSaal des ersten continentalen Congresses zum Lagerhause, zur Auktionsbude herab-sank, und in welcher derselbe Raum, in dem einst Jefferson's, John Adam's und Franklin's Feuerworte einer neuen Weltordnung die Thore erschlossen, von der kreisenden Stimme des Versteigerers und den schäfernden Angeboten auf allerlei Rumpelwerk durchtönt wurde. Endlich, und gerade noch zur rechten Zeit, erinnerte sich die Zimmermannsgesellschaft von Philadelphia, daß ihre Gewerksvorfahren es gewesen, welche diese eigentliche Wiege der amerikanischen Freiheit zusammengezimmert hatten. Sie erwarben das Gebäude und stellten es, — nachdem der Beschluß gefaßt worden, es für alle Zeiten zu erhalten, — mit pietätvoller Sorgfalt in jener Gestalt her, welche es zur Revolutionszeit trug.

Wurde die Carpenters Hall das Brutnest des Amerikanischen Mars genannt, so ist das alte State House mit der Unabhängigkeits-Halle als jene für alle Zeiten geweihte Stätte zu bezeichnen, wo dieser Mar flügte wurde. Denn dort war es, wo am vierten Tage des Juli von 1776 die Unabhängigkeitserklärung in die Welt hinauslang, und damit die Grundbesten zu einem Staatenbau gelegt wurden, der — was immer auch die Pessimisten, Zweifler und Gegner sagen mögen — doch das Muster für die staatlichen Ordnungen sein wird, in denen die Nationen der Zukunft zu leben haben werden. Das ganze, ein volles Stadtgebiet einnehmende State House ist eine einzige historische Merkwürdigkeit. Schon 1734 in nicht eben sthl- oder geschmackvollem, mit einem Thurm und allerlei Thürmchen geschmücktem Rohziegelbau aufgeführt, erhielt es erst durch die 1740 dem Hauptbau angefügten Seitenflügel seine jetzige Gestalt. Von 1735 an hielt die Generalversammlung von Pennsylvanien ihre Sitzungen daselbst. An ihre Stelle trat nach Organisation des Freistaatenbundes bis 1794 die Legislatur des Staates Pennsylvanien. Zur Zeit sind mit Ausnahme der historischen Räume verschiedene Stadt- und Gerichtsbehörden darin untergebracht.

Aber keine von allen diesen Körperschaften und Behörden — es sollte eine ganz andere Gesele berathende und erlassende Versammlung von Volksvertretern sein, welche das Philadelphia'sche State House für alle Zeiten zum ehrwürdigsten geschichtlichen und patriotischen Denkmal innerhalb der Unionsgrenzen machte. Unter seinem Dache geschah es, daß der erste Ver. Staatencongress zusammentrat, nachdem von eben dort die Unabhängigkeitserklärung dem grimmigen Löwen Altenglunds in die Zähne geschleubert worden war. Diese Räume waren es, welche in ihrer republikanischen Schmucklosigkeit erst bis zum Jahre 1784, dann später noch einmal für ein ganzes Jahrzehnt der Sammelplatz sein sollten für jene Walsalla von Talent, Ehrenhaftigkeit und Vaterlandsliebe, die Demjenigen, der einen Blick auf die römische Cäsarenpracht des Washingtoner Palastes der heutigen Volksderatherschaft und die in ihm ihr Wesen treibende Generationen wirft, in ferne Wolkenregionen entrückt erscheint. Es ist der östliche Saal im oberen Stockwerk, in welchem dieser erste Congress tagte, und in dem die Unabhängigkeitserklärung verlesen wurde. Es führt den Namen der Independence Hall, und mit Recht mag man ihn ein Mella der Völkerfreiheit nennen, zu dem sich schon seit

nem Monat die größte aller Massenwanderungen, welche man auf dieser Seite des Oceans noch erlebt hat, herantwält. Genau im Zustand der Revolutionszeit erhalten, ist die Halle während des Tages dem Publikum geöffnet, und keine Stunde vergeht, die ihr nicht neue und immer wieder neue Besucher zuführt. Es ist unmöglich, daß man sie anders als mit Ehrfurcht betrete, anders als mit Rührung durchwanderte, anders als mit Erhebung verließ. Zahlreiche Reliquien aus jenen Tagen, da hier die einfachsten Männer das Große und Menschenwürdige vollbrachten, sind in der Halle aufgestellt. Auch die Glocke sehen wir in der zugehörigen Haushalle, welche einst die amerikanische Freiheit einläutete, seitdem aber durch einen klaffenden Sprung ihrer weltbewegenden Stimme beraubt worden ist. Aber auch in dieser Stummheit, oder vielleicht gerade in ihr — welche Mahnungen spricht sie, welche Lehren verkündigt sie?! Und wie bei dieser Glocke ist auch bei den übrigen Gegenständen, die sich hier in Schränken, Glaskästen und auf Auslagetischen gesammelt finden, von Pracht oder besonderem Werth keine Rede. Aber wo gäbe es trotzdem in diesem Lande Dinge, welche zu Dem, der ihre Sprache versteht, eindringlicher sprächen, als sie? Welche stolzere Erinnerungen der Vergangenheit, ernstere Betrachtungen der Gegenwart, heiligere Vorsätze für die Zukunft wachriefen, als sie? Ein Wirkliches und doch wie ein Traumhaftes, Verschollenes muthen sie den zwischen ihnen hinschreitenden Beschauer an. Unwillkürlich ruft er aus: „Wie doppelt besüßelt eilt in diesem Lande die Zeit dahin! Sind thatsächlich nicht mehr als hundert Jahre verfloßen, seit diese Vermächtnisse die Zeugen des vollen Lebens waren? Nicht mehr als hundert Jahre, seit diese Glocke das Evangelium von gebrochenen Volkstetten in die Luft haßte, und seit die Männer, die auf diesen Leberfar-

benen und holzsteifen Bildern zwiefach todt aussehen, ganz lebendig waren und mit ganzer Kraft ihr ganzes Werk thaten? Der Weg von den vier Millionen Unionsbürgern jener Zeit bis zu den vierzig Millionen von 1876 — von dem Rohziegelbau des Philadelphier State House bis zu dem corinthischen Marmorpomp des Washingtoner Capitols — von den dreizehn ursprünglichen Sternen des Freiheitsbanners bis zu der flammenden Milchstraße der siebenunddreißig Staaten des gegenwärtigen Tages: Dieser Weg ist wirklich in einem Jahrhundert zurückgelegt worden?“

„Er ist es,“ — lautet die Antwort, — „und zwar ist er es gerade so, wie jener von dem ehrsam bedächtigen Geschäftsgang der colonialen Quäker Philadelphias und der Knickerbocker New Yorks bis zu den Wallstreet-Bacchanalien des heutigen Tages, — von der Sittsamkeit und Würde der Zeitgenossinnen der Martha Washington bis zu dem Verbrecher- und Tollhändlerthum der Laura Fair und Konsortinnen — von den Jeffersons, Madisons, Lees, Henrys und Hamiltons des ersten Congresses bis zu den Brooks, Dakes Ames, Ben Butlers und Morrisseys unserer Tage. Fürwahr, nirgends mag man so lebhaft empfinden, als in der feierlich-traumhaften Atmosphäre der alten Independence Hall, welches Wunder dieses Land in jeder Beziehung ist. Nirgends so ganz und gar davon durchdrungen werden, welche Wandlungen, — nicht nur Wandlungen zur Größe und staunenerregenden Machtentfaltung, sondern auch dem Verfall entgegen, — dieses Jahrhundert bezeichnen. Aber auch nirgends so hoch von der Ueberzeugung gehoben werden: daß der Schutzgeist dieses Landes und Volkes treu auf der Wacht steht, und das jedes nächste Dunkel, durch welches er es führt, nur der Vorbote einer erneuten Morgenröthe ist!“

## Centennialwünsche.

(Die aber auch in anderen Jahren vorkommen.)

Von M. S ö h n.

Das Kind wünscht sich ein schönes Kleid,  
Die eitle Mutter Herrlichkeit.  
Der Knabe wünscht er wäre groß,  
Er wünscht er wär' des Schuljoch's Loß.  
Der Bursch wünscht eine reiche Braut,  
Das Mädchen sein dem Mann vertraut.  
Der Arme wünscht sich recht viel Geld,  
Der Reiche wünscht die halbe Welt.  
Der Fürst, auf seinem Fürstenthron,  
Wünscht sich des Kaisers gold'ne Kron';  
Dann wünscht' er all' die Reiche E i n s,  
Und daß das Ganze wäre S e i n ' s.

Ein mancher Knecht wünscht, er wär' Herr;  
Der Papst, daß er a l l m ä c h t i g wär'!  
Der Politiker wünscht ein Amt.  
Der Stolz wünscht zu sein bekannt,  
Wünscht unter Großen stets zu sein,  
Der Allergrößte nur allein.  
Der Spekulant wünscht, wenn es kracht,  
Er hätt' noch M e h r hinweg gebracht.  
Der Doktor wünscht viel kranke Leut',  
Der Advokat viel Zanf und Streit.  
Der Priester wünscht ein dummes Volk,

Das unbedingt Gehorsam zollt.  
Der Bauer in der theu'ren Zeit,  
Daß seine Frucht noch höher steigt'.  
Und wo ein Erbe sich befind't,  
— Zuweilen gar das e i g ' n e K i n d —  
So wünscht er: „Mach' die Augen zu,  
Du gute, alte Seele du!“

Der Geiz'ge wünscht sein Geld versteckt,  
Der Praßer wünscht: Wenn ich's nur hätt'!  
Der Säuser wünscht, daß jedes Meer  
Voll Lagerbier und Brantwein wär'.  
Der Spötter wünscht zu seinem Ruhm,  
Zur Welt hinaus das „Mückerthum.“  
Der Frebler wünscht sich unentdeckt,  
Bis er in Nummer Sicher steckt.  
Der Thor wünscht nach der schlechten That  
Bei Menschen — bei Gott selten — Gnab'.  
Der Dumme wünscht, daß um ihn her  
Ein Jeder dümmer sei als er.  
Der Sünder wünscht, wenn es zu spät,  
Daß andere Saat er hätt' gesä't,  
Und wenn ihn sein Gewissen quält,  
Er hätte niemals je geseh't.



Der Fromme wünscht sein täglich Brod'  
Und daß er nur gefalle Gott.  
Der Heuchler wünscht zu s c h e i n e n fromm,  
Sein Weg ist aber oft sehr f r u m m ;  
Scheint gut, und ist doch ungetreu,  
Geht an der Himmelsthür vorbei.

Die stolzen Damen, schön (?) geschminkt,  
Mit Seiden, Sammt und Gold behängt,  
Die wünschen all' zu fein recht sein  
Und jede möcht' die feinste sein !  
Und Eine wünschte einst sogar,  
Mit ihrem Schmuck an Kleid und Haar  
Zu liegen auf der Tobtenbahre.  
Der Kranke wünscht oft Nachts im Bett',  
Ach, daß ich Schlaf und Ruhe hätt'.  
Er wünscht, daß es doch Morgen wär',  
Er wünscht, er wünscht sich Hülfe her.  
Man wünscht ihm Besserung geschwind,  
Weil ja die Wünsche billig sind.

Man wünscht so lang' man wünschen mag,  
Schön guten Morgen, guten Tag.  
Man wünscht ein gutes neues Jahr,  
Man wünscht zuweilen neues Haar,  
Zuweilen schöne neue Zähn';  
Man wünscht, man wär' noch einmal schön.  
Man wünscht, man wär' noch einmal jung,  
Nur selten wahre Heiligung.  
Fast Jeder wünscht zu leben lang,  
Und ist vor seinem Tode bang.

Gar Mancher wünscht ein neues Haus,  
Das alte sieht zerfallen aus.  
Man wünscht auch einen neuen Gut,  
Der alte wär' zwar schon noch gut,  
Doch, es ist ja „C e n t e n n i a l“,  
D'rum, nur ein wenig liberal,  
Man geht nach P h i l a d e l p h i a.

Das Volk von Nordamerika  
Wünscht einen neuen Präsident,  
Des alten Zeit ist bald am End'.  
Man wünscht mit Sehnsucht, weit und breit,  
Zurück die gute alte Zeit.  
Die aufgeklärte n e u e ist  
Zu schlecht, wie man ja täglich liebt.  
Doch, wenn der Mensch sich bessern thut,  
So wird die Zeit schon selber gut.

Verstieben, wie die Menschen sind,  
So nimmt ihr Wünschen nie ein End',

Und manche werden oft aufs Haar,  
Durch ihre Wünsche offenbar.  
Schon Mancher hat sich selbst verwünscht,  
Gewünscht, er hätte nie gewünscht.  
Jetzt wünscht die ganze Welt gewiß,  
So wenig sie sonst einig ist,  
Nach P h i l a d e l p h i a zu gehen,  
Um das „C e n t e n n i a l“ zu sehen.  
Bei Vielen bleibt's beim Wünschen nur,  
Der Mensch, die arme Creatur,  
Baut oft durch seiner Wünsche Duft,  
Sich viele Schlösser in die Luft.  
Nicht Jeder sieht „C e n t e n n i a l“,  
In hundert Jahren nicht einmal.

Würd' nun die Welt so einig sein,  
Zu bringen ins Reich Gottes ein,  
Ein Jeder würd' mit Freuden gehn,  
Des Himmels Herrlichkeit zu sehn.  
Der Sel'ge wünscht im Himmel noch,  
Die Seinen möchten kommen doch,  
Zu schauen Gottes Angesicht;  
Doch Viele wollen leider nicht !  
Der Reiche, in der Hölle, wünscht  
Die Seinen los vom Sündendienst.  
Er wünscht sie nicht bei sich zu sehn,  
Wünscht, „Daz'rus“ \*) möcht' zu ihnen gehn.

Sehr Viele wünschen E i n s gar sehr,  
Ihr Herz fühlt deshalb oft recht schwer.  
Es ist d a s a l t e V a t e r l a n d,  
Die L i e b e n, die sie einst gekannt,  
Noch einmal vor dem Tod zu sehn,  
Noch einmal heim, ach, heim zu gehn.  
Das gute, fromme Mutterherz,  
Wünscht Tag und Nacht, und oft mit Schmerz,  
Daß ihre Kinder, groß' und klein',  
Doch möchten gute Kinder sein.  
Und ist ein Sohn, auch fort von Heim,  
Sie betet oft für ihn allein,  
Sie wünscht sein Glück und Wohlergehn,  
Sie wünscht ein frohes Wiedersehn.  
Ihr letzter Wunsch, vor ihrem End',  
Ist, daß sie ihn im Himmel fänd' !  
Und weiß sie ihren Wunsch erfüllt,  
Stirbt sie getrost durch Gnab' gestillt.  
Der wahre Christ wünscht Jesum Christ,  
Sich und der ganzen Welt zum Licht.  
Wünscht endlich von der Erde Pein,  
Durch Gottes Gnab' erlöst, sich Heim.  
Hat seine Lust an seinem Herrn,  
Und Gott erfüllt sein Wünschen gern.

## Centennial und Freiheit.

Von S. S a u c h.



Wenn wäre wohl in diesem Jahr das Wort „Centennial“ nicht schon zu Gesicht gekommen. Begegnet es doch unsern Blicken, wohin wir uns wenden: in Zeitschriften, auf Placaten an den Straßenecken, an den Schildern der Wirthshäuser, und wer weiß wo sonst noch? Ja es hat

sich dasselbe bereits als Annonce an Hüten und Klappen und unzähligen anderen Verkaufsartikeln Geltung verschafft. Da muß denn allerdings eine besondere Bedeutung in dem Wort

\*) Luc. 16, 27.

Centennial liegen. Jawohl. Höre, lieber Leser. Es möchte dich einfach daran erinnern, daß der einhundertjährige Fortbestand der amerikanischen Republik ein historisches Factum geworden ist. Und da mögen wir wohl hinzusetzen: „Das ist vom Herrn geschehen, und es ist ein Wunder vor unseren Augen. Bisher hat also der große Weltenlenker das Fahrzeug sicher durch Sturm und Wellen hindurch zu steuern gewußt, obzwar es mehr als einmal seit seinem Entstehen in großer Gefahr stand, an verhängnisvollen Klippen zu zerfellen. Ist es doch erst ein Knabenalter her, daß manches patriotisch gesinnte Herz angsterfüllt der Zukunft entgegenblickte und unwillkürlich in die Worte jenes Liebes vom bedrohten Sternenhanner mit einstimmen mußte:

Wie schien uns die Sonne so freundlich und mild  
Columbia's Schifflein war sicher gefahren.  
Doch nun ist's von schäumenden Wogen umhüllt,  
Wobon man nichts wußte vor wenigen Jahren.  
Du Schöpfer der Welten, du siehest die Noth,  
Haßt einstens den Wind und die Wellen bedroht.  
Hilf Herr! wir verderben, Ach Retter wir fleh'n,  
Und laß uns die Wunder deiner Allmacht noch seh'n.

Und siehe da, bald legte sich der Sturm „und es ward eine große Stille.“

Da es nun nicht der Zweck dieser Zeilen ist, bei einem Rückblick auf ein Jahrhundert weit in die Geschichte der Freiheitskämpfe der Ver. Staaten hinein zu greifen, so eilen wir vorbei an den blutigen Schlachten von Lexington, Bunker Hill, Trenton, West Point &c., hin nach der Wiege der Freiheit, nach der Independence Halle zu Philadelphia. Dort drinnen ist der Colonial-Congreß am 4. Juli 1776 in Sitzung, im Begriff das kühne Wagstück zu unternehmen und die Unabhängigkeitserklärung zu unterzeichnen, während da draußen die Volksmenge mit größter Spannung, ja mit pochendem Herzen dem Augenblick entgegenharrt, wo die in dem damaligen sogenannten

im Geiste heute noch jenen alten Mann zu guter Stunde im Thurne des Staatshauses seinen Posten einnehmend, damit nach der ersten Freiheitskunde vom Saal des Congreßes aus ja keine Minute verloren gehen dürfte, bis er durch den ersten Glockenschlag das Signal zum allgemeinen Einläuten der Freiheit geben dürfe. Zu diesem Endzweck hatte er einen Knaben an einen passenden Ort hinbestellt, wo er das Resultat sogleich vernehmen und ihm dann rechtzeitig Nachricht bringen konnte. Schon wollte der für Freiheit begeisterte alte Mann des langen Wartens müde und ungeduldig werden, als der Knabe plötzlich herbei sprang und ihm mit lauter Stimme zurief: „Läute, läute!“ Und alsbald fing der alte Mann aus Leibkräften an, die Glocke anzuschlagen, daß es weithin erschallte, worauf aus tausend Kehlen das dreimalige Hurrah! hoch in die Luft ertönte. Die Nachricht von dem Vorgang dieses glorreichen Tages zündete allerwärts wie ein elektrischer Funke und verbretete sich schnell, und ward überall mit Jubel begrüßt. Und wo wäre wohl heute ein christliches oder patriotisches Herz, das nicht mit Freuden in das Echo jenes Siegesgeschreies mit einstimmen möchte.

Jene Freiheitsglocke ist zwar seither durch einen Riß verstimmt und unbrauchbar geworden, wie auf unserem Bild zu sehen, hängt aber immer noch im oberen Theile des Hauses und wird beständig von vielen Besuchern beehrt, die der Zeugin von 1776 ihre Achtung zollen.

Für Freiheit also galt der Kampf unserer Väter, den Briten gegenüber, und sie ist es wohl werth, daß man was Großes für sie wage und aufs Spiel setze. Und sie verdient es denn auch gewiß, einen Blick in ihre wahre Bedeutung hinein zu thun.

Was ist nun also der wahre Begriff des in unserer Republik zu millionen Mal genannten Wortes „Freiheit“: weshalb wir als eine Nation eben jetzt ein Jubiläum feiern? O daß der Begriff dieses Wortes bei so vielen Tausenden kein so grundverlehrter wäre. Doch so ist es eben, und gerade deshalb nennt der freisinnige Fleischesmensch das Wort Freiheit mit derselben Begeisterung, als das erleuchtete Kind Gottes.

Schreiber sah einst ein Banner eines socialen Turnvereins mit der vergoldeten Inschrift: „Freiheit, Bildung, Fortschritt.“ Mit den atheïstischen Grundfäßen dieser Herren bekannt, kamen mir unwillkürlich bei besagtem Motto folgende Gedanken ins Gemüth: Freiheit.—Jawohl.—Das ist aber im Wörterbuch dieser Leute eben soviel als Zügellosigkeit. „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile,“ wie Ps. 2 steht. „Werft doch das Pfaffenjoch einmal von euch, ihr seid ja freie Leute.“ Das also ist der Begriff von Freiheit im Lager der Freidenker. Der Erfolg und die Früchte davon liegen offen vor uns.—„Bildung.“ Da hatte man sich aber auch verschrieben. Es hätte eigentlich, um den wirklichen Thatbestand der Sache getreuer zu bezeichnen, dem Worte eine Vorstufe beigelegt werden und Einbildung heißen sollen; denn wer ist wohl eingebildeter, als die Herren Ungläubigen. In jeder gemeinen Spielunke wird ausgetraut, was etwa von vermeintlichem Witz über Gott und Religion von ihnen ausgeheckt oder auch nur nachgeäfft ist. Von wahrer Bildung, wodurch der Mensch in jeder Beziehung intellectuell, moralisch und geistlich verebelt und dem Himmel näher gebracht wird, kann da keine Rede sein. Getrost darf man sie fragen: Wie kommt es, ihr Herren, die ihr den Mund immer so voll habt von „Volksbildung,“ „Aufklärung“ &c., daß ihr bisher noch so wenig gethan habt um Collegien und Hochschulen für das Volk zu errichten? Was thut ihr für das



Die gesprungene Freiheitsglocke.

Staatshaus hängende Freiheitsglocke mit der bedeutungsvollen Inschrift: „Proclaim Liberty throughout the land,“ (Verkündige Freiheit durchs ganze Land), sich einmal ihres Auftrags entleiben darf. Bei der Erinnerung an diesen für jeden Amerikaner höchst denkwürdigen Tag sieht man



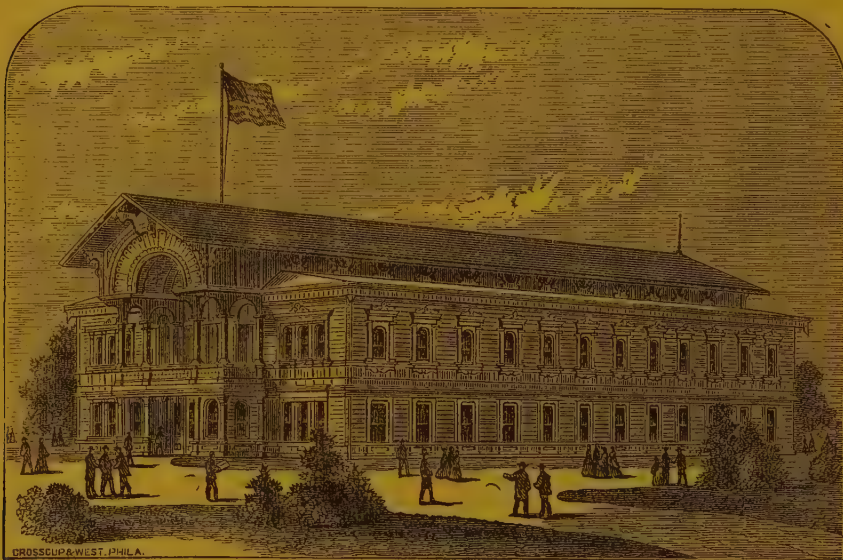
Volk? Fast sämtliche Collegien in Amerika stehen unter dem Einfluß und der Verwaltung der Kirche.

„Fortschritt.“—Diesen mögen wir kurzweg bezeichnen, indem wir denselben vergleichen mit dem Davonlaufen eines scheuen Pferdes, das über Stock und Stein dahinrennt—Fortschritte macht, aber nur zum Verderben. Der echte Begriff von Freiheit, in bürgerlicher Hinsicht, ist das freudige Bewußtsein der Befreiung von despotischer Herrschaft und des Vorrechts einer unge störten Ausübung seiner Gewissensüberzeugung. Und dieses Bewußtsein steigert sich besonders beim Christen zur Freude darüber, daß er in einem solchen Lande der Freiheit

nach Gewissensüberzeugung Gott dienen kann, ohne daß ihn Jemand dabei stören darf.

Freiheit, in geistlicher Beziehung, datirt ihre Entstehung auch auf Momente bei jedem Einzelnen Derjenigen zurück, die sich in derselben erfreuen, auf die Zeit nemlich, wo sie der Sohn Gottes von den Fesseln des höllischen Despoten erlöst und „recht frei“ gemacht hat. Wahrlich diese Freiheit übertrifft jede andere bei weitem, und nur durch sie lernt man die bürgerliche auch in ihrem wahren Licht erkennen und würdigen.

Möge es doch dem Herrn gefallen, in diesem Jubiläumsjahr auch noch Tausende also wahrhaft frei zu machen, dann erst werden sie ein rechtes Jubeljahr feiern können.



### Der Zeitungs-pavillon.

Auf dem Ausstellungsgrunde zu Philadelphia ist ein Gebäude errichtet, welches ausschließlich der Ausstellung von Zeitungen gewidmet ist. Es steht an einem hervorragenden Orte, nahe dem Miniatursee auf der Linie zwischen den Ver. Staaten Gebäulichkeiten und der Maschinenhalle. Unser Holzschnitt gibt ein getreues Bild von dem Pavillon, welcher von Holz gebaut ist und sich sehr geschmackvoll ausnimmt. Die Länge desselben beträgt 67, die Breite 46 und die Höhe 33 Fuß.

Der untere Raum des Gebäudes ist gänzlich der Ausstel-

lung von Zeitungen gewidmet, wohingegen der obere Theil in Amtsstuben und Lesezimmer eingetheilt ist. Mit einem der vorhandenen Kataloge versehen, worin die Ausstellungsnummer, der Name der Zeitungen und wie oft dieselben erscheinen, angegeben ist, kann man mit Leichtigkeit irgend ein gewünschtes Blatt oder Magazin finden. Wenn wir nicht irren, so ist die Nummer des *E. v. Magazins* 5078, können uns jedoch nicht mehr so genau erinnern, weil uns die betreffende Notiz nicht mehr gerade zur Hand ist.

### In den Ausstellungsgebäuden.

Einige Zeit ist nun schon verflossen, seitdem die große Ausstellung eröffnet wurde. Bereits hat Mancher gelernt, wo er nicht gesäet hat, noch Mehrere aber wohl gesäet, wo sie nicht ernten werden. Ungeheure Summen sind für gewisse Privilegien gezahlt worden, aber die Aussicht auf einen reichen Gewinn ist schon verhaselt. Man klagt bereits, daß die Ausstellung am Ende ein finanzieller Fehlschlag sei; tröstet sich dann aber um so mehr damit, daß sie in moralischer, künstlerischer und industrieller Beziehung nichts werde

zu wünschen übrig lassen. Das hat denn freilich für den Menschen- und Kunstfreund mehr Bedeutung als eine bloße Geldfrage; aber mit dem amerikanischen Dollaristen ist das eine ganz andere Sache—ja eine ganz andere.

Den lieben Leidensgenossen, welche noch nicht das hundertjährige Vorrecht hatten, und es am Ende bei diesem Jubelfeste (tröstet euch aufs nächste Mal) gar nicht haben werden, die Merkwürdigkeiten des Jahrhundertmarktes, wo die ganze civilisirte Welt ihre Fleiß- und Kunstschätze zusammenträgt,

mit eigenen Augen anzusehen und zu bewundern, wollen wir hier einen Führer an die Hand geben, damit sie sich einstreifen doch ein klein wenig unter den Wunderdingen umsehen und sich an denselben vergnügen können.

Der merkwürdige Reichthum der Ausstellung und die große Mannigfaltigkeit der Gegenstände kommt immer mehr zum Vorschein, je länger das staunende Auge des Beschauers sich an denselben weidet. Manche der in den Ausstellungsräumen vertretenen Länder haben eine merkwürdig große Anzahl von Ausstellungsgegenständen am Platze, während andere verhältnismäßig sehr schwach vertreten sind; aber alles ist höchst interessant und merkwürdig, und wird die aufmerksame und eingehende Betrachtung der Besucher reichlich lohnen.

Der folgende Abriß gibt eine einfache Uebersicht der Länder nach ihrer Stellung, von welchen der untere Raum im Hauptgebäude eingenommen ist:

17	16	17
18	15	18
14		19
13		20
9		
12	11	8
		7
10	6	
5		21
1		
3		
2		22

1	23
	24
	25
	26
	27
	28
	1

1. Ber. Staaten.
2. Deutschland.
3. Oesterreich und Ungarn.
4. Rußland.
5. Spanien.
6. Türkei.
7. Egypten.
8. Dänemark.
9. Schweden.
10. Portugal.
11. Tunis.
12. Sandwich Inseln.
13. Japan.
14. China.
15. Argentinische Republik.
16. Chili.
17. Italien.
18. Norwegen.
19. Schweden.
20. Australasien, Indien und andere Colonien.
21. Canada.
22. Großbritannien.
23. Frankreich und Colonien.
24. Schweiz.
25. Belgien.
26. Brasilien.
27. Niederlande.
28. Mexiko.

Der Werth der allein von England zur Ausstellung gesandten Gemälde beträgt 347,000 Dollars und der Sculpturen 70,000 Doll. Dazu sandte die Königin Victoria noch eine ganze Anzahl ihrer werthvollsten Bilder.

Frankreich sendet 670 Gemälde, darunter viele, welche amerikanische Gegenstände behandeln, wie die „Unabhängigkeits-Erklärung“ und „Uebergabe von Yorktown“, von Charles Edw. Armand Dumasq; „Alt und Neu Californien“, von Bartholdi; ein Porträt „Washingtons“ von Princeteau. Verschiedene Werke von Jean Pierre, Alexandre Antigna, Jean Victor Adam, Auguste Alexandre Philippe, Charles Blanc, Brest und Alfred; dergleichen 100 Sculpturen und 60 Stiche etc. Mehrere in Paris lebende Künstler sandten ebenfalls Bilder ein, wie das Porträt des Expräsidenten Thiers und des Exgesandten Washburn; der Landschaftsmaler E. E. Dubois, ein Bild „Die Pallisaden am Hudson.“

Von Professor Rotheß kommt ein colossales Gemälde des deutschen Kronprinzen, dem Sieger von Wörth, in über lebensgroßer Gestalt, auf seinem Schlachtrosse, darstellend. Aus broncirtem Zink getrieben wird eine Statue Bismarck's kommen, 10 Fuß hoch, welche den Kanzler in der Uniform der Landwehr darstellt.

Ein herrliches Schnitzwerk, der „Elfentanz“, aus einem ungariſchen eichenen Holzblock, die Arbeit von acht Jahren Zeit, wird von einem Hannoveraner, Namens Pflugmacher, eingeschickt.

Oesterreich theiligt sich an der Kunstausstellung mit 162 Stücken, worunter das Bild von Felix, „Pan und die Saitentinnen“, Markart's Bild, „Katharina Cornaro“, Canon's „Page“ und „Mädchen“ (extra für die Philadelphia Ausstellung gemalt); Schaum's neuestes Werk, „die Siesta eine Orientalin“; Amerling's Genrebild „Ein Gelehrter“, und eine Studie „Weibliche Ideale.“ Auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei werden bemerkenswerth sein: „Fritsch“, „Leopoldsteiner See“, Slavatschek's „Prächtiger Morgen in der Rheinpfalz“, „Mondaufgang“ und etliche andere Stücke; dann Joh. Hoffmann's großartig angelegte „ideale Landschaft“, nach den bekannten Bildern „Oberwesel“, „Platzenengruppe“, und „Kastanien“. Ferner Franz Alt's „Fischmarkt in Rom“, „Inneres des Mailänder Domes“ und „Salons in Wien“. Das Thierstück, das Stilleben und die Blumenmalerei sind ebenfalls durch würdige Schöpfungen repräsentirt. Die Plastik liefert zwar nur wenige, dafür aber sehr vorzügliche Stücke: „Costenobe's ausgezeichnete Marmorbüsten Karl V. und Maximilian I.; Anton Wagner's Statuetten Michael Angelo und Raphael; Zumbusch's gelungene Büste des Kaisers in Marmor; Glieder's in Holz geschnittene Madonnaſtatuetten und einen Stubienkopf aus Marmor. Die graphischen Künste aber sind nur durch William Unger vertreten.



Von Bildern 2c. amerikanischer Künstler sind u. A. nennenswerth: „König Lear“, von A. Drexler, in New York, der seine Studien in München begonnen hat und sich auf einer fünfjährigen Reise in Florenz, Rom und Griechenland ausgebildet hat.—Marcus Waterman's Gemälde „Gulliver und die Lilliputaner“, das in Wien so großes Aufsehen erregt hat, durch die darin bekundete reiche Phantasie und die Ausführung der zum Theil sehr complicirten Details.

Das des Landschaftsmalers Jorshaw Day's (zu St. John, New Brunswick) Gemälde „Scenerie am Margaron River“ (in New Brunswick); John A. Key's (eines Baltimorer Künstlers, der in Europa die letzten drei Jahre Studien machte) „Golden Gate in California“, eine „Californische Küstenscene“ und „Mittags auf der Seine bei Paris“; ferner George M. Ottinger's (eines Künstlers von Salt Lake City) historisches Gemälde „Cortez Unterredung mit Montezuma“; ferner von dem wohlbekannten Philadelphiäer Künstler G. F. Roth-ermel eine Anzahl historischer Gemälde, sowie derselbe auch sein berühmtes Bild „Christliche Märtyrer im Colosseum“, be- hufs der Ausstellung retouchirt hat.

Von New York aber ist in neuester Zeit eine beachtungswerthe Arbeit des Hrn. Wilhelm Heimmüller abgegangen, welcher seit langen Jahren auf dem Gebiete des „Crayons“ thätig ist. Der Gegenstand, welchen er für ein etwa acht Quadratfuß messendes Blatt gewählt hat, ist Pegasus. Der Hippogryph steigt vom Helikon in dem Augenblicke auf, in welchem er soeben mit seinem Hufschlage die Hippocrene, die „Musenquelle“ hervorgezaubert hat. Der ungemein malerischen Landschaft ist Mondscheinbeleuchtung gegeben, in welcher sich sowohl das geflügelte Roß, als auch die zu seinen Füßen rauschende Quelle effectvoll von dem dunkeln Grunde abhebt.

Die von amerikanischen Künstlern eingesandten Kunstwerke sind vorläufig in dem alten Gebäude der schönen Künste in Broadstraße zu Philadelphia untergebracht worden, wo eine Committee gegenwärtig mit der Auswahl der zur Ausstellung würdig erachteten Objecte beschäftigt ist. Bei dieser Auswahl wird mit großer Strenge verfahren und die Zahl der verworfenen Kunstgegenstände ist bereits schon sehr beträchtlich.

Auch Mexiko sendet eine Anzahl Kunstgegenstände aus der Akademie der schönen Künste der Stadt Mexiko; worunter ein großes Oelgemälde, das Thal von Mexiko darstellend, von Don Jose Chario Salaco gemalt, das in Mexiko vollste Bewunderung erregt hat.

China wird auf der Ausstellung reichlich mit gewerblichen Kunstgegenständen vertreten sein, namentlich mit Email-, Porzellan- und Lebantevaaren, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Schmucksachen, und Filigranarbeiten. Dergleichen wird Japan nicht bloß auf dem Gebiete des Nützlichen, sondern auch auf dem Gebiete der Kunst würdig repräsentirt sein. Viel Aufsehen aber werden präservirte Blumen und Gesträuche erregen, die so frisch und lebendig aussehen, als ob sie im Garten stünden, reichlich mit Blüten und Früchten beladen. Ferner die künstlichen Blumen, die durchaus keine Ähnlichkeit haben mit den bekannten künstlichen Blumen der Chinesen, sondern so natürlich und täuschend sind, daß nur eine ganz genaue Beobachtung sie als künstliches Produkt erkennen läßt.

Der freie Platz um die Memorialhalle herum ist zu einer Anlage umgeschaffen und für die Ausstellung von Statuen und Denkmälern bestimmt.

Als das erste derselben in der Reihenfolge und dem Interesse nach ist die Colossal-Statue von Christoph Columbus zu nennen, welche von einer Anzahl patriotischer italienischer Bürger

Philadelphia's hergestellt worden ist. Der Entdecker er neu- en Welt steht, die Rechte auf einem Globus ruhend und mit der Linken eine Karte haltend. Zu seinen Füßen liegt ein Anker und ein Nollkloben, die auf seinen Beruf als Seemann hindeuten. Die vereinigten Wappen Italiens und Amerikas deuten sowohl auf das Werk seines Lebens hin, als auch auf den Geist der Freundschaft, der zwischen beiden Ländern herrscht. Die Figur ist neun Fuß hoch und aus ravoggiani- schem Marmor gemeißelt. Sie wird nahe dem Conservatori- um, wo die Fountain- und Belmont- Avenue sich kreuzen, auf- gestellt und am 4. Juli enthüllt.

Der historischen Reihenfolge nach kommt dann die Statue Wil- liam Penn's, welche Philadelphia seinem Begründer gewidmet hat, und die ihren Platz auf der Kuppel des neuen Stadthaus- es erhalten, doch vorher noch auf die Ausstellung kommen soll. Sie wird den größten Bronzeguß repräsentiren, welcher je in Amerika unternommen worden ist. Das Modell ist von Bailey, dem Schöpfer der Witherpoon-Statue, ausgeführt, welche ebenfalls auf der Ausstellung zu sehen sein wird. Dies- ses Monument des einzigen Geistlichen, der sich unter den Un- terzeichnern der Unabhängigkeits-Erklärung befand, wird eben- falls aus Bronze gegossen und ist von den Presbyterianern des Landes angeordnet worden. Die Figur ist gegen 12½ Fuß hoch und stellt den ehrwürdigen Doctor in rednerischer Hal- tung dar. Es hat \$25,000 gekostet und wurde im Monat Mai enthüllt.

Der wissenschaftliche Geist des Jahrhunderts—der Geist in- tellectueller Freiheit—wird durch die Statue Humbold's reprä- sentirt, die ebenfalls aus Bronze ist. Das Modell ist von Professor Drake von Berlin ausgeführt, 9 Fuß hoch und kostet \$13,000. In die Mitte der Terrasse, auf welcher die Memo- rial-Halle errichtet ist, wird eine Colossal-Statue aus Granit, der amerikanische Solbat, zu stehen kommen, welche von Bert- holdi gebildet und von der New England Granite Company in Hartford aufgesetzt werden wird. Diese Statue ist 21 Fuß hoch und wiegt 30 Tonnen. An der Ostseite über derselben Terrasse kommt auch eine Washington-Statue zu stehen, welche aus einem einzigen Marmorblocke gemeißelt ist.

Die großartigste Gruppe von Statuen wird die Centennial- Fontaine bilden, welche von der Catholic Total Abstinence Union am Fuße des George Hügel's errichtet wird. Das Bassin dieses Brunnens ist rund und hat einen Durchmesser von 90 Fuß. Die Mittelfigur stellt Moses dar, wie er mit dem Stabe an den Felsen schlägt, von welchem das Wasser herniederläuft. Der Letztere ist 15 Fuß hoch und wird von der ebenso großen Figur des Moses überragt. Der Gang rings um den Brunnen ist soweit erhöht. Rund um die Hauptfigur sind noch vier weitere untergeordnete Gruppirtun- gen mit Statuen, wie des Waters Matthews, Erzbischof Carroll's aus der Revolutionszeit, Charles Carroll's von Carrollton, einem der Unterzeichner der Unabhängigkeitser- klärung, und des Commodore John Barry, des Waters der amerikanischen Marine, jede 9 Fuß hoch. Die Basis besteht aus Marylandmarmor und Granit, die Figuren aber aus tyroler Marmor. Der Bildhauer Hermann Kern, ein gebor- ener Philadelphiäer, hat zwei Jahre lang daran gearbeitet. Rings um das runde Bassin werden noch sieben Medaillenköpfe von folgenden katholischen Generalen, Civilisten 2c. aus der Zeit der Revolution angebracht; Lafayette, Madame Lafayette, Comte de Gröbe, Graf Pulaški, Col. Stephan Mohlan, Tho- mas Fitzsimmons und Kusiasko. Das Monument wird auf \$50,000 zu stehen kommen.

Dann ist weiter zu erwähnen eine Gruppe von Statuen, welche die religiöse Freiheit darstellen soll und von dem „Unabhängigen Orden der B'nai B'rith“ angeordnet worden ist. Das Piedestal und die Marmor-Statuen-Gruppe sind 20 Fuß hoch. Die Hauptfigur stellt den Genius der Freiheit dar, eine prächtige und majestätische Figur von 8 Fuß Höhe. Die Positur ist aufrecht, das eine Knie ein wenig gebogen und der eine Fuß vorgelegt. Der Kopf ist mit phrygischer Mütze, eingefasst von 13 Sternen, bedeckt. Ein Mantel, am Nacken befestigt, fällt von der linken Schulter nieder zum Fuß. Die rechte Brust und der rechte Arm sind unbedeckt und letzterer ausgestreckt. Die Linke hält die Constitution und stützt sich auf einen den Staatenbund symbolisirenden Bündel Stäbe. An der Basis schlägt der amerikanische Adler seine Fänge in den überwundenen Geist der Intoleranz ein, der durch eine Schlange bezeichnet ist. Die ausgestreckte Hand aber schützt eine jugendliche, leicht drapirte Gestalt, welche die Religion darstellt, die in den emporgehaltenen Händen eine Urne hält, aus welcher die ewige Flamme aufsteigt. Das Piedestal erhält passende Inschriften aus der Constitution. Dieses Monument ist das Werk eines israelitischen Bildhauers, Namens Ezekiel, eines gebornen Richmonders, Va., und kommt auf \$30,000 zu stehen.

Auch eine Marmor-Gruppe von colossaler Größe wird von der amerikanischen Bildhauerin Harriet Hosmer ausgestellt werden, in welcher eine weibliche Figur, welche die Freiheit bedeutet, ein Kind von der Erde aufhebt, auf die Emancipation anspielend; sowie ein Springbrunnen aus Marmor von Folly mit vier Figuren, jede zwölf Fuß hoch u. s. w.

Auch die „Horticultur-Halle“ ist zu klein für die Anforderungen von Ausstellungsraum geworden und muß außerhalb derselben noch ein eigenes Treibhaus errichtet werden, das von Holz werden und mit Segeltuch bedacht sein wird. Die 4 Treibhäuser, 2 an der nördlichen und 2 an der südlichen Seite sind bereits schon zum Theil mit Bäumen, Sträuchern, Farnarten und Pflanzen besetzt. Unter den letzteren ist gerade die kleinste die größte Seltenheit. Es ist die eine Schmarogzypflanze, welche sich von selbst an den Stiel eines Pyrethrum, einer Arzneipflanze, angehängt hat. Dieselbe ist braun von Farbe, sieht wie eine Schnur aus, ist etwa einen Fuß lang, völlig blätterlos und nur mit einigen Dornen versehen, mittels welcher sie bis jetzt in drei Windungen sich an den Stiel der besagten Pflanze eingehakt hat und die man bei der Durchsichtigkeit des Letztern deutlich wahrnehmen kann.

Unter den übrigen Pflanzen und Bäumen befindet sich ein schönes Muster der *Monstera deliciosa*, welche eine Frucht trägt, die gerade so wie die Ananas riecht. Auch ein großer Mangobaum findet sich hier, der Früchte trägt, eine Seltenheit in Treibhäusern. Ein südamerikanischer Mahagonybaum ist seines ungewöhnlich glatten Stammes wegen merkwürdig. Auch ein sehr schönes Exemplar eines Kampherbaumes findet sich in einem der beiden südlichen Treibhäuser vor. Joseph Lovering von Philadelphia stellt eine Sammlung von Drangen und Citronenbäumen aus, so voll der schönsten Früchte, daß sich die Zweige unter ihrem Gewichte biegen. Die Citronenbäume haben nicht nur reife und grüne Früchte durcheinander und von seltener Größe, sondern sogar Blüten an beiden Seiten der Früchte.

Eine ganz besondere Beachtung ist der Ausstellung des Erziehungswesens des ganzen Landes gewidmet, da der Amerikaner ja auf sein Frei-Schulen-System stolz sein zu dürfen glaubt.

Ob aber eine solche vollständige Ausstellung zu Stande kommen kann, das ist sehr fraglich, da hier zu Lande nirgends Centralschulbehörden bestehen, welche die nöthigen Befehle zu diesem Behufe erlassen könnten, und man daher Alles lediglich dem guten Willen der einzelnen Schulbehörden, ihrem Patriotismus und ihrem Ehrgeize überlassen muß. Unter den Staaten, welche sich dessen ungeachtet zu diesem Zwecke besonders eifrig vorbereitet haben, stehen Indiana, Connecticut, Massachusetts und New Jersey voran. Connecticut hat sogar einen äußerst weitläufigen, 24 Paragraphen enthaltenden Plan zu einer solchen Ausstellung entworfen, der aber ein frommer Wunsch bleiben wird. Für dieses, das Erziehungs-Departement, wurde im Haupt-Ausstellungsgebäude hinreichend Raum zugestanden und sollten überdies noch drei besondere Gebäude außerhalb errichtet werden; nemlich ein Kindergarten, ein Common-Schulhaus und ein Stadt-Schulhaus. Den Kindergarten nehmen die Frauen unter ihre Obhut. Das Common-Schulhaus erwartet man vom Staate Pennsylvanien hergestellt zu erhalten, und die Einrichtung werden Dientigen schaffen, die solche Dinge fabriciren oder mit ihnen handeln; denn es gibt denselben die beste Gelegenheit, dieselben auszustellen. Der Staat Pennsylvanien hat übrigens so viel als möglich allenthalben um Einsendung von Zeichnungen, Photographien und Mustern von Schulhäusern, mit Angabe der Art der Heizung, Beleuchtung und Ventilation, sowie um eine Sammlung von Karten, Schulstatistik, Textbücher, Schulapparaten, Formularen, Registern, Lehrplänen, Diplomen, Medaillen zc. aufgefördert. Der New Haven (Conn.) Schulrath hat geordnet, daß jeder Zögling unter Aufsicht der Lehrer eine gewisse Anzahl Zeichnungen aus freier Hand, nebst Planzeichnungen und Schönschreibeproben anfertigen soll, aus welchen Arbeiten dann eine Auswahl gemacht, dieselbe eingebunden, und mit Formularen, Berichten und dgl., die zur ordentlichen Führung einer großen Stadtschule gehören, zur Ausstellung geschickt werden sollen.

Ein Gleiches hat der Staat New Jersey gethan und bereits 1000 Proben im Kunstzeichnen, 1500 im Planzeichnen, 1800 von mathematischen Aufgaben und Lösungen, 600 Aufsätze zc. gesammelt, welche Sammlung von 25,000 Zöglingen herrührt und für die Ausstellung bestimmt sind. Massachusetts hat der vierten Theil des dem Erziehungsdepartement gewidmeten Ausstellungsraumes erhalten und reicht doch nur knapp damit aus. Auch hier spielen Zeichnungen die erste Rolle, nebst Aufsätzen zc. nach Schulen und Counties geordnet in einzelnen Bänden aufgestellt. Dieser Staat regt ebenfalls zu einer, so zu sagen architektonischen Ausstellung seine verschiedenen Erziehungs-Etablissements an, in dem er Abbildungen der Schulgebäude, und zwar nicht bloß mit deren Einrichtung, sondern auch mit deren Umgebung sammelt und dabei auch der öffentlichen Bibliotheken als hieher gehörig gedenkt. — Die Illinois „Industrie-Universität“ hat \$10,000 zu Beiträgen für die Ausstellung ausgeworfen, und vom „Yale College“ (zu New Haven, Conn.), einer der ältesten und berühmtesten Anstalten des Landes, die 1840 schon 4,824 Graduirte zählte, ist der Antrag ausgegangen, die Schriften und Werke aller Derer zu sammeln, welche dort gelernt haben, dieselben auszustellen und dann der Bibliothek der Anstalt als Andenken einzuberleihen.

Eine andere sonderbare, aber echt amerikanische Idee besteht in dem Vorschlage, eine Ehrenliste für Kinder anzulegen; auf einer Pergamentrolle sollen die Namen aller der Kinder eingezeichnet werden, welche während des Jahres irgend eine



gut geschriebenen Aufsatz liefern, der einen historischen Gegenstand aus der Geschichte des Landes, oder die biographische Skizze eines berühmten Amerikaners enthält, und ebenso solcher Kinder, welche einen Theil ihres Taschengeldes, oder ihrer Ersparnisse oder des von ihnen schon erworbenen Lohnes regelmäßig als ein Centennialopfer irgend einem patriotischen

Zweck uneigennützig widmen. Diese Rolle sollte in einem zierlichen Kästchen ausgestellt und dann in einem „National-Museum“ aufbewahrt werden.

Auch Mexiko gedenkt Gegenstände über Erziehungszwecke auszustellen; so wie auch Schweden und Holland hierin mit Ausstellung eigener Schulhäuser werden vertreten sein.

## Der Bahnwärter.

„Und um den Abend wird es Nacht sein.“ Sach. 14, 7.

### VI.

Es war noch sehr frühe am Tage. Die Sonne war noch nicht ins Flußthal hinabgestiegen. Sie vergoldete erst die Spitzen der Berge und die Kronen der höchsten Bäume. Ein frischer Morgenhauch durchwehete das Thal und entlockte dem Flusse weiße Dämpfe. Im Dörfchen war noch Alles ruhig, nur ein Schiff kam das Thal herauf. Die gewaltigen Halftergäule bestampften mit ihren schweren Pfufen den mit knirschendem Sande frisch beschütteten Leinpfad. Das Wasser rauschte um den Bug des Schiffes, während der Morgenwind leicht das Segel blähte. Von den Bergwänden drüben und hüben schallten das Pfeitschenthallen und Pfeifen des Halfternechtes und die halbsingenden Rufe der Schiffer melodisch zurück.

Am Bergmannsdorf machte das Schiff plötzlich Halt. Nachdem es sich so weit dem Ufer genähert hatte, wurde ein starkes Brett nach dem Leinpfad hinübergeworfen. Ein junger, behender Mensch sprang über die frisch errichtete Brücke dem Hause der Frau Brendel zu. Der Schiffsmann hatte aber kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als die Frau Brendel im höchsten Staat und breit wie ein frisch aufgetakeltes Segelschiff mit dem im neuen Anzug prangenden Fritz im Schlepptau schon aus der Hausthüre trat. Hinter ihnen kam Anna mit rothgewinteten Augen und küßte ihren Jungen diesen Morgen vielleicht zum hundertsten Mal. Und dann erschien die alte Trine, das Gepäck auf dem Kopfe, und die unvermeidliche Schürze an den Augen.

Es hatte seine Schwierigkeit die breite Frau Brendel über das schmale Brett zu bringen, aber unter Beihülfe des behenden Schiffsmanns gelang es. Und nun zogen die stampfenden Pferde wieder an. Das Wasser rauschte wieder um den Bug, und bald sah die mit thränenden Augen und betenden Händen nachblickende Anna nur noch den rothen Wimpel der Mastspitze im Winde flattern, und dann sah sie Nichts mehr.

Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten der Frau Brendel, daß sie nicht auf der Eisenbahn fuhr. Obwohl das Dampfroß jetzt schon seit Jahren das Thal durchbrause, hatte sie sich noch nicht bewegen lassen, auch nur ein einziges Mal mitzufahren. Sie fürchtete, der Schwindel würde sie umbringen, auch hatte sie vor den Tunnel großen Respekt. Sie traute den Bergen nicht und meinte, die könnten ihr gerade den Poffen spielen und einstürzen, wenn sie drunter durchführe.

Das ließ sie freilich die Leute nicht merken; darum sagte sie, sie führe aus Grundsätzen nicht. Sie hatte sich schon, ehe die Eisenbahn durchs Thal gebaut wurde, energisch gegen dieselbe ausgesprochen. Später leitete sie alles Uebel und Unheil, was geschah, von derselben ab. Sogar die Kartoffelkrankheit brachte sie alles Ernstes mit derselben in Beziehung. Hauptsächlich aber war es die Pukhsucht, die Lieberlichkeit und Unsitlichkeit, welche sie als daherstammend, betonte. Und hieß

es nicht Pukhsucht, Lieberlichkeit und Unsitlichkeit gutheissen, wenn so eine gewichtige Person, als die Frau Brendel, nun auch mitfuhr? Man lachte sie aus, aber sie kümmerte sich Nichts darum und fuhr, wenn sie eine Reise zu machen hatte, wie in alter Zeit, in dem Schiffe des Jacob Elbert, der ihr schon seit langen Jahren alle Waaren besorgte.

Es ging zwar etwas langsamer, aber nach ihrer Meinung auch sicherer. Und dann hatte sie die Genugthuung, daß ihre Gedanken über die Eisenbahn bei den Schiffern, welche einen gründlichen Haß auf ihren Concurrenten hatten, einen fruchtbaren Boden fanden. Jedenfalls hätte die Frau Brendel ihrem Neffen, dem Fritz, kaum eine größere Freude bereiten können. Auf der Eisenbahn war er schon oft gefahren, auf einem Schiffe noch niemals. Als der erste Schmerz über den Abschied überwunden, und er in seiner Umgebung ein wenig heimisch geworden war, fing er zum größten Schrecken seiner Tante an, gleich den Schiffern, neben auf dem Schiffsrande hin und her zu laufen. Sie rief ihm zu, bis sie im Gesicht feuerroth wurde. Fritz hörte natürlich nicht und setzte, zum größten Ergötzen der Schiffsleute, wohlgemuth seine gefährlichen Uebungen fort.

Später, als die Tante in der sich mehrenden Hitze ein Kleines Schläschen hielt, nahm Fritz unter Anleitung des jungen Schiffsmanns ein Bad, indem er sich, an ein Tau gebunden, von dem Schiffe nachziehen ließ. Auch lehrte ihn derselbe Fische vom Schiffe aus fangen, und Fritz hatte das Glück, eine ziemliche Beute zu machen. Seine Freude war unbeschreiblich, am liebsten wäre er sein Leben lang auf dem Schiffe geblieben; aber schon kamen die Thürme der Stadt zum Vorschein, wo beim Hirschwirth ein grün angestrichenes Wägelchen bereit stand, das die Reisenden nach dem noch sechs Stunden entfernten Landstädtchen bringen sollte, wo sich das Taubstummen-Institut befand. Der Hirschwirth machte vor der reichen Kaufmannsfrau die tiefsten Bücklinge: „Gewiß wollen die Frau Brendel auf das Fest? Haben vielleicht einen nahen Verwandten in der Anstalt?“

„Was für ein Fest?“ fragte überrascht die Frau Brendel. „Nun das fünfzigjährige Jubiläum der Anstalt wird morgen gefeiert.“

„Das ist mir nicht lieb,“ meinte die Frau Brendel. „Da komme ich am Ende nicht passend, um einen neuen Bögling hinzubringen?“

„Eine Frau, wie Sie, Frau Brendel, kommen immer recht,“ erwiderte der gewandte Wirth.

Die Fahrt auf dem grünen Wägelchen hatte auch ihre Schwierigkeiten. Der Kutscher hätte ums Leben gern Trab gefahren auf der ebenen, hübschen Chaussee, aber die gestrenge und im Fahren sehr ängstliche Frau Brendel duldete nur Schritt. Dadurch fand das junge und empfindliche Pferd Zeit, sich viel mit den Rücken zu beschäftigen und nach ihnen

zu schlagen. Im Nu hatte es übergetreten und machte Miene durchzugehen. Das wiederholte es zu verschiedenen Malen, dann kamen hin und wieder Leiterwagen mit Festgästen, hauptsächlich Taubstummen, im hellen Galopp an ihnen vorbei gelaufen. Der Kutscher hatte jedes Mal Mühe, das muthige Thier in Schranken zu halten. Die Frau Brendel aber stand Todesangst aus. Ihr gefiel das fruchtbare Thal, das sie durchfahren, ausnehmend. Solche herrliche Weizenfelder, solche reichbeladene Obstbäume und saftige Wiesen hatte sie lange nicht gesehen. Aber die stete Angst machte sie so müde, daß sie herzlich froh war, als sie mit der hereinbrechenden Nacht das Ziel ihrer Reise erreichten.

Am Abend in der Dämmerung war das Landstädtchen mit seiner alterthümlichen Bauart nicht im günstigsten Lichte erschienen. Aber, als es am anderen Morgen im hellsten Sonnenscheine dalag, erstaunte die Frau Brendel über die prachtvolle Umgebung und die wunderschönen, neuen Häuser außerhalb der Thürme und Mauern.

Alles prangte im festlichen Blumen- und Fahnen Schmuck. Schon früh war eine merkwürdige Aufregung auf allen Gassen und ein fortwährender Zug von Fremden.

Auch die Frau Brendel fing an, sich mehr und mehr als einen Festgast zu betrachten und kam in eine gehobene, feierliche Stimmung hinein. Sie suchte schon eine gute halbe Stunde, ehe es nöthig war, das Festlokal auf. Dazu war ein weiter, hoher Gartenaal gewöhnlich und derselbe reich mit Kränzen und Blumen verziert worden. Es lohnte sich übrigens auch der Mühe, dort in den Laubgängen des Gartens unter den Gruppen der Taubstummen ein wenig beobachtend auf und ab zu gehen.

Wer von den alten Zöglingen der Anstalt noch am Leben war und nicht durch Krankheit verhindert wurde, war gekommen. Und nun erzählten sich diese Aelteren, die sich oft zehn, zwanzig, dreißig Jahre nicht gesehen hatten, ihre mannichfachen Erlebnisse und tauschten ihre Erinnerungen unter einander aus.

Das geschah unter merkwürdigen Gesichtszerrungen und heftigen Bewegungen des ganzen Körpers, hauptsächlich durch die Zeichensprache. Nur selten, daß hier und dort ein stammelnder Laut hörbar wurde. Der guten Frau Brendel wollte es ganz angst dabei werden, bis sie merkte, daß es lauter Taubstumm waren und daß, wenn auch Einer noch so heftig mit den Armen und Fäusten herumfuchtelte und wüthende Gesichtszüge schnitt, er doch ganz harmlose Dinge erzählen mußte, denn sein Zuhörerkreis brach in der Regel in ein herzlichliches Lachen aus. Sie verwunderte sich übrigens über die Menge dieser Unglücklichen. Sie hatte sich deren Zahl viel geringer gedacht. Aber während sie die Leute so musterte und über dieselben ihre Betrachtungen anstellte, war sie selbst ein Gegenstand der Unterhaltung geworden und ebenso der schwarzlockige Fritz. Mit dem richtigen Instinkt, den diese Unglücklichen für ihr gemeinsames Unglück haben, hatten sie herausgefühlt, daß der Knabe zu ihnen gehöre. Ihre stark ausgeprägte Neugier mußte aber Gewißheit haben. So trat Einer gleichsam als Sprecher vor. Er stieß die Frau Brendel an, deutete auf den Jungen, und sie fragend anblickend legte er die Hand auf den Mund. Sie merkte alsbald, was er wollte und schüttelte den Kopf und legte die Hand ans Ohr.

Sie wurde augenblicklich verstanden, und nun drängten sich die Unglücksgefährten herbei, bewunderten den Knaben und suchten die dicke Kaufmannsrau in ein Gespräch zu verwickeln. So sehr das Anfangs der Frau Brendel schmeichelte, so

unangenehm ward es ihr nachgerade, sie verstand Nichts mehr von dem, was ihr die Taubstummen zu verdeutschen suchten. Dagegen brachte sie die sich jetzt immer vergrößern Menge der Zuhauer, unter denen sich auch Festgäste befanden, in Verlegenheit. Sie entschloß sich deshalb, so bald es ging, in den Saal. Dort wurde sie von einem freundlichen, älteren Herrn mit einer großen, silbernen Brille zurechtgewiesen, in welchem sie später den Direktor der Anstalt erkannte. Derselbe wartete augenscheinlich nur auf die Ankunft der Regierungsbeamten, um mit der Feier zu beginnen.

Zunächst wurde eine Prüfung der Zöglinge der Anstalt vorgenommen. Das war nun höchst interessant für die Frau Brendel. Denn die Stummten sprachen, ja sie schienen sogar zu hören. Denn sie verstanden jedes Wort, das der Lehrer mit ihnen redete. Freilich war das Sprechen nicht perfekt. Nur einzelne sprachen fließend. Andere stammelten oder kräpelten die Worte hervor, jedoch so, daß man sie bei einiger Anstrengung verstehen konnte. Die Kenntnisse, die sie dabei an den Tag legten, standen hinter denen einer gewöhnlichen Elementarschule nicht weit zurück.

Die Frau Brendel sprach ihre Bewunderung dem freundlichen Herrn mit der Silberbrille gegenüber aus, der in ihrer Nähe stand. Besonders auffallend, sagte sie, sei ihr dabei der Unterschied zwischen jenen älteren Taubstummen da draußen und denen hier im Saale; diese sprachen, jene machten nur Zeichen; diese hörten gleichsam, jenen könnte man sich kaum verständlich machen; und doch hätte man ihr gesagt, daß auch Jene die Anstalt besucht hätten. „Das ist auch richtig,“ sagte der Direktor, „sie haben Beide die Anstalt besucht, aber die Aelteren wurden nach der französischen Methode unterrichtet und die Jüngeren nach der deutschen, d. h. die Aelteren lernten nur die ihnen und den Lehrern verständliche Zeichensprache; die Jüngeren dagegen lernen, soweit es geht, mit Jedermann sprechen, und zum Ersatz des Gehörs lesen sie die Rede vom Munde ab.“

„Wie ist das aber möglich?“ meinte die Frau Brendel.

„Sie haben es ja dort vor Augen,“ sagte der Direktor. „Die Kinder sind sämmtlich stotternd. Merken Sie, daß sie ein Wort von dem Gesagten nicht verstehen? Freilich müssen die Mundbewegungen stärker ausgeführt werden, wie Sie es dort an den Lehrern sehen.“

„Wie bringt man das aber den Kindern bei?“

„Die Kinder lernen schreiben und sprechen zugleich. Jeden Buchstaben, den sie aussprechen, schreiben sie auch an die Tafel. Und wenn sie nun die Worte aus den Buchstaben zusammensetzen, lesen sie es zugleich am Munde und an der Tafel. Haben sie so ein Wort, dann erhalten sie durch Bilder den Begriff des Wortes.“

„Das muß aber eine furchtbare Arbeit sein.“

„Gewiß!“ sagte der alte Herr gemüthlich lächelnd und ging zu dem Regierungscommissär, der ihn herbeiwinkte.

Nach der Prüfung wurden verschiedene Ansprachen gehalten, worunter besonders Eine den ganzen Beifall der Frau Brendel hatte.

Der Redner sagte, daß das wunderthätige Hephata unseres Heilandes an dem Taubstummen im Evangelium in gewissem Sinne heute fortgesetzt würde durch die Taubstummen-Anstalten unserer Zeit.

Auch von einer solchen Anstalt gelte das Wort: „Die Tauben macht sie hörend und die Sprachlosen redend.“ Er schilberte das traurige Dasein dieser Elenden vor jenen segensreichen Instituten, und zeigte, wie die Unglücklichen wohl auch



jezt noch die süßen Laute der Mutterliebe, das Frühlingslied der Vögel im Walde, das feierliche Geläute der Kirchenglocken, den Orgelklang und Lobgesang zu Gottes Ruhm und Preis entbehren müßten; aber damals seien ihnen auch sonst noch alle Schätze verschlossen gewesen, der ganze Schatz des menschlichen Wissens und Erkennens, der ganze Schatz der göttlichen Offenbarungen. Sie seien schlimmer daran gewesen, als die Heiden, hätten noch tiefer in der Finsterniß und dem Schatten des Todes gegessen. Der Keim zur Ewigkeit in ihrer Seele wäre verkümmert. Sie wären ihrer Familie, dem Staate, der Kirche verloren gegangen und dem Stumpfsinn und der Verthierung anheimgesallen.

Die Taubstummen-Institute hätten den Armen aber alle Bücher geöffnet, und vor Allen das Buch der Bücher, die heilige Schrift. Sie hätten ihnen einen Gott, einen Heiland und eine Ewigkeit gegeben. Sie hätten nicht bloß eine schriftliche, sondern auch eine mündliche Unterhaltung mit den Nebenmenschen ermöglicht. Und dieselben Unglücklichen, die sonst nur Thränen und Seufzen den Jhrigen ausgepreßt, seien ein Segen geworden für die Familie, treffliche Handwerker, ausgezeichnete Maler und Künstler. Dazu habe auch jener bescheidene Mann sein gutes Theil beigetragen. Er meinte den Direktor dieser Anstalt.

Die Frau Brendel sah auf einmal jenen Mann, mit dem sie sich so gut unterhalten hatte, feuerroth werden und dann den Regierungspräsidenten auf denselben zuschreiten und ihm im Namen des Königs einen goldenen Orden auf die Brust anheften. „Ach du lieber Himmel,“ sagte sie nun auch erlösend, „so war das der Direktor selber. Was mag der Mann nur von mir denken?“

Aber wenn sie irgend Einem die Auszeichnung gönnte, so war es ihm. Die Taubstummen-Anstalten hatten es von nun an gut bei ihr stehen. Als später zum Besten der Taubstummen gesammelt wurde, warf sie ein blankes Thalerstück in den Hut.

Es war für den Nachmittag ein Volksfest im Walde mit Musik, Gesang der verschiedenen Vereine und freie Speisung sämmtlicher Taubstummen vorbereitet.

Die Frau Brendel hätte gern den Jubel mit angesehen, aber sie konnte nicht. Ihr Kutscher war nicht für längere Zeit gemiethet, und außerdem fuhr den nächsten Morgen in aller Frühe ihr Jacob Elbert Fluß abwärts.

Die Zeit war ihr so schon kurz zugemessen. Sie hatte noch

wegen der Aufnahme von Fritz zu verhandeln und ihm, wenn er aufgenommen wurde, ein ordentliches Kosthaus auszumachen. Es war sogar möglich, daß sie den Direktor gar nicht sprechen konnte, da derselbe, wie sie merkte, sehr in Anspruch genommen war. Sie hätte dann mit Fritz wieder unverrichteter Sache zurück gemußt. Das wäre jedoch zu ärgerlich gewesen. Sie eilte darum gleich nach Schluß in die Wohnung des Direktors, obwohl sie, seit sie wußte, wer er war, eine gewisse Scheu vor dem Manne empfand.

Er war zu Hause und begrüßte sie mit lächelndem Munde als alte Bekanntschaft. Doch sagte er ihr offen heraus, daß er nur wenig Zeit habe.

Als er erfuhr, um was es sich handelte, lobte er sehr den Entschluß, Fritz in die Anstalt zu thun. Er bestätigte, daß in kurzer Zeit der Junge seine Sprache völlig eingeübt hätte, und daß ohne besondere Beihülfe geistige Verkommenheit die sichere Folge gewesen wäre. Er gestattete auch, daß Fritz sogleich da blieb und in die Schule eintrat; aber ein passendes Kosthaus, sagte er, wisse er für den Augenblick nicht, obwohl für ihn das gewiß eben so wenig gleichgültig sei, als für den Bögling.

Da faßte die Frau Brendel einen kühnen Entschluß.

Sie hatte mit dem ihr eigenen, scharfen Blick schon verschiedene Entdeckungen gemacht, seit sie im Hause war. Sie wußte bereits, daß dort große Ordnung und Reinlichkeit herrsche. Sie hatte in der Hausfrau eine einfach herzliche, gesprächige, zuthunliche Dame erkannt und hatte ebenso gemerkt, daß auch der Direktor Böglinge in Kost habe.

Sie bat ihn daher geradezu, er möge doch Fritz in sein eigenes Haus aufnehmen. Es läge ihr Alles daran, daß aus dem Knaben etwas Tüchtiges würde. Dagegen frage sie nicht darnach, was es koste.

Der Direktor lächelte in seiner gewinnenden Weise und sagte, sie möchte das mit seiner Frau besprechen. Was die thue, wäre ihm recht. Er mußte sich aber jetzt empfehlen.

Als ein paar Stunden nachher die Frau Brendel wieder auf ihrem grünen Fuhrwerke saß, war Alles in bester Ordnung, und als Anna sie am nächsten Tage vom Schiffe abholte und unter Thränen nach ihrem Fritz fragte, konnte sie mit gutem Gewissen versichern, daß er so gut aufgehoben sei, wie zu Hause, vielleicht noch besser.

(Fortsetzung folgt.)

## Curiositäten aus der Natur und Geschichte.

Gesammelt von W. H.



### 4. Luftspiegelung.

Die schöne und wunderbare Erscheinung der Luftspiegelung ist dreierlei. Erstens meint man oft entfernte Gegenstände, welche unter dem Horizont, und folglich außer unserem Gesichtskreis liegen, mitten in der Luft hängen zu sehen—manchmal in der natürlichen, manchmal in umgekehrter Stellung, und bisweilen auch in beiden Stellungen zugleich—ungefähr wie man ein Schiff auf dem Wasser und dessen Schatten in demselben sieht. Zum Andern erscheinen oft Gegenstände, welche sich in der Höhe befinden, wie z. B. eine Wolke oder Stadt auf einem Berge, als ob sie in der Tiefe in einem ausgebehten See schwämmen und sich meilenweit vor den Blicken des erstaunten Beobachters dahinstreckten. Die

britte und seltenere Art der Luftspiegelung ist die, wo die untergehende Sonne riesenhafte Schatten von vorhandenen Gegenständen in die Ferne zu werfen scheint.

Von der erstgenannten Klasse der Luftspiegelungen liegen einige merkwürdige Fälle vor. Als Dr. Scoresby im Jahre 1822 in den Polargewässern segelte, sah er eines Tages, wie es schien, in der Entfernung von einigen Meilen ein Schiff umgekehrt mitten in der Luft hängen. „Die Erscheinung,“ schreibt er, „war so deutlich, daß ich vermittelst des Teleskop's jedes Segel, das Takelwerk und die Gattung des Fahrzeug's so genau sehen konnte, daß ich dasselbe als das Schiff meines Vaters, die „Fama,“ erklärte; als welches es sich später auch herausstellte. Bei Vergleichung unserer Tagebücher zeigte es sich



jedoch, daß unsere gegenseitige Entfernung etwa dreißig Meilen, also ein bedeutendes Stück Wegs, außer Sehweite betragen hatte." Im Mai des Jahres 1854 sah der Capitän eines englischen Schiffes im Baltischen Meere in ähnlicher Weise wie oben beschrieben, die ganze britische Flotte, bestehend aus neunzehn Fahrzeugen. Auch hier betrug die Entfernung wieder ungefähr dreißig Meilen. In diesen beiden Fällen wurden die Schiffe in umgekehrter Stellung gesehen.



In Hastings, England, beobachtete man eines Tages eine noch auffallendere Erscheinung. Die ganze Küste Frankreichs, von Calais bis Dieppe, obgleich mehr als fünfzig Meilen entfernt und weit außer dem ordinären Gesichtskreis, schien hoch in die Luft gehoben, und wurde dort, nicht in umgekehrter, sondern natürlicher Stellung, von Tausenden am Strande stehender Einwohner beobachtet. Der merkwürdigste Fall dieser Art jedoch wird uns von Dr. Vince berichtet. Die vier Thürme auf dem Castell zu Dover kann man bei hellem Wetter über den Gipfel eines Hügelns von Ramsgate aus emporragen sehen. Während nun Dr. Vince eines Abends in dieser Rich-

tung ausschaute, sah er nicht das Bild des Schlosses an der anderen Seite des Hügelns in der Luft schweben, — sondern das Schloß scheinbar von der anderen Seite des Hügelns herüber, auf diese Seite desselben verlegt. „Die Erscheinung war so stark,“ sagt Dr. Vince, „daß ich den Hügel vor derselben nicht sehen konnte.“ Die doppelte Luftspiegelung wird am häufigsten am Ufer der Meerenge von Messina beobachtet, wo die Erscheinung als die „Fata Morgana“ bekannt ist. Die Gestalten von Menschen, Pferden, Häusern und Schiffen sieht man in der Luft Fuß gegen Fuß und Grundlage gegen Grundlage, oder Rumpf gegen Rumpf, wie der Fall sein mag, bis die Atmosphäre einem riesigen See gleicht, in welchem alle diese verschiedenartigen Erscheinungen bunt durch einander hintretben.

Die andere Art von Luftspiegelungen, wo nemlich die Gegenstände, anstatt in der Höhe zu erscheinen, herabkommen, werden am häufigsten in den Sandwüsten Unteregyptens beobachtet, wo sie sich sogar dem durstigen Wanderer oft als gefährlicher Irthum erweisen. Am Rande der Sandsteppen befinden sich nemlich viele Erhöhungen, auf welche die Einwohner, um vor den periodischen Nilüberschwemmungen sicher zu sein, ihre Dörfer bauen. In Folge der Hitze des Tages spiegelt sich der Schatten des Aethers auf der Ebene ab, und in einiger Entfernung vor der müden Karawane zeigt sich das Bild eines großen Wasserbeckens, in welchem die Bilder der Dörfer als so viele Inseln erscheinen. Angezogen durch das verführerisch einladende Bild, bieten Mensch und Thier ihre letzte Kraft auf, um das erquickende Element zu erreichen, und ziehen zu diesem Zweck oft meilenweit aus ihrem Reisetours, um — das vermeintliche Wasser vor, ihrem Blicke in immer weitere Entfernungen verschwinden zu sehen, bis es sich beim Anbruche der Nacht ganz verliert. Die Erscheinung ist so täuschend, daß nicht nur erfahrene und wissenschaftliche Reisende, sondern sogar die Araber selbst durch dieselbe getäuscht werden.

Die dritte Art der Luftspiegelungen wird nur auf dem Broden, der höchsten Spitze des Harzgebirges, wahrgenommen. Sie ist bekannt unter der Bezeichnung „das Brodengespenst,“ und in der That nimmt dasselbe sich in der rothen Abendsonne gespensterhaft genug aus. Nicht eher trittst du auf das Plateau des Gipfels, so erscheint auch schon dein Schatten riesenhaft und drohend am östlichen Himmel, und bewegt sich spielend am ganzen Horizont allen deinen Bewegungen genau folgend. Unsere Illustration gibt dem Leser eine Idee vom Brodengespenst. Nur am Abend vor Sonnenuntergang kann diese Erscheinung beobachtet werden, so daß die Schatten dann wegen ihrer Höhe, in Folge des niedrigen Sonnenstandes und der heranahenden Nacht doppelt gespensterartig erscheinen.

Jede dieser verschiedenen Luftspiegelungen hat ihre besondere Ursache, obschon alle durch einen gewissen Zustand der Atmosphäre veranlaßt werden. Ehe die Erscheinung möglich wird, muß die Luft in Schichten von verschiedener Dichtigkeit eingetheilt sein. Ist dieses geschehen, so folgt die Luftspiegelung manchmal durch Brechung, manchmal durch Zurückwerfung der Lichtstrahlen; manchmal durch Bergtöcherung der Schatten. Die Luftspiegelung durch die Brechung der Lichtstrahlen z. B. kann folgendermaßen illustriert werden. Thue ein Geldstück in eine leere Schüssel und entferne dich dann rückwärts von derselben, bis ihr Rand dir das Geldstück verbirgt und du dasselbe also nicht mehr sehen kannst. Nachdem du nun gerade stehen bleibst wo du bist, ersuche einen Freund die Schüssel mit Wasser zu füllen, und während dieser deinem Wunsche willfährst, wird das Geldstück wieder in deinen Ge-



sichtskreis treten, daß du dasselbe so gut als vorher sehen kannst. Wie kommt das? Du hast dich nicht bewegt und das Geldstück ist auch nicht von seinem Platze entfernt worden. Nein; aber die gerade Linie von deinem Auge zu dem Geldstück, welche von dem Rande der Schüssel durchbrochen wurde, ist durch das Wasser gebogen worden, so, daß du nun sozusagen um die Ecke sehen kannst. Gerade auf dieselbe Weise wurden Capitän Scoresby und die Leute am Strande zu Hastings in Stand gesetzt, die erwähnten Gegenstände zu sehen.

Der Luftspiegelung in den ägyptischen Ebenen, wodurch die Reisenden getäuscht werden, liegt eine ganz andere Ursache zu Grunde, nemlich die Reflexion der Lichtstrahlen. Die große Hitze der Sandfläche verdünnt die Luft in deren unmittelbaren Nähe, und—gegen den gewöhnlichen Gang der Natur—drückt die dichtere Atmosphäre höher hinauf. Die beiden Luftschichten legen sich zusammen wie zwei Stücke Glas, und wo sie zusammenstoßen formirt sich eine Oberfläche, worin sich, wie in einem See, alle darüber befindlichen Gegenstände abspiegeln. Auf diese Weise wird das Bild des Aethers herabgezogen,

daß es wie ein Wasserpiegel in der Wüste aussieht. — Die Erklärung des Brocengespensies ist sehr einfach. Denselben vom Harz ist gewöhnlich eine dichte und nebelige Atmosphäre—so dicht, daß dieselbe eine Oberfläche bildet, welche stark genug ist einen Schatten zu tragen, wie eine Wand denselben aufnimmt. Wenn deshalb die Sonne im Westen steht, so sieht man die Schattirungen aller der Gegenstände, welche nahe genug sind, deutlich auf dieser Oberfläche. Dieselben sind nicht, wie es den Anschein hat, weit in der Luft, sondern in geringer Entfernung, und wenn es möglich wäre, daß eine sich auf dem Berge befindliche Person gerade aus fortgehen könnte, ohne daß der Schatten ihr folgte, so würde sie sich bald hinter denselben befinden.

Um die Luftspiegelung in Miniatur zu erzeugen, nehme man z. B. eine glühend heiße Eisenstange, und blicke in horizontaler Lage an derselben entlang nach einem Gegenstand (sage einen Buchstaben des Alphabets) der an der Wand befestigt ist. Bald wird man den Gegenstand in umgekehrter Stellung ganz nahe neben und über der Eisenstange erblicken.

## In der Tiefe unter den Todten.

(Nach dem Englischen.)

Das Leben Derjenigen, welche die See erkorschen, ist eben so gefährvoll als bezaubernd. Der Reiz des Schrecklichen umgibt es und die nie endende Reihe aufregender Vorgänge macht es, sobald die erste Scheu überwunden ist, zu einer höchst anziehenden Beschäftigung. Nicht dem gewöhnlichen Taucher des Ostens, der nur wenige Minuten unter dem Wasser bleiben kann, sondern dem, mit den Erfindungen der Neuzeit ausgerüsteten, welcher in seiner Rüstung Stundenlang auf dem Boden des Meeres umhergehen kann, erschließen sich die Schrecken der Wasserwelt. Ihm kommen die aufregendsten Vorgänge der Oberwelt verhältnißmäßig unbedeutend vor, weil er sich mit Erinnerungen trägt, welche wohl geeignet sind, die Seele mit Schrecken zu erfüllen.

Ich bin ein Taucher, ein Taucher aus freier Wahl und stolz auf meine Beschäftigung. Wo ist auch ein solcher Muth nothwendig wie hier? Was ist dagegen ein Soldat? Doch ich will davon schweigen und meine Geschichte erzählen, aus welcher der Leser selbst urtheilen möge.

Ein furchtbarer Schiffbruch hatte vor Kurzem an der Küste von Neufundland stattgefunden. Die Nachricht davon bildete einige Tage das allgemeine Gespräch, war aber in der Fluth der Tagesbegebenheiten bald wieder vergessen. Nicht aber von uns. Wir fanden nemlich, daß das Schiff an einem Platze gesunken war, wo die See keine besondere Tiefe hatte, so daß es ein muthiger Mann ohne Schwierigkeit erreichen konnte.

Es war ein Dämpfer, der „Marmion“ genannt, der, wie einige Fischer in der Nähe gesehen, plötzlich und ohne daß Jemand eine Ahnung von der Gefahr gesehen hatte, untergegangen war. Er mußte auf einen verborgenen Felsen gestoßen und so augenblicklich zerstört worden sein. Ich besprach mich mit meinen Gefährten über meinen Plan, mit dem sie vollständig einverstanden waren. Wir verloren keine Zeit, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen und bald darauf befanden wir uns an Bord unseres kleinen Schooners, in der Absicht das gesunkene Schiff aufzusuchen. Wir waren unserer sechs und erwarteten von unserem Unternehmen einen bedeutenden Erfolg.

Ich war der Anführer und führte gewöhnlich die schwierigsten und gefährvollsten Wagnisse aus. Die übrigen waren zwar ebenfalls sämmtlich muthige Männer, aber es fehlte ihnen die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, welche ich mir durch lange Uebung eigen gemacht hatte. Da zwei Personen zur Durchsichung des „Marmion“ nothwendig waren, so wählte ich mir zu meinem Begleiter einen jungen Mann aus, dessen Festigkeit und Unererschrockenheit bei mehr als einer Begebenheit sich erprobt hatten.

Es war ein ruhiger angenehmer Tag, aber der östliche Himmel sah trügerisch aus. Kleine verdächtige Wolken waren dort sichtbar, die nichts Gutes verkündigten. Wir ließen uns aber durch ein paar Wolken am Himmel nicht in unserm Vorhaben stören, sondern setzten unsere Vorbereitungen fort.

Das Wasser war so tief, daß man keine Spuren von dem Mast des Schiffes auf der Oberfläche wahrnehmen konnte. Wir wußten deshalb nicht genau, wo der „Marmion“ lag, und waren genöthigt, die Stelle so gut wir konnten, auszuwählen. Nachdem wir die Segel unseres Schooners niedergelassen hatten, legten Parker und ich unsere Taucherapparate an. Wir setzten den Helm auf und schraubten den Luftschlauch an. Die Gewichte zum Niederlassen waren gehängt und wir waren bereit.

„Es sieht schrecklich schwarz aus, Burton,“ sagte Parker zu mir.

„D es ist nur ein wenig Nebel,“ erwiderte ich heiter, „es ist Alles in Ordnung.“ Dann gab ich das gewöhnliche Zeichen und wir wurden über Bord geschwungen.

Sinab sank ich zuerst und Parker hinter mir. Wir brauchten nicht lange, um den Boden des Meeres zu erreichen. Dort angelangt, befanden wir uns, wie es schien, auf einer breiten Ebene, welche nach Süden zu ein wenig abfiel, während sie gegen Norden sich etwas emporhob. Als wir uns umsahen, bemerkten wir vor uns in dem ungewissen Lichte einen dunkeln Gegenstand, in dem unser geübter Blick einen hohen Felsen erkannte. Ich gab Parker ein Zeichen, daß wir darauf zugehen wollten.

Es ist mir nicht möglich, die eigenthümliche Empfindung zu beschreiben, die Denjenigen, der zum ersten Mal auf dem Meeresgrund dahinwandelt, überkommt. Da gibt es tausend Gegenstände, welche ganz geeignet sind, selbst solche in Erstaunen zu setzen, welche schon hundert Mal diesen Gang gemacht haben. Rings um uns herum lag ein ebener Platz von Wasser bedeckt, hier aber konnte der Blick nicht ins Weite bringen, wie oben in der Luft, da das Wasser in der Entfernung undurchsichtig wurde, und sich in geheimnißvolles Dunkel zu verlieren schien. Kein Laut war vernehmbar, mit Ausnahme des unaufhörlichen Geräusches, welches die Luft aus der Entweichung aus der Brustklappe verursachte. Wir schritten jetzt ziemlich rasch vorwärts, denn die Rüstung, die oben so plump aussieht, bewährt sich unten vortrefflich und hat für Denjenigen, der daran gewöhnt ist, durchaus keine Unbequemlichkeit.

Rings um uns herum wimmelte es von Fischen jeder Gestalt und Größe. Sie schwammen über, vor und neben uns, sie jagten und verfolgten sich nach allen Richtungen hin. Es befanden sich darunter solche von ungeheurer Größe, welche sich langsam bewegten und vor uns Galt machten, bis wir uns ganz in ihrer Nähe befanden.

So gingen wir auf dem Meeresgrund weiter, bis der schwarze Fels, den wir zuerst gesehen, nicht mehr als 50 Schritte von uns entfernt war. Bis jetzt wußten wir nicht gewiß, ob dies der Ort sei, wo der „Marmion“ untergegangen, aber bald fiel uns ein runder Gegenstand am Fuße des Felsens in die Augen. Parker berührte meinen Arm und deutete darauf hin. Ich nickte zustimmend und wir schritten rasch weiter. Nach einigen Minuten konnten wir unterscheiden, daß der dunkle Gegenstand am Fuße des Felsens der Rumpf eines Schiffes war. Plötzlich berührte mich Parker wieder und deutete nach oben. Als ich mit meinem Blick der Bewegung seiner Hand folgte, sah ich daß die ganze Oberfläche des Wassers schäumte und in Bewegung war. Ein Gefühl der Angst überkam mich, es ging aber sogleich wieder vorüber. Wir befanden uns in einer schrecklichen Lage. Ein Sturm war im Anzuge begriffen. Aber sollten wir jetzt, wo wir dem gesuchten Gegenstande so nahe waren, uns zurückziehen? Nein, das war nicht meine Absicht. Ich gab Parker ein Zeichen, vorwärts zu gehen, und wir setzten unseren Weg fort. Der schwarze zerklüftete Fels stand jetzt unmittelbar vor uns. Seine rauhen Wände waren zum Theil von der Gewalt des Wassers ausgehöhlt, zum Theil mit Seepflanzen bedeckt. Wir stiegen über einen Sparren weg, der aus dem Felsen hervorragte, und befanden uns an der Seite des Dampfers. Der „Marmion“ war in gerader Stellung untergegangen, und hatte auf dem Boden des Meeres zwischen den Klippen eine solche Lage angenommen, als ob er auf seiner Werfte liege. Wir kletterten ohne Verzug an seiner Seite empor. Ein dumpfes, grollendes Geräusch ließ sich im Wasser vernehmen, das eine nahe Gefahr verkündete. Was wir thun wollten, mußte rasch geschehen. Parker eilte nach der Kajüte, ich selbst ging weiter, um in den Schiffsraum zu gelangen. Ich stieg die Leiter hinab und ging in den Maschinenraum. Alles war hier leer, nichts als Wasser. Die Wellen des Oceans spielten mit den Werken der Menschen. Ich wollte mich gerade im Schiffsraum umsehen, als ich ein schreckliches Getöse auf dem Verdeck vernahm. Die schweren Fußtritte eines Menschen, welcher lief, als ob er von tödtlicher Angst getrieben würde, tönten in mein Ohr. Mein Herz schlug heftig, denn diese Töne da unten in der stillen Tiefe des Oceans klangen wirklich schauerlich. „Bah, es ist nur Parker!“

Ich eilte, so schnell es meine schwere Rüstung gestattete,

durch den nächsten Ausgang auf das Verdeck. Es war wirklich Parker. Er trat zu mir heran und ergriff meinen Arm, den er krampfhaft drückte, indem er dabei nach der Kajüte deutete. Als ich hierauf Miene machte, mich selbst in dieselbe zu begeben, stampfte er mit den Füßen und suchte mich zurück zu halten. Er deutete auf das über uns liegende Boot und flehte mich mit den lebhaftesten Geberden, hinauf zu gehen. Es ist ein ergreifender Anblick, wenn das entsetzte Herz sich durch Zeichen verständlich zu machen sucht. Es ist schrecklich, diese Zeichen zu sehen, wenn das Gesicht nicht sichtbar ist und keine Stimme gehört wird. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, aber seine Augen leuchteten durch die dicke Maske, wie feurige Kohlen.

„Ich will gehen!“ rief ich aus und riß mich von ihm los. Er faltete bittend die Hände zusammen, wagte aber nicht, mir zu folgen. „Gütiger Gott,“ dachte ich, „was muß dort Schreckliches vorgehen? Kann es eine Scene geben, so furchtbar, daß sie den Muth eines gewohnten Tauchers zu lähmen vermag. Ich will es selbst sehen.“

Ich ging hin, kam an die Kajüthür und trat in den Salon, sah aber nichts. Ein Gefühl der Verachtung überkam mich. „Parker soll nicht mehr mit mir kommen,“ dachte ich, den langen Salon durchschreitend und die Thüre zur zweiten großen Kajüte öffnend.

Barmherziger Gott, welch ein Anblick! Hätte ich mich nicht fest an der Thüre gehalten, so würde ich umgesunken sein; denn da standen vor mir eine Menge Menschen, Männer und Weiber in derselben Stellung, wie sie der letzte Todeskampf durch die eindringenden Fluthen ereilt hatte. Alle waren bei dem Aufstoßen des sinkenden Schiffes von den Sitzen aufgesprungen und hatten eine Bewegung nach der Thüre gemacht, aber die Gewässer der See waren zu schnell für sie gewesen. Dann hatten Einige den Tisch, Andere die Stühle, wieder Andere die Balken der Schiffswand ergriffen, um sich daran zu halten, und so standen sie noch Alle da. In der Nähe der Thüre lag ein Haufen Menschen auf dem Boden. Einer war im Begriff über den Tisch hinweg zu klettern und hielt sich noch immer an einem eisernen Pfosten. So fest war ihr krampfhafter Griff, so schnell der Todeskampf vorüber gegangen, daß sie auch jetzt noch in derselben Stellung verharrten, während ihre Blicke in Verzweiflung nach der Thür gerichtet waren. Nach der Thüre—guter Gott! auf mich, auf mich blickten alle diese schrecklichen Augen, in denen das Feuer des Lebens durch die Erstarrung des Todes verdrängt war, die aber doch ungeachtet immer noch blinckten. Ihr kaltes ausdrucksloses Anstieren erfüllte mich mit eisigem Schauer. Die schrecklichen Verzerrungen der Gesichter, auf welchen sich Furcht, Entsetzen und namenloser Schmerz ausprägten, gaben diesen kalten glasigen Augen einen noch furchtbareren Ausdruck. Der auf dem Tische sah besonders schrecklich aus. Sein langes schwarzes Haar und sein großer Bart vom Wasser durchdrungen, gaben ihm das Ansehen eines Dämons.

Ich beachtete nicht den gefährlichen Zustand der See, die schon etwas unruhig war, als wir den Dämpfer betraten. Da unten in diesen schauerlichen Tiefen war wenig von dem Sturm zu fürchten, so lange es oben nicht um das Zehnfache zunahm. Er hatte aber wirklich, ohne daß ich es bemerkte, zugenommen, und die Bewegung des Wassers fing an, sich selbst in dieser Tiefe fühlbar zu machen. Plötzlich wurde das Dampfschiff, welches seit seinem Untergange bei vollkommen ruhiger See unbeweglich auf dem Felsen gelegen, durch die Bewegung der Wellen geschüttelt und ins Schwanken gebracht. Die Folge



davon war, daß die scheußlichen Gestalten in einem Haufen über einander fielen. Der Dämon auf dem Tisch schien einen Sprung gegen mich zu machen. Ich stürzte hinaus, als ob alle diese schauerhaften Gespenster mir auf den Fersen folgten. Ich hatte keinen anderen Gedanken als Flucht. Ich wußte kaum, was ich that. Ich suchte meine Gewichte abzuwerfen, um empor zu steigen, aber es wollte mir in der Eile nicht gelingen, sie loszumachen. Erst als ich meine Kräfte vergebens daran erschöpft hatte, fiel mir ein, daß meine Röhre noch in dem Maschinen- und Schiffsraum lag, den ich vorhin durchschritten hatte, und daß ich sie, ehe ich hinauf konnte, erst freimachen mußte. Wo aber war Parker? Zwei Gewichte, die in der Nähe lagen, zeigten an, daß er hinaufgegangen war. Ich blickte empor, dort lag der Schooner, von den Wogen hin und her bewegt.

Ich stieg hinunter in den Maschinenraum, um dann zurück zu gehen, und so meine Röhre frei zu machen. Nicht um alles Gold in der Welt hätte ich länger in der Nähe der schrecklichen Todten verweilen mögen. Ich durchschritt die früher besuchten Räume und ging dann an den Ort zurück, wo ich zuerst hinab gestiegen war. Er war finster. Ein neuer Schrecken ergriff mich. Ich sah empor, die Oeffnung war geschlossen.

War es durch eine sterbliche Hand geschehen? Hatte Parker in seinem panischen Schrecken die Luke zugeworfen? Oder hatte sie dieser Dämon geschlossen, der in der Cajüte gegen mich gesprungen war? Doch ich konnte nicht länger in dieser Schreckenshöhle verweilen. Ich mußte um jeden Preis fortzukommen suchen. Ich stieg die Leiter hinauf und versuchte die Thür aufzuheben. Sie widerstand meinen Bemühungen. Ich stemmte mich mit dem Helm dagegen, aber ohne Erfolg. Der Druck, den die See darauf ausübte, war zu groß. Meine Röhre, die sehr stark war, steckte dazwischen und hielt die Luke ein wenig offen. Ich stieg wieder in den Maschinenraum zurück, und holte eine eiserne Stange, mit der ich die Thür empor zu heben versuchte. Sie gab einige Zoll und setzte mich in

den Stand, ein Stückchen Holz einzuklemmen, aber es war keine Hoffnung vorhanden, sie auf diese Weise vollständig zu öffnen.

Immer heftiger rollte die See; das versunkene Schiff fühlte ihre Macht und schwankte. Ich versuchte durch einen anderen Ausgang auf das Schiff zu kommen, um die Luke von außen zu öffnen; aber es zeigte sich, daß meine Röhre nicht so weit reichte. Ich kehrte zu der verschlossenen Thür zurück und setzte mich voll Verzweiflung nieder, um auf meinen Tod zu warten. Auf diese Weise also sollte ich mein Ende finden.

Plötzlich aber gerieth der Dämpfer von Neuem in Bewegung. Er hatte sich in einer solchen Weise auf den Felsen gebettet, daß eine leichte Thätigkeit der Wogen hinreichte, ihn umzukippen. Knarrend und stöhnend schwankte er eine Weile hin und her, dann legte er sich plötzlich auf die Seite. Ich eilte die Treppe hinan und stemmte mich gegen die Fallthür. Von dem Druck der Wogen befreit, ließ sie sich leicht öffnen. Ich sprang hinaus und befand mich auf dem Meeresgrund. Es war die höchste Zeit, denn einen Augenblick darauf richtete sich das Brack wieder empor.

Das Losmachen meiner Gewichte hatte jetzt, wo ich es mit Ueberlegung that, keine Schwierigkeit. Als ich dieselben abgelegt hatte, stieg ich empor und schwamm nach einigen Minuten auf der Oberfläche des Meeres, denn die Luft, welche mittelst der Luftpumpe durch die Röhre dem Taucher zugeführt wird, hält ihn über Wasser.

Gott sei es gedankt! Dort lag unser starkes Boot mit unsern kühnen, wackeren Männern. Sie sahen mich und nahmen mich auf.

Parker hatte vor der Schreckenscene die Flucht ergriffen, als ich in die Cajüte ging. Er gab den Beruf eines Tauchers ganz auf. Was mich betrifft, so gehe ich zwar immer noch hinunter, aber nur in Schiffe, deren Mannschaft gerettet worden ist.

## Honigentdecker in Australien.

**W**ir denken oft, wir haben die Natur gründlich belauscht und beherrschen sie sattem. In anderer höchst origineller Weise thun dies die Papuas in Neuholland, und Sir Thomas Mitchell, dessen Expeditionen in dem unbekannten Innern jenes Erdtheils sich durch Umsicht und Vollständigkeit in der Ausrüstung, wie in den Beobachtungen auszeichnen, erzählt uns mancherlei interessante Züge, die er auf seinen vier Reisen, deren eine allein einen Weg von 500 geographischen Meilen beträgt, zusammentrug. Als Mitchell auf seiner zweiten Reise in den Niederungen der Maquarin angelangt war, wo die Schwarzen seine freundlichen und freiwilligen Begleiter waren, so versorgten diese ihn mit ungeheuren Mengen Honig, den sie—manchmal centnerweise—aus den hohlen Bäumen und aus Felsklüften brachten. Die Engländer konnten sich nicht genug über die Reichlichkeit dieses Produkts wundern, noch mehr aber darüber, daß sie bei aller Sorgfalt diesen kostbaren Vorrath nicht öfterer saß. Der europäische Stolz, die Aristokratie des Wissens waren durch die Erfolge jener schwarzen Naturkinder zum Wettstreit aufgeflackelt worden, und da entdeckte auch endlich einer der Engländer, wie jene es machten, um die Honigstände zu finden. An

einem, von Blumen umgebenen Bächlein, wo viele Bienen Nektar sammelnd auf- und abschwärmten, lag ein Wilder auf dem Bauche. Er hatte eine Biene beobachtet, welche eben in den Schlund der Blumenröhre kroch. Ruhig wartete der Wilde ihr Wiederscheinen ab; als sie wieder auftauchte, überschüttete sie der Schwarze mit einem wahren Sprühregen von Wassertropfen, zu welchem Behufe er schon vorher den Mund voll Wasser gezogen hatte. Die Biene fiel ins Wasser und rasch war der Wilde dabei, sie mit der Hand zu fangen. Das erschreckte Thier befehle er nun am Leibe und an den Höschen mit ein wenig bereit gehaltenem Kiebgummi, und an diesen wieder eine möglichst auffällige, hellweiße Flaumsfeder. Kaum ist dies geschehen, so läßt er das nun schwerfällig beladene Thierchen fliegen und dieses sucht nun jederzeit instinktmäßig seinen Stod oder Stamm auf, um sich dort in Ruhe, und wenn nöthig unter Beihülfe der Anderen, der ungewohnten Bürde zu entledigen. Des Wilden ganze Aufgabe aber ist es, dem Thiere nun eilig über Stod und Stein bis zu dem hohlen Stamme der Eutalspyten und baumartigen Farren zu folgen, von woher selbiger regelmäßig mit triefenden Honigscheiben zurückkehrt.

# Lobgesang zur hundertjährigen Jubelfeier.

25. 6.

F. W. Biermann.

Freudig.

cres.

1. Schal = let froh = lo = fend, ihr Lie = der in Hö = ren, Schwingt euch laut-tö = nend zum Him = mel hin = an!  
 2. Freund = lich hat er uns ver = sorgt und ge = lei = tet, Reich = lich mit Se = gen er = füllt un = ser Land,  
 3. Herr wir ver = eh = ren mit Lust bei = nen Na = men, Weib'n un = re Her = zen dir fröh = lich und gern,

Schallt

Schal = let lob = frei = send dem Höch = st'n zu Eh = ren, Schal = let lob frei = send dem Höch = sten zu Ehren, Schwingt euch laut  
 Ue = ber uns Fül = gel der Gna = de ge = brei = tet, Ue = ber uns Fül = gel der Gna = de ge = brei = tet, Reich = lich mit  
 Laß uns nun hö = ren dein gött = li = ches A = men. Laß uns nun hö = ren dein gött = li = ches A = men. Weib'n un = re

Schallt

ff

Schwingt euch laut-tö = nend zum Himmel hin = an, Und rühmet, was Großes der Herr hat ge = than, Und rüh = met  
 Reich = lich mit Se = gen er = füllt un = ser Land, Und treu uns ge = schü = het mit mäch = ti = ger Hand, Und treu uns  
 Weib'n un = re Her = zen dir fröh = lich und gern, Kommt, Alles was D = dem hat lo = be den Herrn, Kommt Al = les

tön

tö = nend

und rüh = met, was Gro = ßes, was Gro = ßes der Herr, der Herr hat ge = than, der Herr, der Herr  
 und treu uns ge = schü = het, ge = schü = het mit mäch = ti = ger Hand, mit mäch = ti = ger Hand, mit mäch =  
 Kommt Al = les, was D = dem, was D = dem hat lo = hat lo = be den Herrn, hat lo = hat lo =

Allegro.

hat ge = than. } Jauchzet viel = stim = mig em = por, Lie = der im ju = beln = den, Lie = der im ju = beln = den  
 ti = ger Hand.  
 be den Herrn.

Chor.

Chor: Gott in der Hö = he sei Ehr! Gott in der Hö = he sei Ehr! Gott in der Hö = he sei Ehr!





1776.....1876.

Von J. M. Biermann.

**L**aßt uns einmal vergleichen  
 Jetzt und vor hundert Jahr',  
 Zu seh'n wie's heute stehet  
 Und wie es damals war :

Ja, damals war's doch anders,  
 Als jetzt, in diesem Land :  
 Es hatten brave Männer  
 Die Zügel in der Hand.

Ein edler Mann, ihr kennt ihn,  
 War derzeit Präsident,  
 „Ihm lag das Wohl des Landes  
 Am Herzen, als ein Kind.“

Der Tapferste im Kriege,  
 Zum Frieden stets bereit,

Nach Gold und Ruhm nicht trachtend,  
 War er der Mann der Zeit.

Der Mann war von Charakter,  
 Kein Knecht klebt' ihm an,  
 Sein Herz war fromm und lauter,  
 Fremd war ihm schnöder Wahn.

Und treu stand ihm zur Seite  
 Der Patrioten Schaar,  
 Ein Musterland zu schaffen,  
 Wie kein's auf Erden war.

Gott hat das Land gesegnet,  
 Es wuchs die junge Saat :  
 Wo wilde Thiere hausten,  
 Blüht manche schöne Stadt.

Auf Meeren, nah und ferne  
Die Sternenbanner weh'n,  
Man kann der Freiheit Söhne  
In allen Zonen seh'n.

O, läß' doch allen Männern,  
Die heut' am Ruder steh'n,  
Des Landes Wohl am Herzen,  
Wie wär' dies Land so schön!

Was reb' ich da von Herzen?  
Es weiß ja Jedermann,  
Daß, wer ein Amt bekleidet,  
Ein Herz kaum haben kann.

Denn an der kleinen Stelle,  
Wo einst das Herzchen war,  
Da steckt ein harter Klumpen,  
Sein Name ist: Dollar.

Daher ist's so gekommen  
In dieser argen Welt,  
Daß man die Herr'n Beamten  
Kaum mehr für ehrlich hält.

Die Räuber auf der Straße,  
Die schießt man manchmal todt,  
Auch büßen sie im Kerker  
Bei Wasser und bei Brod.

Jedoch die großen Räuber,  
Die uns'rer Nation  
Oft Millionen stehlen,  
Geh'n ungestraft davon.

Und wird 'mal Einer wirklich  
Des Diebstahls überführt,  
Und wird ihm eine Strafe  
Im Zuchthaus zubittirt,

So sucht er schnell das Weite  
Und lebt als Herr Baron  
In einem fremden Lande  
Von seinem Judaslohn.

Und wird er auch gefangen  
Und sicher einlogirt,  
So wird er nach vier Wochen  
Schon wieder pardonirt.

Das ist fürwahr sehr traurig!  
Wo will das noch hinaus?  
Das machet uns'rer Freiheit  
Eh' lange den Garauß.

Die jetzt kein Kentchen haben,  
Die bieten sich wohl an,  
Das Schiff des Staat's zu leiten  
Doch trau, wer trauen kann!

Sind sie ein Härtchen besser?  
Gilt's Volkswohl oder Amt?  
Sind sie zuletzt nicht schlimmer  
Als Jene allesammt?

D'rum wahr't euch, Politiker,  
Die Trauben hängen hoch!  
Ihr dürft sie nicht erreichen,  
Man kennt euch Füchse noch!

Nein, aus des Volkes Mitte  
Sucht Männer, fest und treu;  
Ja, Männer mit Gewissen  
Und ohne Heuchelei.

Im weißen Hause sitze  
Ein Mann voll Muth und Kraft,  
Kein Mann, sich bloß zu mästen,  
Ein Mann, der Gutes schafft.

Und die sich um ihn schaaren,  
Die sei'n des Landes Zier,  
Die Treue und der Glaube,  
Sie schmücken ihr Panier.

Das, was corrupt und schädlich,  
Das sinkt dann in den Roth;  
Das Land lebt auf, ein Ende  
Hat endlich alle Noth.

O, möge Gott es geben,  
Daß mit der neuen Zeit  
Das Land mög' sich erneuen  
Und blühen weit und breit!

Daß selbstgemachter Jammer  
Und Elend, groß und klein,  
Verschwinde auf der Erde,  
Mög' Gott behilflich sein!

## Sonntagschule.

„Wie hält die Sonntagschulsache in unserer Kirche Schritt mit andern Kirchen?“

Von E. A. Thomas.

Dieses Thema besteht in einer Frage, die, wie viele andern Fragen in der Welt, leicht zu machen aber nur schwer zu beantworten sind, auf den einfachen aber bedeutungsvollen Grund hin, daß die correcte Information hinsichtlich der Sonntagschulsache in andern Kirchenwei-

gen schwer zu bekommen ist, und man im trauten Heimathskreis meistens nur bekannt ist. Ich bin indessen entschlossen vor diesem Körper\*) das Beste zu thun. Verstehe ich den

\*) Vorgelesen an einer S. S. Convention.



Zweck meiner Aufgabe recht, so soll die gegenseitige Vergleichung deshalb gemacht werden, nicht um unsere Größe, unsere Ueberlegenheit, unsern Eifer, unsern Fortschritt in der herrlichen Sonntagsschulache, wohl aber im Gegentheil unsere etwaigen Zukunftskommenheiten, Mängel und Schwächen, nicht Andern, sondern uns selbst als Kirche zur genauen Kenntniß zu bringen, um uns zu desto größerem Ernste und vereinigter Wirksamkeit andauernde Anregung zu geben; denn nur in diesem Sinn und Geist dürfen Gott geheiligte Sonntagsschulmänner, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen es wagen sich auf die Waage zu legen, widrigenfalls ist der ganze Umstand nur ein Fragen, wer der Größte unter uns sei. Indessen kann eine entschieden uneigennützigte Beleuchtung nur erfreuen und belehren; denn ein Christ freuet sich, wenn es Andern wohlgeht. — Eilen wir aber zur Arbeit.

Den ersten Vergleichungspunkt, den wir machen wollen, ist betreffs der Zeit, die wir in der löblichen Sonntagsschulache als Kirche zu wirken das Vorrecht hatten. Gewiß sind wir als „Evangelische Gemeinschaft“ gegenüber vielen anderen Kirchenzweigen, noch verhältnißmäßig jung und im Anfang begriffen. Die Schulache ist älter als unsere Kirche. Alter bringt Erfahrung und Zeit erprobt eine Regel. Auch sind wir vorwiegend eine deutsche Kirche. Die Sonntagsschule nach dem jetzigen Geist und Styl, begann unter der englischen Nation. Als Kirche haben wir hierlands nicht den Vortheil, wie die Kirchen die ausschließlich in der Landessprache wirken. Wir sind vielfach an die deutsche Bevölkerung gebunden, nicht überall ist sie zahlreich und kann daher auch kein solches Wachsthum in der Sonntagsschulache so leicht erzielt werden. In den ersten 40 Jahren, so nehme ich an, konnte unter uns als Gemeinschaft in der Sonntagsschulache nur wenig gethan werden, und ist auch nur wenig gethan worden.

Die Kirche war gering und im Werden begriffen. Die Prediger konnten der schweren Arbeitsfelder wegen der eigentlichen Gemeinde- und Jugendpflege keine bedeutende Aufmerksamkeit zuwenden. Erst im December 1887 kam unsere Buchanstalt zu Stande. Vor jener Zeit hatten wir keine eigene Literatur. Das erste Schulbuch war das J. C. Reißnersche große A B C Buch in obigem Jahrgang verfaßt. Erst in 1889 etwa erfolgte die Herausgabe von 6 kleinen Sonntagsschulbüchlein, und erst seit 1889 ist ein Sonntagsschul- und Traktatverein zu Stande gekommen, der die Herausgabe von Sonntagsschulbibliothekbüchern besorgt. — Viele stattliche Kirchenkörper, die derzeit den Ton angeben im Sonntagsschulwesen, hatten mit keinen solchen schweren Anfängen in der Sache zu kämpfen. Bei einer brüderlich-kritischen Vergleichung, achte ich, hat dieser erst angeregte Punkt seine Bedeutung. Man überlege die Umstände, inmitten welcher wir als Mitkämpfer in die Sonntagsschulreihe entschlossen eintraten. Ein weiterer Vergleichungspunkt, den ich zu beleuchten vorhabe ist: Arbeiten wir, oder halten wir Schritt nach Maßgabe der Kräfte und Stärke, die uns Gott als Kirchengemeinschaft anerschaffen hat? Thun wir das, so sind wir frei. Ueber unsere Kräfte hinaus können und sollen wir nicht wirken. Kräfte richten sich nach dem Alter, Bau und der Lebensweise eines organischen Wesens. Der Herr hat uns eine „kleine Kraft“ verliehen; aber nach Allem kann ein Kind mit einem Manne nicht Schritt halten, und doch mag es nach Verhältniß seiner physischen und geistigen Kräfte eben soviel leisten. Da sind die großen englischen Kirchenkörper der Bischöflichen Methodisten, Presbyterianer und Baptisten, die stehen uns gegenüber gleich mächtigen Riesen da. Man sehe ihren Reichthum, ihre

Ehrenstellung, die sie vielseitig in der Welt und oft in gesetzgebenden Körpern einnehmen; dann ihre sehr billige Literatur u. dgl. m.; alles das hilft voran in der Sonntagsschulache, namentlich in Dingen, die in die Augen fallen. Wir als Kirche fürchten sie zwar nicht, ebenso wenig als David den Goliath fürchtete, allein in Sachen der Vergleichung, müssen solche Umstände in Anschlag genommen werden. Ich bin der Meinung, daß unsere Kirche in diesem Punkt, nemlich nach Proportion ihrer Kräfte gearbeitet zu haben, im Sonntagsschulwesen einen guten Vergleich aushält, was wir auch später noch deutlicher zu Tage bringen werden. —

Dann laßt uns anbei auch die Frage vor diesen Körper bringen: In wie weit wir in der religiös-praktischen Richtung des Sonntagsschulhaltens mit Andern gleich stehen. Hier liegt in der trefflichen Sache das Herz. Was hilft es wenn man auch eine wohl äußerlich richtige Theorie verfolgt, aber bei dem Unterricht nicht aufs praktische Wesen der Religion und sittlichen Erfolg sieht. Ich hörte letzten Winter von einer Sonntagsschule ein 6 bis 7 Jahre altes Mädchen zu seiner Mutter sagen: „O Mutter, ich gehe nicht mehr in die Schule, da hört man ja gar nichts von Jesus!“ Ein englischer Knabe sagte eines Sonntags zu seinem Lehrer: „Das ist das letzte Mal, daß ich heute komme; ich gehe in die andere Schule drüben.“ Auf die Frage warum? gab er zur Antwort: „They seem to like a fellow better over there.“ Fragen wir uns als Kirche und Convention in diesem Punkte: Ist es unser unermüdeliches Streben, Wollen und Sinnen, der Sonntagsschule allewege eine für Jesus gewinnende, gottesdienstlich-religiöse Gestaltung zu geben?

Halten wir mit Andern Kirchenzweigen einen günstigen Vergleich aus? Oder ziehen wir den Kürzeren? Ich hoffe das Erstere. Soweit ich mit Andern und dann auch mit unsern lieben Sonntagsschularbeitern bekannt zu werden das Vorrecht hatte, so muß ich Letzteren wie auch den Ersteren das Zeugniß ausstellen, daß die Mehrheit ernst ist. Und warum überhaupt Sonntagsschule halten, wenn man die Kinderschar nicht zum Herrn führen will?

Werfen wir nun auch einen betrachtenden Blick der Vergleichung auf die Sonntagsschullokale. In diesem Sache sind uns einige kirchl. Benennungen vorangestellt, sie sind aber auch älter, reicher und länger im Werke begriffen. Wir haben zwar keine Sonntagsschulgebäude wie die „Bethany Sonntagsschule“ in der großen Stadt Philadelphia z. B. das bequeme Raum hat für 3000 Personen. Oder auch wie die große Sonntagsschule in Stockport, England ein Gebäude hat, nemlich 60 bis 125 Hauptzimmer und 4 Stockwerk hoch mit Gallerie oder Emporsteigen. Dort sind 3000 Schüler. Das sind Ausnahmen. Die Wesleyan'sche „Centenary Church“ in Hamilton, Ont., eine große reiche Gemeinde, hat eins der angenehmsten, wohlgeingerichteten Sonntagsschulzimmer, das mein Auge je sah. Die Stige dort z. B. sind alle Eichel- oder halbmondförmig construirt, und dann mit künstlichen Gewerben versehen, daß sie nach irgend einer beliebigen Seite hin gedreht werden können. Der Stuhl des Lehrers ist in der Mitte angebracht, so daß letzterer jeden Schüler in ganz unmittelbarer Nähe hat. — Nebst dem sind die trefflichsten Einrichtungen getroffen für Kleinkinderklassen; kurzum Alles ist aufs Schönste eingerichtet. Nun wir schreiten in diesem Punkte auch allmählig voran. Wenn man bedenkt, daß bei weitem die meisten unserer lieben Sonntagsschulen in Privatwohnungen, Werkstätten, alten halb zerfessenen Bürger-Schulhäusern, höchstens hie und da in einem kleinen Kirchlein den

Anfang machten, andere Dinge nicht zu erwähnen, so sind die Umstände in obiger Hinsicht in der sehr kurzen Zeit erfreulich vorangeschritten unter uns. Wir haben es als Kirche darin verfehlt, daß wir früher die Sonntagschullokale in den niedrigen, dunkeln, manchmal rauchigen Erdgeschosse hielten. Ein Erdgeschosß ist gut für ein Schulzimmer, allein es sollte ganz über der Erde sein. Freunde! nach Oben ist ja auch Platz genug. —

Dann in der inneren Ausstattung und Möblirung der Schullokale ist sehr Anerkennenswerthes geleistet worden. Hier dürften wir Einigen voran sein, Andern nachstehen. —

Im Grund hängt das Gedeihen einer Sonntagschule nicht sowohl von diesen äußern Dingen ab. Vor etwa 17 Jahren fing man drüben in Chicago die erste Missionssonntagschule mit 17 entschlossenen Personen, in einer alten ausgedienten Railroad Car, an. Die Bibliothek trug man Jahre lang in einem seidenen Taschentuch, und doch sind diesem Anfang 35–40 Schulen entkeimt mit etwa 2000 Schülern. Sie hatten oft herrliche Zeiten, heißt es, in dem alten Wagen; indessen hat derselbe schönern Räumlichkeiten Platz machen müssen. Baut man jetzt bei uns eine Kirche, so wird der Schule Rechnung getragen, wir schreiten mit Andern voran. Nächstens dürfte eine eingehende Vergleichung bezüglich der Weise des eigentlichen Schulhaltens von Interesse sein.

In einer Sonntagschule sollte alles: Zeit, Raum, Neben, Intervallen gemessen sein. Jedes Ding: Der Bücherschrank,

die Wandlarten, Wandtafel, die Sinnsprüche sollten ihr geeignetes Plätzlein haben. Jeder Beamte: Der Präsident, der Schreiber, der Bibliothekar und jeder Lehrer sollte an seinem Platze sein.

Keine Klasse sollte überfüllt sein. Lese ich z. B. wie Dr. Vincent, einer der hervorragendsten Sonntagschulmänner in der Welt, der nebenbei einer Sonntagschule vorsteht in Plainfield, New Jersey, dieselbe eröffnet, fortführt und beschließt, so sehe ich darin mit unserer Weise fast gar keinen Unterschied; auf den Grund hin, weil wir in dieses Fach einschlagende Neuerungen und Verbesserungen seit den letzten fünf Jahren, mit wenig Ausnahme alles einführten. Wir haben in diesem Stück, darf ich sagen, in unserer Gemeinschaft schon rechte „Musterschulen“ hie und da. Takt, Geschmac und Fortschritt, zeigen sich beim ersten Blick in das Schulzimmer. Es ist nicht mehr wie früher oft, wo man bei der Eröffnung einen langen Schriftabschnitt vorlas, eine gleichlange Ermahnung an die Schüler erfolgte, ein chorähnliches Lied anstimmte u.dgl.m. Man hat jetzt die Internationallectionen, Wandtafeln, Notenbücher: „Zubeltöne“ und „Evergreens.“ Man hält Lehrerversammlungen, gibt der Jugend bei Großversammlungen oft den Nachmittag, so daß ich kaum weiß, was Andere mehr thun könnten; ich achte, wir halten auch hier Schritt, obwohl viele Einzelschulen sich mehr strecken sollten nach dem vergestellten Ziele, zumal in Gegenden auf dem Lande.

(Schluß folgt.)

## Sonntagschul-Lehrerversammlungen.

Ihr Nutzen, und wie man solche in zerstreuten Landgemeinden regelmäßig wöchentlich abhalten kann.

Von H. H.



Unter Sonntagschul-Lehrerversammlungen versteht man wöchentliche Zusammenkünfte des Superintendents und der Lehrer der Sonntagschule, zum Studium der Lektion, zur Verathung der besten Lehrmethode und zum Wohl der Sonntagschule überhaupt. Der Superintendent sei ihr Leiter, auch wenn der Prediger der Gemeinde regelmäßig beizwohnen kann—er komme gut vorbereitet.

Zur Eröffnung werden etliche Verse gesungen, herzlich um die Leitung des hl. Geistes gebetet, dann die nächstsonntägliche Lektion vorgelesen und gehörig studirt. Die Lehrer und Lehrerinnen sollten sich Papier und Stift mitbringen, um Notizen zu machen, auch vergeße man die Bibel und das Evang. Magazin nicht—andere Hülfsmittel lasse man weg. Sehr weislich werde die Zeit—sage ein bis ein und eine halbe Stunde—benutzt, nicht in unnötigen Discussionen über unwesentliche Dinge. Der eine große Zweck ist, den richtigen Sinn der Lektion zu erforschen. Den Kern und Stern—die Hauptwahrheit—derselben zu bekommen, und wie dieselbe am Zweckentsprechendsten angewendet kann werden, und hierüber Einstimmigkeit und Einmütigkeit zu erzielen. Jede anwesende Person sei theilnehmend und selbstständig. Wo nach gehörigem Studium und Gedankenaustausch sich widersprechende Ansichten obwalten, lasse man schließlich den Endscheid des Vorsetzers gelten. Nicht als sei derselbe vollkommen in der Erkenntniß, also unfehlbar, sondern um der Ordnung willen und Streitigkeiten zu vermeiden. Freilich sollen und müssen Sonntagschul-Superintendents und Lehrer auch

das Privatstudium der hl. Schrift treiben, solches kann aber nicht genannte Versammlungen ersetzen.

Groß ist der Nutzen recht geleiteter Sonntagschul-Lehrerversammlungen. Sie sind so recht eigentlich der rechte Arm der Sonntagschule, ohne welche dieselbe in einem stehenden Zustande verbleibt, und sich nie zu voller Nützlichkeit emporzuschwingt. Der Superintendent, als General, bedarf der gegenseitigen Verathung mit seinen Stabsofficieren, denn die Sonntagschule selbst ist für gut vorbereitete Thätigkeit, nicht für Planiren zc.

Der große Nutzen dieser Versammlungen ist ersichtlich:

- 1) Indem sie zum Forschen und Studium der Bibel und guter Hülfquellen antreiben.
- 2) Indem in ihnen nützliche Superintendents und Lehrer erzogen werden. Durch das gemeinschaftliche Studium der Schrift, den Gedankenaustausch über die Lektion und die Leitung der Schule überhaupt, werden die Gaben geweckt, in Thätigkeit gesetzt und ferner ausgebildet.
- 3) Kann dadurch der Superintendent den wahren moralischen Zustand der Schule ermitteln, durch Nachfragen und Erkundigungen bei den Lehrern, die solches doch nur recht wissen können. Der Zustand einzelner Klassen und Schüler kann beleuchtet und berathen, und Pläne gelegt werden wie Uebel zu beseitigen und den Stand der Schule zu heben.
- 4) Kann der Superintendent die Gaben, den Fleiß und die Treue der Lehrer recht kennen lernen, sehen wie ihnen ihre Klassen am Herzen liegen, ob jede Klasse den rechten Lehrer hat,



ob Wechsel getroffen werden sollten; und kann Belehrung, Ermahnung, Rath und Trost erteilen.

5) Wird Gründlichkeit und Gleichheit im Lehren der Section befördert, welches ja doch die eine große Hauptsache ist. Was hilft's, wenn eine Sonntagsschule auch noch so systematisch und regelrecht geleitet und eineregirt ist wie das preussische Militär, aber im Lehren der Section große Mängel und Fehler vorkommen?

6) Bereichen sie viel zu liebender Vereinigung und gemeinschaftlichem Zusammenwirken, besonders wenn das ganze Lehrerpersonal mit dem Superintendenten regelmäßig anwohnen, und sich gemeinschaftlich bestreben, zu geben und zu empfangen—ohne alle Aufgeblasenheit und falsche Demuth.

Somit entquillt großer Nutzen und Segen recht geleiteter Sonntagsschul-Lehrerversammlungen, und sind sie ein unentbehrliches Bedürfnis und müssen überall eingeführt und regelmäßig abgehalten werden.

In Städten und dicht zusammen wohnenden Landgemeinden, wo Niemand über eine bis zwei Meilen zu gehen hat, können mit leichter Mühe allwöchentliche Lehrerversammlungen abgehalten werden, und sind Solche nicht zu entschuldigen, welche dieselben ganz unterlassen, unregelmäßig halten, oder nur sehr schwach besuchen. Aber wie können solche Versammlungen in Landgemeinden gehalten werden, deren Glieder theilweise dreis bis fünf Meilen vom Orte des Gottesdienstes und der Sonntagsschule entfernt sind? Müßten sie ganz ohne den Segen derselben thun? Auf den ersten Blick scheint es so, denn daß sie nicht an einem Werktagabend—sage Frei-

tag- oder Samstagabend, welches für Erstgenannte die passendste Zeit ist—zusammen kommen können, bedarf keiner weiteren Erklärung. Schreiber ist jedoch der Meinung, daß fast ohne Ausnahme, allenthalben Lehrerversammlungen gehalten werden können—daß auch hier das Sprichwort gilt: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.“ Hat man das rechte Interesse an der Sonntagsschule, so findet man diesen Weg. In solch zerstreuten Landgemeinden ist gewöhnlich die Sonntagsschule mit dem Gottesdienste verbunden, d. h. vor oder nach demselben. So kann dann auch der Superintendent und sein Lehrerpersonal nach der Schule oder dem Gottesdienst noch ein Stündchen zusammen bleiben, oder nach einer kurzen Pause wieder zusammen kommen, um die nächste Sonntagsschule vorzunehmen und Berathung über dies und das zu pflegen. Selbst wenn man unter Umständen die Zeit etwas abkürzen müßte, und die wünschenswerthe Ausführlichkeit fehlen sollte, so würden doch Ansichten getauscht und Anregungen gegeben, die das Studium der Section durch die Woche ersichtern würde, und müßte daraus anderweitiger Nutzen entspringen.

Also in allen Gemeinden, wo Sonntagsschulen existiren, halte man wöchentliche Lehrerversammlungen. Kann es nicht geschehen an Wochenabenden, so halte man sie am Sonntag. Um der guten Sache willen verleugne man sich. Man suche sich ein reiches Maß Jesu Liebe zu den Lämmern. Man arbeite und lebe sich in die Sache hinein, bis sie nicht mehr Last, sondern Lust des Herrn ist. Gott segne die Sonntagsschule!

## Jüdisches Volksleben zur Zeit Jesu.

Von W. P. d.

### IV. Jüdisches Hauswesen.

Der große Unterschied zwischen Juden und Heiden war nicht bloß religiöser, sondern auch socialer Natur. Wie nahe auch die Städte der Heiden an den jüdischen lagen, wie oft und eng der Verkehr zwischen Heiden sein mochte, so fühlte man doch, sobald man nur eine jüdische Stadt oder Dorf betreten hatte, daß man so zu sagen in einer anderen Welt sich befand. Die Straßen, Bauart und Einrichtung der Häuser, die städtische und religiöse Ordnung, die Sitten und Gebräuche des Volks, seine ganze Art und Weise, vor Allem aber das Familienleben, zeigte den vollsten Gegensatz zu dem, was man sonst sah. Ueberall merkte man, daß hier die Religion nicht in einem bloßen Bekenntniß oder in äußerlichen Ceremonien bestand, sondern daß sie jedes Verhältniß durchdrang und das ganze Leben beherrschte.

Denken wir uns nun in einer wirklichen jüdischen Stadt oder Dorf. Zu Josuas Zeiten finden wir schon ungefähr 600 Städte, und Josephus, ein Zeitgenosse Christi, berichtet, daß in Galiläa allein zweihundertundvierzig Ortschaften waren. Dieser Fortschritt war ohne Zweifel nicht bloß in Folge des raschen gesellschaftlichen Aufschwunges, sondern auch in Folge der Baukunst, die Herodes und seine Familie besonders pflegte. Je nach der Bevölkerung unterschied man Dörfer, Ortschaften und Städte—letztere waren mit einer Mauer umgeben, und man unterschied solche, die bereits zu Josuas Zeiten besetzt, und solche, die späteren Datums waren. Eine Ortschaft galt als groß, wenn sie ihre Synagoge hatte, und klein, wenn diese fehlte; alles hing davon ab, ob in der betreffenden Ortschaft

wenigstens zehn Männer wohnten, die nothwendig waren zu einer gottesdienstlichen Versammlung, und die man *Batlanien* (d. h. geschäftsfreie Männer) nannte. Die Dörfer hatten keine Synagoge, sondern die Bewohner gingen an jedem Montag und Donnerstag, den sogenannten Markttagen, nach der nächsten Ortschaft, wo Gottesdienst für sie gehalten wurde, und wo auch das Orts-Sanhebrim saß. Ein eigenthümliches Gesetz bestand darin, wonach ein Mann seine Frau nicht zwingen konnte, ihm zu folgen, wenn er aus einer Ortschaft nach einer Stadt, oder umgekehrt, zog.

Dieses charakterisirt schon den Unterschied zwischen dem Stadt- und Landleben. Betrachten wir das Erstere. Näherete man sich einer jener alten besetzten Städte, so kam man an eine Mauer, die einen Graben beschützte. War dieser Festungsgraben überschritten, so kam man an die eigentliche Stadtmauer, und ging durch ein massives Thor hindurch, welches oft mit Eisen bedeckt und durch starke Balken und Riegel zugemacht wurde. Ueber dem Thor erhob sich der Wächterthurm. Innerhalb des Thores saßen nun die „Älten.“ Hier verhandelten ernste Bürger die öffentlichen Angelegenheiten oder Tagesneuigkeiten, oder machten wichtige Geschäfte ab. Die Thore führten auf große freie Plätze, wo die verschiedenen Straßen zusammenliefen und wo das lebendige Geschäftsleben zu sehen war. Hier bewegte sich das Landvolf, das seine Feldproducte feilbot; der ausländische Kaufmann oder Hausirer stellte hier seine Waare zum Verkauf aus, die neuesten Moden aus Rom oder Alexandrien, die neuesten Luxusartikel des Morgenlandes, oder die Kunstproducte des Goldschmieds und Künstlers

aus Jerusalem preisend, während das Volk sich müßig oder beschäftigt, lachend und spottend auf und ab bewegte. Hier macht es ehrerbietig einem Pharisäer Platz, dort verstummt es mit einem Male, indem es jener zauberhaften Erscheinung eines Offenbarers oder eines anderen Sectirers anständig wird, während leise, murmelnde Flüchte die verstohlenen Schritte des Zöllners begleiten, dessen Augen überallhin spähen, damit seinem Beutel nicht das Geringste verloren gehe. Diese Straßen hatten alle ihre Namen, und waren besonders nach dem Handwerk, das dort vertreten war, genannt. Jedes Handwerk oder Kunst hielt zusammen, sei es auf der Straße oder in der Synagoge. In Alexandria saßen die Juden in der Synagoge nicht bunt durch einander, sondern da hatten die Goldarbeiter, die Silberarbeiter, die Nagel- und Nabelschmiede, die Kupferschmiede, die Weber ihre besonderen Stände und Bänke, und wenn ein armer Handwerksgenosse hinein kam, setzte er sich zu seiner Innung, die ihn so lange unterstützte, bis er Arbeit bekam. Unter diesen Umständen war es daher nicht schwierig für den Apostel Paulus, als er nach Corinth kam, den Aquila und Priscilla, die seines Handwerks waren, auszufinden und bei ihnen zu bleiben.

Wir gehen tiefer in die Stadt hinein zu den kispelnden Quellen oder Brunnen, wo diejenigen sich versammeln, die in ihren eigenen Häusern keine Cisternen haben. Dort werden wir manche Stadt- und Tagesneuigkeit gewahr, denn die Frauen mit ihren Wasserkrügen stehen dicht bei einander und lachen und plaudern, die eine weiß dieses und die andere jenes, und merken nicht, daß die Sterne über ihnen heller werden, und daß der Thurmwächter bereits seinen Posten im Thurm über dem Thor eingenommen hat. Die Nachtwächter werden nach und nach sichtbar, obwohl es eigentlich nicht ganz finster ist, denn in den Häusern brennt die ganze Nacht ein Licht, und die Fenster führen auf die Straße und Weg hinaus. Die Fenster sind entweder groß und heißen Thyrische, oder klein und heißen Egyptische. Sie haben kein Glas, sondern Gitter. In den Häusern der Reichen sind die Fensterrahmen kunstvoll gearbeitet und geschmackvoll verziert. Alle Verzierungen waren erlaubt, nur nicht solche, die ein Bildniß darstellten, wobei daß das im Himmel, oder auf der Erde war. Das mosaische Bilderverbot (2. Mos. 20, 4; 5. Mos. 4, 16; 27, 15.) wurde aufs Heiligste gehandhabt. Daß man daher lieber alles dulden, als die Aufstellung von Caligula's Bildniß im Tempel zu Jerusalem zugeben wollte, war ganz in der Ordnung. Als Pilatus seine Truppen mit den Legionsadlern in Jerusalem einziehen ließ, erhob sich ein förmlicher Volksumult. Und in Tiberias wurde der Palast des Antipas zerstört, da er mit Bildwerken geschmückt war.

Die Ordnung in diesen Städten und Dörfern war sehr streng. Die Vertreter Roms waren entweder Soldaten oder politische Agenten. Allerdings lesen wir, daß Gallienus das jüdische Gebiet in fünf Districte getheilt und über jeden einen sogenannten Rath gesetzt hatte. Allein diese Einrichtung hatte keinen langen Bestand, und selbst während ihres Bestehens schien dieser „Rath“ jüdisch gewesen zu sein. Jede Stadt hatte ihr Sanhedrim, bestehend aus 23 Gliedern, wenn wenigstens 120 Männer im Orte waren, oder aus 3 Gliedern, wenn die Bevölkerung kleiner war. Diese Sanhedrims wurden von dem „hohen Rath“ zu Jerusalem, welcher aus 71 Gliedern bestand, ernannt. Wie weit die eigentliche Gewalt dieser Sanhedrims in Criminalfällen reichte, läßt sich schwer sagen, allein von den kleineren Sanhedrims lesen wir schon Matth. 5, 22., 23.; 10, 17.; Marc. 13, 9. Selbstverständlich gehörten alle

rein jüdischen Angelegenheiten vor ihr Forum. Außerdem hatte jeder Ort noch seine städtische Verwaltung, bestehend aus den „Ältesten“; möglicherweise, daß darunter jene Ältesten zu verstehen sind, die Luc. 7, 3. erwähnt sind, und die der Hauptmann zu Capernaum zu Jesu schickte.

Wenn wir in Galiläa oder Judäa eine Stadtstraße auf- und abgehen, bemerken wir den Unterschied in den Häusern, sei es in der Größe oder Ausschmückung. Denken wir uns vor dem Hause eines Mannes, der der besseren Klasse angehört. Eine weite Treppe führt auf das Dach, welches so eingerichtet ist, daß der Regen durch angebrachte Röhren in Cisternen laufen kann. Das Dach ist mit Sandsteinen oder einer anderen harten Masse gepflastert und mit einer Lehne versehen, um nicht durch das Herunterfallen einer Person, Blutschuld auf das Haus zu laden. Aus derselben Ursache wurden offene Gräben und Gruben, gebrechliche Leitern und schlechte Treppen, selbst gefährliche Hunde in den Häusern nicht gebuldet. Von einem Dache konnte man leicht auf das andere gehen und sofort bis an die Stadtmauer, um von da ins Freie zu gelangen, ohne die Straße zu berühren; so war es wirklich möglich, das Gebot des Herrn zu erfüllen (Matth. 24, 17.; Marc. 13, 15; Luc. 17, 31.), beim Untergang Jerusalems vom Dach aus zu fliehen. Für den gewöhnlichen Verkehr war das Dach der kühnste, lustigste und stillste Platz. Hier zog man sich zurück zum Gebet oder Nachdenken; von hier aus konnte man sehen, ob Freund oder Feind im Anzuge war, auch das Herannahen eines Sturmes konnte man beobachten. Von hier aus konnte man sich am besten gegen Feinde schützen, oder mit den darunter Stehenden kämpfen; hier konnte man sich das größte Geheimniß zuflüstern, oder die lauteste Botschaft verkündigen. Auch das Fremderzimmer war auf dem Dache angebracht, damit der Gast ungestört aus- und eingehen konnte. In unmittelbarer Verbindung mit dem Dach stand das Obergemach, das ringsum völlig frei und nicht mit anderen Gebäuden verbunden war; es hatte meist zwei Thüren, von denen die eine nach dem Inneren des Hauses, die andere gewöhnlich zu einer Treppe unmittelbar nach der Straße führte. Oft diente das Obergemach den Frauen der Söhne des Hauses zum Aufenthalt, aber dorthin begaben sich auch die Männer zu ernster Arbeit oder zur Erholung, um von dem Geräusch des Hauses entfernt und ungestört zu sein; dort war also auch der Prophet Elisa, als er bei der Sunamitin einkehrte; dort lag auch Tabea, als sie gestorben und von Petrus auferweckt ward, dort versammelten sich auch die Jünger zum Gebet und Brodbrechen (Apg. 1, 13. ff.; 20, 8. ff.). Wie im Hofe, so befanden sich auch auf dem Söller oder dessen Umgebung einzelne Bäume oder eingemauerte Blumentöpfe.

Von der Straße aus gelangte man in ein Haus, sei es durch einen großen Vorhof oder durch eine Vorhalle. Hier führte die Thür in den inneren Hof, der manchenmal mehreren Familien gemeinschaftlich diente. Ein Thürhüter öffnete dem Besucher die Thür, sowie er den Namen sagte, in gleicher Weise wie in jener denkwürdigen Nacht, Rhode dem Petrus öffnete, als er aus dem Gefängniß befreit war (Apg. 12, 13. 14.). Auf diese häusliche Sitte geht auch das Wort des Herrn Jesu (Offenb. 3, 20.), wenn er spricht: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopf an. So Jemand meine Stimme hören wird, und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen“ 2c. Aus dem inneren Hof, und durch die Gallerie, gelangte man in die verschiedenen Zimmer—das Familien-, Empfangs- und Schlafzimmer. Die hintersten Zimmer waren für die Frauen, während die inneren Räume besonders im Winter benutzt wurden



Das Hausgeräthe bestand aus Tischen, Polstern, Stühlen, Leuchtern und Lampen, die je nach den Verhältnissen theuer oder billig waren. Zu den Luxusartikeln gehörten besonders feine Polster für den Kopf und Arm, Schmucksachen, oft auch Bilder. Die Thür wurde oben und unten von Zapfen gehalten, welche in besondere Pfannen eingelassen waren. Für gewöhnlich hatte man hölzerne Kiegel, zu denen entsprechende hölzerne Instrumente zum Öffnen gehörten. Das Wohnzimmer war gewöhnlich groß und wurde mitunter auch für Versammlungen benützt.

Wir haben die Einrichtung und Erscheinung der Städte und Wohnungen in Palästina in kurzen Zügen beschrieben, allein dieses betraf mehr die Schale. Um das eigentliche jüdische Wesen kennen zu lernen, muß man in das Innere weiterdringen, um auf den Kern zu kommen. Das Erste, das von Vorn herein den Juden von den ihn umgebenden Völkern trennte, war die Beschneidung, die ihn zugleich Gott weihte. Das tägliche Leben durch das Familiengebet, Morgens und Abends, geheiligt, und die Religion durchwehte auch das ganze Familienleben. Vor jeder Mahlzeit wurden die Hände gewaschen und gebetet; nach der Mahlzeit wurde das Dankgebet gesprochen. Außerdem gab es sogenannte Familienfeste. Die Wiederkehr des Sabbaths heiligte die Woche der Arbeit. Er wurde empfangen wie ein König, oder wie ein Bräutigam mit Gesängen, und jede Familie betrachtete diesen Tag als eine Zeit heiliger Ruhe und Freude.

Wie überall, so hatte auch hier der Pharisäismus die Freude getrübt und dem Volk eine Last aufgelegt, unter der es seufzen mußte. Aus dem schlichten Verbot (2. Mos. 20, 8—11.; 23, 12.; 31, 12—17.; 34, 21.; 35, 1—3.; 5. Mos. 12, 15.) hatte pharisäischer Scharfsinn 39 verbotene Hauptarbeiten herausgesponnen, wovon wenig oder gar nichts im Pentateuch zu finden ist. Diese verbotenen Arbeiten sind: 1) säen, 2) ackern, 3) ernten, 4) Garben binden, 5) dreschen, 6) wurseln, 7) Früchte säubern, 8) mahlen, 9) sieben, 10) kneten, 11) backen, 12) Wolle scheeren, 13) sie waschen, 14) klopfen, 15) färben, 16) spinnen, 17) anzetteln, 18) zwei Binde Lihen machen, 19) zwei Fäden weben, 20) zwei Fäden trennen, 21) einen Knoten machen, 22) einen Knoten auflösen, 23) zwei Stiche nähen, 24) zerreißen um zwei Stiche zu nähen, 25) ein Netz fangen, 26) es schlachten, 27) dessen Haut abziehen, 28) sie salzen, 29) das Fell be-

reiten, 30) die Haare abschaben, 31) es zerschneiden, 32) zwei Buchstaben schreiben, 33) auslöschen, um zwei Buchstaben zu schreiben, 34) bauen, 35) einreißern, 36) Feuer löschen, 37) anzünden, 38) mit dem Hammer glatt schlagen, 39) aus einem Bereiche in einen anderen tragen.

Außer diesen 39 Hauptarbeiten hatte rabbinischer Scharfsinn noch manche andere Verrichtungen und Thätigkeiten entdeckt, die am Sabbath verboten waren, ein Scharfsinn, der in seinen Haarpalereien Alles überbot, was je ein Theologe des Mittelalters zu Wege gebracht hatte. Nichts desto weniger blieb die ursprüngliche Idee vom Sabbathtag im Volke lebendig. So kehrte das Familienhaupt am Freitag Abend aus der Synagoge in sein Haus zurück, so fand er Alles festlich geschmückt, die Sabbathlampe brannte hell, und der Tisch war mit dem Besten des Haushaltes besetzt. Zuerst segnete er jedes Kind mit dem Segen Israels (1. Mos. 48, 20.). Ging der Sabbath zu Ende, so sprach der Hausvater ein Gebet, und die Arbeit fing von Neuem an. Der Fremde, der Arme, die Wittve oder Waisen wurden stets bedacht, denn ganz Israel bildete eine Brüderschaft, eine Familie.

Bildete das religiöse Leben schon eine unbesteigbare Mauer für die Heiden, so trat dieser Unterschied noch mehr in dem eigentlichen Familienleben hervor, wie es besonders zeigte in dem Verhältniß, in welchem Mann und Weib, Kinder und Eltern, die Jugend und das Alter zu einander standen. Es gab kein größeres Vergehen für Kinder, als die Nichtbeachtung des fünften Gebotes. Nach rabbinischer Verordnung war der Sohn verpflichtet, seinen Vater zu speisen, tränken, kleiden, beschützen, ihn aus- und einzuführen, ihm das Gesicht, Hände und Füße zu waschen, und wenn sich gegen diese Verordnung nichts einwenden läßt, so muß man jedoch nicht vergessen, daß der Rabbinismus auch in diesem Stücke das Gesetz nach seiner Weise auslegte und sich über die Eltern zu stellen wußte. „So wie jeder verpflichtet ist, seinen Vater zu ehren und zu fürchten, so ist er schuldig, zu ehren und zu fürchten seinen Rabbi mehr, als seinen Vater; denn sein Vater gab ihm das Leben dieser Welt, sein Rabbi aber, der ihn die Weisheit lehrt, gibt ihm das Leben der zukünftigen Welt,“ das ist eine von den vielen rabbinischen Anschauungen. Es bleibt in allen Stücken bei dem Worte des Herrn: „und habt also Gottes Gebot aufgehoben, um eurer Aufzüge willen.“ (Matth. 15, 6.)

## Auswendiglernen.

Was ist denn vom Auswendiglernen zu halten? Diese Frage ist schon gar vielen Sonntagsschul-Lehrern aufgestoßen oder vorgelegt worden. Nun sagt der Eine: „Vom Auswendiglernen halte ich nicht viel, es ist so maschinenmäßig.“ Der Andere: „Nur tüchtig auswendig gelernt, daß die Kinder was in den Kopf bekommen.“ Der Dritte sagt: „Man soll auswendig lernen lassen; aber nur nicht zu viel.“ Wer hat recht? Wie viel sollen denn die Schüler auswendig lernen und was ist „zu viel?“ Zu viel ist's wenigstens, wenn es für den Lehrer in der Sonntagsschule eine halbe Stunde in Anspruch nimmt, um die auswendig gelernten Bibelsprüche, oder Katechismusfragen abzufragen, wie dieses schon der Fall war. Aber etwa zwei Bibelsprüche jeden Tag, oder fünf Katechismusfragen jede Woche, könnten doch die meisten Schüler recht wohl lernen. Was aber gelernt wird, sollte gründlich gelernt werden. Lieber die Quan-

tität auf die Hälfte, oder ein Viertel reduciren und die Sache gründlich lernen, als einen ganzen Centner Bruchstücke rabbrechen.

Eine Belohnung auf das Auswendiglernen zu setzen, könnten wir nicht empfehlen, denn es ist leicht geeignet zu Lohnsucht und Unehrllichkeit zu führen. Wir erlebten es schon, daß Schüler — smarte Burschen — ihren gutmüthigen Lehrern ein A für ein U machten, und gewisse Schriftabschnitte drei oder vier Mal hersagten, nur um die Handvoll „blaue Tüchets“ zu bekommen. Man sollte den Schülern möglichst anschaulich zu machen suchen, daß sie das Auswendiglernen zu ihrem eigenen Vortheil, und nicht zum Nutzen eines anderen betreiben, und deshalb keinen Lohn dafür verdienen, sondern, daß es ihre Pflicht ist. Beim Abfragen des Auswendiggelesenen ist es nöthig, daß dasselbe jedes Mal pünktlich niedergeschrieben wird, um eine Wiederholung zu vermeiden. Wenn ein Schüler meh-

reces gelernt hat, so ist es nicht nöthig, daß der Lehrer Alles abhört, und damit viel Zeit verbraucht; sondern er mag am letzten Spruche anfangen und sie und da einen abhören. Kann der Schüler seine Section in Bruchstücken, so kann er sie gewiß im Zusammenhang.

Aber viele Schüler verstehen gar nicht ein Mal, was sie auswendig lernen, wendet vielleicht Jemand ein. Das ist auch nicht nöthig; man soll sie trotzdem auswendig lernen lassen. Dasselbe ist ja nichts Anderes, als sich einen Vorrath anlegen fürs Leben, den man gebraucht, wie man ihn nöthig hat. Gar Mancher hat in seiner Jugend köstliche Bibelverse u. s. w. auswendig gelernt, aber nicht verstanden. Im spä-

ren Leben aber hat er sie handgerecht gehabt und verstehen lernen, denn die praktischen Lebenserfahrungen waren ihm ein erfolgreicherer Lehrmeister als irgend ein Commentar oder ein Doktor der Theologie. Die Jugendzeit ist die Zeit, sich Vorrath zu sammeln fürs Leben. Das gilt auch vom Auswendiglernen. Gar manchem Menschen ist „einst in seiner letzten Noth“ ein kostbarer, früher nicht verstandener, scheinbar besserer Bibelspruch als Rettungsanker aufgetaucht, als sein Schifflein zu stranden und zu sinken schien.

Sonntagschulfreunde, dringt darauf, daß die Schüler auswendig lernen, und laßt es regelmäßig, pflichtmäßig und gründlich geschehen. W. S.

(3. Vierteljahr. — Zwölf Sectionen in der alttestamentlichen Geschichte.)

## David's Auftrag an Salomo.

### 1. Section für Sonntag den 2. Juli 1876. 1. Chron. 29, 1–10.

**Grundgedanke:** Der Dienst des Herrn ist eine göttliche Forderung, und nur dann recht, wenn er nach seinem Willen geschieht. **Haupttext:** 1. Chron. 29, 9.

**Zusammenhang der Geschichte.** Die Zeit dieser Section ist etwa 1015 v. Chr. Unsere letzte Section im Alten Testament handelte vom Tode Absaloms. Seit Absaloms Tode waren ungefähr acht Jahre vergangen. Während dieser Zeit stellte David in dem vereinigten Königreiche Ruhe und Frieden wieder her. Auch nahm er eine Volkszählung (wahrscheinlich zu militärischen Zwecken) gegen Gottes Ordnung (2. Mose 30, 12. 13.) vor. Nachdem dieses Vergehen gebüßt war, baute er auf die Spitze des Berges Morija dem Herrn einen Altar, dessen Stätte er von Arna, dem Jebusiter käuflich an sich gebracht hatte. Dort beabsichtigte er dann auch dem Herrn einen Tempel zu bauen. Etwa ein halbes Jahr vor seinem Tode übergibt er seinem Sohn Salomo die Regierung, welcher Umstand in unserer Section betrachtet wird.

**Praktische Erläuterung.** Das Leben Davids ist sehr reich an Zeiten unerschütterlichen Gottvertrauens, göttlicher Kraftoffenbarungen und auch menschlicher Schwachheiten. Wogen an seinem Charakter auch große Schwächen und sittliche Fleden haften, er hat sie alle aufrichtig bekannt, bereut, wahre Buße gethan und vom Herrn die Vergebung erhalten. Mit Kindesinnigkeit und Glaubensfreudigkeit hielt er am Herrn fest, und seine Liebe zu ihm war innig und lauter. Er war ein Muster der Könige Israels. In seinem letzten Reichstage schärfte er seinem Sohne Salomo und den hohen Beamten noch einmal ernstlich ein, doch fest an dem Herrn zu halten und ihm treu zu dienen. Diese Section lehrt uns:

**I. Daß es des Menschen heilige Pflicht ist, Gott zu dienen.** B. 1–16. B. 1. Die Reichsversammlung. Daß der Mensch bei seinen Schwachheiten und Bedürfnissen Gottes bedarf, hatte David besonders erfahren. Mit Gott hatte er große Thaten gethan. Sein Gottesdienst war aber nicht eine selbstsüchtige Sache, sondern war ihm eine Freude und ein Bedürfnis. Darin und dafür lebte er. Kein Wunder deshalb, daß er ein so inniges Anliegen hatte, daß auch nach ihm das Reich in Gottesfurcht regiert werde. Auch wir sollen leben und wirken, daß unser göttliches Beispiel noch nach unserm Leben seine guten Früchte trägt.

B. 2. 3. Große menschliche Pläne werden nicht immer von Gott genehmigt, auch wenn sie rein und edel sind. Auch dieses mußte David lernen. Seit einiger Zeit befand sich zwar die Bundeslade in Jerusalem, aber die von Moses erbaute Stützhütte mit dem Brandopferaltar und Opfergeräth stand seit Jahren in der sechs Meilen nordwestlich von Jerusalem entfernten Levitenstadt Gibeon, 2. Chron. 1, 3. 4. Hier brachte das Volk dem Herrn die vorgeschriebenen Opfer, und hier wurden die großen Nationalfeste gefeiert; und diesem Gebrauch huldigte man auch noch vielfältig, in Salomons Zeit, bis der Tempel fertig war. In dem Verhältniß aber, wie das Reich unter Davids Regierung sich innerlich befestigte, reisten in seinem Gemüthe auch Pläne, dem Herrn ein Haus, ein National-

heiligtum, zum Schutz und zur Ruhe der Bundeslade zu gründen, wo das ganze Volk sich vor den Augen Jehovahs vereinigen könne. In Folge seiner gottmüßigen Volkszählung sah er von der Zionburg, wo er mit den Aeltesten des Volkes im Bußgewande sich befand, den Engel des Herrn mit dem Flammenschwert bei der Tanne Arafna's des Jebusiters auf der Spitze des Morija. Diese Städte kaufte er, baute einen Altar und opferte darauf, und bestimmte sie auch zum Bauplatz des neuen Tempels. Sein edler Entschluß, den Tempel zu bauen, wird von Gott zwar angenommen, aber er selbst soll wegen seiner kriegerischen Laufbahn, und wohl auch wegen seines hohen Alters, es nicht mehr unternehmen, die Wohnung des Friedens für den Herrn zu bauen, sondern soll dasselbe seinem Sohne Salomo überlassen.

B. 4–6. Gottes weise Absichten und Bestimmungen über sein Reich gehen auf wunderbare Weise über alle menschliche Berechnungen hinaus. Auch bei David kann man das deutlich sehen. Aus dem niedrigen Volksleben berief ihn der Herr und ließ ihn durch allerlei praktische Erfahrungen zum Throne vorbereiten, auf welchem er alle Gaben eines Königs, tüchtigen Feldherrn, Staatsmannes und Dichters zur Verherrlichung Gottes entwickelte. Sein Königreich war das blühendste jener Zeit. Im Süden grenzte es an Egypten, im Westen ans Mittelmeer und im Norden an den Euphrat. Israel zählte bei Davids Tod ungefähr 6,000,000 Einwohner und 1,300,000 streitbare Männer. Das schönste aber war, daß im ganzen Lande durch Davids Frömmigkeit, Liebe und Gottesfurcht verbreitet war. David sah auch wohl das Angemessene der göttlichen Weisung ein, seinem, von dem Propheten Nathan wohl-erzogenen Sohne mit reich angelegtem Gemüth und befähigt in des Vaters Fußstapfen zu treten, es zu überlassen, den Tempel zu bauen.

**II. Wie wir Gott dem Herrn dienen sollen.** B. 7–10. Die allergrößte Weisheit ist die, zu erkennen, daß Gott der Herr allein die Quelle aller wahren Glückseligkeit ist. Dieses erkennt David bei diesem letzten Reichstag dankbar an. Alle wahre und nützliche Größe kommt vom Herrn. Was David war, war er durch Gottes Gnade geworden, deshalb gibt er allein dem Herrn die Ehre. Alle Selbstverherrlichung ist ihm fremd und ein Greuel. Mit heiliger Begeisterung schärft er dieses auch seinen Räten ein. Die Wohlfahrt eines Volkes hängt ganz davon ab, wie dasselbe dem Herrn dient, und besonders viel kommt darauf an, ob es weise und gottesfürchtige Obrigkeiten und Beamten hat. Der Lehrer sollte den Schülern besonders einschärfen, wie wichtig es ist, wenn sie einst einmal Vertrauensposten einnehmen, daß sie gottesfürchtig und gewissenhaft sind.

Bei dem gegenwärtigen Verfall unseres Beamtenwesens ist das doppelt nöthig. David sucht nicht nur die versammelten Räte für jene große Idee—für den künftigen Tempelbau zu



begeistern, sondern denselben auch zu einer Sache des gesammten Volkes zu machen, weil es ja auch der gemeinsame Ort der Anbetung für das ganze Israel werden sollte. Er will in seiner Liebe zum Herrn durch das Volk dem Herrn ein ewiges Gedächtniß gründen, für die Gnade, welche er an ihnen erwiesen hat. So konnte er nun mit Seelenruhe und einem heiteren Blick in die Zukunft, sein Leben beschließen. Wohl dem, der also im Dienste des Herrn sterben kann!

**Anwendungen.** 1) Die höchste Lebenszierde eines Menschen ist, wenn er mit lauterer Absicht und uneigennützigem Sinn sein Leben zur Beglückung seiner Mitmenschen verwertet. 2) Ohne Gott dem Herrn aufrichtig gebiet zu haben, ist das Leben des Menschen eine gewissenlose Vergeudung des Heiligen, welches er auf dieser Welt besitzt, und wird ohne fürchtbare Strafe nicht abgehen. 3) Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze. Durch sie hat unser Dasein erst den rechten göttlichen Werth, den wir immer am ersten selbst genießen. 4) „Wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.“ 5) Ein rechter Diener Gottes ist auch bestrebt, daß der Herr durch seine Nachkommen geehrt und sein Dienst gepflegt werde.

**Kleinkinderklasse.** (Die Geschichte von David ist so interessant für die Kleinen, daß darauf ein besonderer Werth gelegt werden muß. Man erzähle den Uebergang von der letzten alttestamentlichen Section (Abisalom's Tod) bis auf die heutige.) Zwei Punkte der Lehre sollten bei dieser Section ins Auge gefaßt werden: a) Wie David den Salomo ermahnt, fromm zu sein. Wie wichtig sind die Ermahnungen der Eltern an ihre Kinder. Wie schlimm, wenn sie dieselben nicht beachten. Welche Strafe wird daraus folgen? Hier mache der Lehrer Anwendungen auf seine Klassen. b) Wie David dem Salomo die Sorge für den äußerlichen Gottesdienst anbefiehlt. Er sollte dem Herrn ein Haus bauen. Ohne äußerlichen Gottesdienst kann das geistliche Leben nicht gepflegt werden—Predigt, Betstunde, Sonntagsschule etc.

**Fragen.** Warum versammelte David seine Räte? Was befahl er ihnen? Was trug er seinem Sohne auf? Warum

ermahnt er sie, Gott zu dienen? Warum ein Gotteshaus zu bauen? Was lernen wir daraus?

**Illustration.** B. 7. Es wird von einem Mann erzählt, welcher bereitwillig auf Befehl seines Herrn täglich ein ganzes Jahr lang etwa zwei Meilen weit Wasser trug, nur um dasselbe auf ein Stück Holz zu gießen, ohne daß irgend welche Ursache dafür konnte angegeben werden, als nur Gehorsam zu sein. Wie viel bereitwilliger sollten wir sein, Gottes Gebote zu erfüllen, da dieselben doch allesammt von den wichtigsten Beweggründen begleitet sind und die Befolgung derselben zu unserem eigenen Nutzen gereicht. B. 9. Ein berühmter Philosoph, welcher von seinen Schülern große Belohnungen für seine Instruktionen erhielt, ward eines Tages von einem sehr bürftigen jungen Mann um Aufnahme in die Zahl seiner Schüler ersucht. „Und was willst du mir dafür geben?“ fragte der Weise den Bittenden. „Ich gebe mich selbst,“ antwortete dieser. „Ich nehme das Anerbieten an,“ sagte der Weise, „und verspreche, dich dir eines Tages als einen viel werthvolleren Mann wieder zuzustellen.“ So macht es der Herr mit allen, die sich von Herzen seinem Dienste ergeben.

Wandtafel.



## Salomons Wahl.

### 2. Section für Sonntag den 9. Juli 1876. 2. Chron. 1, 1—17.

**Grundgedanke.** Göttliche Weisheit ist besser als Gold und Perlen. **Haupttext.** 1. Sam. 1, 5.

**Zusammenhang der Geschichte.** Zeit: 1015 v. Chr. Nach der in der vorigen Section geschilderten Reichsversammlung, gab David noch allerlei Anweisungen mit Bezug auf die Regierung, die Bekräftigung der Feinde, ermahnte zur gewissenhaften Pflichterfüllung und starb dann im Frieden nachdem er 40 Jahre König gewesen war.

**Praktische Erläuterung.** Salomo, der Sohn Davids und der Bathseba, nach Gottes Weisung Salomo, d. h. der Friedliche genannt, unter der weisen Aufsicht des Propheten Nathan erzogen, bestieg den Thron noch ehe er achtzehn Jahre alt war. Dieses fand ungefähr ein halbes Jahr vor dem Tode seines Vaters statt, um den geheimen Ränken eines seiner älteren Brüder, Abonija ein Ziel zu setzen. Dieser hatte freilich gesetzliche Ansprüche auf das Erstgeburtsrecht. Salomo war bedeutend jünger als er. Kraft dieses Erstgeburtsrechtes, welches in Israel stets heilig gehalten wurde, wollte er seine Ansprüche auf den Thron geltend machen. Allein der König hatte das Recht, denjenigen unter seinen Söhnen, welchen er als den tüchtigsten betrachtete, zum Nachfolger zu ernennen, und der etwa durch göttliche Bestimmung dazu verordnet war. Abonija achtete aber weder göttliche noch menschliche Verordnung, sondern machte einen revolutionären Versuch, die Herrschaft an sich zu reißen. David ließ nun Salomo zu Jerusalem öffentlich zum König ausrufen und vom Hohenpriester Zadok und dem Propheten Nathan salben. Dieses machte die Ränke seines Bruders zu nichts. Salomo liebte Jehovah (1. Kön. 3, 3) und wandelte in den Satzungen Davids. Unsere Section weist uns hin

I. Auf das königliche Opfer. B. 1—6. B. 1. Salomo war Gott gehorsam. Das gefiel dem Herrn und der Segen blieb nicht aus. Gott machte ihn immer größer. — Wer

gerne groß und angesehen werden will, muß Gott gehorsam sein und in sich selbst recht klein werden.

B. 2—6. Salomo erkannte deutlich, daß von der gewissenhaften Handhabung des Gottesdienstes für ihn und sein Volk das gewünschte Glück und die Wohlfahrt abhingen. Er geht deshalb mit gutem Beispiel voran. Das half mehr als tausend Befehle. Auch läßt er seine Räte in dieser guten Sache dem Volk ein Vorbild sein. O, wenn's doch auch bei unserer Obrigkeit immer so wäre! Er beruft die Obersten nach Gibeon um dort dem Herrn ein allgemeines Opferfest zu feiern. Dort war die Stifthsütte, der Opferaltar etc. Hier brachte Salomo dem Herrn 1000 Brandopfer. Opfern sollen und müssen auch wir. Jesus gab sich selbst für uns zum Opfer. Wir sollen uns für ihn im Gehorsam ergeben, mit allem was wir sind und haben. Mehr verlangt der Herr nicht, aber das verlangt er, sei es nun wenig oder viel. Opfern dem Herrn deinen Dank, deine Kräfte, deine Güter, dein Leben.

II. Das große Gnadenbrot. B. 7. Was der Opferstätte zu Gibeon mangelte — die Bundeslade mit der Gnadengegenwart Gottes — ersetzte in Gnaden der Herr durch seine gnädige Erscheinung bei Salomo. Im Traum erschien er Salomo und legte ihm das Vorrecht vor, sich eine Günst auszubitten. Wir haben einen freundlichen Vater im Himmel, der alle unsere Mängel erkennen kann, und will, wenn wir ihn darum bitten. „Bittet, so wird euch gegeben.“ Also, wir haben dasselbe Vorrecht Alle, wie einst Salomo. Was wir gläubig bitten, soll uns werden. Was bittest du?

III. Die kluge Wahl. B. 8—10. Salomo befehlt bei diesem großen Vorrecht, weil es ihm nicht um eigene Ehre, sondern um das Wohl des Volkes — um seine Pflichterfüllung — ging den Kopf oben, und bat um — gerade um das



was zu seinem und Anderer Wohl am nöthigsten war, um Weisheit und Erkenntniß, sein Amt redlich auszurichten. Welch schönes Vorbild! Wie Manchem hätte es da im Kopf geschwirrt und er hätte um Geld und dgl. gebeten. Auch Josua legte einst Israel Leben und Tod zur Wahl vor? Sie versprachen Gott zu dienen und das Leben zu wählen, aber sie haben es schlecht gehalten. Auch uns ist vorgelegt, was wir wählen mögen: Leben und Tod, Fluch oder Segen. Was ist deine Wahl? — Bitte von Gott die Weisheit von oben her zu deinen Berufspflichten, seien sie hoch oder gering — bitte aber besonders um diese Weisheit zu deiner Seligkeit.

**IV. Der göttliche Segen.** B. 11—17. Was Salomo erbeten hatte erhielt er auch in einem überhäufigen Maße: Weisheit vom Herrn. Aber er erhielt dabei auch als eine göttliche Zugabe Reichthum und Ehre. Er trachtete am ersten nach dem Reiche Gottes, deßhalb fiel ihm das Andere Alles zu (Matth. 6, 33.). Das ist schon eine große Weisheit. Wie Mancher trachtet bloß nach Reichthum und Ehre dieser Welt. Er erhält dieselben vielleicht auch. Aber es gereicht ihm mehr zum Verderben als zum Segen, weil ihm eben die Weisheit von Oben her mangelt, um es richtig anzuwenden.

Salomos Weisheit und Reichthum sind sprichwörtlich geworden. Seine Naturkenntnisse erstreckten sich über fast alle Reiche der Welt. Ein besonderes Studium verwandte er auf den Menschen. Man betrachte seine Sprüche 2c. Der Ruf von Salomos Weisheit mußte sich um so schneller verbreiten, weil solche Erscheinungen höchst selten waren. Aus fernen Ländern eilte man herbei, um seine Weisheit und Einrichtungen zu bewundern. (1. Kön. 4, 34.) Die größte Weisheit ist und bleibt immer die, den Willen Gottes zu erkennen und auszuüben. Der Segen, welcher darauf ruht, bleibt nie aus. Wer Jesum von ganzem Herzen dient, der wird bei ihm noch viel mehr finden und genießen, als wir bei Salomo wahrnehmen: denn diese Weisheit macht jeden weise zur Seligkeit, der sie empfängt und ihr gehorcht.

**Anwendung.** 1) Gott will unser aller Wohl, er tritt uns deßhalb nahe und läßt uns selbst wählen was wir wünschen. 2) Wer die himmlische Weisheit wünscht, der wünscht damit Segen für Zeit und Ewigkeit; wer aber die Dinge der Erde wünscht, der sucht sein Verderben. Es ist besonders nöthig und weise für junge Leute, daß sie bei ihrer Unerfahrenheit die himmlische Weisheit, die Leitung des heil. Geistes ha-

ben, um unsträflich zu wandeln in dieser gefährvollen Welt.

**Kleinkinderklasse.** Salomos Geschichte und Wahl bilden die Hauptpunkte. Erzählen und Anwenden die Lehrmethode. Erzähle lebendig und nachdrücklich. Diese Section bietet besonders dem Lehrer der Kleinen Gelegenheit in ihr Herz zu schauen. Er soll sie wählen — wünschen lassen. Er soll keine wegen seiner etwa thörichten Wünsche tabeln, sondern die möglichen Folgen derselben beleuchten und so die Thorheit derselben ins Licht stellen. Dann soll er als Gegenheil mancher eitlen Wünsche die Wahl Salomos und deren Bedeutung und Folgen für Zeit und Ewigkeit deutlich machen. Stoff genug für einen halben Tag Unterricht.

**Fragen.** Wer war Salomo? Was hatte er jenen Tag gethan? Wer erschien ihm? Was sagte der Herr zu ihm? Was wünschte Salomo? Was gab ihm der Herr? Was wünschst du?

**Illustration.** B. 10. Ein gewisser König sagte eines Tages zu einem seiner Günstlinge: „Bitte von mir was du willst, und du sollst es haben.“ Dieser dachte, wenn ich nur um die Gunst bitte, zum General erhoben zu werden, so wird mir die Bitte willfährig, wenn ich um das halbe Königreich bitte, ebenso. Da will ich denn um etwas bitten, zu welchem mir das Uebrige alles hinzugefügt wird. Er bat deßhalb den König um die Gunst, seine Tochter zum Weibe zu bekommen. Dadurch wurde er zum Erben des Königreichs gemacht. So, wenn wir Christum und dessen Weisheit zu unserem Theil erwählen, werden wir Erben seiner ewigen Herrlichkeit.

### Wandtafel.



## Salomons Tempel.

### 3. Section für Sonntag den 16. Juli 1876. 2. Chron. 3, 1—17.

**Grundgedanke.** Die Herrlichkeit des Hauses Gottes. **Haupttext.** 1. Kön. 8, 27.

**Zusammenhang der Geschichte.** Zu den wichtigsten Verrichtungen Salomos ist ohne Zweifel der prächtige Tempelbau zu zählen. Der Anfang des Baues fällt ungefähr in das Jahr 1012 v. Chr. Mit dem Tempelbau begann die größte Glanzepoche des alttestamentlichen Reiches Gottes — eine Zeit, wo jeder Israelite im Frieden unter seinem Feigenbaum leben konnte.

**Praktische Erläuterung.** Bisher hatte der Gottesdienst des israelitischen Volkes so eine Art Wundercharakter gehabt. Da aber unter David das Reich befestigt wurde, Industrie und Handel anfangen mächtig aufzublühen, mußte vor allem auch daran gedacht werden, demselben ein festes Gepräge zu geben. Dieses geschah durch den Tempelbau, zu welchem von David schon der Plan gelegt war, aber von Salomo, weit über Davids kühnste Erwartungen ausgeführt wurde. Salomo verband sich zu dem Ende mit dem schon mit seinem Vater befreundeten Könige Hiram von Tyrus, und erreichte dadurch den großen Vortheil, ein besonders für den Tempel werthvolles Baumaterial — das Cedernholz vom Libanon und sehr geschickte Bauleute zu gewinnen. Den schönen Zweck des Tempels gibt Salomo in einem Sendschreiben an Hiram zu erkennen: Nicht will er Jehobah, den aller Himmel Himmel nicht fassen mögen, ein Haus zu seiner Wohnung bauen, sondern zur Ehre seines Namens, daß Israel ihm darin opfern und dienen soll.

**I. Die prächtige Lage des Tempels.** B. 1. 2. Zu der Stätte des Tempels hatte schon David, wir dürfen annehmen durch göttliche Weisung, den Berg Morija bestimmt. 2 Sam. 24, 1; 1 Chron. 21, 28; 22, 1. Auf dem Berge Morija hatte schon Abraham durch die höchste Bewährung seines Glaubens seine Erwählung festgemacht. Dort erschien ihm der Engel des Herrn und erneuerte ihm die göttliche Verheißung. 1 Mos. 22, 1. 2. Auf der Spitze des Berges hatte der Jhesuiterfürst Arafna seine Tenne. David brachte den Berg käuflich an sich zu dem Zwecke, den Tempel später darauf zu bauen. Der Berg Morija fällt gegen Süden in die Schlucht der Quelle Siloah, östlich gegen den Kidron steil ab. Der Ort, worauf Jerusalem steht, bestand ursprünglich aus vier Hügeln, von denen der Morija der höchste war, und lag nordöstlich vom Berge Zion, der die obere Stadt mit den königlichen Palästen trug. Da das Thal Tyropoeon sie trennte, wurden beide von Salomo mit einer schönen Brücke verbunden. Morija wurde auf seiner Spitze schön abgeplattet, mit Ausnahme eines Felsstückes, welches in seiner natürlichen Lage so stehen blieb, daß das Allerheiligste des Tempels gerade auf demselben zu stehen kam. Die natürliche Lage des Tempels war eine wunderschöne, und konnte weithin gesehen und bewundert werden, die Verhältnisse dessen mit seiner unmittelbaren Umgebung sind aber heutzutage anders. Da wo einst der prächtige Tempel stand, steht nun die muhamedanische



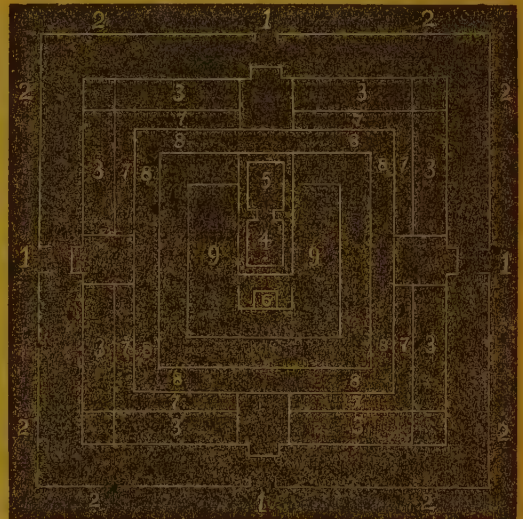
Moschee Sathara. Der Christ oder Jude, welcher in ihren Räumen betroffen wird, hat nur die Wahl, entweder seinen Glauben abzuschwören, oder gespießt oder verbrannt zu werden.—An der alten Westmauer des Morija weinen heute noch die Juden um den dahingeschwundenen heiligen Glanz dieser Stätte.

**II. Der prächtige Bau des Tempels.** A. 3–9. Die gesammten Grundpläne des Tempels—die Zeichnungen und Modelle des ganzen Bautwefens erhielt Salomo von seinem Vater David. Er war nichts Anderes als eine erweiterte Stiftshütte, und die dreifache Eintheilung: Vorhof, Heiliges und Allerheiligstes fand auch bei ihm statt. Zuerst kam man in den Vorhof des Volkes, der von einer Mauer mit daran erbauten Hallen, zum Aufenhalte bei schlechtem Wetter, umgeben und etwa 300 Ellen lang und 300 Ellen breit war, wozu die mit Erz beschlagenen Thore den Eingang bildeten. Aus diesem Vorhofe des Volkes gelangt man zu dem Priester-vorhof, der durch drei Reihen Quadersteine und eine Reihe Cedernbalken von diesem abgeschieden war—und hatte eine wahrsehnliche Breite von 100 Ellen, und eine Länge von 200 Ellen. Auf den mittlern—dem Priestervorhofe—gelangte man dann zum eigentlichen Tempel selbst. Eine prächtige Vorhalle, vor welcher die zwei großen ehernen Säulen von etwa 60 Fuß Höhe, mit kunstvoll verzierten Capitälen standen—und gleiche Breite mit dem Heiligen hatte (also 20 Ellen breit und 10 Ellen lang war), bildete den Hauptzugang zum eigentlichen Tempel. Eine fünf Ellen breite Thür mit doppelten Flügeln von Eypressenholz, welche übergolbet war mit dünnen Goldplatten und verziert mit Cherubim, Palmen und Blüthenknospen und in goldnen Angeln hing, öffnete den Eingang in das Innere des Tempels. Das Heiligtum im Tempel war ein Saal von 40 Ellen Länge, 20 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe. Die Wände waren ausgeschlagen mit Cedernholz und überlegt mit Goldplatten, welche künstlich verziert waren. Gerade hinter dem Heiligtum befand sich das Allerheiligste. Eine schöne Wand von Cedernholz schied beide Räume von einander. Eine prächtige Flügelthüre, hinter welcher sich der von reiner Seide künstlich gewobene Vorhang befand, leitete ins Allerheiligste. Der ganze Tempelbau war aufgeführt von kunstvoll behauenen Quadersteinen. Inwendig waren alle Wände mit Cedernholz getäfelt, überdeckt mit Goldplatten, welche durchweg mit Cherubim und Palmbäumen kunstvoll verziert waren. Der Fußboden war von Eypressenholz, und das Dach aus Cedernbalken. Der ganze Bau war ein wunderbares architektonisches Meisterstück, welches alle Bauschönheiten seiner Zeit in sich vereinigte. Kein Wunder war den Israeliten für lange Jahrhunderte der Berg Zion so viel werth und theuer, daß, als sie in Babel daran gedachten, vor lauter Leid und Trauer die Rieber Zions nicht mehr singen konnten. Und noch heute schleicht durch das Herz des wandernden Juden ein stilles nagen des Heimweh nach seinem Zion, seinen Zionsliedern und seinem Gott—Jehova.—O mühte er, daß die Herrlichkeit des zweiten Hauses größer ist, daß bei Jesus mehr zu sehen, zu finden und zu genießen ist, als bei Salomo: sein Heimweh würde sich in Freude und Frohlocken verwandeln und sagen: „Im Herrn habe ich Be-rechtigung und Stärke.“

**III. Die herrliche innere Ausstattung des Tempels.** A. 10–17. Die innere Ausstattung des Tempels entsprach vollkommen der äußern Schönheit und Großartigkeit. Im Priestervorhof standen zur rechten und zur linken Seite je fünf große ehernen Gefesse auf Nädern, mit großen ehernen Becken auf ihnen, welche bestimmt waren, das Opferfleisch darin zu waschen; dann an einem zweckmäßigen Platz das große kunstvolle ehernen Meer, ein 10 Ellen im Durchmesser haltendes und 5 Ellen hohes Waschbecken, welches auf 12 ehernen Rindern ruhte und zu Wasch- und Reinigungszwecken der Priester dien-te; endlich befand sich auch der große ehernen Brandopferaltar, der 20 Ellen lang, 20 Ellen breit und 10 Ellen hoch war, in diesem Priestervorhof. — Im Heiligtum befanden sich der Schaubrotstisch, 10 goldene Leuchter und der vergoldete Rauch-altar, welcher gerade vor dem Eingang zum Allerheiligsten stand. In dem Allerheiligsten stand nichts als wie die Bundeslade, einschließend die Gesekestafeln, welche die 10 Gebote Gottes hielten 1. Röm. 8, 9. Die einfache Golbauschmückung des Allerheiligsten—mit 600 Centnern Gold kam einem Werthbetrag von etwas über \$1,000,000 gleich. Sinnbildlich

war der Tempel nicht von der Stiftshütte verschieden. Das einzige dem Tempel eigenthümliche Symbol sind die Palmen und Blumen und Fruchtgewinde, die im Einklang mit den Cherubims-Gestalten—der Vertretung der lebendigen Schöpfung,—den Gott Israels, zu dessen Ehre und Verherrlichung dieses Heiligtum erbaut, als den Herrn der ganzen Welt kund gaben.—In Christo ist die ganze gottesdienstliche Ordnung dieses so bedeutungsreichen Tempels mit Allem dem, was er auf ihn, den Messias, darstellte, vollkommen erfüllt worden. Indem er den Tempel Gottes abbrach, dadurch, daß er aus Liebe für uns Menschen den Tod erduldet und durch sein Blut die Versöhnung mit Gott bewirkte, hat die ganze mosaisch-biblische Opferordnung aufgehört. Der Zugang zum Allerheiligsten steht jedem Menschen durch Buße und Glauben an Jesus offen, und wer da will, kann nun aus dem unaussprechlichen Lebensreichthum schöpfen und selig werden. Das Allerheiligste des Tempels kommt in jedem wahrhaft Gläubigen zum Ausdruck; sie sind selber der Tempel Gottes, denn Gott hat in Christo Wohnung bei ihnen gemacht durch den hl. Geist. Hier spricht nicht mehr Moses, sondern Christus; nicht mehr Schreden Sinais Donner, sondern der heitere göttliche Frieden mit aller seiner Freudigkeit durch den hl. Geist beglückt die gläubige Seele. Der Alles überwindende köstliche Glauben ist mehr werth, als das Gold im Allerheiligsten des salomonischen Tempels. Die Geseze des Herrn sind ins Herz geschrieben und in den Sinn, und das Manna ist der stetige Genuß der heilsamen Gnade Gottes. Jesus ist der fruchtbarste Lebensbaum, wer ihn genießt, wird nimmermehr sterben! Glaubest du das? Wohl dir!

Wandtafel.—Grundplan des Tempels.



- |                             |                       |
|-----------------------------|-----------------------|
| 1 Die äußeren Thore.        | 5 Das Allerheiligste. |
| 2 Die äußere Mauer.         | 6 Der ehernen Altar.  |
| 3 Der Nebenbau des Tempels. | 7 Die Halle Salomons. |
| 4 Das Heilige.              | 8 Der äußere Vorhof.  |
| 9 Der Priester Vorhof.      |                       |

**Kleinfinderklasse.** Man erzähle den Kleinen von dem Prachtbau, welchen Salomo errichtete, und erkläre ihnen, daß der Kostenaufwand nicht Hochmuth und Verschwendung, sondern Dankbarkeit und Liebe zu Gott zum Grunde hatte.—Nothwendig sollte der Lehrer eine Wandtafel, oder wenigstens eine Schiefertafel haben, um den Schülern einen Grundriß—f. Wandtafel dieser Section—vom Tempel vorzulegen. Das wird die Erklärung nicht nur erleichtern, sondern den Schülern auch auf einmal einen deutlicheren Begriff von der Sache geben.—Daran mag dann zum Schluß die Lehre und An-nendung geknüpft werden, daß der Tempel so schön geschmückt war, weil der Herr darin erscheinen wollte. So sollen unsere Herzen, als Tempel des hl. Geistes, schön geschmückt sein mit dem Gold des Glaubens und dem Purpur der Liebe etc., und rein von aller Sünde, weil der Herr verheißen hat in demselben zu wohnen.



**Illustration.** Gleichwie der salomonische Tempel einen gewissen Grund hatte, 1. Rön. 6, 37. Einen herrlichen Schmuck (Section 5—17); herrliche Privilegien, 1. Rön. 9, 3., und Schätze besaß, 1. Rön. 7, 51., heilig, Jon. 2, 5., und Gottes Sitz war 1. Chron. 6, 2. So haben auch die Gläubigen als der geistliche Tempel Gottes einen sicheren Grund, Christum, 1. Cor. 3, 11., einen köstlichen Schmuck: den des Glaubens,

1. Petri 3, 2—5., Offenb. 3, 18., Privilegien, Ps. 33, 18., Schätze, Matth. 6, 20. und sind heilig und Gottes Wohnung, 1. Cor. 3, 16. 17.

**Fragen.** Wer baute den Tempel? Wohin baute er denselben? Warum wurde derselbe so schön gebaut? Wessen Tempel sollen unsere Herzen sein? Womit sollen dieselben geschmückt sein?

## Die Einweihung des Tempels.

### 4. Section für Sonntag den 23. Juli 1876. 1. Rön. 8, 5—21.

**Grundgedanke.** Die Offenbarung der Gegenwart Gottes. **Haupttext.** Röm. 12, 1.

**Zusammenhang der Geschichte.** Die Einweihung des Tempels fand nicht lange nach dessen Vollendung (1004 v. Chr.) statt. Es war 480 Jahre nach dem Bau der Stiftshütte. Derselbe fand 418 Jahre. Nebukadnezar ließ ihn 588 v. Chr. verbrennen.

**Praktische Erläuterung.** Der prächtige Tempel mit all seinem Glanz und aller Kostbarkeit war nun vollendet. Aber die Lade des Bundes fehlte noch. Er war wie ein Körper ohne Geist, wie ein Haus ohne Einwohner. Alle Mühe und Unkosten waren umsonst, wenn der Herr nicht die Gabe annahm und mit seiner Gegenwart beehrte. Wo der Herr nicht das Haus bauet (mit seinem Segen krönt), „so arbeiten umsonst, die daran bauen.“ So ist es auch heute noch mit jedem Gottesdienst und Gotteshause. Was nützt die äußere Ceremonie und der glänzende Aufwand, was nützt die Kostbarkeit und Schönheit des Gebäudes, ohne die kräftige, fühlbare Gegenwart des großen Bundesgottes im Herzen und Hause? Das Jahr der Tempelweihe war das große Hall- und Jubeljahr, welches nur alle 50 Jahre einmal wiederkehrte, und war das neunte in der Reihenfolge. Die Einweihung selbst fand statt auf die Zeit des Laubbüttenfestes, bei welchem schon von selbst viele Menschen in Jerusalem zusammenströmten.

**I. Die Lade wird ins Allerheiligste gebracht.** 3. 5—9. (Ueber Lade Gottes siehe Februarheft des Magazins, Section 9.) Während 7½ Jahren war der Bau des Tempels ruhig und stetig bis zu seiner Vollendung vorangeschritten. Weshalb, nachdem er vollendet war, fand die feierliche Einweihung desselben statt. Alle Aeltesten der verschiedenen Stämme und viel Volks waren versammelt. David hatte schon die Priester und Leviten zum Gottesdienste eingeteilt. Von 38,000 Leviten hatte jeder sein besonderes Amt; 24,000 besorgten den gewöhnlichen Tempeldienst, 6000 führten die Aufsicht, 4000 waren Wächter und Handlanger, und 4000 Sänger und Spieler. Alle standen zur Opferfeierlichkeit bereit in weißen Kleidern vor dem Altar in der Vorhalle der Priester. Um sie drängte sich das ganze Volk. Die Ceremonie fing an mit dem Brandopfer, welches so zahlreich war, daß man's nicht zählen konnte; d. h. eine ungeheure Anzahl Opferthiere wurde geopfert. Nach der Annahme ungefähr 22,000 Ochsen und 120,000 Schafe. Auf ein gegebenes Signal setzte sich die von den Priestern getragene Arche des Bundes in Bewegung, und wurde in das neuerbaute Heiligtum gebracht. Während der feierlichen Procession sang und spielte der ganze Chor, daß es freudig weithin wiederhallte, Stücke aus den prächtigen Psalmen 47, 97, 98 u. 104. So nähete die Lade dem Thore des Tempels. Da auf einmal sang mit kräftiger Stimme der Chor aus dem 24. Psalm: „Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe!“ Ein Theil des Chors fuhr dann fort: „Wer ist derselbe König der Ehren?“ worauf der andere Theil antwortete: „Es ist der Herr stark und mächtig, der Herr mächtig im Streit.“ So hielt die Arche des Bundes feierlichen Einzug in den Tempel und wurde an ihren Ort gebracht.

Die Cherubim waren im Allerheiligsten schon zurecht gesetzt und unter ihre Flügel wurde nun die Arche gebracht; dieselben waren so groß, daß sie die langen Stangen mit der Lade deckten. Daß die Stangen so lang waren (3. 8), hatte seinen Grund wohl darin, daß die Lade, welche wegen der darin befindlichen steinernen Gesekstafeln kein geringes Gewicht haben mußte, von mehr als nur vier, etwa von acht Priestern getra-

gen werden konnte, ohne daß sie, was nach 4. Mos. 4, 15. nicht geschehen sollte, von ihnen berührt wurde. Der Ausdruck „bis auf diesen Tag“ zeigt, daß der Verfasser nach Quellen, welche vor der Zerstörung des Tempels geschrieben waren, das Buch bearbeitet hat. 3. 9 heißt es „Nichts war in der Lade“ u. s. w. Aber nach Ebr. 9, 4. enthielt die Lade außer den Gesetzesstafeln auch noch den Krug mit Manna (2. Mos. 16, 33.) und den Stab Aarons (4. Mos. 17, 25.). Dieses läßt sich so erklären, daß diese angeführten Gegenstände zur Zeit Salomos nicht mehr in der Lade waren, sondern nur zur Zeit Moses, welche der Verfasser des Erbräuerbriefes einzig im Auge hat.—Die Anwendung des Vorangehenden ist: Ohne die Bundeslade—die Gegenwart des Herrn—kein Tempel; und ohne die geistliche Bundeslade—die Zeugnisse des Herrn durch den hl. Geist ins Herz geschrieben, ist der Gottesdienst und äußere Form eitel. (Ueber Einrichtung des Tempels s. Section 3.)

**II. Die Gnadenwolke.** 3. 10. 11. Die Lade war nun an ihren Ort gekommen. Die Priester hatten das Ihrige gethan. Der Herr nahm es in Gnaden an, und erschien in der Wolke. Wir müssen immer das Ansirge gewissenhaft thun, wenn wir erwarten, daß der Herr seinen Segen soll auf uns ruhen lassen. Wie einst bei der Einweihung der Stiftshütte die Herrlichkeit Jehobahs in der Wolke das Heiligtum erfüllte, so geschah es auch jetzt. Als die Priester aus dem Heiligtum herausstraten, erfüllte die Wolke das Haus, daß die Priester nicht stehen konnten zum Dienst. Die Wolke, als das Zeichen der Gnadengegenwart Gottes erfüllte den Tempel zum Zeichen, daß Jehobah, der Bundesgott in denselben eingezo-gen sei und ihn zur Stätte seiner gnadenreichen Offenbarung in Israel erkoren habe.—König, Priester und Volk, hatten gethan was sie konnten und was der Herr forderie, und der Herr nimmt es in Gnaden an und offenbart seinen Segen. Wie der Tempel dem Herrn zur Wohnung übergeben wurde, sollen wir ihm unsere Herzen zur Wohnung seines Geistes übergeben, so wird er sich in denselben offenbaren. Durch seine Offenbarung bestätigte der Herr, was er früher zum Volke geredet und bezeugte, daß er willig sei, das Gebet seines Volks zu hören.

**III. Salomons Rede und Dankgebet.** Wenn nun Salomo vor dem Volke spricht: „Der Herr hat geredet, er wolle im Dunkeln wohnen,“ so begründet er seine Aussage auf Aussprüche wie 3. Mos. 16, 2; 2. Mos. 19, 9; 20, 21; 5. Mos. 4, 11; 5, 19, welche Stellen doch klar bezeugen, daß die in Sprache stehende „dunkle Wolke,“ in welcher der Herr erschienen bei der Einweihung—nicht die durch das auf dem Brandopferaltar veranlaßte Feuer und Opfer war, sondern wirklich diejenige, in welcher der Herr das „Heilige“ und „Allerheiligste“ erfüllte und offenbarte. Dieses Verheißungswort Jehobah's sah Salomo in der Erfüllung des Tempels mit der Wolke verwirklicht und erkannte daraus, daß der Herr fortan in diesem Tempel wohnen wolle. Daher spricht er, von der Gegenwart Jehobah's in der das Heiligtum erfüllenden Wolke fest und ohne Zweifel überzeugt: „Ich habe zwar ein Haus gebaut, dir zur Wohnung, einen Sitz, daß du ewiglich da wohnest.“—Dieses Wohnen Gottes „ewiglich“ verstand Salomo dahin—als Gegensatz seiner frühern Gnadengegenwart in der Stiftshütte—des heiligen Wandergeltes. Es war ihm genugsam bewußt, daß der Tempel, von riesigen Quadersteinen erbaut, nicht ewige Dauerhaftigkeit besitze, theils aus der seinem Vater gegebenen Verheißung 2. Sam. 7, 14—16, daß der Herr seinem Samen den Thron seines Königreichs besitzigen



wolle in Ewigkeit. Diese Verheißung schloß die ewige Dauer des Gnadenverhältnisses Gottes zu Israel, welches durch das Wohnen Gottes im Tempel verkörpert wurde, in sich.

V. 14—22. Salomo preiset Gott und segnet die Gemeinde. Hierauf wandte sich der König Salomo um, gegen die im ersten Vorhof in heiliger Andacht harrende Gemeinde und segnete sie, dabei vorausgehend, den Herrn für seine Güte, Treu und große Gnade preisend. Er preiset des Herrn Warten unter Israel darin 1) daß er dasselbe glücklich aus der Knechtschaft Ägyptens in das Land der Verheißung gebracht V. 16; — 2) daß er seinen Vater David als allen Stämmen Israels zum König erwählt und sein Königthum mit ewiger Dauer bestätigt V. 16; — 3) daß er die Absicht seines Vaters, ihm ein Haus zu bauen, obwohl er es ihm — Salomo — überlassen mußte, daß nun dasselbe glücklich vollendet, huldvoll angenommen und gutgeheißen; — 4) daß er ihn auf den Thron seines Vaters gesetzt und dieses Glück gewährt habe, eine Stätte der Ruhe für die Lade des Herrn zu bereiten. — Wir sind nun des Herrn Tempel. In und unter uns will er wohnen, so wir uns ihm völlig im Glauben an Jesum weihen. Er will mit uns sein alle Tage, bis an der Welt Ende. —

(Die Anwendungen sind in der Lektion enthalten.)

**Kleinkinderklasse.** Beim Erzählen der heutigen Lektion berühre die Wanderungen der Bundeslade in früheren Jahren, woran sich die Schüler vielleicht noch erinnern werden. Jetzt soll die Lade im Tempel zur Ruhe kommen. Es herrschte große Freude. Illustrire, wie man sich freut, wenn man nach langem Wandern endlich eine eigene Heimath findet, oder nach langer Mühe und Anstrengung, endlich ein eigenes Gotteshaus bekommt. Schildere lebhaft, wie der Tempel, trotz seiner Schönheit nichts war, ohne die Bundeslade — die Gegenwart Gottes. — So nützt auch aller Gottesdienst nichts, ohne daß der Herr in unseren Herzen wohnt. Mache den Schülern auf alle mögliche Weise die Nothwendigkeit des lebendigen Gottesdienstes anschaulich. Soll aber der Herr in unserem Herzen sich offenbaren, wie im Tempel zu Jerusalem, so müssen wir

ihm dasselbe ganz übergeben und weihen, wie ihm Salomo den Tempel weihete.

**Fragen.** Wer trug die Bundeslade? Wohin wurde sie gebracht? Was enthielt dieselbe? Warum wurde das das Allerheiligste genannt? Wer offenbarte sich im Tempel? Wie will sich der Herr in uns offenbaren?

**Illustration zu V. 10 und 11.** Gottes Gegenwart in seinem heil. Tempel. Ein kleines Mädchen sagte zu einem Ungläubigen, der selten oder niemals eine Kirche betrat: „Mein Herr, warum gehen Sie niemals in die Kirche? denn gewiß bedürfen Sie Nahrung für Ihre Seele, sowohl als ich.“ Der Angeredete fragte das Mädchen verwundert: „Ei wer gibt dir denn zu essen in der Kirche, und was für Nahrung ist's, die du dort bekommst?“ Das Mädchen erwiderte: „Es ist der liebe Gott, der mich dort speist, und sein göttliches Wort ist die Nahrung. Und ich versichere Sie, daß obichon ich zu Hause, indem meine Mutter sehr arm ist, nicht immer genug Brod bekommen kann, so werde ich doch allsonntäglich mit dem Brod und Wasser des Lebens erquickt, so daß ich selten etwas von Hunger empfinde.“

Wandtafel.



## Salomons Gebet.

### 5. Lektion für Sonntag den 31. Juli 1876. 1. Könige 8, 22—30.

**Grundgedanke.** Gott der Herr erhört und beantwortet Gebet. **Haupttext.** Psalm 8, 32.

**Zusammenhang der Geschichte.** In der vorigen Lektion wurde uns die feierliche Einführung der Bundeslade in den Tempel, und die Einweihung des Letzteren erzählt, wobei es dem nun erneuerten König Salomo, in dessen Herzen der Herr selbst Wohnung gemacht hatte, nicht um bloße Ceremonien zu thun war, sondern daß Gott selbst mit seiner Gnadengegenwart bei der Einweihung sein möchte.

**Praktische Erläuterungen.** Vers 22. Salomo, durch dessen Vermittelung der von Gott selbst verordnete Tempel nun zur glücklichen Vollendung gekommen war, betrachtete es nicht als einen unbefugten Eingriff in die Priesterrechte, noch unter seiner königlichen Würde, sich hier vor allem Volk, vor dem Herrn der Herrscharen zu huldigen, seine Hände auszustrecken und ihn anzubeten. Und wie nun auch immer seine äußere Stellung beim Gebet gewesen sein mag, sein Herz war gebeugt, und gegenüber Gott seine eigene königliche Würde völlig in den Hintergrund getreten.

Aus Vers 54 erhebt, daß Salomo nach seiner Anrede an den Herrn, nicht stehen geblieben, sondern auf seine Kniee gefallen war, um sein Gebet zu verrichten; eine sehr passende, und in Gottes Wort am meisten hervorgehobene Stellung beim Gebet.

Vers 23 und 24. Der Betende erinnert sich in seiner Anrede an Gott, an die tröstliche Thatsache, daß er der Gott Israels ist, wie er sich ja schon bei Horeb seinem Knecht Mose als den Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs kund gethan hatte, als welchen ihn sein Volk auch jetzt noch betrachten und sich selbst aneignen durfte. Es ist kein Gott — dir gleich. Diese wichtige Thatsache mußte dem zur Abgötterei geneigten Volk, besonders bei dieser feierlichen Gelegenheit tief eingepreßt werden. **Der du hältst Bund und Barmherzigkeit.** Bezieht sich zunächst auf Gottes Bund und Verheißung mit Bezug

auf das nun vollendete Haus Gottes. Siehe 2. Sam. 7, 12. Gilt aber im Allgemeinen der Treue und Wahrhaftigkeit Gottes gegenüber seinen Knechten. Die Grundbedingung, nach welcher wir erwarten dürfen, daß Gott seinen Bund halte, ist, daß wir **vor ihm wandeln von ganzem Herzen.**

Vers 25 und 26. In dankbarer Anerkennung aller Wohlthaten Gottes, und besonders der erfüllten Verheißungen, magt es denn der Beter, Gottes Barmherzigkeit auch für die Zukunft zu erleben. Die günstige Vergangenheit, läßt mit Zuversicht darauf schließen: Der, welcher bisher geholfen hat, der wird auch ferner helfen. Auch sieht Salomo in dem vollendeten Tempel, wahrscheinlich nur einstweilen die Erfüllung des ersten Theils jener, seinem Vater David gegebenen Verheißung. Dieselbe lautet wörtlich also: „Wenn nun deine Zeit hin ist, daß du mit deinen Vätern schlafen liegest, will ich deinen Samen nach dir erwecken, der von deinem Leibe kommen soll, der soll meinem Namen ein Haus bauen.“ Der zweite Theil derselben, den er nun ebenfalls gern erfüllt sehen möchte, lautet ferner: „Und ich will den Stuhl meines Königreichs bestätigen ewiglich.“ Den Zweck, den er dabei im Augenmerk hatte, ist kein selbstsüchtiger. Die Ehre Gottes und die Wohlfahrt des Volks war es, das er Ziel zum hatte. Es war ihm daran gelegen, daß seine Nachkommen ihren Weg bewahren, das heißt, sich fortwährend an Gott halten und nicht in Abgötterien verfallen möchten. Ein von Gott selbst bestätigtes, und mit Gottesfurcht verwaltetes Königreich, würde Solches am erfolgreichsten sichern und bewahren.

Vers 27. Salomo hat in all seinem Eifer, den unvergleichlich glanzvollen Tempel zu bauen, die Thatsache nicht vergessen, daß die Verstellung und Ausstatung desselben, nicht in dem Sinn geschehen dürfe, als sei dieser Tempel ein der Größe und Erhabenheit Gottes entsprechender, oder als bedürfe er einer



bleibenden Wohnung, von Menschenhänden erbaut, da doch der Himmel und aller Himmel Himmel ihn nicht zu versorgen vermögen. Der Zweck dieses Tempels sei vielmehr, Gott darin zu verehren und ihm daselbst zu dienen, wo er, der Allgegenwärtige, dann allerdings auch seine Erscheinung machen werde, wie er auch verheißen hat: „An welchem Ort ich meines Namens Gedächtniß stiften werde, da will ich zu dir kommen und dich segnen.“ 2. Mose 20, 24.

Vers 28–30. Salomo erkennt die sich beständig wiederholende Thatsache, an, daß, wenn der Herr nicht die Stadt, oder auch das Haus behütet, so wachet der Wächter umsonst. Daß es, nach allem was Menschenverstand und Menschenhände an der geweihten Wohnung zu thun vermochten, ganz darauf ankommt, daß Gott sich fortwährend zum Gebet seiner Kinder wende, die von Zeit zu Zeit daselbst anbeten, daß er bei Tag und Nacht, seine Augen offen stehen lasse über der Stätte, wovon er gesagt hat: „Mein Name soll daselbst sein.“ Ohne dies würden wohl alle äußerlichen Einweihungszeremonien von geringem Werth sein. Die gläubigen Väter haben aber je und allezeit, die tröstliche Zusage in Gottes Wort: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

**Nutzenwendungen.** 1) Auch der König auf seinem Thron muß sich vor Gottes Majestät beugen, sowohl als der geringste Bettler. 2) Bei der Einweihung eines Gotteshauses, kommt es hauptsächlich darauf an, daß es der Herr mit seiner Gnadengegenwart besuche. 3) Wenn wir Gott den Herr anbeten und verehren wollen, so müssen wir vor Allem eine richtige Erkenntniß seiner Größe und Erhabenheit, und seiner „aller Himmel Himmel nicht zu fassenden Majestät haben.“ 4) Wahre Anbeter schließen mit dankbarer Erinnerung an die erfahrene, göttliche Durchhülfe in der Vergangenheit, auf die noch unentschiedene Zukunft; und nehmen den Herrn bei seinen Verheißungen. 5) Es soll uns beim Bau von Gotteshäusern nicht allein darum zu thun sein, dieselben äußerlich auszustatten, sondern daß Gott dieselben mit seiner Gnadengegenwart besuche.

**Kleinkinderklasse.** In dieser Section thut der Lehrer am besten, die verschiedenen Charakterzüge des salomonischen Gebets, so einfach wie möglich zu erklären, dabei zeigend, wie auch unser Gebet beschaffen sein müsse, um vor Gott erhörlich zu sein. Besonders mache man den Kleinen wichtig, die alles umfassende Größe und Allgegenwart Gottes.

**Fragen.** In welcher Stellung erschien Salomon vor dem Herrn im Gebet? Welches ist die richtigste Stellung beim Ge-

bet? Was ist aber die Hauptsache, wenn wir vor dem Herrn erscheinen? Welche Eigenschaften Gottes erwähnt Salomo in seinem Gebet? Auf welchen Grund hin erwartet er, daß Gott sein Gebet erhören werde?

**Illustration zu Vers 27. Allgegenwart Gottes.** 1) Ein Weltweiser fragte den Einsiedler Antonius: „Lieber Vater, wie kannst du doch hier in der Wüste so ohne Bücher Unterhaltung finden? Antonius antwortete: „Mein Buch ist die ganze große Welt und alle Creaturen; da darf ich hier nicht weit suchen, wenn ich Gottes Wort lese; ich finde Gott überall.“

2) Ein Ungläubiger fragte spottweise einen Christen, ob sein Gott groß oder klein sei. „Er ist so groß,“ antwortete dieser, „daß Himmel und Erde ihn nicht zu umfassen vermögen und doch — o Wunder! — auch so klein, daß er mein armes Herz zur Wohnung gemacht hat.“

**Illustration zu Vers 28. Gebetserhörung.** Ein Rabe, der beinahe vor Durst verschmachtet war, flog nach einem großen Wassertrug, den er in der Ferne erblickte. Er fand aber das Wasser in demselben so niedrig, daß er es auch bei äußerster Anstrengung nicht erreichen konnte. Dann versuchte er den Krug zu zerbrechen, aber vermochte es nicht; er wollte denselben umwerfen, aber auch dazu reichte seine Kraft nicht aus. Hierauf fing er an, Kieselsteine hinein zu werfen, um so das Wasser in die Höhe zu treiben, welches ihm auch gelang, so daß er seinen Durst löschen konnte. So auch mit unsern Gebeten. Ein jedes gläubige Gebet ist gleichsam ein Kieselstein, der dazu hilft, das Wasser des Lebens in unsern Bereich zu bringen. Und sollte es auch derselben oft mehrere bedürfen, so hört der Herr doch endlich unsere Gebete, wenn sie rechter Art sind.

### Wandtafel.



## Centennialnotizen.

**Nach dem Contract** zwischen der Ausstellungscommission und dem Herrn George H. Corliss von Providence, R. I., mußte am 10. April die große Dampfmaschine in der Mitte der Maschinenhalle fertig dastehen. Auf dem Ausstellungsplatze hatte sich am Montag die Nachricht verbreitet, daß nach 6 Uhr Abends die Maschine zum ersten Male in Bewegung gesetzt werden würde, und strömten von allen Seiten Arbeiter herbei, um bei dieser Probe zugegen zu sein. Vier von den 20 Kesseln, welche den Dampf für die Maschine erzeugen sollen, waren angeheizt worden, und um 6½ Uhr, nachdem durch einen Boten der Generaldirektor Goshorn und die Beamten der Ausstellung herbeigerufen waren, gab Mr. Corliss den Befehl, daß die Arbeiter, welche bis dahin noch an den polirten Theilen der Maschine gepußt hatten, während Andere mit einem Hebel zur Probe das Schwungrad mehrere Male gedreht hatten, die Maschine verließen und daß der Dampf angedreht werde; und im Nu war die Maschine in Bewegung. Dies war das Signal zu nicht enden wollenden Hurrahrufen, die Hölle wurden geschwenkt und hundert Hände streckten sich dem Erfinder, Herrn Corliss, entgegen, um ihm zu diesem vollkommenen Erfolg Glück zu wünschen. Die Bewegungen der Maschine sind merkwürdig geräuschlos, trotzdem sie noch nie früher zusammengefeßt war, und namentlich die Oberflächen der Nabejähne noch nicht glatt abgeschliffen sind. Es war nur 14 Pfund Dampf nöthig, um die Maschine in Bewegung zu setzen, welche 15 Umdrehungen per Minute machte.

**Wie bereits mitgetheilt,** wird Hans Markart verschiedene seiner berühmten Gemälde hier ausstellen, unter Anderem „Catharina Cornaro“ und „Abundantia.“

**Ein Block massiven Silbers,** 4200 Pfund schwer, ist in New York angekommen. Derselbe wird von Pio Vermeijillo u. Comp., aus Mexico, zur Ausstellung geschickt.

**Die Phönix Iron Company** baut zwei eiserne Observatorien, je 225 Fuß hoch, welche auf Lemon Hill und George's Hill aufgestellt werden sollen. Die Observatorien sollen je \$85,000 kosten.

**Die Centennialhalle der Pacificküste** wird ein 115 bei 55 Fuß großer Bau, 32 Fuß hoch und mit einem 44 Fuß hohen Dome versehen werden, der ein gelungenes Meisterwerk werden soll.

**Im Frauenpavillon** werden auch die Arbeiten der Frauen anderer Länder ausgestellt; so hat Japan u. n. u. Bewilligung von 44 Quadratfuß Raum gebeten, um die Handarbeiten japanesischer Frauen auszustellen.

**Zwischen dem See und dem Gebäude** der Ver. Staaten errichtet Capt. Lienard ein eigenthümliches Werk — ein Modell der Stadt Paris in einer Größe von circa 40 bei 25 Fuß. Neben demselben soll Jerusalem in derselben Weise erbaut werden.



## Länder, welche in der Weltausstellung vertreten sind, u. s. w.

Flächenraum in Quadratfuß.	Länder.	Continente.	Wie weit von Philadelphia entfernt.	Flächenraum in Quadratmeilen.	Bevölkerung.	Sprache.
2,873	Argentinische Republik...	Südamerika.	7100	826,828	1,877,490	Spanische.
24,070	Oesterreich.....	Europa	5010	240,381	35,904,435	Deutsche.
15,358	Belgien.....	Europa	3227	11,373	5,087,105	Französische.
6,397	Bolivien.....	Südamerika	9320	374,480	1,987,352	Spanische.
2,873	Brasilien.....	"	4733	3,231,047	11,780,000	Portugiesische.
7,504	Chili.....	"	8720	132,624	1,908,350	Spanische.
1,462	China.....	Asien	8867	4,695,334	477,500,000	Chinesische.
5,146	Dänemark.....	Europa	3283	14,734	1,784,741	Dänische.
43,314	Equador.....	Südamerika	2800	240,000	1,040,371	Spanische.
27,975	Ägypten.....	Afrika	5200	11,000	5,195,293	Arabishe.
99,917	Frankreich und Colonien..	Europa	2983	462,283	41,024,167	Französische.
24,070	Deutsches Kaiserreich.....	"	3775	208,556	41,058,196	Deutsche.
24,070	Großbritannien.....	"	3067	121,114	31,817,108	Englische.
24,070	Britisch Indien.....	Asien.....	11,535	910,853	155,348,090	Hindostanische.
24,070	Canada.....	Nordamerika	500	3,481,779	3,567,204	Englische.
24,070	Neu-Süd-Wales.....	Australien...	10,260	2,375,811	958,650	Englische.
24,070	Victoria.....	"	"	"	"	"
24,070	Süd-Australien.....	"	"	"	"	"
24,070	Andere britische Colonien..	"	"	802,359	2,262,776	"
24,070	Guatemala.....	Nordamerika	1698	44,500	1,180,000	Spanische.
24,070	Honduras.....	"	1750	47,092	350,000	Spanische.
24,070	Italien.....	Europa	4115	109,837	25,008,635	Italienische.
24,070	Japan.....	Asien	8475	149,439	34,785,321	Japanische.
24,070	Liberia.....	Afrika	3980	25,000	250,000	Englische.
24,070	Mexiko.....	Nordamerika	1965	712,850	9,173,052	Spanische.
24,070	Niederlande.....	Europa	3322	12,680	3,688,337	Holländische.
24,070	Norwegen.....	"	3732	120,295	1,729,691	Norwegische.
24,070	Orange Freistaaten.....	Afrika	7400	2,260	50,000	Englische.
24,070	Peru.....	Südamerika	3400	370,000	3,199,000	Spanische.
24,070	Portugal und Colonien..	Europa	2990	35,950	4,360,994	Portugiesische.
24,070	Rußland.....	"	4712	7,227,870	74,878,000	Russische.
24,070	San Salvador.....	Nordamerika	2300	7,335	600,000	Spanische.
24,070	Sandwichinseln.....	Oceanica	5357	7,633	62,959	Englische.
24,070	Siam.....	Asien	9867	294,720	6,300,000	Siamesische.
24,070	Spanien und Colonien..	Europa	3170	198,587	16,357,582	Spanische.
24,070	Schweden.....	"	4322	170,634	4,168,882	Schwedische.
24,070	Schweiz.....	"	3527	15,161	2,669,095	Französische.
24,070	Tunis.....	Afrika	3800	70,000	2,000,000	Türkische.
24,070	Türkei.....	Europa Asien	5090	1,915,893	43,000,600	Türkische.
24,070	Ver. Staaten.....	Nordamerika.	"	3,634,797	45,316,000	Englische.
24,070	Venezuela.....	Südamerika	2270	426,712	1,400,000	Spanische.

## Weltausstellungen.

Wo gehalten.	Jahr.	Datum.	Flächenraum nach Acker unter Dach.	Kosten.	Zahl der Besucher.	Zahl der Aussteller.
London.....	1851	1. Mai. 11. Oktober.	20	\$1,464,000	6,170,000	17,000
New York.....	1853	14. Juli. 10. Nov'ber.	5½	500,000	600,000	4,800
Paris.....	1855	15. Mai. 15. "	30	4,000,000	4,533,464	20,799
London.....	1862	1. Mai. 25. Oktober.	24	2,300,000	6,211,103	26,348
Paris.....	1867	1. April. 31. "	40½	4,596,763	10,200,000	50,226
Wien.....	1873	1. Mai. 31. "	50	9,850,000	7,254,867	70,000
Philadelphia	1876	10. Mai. 10. Nov'ber.	75	6,724,850	* 10,000,000	* 60,000

\* Die ungefähre Berechnung.

Folgendes ist die Zeittabelle für die Ausstellung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse:

Pomologische Produkte und Gemüse im Allgemeinen	vom	Mai 16—24
Erdbeeren	.....	Juni 7—15
Frühe Grasbutter und Käse	.....	" 13—17
Frühe Sommergemüse	.....	" 20—24
Himbeeren und Brombeeren	.....	Juli 3—8
Südliche pomologische Produkte	.....	" 18—22
Melonen	.....	August 22—26
Nördliche pomologische Produkte	.....	September 11—16
Fische	.....	" 4—9
Herbstgemüse	.....	" 19—23
Getreide	.....	" 25—30
Kartoffeln und Futterwurzeln	.....	Oktober 2—7
Herbstbutter und Käse	.....	" 17—21
Nüsse	.....	Oktober 23—November 1
Herbsthonig und Wachs	.....	" 23— " 1

Die Feld-Wettkämpfe mit Mähe- und Erntemaschinen werden im Juni und Juli stattfinden, und zwar:

Mähmaschinen, Ausstreuer und Heuraden	vom Juni 15—30
Erntemaschinen	..... Juli 5—15

Für die Viehausstellung ist folgendes Programm festgesetzt:

Pferde vom	.....	September 1—14
Hunde	.....	" 1—8
Rindvieh	.....	September 21—Oktober 4
Schafe	.....	Oktober 10—18
Schweine	.....	" 10—18
Geflügel	.....	Oktober 27—November 6

Zu diesen Zeiten wird auch die günstigste Gelegenheit zu Versammlungen der betreffenden Vereine und Gesellschaften sein.

Wie es heißt, werden auf der Ausstellung 58 Indianer zu sehen sein durch circa 300 Individuen repräsentiert sein.







Rosie und ihr Freund Pudel.

## Unser Jubiläum.

Von Prof. A. Hülfster.

### Viertes Capitel.

**Die Periode der Grundlegung, oder die Geburt der Freiheit.**

Freiheit ist ein unberäuerliches Recht der Menschennatur, so gewiß der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen wurde. Dies war die felsenfeste Ueberzeugung auch der ersten Ansiedler unseres Landes, sonderlich der Ansiedler Neuenglands, die ja in hohem Grade den Stempel ihrer Eigenthümlichkeit unserer Nation ausgedrückt haben. Von den inmitten der Nacht römischer Tyrannei aufleuchtenden Ideen Luthers begeistert, wollten sie den religiösen Despotismus Altenglands nicht länger ertragen. Lieber als sich in der freien Ausübung und Befolgung ihrer Gewissensüberzeugungen behindern zu lassen, wanderten sie willig aus ihrem Heimathlande aus in ein neues und fremdes Land, das sie nicht kannten. Auch sie sahen auf eine Stadt, die einen Grund hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist, sonst hätten sie sich nie und nimmer den unsäglichen Entbehrungen und Drangsalen unterzogen, welche ihrer in Amerika warteten. Was war daran gelegen, mußten sie auch Hunger und Blöße, Fährlichkeiten und Grauen der Wildniß und der Wilden erdulden, so sie doch die frische freie Luft des Himmels einathmen konnten. Der Name Plymouth wird in der Geschichte Amerikas mit ewig denkwürdigen Zügen versehen stehen, weil an diesem Plätzchen der Distrikte Massachusetts zuerst echte republikanische Freiheit ihre edelste Verkörperung fand.

Ein allein dastehender und allem Unwetter preisgegebener Baum wird um so fester und mächtiger, wenn er den Stürmen nicht unterliegt; so stählten auch die namenlosen Trübsale und Gefahren die ersten Ansiedlungen Amerikas zu unbeugbarer Ausdauer. In anderthalbhundert Jahren nach der Landung der Pilgrimväter waren schon 13 Staaten von rüstigen Bewohnern bevölkert. Aller dieser Leute Element war die Freiheit so sehr wie die Himmelsluft, welche sie einathmeten, denn mit dieser hatten sie jene eingefogen. Es dauerte gar nicht lange bis diese neuermorbene Freiheit so sehr ihr Lebens-element war, daß sie ohne dieselbe gar nicht mehr existiren zu können meinten. Die Verhältnisse der alten Welt, aus der sie ausgezogen, wären ihnen nunmehr vollkommen unausstehlich gewesen; der dortbestehende Tyrannie und Gewissensverge-waltigung hätten sie sich nicht mehr unterwerfen können. Und doch wäre ihre materielle Existenz eine viel angenehmere gewesen als zu Anfang im neuen Lande, und kein Wunder daher, daß Manche unter ihnen doch hin und wieder sich nach „den Fleischtöpfen Egyptens“ sehnten; allein die Liebe zur Freiheit ward immer wieder Meister über alle Gefahren, Nöthen, Elend und Drangsale, mit welchen sie umgeben waren.

So hatten z. B. die Plymouthpilgrime in den ersten Jahren namenlose Noth und Entbehrungen auszuhalten. Erst zu Be-

ginn eines strengen Winters angelandet, befanden sie sich ohne Schutz und Obdach in einer endlosen Wildniß, in der wilde Menschen und Thiere ihr grausiges Wesen trieben. Die anstrengendste Arbeit war ihr tägliches Loos, um nur der Kälte nicht zu erliegen, und dabei bestand ihre Nahrung zum großen Theil aus verdorbenen und ungesunden Speisen. Kein Wunder in der That, daß eine unheilvolle Krankheit sich bald einstellte, der schon vor dem Erscheinen des Frühlings eine große Anzahl erlag. Sodann schien auch der Boden in den ersten Sommern eisen zu sein und konnten sie bei der größten Anstrengung nicht genügend zu ihrem Unterhalt aus seinem Schooß hervorlocken. Zu Krankheit und Gefahr gesellte sich Hungersnoth. Wie mancher Seufzer wird sich da der Brust des Ansiedlers entwunden haben! Noch stand die Mayflower im Hafen bereit, sie über den Ocean ins alte Vaterland zurückzubringen—warum nicht absegeln, dem Ungemach entfliehen und in Zukunft sich lieber dem alten Despotismus fügen?

So frugen Manche in der Stunde der größten Trübsal. Diese Ansicht verbreitete sich, das Murren wurde lauter, und nur noch eines Anstoßes schien es zu bedürfen, um diese Sprache endgültig in Thaten umzusetzen. Da wird eine Gemeinde-versammlung berufen, zu welcher auch die Frauen Zutritt haben. Die gegenwärtige bedrängnißvolle Lage, die Noth, die Gefahren der Zukunft werden den Gemüthern nahe gebracht, und das alte Vaterland mit seinem gemächlicheren Wohlleben aber auch mit seiner die Gewissen beengenden Tyrannei wird aus der Vergangenheit heraufgeführt. Und nun heißt es: „Wählet diese sichere Vergangenheit mit ihrem Despotismus, oder diese düstere Zukunft mit ihrer Freiheit des Denkens und Handelns.“ Nicht lange sind sie unschlüssig. „Wir wollen—entgegen sie— die Zukunft mit ihrem rosigem Lichte der Freiheit, was sie auch immer sonst in ihrem geheimnißvollen Schooße bergen mag. Und damit nicht zur Zeit der höchsten Drangsal aufs neue die Versuchung uns beschleiche, wollen wir unser Schiff den Flammen weihen und so die Möglichkeit der Rückkehr abschneiden.“ Der Feuerbrand wurde hineingeworfen, und selbst zarte Weiber und Kinder sahen, obwohl mit ernstern wehmüthigen Blicken, so doch gehobenen Bewußtseins, in die hellauslobernden Flammen, vollzogen doch diese gleichsam kaltlich den Weisheit, mit welchem sie sich für immer der Freiheit verschrieben.

So waren die Väter, so die Mütter, so mußten auch die Kinder sein. Das Freiheitsbäumchen, welches damals gepflanzt wurde, war zur Zeit des Revolutionskrieges schon zu einem mächtigen Baume emporgewachsen, der wohl von dem gewaltig daherbrausenden Sturm bewegt, geschüttelt, aber keineswegs gebeugt werden konnte, sondern um so stolzer sein majestätisches Haupt emporrichtete.

Zwar schon früher hatte England seine gierigen Arme nach den amerikanischen Colonien ausgestreckt und mit seinem ver-



abscheuten Zwangsnehe zu umstricken gesucht; aber diese Versuche erreichten nun ihren Höhepunkt und mußten, sollten sie für die Freiheit Amerikas nicht unheilvolle Folgen nach sich ziehen, mit energischem Widerwillen zurückgewiesen werden. Trotzdem die Colonisten in dem 1763 endenden französischen Kriege tapfer für ihr altes Vaterland gestritten und ihren Theil errungen hatten an dem gemeinschaftlichen Siege, welcher der französischen Herrschaft in Amerika ein Ende machte und die englische bis in den fernen Norden hinausdehnte—trotzdem sie also den vollsten Rechtsanspruch hatten, auf entsprechende Anerkennung und kräftige Fortbülfe auf der Bahn der Prosperität und des Fortschritts in jeder Richtung, trotz diesem allen blickte England mit scheelen Augen auf sie und sann auf Maßregel, dieselben fester an sich zu fetten nicht durch die unerreißlichen Bande der Liebe, sondern durch die eisernen Fesseln niederdrückender Gewalt.

Durch langanhaltende Kriege war die Staatskasse Englands in tiefe Schulden gerathen, und diese Schulden sollten die Colonisten bezahlen helfen mittelst direkter Abgaben. Der große Handelsgewinn und die vielen sonstigen Vortheile, die es aus den Colonien zog, waren England nicht genug, es wollte dieselben auch ausfaugen durch direkte Steuerabgaben und so den eigenen Staatschatz schnellen. Die eben recht beginnende beispiellose Entwicklung konnte noch gefährlich werden, konnte am Ende die Colonien veranlassen, ihre Unabhängigkeit zu proklamiren; dem mußte man entgegenarbeiten, die Flügel des materiellen Aufschwungs mußte man ein wenig beschneiden, damit der Flug nicht gar zu schnell vor sich gehe und der Vogel dem Griff der Hand entgleite, man mußte dem Knäblein *Amerika* gehörig am Zeuge flicken, damit es nicht zu schnell zum Mann emporwache. Freilich man rückte nicht mit der Farbe heraus, man nahm vielmehr zum Vorwand, daß der Schatz Amerikas viele Auslagen veranlasse und es doch gewiß nicht mehr als billig sei, daß die Colonisten ihren Theil zur Bestreitung dieser Auslagen beitrügen. So legte denn das Parlament schon in 1764 einen Zoll auf Zucker, Kaffee und andere auswärtige Produkte, dem in 1765 die sogenannte stamp act folgte, zu Folge welcher all die betreffenden Einfuhrartikel mit entsprechenden Marken (stamps) versehen sein mußten und an den verschiedenen Häfen Markenmeister (stamp masters) eingesetzt wurden, welche dazu zu sehen hatten, daß kein Artikel ohne entsprechende Marke und also ohne Entrichtung des gebührenden Einfuhrzollens durchgelassen werde. Diese Maßregel schien ganz unversänglich. Es schienen den Engländern selbstverständlich, daß die Amerikaner sich nicht weigern würden, zu ihrem eigenen Schutze beizusteuern. Es sahen wohl einige Männer, wie Herr Barre, voraus, daß sich die Amerikaner durch solchen Vorwand nicht blenden lassen und nimmermehr sich unterwerfen würden; sie erhoben auch im Parlamente warnend ihre Stimme und hielten denselben die Ungerechtigkeit der Maßregel vor die Augen; aber ihre berebten Worte wurden übertönt und die Vorlage des Ministers zum Gesetz erhoben.

Als diese Neuigkeit in Amerika eintraf, bemächtigte sich zuerst stummes Entsetzen der Gemüther; nachdem man sich aber von der ersten betäubenden Wirkung des Schlags erholt hatte, war auch sofort der Beschluß unwiderrüßlich festgesetzt, daß man sich solcher Gewaltmaßregel niemals fügen werde. Ohne vorherige Verabredung war es die frei aus dem Herzen hervorbrechende Stimmung aller, nie und nimmer solche Ungerechtigkeit zu dulden. Diese Stimmung nahm auch repräsentative Gestalt an; in der Legislatur Virginians

kam dieselbe zuerst zum Ausdruck. Wichtige Resolutionen wurden hier gefaßt. Ihr Urheber war der größte Redner der Revolutionszeit, *Patrick Henry*, ein Mann von klarem Verstand, durchbringenden Scharfsinn, vielseitigem Wissen, unbeugsamer Energie und furchtloser Kühnheit, voll heiliger Vaterlandsliebe und feurriger Begeisterung, wußte die hinreißende Gewalt seiner Beredsamkeit kaum von einem Hinderniß, und unter allen politischen Rednern unseres Landes hat er wohl am ehesten den Namen des amerikanischen *Demosthenes* verdient, sonderlich durch die padende Logik und Anschaulichkeit der Sprache, in welcher er die Thatfachen reden zu lassen verstand. Seine Resolutionen behaupteten, die Colonisten ständen auf gleichem Fuß, mit den Einwohnern Englands selbst, in allen Fragen des Rechts und der Freiheit, und daß nur die Legislatur der Colonie die Macht besäße, Steuern aufzuerlegen; keine andere Gesetzgebung der Welt habe über sie irgend eine Autorität in dieser Richtung.

Diese Beschlüsse wurden auch den anderen Colonien übermittelt. Sie fanden tausendstimmigen Beifall. Die Flammen freirechtlicher Begeisterung schlugen mit jedem Tage höher, so daß es hin und wieder nicht ohne tumultuarische Ausbrüche abließ. An verschiedenen Orten wurden die stamp masters dem Feuer übergeben, in papierenen oder strohener Nachbildung nemlich, und ganze Risten von Marken verbrannt, ja sogar Schiffe wurden in Beschlag genommen und mit ihrer verhassten Ladung gänzlich zerstört. Kraft männlichen Unabhängigkeitssinnes und echter Liebe zur Freiheit war das Uebereinkommen fast allgemein, daß man nichts mehr von England importiren wolle, bis das verhasste Gesetz aufgehoben sei.

Das englische Ministerium mußte endlich nachgeben und die betreffende Akte wurde aufgehoben. Allein nicht lange darnach wurde eine andere Maßnahme verordnet, die im Prinzip ganz dieselbe und nur in der Art und Weise der Ausführung verschieden war, indem kraft derselben der Zoll auf Thee 2c. mehr indirekt erhoben wurde; das Gerichtsverfahren hingegen in Fällen der Uebertretung wurde noch strenger nach absolutistischer Manier geregelt, so daß von wirklicher Gerechtigkeit keine Rede sein konnte.

Waren die Amerikaner schon das erste Mal erbittert, so wurden sie es jetzt noch mehr. In Boston, wo der königliche Gouverneur ein beträchtliches Heer zusammengezogen hatte, von General Gage befehligt, kam die Gluth gerechter Entrüstung zum wildesten Ausbruch. Die freirechtliebenden Bostoner konnten es nicht verschmerzen, daß ihnen in Friedenszeiten stehendes Militär ausgenöthigt wurde, und es kam daher zwischen beiden zu öfteren Zusammenstößen, die am 5. März 1770 in einem blutigen Austritt endigten. Nichts zeigt so deutlich den unbändigen Freirechtssinn der Amerikaner als ihr Verhalten während der Drangsalzeit dieses Gesetzes. Von Nachgeben war bei ihnen keine Rede. Sie wollten gute Unterthanen des Königs sein, aber nur im vollen Besitze ihrer unverkürzten Rechte. Im December 1773 lagen im Hafen von Boston Schiffe mit Ladungen Thee vor Anker. Lange hatten sich die Bostoner über das einzuhaltende Verfahren berathen, denn daß sie den Zoll nicht bezahlen würden, das stand bei ihnen fest. Da hieß es, man werde die Ladungen durch öffentliche Versteigerung absetzen, wobei natürlich der Zoll mit in Rechnung gekommen wäre. Nun waren die Bostoner sofort zu energischem Handeln entschlossen. Als Indianer maskirt gingen etwa 70 von ihnen des Abends schnurgerade auf den Hafen zu, bestiegen die Schiffe, öffneten mit ihren Aexten die Risten und leerten den Thee sammt und sonderß ins Meer. Bei der



Nachricht von dieser verben That gerieth das britische Parlament in Zorn und nahm sogleich die Beschlusfassung, daß hinfort kein Schiff in Boston landen, noch Waaren absetzen solle. Eine furchtbare brückende Maßregel wäre dies gewesen, wenn nicht Nachbarstädte und Dörfer Abhilfe zu schaffen gewußt hätten; jebe weitere Noth jedoch band die Colonisten zu desto treuerem gegenseitigen Beistand zusammen. England verschärfte seine tyrannischen Maßregeln, schritt in seinem System der Bedrückung fort von einer Ungerechtigkeit zur anderen; aber weit davon entfernt, dadurch den Widerstand brechen zu können, wurde derselbe desto hartnäckiger und systematischer. Nicht einzelne Städte, nicht eine einzelne Colonie nur stellte sich mehr zur Opposition, sondern das gesammte Volk aller Colonien waren fortan zum Widerstande gerüstet. Die Gefahr war allen gemeinsam, das erkannte man, folglich mußten auch die zu ergreifenden Maßregeln gemeinsame sein.

Der Colonialcongreß zu Philadelphia erkannte schon Ende 1774 die Sachlage richtig, und seine Berathungen sind das Resultat ruhiger besonnener Ueberlegung. Man konnte und wollte nicht auf ein Mal mit dem Mutterlande vollständig brechen, erst sollte noch der Weg gütlicher Uebereinkunft und gütlicher Ausgleichung getroffen werden. Ja selbst später in 1775 und noch sogar zu Anfang des Jahres 1776 gab man sich der Hoffnung hin, es werde eine gütliche Beilegung der Verwickelungen noch möglich sein.

Adressen wurden daher an den König, an das Parlament gefandt, in welchen die erlittenen Unbilden und Beschwerden, sowie die inständigsten Bitten um alsbaldige Beseitigung derselben zum entsprechenden Ausdruck kamen. Als jedoch alle Vorstellungen und alle Bitten nichts halfen, als im Gegentheil die Zügel der britischen Regierung immer straffer angezogen wurden, als die britischen Söldner mit frecher Stirn den Rechten der Amerikaner immer entschiedener Hohn sprachen und die schreiendsten Gewaltthatigkeiten zu verüben sich erkühnten, als endlich die Schlachten von Lexington und Bunker Hill in der ersten Hälfte des Jahres 1775 die Thatfache darstellten, daß England seine Tyrannei mit Aufbietung aller Gewalt fortzusetzen gedente, und hingegen, andererseits, die Amerikaner mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln sich dieser Tyrannei entgegenstemmen und eine Beschränkung ihrer vom Schöpfer ihnen verliehenen Freiheiten nimmer dulden würden—da waren, das sahen die einsichtsvollsten Männer des Landes nur zu deutlich, zu frieblicher Ausgleichung der Mißhelligkeiten keine Aussichten mehr vorhanden.

Der Schlacht von Lexington (19. April 1775) waren entsprechende Feindseligkeiten im britischen Parlament vorhergegangen. Die Einwohner Massachusets besonders wurden als Rebellen erklärt, der ganze Handel Neuenglands unter unaußstehliche Beschränkungen gestellt, die von Franklin überreichte Petition der Colonisten nicht ein Mal angehört. Solch abstoßendes Verfahren mußte den Geist des Widerstandes in Amerika im höchsten Grade hervorufen. Der britische General Gage sah diesen Widerstand sich organisiren; er sendet Mannschaften ab, die in Concord zusammengebrachten Munitionsvorräthe der Colonisten zu zerstören. Er fand die Ausföhrung dieses Vorhabens jedoch bedeutend schwieriger als er gedacht. Man meinte, die Amerikaner seien wohl tüchtige Bauern, aber schlechte Soldaten, und etliche Tausend Mann würden hinreichend sein, das Unterwerfungswerk zu vollbringen. Allein die Umsicht, Tapferkeit und Ausbau, welche die „Söhne der Freiheit,“ ohne militärische Bildung, wie sie waren, in den Schlachten von Lexington und Bunker Hill bewiesen, überzeugte

auf die schlagendste Weise vom Gegentheil. Im letzteren Treffen hatten sie, obwohl die Engländer zuletzt das Schlachtfeld behaupteten, doch in Wirklichkeit, was die aus demselben erwachsenden Folgen betrifft, einen entschiedenen Sieg davongetragen. Die Engländer beschränkten sich fortan auf Boston und die umliegende Gegend, wo sie bedeutende Truppenmassen zusammenzogen.

Unterdessen wurde Washington einstimmig zum Oberfeldherrn erwählt. Dreiundvierzig Jahre alt, von kräftigem Körperbau und geeignet, alle Strapazen mit Leichtigkeit zu ertragen, ausgerüstet mit unbegreiflichem Muth, Klarheit des Urtheils, welche seine von Natur starken Leidenschaften jeberzeit im Zaune zu halten vermochte, von durchbringendem Scharfsinn, dem auch das Einzelne und Kleinste nicht entging, einer großartigen Combinationsgabe, die das Einzelne zum Plane des Ganzen am gehörigen Orte zu verbinden wußte, und mit Umsicht und Schlagfertigkeit begabt, so daß er seine Pläne zur rechten Zeit auszuführen verstand—war er ganz der geeignete Mann für den hohen Posten, den zu bescheiden er berufen wurde. Dabei war er tief religiös, von unerschütterlichem Gottesvertrauen beseelt, und „seine Rechtschaffenheit war so sehr das Geseß seiner Natur, daß der Planet eher von seiner Bahn abgewichen wäre, als er sich von seiner Redlichkeit entfernt hätte.“

Unter den schwierigsten Verhältnissen trat Washington sein Amt an. In Cambridge, drei Meilen von Boston, schlug er sein Hauptquartier auf, da Boston selbst von den Briten besetzt gehalten wurde. Die aus Boston zu vertreiben, war seine erste Aufgabe. Das war aber keine leichte Sache. Die besten Generale und Truppen Englands standen ihm entgegen. Ihm und seinen Soldaten hingegen fehlte es an allem Nöthigen; sie hatten kein Pulver, keine Kanonen, keine Gewehre, überhaupt keine Kriegsmittel, geschweige denn entsprechende militärische Bekleidung und gehörigen Unterhalt. Kaum ein ganzes Regiment war vollständig bewaffnet. Dazu waren seine Freiwilligen nur für eine kurze Zeit angeworben und ihre Dienstzeit bald ausgelaufen, und durch das Versprechen höherer Besoldung konnte er sie nicht zu bleiben bewegen, denn sie hatten nicht einmal den Lohn erhalten, zu dem sie berechtigt waren, und trotz aller Bitten und Vorstellungen konnte der Congreß eben doch kein Geld senden, einfach, weil er — keins hatte. Die Verhältnisse aber in seiner unmittelbaren Umgebung sind ein getreues Abbild der Zustände im ganzen Lande. Sogar bis in die südlichen Colonien hatten die Engländer den Krieg bereits getragen, und auch da waren ihnen die Einwohner mit demselben Geiste der Unabhängigkeit und Freiheit entgegengetreten; aber auch unter denselben Umständen hatten sie sich abzumühen: undisciplinirt, ohne Geld und Kriegsmittel, hatten sie es mit erprobten und kampfgestählten Soldaten aufzunehmen, denen nichts von allem Nöthigen abging. Sogar an tüchtigen Officieren fehlte es den Amerikanern. Nur Montgomerie und Greene unter den Generälen konnten Washington würdig zur Seite treten.

Alle diese Mißstände zusammengekommen waren wohl großentheils die Veranlassung, daß der Congreß sich nicht recht auf definitive Maßregeln einigen konnte und lange Zeit unschlüssig hin- und herschwankte. Wohl hatten Männer, wie John Adams, schon lang den Gang der Ereignisse vorausgesehen und zur Unabhängigkeitserklärung ermuntert, aber ihre Stimmen drangen nicht durch. Ohne Zweifel spielte dabei die tiefeingewurzelte Liebe zum Mutterlande eine große Rolle. Sie fühlten sich eben doch mit festen Banden an England ge-



feffelt, hatten sie demselben ja viel zu verdanken und stammte ja auch der beste Theil ihrer Cultur dorthier. So kam es denn, daß sogar auf Vorschlag Jeffersons der Congress noch erklärte: „Nordamerika wünscht eine innige und dauernde Vereinigung mit Großbritannien auf der Basis einer gerechten und gleichmäßigen Freiheit.“ Freilich war dieser Erklärung die andere beigefügt: „Wir finden nichts, was so schrecklich wäre, als freiwillige Sklaverei, und wir erklären vor Gott und der Welt, daß wir die Waffen, die wir, von unseren Feinden dazu genöthigt, ergriffen, zur Erhaltung unserer Freiheit gebrauchen wollen, denn wir sind alle einmüthig entschlossen, lieber als freie Männer zu sterben, denn als Sklaven zu leben.“

Und dies war die Gefinnung des ganzen Volkes, die hier zum Ausdruck kam. Und daß dieselbe täglich an Inhalt und Stärke zunehme, daran ließen es die Feinde nicht fehlen. Die verhaßtesten Maßregeln wurden angewandt und die empörendsten Ungerechtigkeiten von ihnen verübt. Die englische Politik hatte der Sklaverei bisher allen Vorschub geleistet, und doch verhielt der königliche Gouverneur Virginien den Sklaven ihre Freiheit, wenn sie unter der königlichen Fahne kämpfen würden. Auf seine Veranlassung hin geschah auch die Einschüchterung Norfolk, einer reichen Handelsstadt von 6000 Einwohnern, am Neujahrstage 1776 — eine Schandthat fast ohne Gleichen. Washington sagte auf diese Nachricht: „Ich hoffe, daß dieser Streich und die angedrohte Zerstörung anderer Ortschaften das ganze Land zu einem unauf löslichen Bund gegen eine Nation vereinigen wird, welche jeden Sinn für Tugend und jene Gefühle, welche ein civilisirtes Volk von den grausamsten Kannibalen unterscheidet, verloren zu haben scheint.“

Durch solche und ähnliche Vorkommnisse, die den letzten Rest alter Anhänglichkeit an das Mutterland zu zerstören nicht umhin konnten, sowie durch den anderweitigen Gang der Ereignisse wurde die Erklärung der Unabhängigkeit gründlich vorbereitet. Die Grundsätze derselben nahmen im Volke täglich eine bestimmtere Gestalt an und kleideten sich in Fleisch und Blut; selbst in kleinen Versammlungen der Landbewohner wurden sie furchtlos ausgesprochen. Wenn also alle Regierungsgewalt rechtmäßiger Weise vom Volke ausgeht, so ist die Unabhängigkeitserklärung selbst im eminenten Sinn des Wortes vom Volke ausgegangen. Es war durchaus Ausdruck der Volksstimme, wenn nun in den Repräsentativ-Körperschaften, in den Staatslegislaturen Kundgebungen laut wurden, die auf gemeinsames Vorgehen in dieser Richtung abzielten. Unter der gewandten Leitung von Männern wie Patrick Henry machte Virginien zuerst eine derartige Kundgebung. Eine gemeinsame Unabhängigkeitserklärung wurde auf einmal das Volk zu energischerem Widerstand organisiren, allen Berathungen und Anordnungen eine bestimmtere Gestalt aufbrücken, dem Kriege eine definitive Richtung geben, und so das Ende der bestehenden Drangsalzeit um so schneller herbeiführen — das war die allgemein zugestandene Voraussetzung. Waren schon unter der Ungunst der bisherigen Unschlüssigkeit die Tapferkeit der Amerikaner und ihre Feldherrnkunst (man denke z. B. an die dadurch verursachte Nämung Boston's von den Engländern) von wahrhaft glänzenden Erfolgen gekrönt worden, so werde dies bei dem festgesetzten Ziel

der Unabhängigkeit noch weit mehr der Fall sein; denn um so heller werde dann das Feuer der Begeisterung für Freiheit brennen und zu um so regerer Thätigkeit und zu um so kühneren Heldenthaten anspornen; um so leichter werde man sich auch über die Mühen, das Elend, die Entbehrungen des Krieges hinwegzusehen vermögen, um so eher das Unvermeidliche ertragen können. Dann, und nur dann könne es gelingen, andere Nationen für sich einzunehmen und Bündnisse mit ihnen zu schließen, aus denen Freundschaft und Beistand in der Noth erwachsen werde.

Dickinson von Penn. freilich entwickelte in seiner wohl-durchdachten Rede allerlei Gründe gegen eine so frühe Unabhängigkeitserklärung, aber seine Worte waren in den Wind geredet; die Gründe, welche John Adams für seinen Unabhängigkeitsantrag beibrachte, waren zu überwältigend. Am zweiten Juli wurde von einer hinreichenden Mehrheit der fünfzig Repräsentanten des Volkes der vereinigten Colonien dieser Antrag zu rechtsgültigem Beschluß erhoben. John Adams frohlockte daher:

„Der Tag ist nun vorüber. Der zweite Juli 1776 wird die merkwürdigste Epoche in der Geschichte Amerikas sein. Künftige Generationen werden ihn feiern als den großen alljährlichen Jubeltag und ihn von einem Ende des Continents bis zum andern als den Tag der Erlösung und Befreiung durch fromme Dankgebete zu Gott dem Allmächtigen begehren.“

Wie kommt es denn, fragt der geneigte Leser, daß wir dennoch den vierten und nicht den zweiten Juli feiern? Es kommt daher, weil die Unabhängigkeitserklärung erst am vierten fertig durchberathen und der Welt verkündet wurde. Thomas Jefferson, erst 33 Jahre alt, aber der gewandteste Staatschriftsteller Amerikas, hat die unsterbliche Urkunde verfaßt, in welcher die erhabenen politischen Grundsätze niedergelegt sind — Grundsätze, ganz dazu angethan, den ehrwürdigen Vätern in der dunkeln Nacht wilden Schlachten-gewühls voranzuleuchten und den Sieg der Gerechtigkeit und Freiheit auszuwirken. Keine bestimmte Regierungsform wird darin festgesetzt oder auch nur als die vorzüglichste angepriesen; dennoch aber finden die Prinzipien der natürlichen Gleichheit und unveräußerlichen Freiheit aller einen so bestimmten Ausdruck, daß die Republik wie von selbst daraus hervorging. Am Abend des vierten Juli 1776 läutete im alten Congressgebäude eine Glocke. So freudige, so majestätische, so Stadt und Land durchdringende Töne waren noch nie von ihr erkungen; sie waren das Willkommengeläute des glanzvollen Jahrhunderts, welches nun hinter uns liegt, eines Jahrhunderts beispiellosen Fortschritts, nie geahnter Entwicklung; sie waren Ausdruck der Jubelsfreude, welche Aller Herzen durchdrang zur Zeit der Geburt der zukunftsreichsten Nation der Christenheit. Aus der Thüre heraus trat ein Mann mit einer Papierrolle in der Hand. Um ihn her die Vertreter des Landes. Davon benachrichtigt, was seit Tagen in Unterhandlung war und durch den Glockenschall aufmerksam gemacht, strömen Leute in Menge herbei, begierig das Neueste zu erfahren. Sie denken, daß der Mann mit der Papierrolle werde wichtige Dinge zu verkünden haben. Dem war so. Er hatte das Unabhängigkeitsdokument, und war bereit, aller Welt die Thatfache eines freien Amerika zu verkünden.



### Finkenlied.

**V**om Gesange lust'ger Finken  
Durch das Fenster aufgeweckt,  
Lasse ich den Schleier sinken,  
Der mir meine Seele deckt.

Durch des alten Birnbaums Blüten  
Schaut zwar trüber Himmel her,  
Doch in meiner Brust ist Frieden;  
Ach, wenn's doch der ew'ge wär!

Nein, jetzt kann ich gar nicht trauern!  
Alles scheint mir lieb und gut,  
Und mir wächst da über'm Lauern  
Auch ein Finkenliedermuth.

Wie die kleinen Sänger schweben,  
Wie es seht und lockt und zirpt!  
O, wie herrlich klingt das Leben,  
Wenn's zu neuem Leben wirbt!

Keiner fällt ohn' Gottes Willen  
Von dem Dach, vom Haupt kein Haar,  
Und mein Schmerz läßt sich schon stillen,  
Weil ich einst unschuldig war.

Und bin ich gleich abgefallen,  
Fiel ich doch in Gottes Schooß,  
Lieg' da mit den andern Allen,  
Heil in seiner Gnade groß.



Munter, Herz, schwing' dein Gefieder  
Auf, wohl auf zum Kreuzes-Baum,  
Täglich Sonne, täglich Pieder,  
Alle Nacht ein frommer Traum!

Und ein Nest in seine Wunden  
Meiner Leidensbrut ich bau';  
Grün liegt seine Erde unten,  
Oben schwebt sein Himmelblau. (Brentano.)

## U n ü b e r l e g t.

Von W. S o r n.

„Siehst du jenen silberhaarigen Greis? Er ist in tiefem Nachdenken begriffen. Er weint. Es ist herzbrechend, einen Greis weinen zu sehen. Es muß ein schwerer Kummer auf seinem Herzen lasten. Was mag ihn drücken?“

Er schaut zurück auf seine Vergangenheit. Die liegt hinter ihm wie ein mit Felsentrümmern besäter Hohlweg. Er schaut auch in die Zukunft. Die ist trübe — trübe. Welchem Grunde sind die Schatten entstiegen, die seinen Horizont umdunkeln — seinen Blick umflogen? Man nannte ihn doch immer einen gutmüthigen Menschen. Er hatte schöne Anlagen und gute Gelegenheiten. Manche Leute nennen ihn einen Unglücksvogel. Er sei in einer bösen Stunde geboren, sagen sie. Wieder Andere schreiben die Ursache seines Mißgeschicks noch schlimmeren Dingen zu. Es gäbe mancherlei geheimnißvolle Sachen, flüstern sie sich einander zu, worüber man nicht gerne viel sage. In Wahrheit aber kann man die Veranlassung zu all seinem Jammer in drei Worten ausdrücken: „Er h a n d e l t e u n ü b e r l e g t.“ Nur drei Züge aus seinem Leben wollen wir als Beweis für diese Behauptung an uns vorübergehen lassen.

Einst wurde das Vaterhaus zu enge für ihn — oder eigentlich seine Forderungen zu groß fürs Vaterhäuschen. Zucht und Ordnung seien Sklavenketten, anstatt Liebesseile, meinte er. Die Vögel durchkreisten die Luft und zogen von bannen, und auch ihn zog's in die Ferne,

„Weit von seines Vaters Haus“;

nach Freiheit sehnte er sich. Eines Morgens riefen ihm die Eltern, aber er antwortete nicht. Sie warteten auf ihn, aber er kam nicht. Sie gingen in seine Schlafstube und fanden sein Lager unberührt. Der Conrad war auf und davon. An seinem Lager knieten die kummerbelasteten Eltern nieder, befaßten den entlaufenen Sohn der göttlichen Führung und weinten Schmerzens Thränen in die Kissen. Viele schlaflose Nächte, viele bittere Seufzer folgten nun für die Eltern, an welche der Sohn nicht gedacht hatte. Er hatte es nicht so böse gemeint — er hatte es eigentlich gar nicht weiter ü b e r l e g t. Daß ihm seine Eltern Vorstellungen machen, daß sie ihn zurückzuhalten suchen werden, daran hatte er gedacht, und sich deßhalb heimlich fortgeschlichen.

Die Vögel waren fortgezogen und sie kamen wieder. Der Conrad kam nicht mit ihnen. Er reiste noch in der Ferne. Aber er reiste nicht allein. Die Gebete seiner Eltern, sein Gewissen und die Gedanken an die Heimath zogen mit. Auch fand er es draußen ganz anders — ja ganz anders, als er sich gedacht hatte. Kaum kümmerte sich Jemand um ihn und er hielt doch so viel von sich. Kein Rutterauge lachte ihm am Abend freundlich entgegen, kein Vaterwort gab ihm Rath und Trost in dunkeln Stunden. Es war so einsam, so unheimlich in der Fremde. Rängst schon wäre er gerne des Weges wieder heimgezogen, den er gekommen war, aber er traute nicht recht,

Furcht, Scham und Stolz hielten ihn zurück — Jahre lang zurück. Endlich aber wurde es ihm so warm ums Herz und naß ums Auge, wenn er ans Vaterhaus, an die Freuden seiner Jugend und die traulichen Stunden im Kreise der Eltern dachte, daß es ihn nicht länger litt in der Fremde. Heim mußte er. Er griff wieder zum Wanderstabe und schritt dem Elternhause zu. Wunderbar wurde es ihm ums Herz, als er endlich den letzten Hügel erstiegen hatte und nun von demselben herab nach vielen Jahren wieder die alte Heimath schaute. Da lag es so friedlich, das Städtchen, das Vaterhaus. Noch rauschte das Flüßchen zwischen Blüthenbäumen hindurch und die Sonne wob ihr Goldnetz über die lachenden Fluren. Nur in seinem Inneren wogte und stürmte es. Mit Gewalt mußte er sein pochendes Herz und die tausend Fragen, welche zugleich auftauchten, zurückhalten. Große Thränen tropften aus seinen Augen. Er fiel nicht auf seine Knie, um Gott für seine Führung zu danken, denn er hatte in der Fremde leider — noch nicht beten und überlegen gelernt.

Als er vom Berge herab dem väterlichen Hause näher kam, schien ihn dasselbe fremd und vorurtheilvoll anzuschauen. Fremde Gesichter blickten durch die Scheiben. Er trat zitternd ein. „Wo sind meine Eltern?“ fragte er mit bebender Stimme. Ein Mann, welcher oft genug seine Geschichte gehört hatte und sich leicht dachte, wer der Fremde sei, nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinaus zu einem grünen Rasenplage. Ein einfaches Grabmal stand auf demselben und die Winde rauschten geheimnißvoll durch die Zweige einer daneben stehenden Trauerweide. Er brauchte die Frage: „Wo sind meine Eltern?“ nicht zu wiederholen. Das Denkmal deutete nach Oben, als wolle es sagen: „Dort sind ihre Seelen,“ und die Zweige der Trauerweide deuteten nach Unten, bedeutsam antwortend: „Dort schlummern ihre Leiber sammt dem Gram, der sie tödtete.“

Wie ein Wahnsinniger stürzte der Heimgekehrte, in wilden Convulsionen juckend, auf den Rasen hin. Weinen konnte er nicht, aber er stöhnte, wie ein Sterbender. Wie ein furchtbarer Engel des Gerichts stieg sein Gewissen aus dem Abgrunde der Vergangenheit herauf, hob seinen mahnenden Finger empor und sprach es aus, das schreckliche, mark- und beindurchdringende Wort: „Mörder!“ Hundertmal rief er im tiefsten Schmerz die Namen seiner Eltern, aber das Grab blieb stumm; die Reue des ungehorsamen Sohnes weckte nicht die friedlich Schlummernden. O, hätte er jetzt mit seinen Thränen, mit seiner Hände Arbeit, mit seinen Nachtwachen, mit seinem Leben das Geschehene ungeschehen machen können, es wäre ihm Nichts zu theuer gewesen. Aber es war zu spät. Er hatte es n i c h t ü b e r l e g t.

Jahre vergingen. Die Zeit und mancherlei Zerstreungen ließen den nun im kräftigen Mannesalter stehenden Conrad wenigstens theilweise den Schmerz vergessen. Andere Gedanken und Lebensfragen tauchten auf. Er sah sich nach einer Lebensgefährtin um, denn man betrachtete ihn schon als Can-

didat zu einem Hagestolz. Eine Gattin sollte ihm die Beschwerden des Lebens tragen und das mit vielem Fleiß erworbene Gütchen genießen helfen. Leider ließ er sich bei dieser Wahl wieder ganz von seinen Launen und seiner Neigung leiten. Er überlegte nicht. Seine Neigung fiel auf einen wenig Glück verheißenden Gegenstand. Seinem Verstande gestattete er kein Stimmrecht bei der Sache. „Rath' mir gut, aber rath' mir nicht ab,“ antwortete er einem wohlwollenden Freunde, welcher ihm guten Rath geben wollte. Gedankenlos lief er in die Banden der Ehe, und dieselben wurden ihm bald zu Sklavenketten, statt Liebesbanden. Das Herz fand sich nicht zum Zerzen.

„Der Bahn war kurz, die Neu' war lang.“

Der Rauch der Sinnlichkeit war bald vorbei und die nackte Wirklichkeit enthüllte ihm eine traurige Zukunft. Er alterte stark und wurde bald grau. Von einem gefühllosen, keisenden Weibe täglich drangsaliert zu werden, wäre selbst für einen Menschen mit einem gußstählernen Gefühlsapparat kaum auszuhalten. Sokrates hat das schon erfahren, Siraach hat's gelehrt und unser Conrad erfuhr es auch in einem überflüssigen Maße. Weil er nun an der Seite seiner Kantippe auch kein Sokrates war, so kamen sie aus den Händen und Scharmügeln kaum heraus. Das Sprichwort sagt zwar: „Der Geheißteste gibt nach;“ wenn aber kein Geheißter dabei ist, wer soll dann nachgeben? Da das böse Weib nun gar kein Erbarmen mit dem armen Manne hatte, so fühlte sich der Tod gerührt und befreite ihn von seinem Ehefeind. Er drückte ihr pflichtschulbig die Augen zu, veranstaltete ein christliches Begräbniß und schrieb auf ihren Leichenstein:

„Besser allein, als in böser Gemein.“

Das Schlimmste bei dem Allen war, daß er sich selbst die Schuld geben mußte. Er hatte nicht überlegt. Er war weder mit Gott noch mit Menschen zu Rathe gegangen. Er hatte selbst die Ruthe geschnitten und den Furiern in die Hand gedrückt, welche ihn jetzt peitschten. Ob er wohl in dieser Schule bitterer Erfahrungen den Fehler seines Lebens erkannt hat? Wir wollen sehen.

Aus der trübseligen Ehe waren zwei Kinder hervorgegangen — ein Knabe, der Liebling der Mutter, und ein Mädchen, das Herzblatt des Vaters. Wie gut erzogen die waren, läßt sich leicht denken. „Wie die Alten sangen, zwischerten die Jungen.“ Listig wie die Mutter war der Knabe, leichtsinnig wie der Vater die Tochter. Wären durch gottselige Erziehung die Neigungen in die richtige Bahnen geleitet worden, es hätte noch Alles können gut werden. Aber wer sollte das thun? Wenn der Vater den Buben zurechtweisen wollte, so sagte die Mutter: „Den lässest Du gehen, der hat gerade so eine spitze Nase, wie seine Großmutter, das wird ein gewichtiger Kerl.“ Wollte aber die Mutter das Mädchen in ihre Cur nehmen, so sagte Conrad: „Daß mir das unschuldige Kind ungeschoren. Du taugst ja selbst nichts, das Kind ist viel besser, als Du.“ Nachdem nun

die Mutter todt war, schlugen sich die drei Zurlidgebliebenen miteinander durch und herum, so gut (oder so schlimm) es eben ging. Als aber der Junge größer wurde und seine eigenen Pläne zu machen anfang, war er plötzlich wie umgewandelt. Hatte er früher den Vater gemieden und oft hintergangen, so schien er jetzt die gute Stube selbst zu sein. Mit zuckersüßen Worten stahl er dem alten schwachen Vater das Herz. Es schien noch einmal die Abendsonne bei dem Greise aufzuleuchten und ein Lichtblick der Hoffnung streifte seinen kahlen Scheitel. Er that sich nicht wenig darauf zu Gute, daß er nun einen so lieben, klugen Sohn habe. Als dieser aber nach und nach merkte, daß Alles gut vorbereitet war, streckte er seine Fühlhörner weiter heraus. Mit berebten Worten stellte er dem Vater vor, wie derselbe nun immer älter und schwächer werde, wie gut es für ihn sein werde, wenn sein tüftiger Sohn die Wirthschaft übernehme und betriebe, wie glücklich und sorgenfrei der Vater dann leben könne u. s. w. Es war wirklich rührend mit anzuhören, wie sonnenklar und engelgut der Junge das Alles vorstellen konnte. Dem Alten leuchtete das gleich ein. Er machte sich nicht gerne Gedanken und Kopfsorgen. Zwar warnte ihn ein wohlwollender Nachbar wieder, und sagte ihm, er solle sich doch nicht ausziehen vor dem Schlafengehen, aber der alte Conrad ließ sich so wenig warnen, als einst der junge Conrad gethan hatte. „Meinem Franz kann ich mich getrost anvertrauen, der ist jetzt ganz brav,“ war die kurze Antwort, welche der Nachbar erhielt. Was war da zu machen? „Wem nicht zu rathe ist, dem ist auch nicht zu helfen.“ Der Alte verschrieb seinem Sohne das Gut, und dieser versprach dafür feierlich, den Vater gut zu versorgen und bis an seinen Tod zu versorgen. „Versprechen und Halten, steht sein bei Jungen und Alten.“ Wie hielt der Junge sein Versprechen? Es dauerte gar nicht lange, da sah man den alten Mann oft gesenkten Hauptes umhergehen. Man murmelte sich Allerlei von unliebsamen Zusammenstößen zwischen dem alten Conrad und seinem Sohne in die Ohren. Was man befürchtete, kam nur allzubald. Eines Tages gab es eine große Aufregung in der Nachbarschaft. „Der Franz hat seinen alten Vater aus dem Hause herausgeworfen,“ hieß es. Schluchzend mußte der alte Mann mit leerer Hand von seiner eigenen Thüre hinwegziehen — blutend aus den Wunden, die ihm sein eigener Sohn beigebracht hatte; aber sein Herz blutete und schmerzte noch mehr, als die Wunde an seinem Kopfe. Wohlwollende Leute nahmen sich seiner an und versorgten ihn, bis er sein trauriges Dasein auf Erden schloß. Und wenn er in seinen trüben Lebensstunden ernstlich mit sich zu Rathe ging, und fragte: „Wie ist doch dieses Alles gekommen?“ so mußte er sich selbst sagen: „Ich habe es nicht überlegt.“

Das ist die Geschichte des alten Conrad. Wenn aber Jemand denken sollte, diese Schilderung sei eine bloße Erfindung, dem möchte ich sagen, daß ich selbst den alten Conrad recht wohl gekannt habe — obgleich er nicht gerade Conrad hieß.

## Arlington Heights.

Von F. Kurz.



Arlington Heights, diese schöne, anmuthige Höhe, welche seit dem letzten Bürgerkriege eine historische Bedeutung gewonnen hat, ist eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten in der Nähe der Bundeshauptstadt. Kein

Reisender, welcher Washington besucht, sollte versäumen, diesen Ort in Augenschein zu nehmen.

Die Arlington Höhe, die frühere Residenz des berühmten Rebellen Generals Robert E. Lee, liegt in südwestlicher Richtung



von Washington im Staate Virginien. Der bekannte Potomac Fluß fließt zwischen diesem schönen Stück Erde und der Bundeshauptstadt hindurch. Ursprünglich war Arlington im Besitze George Washingtons, welcher es nachher seinem Absoptisohnen, George Washington Parke Custis, schenkte, welcher es dann urbar machte und fünfundsüßzig Jahre, bis zu seinem Tode, darauf wohnte. Nach seinem Tode ging der romantische Landsitz an seine einzige Tochter Maria, die Gemahlin von General Lee, über. Lee verschönerte das Eigenthum bedeutend und erwählte es zu seinem permanenten Wohnsitz. Schon vor dem Kriege war Arlington Heights ein von den Großen Washingtons gesuchter Ort, welcher besonders zu Ausflügen erkoren wurde, doch hatte er damals noch nicht die gegenwärtige Bedeutung.

Als der Bürgerkrieg ausbrach und General Lee seinem Eid und Vaterlande untreu wurde und sich der Conföderation anschloß, wurde seine schöne Heimath confiscirt und zu Befestigungszwecken benützt, weil von dieser Höhe aus der Potomac beherrscht und die Bundeshauptstadt zweckmäßig vertheidigt werden kann.

Im Jahre 1866 brachte die Bundesregierung den schönen Landsitz käuflich an sich und vermandelte denselben in einen Nationalfriedhof. Zu diesem Zwecke wurden zweihundert Acker mit einer Mauer umgeben. Ein Theil des bebauten Landes wurde an frühere Sklaven Lees verschenkt oder verkauft. — Wie sich doch Zeit und Umstände ändern können!

Es ist sehr fraglich, ob sich im ganzen Lande ein passenderer Platz für die letzte Ruhestätte unserer tapferen Vaterlandsvertheidiger finden würde, als eben Arlington Heights. Man möchte fast meinen, der große Schöpfer habe den Platz eigens zu diesem Zwecke geschaffen. Der Hügel ragt etwa drei bis vierhundert Fuß über den Fluß empor, spitzt sich dann geschmackvoll nach oben, so daß er, von unten aus betrachtet, einer natürlichen Kanzel gleicht. Oben auf dem Kegel steht die palastartige Residenz des früheren Eigenthümers, mit einem auf mächtigen Säulen ruhenden großen Vorbau. Von diesem Punkte aus hat man eine wunderbar prächtige Aussicht auf die Umgegend. Am Fuße des Hügels schlängelt sich der Fluß und treibt langsam seine murmelnden Wellen zwischen seinen Ufern dahin; in südöstlicher Richtung liegt die prachtvolle Regierungsbirrenanstalt; gerade östlich erglänzt im zitternden Sonnenstrahl die gewaltige Kuppel des Capitols und im Nordosten liegt dann die Hauptstadt — so schön und anmuthig, so still und friedlich scheint sie, von dieser Höhe aus betrachtet, dazuliegen, diese Hauptstadt, daß es Einem schwer fällt, sich mit dem Gedanken zu versöhnen, diese schöne Stadt sei der Sitz der größten Schwindeleien und die Heimath der abgefeimtesten Spitzbuben der Welt. — Ach ja! diese Welt

wäre ein Paradies, wenn nur die Sünder — die Sünde nicht darin wäre.

Oben auf der Ebene des Hügels befindet sich nun der Begräbnißplatz. Am Eingang desselben ist ein amphitheatralisches Gebäude errichtet, dessen Dach von starken, mit grünen Ranken geschmackvoll umwundenen Säulen getragen wird. Der Boden ist mit einem grünen Rasensammet bedeckt und am nördlichen Ende erhebt sich eine Plattform. In diesem schönen, offenen Tempel werden alljährlich die Decorationsfeierlichkeiten vollzogen. Auch dieses Mal fand sich schon zur frühen Tageszeit eine große Menschenmenge auf dem Festplatze ein, wobei die farbige Bevölkerung besonders stark vertreten war. In Folge des Geruches, welchen die schweißtreibende Hitze überall verbreitete, wollte es mir in der Nähe der vielen schwarzen Brüder nicht so recht behagen, und ich dachte, das Beste sei am Ende doch: Schwarz und Weiß, jedes für sich. Aber wenn Jemand Ursache hat, an einem solchen Tage fröhlich zu sein, und seiner Freude vollen Ausdruck zu geben, so ist es der arme, freie Neger.

Auf elf Vormittags war der Beginn der Feierlichkeit festgesetzt. Ein rührender Trauermarsch war das Eröffnungszeichen. Auf der Plattform hatten sich die höchsten Staatsbeamten, Präsident Grant, der Secretär des Innern, der Generalpostmeister etc. eingefunden. Der Plattform gegenüber hatten einige vierzig Soldatenwaisen Platz genommen. Um zwölf Uhr wurden Salutschüsse abgefeuert. Darauf sangen die Waisenkinder das bekannte Lied: „The red, white and blue.“ General Woodford von Brooklyn hielt dann die Festrede, welche in der That ein rechtes Meisterstück konnte genannt werden.

Eigenthümliche Gefühle durchdrangen bei diesem rührenden, herzerhebenden Anblick mein Herz. Gott sei Dank, daß der Norden siegte und unser Land nun Frieden hat.

Ganz nahe bei dem Amphitheater steht eine Granitsäule, unter welcher die Gebeine von zweihundert Kriegern modern. Weiter im Hintergrunde ist der allgemeine Begräbnißplatz, auf welchem etwa vierzehn- bis fünfzehntausend tapferer Unionskämpfer unter dem grünen Rasen und den frischen Blumentränzen, mit welchen dankbare Liebe ihre letzte irdische Ruhestätte geschmückt hat, vom Kampfe ausruhen. Es ist sehr ergreifend, an dieser Stätte zu stehen und sich die sechzehntausend hier schlummernden Männer zu vergegenwärtigen, welche alle in der Kraft und Blüthe ihres Lebens dahingerafft wurden, und an die weinenden Mütter, Wittwen und Waisen zu denken, die Bäche von Thränen um sie vergossen haben. — Und ist es nicht doch im Grunde das Ungeheuer der Sünde, welches diese vielen Opfer gefordert hat? O, wann wird denn ihr unerfättlicher Rachen einmal geschlossen werden?

## „Nur ein Messelflicker.“

Von J. J.

Das Gedächtniß der Gerechten bleibt im Segen. — Spr. 10, 7.



Wie oft hat sich nicht schon im Verlauf der Kirchen- und Weltgeschichte die Thatfache wiederholt, die der Psalmist in den Worten ausdrückt: Wenn Menschen wider dich wüthten, so legst du Ehre ein, und wenn sie noch mehr wüthten, so bist du auch noch gerüstet; oder auch wie der gebundene Paulus rühmt, „aber Gottes Wort ist nicht gebunden.“

Zur Bestätigung des Gesagten mögen hier nur drei Fälle erwähnt werden.

Johannes, der Lieblingsjünger Jesu ward um des Evangeliums willen vom Kaiser Domitian auf die Insel Patmos verbannt, um in den Minen zu arbeiten, aber Gott schloß ihm die tieferen und unerschöpflichen Minen der Zukunft und des Himmel auf. Obgleich von der menschlichen Gesellschaft ausge-

schlossen, war er doch nicht allein. Das kaiserliche Edikt sandte ihn unbewußt zu jener unzählbaren Schar von Engeln und zu der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind. Von den Felsipitzen jener Einöde aus erblickte er die Geschichte der prophetischen Zukunft, sowohl als auch die Ufer der Unsterblichkeit. Dadurch wurde aber auch der Kirche für alle Zeiten ein Buch in die Hand gegeben in welchem „Viele großen Verstand,“ Alle aber großen Trost finden und köstliche Glaubensblicke ins Reich der Herrlichkeit bekommen sollten. Durch die Verbannung Martin Luthers auf die Wartburg war wohl für eine Zeitlang der Mund des Gotteshelden geschlossen; desto rühriger aber wurde seine Feder, und eben an jenem Ort war's von wo aus dem deutschen Volk das theure Wort Gottes in seiner eigenen Muttersprache in die Hände gegeben wurde.

Der dritte Fall, welcher zeigt, wie Gott auch hinter Schloß und Riegel seines Namens Ehre groß zu machen weiß, liegt uns vor in der Geschichte J o h n B u n h a n's.

John Bunyan erblickte das Licht dieser Welt im Jahr 1628, in dem anmuthigen Dörfchen Elstow, Bedfordshire, England.

leben, so daß zuletzt in und um Elstow sogar der bloße Name Bunyan mit Abscheu genannt wurde.

Obige Schilderung seines früheren Lebens scheint manchen Autoren zwar eine allzu übertriebene zu sein. Wenn so, dann hat man die Uebertreibung nur ihm selbst zuzuschreiben, indem er alles hier Erwähnte in seinem späterhin verfaßten Werk: *Grace abounding* (Ueberschwängliche Gnade) von sich aussagt, und in welchem er durch seine Lebensgeschichte den Ausspruch Pauli zu illustriren sucht: „Wo aber die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade doch viel mächtiger geworden.“

Zu jener Zeit boten sich besonders viel Gelegenheiten zu Belustigungen jeglicher Art dar, welche — wie Richard Baxter nachher schrieb — durch eine königliche Proklamation, sogar am Tage des Herrn nicht nur gebilligt, sondern befürwortet wurden. Diesen Belustigungen ging Bunyan nach so oft sich eine Gelegenheit für ihn bot.

Dennoch hatte der junge Mensch, wie jeder Andere, auch zuweilen seine Stunden, wo ihn die Stimme seines Gewissens peinigte und ihm oft inmitten böser Gesellschaft bittere Bortwürfe machte.



Bunyan's Haus.

Dort wohnte sein Vater; derselbe brachte aber viel von seiner Zeit damit zu, im Land hin und her zu wandern, um den Leuten ihre Kessel und Pfannen zu fliden.

Der junge John ließ sich nun als Knabe nicht sonderlich viel Nützlichendes nachreden. Er bereitete seinem Vater gar wenig Vergnügen und Hoffnung für die Zukunft. Er war träg, dabei wild und ausgelassen, im vollen Sinn des Worts ein *T a u g e n i c h t s*, zu allerlei Schelmereien aufgelegt. Sein Vater bot alles auf um ihn zu bessern, und sandte ihn nach Bedford in die Schule. Der junge John zeigte aber durchaus wenig Lust und Reigung zum Lernen, und das Wenige, das er lernte, vergaß er bald wieder, so daß ihn der Vater, der vielen Klagen von den Lehrern über den Stumpfsinn des Knaben zuletzt überdrüssig, wieder zu Hause behielt, um ihn beim Kesselfliden zu gebrauchen. Und auch da konnte er eben seinen Leichtsinn nicht verbergen.

Dagegen verstand er es vorzüglich bei allerlei Gottlosigkeit: ten als Räubersführer zu fungiren und Jedermann zu Leide zu

Wenn man des Sünders Hartnäckigkeit betrachtet, gegenüber den vielen Mahnrufen der Stimme Gottes, so wird man unwillkürlich an das im Buch Ijob geschilderte Ungeheuer, den Leviathan erinnert, „den man weder mit Haken ziehen, noch mit einem Strick fassen kann; dessen stolze Schuppen wie feste Schilde sind und fest und eng in einander stehen, dessen Herz so hart ist wie ein Stein, ja so fest wie ein Stück vom untersten Mühlstein“ etc. — Auch hier nahm es gar manchen Pfeil der Ueberzeugung, um durch die fest in einander stehenden Schuppen im Herzen Bunyans hindurchzubringen.

In seinem siebzehnten Jahre fing Bunyan an einzusehen, daß er dem Müßiggang nicht länger nachgehen dürfe, daß etwas zu seinem künftigen Lebensunterhalt gethan werden müsse. Das Klempnergeschäft das sein Vater betrieb, wollte ihm aber gar nicht zusagen. Er verfiel daher auf den Gedanken, sich bei der königlichen Armee als Soldat anwerben zu lassen. Die Nachricht, daß John Bunyan von Elstow fortzugehen beabsichtigte, wurde überall mit Freuden begrüßt.



Ein besonderer Umstand der sich in seinem nunmehrigen Soldatenleben einmal zutrug, machte einen erschütternden Eindruck auf sein Herz; jedoch gelang es ihm bald seine Gefühle wieder zu unterdrücken, und es erfolgte keine Besserung. Der Vorfall war wie folgt: Bei der Belagerung der Stadt Seicester ließ er nemlich einen seiner Kameraden auf dessen Gefuch für ihn Wache stehen. In derselben Nacht wurde sein freiwilliger Stellvertreter von einer feindlichen Kugel getroffen und sank leblos zu Boden. Natürlich hätte diese Kugel Bunhan getroffen wenn er auf seinem Posten gewesen wäre. Späterhin, nachdem er zur Erkenntniß des Heils gekommen war, erkannte er in diesem Umstand einen kräftigen Fingerzeig der allgütigen Vorsehung Gottes.

Indessen bedurfte es noch andere und wiederholte Mittel um

der Hand Gottes zum reiflichen Nachdenken über seinen bedauernswürdigen Seelenzustand bienten, obwohl es auch jetzt immer noch eine lange Zeit dauerte ehe es zur Bekehrung bei ihm kam.

Bunhan war mittlerweile durch den gottseligen Einfluß seiner theuren Gattin zu einem glücklicheren, wenn auch nicht besseren Mann geworden. Manchmal wollte er besser thun, aber — o, wie tief wurzelt die Sünde in eines Menschen Herzen. Eines Sonntags hörte er eine ergreifende Predigt über die Entheiligung des Sabbath's. Er sah das Uebel der Sabbathschänderei, wie er es nie zuvor gesehen hatte. Bei seiner Heimkehr versprach er seiner Gattin feierlich von nun an seine gottlose Gesellschaft meiden zu wollen und sich von den bisherigen Ergötzungen fern zu halten. Aber ach! da hatte sich der arme



Das alte Gefängniß zu Bedford.

das Herz Bunhan's zu erweichen. Unter andern Mitteln die der Herr gebrauchte um ihn zur Erweckung zu bringen, war, daß er ihm nach seiner Rückkehr vom Soldatenleben ein frommes Weib, die Tochter eines gottesfürchtigen Mannes zuführte. Beide, sie und John Bunhan waren blutarm, und das einzige Heirathgut das Elisabeth ihrem Manne mitbringen konnte, bestand in zwei Erbauungsbüchern, die von ihrem Vater sehr hoch geschätzt wurden. Das eine dieser Bücher führte den Titel: "The Practice of Piety," (Praktische Frömmigkeit), das andere aber "Pathway to Heaven," (Weg zum Himmel.) Diese zwei Bücher erwiesen sich dann auch als viel werthvoller, denn Gold und Silber, weil sie als Mittel in

Bunhan wie einst Petrus, in sich selbst verrechnet. Noch denselben Nachmittag begab er sich wieder in die lustige Gesellschaft seiner Kameraden, um seine üblichen Spiele zu treiben. Aber auf einmal, mitten im Spiel kämpfte sein Gewissen wieder heftig gegen ihn an, so daß er Alles liegen und stehen ließ und sich entfernte. Er glaubte eine Stimme direkt vom Himmel zu vernehmen: „Willst du deine Sünden jetzt lassen und in den Himmel kommen, oder dieselben behalten und verdammt werden?“

Der Leser denke ja nicht, daß dieß bloße Einbildung gewesen sei. Warum sollten sich auch solche direkten Mahnstimmen Gottes, wie bei der Bekehrung Sauls auf dem Wege nach Da-



maßlos, nicht noch immer wiederholen? Bunhan konnte wenigstens nach seiner Bekehrung sogar auf das Plättchen hinweisen, wo er diese Stimme vernommen hatte.

Wenn es uns der Raum gestattete, könnte nun hier Vieles von den nun folgenden Seelenkämpfen die er zu bestehen hatte, erwähnt werden, nachdem er zur Erkenntniß seines Sündenselendes gekommen war. Bald gerieth er beinahe in Verzweiflung, und stürzte sich in seiner Hoffnungslosigkeit noch tiefer ins Verderben, dann gearbeitet er sich wieder in der Menge seiner Wege, um sich selbst zu bessern.

Doch auch für Bunhan sollte ein besserer Tag anbrechen. Eines Tages lauschte er dem Gespräch dreier christlichen Damen, in welchem hauptsächlich Gottes unendliche Liebe und Barmherzigkeit gegen arme, verlorene Sünder erwähnt wurde. Da war's ihm als hätten sie die Gedanken seines Herzens und Alles, das seit seiner Erweckung in ihm vorgegangen war, als wie aus einem Buch heraus gelesen. Bunhan wollte noch mehr von jenen Leuten hören, und begab sich nach ihren geistreichen Versammlungen, allwo ihm das Licht des Lebens in seiner Kraftfülle vollends aufging. Es waren die damaligen sogenannten Dissenters (Baptisten), unter welchen er zur Bekehrung kam, sich ihnen anschloß und von ihnen die Taufe durch Untertauchung empfing.

Es muß aber auch hier wieder manches Erwähnenswerthe aus seinem nunmehrigen neuen Leben in Christo mit Stillschweigen übergangen werden, die weil sein darauffolgender Lebensabschnitt für uns noch viel bedeutungsvoller ist als der Vorige.

Wie es ja nicht selten der Fall ist, daß besondere Anführer in der Sünde von Gott als auserwählte Hülfzeuge ausersehen sind, so bewies es sich auch bei John Bunhan. Nicht lange nach seiner Bekehrung fühlte er einen starken Drang, den er als unverlernbaren Beruf von Gott betrachtete, fortan das Evangelium von Christo dem Gekreuzigten zu verkündigen. Er folgte der inneren Stimme und predigte das Wort vom Kreuz, wo sich ihm nur immer eine Gelegenheit dazu bot. Mit Bezug darauf mögen hier seine eigenen Worte folgen. Er sagt: „Mein größtes Verlangen in meiner Amtsverrichtung war, die entlegensten und verworfensten Stadttheile und Landgegenden zu besuchen, um den verwahrlosten Unglücklichen Jesum Christum zu verkündigen.“

Daß Bunhan durch diesen Wendepunkt ein Gegenstand der Bewunderung in seiner Umgebung wurde, läßt sich leicht denken. Viele von denen, die ihn ehedessen gekannt hatten, trieb die Neugierde seinen Predigten zu lauschen. Er gewann aber durch seine gesalbten Vorträge die Herzen vieler für Christum.

Das ging nun für eine Zeitlang. Bald aber kam eine Zeit der Prüfung und Verfolgung für den neuen Prediger, worin er plötzlich in seinem neuen Beruf aufgehalten wurde; und zwar schien es, als ob der herrliche Erfolg seines bisherigen Wirkens mit einem Schlag vernichtet werden sollte; ja sein Leben war sogar bedroht. Da seine Predigten eine gewaltige Aufregung unter dem Volk hervorriefen, so erkundigte sich die Obrigkeit bald nach dem Manne, der diese Bewegung veranlaßt hatte. „Wann wurde John Bunhan ordinirt?“ fragte

man, denn es war Niemand gestattet zu predigen ohne die Ordination empfangen zu haben. Und als es hieß daß er nur auf den allgemeinen Wunsch der Leute, Worte des Lebens geredet habe, da wurde ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß er von heute an nicht mehr predigen solle.

Das war nun ein Befehl von Menschen und bald gegeben, aber nicht so leicht befolgt von einem Mann der von dem großen Befehlshaber des Himmels den Auftrag bekommen hat: „Du sollst hingehen wohin ich dich sende, und predigen was ich dich heiße.“ „Richtet ihr selbst, ob es vor Gott recht sei, daß wir euch mehr gehorchen denn Gott,“ sprachen die Apostel einmal zu jenen vom Hohenpriestergeschlecht. So dachte und glaubte auch Bunhan, und fuhr mit seinem Predigen ununterbrochen und auch für eine Zeitlang ungestört fort; denn inzwischen hatte England manches Aderweilige, das dessen Aufmerksamkeit beanspruchte. Doch geschah sein Wirken jetzt nicht mehr so frei öffentlich, sondern oft in dunklen Nächten und unter mancherlei Verdeckungen fuhr Bunhan in seinem Wirken im Geheimen fort. Und wo er auftrat fand er auch immer eine Zuhörerschaft, trotzdem daß sich sein Redestil nicht eben immer so glatt und in polirten Worten kund gab. Daß aber ein solch hoher Auftrag: die Verkündigung des Wortes Gottes, die ja würdig ist, selbst Engels Händen anvertraut zu werden, im Geheimen geschehen sollte, das wollte dem Gottesmanne nicht lange behagen, sie sei es werth, meinte er, frei öffentlich vor der Welt ans Tageslicht zu treten. Und dies war ja auch die Meinung seines göttlichen Lehrmeisters sechzehn Jahrhundert vor ihm gewesen. Er war entschieden „laß kommen was will,“ frei öffentlich muß das Evangelium verkündigt werden. Er gab eines Tages sein Versprechen, einen Ort, *Samsell* genannt, zu besuchen, allwo ihn die Leute mit Sehnsucht erwarteten. Nicht eher aber hatte die Gerichtsbarkeit Kunde davon erhalten, so wurde ihm durch Constablers mit Gefängnißstrafe gedroht, falls er nicht sogleich vom Predigen abstehen würde. Seine Freunde rathen ihm die Flucht zu ergreifen und auf günstigere Zeit zu warten, Bunhan aber blieb unerschütterlich. Was sollte aus der Herde werden, wenn der Hirte geloschen ist? Mit bebenden Lippen fing er in der Versammlung an brünstig zu Gott zu beten, während die Zuhörer gesenkten Hauptes in das Gebet einstimmt. Er stand vom Gebet auf und verlas den Text, „Glaubest du an den Sohn Gottes?“ Kaum aber waren die Worte verlesen, da traten die Gerichtsboten ein, faßten ihn ab, und fort ging's nach dem Gerichtshof. Er ermahnte die Versammlung gutes Muthes zu sein, ihnen bedeutend, daß es besser sei, in einer so wichtigen Sache der Verfolgte zu sein, als der Verfolger. Nach einem langen Verhör, in welchem ihm verschiedenerlei Anerbietungen gemacht wurden, im Falle er still schwiege, und nachdem ihn Viele vergeblich zu überreden gesucht hatten er habe kein Recht zu predigen, da er ja ungelehrt und „nur ein Kesselflicker“ sei, wurde er nach dem Bedford Gefängniß, einem höchst unheimlichen Ort gebracht, den selbst der gebuldige Bunhan zu Anfang seiner Pilgerreise eine „Hölle“ nennt.

(Schluß folgt.)



## Der Schatz in der Wand.

Nach Quellen bearbeitet von G. B.

In mancher Hinsicht war das Jahr 1866 ein Jahr des Schreckens und der Noth für die Bewohner der einzelnen Staaten des zersplitterten Deutschlands. War ja doch im Sommer dieses Jahres der unselige Bruderkrieg zwischen Oesterreich und Preußen ausgebrochen, in welchem fast alle einzelne Staaten Nord- und Süddeutschlands verwickelt waren. Auch Hessen hatte es gewagt, seine Macht in die Wagschale des Kriegsglücks zu legen und in Vereinigung mit Oesterreich sich hemmend der Machtentfaltung Preußens entgegenzustellen.

Es war ein schwüler Sommertag; der Himmel war hell und klar und die Sonne sandte ihre Strahlen brennend aufs Erdbreich hernieder. Kein erquickender Lusthauch umschälte kühlend das Angezicht der beinahe verschmalteten Heerestruppen der siegreichen Preußen, die, in eine Staubwolke gehüllt, auf der Landstraße einem kurhessischen Städtchen entgegenrückten. Die Bewohner des Städtchens waren in höchster Aufregung, denn die gefürchteten „Rüchelhauben“ sollten bei ihnen einquartiert werden.

Man sah schweren Tagen entgegen, und Viele gingen in ihrer Angst so weit, daß sie Plünderung fürchteten. In aller Geschwindigkeit beeilten sie sich deshalb, Geld und Werthsachen in Keller und Gärten, in Wald und Feld zu vergraben. Zu diesen Aengstlichen gehörte auch das Graf'sche Ehepaar. Vor einem großen, eisenbeschlagenen Koffer kniete Frau Graf und reichte ihrem daneben stehenden Gemann die sauer erworbenen Werthpapiere.

Ein in seinem Aeußeren verschiedenereß Ehepaar läßt sich wohl kaum denken. An ihr war Alles spitz: spitz war die Nase, spitz ihr Kinn, spitzig ihr Kopf und ihre Schultern, scharf und spitzig war ihr Blick und spitz und scharf ihre Rede. An ihm war Alles breit: die Stirn war breit und flach, die Nase, der Mund, das Kinn und die Schultern waren auch breit, und unbeholden war die Rede des breiten Mannes. Waren sie nun auch sehr verschieden in ihrer Gestalt, so waren sie desto einiger in ihrem Sinn. Ein mächtiger Erwerbsbetrieb besetzte sie Beide. Diesen Trieb nach jeder Richtung hin zu bethätigen war immer der Punkt, wo sie übereinstimmten und immer wieder zusammenkamen, wenn sie auch sonst oft genug in anderen Sachen auseinander gingen. Durch diesen vereinten Sinn hatten sie es aber auch wirklich zu etwas gebracht, und das Erworbene hüteten und bewachten sie mit Argusaugen, sie mit kleinen dunkelgrauen und er mit kleinen hellgrauen. Von diesem Errungenen wieder etwas zu gebrauchen, war ihnen ganz undenkbar — eher wären sie verhungert, womit sie freilich ihren Verwandten nur einen Gefallen gethan hätten, denn das würdige Ehepaar hatte keine Kinder. Und doch auch wieder nicht, da es ja nur vortheilhaft sein konnte für die lieben Vettern und Basen, daß die Graf'schen Eheleute noch lange des Lebens Glück sich erfreuen durften, indem diese mit jedem Jahr das Vermögen um ein hübsches Stümmchen vergrößerten. Zu aller und zu jeder Zeit hob er sowohl wie sie jede Stednabel, jedes Rüppchen und jedes Papierstreifen auf, das sie am Wege fanden, um es vor dem Untergang zu retten und nach Gebühr zu verwerten.

Daß dieses Ehepaar seine Werthsachen vor den Preußen zu verstecken sich angetrieben fühlte, ist natürlich — es kam nur

noch darauf an, wo dieselben am sichersten vor den Blicken der Welt entzogen werden konnten.

„Ich meine doch,“ unterbrach Herr Graf den Gedankengang seiner Ehehälfte, „ich meine doch, es wäre am besten, wir würden unser Geld einem sicheren Versteck im Keller anvertrauen.“

Frau Graf war aber entschieden nicht dieser Meinung. Sie that sich überhaupt etwas darauf zu gut, pfiffiger zu sein, als ihr schwerfälliger Gemann. Sie pflegte immer dessen Ansichten mit einem überlegenen Lächeln anzuhören, um dann desto bestimmter mit den ibrigen hervortreten, denen er sich dann selbstverständlich in Anerkennung der geistigen Ueberlegenheit seiner Frau schweigend fügte.

„In den Keller, sagst Du, in den Keller?“ entgegnete sie lächelnd, „dachte ich mir's doch, Du würdest unsern mit saurem Schweiß und harter Müß erworbenen Nothpennig fürs Alter den Feinden gewißlich in die Hände liefern. In den Keller! wo denkst Du hin, da würden die Preußen am allerheften suchen und bestimmt auch finden. Aber ich weiß ein Plätzchen, da finden sie's nimmer, weil sie dort nicht suchen. Nimm Hammer mit und Nägel, eine Weißgange und Brecheisen und folge mir.“

Sie packte stillschweigend mit bedeutungsvoller Miene die Werthpapiere und das baare Geld zusammen und schritt, gefolgt von dem mit dem befohlenen Werkzeug versehenen Gemann, die Treppe hinauf und trat in die den erwarteten Preußen bestimmte Mansardstube.

„Wa—as? hierher?“ fragte der erstaunte Eheherr verblüfft. Frau Graf lächelte nur fein.

„I freilich,“ sagte sie, „können die Preußen je auf die Idee kommen, daß wir ihnen unser Vermögen in ihre Kammer gebracht hätten? Sie werden das ganze Haus durchsuchen — nur hier nicht. Du siehst also, lieber Peter, unser Vermögen ist auf diese Weise gerettet; denn wo die Preußen suchen, da finden sie auch — aber meine Herren Preußen, es gibt noch Leute, die sind noch pfiffiger als ihr.“

Dem Herrn Graf blieb weiter nichts übrig als den Verstand seiner Gattin zu bewundern und — zu gehorchen. Auf deren Anordnung rückte er das Bett von der Wand, nahm ein Brett aus der Holzbekleidung und mehrere Backsteine heraus und legte in die so entstandene Oeffnung das Geld und die Werthpapiere.

„Nimm noch einen Stein hier oben weg, dann können wir die Standuhr noch vor die Werthpapiere stellen,“ war der weitere wohlweisliche Rath von Frau Graf.

„Ich denke,“ entgegnete der Gemann, „die könnten wir unten in der Stube stehen lassen, die werden sie uns doch nicht mitnehmen.“

„Wer weiß? — und sie könnten sie ja auch zerschlagen. Du weißt, wie ich an dem guten alten Familienstück hänge, es muß auch in Sicherheit, ich eile, es zu holen.“

Herr Graf gab stillschweigend seine Zustimmung und machte einen weiteren Stein los. Er stellte die herbeigebrachte, äußerst einfache Uhr in die erweiterte Oeffnung, und beeilte sich, letztere wieder zuzuschließen und jede Spur der vollbrachten That zu entfernen.

Diese Eile erwies sich auch als nicht ganz überflüssig. Denn schon vernahm man in der Ferne Trompetenschall und Trom-

meßklang und in kurzer Zeit waren überall in den Straßen des Städtchens die gefürchteten Preußen mit ihren Püchelhauben sichtbar. Auch dem Graf'schen Hause näherten sich zwei Mann, welche mit auf Herrn Graf's Namen lautenden Einquartierungsbillets versehen waren. Frau Graf empfing die stattlichen Männer mit großer Freundlichkeit, und beim Nachtessen ließ sie sich sogar mit ihnen in ein politisches Gespräch ein und sagte: sie sei nicht damit einverstanden gewesen, daß der Kurfürst dem König den Krieg erklärt habe, aber der habe leider andere Rathgeber gehabt und denen sei er gefolgt. Als die Soldaten die dünne Suppe und die dicke Leberwurst verzehrt hatten, verlangten sie auf ihre Stube. Frau Graf begleitete sie bis zur Thür der Kammer und wünschte ihnen mit sanfter Stimme eine geruhlsame Nacht.

Die tapferen Krieger waren müde und mußten den folgenden Morgen wieder früh auf. Sie legten sich deshalb sofort nieder und der Eine schlief auch alsbald ein. Der Andere, welcher in seiner Heimath Frau und Kinder zurückgelassen hatte, dachte an diese und malte sich in Gedanken die Freude und den fröhlichen Empfang, der ihm bei der bald zu erwartenden Heimkehr vom Kriegsschauplatz bevorstand, aus. Doch endlich siegte auch die Müdigkeit über ihn und gerade wollte der Schlaf seine eisernen Arme nach ihm ausstrecken — da, bum! Nicht an seinem Ohr tönte es schauerlich und dumpf, immer wieder bum! bum! Er horchte und horchte wieder, aber immer wieder vernahm er bum, bum! Er wischte sich die Augen und richtete sich auf; aber bum, bum tönte es immerfort an sein Ohr. Seinen schnarchenden Gefährten jetzt schütteln, fragte er diesen:

„Du, Friedensmaier, hast Du nirgends gehört?“

Friedensmaier fuhr in die Höhe.

„Wo fin sie?“ rief er.

„Wer?“

„Die Baiern sind es nicht. Nun ja, ich hab's man bloß geträumt, aber ich sage Dir, Hubert, ich habe ganz deutlich schiefen gehört: bum! bum!“

„Ja,“ sagte Hubert, „gebumst hat's wirklich, aber das war hier in der Wand.“

„Ei, Du wirst nicht geschwind sein,“ bemerkte Friedensmaier und stieg aus dem Bette. Mit Hilfe eines Taschenmessers und der Waffen wurde das Brett, welches ihnen beim Widerklopfen einen hohlen Raum verrieth und von wo aus der geheimnißvolle Ton kam, losgemacht. Und da lag er vor den staunenden preußischen Soldaten der ganze Graf'sche Reichthum.

Raum war am folgenden Morgen Frau Graf dem ruhelosen Lager entstrichen, als sie auch schon die Preußen oben herunter kommen hörte. Sie schüttelte den noch schnarchenden Gemahl und jischte ihm ins Ohr:

„Hörst Du, Peter, jetzt suchen sie schon herum — ja, suchst und schnüffelt nur, ihr werdet nichts finden; nicht alle Pessen

sind blind und diesmal seid ihr die blinden Preußen. Nicht wahr, Peter, Du freust Dich jetzt auch über meinen geschickten Einfall. Ja, ja, wenn ein Raubthier auf Raub ausgeht, so verläßt es seine Höhle, in derselben ruht es nicht. Horch! jetzt gehen sie in die Küche, — na, jetzt klopfen sie schon an die Stubenthür, nun wollen die Hungerleider gewiß schon zu essen haben.“ Und rasch ging sie an die Thür und rief mit ihrem freundlichsten Tone:

„Meine Herren, entschuldigen Sie gütigst, aber der Kaffee ist noch nicht fertig.“

„Na, machen Sie nur man auf, Madamen,“ ertönte es von außen, „wir wollen ja nichts haben, wir wollen Sie wat bringen.“

„Nach auf! mach auf!“ befahl der Hausherr und fuhr aus seinem Bette und in seine Hosen. Frau Graf trat vor den Spiegel, fuhr sich mit der Hand über Gesicht und Haar und ordnete in aller Geschwindigkeit ihre Morgentoilette. Schnell öffnete sie jetzt die Stubenthür. Da trat herein in gravitätischer Haltung der bärtige Krieger Hubert und trug vor sich auf dem großen, der Küche entnommenen Präsentirteller die gestern in die Wand der Mansarde eingeschlossenen Staatspapiere und Gelbrollen, und hinter ihm schritt der stattliche Friedensmaier, und hielt mit beiden Händen hoch vor sich die alte Standuhr. Wer hat die Geschicklichkeit, die Haltung und den Gesichtsausdruck des Graf'schen Ehepaares bei dieser Catastrophe würdig zu beschreiben? Die Soldaten weideten sich ein paar Augenblicke am Anblick dieser Gesichter, dann nahm Hubert das Wort und redete also:

„Würdiges Ehepaar, wir bringen Sie hier Ihre jedenfalls sehr teuer erworbenen Werthpapiere, damit Sie dieselben besser aufbewahren, denn in der feuchten Wand könnten sie schimmelig werden.“

Wieder betrachtete er und sein Gefährte eine Weile die vor Scham und Erstaunen keines Wortes mächtigen Leute, und dann fuhr er, mit einer genialen Handbewegung auf die Uhr weisend, zu reden fort:

„Daß Sie uns dies alle Zehausse hinaufgestellt, war sehr freundlich von Sie, aber sie schlug gar so schauerlich in der Wand.“

Weder Herr noch Frau Graf rührten sich, um Geld und Werthpapiere in Empfang zu nehmen, es war gerade, als ob ihnen Hände, Füße und Zunge gelähmt wären. Hubert stellte den vollen Präsentirteller und Friedensmaier die Uhr auf den Tisch und der erstere sprach freundlich zu der dem Zusammenstürzen nahen Frau Graf:

„Wir wissen nun, Madamen, daß Sie uns was Besseres vorsetzen können, als Wassertuppe und Leberwurst dritter Qualität; verschließen Sie Ihren Mammon und kochen Sie uns denn einen recht starken Kaffee und ein kräftiges Mittagessen, — Guten Morgen.“

## Die Hauptreligionen der Welt und ihre Stifter.

Quellenstudien von R. Matt.

### VIII.

#### Prosopographie Jesu etc.

**P**ublius Ventulus, welcher Pilatus Vorgänger als Procurator über das jüdische Land und Volk war, soll nachfolgenden Brief an den römischen Senat gesandt haben, bezüglich der Person Jesu.

„In diesen Tagen ist ein Mann unter uns aufgetreten, von großer Tugend, genannt Jesus Christus, der noch unter uns ist. Die Griechen und Heiden nehmen ihn auf als einen Propheten, aber seine Jünger heißen ihn den Sohn Gottes. Er erweckt die Todten und heilt allerlei Krankheiten. Von Statur ist er etwas hoch und angenehm, mit sehr ehrwürdigem Ange-



sicht; so daß, wer ihn sieht, ihn lieben und ehren muß, und doch zur nemlichen Zeit ihn fürchtet. Seine Haare haben die Farbe einer reifen Kastanie, glatt bis an die Ohren, von wo sie nach orientalischem Styl in Locken über seine Schultern fallen. Auf der Mitte des Hauptes ist das Haar geschüttelt nach Art der Nazäer; die Stirne ist glatt und lieblich, sein Angesicht ohne Flecken oder Runzeln, gemischt mit lieblichem Roth; seine Nase und Mund von unbeschreiblich feiner symmetrischer Uebereinstimmung. Sein Bart ist stark, von gleicher Farbe wie die Haare und nicht überlang; sein Blick ist unschuldig und vollkommen; seine Augen grau, schnell und klar. In seinem Gehen und Tadeln ist er schrecklich, im Ermahnen liebevoll und unerbötlich. Seine Unterhaltung ist angenehm, gewürzt mit Ernst. Es kann sich Niemand erinnern, ihn je lachen gesehen zu haben, aber Viele sahen ihn weinen. Sein Körperbau ist symmetrisch schön; seine Sprache gelassen, bescheiden, und seine Rede weise. Er ist ein Mann von außerordentlicher Schönheit, die übrigen Menschen in allem überragend."

Diese Beschreibung diente früheren Malern als Grundidee von der Gestalt des Erlösers und darnach sind die ersten Bilder von ihm gemacht worden.

Die Thatfache der Untersuchung und Hinrichtung Jesu zu Jerusalem wurde von Pilatus an den römischen Senat berichtet, wie folgt:

"Urtheil, gesprochen durch Pontius Pilatus, derzeit Procurator von Galiläa, über Jesus von Nazareth.

Im siebenzehnten Jahre des Kaisers Tiberias, und am 24. Tage des Monats März in der heiligen Stadt Jerusalem; Annas und Caiphas sind Hohepriester und Opferer für das Volk.

Pontius Pilatus, Procurator von Unter-Galiläa, sitzend auf dem Richterstuhl des Prätoriums; verurtheilt Jesus von Nazareth zum Tode am Kreuz zwischen zwei Mördern und Dieben; das große und offenbare Zeugniß des Volkes sagt:

1. Jesus ist ein Verführer.
2. Er ist ein Volksauführer.
3. Er ist ein Feind des Gesetzes.
4. Er nennt sich fälschlich Gottes Sohn.
5. Er nennt sich fälschlich König von Israel.
6. Er hat den Tempel betreten, gefolgt von einer Menschenmasse, die Palmzweige trugen und ihn als König begrüßten.

Verordnet, daß der erste Hauptmann Quirinus Cornelius ihn zum Richtplatz führe.

Verordnet, daß Niemand, reich oder arm, seine Hinrichtung verhindere.

Unterzeichnet von folgenden Zeugen:

1. Daniel, Rabboni, ein Phariseer.
2. Joannes Korobabel.
3. Raphael, Rabboni.
4. Capet, ein Bürger.

Jesus soll zum Struennußthor hinausgeführt werden."

Dieses Urtheil ist eingegraben auf eine Kupferplatte; auf der einen Seite das Urtheil und auf der anderen die folgenden Worte: „Eine gleiche Platte ist allen Stämmen übersandt worden."

Es wurde aufgefunden in einer alterthümlichen Vase von weißem Marmor, bei der Ausgrabung der alten Stadt Aquila, im Königreich Neapel, im Jahre 1850, und wurde entdeckt vom Commissionar der Künste, der französischen Armee. Die Expedition von Neapel nahmte es in eine Schachtel von Ebenholz, in der Sakristei zu Charletem. Die Schrift wurde ins Französische übersetzt von Mitgliedern der französischen Commission, denn das Original ist in der hebräischen Sprache.

Es ist immerhin verstanden, daß wir unter keinen Umständen den forschenden Leser von den heiligen Büchern des Neuen Testaments ableiten wollen, indem wir solche historische Beweise hier aufzeichnen; sondern einfach, um geschichtlich zu ergänzen, was vielleicht sonst den Lesern nicht bekannt worden wäre. Keiner der anderen alten Religionsstifter wurde je so angegriffen vom Feind des Guten, wie Jesus; aber auch keiner hat so die Sünde bloßgestellt und die Welt bestraft um der Sünde willen. Oft schon hat der Unglaube Jesum zu verleugnen und zu vernichten gesucht; mit unehrlichen und schmählischen Waffen bekämpfen sie ihn, aber ihr Zeugniß ist falsch und fadenscheinig. Das Christenthum in seiner Geschichte und Entwicklung ist verbunden und verknüpft mit der Geschichte des römischen Reiches, daß man es nicht aus der Geschichte tilgen kann.

Ein gewisser Redner sagte einst: „Seit achtzehnhundert Jahren besteht ein Land für sich allein, es trogt der Civilisation und dem Fortschritt; es erhält seine Sitten und Gebräuche, ohne zu wissen, warum; es zeugt von Jesu Leben und Wirken, es straft die Verächter Lügner, und beweist, daß die Lehre Christi unumstößlich, sein Leben und Wirken aber unwiderlegbar sind. Es ist Palästina."

## Die Heldenthat eines Rettungsbootes.



Es war am 3. December 1863. Den ganzen Tag hatte der Wind scharf aus NW. geweht, das seit einigen Tagen schwankende Wetter wurde gegen Abend immer schlechter, die Windstöße immer häufiger und ungestillmer. Auf dem breiten und tief ins Meer hineinreichenden Pier (Steindamm) von Ramsgate, einer unfern Dover auf der Halbinsel Thanet hart am Meere gelegenen Stadt, waren viele Leute in ängstlichem Geplauder vereinigt: mehrere dienstunfähig gemachte Fahrzeuge hatten schon heute eine Zustrucht in dem Hafen gefunden. Nachmittags hatte das hier stationirte Rettungsboot eine Fahrt in der Richtung der thürfischen Sandbänke, der Goodwin Sands unternommen und war gegen 7 Uhr zurückgekehrt, ohne ein bedeutendes Resultat

gehabt zu haben, und lag nun ruhig vor Anker, eines neuen Rufes gewärtig. Welches wird der nächste sein?

Um 4 auf 9 Uhr wird dem Hafenmeister von Ramsgate ein Telegramm überbracht. Es wird darin mitgetheilt, daß einige Meilen westlich von Margate das Prince's Light-Ship Signalschiffe und Raketen abfeuerte. In Margate sei der Ort an aus NW. so wüthend, daß weder das Rettungsboot noch ein anderes Boot abfahren könne. Ramsgate solle helfen. Die Ordre ergeht an das Rettungsboot, sich fertig zu machen: zehn Bootsleute, der Gorgswain, und noch zwei Freiwillige bemannt es schnell, auch die Leute auf dem immer bereiten Dampfschleppschiffe „Ald“ sind rasch fertig, und kaum ist eine halbe

Stunde vergangen, so fahren beide miteinander hinaus in die wilde Brandung.

Bechschwarz ist die Nacht. Der starkgebaute Dampfer wird auf- und niedergeworfen von der wuthschäumenden See, bald halb begraben in der hochgehenden Brandung, bald einen Augenblick emporgehoben auf dem breiten Ramme einer ungeheuren Welle. Das Rettungsboot muß sich seinen Weg durch Wogen und Sandmassen fast aushöhlen. Seine beiden Enden sind hoch, die Luftbehälter im Bug und Stern geben ihm die vor dem Untersinken schützende Schwimmkraft. Wenn eine See ins Boot schlägt, wird sie über die niedrigen Seiten herausgerollt oder entschlüpft durch die Ventile im Boden des Bootes. Die Wogen stürzen über den Bug, eine andere erfasst die Seite des Bootes, schreckt es auf und füllt es mit Wasser, während es so heftig und so wild stampft und sich bäumt wie

Sandbänken den grellen Schein lodern der Theerfässer — das sind Nothsignale des gestrandeten Schiffes — sie eilen ihm zu Hülfe. Doch das Boot muß sich von dem Dampfer trennen und in den verzweifelnden Kampf der wildschäumenden, aufwühlenden Wassermassen sich muthig hineintwagen. Es ist ein schweres Stüd Arbeit, aber unerschrocken erstreiten sich die braven Theerjaden ihren Weg zu dem Brack.

Es ist ein Uhr Morgens; von Zeit zu Zeit schimmert der Mond durch Risse in den dunkeln Wolken, die schnell an ihm vorbeizjagen.

Ein großes Schiff liegt fest und unbeweglich am Strande, umraut von dem gräßlich tobenden Wogenbraus, der es vom Vorsteven bis zum Hintersteven schüttelt, wenn er wild darauf lospringt. Der jischende Meereseschaum sprudelt darüber in



ein ausschlagendes Pferd. Aber die tapferen Seeleute kennen ihr Fahrzeug wohl und verlassen sich darauf, und mit festen Händen und starken Herzen fahren sie entschlossen weiter. Doch lange müssen sie fahren, bis sie ihr Ziel erreichen. Das nächste Feuerschiff kann ihnen nur sagen, daß Signale von der Höhe der Shingles Sandbank gesehen worden sind, die man für Nothrufe eines großen Schiffes gehalten hat. Und weiter geht es gegen Wind und Wetter, — immer kein Zeichen eines Schiffes, und immer keine Spur eines Bracks. Sie müssen ihren Weg in dem Sturme förmlich fühlen und streifen ganz dicht an dem Rande der gefährlichen Sandbänke.

Sie halten aber aus, obgleich sie nichts sehen und nichts hören können. Endlich ertönt dumpf ein neuer Kanonenschlag und in der Ferne blitzen Raketen auf. Es sind zwei andere Leuchtschiffe, die zugleich die Nothsignale wiederholen. Sie fahren nun zu dem ersten derselben, dem Prince's Light, und erfahren, daß auf den Girdler Sands ein Schiff gesehen worden sei. Und wieder hinweg, in die Finsternis hinein, ihrer edlen Mission nach. — — Endlich, endlich wird ihre lange, ausdauernde und gefährvolle Fahrt mit Erfolg gekrönt. Als sie dem Girdler Leuchtschiff sich nahen, erblicken sie auf den

allen Richtungen und mischt sich mit den dunkeln Rauchmassen, die in dicken Wolken von den Theerfässern emporsteigen. Alle möglichen Nothsignale werden von der Schiffsmannschaft und den zahlreichen Passagieren gemacht. Es ist ein großes Auswanderungsschiff, der „Füsilier“, das auf der Fahrt nach Australien begriffen war. Der Jammer an Bord ist über alle Beschreibung furchtbar. Da sind Männer und Frauen und kleine Kinder — Engländer, Schotten, Deutsche, — wildes Angstgeschrei, hysterisches Weinen und Lachen verzweifelter Frauen, Wimmern zahlreicher Kinder tönt durcheinander — einige Ruchlose fluchen — andere voll stillen Heldenfinnes stärken ihre Leidensgefährten durch den Ausdruck ihrer freudigen Ergebung, wie durch den Trost ihrer festen glaubensvollen Rede. Unter ihnen eine Frau, die unbekümmert um Sturm und Wellen und Todesnoth mehrere um sich sammelt und mit ihnen aus Gottes Wort liest und betet; und oft wenn die ungestümen Windstöße das Schiff bis in den Kiel erschüttern, mischen sich in sein Gebrüll die Töne eines Chorals und stärken auch Entferntere und lehren sie, von ihrer eigenen Ohnmacht zu dem allmächtigen Arm eines barmherzigen Gottes emporschauen. Und so schleicht Stunde um Stunde dahin



—keine Hülfe, keine Hülfe! Ueber hundert unsterbliche Seelen dicht zusammengebrängt erwarten jeden Augenblick den Ruf, der sie in die Ewigkeit schleubert. Da ertönt ein Zauchzen am Schiffsrande von den ersten, die das naheboot — das „Lebensboot“ erblickt haben, und bald verbreitet sich der Jubelruf über das ganze Schiff. Das Focksegel des Bootes wird gestrichen, der Anker über Bord geworfen; das Kabeltau fliegt ihm entgegen, aber es ist bald zu kraftlos, denn mit einem Ruck bringt es das Boot nur bis auf sechzig Fuß von dem Schiffe heran. Als die Passagiere das Boot anhalten sehen, werden ihre Hilfsrufe immer angstvoller und klingen unheimlich den Bootsleuten entgegen, die das Kabeltau einholen und den Anker aufziehen, bevor sie einen neuen Versuch machen, um Bord an Bord mit dem Schiffe zu kommen. Die See ist so wild und der Anker des Bootes hat so festen Grund gefaßt, daß es lange dauert, ehe sie ihn wieder herausbekommen, so bald es geschehen, segeln sie bis auf fünfzig Faden an das Schiff heran, und werfen dann aufs Neue den Anker über Bord; ein Anholtau wird ihnen von dem Bug, ein anderes von dem Stern zugeworfen, wodurch sie das Boot in ziemlich guter Lage erhalten können, da die Schiffsleute abvieren und anholen, und so das Boot hinlänglich nahe halten, ohne es gegen die Seiten des Schiffes schlagen zu lassen. Endlich sind alle Schwierigkeiten überwunden — sie liegen längsseite des Schiffes — der Capitän und der Steuermann rufen ihnen zu: „Wie viele könnt ihr aufnehmen? — wir haben über hundert an Bord, mehr als sechzig Frauen und Kinder.“ Und hoffnungslos schauen die Passagiere auf das halb im Wogenschaum begrabene Boot, das doch unmöglich eine solche Menschenmenge retten kann! Da ertönt die Antwort herauf: „Ein Dampfboot ist in der Nähe, dahin wollen wir euch alle nacheinander bringen.“ Und zwei Bootsleute klimmen an Bord. „Wer kommt da?“ ruft der Capitän, als die beiden Männer, frische, jugendliche Gestalten, ganz in Wachstaffet gekleidet, blaß und erschöpft von dem langen Ringen mit Wind und Wellen, mitten unter die aufgeregten Passagiere springen. „Zwei Männer vom Rettungsboot,“ ist die Antwort; und die Passagiere drängen sich um sie, ergreifen ihre Hände, klammern sich an sie mit aller Energie, die die Todesfurcht verleihet. Ueber das Gebränge und Gewühl tanzen und flittern die Strahlen der Schiffslampen und des matten Mondscheinens.

Zunächst wächst in der wilden Erregung der nahenden Rettung die Verwirrung aufs höchste: Alles strömt dem Fallreep zu — Mütter schreien laut nach ihren Kindern, Ehemänner trachten ihre Frauen durch die Menge hindurchzuschieben, Kinder werden in dem Gebränge zu Boden getreten. Aber bald gelingt es dem Capitän, einem kräftigen Manne mit stattlichem Vollbarte, sich Gehör zu verschaffen — die Passagiere halten inne und warten auf seine Anordnungen. „Wie viel kann das Rettungsboot aufnehmen?“ fragt der Capitän. „Zwanzig bis dreißig jedes Mal!“ lautet die Antwort. „Es ist eine garstige gefährliche See und Brandung über den Sandbänken; wir dürfen nicht zu viele laden.“

Es wird nun sogleich entschieden, daß die Frauen und Kinder den Anfang machen sollen. Zwei Matrosen werden in Bullen über die Seite des Schiffes herabgelassen, um den Frauen hinunterzuhelfen. Das Boot schwanzt hin und her in dem Tosen der Fluth, obgleich die Leute ihr Möglichstes thun, das Schwingen mit den Schiffstauen, die vom Schiffe zum Bug und Stern des Bootes gehen, aufzuhalten. Fort und fort schwanzt es mit Ungeßüm — bald steigt es auf hoher Wogen Ranke empor, bis auf ein Paar Fuß an das Schiffsverdeck

heran, bald sinkt es in den hohlen Raum zwischen zwei Wellen, oder plötzlich abshwenkend läßt es eine unheimlich gährende Wasserluft zwischen sich und dem Schiffe. Es ist eine schreckliche, gefährvolle Arbeit, die erregten und erschreckten Frauen, darunter recht alte und selbst gebrechliche, in Sicherheit zu bringen. Die Mütter voran! Als die erste an die Fallreepstreppe kommt, schaudert sie zurück. Das Boot hebt sich hoch empor, und sie sieht Männer auf den Duften (Ruderbänken) mit ausgestreckten Armen stehen, bereit sie aufzufangen, wenn sie fällt, und im nächsten Augenblicke ist das Boot in einem dunkeln Abgrunde tief unten und halb bedeckt mit flüchtigem Schaum. Das arme Weib wird über die Schiffsseite gedrängt und hängt nun mitten in der Luft, gehalten von je einem Arme der zwei Matrosen, die über der Seite schweben. Sobald das Boot wieder emportaucht, schreien die Bootsleute: „Los!“ Die zwei Matrosen thun's, aber die furchtsame Frau klammert sich an einen von ihnen mit wahnsinniger Angst. Da springt einer der Bootsleute unten auf, packt sie bei den Fersen, die er gerade erreichen kann, zieht sie herunter, fängt sie in seinen Armen auf, als sie fällt, und sie beide rollen zusammen in das Boot hinein, vor weiterer Gefahr durch die unten im Boote stehenden Männer, die sie auffangen, bewahrt. Viel Umstände können nicht gemacht werden, es gilt ein schnelles, kühnes Handeln, ohne Zögern und Zaudern! Kein Augenblick ist ja zu verlieren — es handelt sich um Leben und Tod. Die zweite Frau springt mutziger und wird ohne Mühe ins Boot befördert. Jetzt steigt das Boot empor, aber nicht hoch genug, es fällt fast zurück und giert ab. Eine dritte Frau wird von den zwei Männern über die Schiffsseite gehalten; sie sträubt sich, die Männer in ihrer unbequemen Lage können sie nicht festhalten und sie entschlüpft ihren Händen, während die tollen Wogen unten tanzen — ein offenes Grab. Aber gerade als sie fällt, giert das Boot wieder ein . . . sie wird von einem der kräftigen Bootsmänner erfaßt — sie ist gerettet. So füllt sich das Boot allmählig. Vom Bord des Schiffes werden den halbbedeckten Frauen Decken zugeworfen. Mehrere von ihnen haben aber die Kälte vergessen und verlangen nur laut nach ihren Kindern. Ein Passagier stürzt wild an die Treppe, ruft „hier! hier!“ und wirft ein großes Bündel in die Hände eines der Matrosen, der es für eine zusammengerollte Decke hält, die der Mann seiner Frau im Boote schicken will. „Hier, Will, fang!“ schreit er und wirft das Packet einem Bootsmanne unten zu, der es mit Mühe fängt und wie vom Donner gerührt ist, als ihm das Wimmern eines Säuglings daraus entgegenklingt, während ein kreischender Aufschrei: „Mein Kind! mein Kind!“ von einer Frau, die ihm das Bündel entreißt, ihn über den Umfang der Gefahr, welche das Kleine gelassen, belehrt. Endlich sind gegen dreißig Frauen und Kinder in dem Rettungsboote — mehr dürfen nicht hinein. Taus los! Unter herauf! Das Boot wird von dem Schiffe klar, und fährt nun zurück zu dem Dampfer.

Die armen Frauen, vor Kälte und Aufregung zitternd, drängen sich zusammen und halten sich an den Bänken, an dem Bootsrande, an einander fest — sind sie wirklich gerettet? Wird die schäumende tosende See sie jetzt nicht erst recht verschlingen? Convulsivisch klammern sie sich mit erneuter Anstrengung an, wenn der Warnungsruf ihrer Retter sie von Zeit zu Zeit daran erinnert, und beugen sich tief, wenn die brechenden Wellen über das Boot streifen, es füllen und alles herauspülen drohen. Doch sie! jetzt richten sie ihre Köpfe empor, und freudiger schlagen ihre Herzen — die Lichter des Dampfers kommen in Sicht, ja leuchten schon ganz in ihrer Nähe. Der



Dampfer legt davor bei, damit das Boot, das unter seine Leeseite kommt, Anker werfen kann; das Rollen des Dampfers, das Schläubern des Bootes, der wilde Windes- und Wogenbraus, dazu die nächtliche Dunkelheit, nur ein wenig durch das Licht der Laternen gebrochen, erschweren die Beförderung der erschöpften Frauen an Bord außerordentlich. Doch geht dieselbe glücklich vor sich; eine der Frauen, kaum oben, will mit Gewalt wieder ins Boot zurück, sie schreit nach ihrem Kinde, die Leute verstehen sie nicht in dem Geheul des Windes, zu Erklärungen ist keine Zeit, und so wird sie schonend, aber entschieden in die Kajüte heruntergenötigt. Und wieder erscheint die zusammengerollte Decke; sie wird auf den Dampfer gebracht, die Leute wollen sie eben in einen Winkel oder zur Seite schieben, da rufen mehrere Stimmen: „Ein Baby in der Decke!“ und nun wird es heruntergebracht und mit einem lauten Freudenausbruch von der weinenden Mutter empfangen. „Gott segne Sie! — Gott segne Sie!“ ruft sie dem Manne, der es gebracht, zu, und dann lobt und preist sie Gott aus vollem überströmenden Herzen. Viele der andern Frauen, die bisher ziemlich ruhig gewesen, lassen jetzt ihren Gefühlen freien Lauf, werfen sich weinend und schluchzend auf den Boden; andere klammern sich an die Matrosen und beschwören sie, ihre zurückgeliebten Männer und Kinder zu retten, während noch andere Gott laut danken für ihre Errettung.

Bald darnach fuhr das Boot wieder zu dem Auswanderungsschiffe zurück und holte eine zweite Ladung Frauen und Kinder, die ebenso, wie die dritte Fahrt, welche die männlichen Passagiere herbeiführte, mit lautem Jubel von den erstgekommenen empfangen wurden. Mehr als drei Stunden hatte es gedauert, die sämtlichen Auswanderer an Bord des Dampfers zu bringen — aber kein einziges Leben war verloren gegangen, sie waren alle, alle gerettet. Der Capitän und die Mannschaft des so erleichterten „Füsilier“ beschlossen, auf ihrem Posten zu bleiben in der Hoffnung, daß wenn der Wind nachzulassen fortführe, die nächste Hochfluth ihr Schiff wieder flott machen würde. Das Rettungsboot blieb ihm indeß für alle Fälle zur Seite. Kaum hatte es jedoch einige Zeit von seiner Arbeit geruht, da wurde es noch einmal zum Dienst ausgerufen.

Die Mannschaft des Dampfbootes hatte nemlich, durch eine Mittheilung der Auswanderer über ein Schiff, das sie kurz vor ihrem eigenen Stranden in großer Noth erblickt hatten, aufmerksam gemacht, nach demselben auf seiner Rückfahrt überall ausgespäht und im Dämmerlichte des anbrechenden Morgens endlich den kleinen Rest eines Wracks an der Nordostseite der Girdler oder Shingle Sands entdeckt. Das Rettungsboot durch Signale zurückgerufen, eilt herbei — die braven Bootleute vergessen die lange Nacht voll Gefahr und Anstrengung, die sie kaum überstanden — sie haben noch mehr zu thun, mit Gottes Hülfe noch mehr Menschenleben zu retten, und mit raschem, kaltblütigem Entschlusse machen sie sich fröhlich und getrost an ihre neue Arbeit, an die Rettung der Mannschaft des „Demerara.“ Um das Wrack zu erreichen, müssen sie über die Sandbänke fahren, — ein ganz ungewöhnlich gefährvolles Unternehmen. Die Sandbänke sind tief ausgespült und erheben sich stellenweise bis zu zwei, drei Fuß, und über diese Erhöhungen muß das Boot nun seinen Weg machen, alle Augenblicke herumgewirbelt von dem tosenden Wasser, das es fast die ganze Zeit untergetaucht hält. Stärker und stärker wird die Brandung, je näher sie dem Schiffe kommen, über das die Wogen hoch fliegen. Sie können nicht anern auf der Windseite und so das Boot allmählig auf das Wrack zusallen lassen — die Lage des Schiffes läßt es nicht zu; es bleibt nichts

übrig, als mit dem Winde geradezu auf die vordere Takelage loszufahren. Es ist das besonders gefährlich, aber es gilt ja Menschenleben um Menschenleben. Die braven Theerjacket zögern nicht, fahren mitten hinein in die schwimmenden Schiffstrümmer, das Boot stößt hart auf die eiserne Unterwinde, die noch an dem Verdeck des Schiffes hängt. Ein Tau wird um das Vordertakelwerk geschlungen und die Schar erschöpfter Seeleute schreien vor Freude, als sie die glücklichen Gesichter erblicken, die ihnen aus dem wüthenden Sturme entgegenkommen. Die Mannschaft, sechzehn an der Zahl, einschließlich des Steuermannes und eines Knaben von etwa elf Jahren, blaß, entkräftet, lassen sich einer nach dem andern von dem Mast ins Boot herab und geben das sturmzerzauste Ueberbleibsel des „Demerara“ seinem Gesichte anheim. Das Boot segelt mit seiner neuen, dem Meere entrissenen Beute dem Dampfer zu.

Es ist beinahe zehn Uhr Morgens, als sie ihn erreichen, von den lebhaftesten Zurufen der Auswanderer begrüßt. Die Frauen bewillkommen mit ausgestreckten Armen die Geretteten und die Retter, eine faßt des Coxswains Hände in die ihrigen, schüttelt sie mit aller Kraft und sagt unter Thränen: „Ich will zum lieben Gott für Sie beten, so lange ich lebe.“ Viele fallen auf ihre Kniee und lassen ihren Dank in feurigen Worten himmelwärts steigen.

Durch die noch immer brandende See fährt der Dampfer mit seiner reichen Ladung in rascher Bewegung seinem Bestimmungsorte Ramsgate zu, wo Tausende seiner warten und ihn mit donnernden Hurrahs empfangen. Hundert und zwanzig Gerettete, Männer, Weiber und Kinder, erwidern mit dankbarem Lächeln die ihnen so warm und herzlich entgegengebrachte Bewillkommung; dann machen sie mühsam ihren Weg aus dem Schiffe auf den Steindamm. Sie sehen trübselig genug aus — einige sind kaum bekleidet, andere in Decken eingehüllt, alle matt und müde, zitternd vor Kälte und Nässe. Aber die warmherzigste Gastfreundschaft der Ramsgater nahm sich ihrer aufs freundlichste an; die Häuser öffneten sich ihnen, reichbedeckte Tische luden sie zum Essen und Trinken ein — Kleider, Stiefel, Hüte zc. wurden um die Wette für sie von allen Seiten herbeigebracht und freigebige Summen collectirt, um sie mit etwas barem Gelde zu versehen. Am anderen Morgen wurden sie auf Kosten der Eigentümer des Auswanderungsschiffes nach London befördert, dort auch von ihnen unterhalten, bis sie in einem anderen Schiffe die unterbrochene Fahrt aufs neue unternehmen konnten. Da am Morgen nach dem Schiffbruche der Sturm aufgehört hatte, war der „Füsilier“ wieder flott geworden, alle ihre Sachen waren gerettet und wurden ihnen per Eisenbahn zugesandt. Bald darnach fuhrn sie ab und erreichten in der gewöhnlichen Zeit ungefährdet Melbourne.

Die unerschrockenen Männer des Rettungsbootes von Ramsgate erhielten jeder zwei Pfund Sterling für ihren heldenmüthigen, fast sechseinstündigen Nachtkampf mit dem Wintersturm, die höchste Belohnung, welche die Regeln der Lifeboat Institution zulassen. Und doch mögen sie die Belohnung noch höher geachtet haben, die ihnen aus den dankbaren Augen so vieler dem Wellengrab entrissener Menschenseelen entgegenleuchtete, nicht zu sprechen von dem freudigen Bewußtsein, vor Gott und Menschen ihre Pflicht treu erfüllt zu haben. Gott schütze und segne euch auch ferner, ihr wackeren Männer der Rettungsboote an Englands wie an Deutschlands Küsten.

(H. R.)



## Der Bahnwärter.

„Und um den Abend wird es Nacht sein.“ Sach. 14, 7.

## VII.

**V**on Werner, dem armen Zuchthaussträfling war zwischen Anna und ihrer Tante noch nie die Rede gewesen. Jede scheute sich, den Namen zu nennen, weil sie wußte, daß die Andere entgegengesetzter Ansicht über denselben war. Um so mehr trauerte Anna im Stillen. Der Gram um den geliebten Gatten nagte an ihrem Leben. Sie las aus jedem Brief, den der treue Mann ihr schrieb, wie trotz seiner Geduld und Ergebung in Gottes Willen das Heimweh nach Weib und Kind und die Sehnsucht nach Freiheit ihn überwältigte. Wenn sie darum so still bei ihrer Näherin saß, mußte sie stets an ihn denken, und unwillkürlich neigte sie das Leinen ihrer Tante mit ihren Thränen. Es zeigte sich auch nirgends ein Licht, eine Aussicht auf Befreiung. Alles war dunkel und still, wie das Grab, das sich über dem Fremden geschlossen hatte.

Da kam plötzlich die alte Geschichte wieder auf alle Lippen durch einen Brief, den der Bürgermeister aus Frankreich erhalten hatte und mit dem er sehr wichtig that. In dem Schreiben hieß es: „Vor Jahr und Tag sei der Rentier Jean Jaques Lefebvre aus Dijon, ohne seinen Freunden und Verwandten Mittheilungen zu machen, plötzlich abgereist und nicht zurückgekehrt. Er hätte solche Reisen oft gemacht, und man hätte darum Anfangs nichts Auffallendes darin gefunden. Erst als fortwährend Erkundigungen nach ihm von seinen Geschäftsfreunden einliefen, mit denen er sonst auch auf Reisen die Verbindung unterhielt, habe man an ein mögliches Unglück gedacht. Man habe ihn darauf in allen Zeitungen ausgeschrieben, aber vergeblich. Zuletzt sei man auf den Gedanken gekommen, ob er sich nicht nach dem Bergwert bei B. gewandt habe, von dem er theilweise Besitzer sei. Er hätte schon öfters von dieser Reise gesprochen und auch einige Tage vor seiner Abreise einen Brief dorthin abgeschickt. Nun habe man in Erfahrung gebracht, daß in jener Zeit dort ein Mord geschehen sei, aber Näheres wäre nicht bekannt geworden. Es gingen also ihre Erkundigungen dahin: Ob die Person des Ermordeten festgestellt sei oder ob irgend Etwas sich vorgefunden habe, woraus man dieselbe allenfalls ermitteln könne; ob man des Mörders habhaft geworden und ob vielleicht durch ihn oder dessen Familie Etwas zu erfahren sei.“

Der Bürgermeister schrieb als Antwort: „Es sei trotz den sorgfältigsten Nachforschungen über die Person des Ermordeten Nichts ermittelt worden. Der Mörder säße im Zuchthaus, aber von ihm sei nichts zu erfragen, da er vorgabe, unschuldig zu sein. Die Vermuthung, daß der Ermordete Herr Lefebvre sei, wäre darum falsch, da der Herr Bergdirector, der doch den Herrn Lefebvre kenne, die Leiche besichtigt habe, ohne sie zu erkennen.“ — „Trotzdem erschien nach etlicher Zeit ein Advokat aus Dijon, um weitere Nachforschungen anzustellen. Er verschwendete große Summen Geldes. Er fragte auch Anna, von der es hieß, sie besitze die Schätze des Ermordeten. Er ging auch in das Zuchthaus zu Werner, mußte aber zuletzt wieder unverrichteter Sache abziehen. Es war eine Zeit lang ein großes Geschrei über die Geschichte in der Gegend, aber ebenso schnell war es auch wieder vergessen, zumal in diesem Jahre der Krieg Preußens mit Oesterreich und seinen Verbündeten ausbrach und man dadurch wichtigere Dinge zu besprechen bekam.

Der Krieg hatte auch Einfluß auf das Bergwert; nicht, daß etwa die Arbeit eingestellt wurde, es fing nur an, an Arbeitern zu mangeln, da alle jungen Leute zum Heere einberufen worden waren. Die Schreibstube stand ganz leer, der junge Herr Quast war noch der einzige, zurückgebliebene Bergschreiber; an Schreibereien fehlte es dagegen nicht.

In der Verlegenheit wandte sich der Direktor an den jungen Lehrer, ob er vielleicht Aushilfe leisten wolle. Der wies es jedoch rundweg ab. Dagegen schlug er den tauben Fritz Werner vor, der augenblicklich in den Ferien zu Hause sei und eine wunderschöne, fließende Hand schreibe.

Dem Direktor war eigentlich das Bübchen nicht recht, aber die Noth bricht Eisen. Es wurde Fritz durch den Lehrer der Antrag gestellt, er solle gegen angemessene Vergütung eine Zeit lang auf der Bergstube schreiben. Fritz nahm es mit Freuden an, jedoch fast noch freudiger seine Mutter, da diese hoffte, daß ihr Sohn auf diese Weise vielleicht eine Stellung fürs ganze Leben gewänne.

Der verständige und geschickte Knabe hatte bald eine ziemliche Fertigkeit in den ihm vorgelegten Arbeiten erlangt. Was er schrieb, war eben so hübsch, als gründlich und sauber. Der Direktor freute sich über die wirkliche gute Acquisition, und selbst der Herr Quast ließ sich herab, ihm Lobspprüche zu spenden.

„Man merkt schon die gute Schule und den braven Direktor,“ sagte die Frau Brendel.

Man sollte die gute Schule bald noch mehr merken.

Der Bergdirector war, so lange der französische Advokat in der Gegend herumschnüffelte, in einer höchst befremdenden Unruhe gewesen. Seine Umgebung, die seinen veränderten Zustand merkte, hatte ihn öfters gefragt, ob er krank sei. Er hatte aber stets kurz und barsch geantwortet: „Ah, Bah!“ und sich abgewandt. Als endlich der Advokat seine nutzlosen Forschungen aufgab und abreiste, athmete er wieder auf. Denselben Abend thaten er und sein guter Freund, der Bergschreiber Quast, einen schweren Trunk in lauter Champagner. — „Jetzt sind wir endlich einmal die versch. . . . Geschichte los,“ hatte damals der Direktor gesagt. „Das mußte noch kommen, darauf habe ich lange gewartet. Jetzt ist Alles gut.“ Als später der Krieg ausbrach, hatte der Direktor gemeint: „Der hat auch sein Gutes. Der verwischt die letzten Spuren.“

Aber es ging doch nicht so, wie der Direktor gemeint hatte, er war ein schlechter Prophet. Die Geschichte war nicht aus, sie fing erst an.

Es war ein prächtvoller Sommernachmittag. Der Direktor rauchte in der kühlen Schreibstube seine Cigarre und theilte Quast die letzten Kriegseignisse mit. „Man ist so gespannt,“ sagte er, „man kann fast den Postboten nicht erwarten.“ In demselben Augenblicke trat der Postbote herein. Er hatte außer Zeitungen nur einen Brief. — „Dijon“ las der Direktor auf dem Postzeichen; sein Herz klopfte in großer Beklemmung. Er war schon bleich, als er den Brief öffnete, aber als er ihn gelesen hatte, wurde er noch bleicher. Er reichte den Brief ohne ein Wort zu sprechen, dem Bergschreiber Quast. Auch dieser wurde bleich. Sie stierten sich eine Weile an, wie ertappte Verbrecher. Man hätte in diesem Augenblicke wohl ein Rainzzeichen auf ihrer Stirne erblicken können.

Fritz, der gerade von seiner Arbeit aufschaute, erschrak über

diese Gesichter und verfolgte von da an alle ihre Bewegungen mit scharfen, mißtrauischen Blicken.

Zuerst erholte sich der Bergschreiber Quast. „Wir sind rechte Hasenfüße,“ sagte er, „vor einem raschelnden Laub so zu erschrecken.“

Was ist's denn nun, wenn der „berjoffene“ Lorenz Fuhr, der längst zum „Hallenbuben“ herunter gesunken ist, dem Dijoner Advokaten schreibt, er wolle ihm für tausend Thaler die Quelle verrathen, wo er erfahren könne, ob der Ermordete der Herr Lefebre sei? Ich glaube gar nicht, daß der Kerl, der Fuhr, etwas Bestimmtes weiß. Es ist so ein Planmacher, und wenn er Etwas weiß, so haben wir ihn ja jetzt in der Hand und können die Sache beliebig unterdrücken.“ Mit einem widerlichen Grinsen fuhr er fort: „Es war eine wahre Fügung des Himmels oder besser der Hölle, daß der Advokat sich gerade an Sie um Rath und Auskunft gewandt hat. Wir haben wahrhaftig mehr Ursache, uns über unser Glück zu freuen, als uns zu ängstigen.“

Aber was der Fuhr eine Courage hat, verlangt tausend Thaler. So viel habe ich für die blutige That selbst nicht bekommen. Allein ich merke auch, ich war zu einfältig, ich werde wohl noch ein Paar tausend Thaler bekommen!“ Seine Augen ruheten bei dieser Frage mit einem höchst boshaften Ausdruck auf dem Direktor.

„Unser Handel ist fertig“ sagte dieser, wie aus tiefem Sinnen erwachend. „Sie haben mich schon über viertausend Thaler gekostet und ich bin des ewigen Geldforderns müde.“

„Das klingt freilich aus einem ganz andern Tone,“ höhnte Quast, „als damals, wo man die großen Veruntreuungen gemacht hatte und der gestrenge Herr Lefebre nahete, und das Zuchthaus in Aussicht stand. Damals hieß es: „Ach lieber Herr Quast, helfen sie mir doch! Sie sind der einzige Mensch, der helfen kann. Ich bin unrettbar verloren. Ich theile Alles mit Ihnen, rechnen Sie auf meine Dankbarkeit!“ Jetzt heißt es kurz: „Unser Handel ist fertig.“ Aber ich kann Sie versichern, Herr Direktor, ich thue keinen Schritt in der neuen Angelegenheit, bis ich ein paar tausend Thaler auf dem Tische sehe.“ Der Direktor war feuerroth geworden vor Zorn und Scham; aber seine Angst war noch größer, als sein Zorn. Der kaltblütige Schurke vor ihm, kannte ihn. „Sie sollen das Geld haben,“ sagte er, „aber jetzt erzählen Sie mir einmal ausführlich, wie Lefebre angekommen ist, damit ich weiß, ob ich mich vor dem Fuhr wirklich zu fürchten habe.“

„Die Geschichte können Sie haben,“ sagte der Bergschreiber mit einem gewissen Trost. „Die hätte ich Ihnen schon gleich damals erzählt bis zu den größten Einzelheiten, aber Ihre Nerven waren zu sehr angegriffen. Sie konnten noch nicht einmal die Namen „Lefebre“ oder „Werner“ hören, geschweige denn die blutige That selber, ohne daß sie in Ohnmacht fielen.“

In diesem Moment machte Fritz unwillkürlich eine Bewegung. Der Direktor fuhr herum und schaute in die blitzenden Augen und das hochgeröthete Gesicht des Knaben.

„Wir sind verrathen,“ schrie er, „der Bube hat Alles gehört.“

Er suchte nach einer Waffe, um Fritz niederzuschlagen und unschädlich zu machen; aber der Bergschreiber faßte ihn mit eisernem Griff am Arm: „Sind Sie denn wahnsinnig geworden,“ sagte er mit vor Wuth zitternder Stimme. „Ihre verdammte Angst bringt noch Alles an den Tag. Das ist der Fluch, wenn man sich mit so feigerzigen Püppchen einläßt. Wissen Sie denn nicht, daß der Bube stotklaub ist? Sehen

Sie einmal, wie er da sitzt und schreibt, ob der Etwas gehört hat.“

Der Direktor fing an, sich zu schämen, indem er jetzt die völlige Unmöglichkeit einsah, daß sie Fritz gehört habe. „Aber Sie hätten sein sprechendes Auge und seine glühenden Wangen sehen sollen,“ sagte er.

„Der Knabe hat an sich ein feuriges Auge, und wenn demselben hier in der heißen Stube die Backen roth werden, ist es fürwahr kein Wunder,“ sagte Quast in kaltem Tone.

„Aber Sie wollen ja die Geschichte von der Ermordung Lefebres hören?“

Ein Beben lief dem Direktor über den ganzen Körper.

„Nun denn,“ sagte er, „aber hier in der Fensterbrüstung und mit leiserer Stimme.“ Fritz lugte einmal über das Papier, ob er noch beachtet würde, und merkte, daß die Beiden noch günstiger für ihn stünden, als vorhin, indem das Licht besser auf ihre Lippen fiel.

„Lefebre,“ begann der Bergschreiber, „hatte, wie Sie wissen, zehn Uhr Abends als die Stunde seiner Ankunft in seinem Briefe angegeben. Ich ging, wie verabredet, an den Bahnhof, um ihn in Ihrem Namen abzuholen, weil Sie verhindert seien. Ich hatte mich so gut vermunnt, daß ich meinem Vater, der mir begegnete, um in den Wald zu gehen, unkenntlich war. Obendrein hatte ich eine Blendlaterne angezündet, da es dunkel war und der Mond erst später aufging.“

Nach Ihrer Beschreibung erkannte ich den Mann leicht. Ich sagte ihm in meinem schlechten Französisch, daß ich ihn auf das Bergwerk bringen sollte. Wir hätten, wie das ja auch wahr ist, etwa eine halbe Stunde Flußaufwärts zu gehen, dort sei eine Fährre, um uns über den Fluß zu bringen, und bräuen stünde ein Wagen für uns bereit. Ich trat, nachdem ich das Gepäck aufgenommen, sofort mit ihm in den Schatten des Hauses, um mich den Blicken der Bahnbeamten zu entziehen. Und sie haben ja auch wirklich nichts gemerkt, zumal an diesem Abend ziemlich viel Fremde ausstiegen, die im nahen Hotel sich einlogirten. Wir schritten den einsamen Waldbpfad dahin, der so steil in den Fluß abfällt, es war kein Mensch weit und breit. Ich hätte ihn in den Fluß stoßen können, ich hätte ihn erdolchen können, denn ich trug Dolch und Revolver bei mir. Aber ich vermochte es nicht über mich, eine unsichtbare Gewalt hielt mich zurück. Ich dachte an die Klemme, in der ich saß, an meine Schuldenlast und sagte mir: „Ein Druck deiner Hand, ein Stoß und du bist Alles los.“ Aber es war mir, als wenn meine Hände von Blei wären. Auf diese Weise kamen wir weiter und weiter. Ich sah schon das Licht am Fährmannshause durch die Gebüsche blitzen, ohne daß ich Etwas versucht hatte. Ich verwünschte meine Unschlüssigkeit. Aber jetzt war es zu spät. Man konnte hier Nichts mehr unternehmen, ohne bemerkt zu werden, ich fing an, Alles aufzugeben. Da erblickte ich den alten Stollen, der schon seit Jahren nicht mehr gebaut wird und der an der düsteren Schlucht seinen andern Ausgang hat. Vielleicht bietet sich dir dort eine Gelegenheit, dachte ich. Jedenfalls würde er dort am besten verschwinden, nie käme er wieder ans Tageslicht; aber wie bringst du ihn hinein? Ein finsterner Stollen ist nicht Jedermanns Sache. Ich trat auf ihn zu und sagte: „Da der unterirdische Gang führt uns rascher ans Ziel, aber sie haben den Muth nicht?“

„D gewiß, gewiß,“ rief er, „nur voran.“ Wir gingen eine gute Viertelstunde, da wandte ich mich, um ihn voran zu lassen, indem ich vorgab, er ginge dann besser. Aber ich hatte durch die Gedanken, die in mir auf und abwogten, zu lange



gezügert. Er war mißtrauisch geworden. „Boran!“ rief er, und sein gespannter Revolver blühte mir entgegen. Er hatte mich nun selbst in der Gewalt. Ich wollte Entschuldigungen vorbringen, als hätte ich durch einen Seitengang mich geirrt. Aber er hatte nur das eine Wort: „Boran!“ und ließ sich auf kein Gespräch mehr mit mir ein. Wir gingen eine, auch zwei Stunden, ich weiß es nicht. Mir wurde selbst Angst. Endlich sahen wir die mondbeglänzte Nacht in den finstern Stollen hineinleuchten und nach einigen Schritten traten wir ins Freie. Lesebre athmete tief auf, aber er ließ mich nicht aus den Augen. Erst, als er das Wachthäuschen auf dem Eisenbahnndamm erblickte, vergaß er einen Augenblick die Vorsicht, er glaubte sich wahrscheinlich in der Nähe von Menschen. Diesen Moment benutzte ich, um meinen Schutz zu thun. Es war zwischen uns ein Ringen auf Leben und Tod. Das hat mir leichter über die That hinausgeholfen.

Ich war in den Stollen zurückgetreten. Er hatte noch ein paar Mal gerufen: „o mon Dieu! o mon Dieu!“ und ich dachte Werner sei in der Nähe und hätte Etwas gehört; aber als sich Nichts rührte, entfernte ich in Ruhe Alles von dem Tobten, was ihn hätte kenntlich machen können. Darauf ging ich meinen Weg wieder zurück. Da könnte allenfalls der Fuhr Etwas gemerkt haben. Denn ich sah, als ich aus dem Stollen heraustretete, eine Gestalt über den Weg taumeln. Doch das will ich bald heraus haben, das kostet höchstens eine halbe Maas Branntwein.“

Der Bergschreiber hatte seine Geschichte in einem Tone erzählt, als verlangte er Anerkennung seiner Umsicht und seines Selbstenmuthes, denn er war vielmehr stolz auf seine blutige That, als daß er sie bereute. Aber der Bergdirektor empfand ein wahres Grausen vor dem entsetzlichen Menschen, der auf dem Weg zum Morde bei der Begegnung seines Vaters nur an seine Vermummung dachte, der in dem Augenblick, als ein Mensch wieder aufathmete, einer schrecklichen Gefahr entronnen zu sein, ihm kaltblütig mitten durchs Herz schießt und der hernach ohne Angst und Haarsträuben den grauenhaften, zweifelhafte Weg zurückgeht, den er eben sein Opfer geführt hatte.

Aber hatte der Bergdirektor ein Recht zu diesem Grausen?

Wer ist am Ende schlechter, der schwarzherzige Schurke, der den Mord veranlaßt und wünscht und den Hauptvorthail davon zieht, aber zu feige ist, die That zu thun, oder der blutträuende Bissetrichter, der wohl das Opfer schlachtet, aber auch den Muth hat, ihm in die Augen zu sehen und eine persönliche Gefahr zu übernehmen? Wer will hier die schmale Linie des Unterschiedes ziehen?

Sie tragen Beide das Rainszeichen an der Stirn. Das Blut des ermordeten Menschen-Bruders schreit gegen Beide gen Himmel hinauf. Und das Gericht des Himmels kommt. Es ist näher, als sie glauben.

Das Erste, was der Bergdirektor nach der schrecklichen Erzählung seines Genossen that, war, daß er nach Fritz hinüberschielte. Er fand ihn über das Papier gebeugt eifrig schreibend.

„Es wird das Beste sein,“ sagte er darauf zu Quast, „wenn Sie wegen des Lorenz Fuhr gleich Schritte thun. Ihr Geld finden Sie den Abend bei mir, wenn Sie Bericht erstatten; den Jungen wird man wohl heimschicken?“

Er war völlig beruhigt über Fritz; die Tauben hören nicht, dachte er.

Die Tauben hören nicht; sie sehen aber. Sie hören mit den Augen. Fritz hatte gerade genug mit den Augen gehört, und wenn der Direktor noch einmal aufmerksam

in dessen jetzt bleiches und furchtbar aufgeregtes Gesicht geblüht hätte, wäre er nicht so beruhigt heimgegangen. Fritz hatte nicht Alles Wort für Wort verstanden aber er wußte jetzt, wer die Mörder waren und wie der Ermordete in die düstere Schlucht gekommen war.

Die gewaltige Anstrengung jedoch, die es ihm gekostet hatte, um unter der furchtbaren Aufregung ruhig zu bleiben, war fast zu viel gewesen für seine jugendliche Kraft. Als er vor die Thüre ins Freie kam, schwindelte ihm und ward ihm weh zum Sterben.

Er dachte auch, er müßte sterben. Zugleich mit diesem Gedanken erfaßte ihn die Angst, nun erfahre Niemand, wer die Mörder wären. In dieser Angst lief er vorwärts, er lief den Berg hinauf und den Berg hinunter; er lief wie ein gehetztes Wild. Auf einmal stand er daheim in der Stube, da wollte er den Mund aufthun und sprechen. Aber da war es, als fiele die Decke auf ihn, er stürzte ohnmächtig auf den Boden.

Anna that einen lauten, herzerreißenden Schrei und fiel fast ohnmächtig über ihn. Dagegen war die Frau Brendel schnell mit Essig und Wein bei der Hand. Der Knabe schlug auch bald wieder die Augen auf, aber er kam nicht recht zu sich. Als man ihn in das Bett brachte, durchzitterte ihn ein Fieberfrost nach dem andern. Man vermuthete, er hätte einen kalten Trunk gethan und goß ihm tüchtig Thee ein. So kam er in einen gehörigen Schweiß.

Der Doktor, nach dem man geschickt hatte, war nicht zu Haus und erschien erst am nächsten Morgen.

Er untersuchte den Kranken genau, und sagte dann: „Er wolle Nichts weiter verschreiben. Sie sollten den Jungen nur einfach im Bett halten, er bekomme die Masern.“

„Die Masern?“ fragte Anna ungläubig, „die hat er ja erst gehabt. Und es bekommt sie ja doch Niemand zweimal.“

„Er bekommt die Masern,“ sagte der Doktor, und entfernte sich.

Raum war derselbe fort, als die Hitze des Kranken sich wieder vermehrte. Er begann irre zu reden und wollte aus dem Bett. Nur mit der größten Gewalt konnte man ihn halten.

„Ach Gott, hätten wir noch einmal den Doktor zurück,“ weinte Anna.

„Was willst du mit dem wüsten Gast?“ sagte die Frau Brendel, „der würde dir doch nichts Anderes sagen, als „er bekommt die Masern.““

„Das sind ja doch die Masern nicht,“ schluchzte Anna. „Das ist Hirnentzündung oder Nervenfieber. Ach Gott, ach Gott! Fritz stirbt. Ach—Ach—“

So weinte und klagte das arme, blinde Menschenkind, während Gott schon daran war, die Wolken, die über seinem Leben hingen, zu entfernen und den ganzen Sonnenglanz seiner Gnade über dasselbe auszugießen, reich und herrlicher, als es nur zu ahnen wagte.

Der Doktor hatte doch recht gehabt. Auf einmal war der ganze Körper des Knaben mit Masern bedeckt. Allein sie blieben nur einen halben Tag, dann fiel der Kranke in einen tiefen, festen Schlaf, während ihm aus den Ohren eine gelb röthliche Flüssigkeit auslief.

Es war der dritte Morgen seit seiner Krankheit. Da erwachte Fritz plötzlich munter und gesund. Er setzte sich auf und schaute sich um, da saß seine Mutter auf dem Stuhl vor dem Bett, wo sie schon die Tage und Nächte vorher gesessen hatte, den Kopf tief hinabgesunken und schlief. Aber—es fuhr dem Knaben wie ein elektrischer Schlag durch den Körper—hörte er nicht draußen die Vögel pfeifen? Hörte er nicht die

Uhr knacken? Sollte er wieder hören? Ach es mußte Täuschung sein. Jetzt hob die Uhr aus zum Schlagen, er wollte warten, bis sie schlug, hörte er das, dann mußte es wahr sein. Er horchte wieder, und wirklich jetzt schlug sie. Er hörte es.

„Mutter, Mutter!“ rief er, „ich höre wieder.“

Anna erhob sich, als wenn sie geträumt hätte. „Fast du Etwas gesagt, mein Kind?“

„Ja Mutter, ich sagte dir, daß ich wieder höre.“

„Du hörst, was ich sage? Du verstehst mich?“ fragte in der höchsten Spannung Anna.

„Ja freilich höre und verstehe ich dich, Mutter.“

„Soll es denn wirklich wahr sein, Fritz?“ rief sie mit leuchtenden Augen, ihren Sohn küssend und umarmend.

„Ja es ist wahr, lieb Mütterchen, es ist wirklich wahr.“

„Dann bete, und danke Gott!“

Sie selbst fiel auf die Kniee und schluchzte und betete: „Ich arme Sünderin bin viel zu gering der großen Barmherzigkeit und Treue, die du Herr an mir gethan hast.“

Aber plötzlich erhob sie sich. „Tante! Trine!“ rief sie die Treppe hinunter, „der Fritz hört wieder, kommt schnell herauf.“

Die Frau Brendel war so schnell gelaufen, daß sie für fünf Minuten ihren sämmtlichen Athem verbraucht hatte.

„Ei, ist es denn wahr?“ rief sie, als sie wieder zu Athem kam. „Hörst du Alles, was gesprochen wird Fritz?“

„Ja ich höre Alles, was du sagst, Tante, und danke dir für das, was du schon an mir gethan hast.“

„Komm an mein Herz, Goldjunge,“ rief sie, dann entfernte sie sich eilend ans Fenster. Sie wollte die Thränen nicht sehen lassen, die sie weinte, und nicht das Gebet merken lassen, das sie zu Gott hinaufschickte.

Die Trine kam nicht aus dem Lachen und Weinen heraus, und die Schürze nicht von den Augen.

„Ich habe noch etwas Freudiges,“ sagte Fritz, „aber das muß noch Geheimniß bleiben, bis Alles fertig ist.“

„Was hast du denn noch, Junge?“ fragte die Frau Brendel.

Fritz erzählte, was er auf der Schreibstube des Bergwerks erlaucht hatte, und wie er durch die furchtbare Aufregung krank geworden sei.

„Das ist Gottes Gericht!“ rief die Frau Brendel aufs Tiefste erschüttert. „Wie wunderbar Alles! Man meint, man sähe Gottes Hand. Wie fein hatten's die Hallunken gesponnen; aber Gott bringt's an die Sonnen. Und schämen sich die Kerls nicht, da herum zu laufen und den Feinen zu spielen und sich wohl sein zu lassen und lassen einen braven Mann im Zuchthaus schmachten und machen eine Familie unglücklich. Aber wartet, euch Schufsten soll die Larve vom Gesicht gerissen werden.“

Anna war ganz fassungslos vor Freude. Sie meinte, sie müßte sterben vor Glück, wenn sie daran dachte, daß jetzt alle Schuld von ihrem guten Manne genommen sei, und er wiederkehren dürfte in den Schooß seiner Familie. Sie betete und weinte und weinte und betete. Ihre Thränen waren zahllos. Man meinte, die ganzen Eisberge und Schneemauern ihres Kummer's schmelzen jetzt in einer großen Ueberschwemmung hinweg. Sie sagte, so müßte es wohl den Engeln sein im Himmel, für Menschen sei es zu viel.

Wieder hält der Jacob Elbert mit seinem Schiffe an dem Ufer des Bergmannsdörfschens. Wieder geht die Frau Brendel, Fritz im Schlepptau, über das schwankende Brett. Wieder ist der Hirschwirth artig und fährt das grüne Wägelchen langsam nach dem Landstädtchen, wo das Taubstummeninstitut ist. Aber das grüne Wägelchen fährt leer zurück, und

vom Taubstummeninstitut fährt eine Chaise weiter. In der Chaise sitzen aber drei: Die Frau Brendel, Fritz und der Direktor des Taubstummeninstituts. Sie fahren nach der Hauptstadt des Bezirks. Die Chaise fährt auch wieder leer zurück.

Und nun geschieht ein Wunder. Auf dem Bahnhof der Hauptstadt steigt die Frau Brendel in einen Eisenbahnzug, und in dem Bahnhof in der Nähe ihrer Heimath steigt sie wieder aus.

Es steigen aber auch etliche Gensdarmen und Gerichtspersonen mit ihr aus. Und während sie mit Fritz, und dem Institutsdirektor nach ihrem Dörfchen geht, eilen diese auf das Bergwerk.

Der Bergwerksdirektor schaut zum Fenster hinaus und bläst den blauen Rauch seiner Cigarre in prächtigen Ringeln in die milde Abendluft. Er ist wieder ganz ruhig.

Der „Hallenbus“ Lorenz Fuhr hatte nur einen schwachen Verdacht. Der Bergschreiber Duast hat es verstanden, ihm diesen zu nehmen und ihn dabei noch so zu ängstigen, daß derselbe nie wieder seinen Mund aufthut. Jetzt kann er wieder ruhig sein, ganz ruhig.

Warum ist er aber auf einmal so unruhig? Warum wird sein Gesicht so schredensbleich? Sind es die Gensdarmen, deren Helmspitzen im Abendsonnenschein leuchten, die ihm solche Furcht einjagen? Psui, was braucht ein Bergwerksdirektor die Gensdarmen zu fürchten?

Aber sein Gesicht wird immer bleicher. Wilde Angst, Todesangst verzerrt seine Züge.

Die Gensdarmen haben die Zugänge der glänzenden Herrschaftswohnung besetzt. Sie sind in die Schreibstube gedrungen und haben den sich sträubenden Bergschreiber Duast gefesselt hervorgeholt.

So lange hat der Direktor gewartet. Jetzt verläßt er mit einem dumpfen Schrei das Fenster. Schon hört man Tritte auf der Treppe, da bringt ein scharfer Knall aus dem Zimmer. Die Thüre wird aufgerissen, der Direktor liegt da in seinem Blute.

Noch raucht die Cigarre am Fensterbrett, die er sich so ruhig angezündet, und nun liegt er in seinem Blute. Aber es war noch Leben in ihm. Das mußte erhalten werden. Es wurde ein nothdürftiger Verband angelegt und nach einem Arzte geschickt.

Als der Arzt kam, war der Direktor wieder bei Bewußtsein. Allein der Arzt entschied, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe.

Der Patient verlangte darauf ein offenes Geständniß abzufragen und wünschte einen Geistlichen. Er erzählte von seinem Leichtfinn, von seinem wilden Leben, von seinen Veruntreuungen, und wie er die Gesellschaft, der das Bergwerk gehöre, um bedeutende Summen betrogen habe.

Er erzählte weiter von seiner Verlegenheit, von dem Argwohn, den besonders der Herr Lesebre gegen ihn gefaßt, von dessen Reise zum Bergwerk. Dann erzählte er von seiner Angst vor dem Zuchthaus, wie er sich dem Bergschreiber Duast, einem wilden verworrenen Gesellen, anvertraut, wie sie zusammen den Mord Lesebres beschlossen und wie ihn der Duast ausgeführt habe. Als er den blutigen Lob seines Gewerks herrn erwähnte, verdrehten sich seine Augen, ein Blutstrom kam aus seinem Munde und er war eine Leiche.

Man hätte kaum noch weiteren Zeugnisses gegen den Bergschreiber Duast bedurft. Allein es wurden auch noch Lorenz



Fuhr und der alte Förster Duast zum Zeugenberhör herbeigeholt.

Der alte Förster Duast lag schon im Bette. Mein er wurde ohne Barmherzigkeit geweckt und ihm der Befehl kundgethan, augenblicklich vor dem auf dem Bergwerk weilenden Gericht zu erscheinen.

Aber er legte nicht mehr viel Zeugniß ab. Als er seinen

Sohn als Mörder angeklagt, gefesselt und gefangen sah, rief er: „Es lebt ein gerechter Richter im Himmel. Ich habe fälschlich den Werner des Mordes bezüchtigt. Ich wußte, daß er unschuldig war.“

Nach diesen Worten brach er todt zusammen. Der Schlag hatte ihn gerührt.

(Schluß folgt.)

## Das Grab in Asante.

**A**s ist doch das für ein seltsamer Zug  
Im blutgetränkten Asante?  
Es gibt ja Mord und Jammer genug—  
Doch hier ist was Neues im Lande!

In Lumpen gehüllt drei Weiße geh'n:  
Der Vater trägt Palmengesflechte,  
Der Mutter perlt im Auge die Thrän',  
Den Strauß hält des Freundes Rechte.

„Hast viel gelitten, mein süßes Kind,  
Das jezt Palmzweige umschlingen.  
Wenn einmal ich dich wiederfind,  
Wirft fröhlich die Palme du schwingen.  
Die ganze Erde ist doch des Herrn.  
Getrost! Ruh' hier denn im Frieden!  
Auch uns ist schon, nah oder fern,  
Die Ruhstatt in Jesu beschieden!“—

So lange noch plaudert der liebe Mund,  
War alle die Trübsal versüßet:  
Der schreckliche Marsch auf brennendem Grund,  
Wo selten ein Ruheplatz grüßet,  
Der Treiber Gebrüll und des Hungers Zahn,  
Die Blöße, die wunden Beine,  
Die Thränen und Seufzer himmelan  
Für die zerstörte Gemeinde.

Sie konnten einst fliehen und flohen nicht,  
Sie wollten mit Jesu stehen;  
Noch lebet die Kraft, die auch im Gericht  
Uns läßt auf Hoffnung säen.  
Zwei Monde schon schleppen die Feinde hin  
Gefangen die Missionare:  
Sie sollen zur Mördergrube zieh'n,  
Zum blutigen Fürst Kare-kare.

Nun rastet man doch. Der Kleine ruht  
Hinstirbend unter Bananen.  
Es fehlt ihm die Milch, es fiebert sein Blut—  
Ach! lange schon quälte dies Mnen.  
Noch lächelt er müde den Eltern zu,  
Als fände er hier die Dase,  
Sie freuen in Thränen sich doch der Ruh  
Im Negerdorf Totorase.

Da wundert sich auch der schwarze Heib':  
Wie seltsam! Was treibet die Christen,  
Daß ferne vom Vaterland, ferne von Freud'  
Sie einsam im Elend hier nisten?—

Ach! spüret ihr etwas von himmlischer Lieb?  
Schon öffnet auch euch sie die Thore!  
Der Feind ward erweicht, und Rührung trieb  
Die Fürstin vom nahen Sokore.—

Die Dulder aber scheiden vom Grab,  
Gegürtet für weiteres Leiden.  
Sie haben geopfert die liebste Hab—  
Nichts soll sie vom Lande nun scheiden!  
Kein Denkmal ziert das bethrante Beet,  
Doch hauchet die Stimm, die bekannte,  
Vom Grabe lebendig in jedes Gebet:  
Hinsort gedenkt an Asante!

Und tiefer noch gehet's an Greueln vorbei,  
An Sümpfen, an Strömen des Blutes;  
Doch ihnen wächst nur beim wilden Geschrei  
Die Stimme des Friedens und Muthes.  
Und als sie endlich erreicht die Stadt  
Des Robergeruchs und der Schrecken,  
Begann die Arbeit, daß nur sie die Saat  
Der ewigen Liebe hier wecken!

Kein Brudergruß leget die Einsamkeit,  
Vier Jahre lang Hangen und Bangen!  
Wo Gögendienst starret so weit, wie breit,  
Was würden da Schwäger anfangen?  
O, die ihr mit Heidenthum spielet und spaßt  
Bei billigem Wiße und Reden,  
Versuchet einmal, ob ihr es doch faßt,  
Im Feinde die Liebe zu wecken!

Doch Zeugen ihr! deren die Welt nicht werth,  
Euch gelten die ewigen Worte;  
Im Leiden und Sterben habt ihr gehört  
Den Gruß von der ewigen Pforte.  
D'rum achtet ihr nicht des Kindleins Grust  
Am größeren Grabe der Schrecken,  
Ihr eilet, weil immer die Stimme euch ruft,  
Das Leben der Liebe zu wecken.

Die Saat erstehet, auch über dem Feld  
Der Trümmer und Todtengebeine;  
Ein Anderer noch, als der englische Geld,  
Tritt auf für die Christengemeine.  
Er sammelt sie sich aus Trübsals Nacht,  
Er heiligt und segnet die Bande,  
Bis endlich der selige Morgen lacht  
Auch über dem Grab von Asante.

(S.)

## Curiositäten aus der Natur und Geschichte.

Gesammelt von W. S.

## 5. Ein Schwingfest in Bengalen.

In Singbuhm war mir nach wenigen Stunden schon aufgefallen, daß manche der fast nackten Arbeiter vier große Narben auf dem Rücken hatten, je paarweise zusammenstehend an jeder Seite des Rückens. Manchmal waren sogar mehr Narben vorhanden, aber immer paarweise in gleicher Anzahl, und einmal hatte ich sogar 16 gezählt, vier Paar auf jeder Seite. Auf Befragen erfuhr ich, das seien Leute, die am Schurrul oder Schwing-Feste als Büßer sich hatten eiserne Haken durch den Rücken schlagen lassen, und erfuhr weiter, daß dies jährlich wiederkehrende, Shiva und Kali geweihte Fest nächstens in dem ungefähr vier Stunden entfernten großen Dorfe Gobindpur, wo

samerweise konnte ich jedoch keine Frau entdecken, die Blumen in den Haaren getragen hätte. Das schien das Vorrecht der jungen Bursche zu sein, während die Frauen das Haupt bedeckt hatten; dagegen schienen sie heute ganz emancipirt zu sein. Das Ganze hatte einen ungemein festlich-aufgeregten Anstrich, die blendendweißen Gewänder, die dunklen Gesichter mit den blitzenden Augen, darüber der tiefblaue Himmel und die hellstrahlende indische Sonne, Alles wirkte zusammen, ein farbenreiches Bild zu geben, und die Leute selbst schienen mit ganzem Herzen des Festes sich zu freuen. Buden waren aufgeschlagen, in denen man Lebensmittel und Zuckerzeug verkaufte, sowie billigen Schmuck und Tücher für die Weiber; Tamtam ertönte überall, von Flöten und sonstigen Blasin-



sich ein Tempel Shiva's befindet, wieder gefeiert werde. Das zu sehen durfte nicht veräumt werden.

So brachen wir am 12. April 1856 in aller Frühe noch bei dunkler Nacht auf, zwei Europäer, von der üblichen Dienerschaft begleitet, und als wir gegen 8 Uhr uns Gobindpur näherten, da kamen uns schon Scharen ab- und zuströmender Leute entgegen, denn bereits mit Tagesanbruch, um 6 Uhr hatte das Fest begonnen und schon von weitem hörten wir das Gebrause der Stimmen und das unaufhörliche Ertönen der Tamtam. Je näher wir kamen, desto stärker wurde das Gedränge, und auf dem Festplatze, einer weiten großen Ebene, wäre es ganz unmöglich für uns gewesen, durchzukommen, wenn sich nicht die Ortspolizei uns, den weißen Herren, zur Verfügung gestellt hätte, mit deren Hilfe und der unserer eigenen Leute wir endlich durchkommen konnten. Viele Tausende waren versammelt, Männer und Frauen, Alles in weissem Festgewand. Die sonst fast nackten braunen Männer hatten, nach indischer Art, weiße Baumwolltücher togaartig umschlungen und darüber trugen die jungen Burschen um die Schultern rote Schärpen und Kränze von stark duftenden gelben oder weißen Blumen in den Haaren oder um Hals und Brust. Die Frauen, wohl die Hälfte der ganzen Volksmenge, waren zierlich in meist blendend weiße, selten gelb gefärbte Tücher, mit breitem rothem und blauem Saum, gehüllt, Alle reichlich geschmückt, mit Ringen in Ohren und Nase und Geschmeide um die nackten Arme und Knöchel der Füße, sel-

strumenten begleitet; dort tanzten Männer und Weiber in gesonderten Reihen gegeneinander eine Art Contretanz beim Schalle der rohen Musik, die rhythmischen Bewegungen zugleich mit Gesang begleitend; dort tanzte eine Schar Mädchen und Frauen allein, Hand in Hand in langer Reihe sich durch die Menge windend, mit heller Stimme singend, eine Flötenbläserin voraus. Plötzlich haben sie uns erspäht und im Kreise uns eingeschlossen, aus dem man uns nur gegen Entrichtung eines Geschenkes wieder entläßt. Dort drüben unter einem Baume stießen auf hohem Steine, in buntfarbige Gewänder gekleidet, das Haupt mit Federn geschmückt, ein paar musikliebende Santhal, die Zigeuner Indiens, die auf Flöte und Schalmei dem andringenden Volke eines vormusizieren, kleine Gaben dafür einsammelnd. Durch die Straßen des Ortes ziehen Hand in Hand geschmückte Mädchen und Frauen und hinter ihnen die jungen Männer und ernsthaft die Alten; störend sind die vielen Betrunknen, die, vielfach von dem aus den Blüthen des Mamoa-Baumes destillirten Getränke berauscht, umhertaumeln. Das ganze Leben und Treiben erinnert an die rheinischen und holländischen Kirchweihfeste, nur großartiger und farbenreicher ist Alles, und nichts würde an das fanatische Büßerfest erinnern, wenn nicht von Zeit zu Zeit phantastisch geschmückte, halbnackte, mit Blut und Staub bedeckte Männer durch die Menge liefen, die sich jedoch um ihre blutenden Wunden wenig zu bekümmern und guter Dinge zu sein schienen, und wenn nicht an einer Seite des Platzes man



hoch über den Häuptern der dort am dichtesten gebrängten Menge ein Gerüst emporragen sähe an dem die Büßer hängen. Endlich gelingt es uns, dorthin zu gelangen. Auf niederem, plumpem Karren ist ein ungefähr 18 Fuß hoher, starker Pfahl senkrecht errichtet, auf dessen oberem Ende zwei kreuzweis über einander liegende Balken horizontal angebracht sind, im Kreuzungspunkte auf dem Pfahle an einem Nagel wie eine Spinzel drehbar. In einem der vier Enden der horizontalen Balken sind Stricke befestigt, an denen die schwingenden Büßer oben hängen, an einem Paar durch das Fleisch und die Muskeln des Rückens geschlagener eiserner Haken, ähnlich wie unsere Metzger das Fleisch aufhängen. Es waren gerade neue Büßer oben aufgehängt worden, die man eben hinaufgezogen hatte, dennoch war Alles ruhig; als sie uns aber bemerkten, da fingen sie an, mit Händen und Füßen zu rubern, und zugleich wurde das horizontale Kreuz in Bewegung gesetzt. Das Drehen wird schneller, das Strampeln mit Armen und Beinen seitens der Büßer gewaltiger; wilder und wilder drehen sich die oben, wilder und wilder tönen die Tamtam, und immer wilder wird der laute Zuruf des Volkes unten, das sich hervordrängt, darauf wartend, ob einer der Büßer etwas herabwerfe oder vielleicht wohl gar, was jedoch fast nie geschieht, herabstürze, wenn die Haken ausreißen sollten, das Blut rieselt an dem Körper der Büßer herab, die glühende Sonne brennt auf sie und bald quillt neben den Haken das Fleisch aus den Wunden hervor: das ganze sinnverwirrende Schauspiel wird so widerwärtig und ekelhaft, daß wir uns baldmöglichst entfernen, nachdem ich den Büßern nach landesüblicher Weise ein kleines Geschenk hinterlassen hatte. Es sind diese Leute theils wirkliche Büßer, die begangene Sünden sühnen wollen, theils Leute, die, von den Priestern berebet, zum allgemeinen Besten sich der Buße unterziehen. Durch einige Tage Fasten haben sie sich vorbereitet, und nachdem sie von den Priestern durch Getränke halb berauscht gemacht worden sind, schlägt man ihnen im Tempel die Haken durch das Fleisch und führt sie dann feierlich zum Schurru-Wagen, wo sie zu den Balken hinaufgezogen werden. Nach einiger Zeit, nachdem sie oben allein an den Haken hängend vielfach herumgeschwungen worden sind, läßt man sie wieder herab, führt sie in den Tempel zurück, wo die Haken ausgezogen und die Wunden mit dem kühlenden Saft einer Shiva geheiligten Frucht gewaschen werden, und ihnen zum Schlusse von den Priestern ein Geschenk von einigen Rupien (ein österr. Gulden) verabsolgt wird. Nach wenigen Wochen sollen fast schmerzlos die Wunden vernarbt sein, wie denn einige meiner Arbeiter, die ebenfalls als Büßer sich hatten hängen lassen, nach drei Wochen wieder bei der Arbeit waren, und fast scheint es, als ob manche Leute ein Geschäft aus dem büßenden Hängen machten. Damit übrigens die Menge das Schauspiel allseitig genießen kann, führt man von Zeit zu Zeit den Schurru-Wagen auf dem Platze herum.

Vom Platze uns entfernend, sahen wir uns noch beim Vorbeigehen den Shiva-Tempel an, in den uns die Priester bereitwillig Eintritt gestatteten; ein einfaches, weißgetünchtes Gebäude, ohne allen Schmuck, im Innern mit nur zwei Räumen, einem großen äußern und einem kleinen innern, in dem ein aus Holz roh geschnitztes Bild Shiva's sich befand. Gewöhnlich ist das eine Heiligtum durch eine Thür verschlossen, heute aber stand es dem Anschauen der Gläubigen offen. Dann begaben wir uns dahin, wo unter schattigen Tamarin-

den-Bäumen der Koch für uns das Frühstück bereitet hatte. Die durch ein Geschenk günstigen gestimmten Priester sandten schöne Fächer, zerlich mit Glimmerblättchen und Pfauenfedern verziert, mit denen man uns Luft zufächelte. Während wir essen, kommen singend und tanzend, tamtamschlagend und Flötenspielend, Männer und Weiber in langen Reihen zu uns, Alle natürlich in Erwartung eines Geschenkes, und auf einmal kommen auch die vier Kerle, welche gerade bei unserer Anwesenheit am Schurru hingen, jubelnd und singend, und ver-langen, vor uns tanzen zu dürfen. Sie wollen uns ihre Erkenntlichkeit für das Geschenk (zusammen eine Rupie) dadurch bezeugen, und nur mit Mühe konnten die mit Staub und Blut bedeckten Leute, mit den klaffenden Wunden auf dem Rücken betwogen werden, weiterzugehen; sehr wehe müssen ihnen die Wunden doch gerade nicht gethan haben.

Mittlerweile war es 11 Uhr geworden und das Fest ging zu Ende; die Leute begannen sich zu verlaufen, und nur eine Schaar Weiber tanzte im Schatten der Bäume unermüdet ihren Ringeltanz fort. Wir selbst suchten vor der glühenden Sonne Schutz in einem offenen Gebäude des Dorfes, April und Mai sind ja die heißesten Monate des Jahres, in denen der Thermometer nicht selten zu dreißig und selbst mehr Grad Celsius im Schatten steigt. Dort hielten wir Siesta, von zubringlichen Bettlern und neugierigen Leuten ziemlich belästigt; hatten doch manche von ihnen noch nie einen weißen Europäer gesehen, so daß nicht selten Weiber kamen, uns ihren Kindern wie ein fremdländisches Thier zeigend!

Als wir später wieder die Gassen des Dorfes betraten, fanden wir dort noch reges Treiben, Alles Volk strömte zum Abschiednehmen einem großen, einstöckigen Gebäude zu, der Wohnung des reichen Mannes, der als frommer Shiva-Be-kenner den Tempel des Gottes reichlich beschenkt und veran-lasst, daß man alljährlich in Govindpur das Schurru-Fest abhält; jeder müde Wanderer, der kommt, Shiva seine Ehr-furcht zu beweisen, wird von ihm beschenkt und gespeist. Auf erhöhter Estrade sitzt er jetzt in seinem Hause auf dem Boden, und das heimkehrende Volk zieht durch das Haus an ihm vor-bei, sich verbeugend, seinen Sa-lam machend. Das Haus selbst unterscheidet sich von den übrigen des Dorfes nur durch seine Größe und einige geschnitzte hölzerne Säulchen, sonst ist es wie die anderen aus Lehm erbaut, mit Gras gedeckt, und einen großen Theil seines inneren Raumes nimmt der Kuh-stall ein.

Gegen 3 Uhr brachen wir auf, dem Andrängen unserer Schapraffi nachgebend, der Bedienten, die zur Besorgung von Aufträgen stets den Herrn begleiten und von denen wir drei mitgenommen hatten; als gute Hindus jammerten sie uns vor, daß sie in dem von den niedersten Kasten bewohnten Govindpur ihr Mittagessen nicht kochen könnten, da sie keine Geschirre bei sich hätten und sich verunreinigen würden, wenn sie sich der Geschirre der Ortsbewohner bedienen müßten. Dagegen sei dies in einem eine halbe Stunde entfernten Orte möglich, da dort Leute ihrer Kaste wohnten. Ich gab nach, da ich ohnehin dort mich etwas in der Gegend umsehen wollte, und so zogen wir denn zu diesem Dorfe. Der zweite Platz, auf dem am Morgen die große Menschenmenge versammelt gewesen, war nun ganz leer, und verlassen stand in der Ecke der Schurru-Wagen; unter den Bäumen tanzten aber uner-sättlich die Weiber noch immer ihren Reihentanz.

# Sonntagschule.

## Jüdisches Volksleben zur Zeit Jesu.

Von B. Pic.

### V. Kindererziehung.

**I**s ist der Reichtum der hebräischen Sprache und die Schärfe ihres Ausdrucks, wenn die Bibel die Benennung für „Kind“ nach fast jeder bedeutenden Altersstufe desselben, von seiner Geburt bis zur Reife und Mündigkeit verschieden wechselt. Sie hat derselben neun, die sich auf die Entwicklungsstadien des sich bildenden jungen Menschenlebens beziehen. 1, jeled das eben Geborene (2. Mos. 2, 3, 6, 8). 2, die nächste Stufe ist der jonok oder Säugling (Ps. 8, 3; Jer. 44, 7). 3, eine dritte Stufe desselben ist der olol oder Junges, das man noch auf den Armen trug (Klagel. 2, 20). 4, nach einer vierten, der der Entwöhnung von der Brust, die gewöhnlich erst sehr spät geschah, heißt es gamul oder Entwöhntes (Jes. 11, 8). Höher hinauf sind die Bezeichnungen. 5, taph oder der Mutter Anhängendes, um sie sich Scharendes (Jer. 40, 7; Esai. 3, 18). 6, elem oder Erstarkenbes (1. Sam. 20, 22). 7, naar oder Freiwerdender, d. h. dasjenige Stadium im Kindesalter, in welchem es überall hin frei umherlaufen und sich verteidigen kann (1. Mos. 37, 2; Richt. 8, 20). Die letzte Stufe 8, bezeichnet der Name bachur oder Gereifter, des Kriegsdienstes Fähiger, der Mündige (Jes. 31, 8). Die neunte Benennung ist dann 9, ben oder Sohn, bath oder Tochter, welches der allgemeine Name für ein Kind ist, ohne Rücksicht auf das Alter.

Wollen wir uns ein treffendes Bild jüdischen Erziehungswezens entwerfen, so können wir das nicht besser thun, als wenn wir das Kind von seiner Geburt in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien beobachten.

Gleich nach der Geburt wurde das Kind gewaschen, mit Salz eingerieben und in Windeln gehüllt (Jes. 16, 4; Luc. 2, 7). Obwohl es noch heute unter den Arabern Sitte ist, die neugeborenen Kindlein mit Sand oder Erde einzureiben, was die Ansicht begünstigen würde, wonach das bei Hesekiel gebrauchte Salz dazu dienen sollte, die Haut trockener und härter zu machen, so ist doch kein Grund zu zweifeln, daß das Salz symbolisch gebraucht wurde. Seine würzende und reinigende Wirkung machte es zu einem „äußern und sichtbaren Zeichen einer innern und geistigen Gnade,“ daher denn dieses jüdische Symbol in die christliche Kirche überging und zu jener Sitte Veranlassung gab, wonach den Kindern bei ihrer Taufe Salz in den Mund gelegt wird, mit den Worten: Nimm hin das Salz der Weisheit zum ewigen Leben. Die Ankündigung der Geburt eines Kindes war Ursache zur Freude, die um so größer war, wenn das Kind ein Sohn war, denn viele Söhne zu haben, war und ist im Morgenlande als ein großer Segen angesehen. Der Vate, der die Nachricht von der Geburt eines Sohnes brachte, wurde als ein froher Botschafter begrüßt und nur so können wir so recht den Inhalt und Kraft der Verfluchung des Propheten verstehen, wenn er spricht: „Verflucht sei der, so meinem Vater gute Botschaft brachte, und sprach: Du hast einen jungen Sohn, daß er ihn fröhlich machen wollte“ (Jer. 20, 15).

War das Kind ein Knabe, so wurde er am achten Tage beschnitten und erhielt seinen Namen (1. Mos. 17, 12; Luc. 1, 59, 60). Dieser Gebrauch ist bis auf den heutigen Tag bei den Juden festgehalten, und wird am achten Tage diese Ceremonie vorgenommen, selbst wenn der achte Tag auf den Sabbath fällt (Joh. 7, 23), und zwar in Gegenwart vieler Freunde und Verwandte, die nicht nur an dem religiösen Akt theilnehmen, sondern auch an dem Familiensfest, das darauf folgt. Zwei und zwanzig Tage nach der Beschneidung, d. h. wenn das Kind dreißig Tage alt, und ein Erstgeborener war, mußte der Vater das Kind einlösen für dreißig Silberschekel, (ungefähr 84 nach unserem Gelde), die er dem Priester gab. War das Kind fränklisch, so konnte der Priester eine geringere Summe veranschlagen (4. Mos. 3, 47; 18, 16). Der Priester kam ins Haus, weil die Mutter mit dem Kindlein im Heiligtum nicht erscheinen konnte, ehe die Tage ihrer Reinigung vorüber waren (3. Mos. 12, 2—4). War sie geseklich rein, dann brachte sie das Kind in den Tempel, um es durch den Priester dem Herrn darstellen zu lassen (Luc. 2, 22). War der erstgeborene Knabe dreißig Tage alt, so luden die Eltern die Verwandten und einen Cohn — d. h. einen Nachkommen Aarons — in ihr Haus, zu einem Freudenmahle. Nachdem das Dank- und sonstige Gebet gesprochen, so sieht der Priester das Kind und den Einlösepreis an und fragt den Vater, welches er vorziehe, das Kind oder das Geld. Antwortet der Vater: „das Kind,“ so nimmt der Priester das Geld, schwingt es um des Kindes Haupt, wobei er spricht: „Dieses ist für den Erstgeborenen, dieses ist für ihn, dieses erlöst ihn! möge dieser Sohn am Leben erhalten bleiben für das Geseß Gottes und die Furcht des Himmels. Möge es dir wohlgefallen, so wie du ihn für die Einlösung erhalten, ihn auch fürs Geseß, Ehe und gute Werke zu erhalten Amen.“ Der Priester legt alsdann seine Hand auf des Kindes Haupt und segnet es: „Der Herr mache dich wie Ephraim und Manasse“ u. s. w. Gewiß hatte auch der Apostel Petrus diesen Akt im Sinne, wenn er in seinem ersten Briefe 1, 18 schreibt „und wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seid von eurem eiteln Wandel nach väterlicher Weise“ u. s. w.

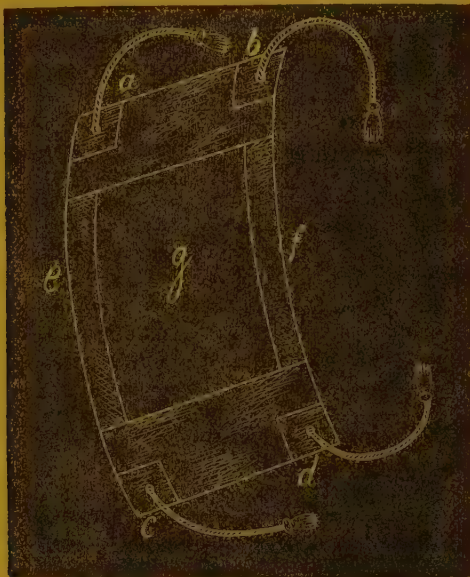
War das Kind ungefähr drei Jahre alt, so wurde es ein gamul oder entwöhnt. Die Eltern veranstalteten ein Fest, zu dem Freunde und Verwandte eingeladen waren (1. Mos. 21, 8). Wir finden daher auch, daß als Samuel entwöhnt war, und seine Mutter ihn nach der Stiftshütte brachte, um vor dem Herrn zu erscheinen, er bereits alt genug war, um bei Eli zu bleiben, der ihn in den Dienst des Heiligtums einweihete (1. Sam. 1, 24—28). Das erklärt auch den Umstand, warum für die Kinder der Leviten keine Vorsorge getroffen wurde, ehe sie drei Jahre alt waren (2. Chron. 31, 16), weil sie bis dahin von ihren Müttern genährt wurden.

War das Kind entwöhnt, so wurde es ein taph d. h. es hing der Mutter an, lief der Mutter nach, daher denn das taph in der Schrift immer mit den Frauen in Verbindung



gebracht ist (4. Mos. 14, 3; 31, 9; 5. Mos. 2, 34). Da diese Stufe von 3 bis 12 Jahre dauerte, so wurde ein taph für alt genug angesehen, um gewisse Gewohnheiten angenommen zu haben, und für fähig genug gehalten, unterrichtet zu werden.

Hatte das Kind diese Altersstufe kaum erreicht, d. h. wenn es zwischen 3 und 4 Jahren war, so wurde es mit dem Gebetsmantel bekleidet, von dem wir bereits früher gesprochen. Ursprünglich wurde der Gebetsmantel auf dem Obergewand getragen. Nach der Zerstreuung, wo Israel ein Sprichwort geworden war unter den Völkern, trug man den Mantel nur in der Synagoge und im Hause. Um jedoch das Gebot Gottes zu beherzigen, wurde zum großen noch ein kleiner Gebetsmantel hinzugefügt, den man anzog unter dem Obergewande und so den ganzen Tag trug, eine Sitte noch heute gebräuchlich bei den Juden. Dieser kleine Gebetsmantel hat ungefähr folgende Form:



a b c d sind die Schauffäden. e f zwei lange Bänder. g der Raum, durch welchen der Kopf gesteckt wurde.

Auf dieser Altersstufe begann die Erziehung des Kindes. Den frühesten Unterricht ertheilte die Mutter (Sprüche 31, 1); sowie der Knabe älter wurde, übernahm der Vater den religiösen Unterricht, in Uebereinstimmung mit den Verordnungen (2. Mos. 13, 8; 5. Mos. 4, 9). Die Mädchen blieben so lange unter der Aufsicht der Mutter, bis sie sich verheiratheten (2. Macc. 3, 19). Obgleich die Bibel die Zeit nicht bestimmt, wenn der eigentliche Unterricht beginnen soll, so finden wir im Talmud eine bestimmte Zeit dafür angegeben. So lesen wir denn, daß mit fünf Jahren der Knabe anfangen soll, die Bibel zu lernen, mit zehn die Mishna und mit fünfzehn den Talmud. Diese Thatfache ist um so lehrreicher, als unzweifelhaft, diese Regel zur Zeit Christi in Geltung war und ohne Zweifel haben die Eltern unseres Heilandes in Uebereinstimmung damit gehandelt. Diese Pflicht war besonders eine angenehme Beschäftigung der Eltern, die ein ländliches Leben führten und die an Sabbath- und Festtagen von aller Arbeit frei waren. In solchen Ruhestunden waren die Eltern immer mit den Kindern zusammen, und konnten das jugendliche Herz mit tiefen religiösen Eindrücken erfüllen. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß vor der Babylonischen Gefangenschaft

das Wort „Schule“ in der Bibel gar nicht vorkommt. Als aber die Juden mit Ausländern mehr in geschäftliche Verbindung traten und dadurch öfter und länger vom Hause entfernt waren, wurde die Errichtung von Schulen eine Nothwendigkeit.

Ueber die Erziehung der Kinder und Einrichtung der Schulen nach der Babylonischen Gefangenschaft und zur Zeit Christi haben wir genaue Nachrichten. Für je 25 Kinder war eine Schule oder ein Lehrer erforderlich. Waren nur 40 Kinder in einem Ort, so konnte neben dem Lehrer noch ein Helfer angestellt werden. Um die Gesundheit der Kinder nicht zu schädigen oder um dieselben keiner Gefahr auszusetzen, durfte keine Schule an einem dichtbevölkerten Platz einer Stadt, oder in der Nähe eines Flusses, den man auf einer unsicheren Brücke überschritt, errichtet werden. Es war Regel, daß der Vater darauf sah, daß das Kind zur Zeit in der Klasse war. Der Studienplan bestand in Auszügen aus dem Gesetz, den Propheten und den Sprüchen der Weisen. Die Kinder hatten Rollen, auf denen Bibelabschnitte geschrieben waren (wie 5. Mos. 6, 4), das Psalter oder Festhymnen (Ps. 114—118, 136), die Schöpfungsgeschichte u. s. w. Der Unterricht bestand in Fragen und Antworten. Nachdem der Lehrer sein Thema vorgetragen, richteten die Schüler Fragen an ihn (Luc. 2, 46), die er oft durch Gleichnisse oder Gegenfragen beantwortete (Matth. 16, 13 u. s. w.; 22, 17—22; Luc. 10, 25 u. s. w.). Die Antworten der Schüler bildeten den Gegenstand der Debatte, die der Lehrer damit schloß, daß er die beste Antwort hervorhob. So lesen wir von einem Schriftgelehrten, der ungefähr 80 Jahre v. Chr. lebte, daß er seinen Schülern folgende Frage vorlegte: „Geht und überlegt einmal, welcher ist der rechte Weg, an den der Mensch sich halten soll?“ Der Eine antwortete „ein wohlwollendes Auge“ (d. h. das nicht mißgünstig das Glück Anderer ansieht); der Zweite „ein wahrer Freund“; der Dritte „ein guter Nachbar“; der Vierte „der die Folge voraus erwägt“; der Fünfte „ein gutes Herz.“ Hierauf sagte der Lehrer, „ich ziehe die Worte des Letzteren den euren vor, denn darin sind die eurigen enthalten.“ Diese Unterrichtsweise gibt uns den besten Beleg zu der Art und Weise, wie der Heiland seine Jünger fragte in Mark. 8, 27—30.

Wir finden in der Bibel wenig Anhaltspunkte über den elern oder Erstarke, d. h. über einen Knaben, der 12 Jahre alt ist. Da jedoch der elern schnell die Stufe des naars des Freierwerbenden erreicht, so finden wir diese Altersstufe nur zwei Mal in der Bibel angedeutet (1. Sam. 17, 56; 20, 22), wo das Wort durch „Jüngling“ übersezt ist. In dem Leben des Knaben jedoch bildet diese Zeit eine Uebergangsperiode aus der religiösen Unverantwortlichkeit zur Verantwortlichkeit, d. h. bis zum Alter von zwölf Jahren sind die Eltern für den Knaben verantwortlich; war dieses Alter erreicht, so mußten sie den Knaben dem Herrn darstellen. Darum lesen wir auch, daß Christus, „als er zwölf Jahre alt war, hinauf nach Jerusalem ging“ (Luc. 2, 42). Wurde der Knabe dreizehn Jahre, so wurde er in die religiöse Gemeinschaft feierlichst aufgenommen. Hatte der Knabe das dreizehnte Lebensjahr erreicht, so erhielt er die Gebetsriemen oder die Tephillin für die Hand und für den Kopf (siehe Zeichnung auf der folgenden Seite), die er dann unter entsprechenden Gebeten anlegte.

Am ersten Sabbath nach der Confirmation wurde der Knabe dann in der Synagoge beim öffentlichen Gottesdienst aufgerufen, um den betreffenden Abschnitt des Gesetzes zu lesen. Seit undenklichen Zeiten bestand der Gebrauch in der Synagoge, allwöchentlich einen Abschnitt aus dem Gesetz und den Propheten zu lesen. Die Stelle Nehem. 8, 8 scheint darauf



schon hinzuzielen, und es ist bekannt, daß Antiochus Epiphanes (175 v. Chr.) diesen Gebrauch untersagte. Ursprünglich las



der Vorleser einen freien Text, späterhin wurde es so bestimmt, daß das Gesetz Moses der Reihe nach durchgelesen wurde. In

wie langer Zeit das geschehen sollte, war in verschiedenen Gemeinden verschieden. Ursprünglich scheint der ganze Pentateuch in 154 Abschnitte getheilt gewesen zu sein, wozu man dann einen dreijährigen Cyclus brauchte. Späterhin wurde der Pentateuch in 54 Abschnitte getheilt, wozu ein einjähriger Cyclus erforderlich war. Diese Einteilung ist in die hebräischen Bibeln übergegangen und hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Diese Abschnitte wurden in folgender Weise gelesen. Jeder Abschnitt war in sieben Theile getheilt, entsprechend den sieben Tagen der Woche, die dann von sieben verschiedenen Personen gelesen wurden. Die so zum Lesen aufgerufenen Personen mußten das ganze jüdische Volk vertreten. Aus diesem Grunde wurde ein Priester und ein Levit zuerst aufgerufen für die beiden ersten Theile, um so den Stamm Levi zu vertreten, während die fünf folgenden Personen dem Laienstande angehörten. Jeder Aufgerufene mußte die Gesekrolle aufrollen, und nachdem er die Stelle gefunden, wo seine Section anfang, sprach er einen Segenspruch, auf den das Volk „Amen“ antwortete. Nachdem er oder sein Vertreter seinen Bibelabschnitt gelesen, rollte er die Rolle zusammen und sprach darauf wieder einen Segenspruch. Nachdem auf dieselbe Weise die anderen sechs ihre betreffenden Abschnitte aus dem Gesetz gelesen, wurde der prophetische Abschnitt verlesen. Auf diesen Gebrauch bezieht sich auch, was Jacobus (Apost. 15, 21) sagt: „Denn Moses hat vor langen Zeiten her in den Städten, die ihn predigen, und wird alle Sabbathertage in den Schulen gelesen.“ Es war „nach der Section des Gesetzes und der Propheten,“ daß die Obersten der Schule zu Antiochien den Apostel Paulus und seine Gefährten fragen ließen, „wollt ihr etwas reden und das Volk ermahnen, so saget an“ (Apost. 13, 15). Um die Stelle Luc. 4, 16 „und ging in die Schule nach seiner Gewohnheit am Sabbathtage und stand auf und wollte lesen“, recht zu verstehen, müssen wir hier bemerken, daß die Rolle des Gesetzes zwei Roller hatte, die je am Ende der großen Rolle befestigt waren. Jeder Wochenabschnitt, so wie er am Sabbath gelesen, wurde mit dem rechten Roller von dem linken abgerollt, so daß am nächsten Sabbath der betreffende Abschnitt schnell gefunden werden konnte. Anders aber verhielt es sich mit der Rolle der Propheten. Diese hatte nur einen Roller und die betreffende Section mußte erst jedesmal gesucht werden. Nur so können wir die Bemerkung des Lucas recht verstehen, wenn er vom Heiland sagt: „er fand den Ort.“ (Luc. 4, 17.)

## „Wie hält die Sonntagschulsache in unserer Kirche Schritt mit andern Kirchen?“

Von C. A. Thomas.

(Schluß.)

Sei es uns erlaubt auch ein Wort über das Schrittthalten betreffs der Männer und Sonntagschularbeiter überhaupt zu sagen. Das ist wahr und wir geben es als Kirche auch gern zu: Große gelehrte Sonntagschulmänner wie Dr. Vincent, von der Bisch. Methodistengemeinschaft, Editor des S. S. Journals und der Normal Class, Saak N. Baker,\* Redakteur der S. S. Times, eines

\*) (Anm. d. Red.—J. N. Baker ist seitdem von der Redaktion der S. S. Times zurückgetreten und durch G. Clay Trumbull ersetzt worden. G. A. Pelz ist Gehülfsredakteur.)

der größten Sonntagschulblätter in der Welt, G. Clay Trumbull udgl., oder auch Laien wie der alte Pionier Stephan Pagon in Illinois, Ralph Wells in New York, oder Pastor Brotschmann in Deutschland, Weiß in Frankreich haben wir meines Wissens keine aufzuweisen; allein wir haben doch Männer, Prediger wie Laien, die nach Maßgabe ihrer Gelehrsamkeit, Talent und Erfahrung alles thun, was sie thun können; Männer und Frauen, die Gott und der Sonntagschule sich geweiht haben, Sonntagschularbeiter, die nicht erst von gestern her sind, die auch wissen wie man ein Kind beeinflusst und eine gute Sonntagschule hält.



Ein weiterer Schritt in gleicher Linie mit Andern wäre die Sonntagsschulliteratur. Eine wahre Unmasse von Zeitschriften, aller Formen und Größen, werden derzeit, namentlich dem amerikanischen Volk gegeben, sowohl für Lehrer und reisere Sonntagsschularbeiter, als auch für die Kinder. — Nicht bloss kirchliche Denominationen besorgen dies Geschäft, sondern oft sogenannte Associations von einem nicht kirchlichen Geiste getragen. So z. B. die S. S. Times, S. S. World, 60,000 Untersreiber, Int. Lesson Monthly, National Teacher, Baptist Teacher mit 30,000 Untersreibern, S. S. Chronicle u.dgl. Indessen wir haben es mit andern Kirchen zu thun. Nehmen wir z. B. die Bisch. Meth. Kirche in den Ver. Staaten. Sie publizirt zwei Sonntagsschulblätter: Der Sunday-school Advocate und das Sunday-school Journal, The Normal Class erst neuerdings. (Wo bleibt denn die S. S.-Glocke?—Ebr.) Der Sunday-school Advocate hat für eine Sonntagsschulgliedererschaft von 18,958 Schulen, 203,409 Beamten und Lehrer, und 1,383,227 Schüler, zusammen 1,586,636 eine Untersreiberzahl von 340,972. Dies ergibt auf je 4 Glieder einen Advocate. Das S. S. Journal hat für eben die Gliedererschaft der Schulen 86,110. Auf je 16 Glieder ein Journal. Wir haben für eine Sonntagsschulgliedererschaft von 98,453 eine Untersreiberzahl für unsern Kinderfreund und S. S. Mess. (ohne den Kinderfreund in Deutschland) von etwa 67,000 oder auf je 14 Glieder ein Sonntagsschulblatt. Bände in den Bibliotheken werden für 18,958 Schulen 2,282,781 berichtet oder auf jede Schule 120 Bände. Wir zählen 191,981 Bände oder auf jede Schule 133 Bände. Die Bisch. Meth. Kirche hat sonderbarerweise letztes Jahr in ihren Schulbibliotheken um 211,602 Bände abgenommen, wir nahmen um 21,151 Bände zu. Die Baptisten der Ver. Staaten berichten für 9,233 Schulen 646,040 Bände oder für je eine Schule 70 Bände. Auch sie haben von 73—74 in ihren Schulbibliotheken um 4,652 Bände abgenommen. Warum, weiß ich nicht.—Die „Vereinigte Bräderkirche“ gibt drei Schulschriften heraus: The Bible Teacher, The Children's Friend, und Missionary Visitor. (Wo bleibt denn der Jugendpflger? Daß der wackere deutsche Mann, Br. Thomas, diesmal nur den englischen Gaul, reitet will uns fast bange machen. Laß uns unsere Sympathien zwischen Germania, Columbia und Victoria brüderlich theilen. Sie brauchens Alle!—Ebr.) Die letzten beiden halbmonatlichen Schrifften haben für eine Sonntagsschulgliedererschaft von 148,694 eine Untersreiberzahl von 75,000 für ersteres und 45,000 für letzteres, oder je ein Blatt für je 2 Glieder. Nehmen wir die obigen Zusammenstellungen der Sonntagsschulblätter per Schule und nicht per Glieder in der Schule, so stehen die Zahlen so: Bisch. Meth. für je eine Schule 22 Blätter. Vereinigten Brüder 45 Blätter. Deutsch Bisch. Meth. 44 Blätter.

#### Deutsche Bischöfliche Methodist.

S. S. Glocke.....	23,400, gewonnen 1. Jahr	332
Bibelforscher .....	16,700, " " "	3,400

#### Evangelische Gemeinschaft.

Christl. Kinderfreund.....	32,000
S. S. Messenger.....	30,000
Ev. Magazin.....	7,000

Unsere Kirche auch je eine Schule 49 Blätter. Ich könnte, wäre es nicht für die Kürze der Zeit, auch noch auf die Literatur anderer Kirchen näher eingehen, allein diese etliche Beispiele mögen genügen. Sonst steht unsere Sonntagsschulliteratur, namentlich auch unsere Jugendschriften keiner Schwester-

kirche nach, wenn wir auch nicht voraus sind. Werfen wir nun auch einen vergleichenden Blick auf die Bekehrungserfolge der Sonntagsschule. Leider aber hat unsere Kirche in dieser Hinsicht nichts Gewisses. Es wäre gut wenn unserer Statistik eine Rubrik für obigen Zweck beigelegt würde. Ich kann nur für unsere eigene Konferenz sprechen.

Nehmen wir zunächst andere Kirchen. Die „Wesleyanische Kirche“ in Canada zählt für 71,583 Sonntagsschüler circa 2,419 Bekehrungen oder je 32 Schüler eine Bekehrung oder für jede Schule im Durchschnitt nahezu 3. Die „Bischöfliche Methodistische Kirche“ Canadas weist für 16,820 Schüler 675 Bekehrungen nach, oder auf je 25 Schüler eine Bekehrung, für jede Schule etwa 2 Schüler. Die „Bible Christians,“ auch in Canada, berichten auf 8,878 Schüler 363 Bekehrungen. Auf je 24 Schüler eine Bekehrung oder für jede Schule nahezu 3. Die „Baptisten“ der Ver. Staaten berichten für 9,233 Schulen 10,542 Tausen oder Bekehrungen, das ergäbe eine Kleinigkeit mehr als eine Bekehrung in der Schule, oder je 59 Schüler eine Bekehrung. Die Bekehrungszunahme für die ganze Kirche gegenüber dem letzten Jahr ist 1,838. Die Kirche der „Bischöflichen Methodistischen“ drüben zeigt uns für 18,985 Schulen die bedeutende Zahl von 87,700 Bekehrungen, eine reine Zunahme gegen voriges Jahr von 27,242, oder für jede Schule zwischen vier und fünf Bekehrungen; für je 16 Schüler eine Bekehrung. Unsere Konferenz weist für 59 Schulen, und 3,832 Schüler 242 Bekehrungen nach, oder für jede Schule 4 und für je 16 Schüler eine Bekehrung.

Diese officiële mühevoll zusammengestellte Tabelle gibt uns einen klaren Einblick in das innere Wesen der Schulen und in das gegenseitige Verhältniß des Schritthaltens in den Bekehrungserfolgen. Inwiefern das alles auch reelle Bekehrungen sind, die berichtet sind, das halte ich nicht in meinem Fache hier zu erörtern. Es muß da Treue und Glauben herrschen; denn der Mensch siehet auf das, das vor Augen ist. Ueberhaupt scheint bei allen Kirchenzweigen die Zahl sehr klein. Es sollte sechs- ja zehnfach der Bekehrungen mehr sein.

Noch eine kurze Uebersicht über das eigentlich statistische Zahlenverhältniß oder den Wachsthum der Schulen in andern Worten, und wir nähern uns dem ersehnten Schluß dieses Referats.

Namen.	Schulen.	S. S. Glieder- schaft.	Kirchen- glieder, auf je	Schule
Bisch. Meth., Ver. Staaten,	18,985	1,582,512	1,503,521	82
Baptisten,	9,233	716,047	1,761,171	190
Deutsche Bisch. Methodist.	905	52,746	44,884	49
Biblische „	7,019	370,102	667,885	95
Vereinigte Brüder,	2,644	148,694	131,855	49
Reformirte Kirche, Ver. Staaten,	1,157	73,247	144,351	134
Britisch Wesleyanische Kirche,	5,787	178,717	351,045	60
Wesleyaner in Irland,	204	23,240	20,040	76
Französische Wesleyaner,	59	3,302	2,012	34
Wesleyanische Wesleyaner,	922	67,790	59,819	64
Bible Christians,		58,936	25,746	
Methodist. Ch. of Canada, }				
Wesleyan & N. Connexion, }	1,526	114,917	102,887	67
Prim. Meth. Kirche, Eng. u. Can., }				
Presbyterianer, Ver. Staaten,	3,536	356,220	164,660	46
Ev. Ruth. Synode, Canada,		516,971	495,634	
Ev. Gemeinschaft,	29	2,077	5,000	172
Deutsche Wert B. M. Deutschland,	1,441½	98,453	90,249	63
Unser Deutschland Konferenz,	262	12,713	8,921	34
	107	6,340	6,445	51

1,308.

Nach dieser Tabelle nimmt unsere Kirche den 5 Rang ein aus 19.

Das Wachsthum der Schulen steht in nachstehenden Gemeinschaften wie folgt:

Bisch. Meth. der Ver. Staaten sind von 1873 auf 1874 um 539 Schulen, 6,050 Beamten, Lehrer und um 56,791 Schüler gewachsen, oder auf je 2,917 Glieder 1 Schule. Die Baptisten

nahmen nur um 10 Schulen zu letztes Jahr, aber um 12,769 Schüler und 1,676 Beamten und Lehrer. Die deutschen Bisch. Meth. nahmen um 85 Schulen, 435 Beamten und Lehrer und 2,258 Schüler zu, oder auf je 528 Glieder eine Schule mit 25 Schülern im Durchschnitt. Die südlichen Bisch. Meth. haben um 119 Schulen, 2,532 Beamten und Lehrer, und 8,813 Schüler sich vermehrt, oder auf je 5,612 Glieder um eine Schule mit 82 Schülern im Durchschnitt. Die Reformirte Kirche der Ver. Staaten hat in 2½ Jahren um 136 Sonntagsschulen und 10,309 Schüler sich vermehrt, oder um je 54 per Jahr auf 2,673 Glieder eine Schule. Die Britisch-Wesleyanische Kirche hat sich um 98 Schulen und 7,345 Schüler vermehrt, oder auf je 3,588 Glieder um eine Schule mit 73 Schülern. Die Wesleyaner Kirche in dem fernen Australien hat sich auch um viele Schüler vermehrt. Ich könnte diesen Gegenstand noch eingehender beleuchten, allein diese Beispiele sind ja genug, um eine ziemlich klare Einsicht Jedem zu ermöglichen. Indessen sei unser eigener Sonntagsschulwachsthum nicht vergessen. Wir nahmen um 100 Schulen mit 1,970 Beamten u. Lehrern, und 5,932 Schülern zu, oder um eine Schule auf je 902 Glieder mit 59 Schülern. Folglich nehmen wir unter den verglichenen den 2. Rang ein. Dies, denn, Brüder soll uns nur zu größerem Eifer in der guten Schulsache anspornen. *W o r t s* sei und bleibe unser Motto als Kirche und als Conferenz Convention! So wie jeder einzelne Kirchenkörper im Schulkwesen wetteifert, so muß die Sonntagsschule im großen Ganzen voran gehen. Es wird dem Feind ein Gebiet nach dem andern genommen und die Jugenderziehung in Kirche und Schule, im Staat und in Sozialkreisen schreitet vorwärts.

Zum Erstaunen greift die Sonntagsschule um sich. In Frankreich waren bis Mai 1874, 964 Schulen mit 41,500 Schülern. In Deutschland sind es 1,233 mit 82,533 Schülern. Eine dieser S. Schulen ist Gottlob! in der alten Schloßkirche zu Wittenberg, wo Luther am 31. Oct., 1517 seine 95 Thesen an die Thür donnete. Und neuerdings hat auch der geehrte alte Kaiser Wilhelm (er lebe hoch!) tausend Thaler unterschrieben für ein S. Schulzimmer, das ein tausend Schüler fassen soll. In Holland sind 492 Schulen mit 59,760 Schülern. In Schweden und Norwegen, selbst in dem kalten Finnland sind S. Schulen, dann auch in Spanien, in Rom, Ungarn, Belgien, Griechenland, Afrika, in Australien, auf den Südseeln, ja in aller Welt sind nun bald Sonntagsschulen. So geht's vorwärts mit der Einführung der internationalen S. S. Sectionen, die S. S. Literatur greift um sich trotz den seichten, verbissenen, entsittlichenden Stromschnellen der Weltschriften. O, das Herz muß bei diesem Fortschritt einem jeden S. S. Arbeiter freudig im Leibe hüpfen. Der Herr hat Großes für uns und durch uns schon gethan! Reichen wir uns dann aufs frische wieder im vereinigen Bruderbande zum ferneren Schritt halten Schulter an Schulter und wirken als Kirche im Schulweinberg fort, bis der Abend kommt und mit dem Abend auch der Schaffner, und mit dem Schaffner die Ablösung von der Arbeit—des Tages „Last und Hitze,“ und der Lohn der seligen Ewigkeit. Dort ruhen wir uns dann in einem bescheidenen Götzeim im großen Himmelraum, im Kreise gekrönter Uebervinder, voll unbeschreiblicher Wonne im Hochgenuss unwandelbarer Gottes Nähe ewig, *e w i g* aus, daheim im Vaterhaus! So walle es Gott.

## Salomons Wohlstand.

### 6. Section für Sonntag den 6. August 1876. 1. Kön. 10, 1—10.

Grundgedanke. Huldigung dem Könige Israel. Haupttext. Matth. 12, 42.

**Zusammenhang der Geschichte.** Zeit: 992 v. Chr. Zwischen der Huldigung der großen arabischen Königin und der Einweihung des Tempels liegt ein Zeitraum von etwa acht Jahren. In dieser Zeit vollendete der König Salomo auch seine prachtvollen Paläste, brachte den Handel in Schwung und gewann an Einfluß und politischer Macht, die zusammen seinen Ruf in der ganzen Welt bis zur höchsten Stufe menschlicher Ehre steigerten, so daß die Könige und Fürsten von Weit und Breit her ihre Huldigung ihm darbrachten.

**Praktische Erläuterung.** Nur in dem Maße, in welchem wir unsere große Unvollkommenheit und Geistesarmuth erkennen und fühlen, und Verlangen äußern, diese Mängel aus der Fülle Gottes zu ersehen, kann uns der Herr durch seine reiche Gnade zu Werkzeugen seiner Macht und Größe erheben, welche eine in Selbstgenügsamkeit versunkene und Gott entfremdete Welt in Erstaunen setzt. Unter den vielen Beispielen dieser Art, welche die Bibel und die Weltgeschichte uns vorführen, in alter wie in neuerer Zeit, ist das von Salomo eins der schönsten und dauerhaftesten. Unsere Section zeigt uns:

**I. Salomons Prüfung durch die Königin von Arabien.** B. 1—5. B. 1. — Der König Salomo mit aller seiner Herrlichkeit und Weisheit war im höchsten Grad ein Kind der Gnade und des Glücks. Eine lange Reihe von Jahren angestrengter Wirksamkeit bezeugen, wie kindlich und treu er dem Herrn zugethan war; und eben in diesen seinen blühendsten Jahren glückte es einem Brunnener der Weisheit, welcher sich, zum Segen seines Volkes, über alle Zweige menschlichen Wissens ergoß. Daß unter einem Monarchen, wie dieser, ein Reich gedeihen mußte, ist leicht einzusehen; und daß der weitmündende Einfluß dieses weisen Königs weit über die Grenzen

seines großen Reiches sich hinausdehnen und einen Weltruf gewinnen würde, ist klar.

B. 1. 2. Die Sabäer, deren Hauptstadt Saba (nach Strabo aber Mariaba) hieß, waren durch ausgebreiteten Handel die reichste Nation unter den Arabern. Aus dieser Stadt von dem glücklichen Arabien war die Königin, welche den König Salomo besuchte, gebürtig. Die arabischen Geschichtsschreiber führen sie unter den Regenten Jemens auf, und nennen sie *Da l i s*. Sie war somit die Fürstin eines reichen und großen Volkes. Ungewöhnliche Kraft im Regiment, und reich von Natur begabt mit schönen geistigen Anlagen, führt uns die Geschichte diese fürstliche Frau unter denjenigen großen Frauen vor, welche einen weltgeschichtlichen Ruf erhielten, welcher ihrem segensreichen Wirken ein ewiges Denkmal setzte. Den großen Ruf von Salomos Weisheit erhielt sie wahrscheinlich durch dessen Handelsflotte selbst, welche alle drei Jahre nach Ophir und zurück fuhr mit großen Reichthümern. Sie unternahm deshalb die schwere Reise nach Jerusalem, um sich von der großen Weisheit des Königs Salomo selber zu überzeugen, und ihn mit arabischen Räthelsprüchen einer scharfen Prüfung zu unterziehen. Menschliche und göttliche Weisheit stießen hier aufeinander unter Fürsten. Salomo wurde einer scharfen Probe unterworfen, die nur zur Verherrlichung Jehovas dienen konnte. Ein großartiger fürstlicher Troß begleitete sie nach Jerusalem mit vielen Kameelen, die mit ungeheuren Reichthümern, Edelsteinen, Balsam, Weihrauch und Gold belastet waren.

B. 3.—5. Der göttliche Sieg über die Weltweisheit. a) Die Vorliebe der Araber durch Räthelsprüche und ihre Stärke in diesem Gedankenspiele ist aus dem ungeheuren Reichthum der arabischen Literatur an Gleichnissen oder Fabeln hinreichend



bekannt. Diese Räthsel, welche diese Königin dem Salomo aufgab, zu beantworten, waren spitzig zugeschnittene, die tiefere Wahrheit nur andeutende und zum Rätheln aufgegebene Sprüche. In der wahrscheinlich zu diesem Zwecke eingeräumten königlichen Versammlung, erschöpfte sie alle ihre scharfsinnigen Spruch- und Räthselweisheit. B. 2. — b) Wohl selten wird ein König mit mehr Sachkenntnis, Nüchternheit, Bescheidenheit und blitzer Geistesstärke über Gott, Menschen und Welt dieser mit großen geistigen Anlagen begabten Königin geantwortet haben, als wie Salomo gethan. In dieser großen Sucherin nach Wahrheit muß eine große Morgenröthe des Geistes eine ganz neue Welt der Ideen, der Weisheit des Gottes Israels aufgegangen sein. Der Geschichtsschreiber fügt das Verhalten des Salomo so zusammen: „Und Salomo sagte ihr Alles, und war dem Könige nichts verborgen, das er ihr nicht sagte.“ B. 3. — c) Salomo wird es nicht unterlassen haben, diese Königin mit dem Herrn und allen den Werken, welche er zu seiner göttlichen Ehre errichtete, bekannt zu machen. In den Versen 4 und 5 werden acht Gegenstände angeführt, welche die wahrheitsuchende Königin mit Staunen überwältigten: 1) Salomos Weisheit; 2) der königliche Palast; 3) die königlichen Speisen; 4) die Wohnung seiner Weis- und Hofbeamten; 5) und 6) die Zimmer der niederen Dienerschaft mit Kleidung; 7) die königliche Schenkeneinrichtung; 8) der Treppenaufgang, welcher zum Hause des Herrn führte. Wie beschämt diese Königin doch so viele Tausende, indem sie aus Arabien nach Jerusalem kam, um die göttliche Weisheit Salomos zu hören und zu sehen, welche zu träge und lässig sind, die Weisheit unseres theuren Erlösers, Jesus Christus, vom ewigen seligen Leben in ihrer nächsten Umgebung zu lesen, zu hören und sich dazu anleiten zu lassen. Kein Wunder, sagt der Herr, daß dieselbe am jüngsten Tage auftreten werde wider dieses böse Geschlecht, und werde es verdammen.

**II. Die königliche Huldigung, welche sie dem Könige Salomo darbrachte.** B. 6–10. — Große aufrichtige Geister, wenn sie in ihrem Suchen und Forschen nach Wahrheit unrlöblich über die größten Lebensfragen zur rechten Quelle kommen, und selbst über dasjenige weit mehr Aufschluß erhalten, als sie erwarten konnten, beugen gerne ihre Häupter vor dem Größeren. So erging es auch der großen arabischen Königin mit dem Könige Salomo. Vor diesem glaubte sie kaum, daß es auf Erden ein weiseres Volk, als das ihre, und eine weisere Königin, als wie sie, gebe. Und als sie hörte, wie Jehova den König Salomo mit nie zuvor gekannter Weisheit beschenkt, entsteigt in ihr der Wunsch, das großartige Genie des Wissens ihrer Zeit mit eigenen Augen zu mustern, und mit ihrer eigenen Geistesstärke zu prüfen. Ueberwältigt im Staunen über das Wunder der Gnade und Weisheit Gottes in Salomo, beugt sie, als die größte Königin ihres Volkes, im fremden Land — Haupt und Herz — vor Jehova und dem weisen Könige, und bekennet, daß die Wirklichkeit ihre Erwartungen weit überfliegen habe. Sie preist aufrichtig den Gott Israels, der seinem Volk in Gnaden einen solchen König geschenkt, und wünscht dem glücklichen Volk des Herrn reichen Segen sammt seinem weisen Monarchen. Es war dieses eine merkwürdige Huldigung seitens einer heidnischen Königin dem Könige Israels, und damit aber auch dem großen Gott und Herrn über Alles! In dieser schönen Geschichte, geistlich in ihrem ganzen prophetischen Gewande aufgefaßt, haben wir den Huldigungsvorgang einer jeden gläubigen Seele in der gnadenreichen Zeit des Messias, welche gläubig ihre Arme um das Kreuz schlingt, an welchem zu ihrem Heil und Leben sein „theures Blut geronnen, sein Angezicht erleuchtet.“ Denn: „Da glänzen ihre helle Sonnen, da wirbt der Seele leicht.“ Mit Jauchzen und Gottloben wird der reich in Christo begnadigte Sünder sagen: „Mein Herr! und mein Gott! wir glauben nun nicht mehr um des Gerüchtes Willen, sondern um deswillen, daß wir selbst gesehen, gehört, gefühlt und vom Herrn empfangen haben. Die weise und glückliche Königin beschenke dann noch den König Salomo auf eine königliche Weise mit 120 Centner (Talent) Goldes, etwa \$3,000,000, nebst vielen Specereien und Edelsteinen. In der evangelischen Haushaltung wird es als eine Regel betrachtet, daß einem zu Gott bekehrten Sünder auch sein Geldsack bekehrt ist. Wo aber das Herz noch mit Geiz erfüllt ist, wo man dem Herrn nach Verhältnis der Vermögensumstände zu seiner Zeit verweigert, das Seine zu geben, wo man jankend oder mit stumpf-

sinnigem Herzen sich weigert, gegen Jesus eine freie offene Hand zu haben, — da kann und ist ein solcher Mensch nach den kräftigen Ausfagen des Herrn nicht von Sünden bekehrt, sondern mit Heuchelei erfüllt, welcher der Ananiasstrafe durch des Herrn Hand nicht entgehen wird.

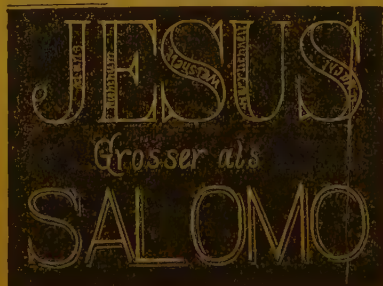
**Nutzenwendungen.** 1) Wenn göttliche Weisheit für irgend Jemand besonders von Nöthen ist, so muß dieselbe gewiß einem Landesregenten trefflich zu Statten gekommen sein. 2) Wenn eine heidnische Königin es sich so viele Mühe, Zeit und Gaben kosten ließ, um Salomos Weisheit kennen zu lernen, wie vielmehr sollte man es sich angelegen sein lassen, die himmlische Weisheit in ihrem persönlichen Werth für uns selbst kennen zu lernen. 3) Glücklich ist eine Dienerschaft in einem Hause, wo Weisheit und Gottesfurcht regiert. B. 8. 4) „Wohl denen, die in deinem Hause wohnen, die loben dich immerdar. Sela.“ Ps. 84, 5. \* 5) Was uns auch immer Herrliches von der wahren Religion Jesu gesagt werden kann, ist niemals „die Hälfte“ von dem, das sich darin erschahren läßt.

**Kleinfinderklasse.** In dieser Section sind drei Hauptpunkte enthalten, welche besonders den Kleinen recht deutlich und anschaulich gemacht werden sollten: 1) Die damals unvergleichliche Weisheit Salomos. Diese sollte durch Erwähnung verschiedener in der heil. Schrift angeführten Beweise dargestellt werden. 2) Die noch unendlich größere Weisheit, die in Jesu zu finden, ist nothwendig und zugänglich für Alle, die da selig werden wollen. 3) Wie viel man sich kosten lassen sollte, um die wahre Weisheit kennen zu lernen und theilhaftig zu werden. Beschreibe die Reise der Königin nach Jerusalem und was sie von Salomos Weisheit ausfragte.

**Fragen.** Wer kam zu Salomo? Woher? Zu welchem Zweck? Was hatte sie in ihrem Lande gehört? Was that sie, um Salomos Weisheit auszufinden? Wie stimmte das, was sie früher hörte, mit dem, was sie nun selbst sah? Was für einen Eindruck machte es auf die Königin? Wen lobte sie deshalb? Was für Geschenke brachte sie Salomo?

**Illustration.** Jesus und Salomo. Und wie war denn die wirkliche Erscheinung dessen, der von sich selber sagen durfte: „Siehe, hier ist mehr, denn Salomo?“ Die Kleidung Salomos wird von Christo in Verbindung mit dem Schmuck der Hölle gebracht, das Gewand Jesu war ein geringer Nazareneranzug. Die Wohnung Salomos war ein glanzvoller Palast, die unseres Heilandes eine bescheidene Zimmermanns Wohnung, die er bisweilen mit einer Fischerhütte vertauschte; im Grunde aber hatte er nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Beamten- und Dienerschaft Salomos waren eine große Anzahl Hofleute, Knechte u. s. w., die des Herrn Jesu ein Jüngerkreis von zwölf Fischern und Jöllnern. Jesus besaß keinen königlichen Wagen, sondern ritt auf einem Esel zur Stadt Jerusalem hinein. Schauen wir höher: Sein königliches Gewand war die Herrlichkeit des Himmels selbst, wenn immer er dasselbe, wie auf Tabor, durchschimmern lassen wollte. Sein Palast der unermessliche Himmelsaal und das große Weltall. Seine unsichtbare Dienerschaft die Menge der himmlischen Heerscharen. Salomos Tisch war mit köstlichen Speisen besetzt. Die von unserem göttlichen Erlöser so reich gedeckte Tafel trägt die köstlichsten Tractamente. Er sagt: „Ich bin das Brod des Lebens. Mein Fleisch ist die rechte Speise und mein Blut ist der rechte Trank.“ Salomos Weisheit wurde von Allen bewundert. Christi Weisheit noch von Niemand ergründet. D wach eine Tiefe des Reichthums beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes. In Christo liegen verborgen alle Schätze der Weisheit.

Wandtafel.





## Der Ruf der Weisheit.

## 7. Section für Sonntag den 13. August 1876. Spr. 1, 20—33.

**Grundgedanke:** Die erbarmungsvolle Liebe nach dem verlorenen Sünder. **Haupttext:** Offb. 3, 20.

**Praktische Erläuterung.** Unter der friedlichen Regierung des weisen Königs Salomo, in welcher der herrliche Tempel Gottes sammt den übrigen großen Staatsbauten aufgeführt wurden, entwickelte sich im Volk Israels besonders ein eigenartiger Zweig der Literatur. Es ist dieses die Spruchdichtung, wie wir sie theilweise noch haben in der heil. Schrift in den „Sprüchen“, dem „Prediger“ und dem „Hohelied Salomos.“ Die jüdischen Ausleger verlegen die Zeit ihrer Abfassung in die mittlere Zeit des Lebens Salomos. Da nun aber Salomo etwa 260 Jahre vor der Regierungszeit des Königs Chrus lebte, unter welcher die sieben Weisen Griechenlands die Welt mit ihren Geistesgaben besenkten, — gegen 670 Jahre vor dem König Alexander dem Großen in Israel regierte, zu dessen Zeit Sokrates, Plato und Aristoteles schrieben und lehrten, so ist es erwiesen, daß weder Salomo noch die andern israelitischen Spruchdichter ihr Material zu den gegenwärtigen Spruchsammlungen, welche uns in der heiligen Schrift aufbewahrt sind, ihr Material von den heidnischen Weltweisen herhaben konnten; hingegen wird eher mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet von alten Kirchenvätern, daß diese heidnischen Gelehrten viel Wissenswertes von diesem Könige Israels in ihre Schriften aufgenommen haben. Unsere Section lehrt uns:

**I. Wie die göttliche Weisheit ihren Ruf jedem Menschen vernehmbar macht.** B. 20—23. — Die hier sprechende Weisheit ist die wahre göttliche Religion in der biblischen Gestalt einer Lehrerin, welche an einem öffentlichen Gemeinplatz ihre heilige Schule eröffnet, und allen Ernstes mit brennender Liebe jeden Menschen einladet, welcher auf dem Weg der Unwissenheit, Eitelkeit und Sünde dahin zum Verderben eilt, bei ihr in Unterricht zu gehen. Sie ist so emsig, und entwickelt eine solche rastlose Thätigkeit, daß sie ihren Ruf hören läßt auf den Gassen, öffentlichen Sammelplätzen und unter den Thoren der Stadt, um alle Thörichten zu erreichen, um jeden am Markte der Welteitelkeit stehenden Sünder anzusprechen und einzuladen, die ihn abgebende Lebensweisheit bei ihr zu gewinnen, wie er dem Verderben entfliehen könne.

Die Lehre Jesu im Gleichniß von der Hochzeit, welche der König seinem Sohne machte, Matth. 22, 1—14; und vom großen Abendmahl, Luc. 14, 16—24, besagen dem Wesen nach dieselbe offenbare Wahrheit, wenn auch in etwas verschiedener Form. Hier wie dort lehrt der Mund der Weisheit, welche Anstalten Gott getroffen die Verlorenen zu suchen und selig zu machen, und daß alle ohne Ausnahme eingeladen werden ihre Herzen Jesum, der vor der Thüre des menschlichen Herzens steht, auf zu thun, daß er bei ihnen eintreten und Wohnung bei ihnen machen kann. Ja der Herr bietet ohne alle Ausnahme jedem Menschen seine freie Gnade an. Gottes unbeschreibliche Liebe erstreckt sich über alle gefallenen und errettungsbedürftigen Menschen. In dem allgenussamen Sühnopfer Jesu Christi liegen für jeden Abkömmling Adams die Bürgschaften seiner persönlichen Erlösung, Heiligung und Seligkeit, vorausgesetzt der Ruf der Weisheit oder des theuren Evangeliums wird angehört, geglaubt und mit allem Ernste befolgt. Die inneren und äußeren Anstalten sind so weislich geordnet in unsern Tagen, daß nicht nur dem Hörenden, sondern auch den Blinden und Stummen der herrliche Gnadenruf zugänglich geworden ist. Die Weisheit dieser Welt hatte ihre Zeit und Gelegenheit. Sie hat all das Ihre aufgeboden und dran gesetzt, und hat damit nichts als einen allgemeinen sittlichen Ruin herbeigeführt. Und nun soll sie von der göttlichen Weisheit, welche die Welt eine nährliche Thörin schilt, überwunden und besiegt werden! Bei Millionen ist es geglückt diesen verkehrten Sinn zu brechen, Herz und Leben der göttlichen Weisheit zu geben, leben glücklich und in Frieden, und gehen selig heim zur Ruhe Derer, die durch den Glauben an das Blut Christi ihre Kleider helle gemacht haben.

**II. Wie dem Ruf der göttlichen Weisheit der Gehorsam verweigert wird.** B. 24—33. So wie der göttlichen

Weisheit von einer Anzahl Unverständigen der Gehorsam verweigert wird, ihren holdseligen und weisen Unterricht anzunehmen, so berichtet der Herr den Thatbestand im Gleichniß vom Abendmahl und der Hochzeit, daß eine Anzahl ehrenvoll eingeladenen den Ruf verachtet, nicht befolgt oder stumpfsinnig unbeachtet ließ, und die königliche Einladung wurde mit nährlichen Entschuldigungen ohne allen Rechtswert abgewiesen. In B. 24 und 25 ordnet die Weisheit diese schände Weigerung in vier solche Gründe ein: 1) „Wenn ich rufe, so weigert ihr euch einfach, meinem Ruf zu folgen; — 2) Ich rede meine Hand aus, und Niemand achtet darauf.“ Ähnlich spricht der Herr durch den Propheten Jes. 65, 2: „Ich rede meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist.“ Und Jesus sagt von ähnlichen Halsstarrigen: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödest die Propheten, und steinigst, die zu dir gesandt sind! wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt.“ Diese Aussprüche des Herrn, sowie der Weisheit und unsere Erfahrung besagen und bedauern mit Schmerz die Thatsache, daß es immerwährend Menschen gibt, die trotz allem zeitgemäßen Warnen, Locken, Rufen und liebevollen Einladen, zu Jesus, dem Heiland der Welt, zu kommen, entweder stumpfsinnig, oder spöttelnd oder gleichgültig oder aus Haß und Bosheit verweigern, Gehorsam zu leisten. — 3) „Und laßt fahren meinen Rath;“ — 4) „und wollet meiner Strafe nicht.“ Die Strafe auf diese schände Weigerung folgt oft schnell, bisweilen auch langsam, aber desto sicherer und schrecklicher. „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sie mahlen erschrecklich fein.“ Den Juden sagte der Herr: „Euer Haus soll euch wüste gelassen werden,“ Matth. 23, 38 und es ist wörtlich bis heute erfüllt worden; und: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele, oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?“ Die Zeit zum furchtbaren Lachen im Gericht kommt schnell für die Weisheit, und für den Menschensohn, der „kommen wird in den Wolken des Himmels,“ „zu geben einem Jeglichen seinen Lohn.“ „Und alsdann werden heulen alle Geschlechter der Erde.“ Denn die Weisheit spricht: „Sie sollen essen von der Frucht ihres Weges, und ihres Rathes satt werden.“ B. 31.

**Nutzenanwendung.** 1) Der Ruf der Weisheit — die Einladung des Herrn — macht sich überall kund, also daß Niemand Ursache hat zur Entschuldigung oder zum Wegbleiben. 2) Viele Tausende weigern sich entschieden auf den Ruf derselben zu achten und bleiben hartnäckig und verstockt. 3) Die Sünde des beharrlichen Ungehorsams wird endlich ihre schreckliche Vergeltung finden. 4) Die Annahme der Weisheit Gottes ist von unbeschreiblichem Segen und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

**Kleinfinderklasse.** Der Ruf der Weisheit kann den Kleinen am erfolgreichsten gezeigt werden, durch das Bild des anklopfenden Heilandes an der Thüre des menschlichen Herzens. Zeige warum die Weisheit so laut und kräftig ruft: — „Uns zu beglücken. Zeige wie hart verriegelt die Herzen der Menschen sind. Schildere die Folgen, wenn man nicht aufhört, sowie auch im Gegentheil den Segen des Gehorsams. Alles dies durch Beispiele, die ja sehr zahlreich sind.

**Fragen.** Wer redet zu uns in der vorliegenden Section? Wo wird dieser Ruf vernommen? Warum und wozu geht dieser Ruf an uns? Wie wird dieser Ruf allgemein beachtet? Was werden die endlichen Folgen des Ungehorsams sein? Was verheißt Gott denen, die gehorsam sind?

**Illustration.** 1) Die Gefahr der Verstockung. Durch beharrliche Weigerung wird das Herz endlich verhärtet. Es wird in einer Legende erzählt, daß ein gewisser Fürst einen wunderbaren Ring besaß, der ihn, so oft er etwas Unrechtes begangen hatte, in den Finger steck. Er war ihm geschenkt worden, um ihn dadurch in Stand zu setzen, stets Recht von Unrecht zu unterscheiden. Und es wurde ihm gesagt, daß so

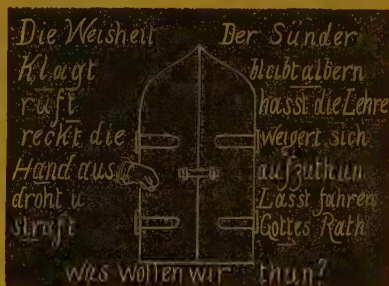


lange er diesen Ring trage, er immer Glück haben würde. Anfanglich hielt er sehr viel auf diesen kostbaren Ring. Nach und nach wurde er aber verbrießlich darüber, so oft in den Finger gestochen, und dabei an Dingen verhindert zu werden, die er doch so gern gethan hätte. Eines Tages hatte er seinen Sinn auf eine unerlaubte Sache gesetzt, und war entschlossen, dieselbe, trotz des Sticks in seinem Finger, zu thun. Aber er bekam einen solchen Stich, daß er, anstatt an das Unrecht zu denken, voll Aerger den Ring von sich warf, um nicht mehr daran belästigt zu werden. Von da an verließ ihn jedes bessere Gefühl und er versiel in Sünde und Laster, und alles Glück wich von ihm.

2) So will ich auch Iachen in eurem Unfall. Eine Mutter warnte ihre vergnügungssüchtige Tochter vor der Gefahr, ihre Seele zu verlieren, während dieselbe sich zu einem Ball anleidete. „Noch Zeit genug am fromm, zu werden,“ erwiderte sie leichtfertig. Nach zwei Wochen erkrankte sie plötzlich und starb in etlichen Stunden, indem sie ausrief: „O daß doch jetzt alle jungen Leute hier wären, damit ich sie

warnen könnte, anders zu thun, als ich gethan habe. Ich gehe nun meinem traurigen Schicksal entgegen. Ich werde meine Behausung bei den Teufeln haben.“

### Wandtafel.



## Der hohe Werth der Weisheit.

8. Section für Sonntag den 20. August 1876. Spr. 3, 1—19.

Grundgedanke: Jahre vieler Segnungen werden dem wirklich Weisen zu Theil. Haupttext. Hiob 28, 15.

**Praktische Erläuterung.** Die Weisheit des Herrn ist ein goldener Brunn für jeden verständigen Menschen. Leider sieht er jedoch ihren hohen Werth nicht immer ein; denn Blindheit, Unverstand, Halsstarrigkeit und Bosheit sind Stüde, die seiner sinnhaften Natur so eigen sind, als wie das Athmen für seinen Körper. Unsere Section zeigt uns:

I. Die Belohnung welche die Weisheit dem Gehorsamen gibt. B. 1, 2 und 16—18. — Die Weisheit bringt Glück und Frieden. Die Form der Ansprache, „mein Kind,“ welche in unserem Textcapitel drei Mal wiederholt ist, war Gebrauch unter den Morgenländern, und hat Ähnlichkeit mit unserer gegenwärtigen Anspracheform: „Liebe Schüler,“ „theure Freunde,“ „werthe Zuhörer“ u. Sie bezeugt seitens des Lehrers Liebe, Achtung, und ein zärtliches Interesse seinen Schülern oder Zuhörern gegenüber. Der weise König führt uns nun hier die göttliche Weisheit in Form von göttlichen Lehren und Geboten vor, welche zu befolgen er jedem klugen Menschen abfordert und einschärft. Ähnliches schärft uns auch des Herrn Apostel Jac. 1, 22 ein: „Seid aber Thäter des Wortes, und nicht Hörer allein, damit ihr euch selbst betrüget.“ Die Weisheit fordert somit in brünstiger Liebe von Unweisen Gehorsam, welcher Gott wohlgefällig ist. Nach den Versen 2 und 16 sind es vier Stüde, welche als Folgen des Gehorsams angeführt werden: 1) langes Leben; — 2) gute, glückliche Jahre; — 3) großen Reichtum, und 4) den köstlichen Frieden. Der Friede, welcher so manchem Menschenherzen ferne ist, ist immer ein Folge vom Halten der Gebote Gottes: „Du hältst stets Frieden nach gewisser Zusage, denn man verläßt sich auf dich,“ Jes. 26, 3.

B. 3, 4. — Die Weisheit belohnet mit göttlicher Gnade und Klugheit. Gnade, Barmherzigkeit, Liebe und Treue sind Grundelemente eines gesunden, Gott wohlgefälligen Lebens, und sind von größter Nützlichkeit und Segen unter den Menschen. Uebe daher diese göttlichen Grundzüge mit allem Ernst, halte an ihnen fest und vollziehe sie durch dein ganzes Leben. Hiere deine Herzgesinnung mit diesen himmlischen Tugenden. Uebe ja die Vorsicht, daß auf der Tafel deines Herzens nichts gefunden wird, als wie das lebendige Wort Gottes und den neuen Namen — Jesus — „den Niemand kennt, denn der ihn empfängt.“ Gnade, Günst und Klugheit werden dir von Gott und Menschen zugetraut werden, und der unaussprechliche Gnadenreichtum Christi wird dich erfüllen mit Glauben, Gnade, Stärke und Treue zum ewigen Leben.

B. 5, 6. — Die Weisheit will ein zuverlässiger Führer sein. Der kurzichtigste Verstand des Menschen, worauf so Viele pochen, und Gott und göttliche Offenbarung beiseite setzen wollen, ist ein sehr unzuverlässiger Führer durch dieses gefährvolle irdische Leben. In gar vielen irdischen Lebensumständen läßt

er den Menschen rath- und hilflos im Elend, Unglück und Jammer sitzen und zu Grunde gehen. Und vollends in Sachen der wahren Religion, deren himmlische Elemente über alle Verstandesbegriffe hinausliegen, reicht auch am Ende der allergebildetste Verstand nicht hin, die dunkeln Lebensrathsel zu durchschauen, oder als selbstständige Helfer auftreten zu können. Darum: „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen,“ B. 5; „denn unsere Hilfe steht im Namen des Herrn,“ Ps. 74, 12, und er allein ist „der Anfänger und Vollender unsers Glaubens,“ der zum „Wollen“ das „Vollbringen“ schenkt. Der heilige Geist allein wird den Gläubigen in alle Wege der Wahrheit führen.

B. 7, 8. Die Weisheit macht auch das irdische Leben schon zu einem glücklichen. — „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang,“ Spr. 1, 7, 9, 10. Nach Spr. 14, 27 ist sie für Jeglichen eine „Quelle des Lebens.“ Wie abstoßend und widerlich ist es deshalb, wenn ein Mensch mit aufgeblähter Dünkelhaftigkeit sich spreizt, seine Unwissenheit für echte Weisheit hält, und Andere zwingen will, sich vor seiner Narrheit zu beugen. Nur ein Herz voll lauterer Liebe zu Jesu kann vom Abweichen in die Wege der Sünde bewahren.

B. 9, 10. Die Weisheit will die Schemen füllen. — d. h.: Will uns geben daß wir haben wieder zu geben. Unter den Israeliten war die Unterstützung des Reiches Gottes durch strenge göttliche Gesetze geordnet in dem Abgeben des „Zehnten,“ und der fünfzigjährigen Wiederkehr des großen Halls (Erlasjahres) jahrs. In der evangelischen Haushaltung, in welcher uns Gott die größten Schätze seiner Liebe schenkt, fordert er mit allem Recht von uns, daß wir ihm mit Leib, Seele, Geist, Hab und Gut gänzlich angehören. Denn wer nicht rein Allen abgibt, der kann nicht sein Jünger sein, noch ist er seiner Liebe werth. Ein Mensch, welcher noch der Abgötterei des Geistes fröhnt, hat Jesus nicht im Herzen. Wer also recht weise ist, ist auch recht freigebig.

B. 11, 12. Die Weisheit lohnt mit Wohlgefallen. — Die Ausbrüde „Zucht“ und „Strafe“ meinen hier Unterricht, Erziehungs- und Strafe. Unterricht ist jedem Menschen nothwendig, denn er zeigt ihm den Weg, welchen er zu gehen hat: und Strafe ist erforderlich, des Schülers Sinn unterwürfig und gehorsam zu machen, ohne welche überhaupt keine Lebensweisheit und Erkenntnis gewonnen werden kann. So wenig nun ein gutes Kind seines Vaters Strafe berechtigt ist, zu verwerfen, ebensowenig sollte ein Mensch oder Kind Gottes mit dem himmlischen Vater hadern, und ungebüßig werden, wenn er ihm Kränkheiten, Unglücksfälle, Leiden und Prüfungen schickt. Es ist ein herrlicher Liebeszug des Herrn, daß er uns von jeher aus lauter Güte zu sich zog, im Feuer der Prüfung läutern, und endlich selig machen will.



**II. Die Kostbarkeit der Weisheit.** B. 13—15. — Die Ausdrücke „Weisheit“ und „Verstand“ meinen hier einfach wahre Herzensfrömmigkeit und Gottseligkeit. Moses betete sehr ernstlich zum Herrn: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden“ Ps. 90, 11. Diese Weisheit zu suchen, ist besser, denn nach Gold, Silber und Edelsteinen zu trachten. Diese Welt vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit. — Als ich in der furchtbaren Nacht vom 9. auf den 10. Oktober 1871 im großen Brand von Chicago durch verschiedene brennende Straßen mit ihren großartigen Stein- und eisernen Geschäftspalästen, und Wohnhäusern dahineilte, mein Leben zu retten, und dabei stundenlang mit Augen zusehen mußte, wie alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grazes Blume vor der ungeheuren Hitze des Feuers verwelkte, und auch selbst nicht aushielte, was ich von dem Meinen retten würde: da blieb mir nichts auf den rauchenden Trümmern der reichen Handelsstadt des Westens übrig, als wie mein — Jesus —, der gleichsam als wie auf dem Rande meines schwachen Glaubensschiffleins, vom Schummer aufgeweckt, stand und dem Sturme mit machtvoller Schöpferwort Stille gebot. Wie der lachende Frühlingmorgen einer himmlischen Welt umschauelte es in diesem Feuersturme meine Seele. Und obwohl über meine Wangen stetig über das große Unglück heiße Thränen rannen, jauchzte mein Herz unter dem Schutze der starken Arme des Herrn über den großen Schatz, den kein Feuer verzehren kann. —

**III. Die völlige Genügsamkeit dieser Weisheit.** B. 19. — Die Weisheit wird uns hier vorgeführt als jene in Gott von Ewigkeit her inwohnende schöpferische Kraft, durch welche er die Erde geschaffen und die Himmel bereitet hatte. Gott schenkt jeder gläubigen Seele von seiner Weisheit durch den heiligen Geist, vermittelt durch dieselben völlig durch das Blut Jesu Christi von allen Sünden reinigen kann 1 Joh. 1, 7; das Wesen der völligen Liebe ihr schenken will Matth. 22, 37.; und sie fort und fort aus der Fülle seines unaussprechlichen Gnadenreichtums schöpfen läßt „Gnade um Gnade“ Joh. 1, 16. —

**Anwendungen.** 1. Gottes Gebote zu halten und bewahren, bringt geistliches und ewiges Glück, Frieden und Segen. 2. Wohlthaten und mitzutheilen ist Pflicht eines jeden Christen, wodurch Gott geehrt wird, und wird auch stets mit Gottes Segen gekrönt sein. 3. Gehorsam ist jedem Gläubigen vonnöthen, um die Züchtigung des Herrn recht tragen zu können. 4. Himmlische Weisheit besitzt einen größern Werth als alle Schätze der Erde und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

**Kleinkinderklasse.** Der Lehrer führe den Kleinen den Inhalt der zehn Gebote so kurz wie möglich vor, bedeute ihnen,

daß Gott auf die Befolgung derselben sieht, zeige wie wir dieselben nur dann recht halten können, wenn wir erneuerte Herzen haben. So wie man etwas auf eine Tafel schreibt, so sollten Gottes Gebote ins Herz geschrieben sein. So wie man mancherlei Schmuckstücken um den Hals hängt um sie nicht zu verlieren, so sollten gleichsam Gottes Gebote an den Hals gehängt werden, damit sie uns überall hin begleiten. Mit Bezug auf den Werth der göttlichen Weisheit mache die Kinder auf den hohen Werth verschiedenerlei Edelsteine und Perlen aufmerksam. Weisheit ist mehr werth, denn sie Alle.

**Fragen.** Was wird von den Geboten Gottes gesagt? Wie können dieselben gehalten werden? Was ist unter dem bildlichen Ausdruck zu verstehen: an den Hals zu hängen, und auf die Tafel des Herzens zu schreiben? In welchem Vers wird etwas von Freigebigkeit gesagt? Was wird dem Freigebigen alles verheißen? Was für herrliche Dinge werden von der Weisheit gesagt?

**Illustration.** Vers 1—3. Cicero stellte einmal die Frage, ob dasjenige wohl als eine Last anzusehen sei, das man mit Vergnügen oder mit Lust trage? Wenn Einem ein schwerer Sack voll Geld geschenkt und ausgeladen wird, so ist derselbe zwar an sich schwer, aber die Freude, mit welcher wir denselben tragen, macht es uns zur Lust. Die Liebe und Freude, welche Gott dem Herzen mittheilt, sind gleichsam als wie Del auf die Räder, womit das ganze Werk in Gang gehalten wird.

Vers 14, 12. Wenn alle Berge der Erde Perlen und alle Sandkörnlein Diamanten wären, so wären sie zusammen nicht mit der himmlischen Weisheit zu vergleichen. Der Rubin ist ein kostlicher Stein, durchsichtig und gluthfarbig. Von einem indischen König wird gesagt, daß er einen Rubin von solcher Pracht und Größe in der Krone getragen habe, daß sein Angesicht im Dunkeln davon erhellt worden sei; wahre Weisheit wirft aber noch einen helleren Schein von sich, als der Rubin.

Baudtafel.



## Rechtschaffener Fleiss.

### 9. Predigt für Sonntag den 27. August 1876. Spr. 6, 6—22.

**Grundgedanke.** Der Lohn des Fleißes. **Haupttext.** Römer, 12, 11.

**Praktische Erläuterung.** Unser Textcapitel besteht aus vier Aenen, jede unabhängig von der anderen, und verschieden nach Inhalt und Länge. Die erste zeigt die Gefährlichkeit der Borgia für einen Anderen B. 1—5; die zweite spricht den Tadel aus gegen den Faulen B. 6—11; die dritte warnt vor der Sinterlist und gewaltthätigen Handlungsweise eines losen Menschen B. 12—19; die vierte schildert die traurigen Vorgänge des Ehebruchs und seiner Strafe B. 23—24. Unsere Predigt behandelt den zweiten und dritten dieser sehr werthvollen Lehrvorträge des weisen Königs. — Die Predigt zeigt uns:

**I. Den gerechten Tadel für den Faulen B. 6—11.** — B. 6. Der Faule ist eine Person, die unthätig und müßig die Zeit verschwendet. Kein vernünftiger Mensch, welcher den Werth des Lebens und der Zeit zu schätzen weiß, kann sich mit dem unsittlichen Grundfalsch des Müßiggangs versöhnen, noch einen Faulenzer um sich leiden. Faule Leute duldet man nirgend gerne; sie sind wie lästige Schwammpflanzen am

menschlichen Stammbaum unter allen Himmelsstrichen, die scham- und schandlos vom schweißenden Erwerb ihrer Mitmenschen leben wollen. Es gibt aber auch geistliche Faulenzer, welche am Markte der Eitelkeit müßig stehen: sie sind zu faul, Gottes Wort zu lesen; im Hause Gottes, im Kammerlein und am Familienaltar mit den Thüren zu beten; in die Kirche, Sonntagschule und Bethstube zu gehen; geben können sie nichts, weil sie weder für sich, noch für andere Leute, noch für Jesus etwas besitzen. Lieber Leser, gehörst du auch etwa zu dieser schlimmen Menschenklasse?

B. 6—8. Die Ameise als Lehrmeisterin des Faulen. Es ist merkwürdig, daß der weise König den Faulen zu einem der kleinsten der unvernünftigen Thiere — der Ameise — in die Lehre schickt. Seneca, ein römischer Philosoph und Zeitgenosse des großen Heidenapostels St. Paulus, sagte einmal: „Es ist eine Schande für einen Menschen, welcher von kleinen Thieren keine Moral lernen will.“ In allen Ländern ist die Ameise sprichwörtlich geworden durch ihren großen Fleiß, ihren Kunstsin-



und ihre Betriebsamkeit; und es wird darum mit Recht der Faule hier angewiesen, zu ihr hinzugehen, um von ihr „ihre Weise“ zu lernen. Der weise Monarch mußte aus eigener Beobachtung wahrgenommen haben, daß von ihrer Lebensweise für uns recht Vieles zu erkennen sei. Die Forschungen neuerer Naturforscher geben uns denn auch in das geheimnißvolle Walten, Leben und Treiben dieses Thierchens nähere Einsicht, wodurch Salomos Weisheit reichlich bekräftigt wird. Die weise Ameise der heißen Länder ist ein wahres Naturwunder ihrer Art unter den Thieren, und ihr Fleiß, Kunstförmigkeit und unermüdbliche Betriebsamkeit übersteigt noch um Vieles die der nördlichen Länder. Man hat Ameisenstämme gefunden, die eine Höhe von 12 bis zu 20 Fuß maßen und einen verhältnißmäßigen Umfang hatten. Nach innen waren sie wohl angelegt mit Straßen, Gängen, Sälen und Speisemagazinen, die kunstreich mit einander verbunden waren. Das Verhältniß der Höhe ihres Wohnpalastes zu ihrer Körpergröße übersteigt sie um 500 Mal, und würden wir Menschen im Verhältniß unserer Körpergröße unsere Wohnhäuser, wie sie, bauen, alsdann würden unsere Wohnhäuser eine Höhe von 1500 bis 2000 Fuß haben. Nun sammelt die Ameise ohne Fürsten, Hauptmann und Herrn im Frühjahr, Sommer und Herbst ihre Speise, also in einer Zeit, in welcher sie in Fülle vorhanden ist. Jede besorgt ohne Tadel mit Fleiß und rühmenswerther Ausdauer ihre Arbeit. Wie viel würde unter uns Menschen im Allgemeinen ohne Oberaufsicht bewerkstelligt? Welch ein Muster des Fleißes ist sie dem Faulen, indem sie mit richtigem Takt ihre Sammelzeit kennt und ihr Leben für ihren Wohlstand nützlich zubringt. Der Mensch ist ein viel erhabeneres Geschöpf, als wie die Ameise; seine köstliche Zeit soll er anwenden zu nützlicher und fleißiger Arbeit. Er soll sich bewußt sein, daß er im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen, sein ganzes irdisches Leben alle Tage nützlich zubringen und seine arme Seele nach Gottes gnadenreicher Anweisung erretten soll vor Tod und ewigem Verderben.

B. 9—11. Des faulen Menschen Strafe. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Noch nie hat es ein Mensch, der seine Zeit im Schlaf und Müßiggang verfaulente, zu etwas gebracht in der Welt. Armuth und Mangel aller Art hat sie überreicht. Wie wird es einmal all den lässigen und faulen Christenbekennern ergehen, welche des Herrn Wert lässig treiben, die Gnade Gottes gering und gleichgültig behandeln? Haben sie vergessen, daß der Herr Jer. 48, 10 sagt: „Verflucht sei, der des Herrn Wert lässig treibt!“ Darum, gehe hin, du Fauler, und sammle Speise für deine arme unsterbliche Seele, daß, wenn der Winter des Todes dich überreicht, du Speise haben mögest bei dir, die das ewige Leben wirkt.

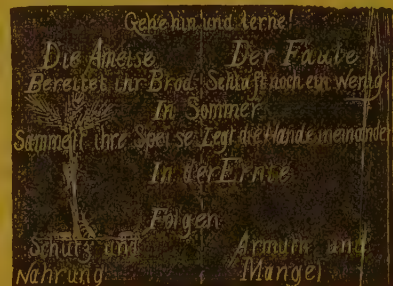
II. Die finstern Wege der gottlosen Menschen B. 12—19. B. 12—16. Die sieben Grundzüge eines „losen Menschen.“ Müßiggang und Laster aller Art gehen gemeiner Hand mit einander. Faulenzer sind in der Regel die besten Rekruten, des Teufels Tücke und Schlechtigkeiten durchzuführen. Salomo bekundete eine ausgezeichnete Menschenkenntniß, welche zeigt, daß er tief hinab, in die Abgründe des bösen, trotigen Menschenherzens schaute. In diesen Versen gibt er sechs von den sieben Grundzügen eines Gottlosen: 1) Er geht mit verkehrtem Munde um, das meint, er spricht zweideutig, ist unzuverlässig, schmeichelt und sagt die Wahrheit nicht, sondern spricht feile Lügen. 2) Er winket mit den Augen, das meint, er geht mit Schalkheit und böser Hinterlist um, lauert raubartig wie ein Tiger auf seine Beute. 3) Er deutet mit den Füßen; Paulus gibt hierüber wohl die beste Erklärung Röm. 3, 15: „Ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen.“ 4) Er zeigt mit den Fingern, das meint, er spottet; er ist ein Spötter alles Guten, Wahren und Gütlichen. 5) Er trachtet nach Bösem gegen seinen Nächsten, und 6) Nichtet Hader an. In die Länge wird ein „loser Mensch“ es nicht treiben können, denn Alles unter dem Himmel hat seine Zeit. Wie der ausgestreute Samen zur Frucht heran reift und abfällt, oder eingetretet wird, also kommt zu ungeahnter Stunde das göttliche Gericht über den Bösen; denn „der Gottlose nimmt ein Ende mit Schrecken.“

B. 17—19. Die sieben Haupttünden. Im siebenten Grundzug eines „losen Menschen“, welcher dem Herrn ein Grauel ist, gibt nun der weise König die sieben Haupttünden, welche den Menschen vor Gott verunreinigen (Matth. 15, 19): 1) „Sohe Augen“ bedeuten Stolz und Hochmuth. „Wer zu Grände

gehen soll, der wird zuvor stolz“ Spr. 16, 8. Und: „Stolz kommt vor dem Untergang, und Hochmuth vor dem Fall.“ 2) Falsche Zungen, die verleumden, afterreden, die Unwahrheit und Lügen reden. 3) Hände, die unschuldig Blut vergießen, das Nordhandwerk ausüben. 4) Ein Herz, das mit bösen Anschlägen, Plänen und Tücken umgibt. 5) Füße, die hetzende und eilig sind, Schaden, Unheil, Elend und Thränen anzurichten. 6) Falsche Zungen, welche dem Meinen das Wort reden. 7) Friedensstörer, welche Hader unter friebliebenden Brüdern anrichten.

III. Die glücklichen Pfade der Gerechtigkeit B. 20—22. Der einzige Weg, diese angeführten Sünden zu vermeiden, welche zur Verdammniß abführen, ist für unsere lieben Kinder der, daß sie den guten Anweisungen ihrer frommen Eltern folgen. Niemals werden gottesfürchtige Eltern Kinder fündliche Wege zwingen zu gehen, noch dazu anleiten. Sie haben, als die Erfahrenen, die reifen und mannigfaltigen Lebenserfahrungen dem jungen unerfahrenen Geschlechte voraus und im Besitz, und ihre Anweisungen sind aus der goldenen Schule mancher schweren Probe hervorgegangen und gewonnen worden. Daher werden des Vaters Gebote den Sohn und die Tochter immer zum Gehorsam gegen Gott und Menschen, und zur weisen Anwendung der Zeit der Gnade, zum Fleiß und nützlicher Thätigkeit anhalten; wohingegen der Mutter Segen sie zur wahren gottgefälligen Frömmigkeit und Gottseligkeit anleiten wird. Ueberhaupt kann nicht genug darauf gedrungen werden, mit allem Ernste die Nothwendigkeit einzuschärfen, das Uebel zu überwinden, böse Gedanken zu vermeiden und das Herz vor Verleitung zur Sünde zu bewahren. Jedes Kind, welches dem Gebot des Herrn höllig und ernstlich folgt: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.“ wird der größte Sieger und Eroberer sein. Im Gehen wird der Herr dich vor dem Fall bewahren; wenn du schläfst und ruhest, wird er dein Hüter sein; und wenn du aufwachst, wird der Herr deine Freude und das Gespräch deines Mundes sein. „Darum seid nicht träge, was ihr thun sollt.“ Seid brünstig im Geist. Schicket euch in die Zeit“ Röm. 12, 11.

#### Wandtafel.



**Nutzenwendungen.** 1) Fleiß und Treue gehen aus der himmlischen Weisheit hervor. 2) Auch selbst kleine Thiere können uns zuweilen als Lehrmeister dienen. 3) Fleiß und Arbeitsamkeit bringen Wohlstand; Faulheit aber das Gegentheil. 4) Bosheit und Falschheit werden es nicht in die Länge treiben. 5) Gottes Gebote halten ist das sicherste Schutzmittel gegen jegliches Uebel.

**Kleinkinderklasse.** Erweitere das treffliche Bild von der Ameise. 1) Ihre Weisheit und Umsicht; 2) Ihre Ordnungsliebe; 3) Ihr Fleiß und ihre Ausdauer, wodurch sie uns Allen als Lehrmeister dient. Zeige, wie es im Gegentheil der Faule macht, und was überhaupt die Folgen der Trägheit sind. Frage den Kleinen dann noch nach Vers 20 bis 22 den kindlichen Gehorsam gegen Vater und Mutter sammt dessen Folgen durch Beispiele ein.

**Fragen.** Was wird von dem Faulen gesagt? In welcher Hinsicht soll ihm die Ameise als Lehrmeister dienen? Was sind die Folgen des Fleißes und die der Faulheit? Welche sechs Stücke hasst der Herr? Was sind die Folgen des kindlichen Gehorsams?

**Illustration.** Gehe hin zur Ameise und lerne. Amerlan erzählte einst seinen Freunden einen Vorfall aus seinem früheren Leben. „Einmal“, sagte er, „war ich genö-



thigt, mich vor meinen Feinden in den Ruinen eines alten Gebäudes zu verstecken, allwo ich dann mehrere Stunden verweilen mußte. Indem sich meine Augen nach einem Gegenstand umschauten, um mein Gemüth von meiner hoffnungslosen Lage abzuwenden, da fiel mein Blick plötzlich auf eine Ameise, die ein Weizenkorn, größer als sie selbst, an der Wand

hinauf zu schleppen versuchte. Ich zählte ihre vergeblichen Versuche, das Körnlein hinauf zu bringen. Neunundsechzig Mal war ihr dasselbe entfallen, aber die Ameise fuhr unerbittert fort und das siebenzigste Mal gelang es ihr. Ein solcher Anblick gab mir wieder frischen Muth und nie werde ich die Lection vergessen."

## S i n t e r s t ü b e n .

**Dr. F. B. Geß** von Buffalo hat unser "Excelsior" aus dem Juliheft des Magazins sehr gefällig in Musik gesetzt. Schönen Dank! Dr. Geß hat auch einige nette Stücke für unsere neuen Gesangbücher componirt. Er hat sehr gute musikalische Anlagen und verdient in dieser Beziehung alle Aufmunterung.

**Jene Kalender.** Es wird noch jedermannlich im Gedächtniß sein, daß wir im Märzheft des Magazins eine Belohnung von 1875er ausschrieben für solche, die sich e r e B e w e i s e liefern könnten, daß sie den Mann noch gekannt hätten, der es allen Leuten recht machen kann. Um diese Belohnung haben sich bis jetzt zwei Leser beworben. Nummer eins schreibt:

**Br. Horn!** Ich mache Anspruch auf die 50 Kalender. Ich kann sichern Beweis liefern, daß ich von dem Manne gehört habe, der es allen Leuten recht machen konnte, wie die nachstehende Geschichte deutlich zeigt. Es war der Mair auf einem Dorf im badißchen Ländli.

Kaspar brachte Klage gegen einen Namens Hansmichel, und da der Kaspar vernommen war, sagte der Bürgermeister: „Du hast ganz recht.“ Als der fort war, kam auch der Hansmichel. Er hörte auch diesen an, und als er fertig war, sagte er auch zu diesem: „Du hast ganz recht.“ Nachdem dieser auch fort war, sagte seine Frau, die Alles mit angehört hatte, zu ihm: „Du bist ein rechter Narr! Dem Kaspar gabst recht; wo der Hansmichel kommt gibst dem auch recht.“ Dann sagte der Mair: „Frau du hast auch recht.“ **John Wolf.**

So hast du also doch den Mann nicht gekannt, Br. Wolf, sondern bloß von ihm gehört. Das haben wir nun auch. Also gehörten uns die Kalender so viel als dir. Oder hast du ihn gekannt den wunderlichen Mair? Wo find die sicheren Beweise?

Nummero zwei meint, der Tod könne es allen Leuten recht machen. Fehlgeschossen! Wo wir wohnen, trauen viele Leute dem Tod nichts Gutes zu und sind sehr unzufrieden, wenn er kommt. Ob's wohl bei Euch anders ist?

**Was ein Magazin kostet.** Als bei der neulich abgehaltenen Gen. Konferenz der Bish. Methodistenkirche die Zukunft des „Ladies Repository“ unter Beratung war, wurden von Solchen, welche mit der Sache genau bekannt sind, manche Erklärungen gegeben, deren Erwähnung vielen unserer Leser vielleicht ein neues Licht auf die Herstellung eines populären Magazins werfen möchte. Wie es scheint, beliefen sich die Extraausgaben für das Magazin, welche an Künstler, Correspondenten u. dgl. bezahlt wurden auf \$10,000. Dr. Wentworth, der frühere Redacteur jener Monatschrift sagte, daß er sich befragt habe, wie viel die Herausgeber der populärsten Monatschriften in New York, wie Harper, Scribner &c., an die Mitarbeiter ihrer Magazine bezahlten, und die Antwort sei gewesen: Etwa \$8000 monatlich, welches sich jährlich auf \$36,000 beliefe. Dr. Curry, der gegenwärtige Redacteur der genannten Monatschrift, meinte, für \$10,000 könne man kein Magazin herstellen, das des Lesens werth sei. In seinem Sinne und Verhältnis mag er recht haben; wenn aber seine Behauptung allgemeine Anwendung hätte, so wären wir schlecht beraten, denn unser Magazin wird für jene Zwecke ungefähr \$300—\$400 zahlen. Das erinnert uns an den Ausdruck des spariamen Lincoln, welcher einem ihm zu seiner Wahl gratulirenden Freunde antwortete, es habe ihn aber auch beinahe \$300 gekostet Präsident zu werden. \*

**Der Unterschied.** Neulich standen wir am Sarge einer jungen, talentvollen Frau. Mit Wort und Feder war sie thätig gewesen zum Preise ihres Heilandes. Weinend blickten ihr ihre Freunde nach in die stille Gruft, aber auch freudig in

der Hoffnung aufs Wiedersehen. Der Herr, der die Wunden schlägt, der heilt sie auch wieder. Das war ihr Trost. Thränen verwandelt er in Perlen und das Dürst der Erden-nächte in leuchtende Sonnenstrahlen paradiesischer Wonne. Seliger hoffensüßer Trost! — Als wir vom Friedhofe heimkamen nahmen wir eine Zeitung zur Hand. Das Erste, was uns in die Augen fiel, war eine Todesnachricht von einem jungen talentvollen Manne. Er war ein Weltmann gewesen, und die Welt versuchte das Del des Trostes in die von hoffnungslosem Gram durchbohrten Herzen der Angehörigen zu gießen. Und wie? Hier ist's: dem unerbittlichen Schicksal kann eben Niemand wehren; aber die Zeit, die alle Wunden heilt, wird auch die der trauernden Sinterbliebenen heilen. Uns berührte dieser erbärmliche Trost, als wenn an einem milden, heiteren Frühlingstage plötzlich ein eiskaltes Schneegestöber durch die Luft dahinbraute. Also hier ist ein eisernes Schicksal das da Wunden schlägt, und eine Zeit, welche dieselben dann wieder heilen soll. Dort ist eine liebende Vorsehung, welche nicht nach Willkür, sondern zum Wohl der Menschen Wunden schlägt, und eine freundliche Heilandsband, welche dieselben heilt in der süßen Versicherung, daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ Wie muthet dich dieser Unterschied an, I. Leser? Wir wollen's gestehen, daß wir uns die Verwandtschaft mit dem Cur, was man Schicksal heißt, ernstlich verbitten und auf die Cur des Doktors „Zeit“ keinen Pfifferling halten. Da wissen wir doch aus Erfahrung, daß in dem Rezeptbuch, welches „Bibel“ heißt, viel bessere Mittel stehen. \*

**Berichtigung.** Wir hatten neulich in der Angabe der Nr. des „Ev. Magazins“ auf der Weltausstellung einen Irrthum begangen. Dieselbe ist nemlich 5865 statt wie angegeben. Die des Chr. Kinderfreundes ist 5859; die des Chr. Botschafters 5847; Ev. Messenger 5850; Living Epistle 5866; Ev. S. S. Teacher 5864; S. S. Messenger 5860. \*

**Die „Centennial Right Association“** will auf dem Ausstellungsplatze in Form eines Canals über ein Dentmal Californiens errichten, welches \$5000 kosten soll.

**Die Aquarien** für die Fischausstellung in der Alderbaulhalle sind nahezu vollendet. Dieser interessante Theil der Ausstellung, der unter Herrn Fred. Mosher's Leitung steht, wird 450 Quadratfuß Flächenraum bedecken.

**Dr. Schmidt,** Consul des deutschen Reiches in Tanger, Marocco, hat eine maurische Villa hierher geschickt. Dieselbe ist hier angekommen und wird unter Leitung des Herrn John Herdecaris aus Trenton, N. J., aufgestellt.

**Bei einer Prozession** gingen die Kinder Anfangs in geschlossener Reihe. Da kam Ordre, sie sollen auseinander treten und zwei Reihen bilden, weshalb kommandirt wurde: „Geht auseinander!“ Einer der Schüler aber war einzeln, d. h. er hatte keinen Nebenschüler, wukte daher nicht, wie er das Kommandowort auszuführen hatte und fragte daher: „Soll ich auch auseinander gehen?“

**Rothschild und der Bettler.** Rothschild: „Sagen Sie, Sie kommen jeden Monat und bitten jedes Mal um 30 Kreuzer; das macht mich nervös; jedes Mal gerade 30 Kreuzer! Warum fordern Sie nicht mal 24 oder 36 Kreuzer, warum immer 30!“ — Bettler: „Wissen Sie was, Herr Baron? Wenn Sie's Schnorren besser verstehen, als ich, denn schnorren Sie und ich will sein Rothschild.“

**Auflösung der Charade im Juniheft:**

Sammerfest.



B. Horn.  
Kräftig. — Halbchor.

## Kennt ihr das Land?

Kindpainter.  
Arrangirt v. F. W. B.

1. Ich weiß ein Land, so wun = der = schön, Voll nie = ge = ahn = ter Se = lig =  
 2. Kennt ihr das Land, vom Lei = den frei, Wo froh der En = gel Lieb er =  
 3. O Ba = ter = land der Chri = sten = heit, Du uns = ter Hoff = nung schö = nes

heit; Ein Land, wo auf den lich = ten Hö'n Der Ae = ber = win = der Chor sich freut:  
 Klingt, Und wo man Got = tes Lieb und Treu' Ent = zückt in ew' = ger Lust be = singt?  
 Ziel! Wir jauch = zen dir ent = ge = gen: Heil! Mit Dant = bar = keit und Froh = ge = fühl.

Voller Chor.

Das schöne Land ist uns bekannt, Es ist des Chri = sten Ba = ter = land.  
 Das schö = ne Land ist uns bekannt, es ist des Chri = sten

(40)

## Centennial.

Sonnet.

Centennial! Die Sternbanner wehen  
 Der Republik auf Fairmonts weitem Plan;  
 Was sie in hundert Jahren hat gethan,  
 Was ihr gelang, dort könnt ihr es besehen.

Und huldigend vor ihrer Größe stehen  
 Der Welt Gesandte: Bey und Scheik und Khan,  
 Chinesen, Franke, Hindu, Turkoman,  
 Der Steppe Kind, der Sohn der Alpenhöhen.

Es jauchzt bezaubert Jude, Türke, Heide  
 Ob all der Pracht und süßen Augenweide;  
 Doch stillbewegt dazwischen steht der Christ:

Er scheidet, was da scheint und was da ist;  
 Dankt Gott für Dies mit freudiger Geberde  
 Und fleht für Jenes, daß es Wahrheit werde.

(Hugo Klapproth.)

## Was thut uns noth!

Sonnet.

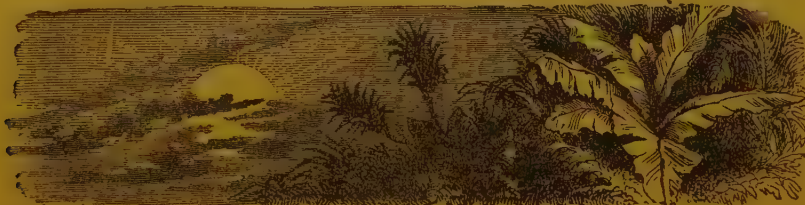
Was thut uns noth? — Am Riesenleibe  
 Des Volkes ein gesunder Kopf,  
 Der, frei von des Partheigeists Joch,  
 Im Zwielficht uns ein Leitstern bleibe!

Was thut uns noth? — Es dräng' und treibe  
 Solch Haupt ein Herz, das kurz beim Schopf  
 Ergreife jeden „smarten“ Tropf,  
 Und bündig ihm sein Urtheil schreibe.

Ein Kopf, ein Herz, — das die Parole!  
 D'ruf' sie weiter, wer es kann,  
 Dem hundertjäh'gen Bund zum Wohle!

Ist Gott mit uns, der Urne dann  
 Entsteigt wohl noch, vom Haupt zur Sohle,  
 Ein ganzer Mann, der rechte Mann.

(Hugo Klapproth.)









Vorhof eines Spanischen Palastes.

(Siehe nächste Seite.)

# Das Evangelische Magazin.

Band 8.

September 1876.

Nr. 9.

## Besitz und Genuss.

(Zum Titelbild.)

Von W. Horn.

**N**acht und Reichthum allerwegen:  
Quellenrauschen, Blütenregen,  
Sonnenlächeln, Zephyrsächeln,  
Um des Granden Hofpalaß.  
Hört er wohl die Himmelsklänge?  
Würdigt er der Gaben Menge?  
Unzufrieden im Gedränge  
Wird ihm der Genuß zur Last.

Schon entwand dem Morgens Dunkel,  
Und mit strahlendem Gefunkel  
Gießt die Sonne Licht und Wonne  
Auf des stolzen Schlosses Dach.  
Auf dem Divan florbehangen,  
Fieberguth auf heißen Wangen,  
Liegt der Schlossherr, traumumfungen,  
Noch im düsternen Gemach.

Draußen an des Hofraums Thore,  
Unterm Laub der Sycamore  
Hingefunken, sehnsuchttrunken  
Lehnt der Armuth schullos Kind.  
Innig freut' sich's des Genusses  
Dieses bunten Ueberflusses.  
Leise küßt es, froh des Grusses,  
Süß und lind der Morgenwind.

Ueber duft'ge Rosenhügel  
Gackert munteres Geflügel;  
In den frischen Blätternischen  
Jauchzt der Säng' munt'rer Schwarm.  
Alles freut sich des Genusses,  
Nur der Mensch des Ueberflusses—  
Er vergällt sich, voll Verdrusses,  
Den Genuß, und bleibet arm.

Nicht das Höchste ist Besitzen!  
Gottgefällig zu benützen  
Alle Gaben, die wir haben,  
Sei beständig unser Ziel.  
Dann ist der Genuß erquickend,  
Unser Einfluß ist beglückend,  
Und das Resultat entzückend,  
Sind der Gaben auch nicht viel.

## Liebe und Dankbarkeit einer alten Negerin.

Von F. Kurz.

**I**m östlichen Theil der Bundeshauptstadt ist der sogenannte Lincolnpark, ein öffentlicher Park, schön angelegt und liegt gerade östlich vom Capitol.

Als mich vor einigen Wochen mein Beruf in jenes Stadttheil führte, machte ich einen kleinen Umweg, um den Garten anzusehen, und besonders des Denkmals halber, welches die befreiten Neger aus Dankbarkeit, gegen "Father Lincoln", ihren Befreier, am 14. April 1876 enthüllten. Die Statue ist von Bronze, stellt Lincoln in Lebensgröße dar, neben ihm kniet ein Sohn Afrikas, mit geketteten Händen, die Peitsche des Sklaventreibers neben ihm liegend, die Füße Lincolns küssend, während der Präsident seine linke Hand über den Schwarzen ausbreitet, als segnete er ihn, und in seiner Rechten hält er die Befreiungsproclamation. Es ist in der That ein sehr sinnreiches Bild, und gibt viel Stoff zum Nachdenken. Als ich mich dem Denkmal näherte, sah ich eine schwarze Frau vor demselben stehen, das Bild mit dem größten Interesse betrachtend,

ganz ähnlich wie der Katholik andächtig vor einem Marienbild steht. Abwechselnd hob sie ihre Augen auf zum Himmel, wischte sich die Thränen von den schwarzen Wangen und murmelte etwas vor sich hin. Der Anblick fesselte mich dermaßen, daß ich nicht weiter konnte, zu gleicher Zeit kam ein amerikanischer Herr mit drei Damen, und auch diese wurden so ergriffen beim Anblick des Weibes, daß sie alle vier weinten. Ich näherte mich schüchtern der Schwarzen, möchte hören was sie sagte, konnte aber nur einige gebrochene Worte vernehmen; als: „Gott segne dich Massa, guter Mann—Massa im Himmel,“—und dann drückte sie einen Kuß auf ihre schwarze Hand und warf ihn dem Bilde zu.

Es mag dies Manchem als etwas Abgöttisches erscheinen, aber ich bin überzeugt, das arme Weib—Gott weiß, ob nicht ihre Kinder ihr entrissen wurden, ob sie selbst nicht verkauft und oft die Schläge des gefühllosen Treibers fühlen mußte!—that es aus herzlichster Dankbarkeit und Liebe gegen Gott und



„Missa Vincum.“ Nicht um Vieles möchte ich die Gelegenheit missen, Augenzeuge jener Scene gewesen zu sein. Mir kamen etwa folgende Gedanken: Undankbarer, untreuer und unwerth'her Knecht, der ich bin. Auch ich war verkauft — gebunden mit Ketten und Banden der Sünde; auch ich stand unter der Gewalt des unbarmherzigsten Treibers, auch ich schmachtete hilflos in der niedersten Sklaverei — auch ich mußte arbeiten für einen fremden Herrn. Da kam auch mein Befreier, Jesus, die Ketten fielen, das Gefängniß öffnete sich und ich wurde frei — ganz frei! Hallelujah!

Aber Jesus thut mehr für die armen Sündenknechte, er macht

sie nicht nur frei und läßt sie dann gehen, um ihr kümmerliches Durchkommen für sich selbst zu suchen; sondern er nimmt uns auch an Kindesstatt an, macht uns reich, Königsöhne und Töchter, nimmt uns in seine Arme und Liebe auf. Und ich, ich sollte diesem herrlichen Heiland nicht dankbar sein? Auch ihm soll ein Denkmal ausgerichtet sein in meinem Herzen, das Herz soll heißen: der Jesugarten. Ewig will ich anbetend, liebend und lobend vor ihm stehen. Dankbar will ich seine Füße küssen und ihm Thränen der herzlichsten Dankbarkeit widmen, ja mein Leben soll ein Denkmal Jesu sein.

## Sünde und Laster.

Eingefandt für das Magazin von H. Gülich.



Undhaft wird der Mensch geboren, aber lasterhaft wird er erst, wenn die Sünde sich ungehindert entwickelt. Wie die Disposition zur Sünde verschieden ist, so sind auch die Laster verschieden, die daraus hervorgehen. Ein geschickter Arzt erkennt die Krankheit im ersten Anfange, und gebraucht seine Mittel, daß sie nicht zum vollen Ausbruch komme und tödtlich werde. Die Seele kommt krank in die Welt, und die Erziehung kann wohl nicht die Krankheit wegnehmen, kann aber doch das Kind zu dem Seelenarzte hinführen, der es gesund machen und vom Tode erretten kann. Es gibt Eltern und auch mürrische und hypochondre Lehrer und Gouvernanten, die die armen Kinder behandeln, als wären sie schon lasterhaft, und die Sünden der Jugend bestrafen, als wenn sie Verbrechen begangen hätte. Das Kind fühlt, daß man ihm Unrecht thue, und wird nicht gebessert, sondern verbittert, und das ist fast das übelste, das geschehen kann. Wer dem Kinde die fröhliche Unbefangenheit raubt, kann es vielleicht zerbrechen, aber gebessert wird es wahrlich nicht. Es kann wohl lernen sich verbergen und das Böse heimlich thun, auch wohl seine Zuflucht zur argen List nehmen, aber die Sünde legt es nicht ab. Je mehr man das Kind nöthigt, die Thür zu seinem Herzen zu verschließen, und es so behandelt, daß es der Verstellung und Lüge anheimfällt, desto unheilbarer wird es. Es verliert den Glauben an die Liebe und damit auch die Fähigkeit, sich helfen zu lassen. Es gibt fast keinen traurigeren Anblick, als ein Kind, das durch tyrannische Mißhandlungen scheu und trotzig gemacht ist. Dadurch wird der Fortschritt in der Sünde gefördert, und das Laster entwickelt sich schnell. Ein armes Kind schlagen und züchtigen, das kann freilich ein jeder leicht thun, aber so wie Eltern und Lehrer wahrlich keine Befriedigung in sich fühlen, wenn sie das Kind mißhandelt haben, so wird es auch gewiß nicht dadurch gebessert, und es kann in der Weise Verstocktheit, Bosheit und wohl gar Nachsucht hervorgerufen werden. Wenn die Kinder sich zum ersten Male zum Religions-Unterrichte versammeln, kann man sehr leicht die erkennen, die durch Furcht und Angst erzogen werden, und es sind gerade diese am wenigsten zugänglich für die tieferen Gedanken des Evangeliums. Im Gegensatz gegen diese Behandlung oder Mißhandlung der Kinder gibt es Eltern, die auf andere Abwege gerathen, indem sie von den Kindern Alles, auch ihre Fehler liebenswürdig finden. Sie sehen in den Unarten die Anlagen zu Tugenden, aus dem Uebermuth soll die Thatkraft, aus dem Troß die Energie, aus dem Eigensinn die Festigkeit des Charakters u. s. w. sich entwickeln. Der Knabe, der mit Schlaueit sich durchlügt und die Lehrer

überlistet, und in wohlüberlegter Weise der verdienten Strafe zu entgehen weiß, wird bewundert, und man glaubt, er werde einmal ein bedeutender Mann werden. Das Töchterchen, das von höflichen Leuten wegen seines angeblich hübschen Aussehens gerühmt wird, merkt es sehr bald, daß die Eltern sich geschmeichelt fühlen, und daß sie darauf bedacht sind, es möglichst herauszuputzen, so wird oft in dem armen Kinde das gefährlichste Laster für ein weibliches Wesen, die Gefallsucht, ausgebildet. Wie muß man doch ein kleines Mädchen bellegen, das schon so früh wie eine Zierpuppe von der Mutter mißhandelt und zur Ziererei angeleitet wird. Von Natur ist das weibliche Wesen mit Schüchternheit und Demuth geschmückt, und erst durch eine ganz verkehrte Erziehung werden diese natürlichen Tugenden ausgerottet.

Wenn man sieht, wie ein kleines Mädchen in der künstlichsten Weise geschmückt und wie eine Schauspielerin, die eben auf die Bühne gehen will, gekleidet wird, dann kann man sich nicht wundern, wenn es später den Sinn für den wahren Schmuck der Seele verliert und in leichter Oberflächlichkeit sich gefällt, und selbst bei der Ausbildung seiner Talente nur das eine Ziel im Auge hat, wie es glänzen und den Menschen gefallen will. Die Eitelkeit ist der gefährlichste Feind des Mädchens, und rechte Mütter sollten sehr ernstlich darauf bedacht sein, ihre Töchter möglichst dagegen zu schützen. Kinder und Eltern müssen einst vor dem Richterstuhle Gottes stehen. Wenn nun das Kind an jenem Tage verloren geht, und die Eltern sich gestehen müssen, daß sie es selbst verleitet und die angeborene Sündhaftigkeit gepflegt und sich haben entwickeln lassen, wie werden sie dann ihr Unrecht befeuern müssen. Es wurde einmal ein Raubmörder hingerichtet; ehe der Henker sein Amt verrichtete, wurde es ihm gestattet, noch ein Wort zu sagen. Er hörte in der Zuschauermenge die weinende Stimme eines Weibes, das laut schrie. Der Verbrecher wies mit dem Finger auf das Weib und sprach: „Das ist meine Mutter, die ist schuld, daß ich hingerichtet werde; als kleiner Knabe habe ich bei den Nachbarnleuten Kleinigkeiten gestohlen und sie hat mich nicht deshalb getadelt, so bin ich von Stufe zu Stufe tiefer gesunken und zum Mörder geworden.“ Wie das Unkraut wuchert, den guten Samen ersticht und die Kräfte des Abers aussaugt, so auch die Sünde, sie unterdrückt die guten Anlagen des Kindes, verwüftet das Herz und macht alle Kräfte des Leibes und der Seele sich unterthänig. Zuerst wird die Phantasie des Kindes von unreinen Bildern erfüllt, darauf die Neugierde, wie die verbotene Frucht, die lieblich anzusehen ist, schmecken möge, dann der heimliche Zug zu denen hin, die

schon der Sünde dienen, endlich die bequeme Gelegenheit und der Fall, der Weg geht von einer Ungerechtigkeit zur andern. Die Scham vor sich selber wird immer schwächer, bis zuletzt der Zustand eintritt, von dem geschrieben steht, wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. Das Gebet ist schon längst verstummt, und der Zug zu Gottes Wort ist so kraftlos geworden, daß vielmehr eine Abneigung oder gar ein Haß gegen die Kirche sich entwickelt hat. Weil aber doch die Gedanken, die sich verklagen und entschuldigen, nicht ganz und nicht immer schweigen, so nimmt der Mensch seine Zuflucht zur Lüge. Zuerst muß die Autorität der hl. Schrift beseitigt und das zweischneidige Schwert stumpf gemacht werden, sobald die Theorie: es gibt keinen Gott und kein Gericht. Aber auch im Leben des Lasterhaften gibt es Gnadenstunden. Die Folgen seiner Sünde haben vielleicht seines Leibes Gesundheit zerstört, oder haben ihn der Schande anheim fallen lassen, oder haben sein Fortkommen in der Welt verhindert. Er muß einsehen, daß die Sünde der Leute Verderben ist. Wer jemals in das innere Leben eines solchen armen Menschen gesehen hat, der die schweren Ketten des Lasters trägt, und die vergeblichen Anstrengungen kennt, die er macht, sie zu zerreißen, der wird zum innigsten Mitleiden bewegt. Die selbstgerechten Kinder der Welt mögen wohl hart über ihn urtheilen, indem sie meinen, es komme nur darauf an, daß er den Willen habe sich zu bessern, so könne er es auch; wer aber die Macht der Sünde, die zum Laster sich ausgebildet hat, kennt, der weiß auch, daß eben die Willenskraft gebrochen ist.

Jeder Prediger, der in der Seelsorge tiefere Erfahrungen gemacht hat, hat gewiß reichlich solche Sklaven kennen gelernt, die sich in ihren Ketten winden und krümmen, und nach der Freiheit sich sehnen, aber zerreißen können sie sie nicht. Vielleicht gelingt es eine kurze Zeit die gewohnte Sünde zu lassen und ein- oder zweimal der Versuchung zu widerstehen, aber die Rückfälle kehren immer wieder und zuletzt verfallen sie in eine stumpfe, gedankenlose Gleichgültigkeit. Ein junger Mensch, in dem sich ein gar schimpfliches Laster sehr früh ausgebildet hatte, das seine geistigen Kräfte und seine Leibesgesundheit verzehrte, klagte seine Noth, daß er bei allem Ringen nicht von der Sünde los könne. Ich fragte ihn, ob er mir sagen könne, weshalb der Heiland ein Erlöser genannt werde? Er war aber mit der Heilslehre ganz unbekannt. Ich sagte ihm, daß der Herr allein die Gefangenen frei machen könne und die finsternen Ketten zerreißen. Er schüttelte den Kopf und ging, aber sehr bald kam er wieder und verlangte zu erfahren, wie er könne erlöst werden. Ich las mit ihm Römer 7, 14—25, als ich ein wenig die einzelnen Verse erklärt, sagte er öfters „ja, so ist es mit mir“ und hob an zu weinen. Er war offenbar er-

staunt, daß in der hl. Schrift in so klarer Weise sein innerer Zustand beschrieben sei, und damit war der Anfang gemacht, daß der Glaube an Gottes Wort erwachte. Er erfuhr auch bald durch Gottes Barmherzigkeit, daß das Gebet seinem Willen neue Kräfte brachte, und er ist späterhin ein Zeuge dafür geworden, daß der Heiland wirklich ein Erlöser sei. Vorsichtig aber muß man diesen Personen gegenüber im Gebrauche der Lehre von der Rechtfertigung sein, sie sind sehr geneigt, in solcher Weise die Vergebung der Sünden sich anzudeuten, daß sie dabei in der alten Sünde heimlich fortleben zu können meinen. Sie werden leicht im Kampfe müde und ihr Glaube wird kraftlos. Es ist dies oft bei älteren Männern und Frauen der Fall, wenn mit dem schwächer werden des Leibes auch das Laster abzunehmen scheint, so trösten sie sich leicht mit einem todtten Glauben, ohne daß sie zum wahren neuen Leben hindurch gebrungen sind.

Die Sünde, aus der sich mit der Zeit das Laster entwickelt, meldet sich gewöhnlich schon im Kindesalter an. Es kann nun freilich die Erziehung, wie gesagt, nicht die Sünde ausrotten und dem Kinde ein neues Herz geben, sie kann aber doch den Dienst des Täufers Johannes verrichten und dem Herrn den Weg bereiten zum Herzen. Wenn der Herr zu seinen Jüngern als die Kindlein zu ihm gebracht wurden, sagt — wehret ihnen nicht, laßt sie zu mir kommen, so ist vor allen Dingen das zu vermeiden, was den Kindern hinderlich sein kann, dem Zuge des Vaters zum Sohne zu folgen. Von entscheidendem Einflusse auf die Entwicklung des Kindes ist die Lust, die es im Vaterhause einathmet. Ist es hier die heidnische Frage, was werden wir essen, womit werden wir uns kleiden, um die sich Alles dreht, so geht auch das Kind unter im irdischen Wesen und dem Laster ist die Thür geöffnet. Herrscht im Hause die Eitelkeit und die Hoffart, und ist Alles darauf berechnet, zu genießen und zu glänzen, so wird auch das Kind der Sinnlichkeit anheimfallen und ein Knecht des Fleisches werden. Jedes neugeborene Kind ist eine dringende Aufforderung an die Eltern, in der Aufrichtigkeit vor dem Herrn zu wandeln und im Gebrauche der Gnadenmittel, Gebet und Gottes Wort, es zu gewöhnen, vor Dem zu wandeln, der Herz und Nieren prüft, auf daß es zu Dem komme, der allein den Sieg geben kann über Fleisch und Blut und die Versuchungen in dieser Welt. Der größte Reichtum, den Eltern den Kindern hinterlassen können, besteht wahrlich nicht in Geld und Gut, sondern vielmehr darin, daß sie von ihnen das Beispiel der lauteren und wahren Frömmigkeit gesehen haben. Des Vaters Segen baut ihnen Häuser und der Mutter Gebet zieht sie immer wieder zurück zu Dem, der sie bewahrt in den Versuchungen und sie tröstet in aller Noth.

## „Nur ein Kesselflicker.“

Von J. S.

Das Gedächtniß der Gerechten bleibt im Segen.—Spr. 10, 7.

(Schluß.)  
Das Gefängniß zu Bedford war, wie schon erwähnt, ein unheimlicher schauerlicher Ort. John Bunyan erklärte die Feuchtigkeit desselben hinreichend, um das Moos auf den Augenbraunen hervorzutreiben. Zwölf lange Jahre schmachtete der Unglückliche in der finsternen Zelle. Alle Sorten von Verbrechern kamen und verließen das Gefängniß, während der gottselige Bunyan immer noch saß. Ein König

wurde während dieser langen Periode gekrönt, und bei dem Krönungsfest vielen Gefangenen die Freiheit geschenkt; aber Bunyan, als der Unschuldigste von allen, mußte immer noch sitzen. Manchmal würde sich die Gefängnißthüre für ihn geöffnet haben und er hätte seinen öden Kerker mit der frischen Luft, das eiserne Gitter und die Gesellschaft seiner verbrecherischen Mitgefangenen mit dem lieblichen Gesang der Vögel wechseln können, und er hätte die holde Freiheit im Umgang



mit den Seinigen genießen dürfen, wenn er nur ein gewisses Versprechen hätte geben können, und zwar, daß er nie wieder predigen wolle. Daß ihm als einem Manne, der eine geliebte Familie zu Hause hatte, an die er oft mit peinlicher Sehnsucht dachte, eine Anerbietung zur Freiheit auf die gestellten Bedingungen unfähliche Kämpfe und Versuchungen bereitet haben wird, wer könnte sich das nicht vorstellen. Wie oft wird ihm während dieser langen Zeit der Feind allerlei vernünftig scheinende Vorpiegelungen gemacht haben zur Erlangung seiner Freiheit auf Kosten eines reinen Gewissens und der Berufstreue. Doch Bunyan blieb standhaft. Er konnte und wollte ein solches Versprechen nicht geben, selbst bei der schrecklichen Aussicht auf eine nochmalige Gefangenschaft von zwölf Jahren. Seine gewöhnliche Entgegnung war: „Wenn ihr mir heute die Freiheit schenkt, werde ich morgen wieder predigen.“ Eine solche Unerblichkeit im Glauben wurde natürlich von jeher von der blinden verkehrten Welt als Starr-

trug ohne Zweifel sein makelloser Charakter, so ungleich dem seiner Mitgefangenen, Vieles bei und übte einen wirksamen Einfluß auf das Herz des Gefängnißwärters aus, der ihm bei seinem Ausgehen aus der Gefängnißzelle auch seine jedesmalige Zurlückkunft in dieselbe zutraute und auch nie darin getäuscht wurde. Der Gebrauch dieser nur ihm erlaubten Freiheit hätte aber einmal beinahe den Wärter sammt ihm in Verlegenheit gebracht; denn eines Tages kam es vor die Ohren der Obersten, John Bunhan sei in den Straßen der Stadt gesehen worden. Sofort wurde ein Bote nach dem Gefängniß gesandt, der sich von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugen sollte. Glücklicherweise war Bunhan schon wieder zurückgekehrt, als der Bote eintraf, und wurde somit alle Besorgniß sineswegen beseitigt.

Auch durfte er seine Langeweile in der unheimlichen Zelle mit mancherlei Beschäftigungen vertreiben, welche Gelegenheit er auch benutzte, indem er seiner armen Familie half Spitzen-



Der aufopfernde Liebesdienst.

finn und Fanatismus bezeichnet. Eine weltlichgefinnte Obrigkeit konnte nie begreifen, daß einer unendlich höheren Obrigkeit als sie ist ein unbedingter Gehorsam gezollt werden muß, und deshalb die unzähligen haarsträubenden Hinrichtungen der Zeugen Jesu durch Schaffot, Scheiterhaufen, Guillotine und Hentersbeil bei der Inquisition.

Ein Jahr nach dem andern schwand mühsam dahin und Bunhan schmachtete immer noch im Bedford Gefängniß. In-  
des erfuhr auch er, wie alle Kinder Gottes, die Wahrheit der Worte des Apostels: „Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über euer Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es könnet ertragen.“ Gott, der die Herzen lenket wie die Wasserbäche, machte ihm auch das Herz des Gefängnißwärters zugeneigt, so daß dieser ihm bisweilen die Erlaubniß gab, auszugehen und seine Familie zu besuchen. Dies linderte ihm in etwas seine Trennungsschmerzen, denn so durfte er doch auch zuweilen eine kurze Unterhaltung mit den Seinigen pflegen, von welchen eins, ein Töchterlein, blind war. Zu solcher Begünstigung

waren verfertigen, verschiedene Werke schrieb, von welchen das bedeutendste und berühmteste die „Pilgerreise nach dem Berge Zion“ ist, worauf wir nochmals zu sprechen kommen werden.

Endlich schlug doch eines Tages die Stunde der Befreiung für Bunhan. Es war an einem Morgen im Monat März, als der König seinem Volk erklärte, daß es mit Rücksicht auf die Anstellung der Prediger Wahlfreiheit habe und erließ eine Proclamation, dahin lautend, daß es auch Nonconformisten (solche, die es nicht mit der anglicanischen Kirche hielten) fortan erlaubt sei, sich nach ihrer Gewissensüberzeugung zum Gottesdienst zu versammeln, unter der Leitung solcher Prediger, die dazu lizenziert werden würden. Dies öffnete dem armen Gefangenen den Weg, obzwar es noch immer etliche Monate anstand, ehe er als völlig freier Mann in den Straßen von Bedford auftreten durfte.

Arm und kümmerlich trat Bunhan sein nunmehriges Leben der Freiheit an. Nichts war ihm übrig geblieben als ein ehrlicher Name, ein gutes Gewissen und eine bei seiner Rückkehr



überglückliche Familie. Aber der Herr half durch. Mit Bezug auf sein Wirken hielt er seine frühere Arbeit meistens für verloren und glaubte wieder vorn anfangen zu müssen. Doch schon bei seinem ersten Auftreten fand er ein geräumiges Versammlungshaus für ihn in Bereitschaft und eine Gemeinde, die ihn freundlich bei sich willkommen hieß. Es war dieselbe Hoarkapelle, in welcher sein ehemaliger Freund, Herr Gifford, vor mehreren Jahren gepredigt hatte. Nun schlummerte seine

brachten sie wirklich gegen ihn auf, er sei in einer sehr schlimmen Geschichte, die sich zur Zeit zutrug, verwickelt. Er aber konnte vor Gericht mit gutem Gewissen seine völlige Unschuld betheuern. „Nicht,“ sagte er, „als ob ich durch meine eigene Gerechtigkeit also erscheine, aber Gott hat mich vor allem Uebel bewahrt, und ich will ihn inständig bitten, mich ferner zu bewahren.“

Und Gott bewahrte seinen Knecht und erhielt ihn in gefeg-



Bunhan's Grab.

irdische Hülle im Friedhof und die verwaisete Gemeinde glaubte an Gifford's Stelle keinen schicklicheren Mann zu finden als Sohn Bunhan, der durch vieljährige Prüfungen in der Leiden'schule Jesu einen reichen Schatz von Erfahrungen gesammelt hatte und aus demselben befähigt war, auch Andere zu lehren.

Aber auch jetzt tauchten immer noch trübe Wolken an dem Horizont seines Gemüths auf. Zu einer Zeit suchten seine Nachbarn sehr viele Klagen gegen ihn vorzubringen. Einmal

netem Andenken seiner Mitmenschen. „Bischof Bunhan,“ wie man ihn jetzt nannte, hatte bald viele Anerbietungen von einträglichen Stellen, aber er verließ Bedford nicht, allwo er so innig geliebt und geschätzt war. Sein Einkommen war zwar gering, aber er war zufrieden und war ihm nur darum zu thun, wie er am erfolgreichsten Gottes Werk betreiben möchte.

Im Jahre 1688 — siebzehn Jahre nach seiner Befreiung aus dem Bedford Gefängniß — wurde England von einer



verheerenden Krankheit heimgesucht, von welcher auch Bunhan ergriffen wurde, also daß die Seinigen sehr um sein Wiederaufkommen besorgt waren. Aber er genas wieder in soweit, daß er theilweise sein Amt, welchem er sich mit so viel Aufopferung gewidmet hatte, verwalten konnte.

Ungefähr um diese Zeit gerieth ein von ihm geschätzter Jüngling mit seinem Vater in Streit, und es kam so weit, daß der Vater dem Sohn mit Enterbung drohte. Bunhan erhielt Kunde davon, und indem er wußte, daß er einigen Einfluß auf den erzürnten Vater ausüben vermöge, bestieg er sein Pferd und ritt nach Reading, dem Wohnorte des betreffenden Mannes, eine Entfernung von etwa fünfzig Meilen von Bedford. Durch seine Vermittelung vergab der Vater seinem Sohn auch wirklich, und der übergelückliche Bunhan, seiner neulichen Krankheit darüber fast vergessend, reiste noch nach London, um dem Sohn die freudige Kunde selbst mitzutheilen. Der lange Ritt durch Frost und Kälte war aber zu viel für den noch nicht völlig Genesenen; er erkrankte nochmals und starb in des jungen Mannes Hause, dem er die Friedenskunde gebracht hatte, und zwar noch ehe seine zärtliche Gattin den Ort erreichen konnte.

Er war bereit, wie sein von ihm geschilderter Pilger, die kalten Wogen des Stroms, über welchen keine Brücke führte, zu durchwaten. Und brühen warteten die glänzenden Boten, ihn mit den Worten zu begrüßen: „Wir sind dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst, um dererwillen, die ererben sollen die Seligkeit.“

Sein letztes Abschiedswort an die weinenden Hinterlassenen war: „Ich gehe nun heim zum Vater unsers Herrn Jesu Christi, welcher mich durch die Vermittelung seines Sohnes auch aufnehmen wird zu seinem himmlischen Reich. Weint nicht für mich; bald treffen wir uns wieder, und dann mit einander das neue Lied zu singen in den Wohnungen des Lichts.“

Nicht lange nach seinem Tode folgte ihm auch die Gattin. Sein blindes Töchterlein war ihm bereits voran geeilt. Drei andere blieben in dessen noch als Waisen zurück.

Bunhan's sterbliche Sülle wurde auf dem „Bunhill Fieids“ Friedhof zu London bestattet.

Und obwohl er gestorben ist, so redet er doch noch, dieser theure Gottesmann Bunhan. Obzwar „nur ein Kesselflicker,“ so ist Bunhan durch sein gesegnetes Wirken für die Nachwelt unsterblich geworden. Dies ganz besonders mit Be-

zug auf seine Schriften, welche er während seiner zwölfjährigen Gefangenschaft und merkwürdigerweise inmitten der Gefangenschaft von Fluchern verfaßte.

Unter diesen seinen Werken ist die bereits oben erwähnte „Pilgerreise“ das erste und vorzüglichste. Im Jahre 1678 — sieben Jahre nach seiner Befreiung — wagte er zum erstenmal den Versuch, dieses so berühmte Werk dem Druck zu übergeben; nachdem dasselbe von vielen seiner Freunde manche ungünstigen Recensionen erlitten, und er selbst manche Bedenken darüber glücklich beseitigt hatte. Manche Verbesserung bezüglich der Orthographie und Sprache hatte Bunhan dem Drucker zu verdanken; sonst wurde ihm aber von Niemand ein Vorschlag zur Verbesserung gemacht.

Anfänglich hatte das Buch einen sehr beschränkten Leserkreis, welcher sich aber hoch über dessen Erscheinung freute. Aber schon im zweiten Jahre wurde eine zweite Auflage nöthig, und noch während der Lebenszeit des Verfassers waren bereits 10 bis 15 Auflagen der Pilgerreise gedruckt worden, und er durfte ganz gegen seine Erwartung mit Vergnügen wahrnehmen, wie gern sein Buch von Tausenden gelesen und wieder gelesen wurde. Das Buch fand eine weite Verbreitung in England, Schottland, Holland, unter den Hugenotten in Frankreich, sowie den Ansiedlern von Neu-England. Anfänglich war nur der erste Theil der „Pilgerreise“ erschienen. Vier Jahre vor seinem Tode verfaßte Bunhan den zweiten Theil derselben, welcher die Reise der Christin und ihrer Kinder schildert, und bald darauf sein ebenfalls berühmtes Buch „Der heilige Krieg,“ auch eine Allegorie, wozu ihm ohne Zweifel die Erinnerung an sein ehemaliges Soldatenleben mancherlei Materie bot.

Mit Bezug aber auf das erst genannte Werk ist nur noch zu bemerken, daß der dadurch gestiftete Nutzen und Segen in der Bekehrung von Sündern geradezu unberechenbar ist. Wie viele Tausende sind schon durch das Lesen desselben veranlaßt worden, die Stadt des Verderbens zu verlassen und nach dem Berge Zion zu reisen. Wie mancher matte Pilger wurde schon zur Weiterreise ermuntert, wie manchmal hat es ihm als Wegweiser gedient und ihn vor den gefährlichen Abwegen gewarnt.

In der Lebensgeschichte Bunhans hat es sich besonders so recht bewahrheitet, was Joseph seinen Brüdern vorhielt: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“ — „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege.“

## Das Gericht Gottes.

**B**leich nur heute daheim, Vater“ — bat Emma, die älteste Tochter im Försterhause, „es ist unfreundlich, der Wind heult heute gar zu arg und Regen und Schnee wechseln mit einander. — Wenn der Jungbursche heute noch zum Abend den Bergflügel unserer alten Saide durchstöbert, so hast du genug besorgt und angeordnet und kannst dich ruhig im Hause pflegen.“

„Ja wohl,“ fügte die Frau Försterin eine wohlhabige Gestalt, mit zwar ergrauendem Haar, aber festen Tritten und voll bestimmten Wesens hinzu.

„Ich meine es auch, daß ein sechzigjähriger Mann, der des Tages über draußen umhergestreift ist, den Abenddienst jüngeren Leuten überlassen kann. Drum bleibe heute hier und laß dir mit uns ein Täßchen Thee schmecken.“

Der Vater aber war anderer Meinung; voller Eifer und Pflichtgefühl hielt er gerade solches Wetter für dasjenige, in dem Wilderer und Grenzpaßcher am liebsten auf den Beinen sind.

„Glaub's euch gern, daß es im warmen Stübchen besser ist, aber es geht heute nicht anders. Bis zur Grenzschenke muß ich wenigstens gehen, denn schon ist das Gesindel so frech, daß sie auf eben jener Schenke erzählt haben, ich würde wohl im Dunkel nicht mehr so weit kommen und ihnen fortan den Pfad hübsch rein halten. Verstehet ihr?“ — frug der Vater. „Sie meinen wegen des Hubert!“ — Eine finstere Wolke glitt über das sonst wohlwollende Gesicht des Försternannes.

„Eben deshalb,“ meinte etwas drängender die Försterin. „Bleibe da, Vater! Das Raub- und Paßgesindel weiß nicht,

was es euch und den Grenzern anthun soll.“ — Aber der Förster sagte bestimmt: „Ich bin königlicher Beamter und weiß bestimmt, was meine Pflicht ist. Ich kann nicht bleiben und wenn ihr's auch noch so gut meint mit mir.“ Damit pffiff er seinen zwei Dachshunden, nahm seine Büchse über die Schulter und ging mit dem Nebiergehülfsen, der unten im Hofe die großen Jagdhunde als Wächter des einsam liegenden Forstgehöftes abtöppelte, zum Thor hinaus, dasselbe wohl verschließend. „Komm gesund und bald wieder,“ rief Emma noch vom Fenster des ersten Stockes dem geliebten Vater nach, der seinerseits herüberrief: „Mit Gott, jawohl!“ — und dann unter den schwarzen Tannen verschwand. Man erkannte nur noch vom Försterhause aus, daß der Vater den Nebiergehülfsen links schickte, indeß er mit den Hunden sich rechts nach dem Gebirge hinan schlug, in welchem, etwa eine Stunde entfernt und gerade auf dem Rammte, eine kleine Bergschänke lag, welche ursprünglich zur Ausruhe für jene Fuhrmannsgeschirre bestimmt war, die sich bis zur Jochhöhe empor geplagt hatten; aber später war diese Schänke zugleich ein Stellschein aller Rascher und Wilddiebe geworden und dies um so leichter, als der schlaue und zugeknöpfte Wirth mit ihnen allen unter einer Decke spielte.

Der Weg, den der Förster schritt, stieg steil an. Er führte durch hohes Stangengehölz und alten Forstbestand, fast immer zur Seiten eines Bergbaches, der aber heute zwischen dürrer Laube und leichtem Schnee kaum sein Murren verrieth. Auf dem hartgefrorenen Fahrwege hörte der Wanderer desto vernünftlicher seine Fußtritte. Die Dachshunde schnüffelten ruhig neben dem Wege daher und das graue Gewölk, das sich am Himmel tummelte, verhinderte, daß man weit vor sich über die Straße hin sehen konnte. Die halbe Strecke des Wegs war erreicht. Eine kleine Waldlichtung rechts. Ein leichter Brettersteg führt an derselben Stelle über das Bächlein hinüber auf die Waldwiese; in deren Mitte steht ein Kreuz, ein schmuckloses, aus Balken gezimmertes schwarzes Kreuz. An einem Schildchen, dessen Schrift nicht mehr im Dunkel zu erkennen ist, mag es geschrieben sein, wessen Gebeten hier nachgerufen, hier gefeiert werden soll.

Der alte Förster hemmt seine Schritte. Er tritt über den Steg hinüber, entblößt sein Haupt und faltet seine Hände. Es ist gewiß, er beweint hier ein ihm theures Herz. Seufzend schreitet er endlich wieder zurück und mit seinen, ihn am Stege schon erwartenden Hunden die vorhin verlassene Bergstraße weiter hinauf.

Wer mag es wohl sein, dem hier in stiller Waldesnacht auf jugiger Höhe das Kreuz errichtet ist?

Es ist noch nicht zehn Wochen her, da lag an derselben Stelle, wo sich jetzt das Kreuz erhebt, ein blutiger Leichnam, der Leichnam eines noch jugendlichen Mannes in grünem Jagdrocke, neben ihm die Flinte. Er war todt; stundenlang vor seinem Auffinden am frühen Morgen mußte ihn hier der Tod überreilt haben, der Tod in Gestalt einer pfeifenden Bleikugel, welche ihm in die Brust geschossen worden war. Er war unweit von dieser Stelle, offenbar auf einem schmalen Bürrschpfade im Gehölz von der Kugel getroffen worden; dort war er, wie man an den Spuren im Sande gesehen hatte, niedergefallen und hatte krampfhaft die Erde im Sterben durchwühlt. Dann hatte ihn der unerbittliche Mörder bis an die Waldwiese geschleift, wo er ihn, nahe der Straße, liegen gelassen. Der Todte war Hubert, der treue Försterbursche unseres ergrauten Forstmanns gewesen, den die freche Hand der Wilderer hier übermannt hatte, weil Hubert ihnen immer

scharf auf der Fährte war. Man hatte den Forstwächter in der Ausübung seines schweren Berufes getödtet. Nichts war ihm geraubt worden, als das Pulverhorn, sowie der Gemsbart und Auerhahnschmuck, welche letzteren Zwei Hubert auf seinem Gute zu tragen pflegte.

Keine sichere Spur wollte auf den Verbrecher führen, welcher einen Unschuldigen bei Verfolgung seines Berufs getödtet hatte. In der Gegend ringsum aber ging eine Rede, welche den Bandelfranz ziemlich unverblümt als Mörder bezeichnete. Bandelfranz war ein herabgekommener Weber, welcher berüchtigt als Wilddieb und Anführer einer Rascherbande war. Des alten redblichen Försters Hand ballte sich, als er im Weitersteigen des berüchtigten Bandelfranz gedachte; er wußte nicht, wie er sich sollte einem solchen, von allen Gutdenkenden gemiedenen Menschen gegenüber stellen, wenn er je wieder mit ihm zusammenträfe.

Indeß war er auf der Jochhöhe angekommen; der Regen hatte sich wieder eingestellt, wenn auch nur leise und mit spärlichen Flocken Schnees untermengt. Der Förster trat ein, um zu verschmausen. In der Wirthsstube saßen zum späten Abend drei struppige Burche, Männer von trozigem Aussehen; der Wirth lehnte lauernd in seiner Schankstätt. Einer der Männer las aus der Zeitung vor, die Andern gaben lachend ihre Bemerkungen dazwischen. Der Förster hing seine geladene Flinte vorsichtig an die Wand und bewies seine Hunde unter den Tisch.

Er wurde von den Männern einen Augenblick lang mit großen Blicken gemustert und dann sah er sich sein spätabendliches Gegenüber an.

Was sah er da?

Da saß vor ihm leibhaftig und kaltblütig der Bandelfranz mit seinen Gehülfsen, und mehrere hinter den Lehnen stehende Bündel bewiesen, daß die drei auf dem Marsche hierher nicht leer gewesen waren. Es wäre der Grenzer und nicht des Försters Sache gewesen, zu fragen, was sie in den Lederfäcken führten. Der Förster nahm darum am anderen Tische Platz und ließ sich eine kleine Erquickung geben.

Wenn auch durch des Försters Dazwischkunft die Stimmen leiser mit einander verkehrten, so hörte der Förster doch, wie Bandelfranz aus dem Amtsblatte gerade vorlas, daß die Regierung 100 Gulden Dem versprach, welcher den Mörder des unglücklichen und meuchlings erschossenen Jägers Hubert so sicher bezeichne, daß derselbe zur gerechten Strafe herangezogen werden könne.

„Der wird sich hüten, lachte einer aus dem rohen Kleeblatt auf, und sich für die paar Gulden hängen lassen.“

Dem Förster, der aufmerksam zugehört hatte, wurde es heiß ums Herz. Daß diese Strolche so ungeschert über den ersten Fall sprechen sollten, das war ihm zu viel. Ernster Miene, aber voll gerechten Zorns trat er an den Tisch und rief: „Und noch 50 Gulden will ich aus meiner Tasche zulegen, wenn ich den Missethäter noch bei meinen Lebzeiten bestraft weiß, der dem armen braven Hubert das Lebenslicht ausblies.“

Die Männer wurden einsilbiger, und wiederholt verließen sie, einer nach dem anderen, die Stube, nicht ohne immer einen der übrigen zurückzulassen. Der Wirth nahm, als er eine Besorgung in der Stube hatte, so wenig als möglich auffällig, den einen Lederpack mit hinaus, ihn draußen verbergend, indeß einer der Männer, wie so recht zur Augenfälligkeit, einen anderen Pack in der Stube öffnete und Webergarn und neue Musterblätter sehen ließ.

Dem Förster war es fast unerträglich, mit denselben Leuten



einerlei Luft zu athmen; er ging, sich kurz verabschiedend, hinaus, um den Weg zur Försterei anzutreten.

Er hatte kaum 150 Schritte wieder die Waldstraße hinab zurückgelegt, da rief es von unten, woher Schritte schallten: „Herr Förster?“

„Ja!“—entgegnete er zurück. „Bist du es, Kuno?“

„Ja, ich bin's, ich wollte Sie abholen, wie mir Frau und Tochter anempfahlen; wenn ich mit meinem Striche fertig wäre, sollte ich Ihnen entgegengehen, und nun bin ich da.“ Näher gekommen, setzte er hinzu: „Weiß der Kuckuck auch, was heute los ist, der ganze Wald scheint in Aufregung. Ich sehe oben nach den weißen Felsen frische Fußtapfen von fünf oder sechs Männern; mir war's auch, als hörte ich pfeifen. Gleich darauf kam wieder ein verschleustes Rudel Hochwild über den Weg; wissen Sie, der lahme Jahnender vom alten Buchenstande war dabei. Ich glaube, die Pascher sind heut alle auf dem Wege.“

„Hast du nicht auch Grenzer angetroffen?“

„Nein, ich sah sie nicht und glaubte, selbe eher oben bei der Grenzschenke zu sehen.“

„Puff, puff!“—klang es auf einmal. Deutlich vernehmbar erscholl aus dem nahen Dickichte, freilich einige 100 Schritte weit und zwar genau aus der Gegend des Grenzwegs her, der unter den weißen Felsen dahinführte, Geschrei und Lärm, so wie wiederholte Schüsse. Die Hunde hoben den Kopf und knurrten. Der Förster und Kuno schritten alsbald vorsichtig, und die Gewehre zur Hand, dem Orte, wo der Zusammenstoß erfolgt schien, zu. Sie waren kaum einige Schritte weit gegangen, als ihnen ein „Werda?“ aus dem dichten Unterholze entgegenklang. „Seid Ihr's, Herr Förster?“ rief dieselbe Stimme, und auf das Bejahen der Frage trat alsbald aus dem Gebüsch einer der Grenzsoldaten.

„Ich gehe mit Euch; es ist hier unten ohnehin nichts mehr zu thun. Aber allerorts wollen die Pascher durchbrechen. Werden Sie uns beistehen?“

„Wir kommen mit, und wenn wir uns nur vergewissern sollten, ob auch Wilderei und Holzdiebstahl in Frage stehen.“

Die Männer schritten eiliger vorwärts.

Nähe genug gekommen, riefen sie „Hurrah!“—und gewahrten alsbald, wie unweit der als Schlupfwinkel bekannten sogenannten „weißen Höhle“, einer langen Steinkluft, die hinten ganz im Dunkeln endete, die Grenzer mit den Paschern hart zusammengetroffen waren. Einer der Grenzer war ins Bein verwundet worden und hatte sich eben etwas weiter rückwärts verbinden lassen; wer von den Paschern verwundet war, wußte man noch nicht, da ein Theil von ihnen bereits das Bettel gesucht hatte, etliche aber der Verwundenen sich in den weißen Felsen festgesetzt hatten und bereits Gebrauch von der Feuerwaffe gemacht hatten.

„Der Bandelfranz ist dabei!—das war das Erste, was der Förster hörte, als er sich jetzt dem Verwundeten genähert hatte.“

„Ich traf ihn ja vor Kurzem noch oben in der Bergschenke mit etlichen Cumpanen!“

„Ja, ja—wir wissen auch, daß Ihr hinaufgingt, Herr Förster, denn die ganze Grenzschenke ist seit Dunkel umstellt, da wir in Erfahrung gebracht hatten, daß heute ein großer Transport Zucker, Kaffee und Schießpulver über die Grenze geschmuggelt werden sollte. Jetzt ist die Schenke bereits besetzt, und Keiner darf heraus, der drinnen ist, auch der Wirth nicht!“

So erzählte der Verwundete, den man mit dem Rücken jetzt

an einen dicken Stamm gelehnt hatte. Hinter den Büschen war es stiller geworden; doch hatte man allen Grund, vorsichtig zu sein und sich nicht zu unsorgfältig vorwärts zu wagen. Einige der Gewandteren schlichen sich seitwärts. Einer der Grenzer kroch vorsichtig, lang auf dem Boden ausgestreckt, von Stamm zu Stamm vorwärts, den Hahn gespannt. Deutlich hörte er noch, daß eiligst einige Männer den Berg hinabsprangen, daß ein Anderer aber versprengt und genöthigt war, sich droben zu verbergen. Dieser Eine eilte in die Felsen und—es war nicht anders möglich—der Flüchtige mußte sich in der Höhle verborgen haben.

Die Grenzer rückten vor und umstellten die Felsen; mehrere der weggeworfenen Bündel wurden erbeutet, zurückgebracht und bei dem Verwundeten niedergelegt. Man hielt Rath, wie man den Geflüchteten oder die Flüchtlinge aus der Höhle aufscheuchen könnte. Endlich hielt man für das Geeignenste, da der Wind gerade auf den Eingang der Kluft wehte, dort vor dem Eingange, den drinnen etwa Lauernden nicht erreichbar, ein Feuer anzuzünden, dessen Rauch in die Höhle schlug. Vorerst erging die laute Forderung: „Ergebt Euch in Frieden. Heraus, heraus!“ Alles blieb still wie zuvor. Da ging man daran, das Feuer anzuzünden.

Die Ausführung folgte schnell. Man häufte Knüppel und Haufen dürren Reisigs im Ausgange der Höhle, indeß man sich hinter den Felsen deckte und den Brennstoff nur auf den Haufen herüberwarf; dann brachte einer der Männer einen seitwärts angezündeten Zweig, warf ihn sammt etlichen schwelenden kienigen Wurzeln auf den Haufen und häufte aus einem nahen dürren Kletterhaufen neuen Brennstoff darauf. Trockenes und nasses Holz prasselte hell auf; eine dicke Rauchwolke wälzte sich in das Innere der Felsklüfte, indeß die Männer bald wieder ringsum in gedeckter Stellung der Dinge harrierten, die da kommen sollten.

Plötzlich ertönte ein Hülserschrei, gleich darauf ein Krachen, ein bröhnender Donner, daß man meinen sollte, die Hölle berste. Heller Flammenschein leuchtete über den Himmel hin. Weißer Rauch quoll aus den Felsen und zog, stark nach Pulver riechend, durch die finstern Fichtentwipfel. Die Jäger und Grenzer sahen sich verwundert an.—Was war geschehen?

Alle waren unerschrocken geblieben, aber drinnen im Gellüfte schien dies nach dem schmerzlichen Hülseschrei nicht der Fall gewesen zu sein.

„Wer wagt sich mit vor?“—fragte der Grenzerführer. So gleich traten vier Mann vor, indeß die Andern neben dem Eingange als Reserve postirt wurden. Mit hölzernen Astzaden warf man das Feuer wieder aus einander und sah nun den Eingang offen. Mit einigen leuchtenden Bränden drang man ein und stieß bald auf etliche herumliegende und noch glimmende Felsen eines Leberjacks. Es roch stark nach Pulver und dort—dort—was liegt dort am Fuße der Felswand, gegen die es geschleudert worden zu sein scheint? Ein Menschenkörper, ein gräßlich verstümmelter Mann; er ist todt; sein Gewehr, eine aus Stücken bald zusammengeschraubte Stockflinte, liegt einige Schritte weit von ihm.

Man leuchtet dem Todten ins bleiche Angesicht; die ersten Felsen ringsum schweigen von Dem, was sie gesehen. Aber doch ist Alles offenbar. Der schrecklich Verbrannte und lebendfalls sehr bald Geblödete ist der gefürchtete Bandelfranz, der mit seinen Genossen sofort nach des Försters Ausbruch aus der Grenzschenke ebenfalls dieselbe verlassen hatte. Er war mit seinen Helfershelfern überraucht worden; abgeschnitten von seinen Genossen, den andern flüchtigen Schmugglern, durch die

wohlunterrichteten Grenzer, hatte er sich mit seiner Last, einem großen Sacke Pulver, in diese Felsenklüften zurückziehen müssen. Dort hatte sich aber auf noch unermittelte Weise das Pulver, das der Schmuggler neben sich liegen hatte, entzündet; mit Donnergetöse war die verderbliche Waare explodirt und hatte den Pascher gegen die Wand geschleudert.

Das Gericht Gottes hatte ihn ereilt. An dem fast ganz entblühten Körper des Verbrannten hing noch an einem ledernen Riemen, wie es der getödtete Hubert auch zu tragen pflegte, Huberts Pulverhorn, heute aber war es leer und an der Außenseite zersprengt. Gott hatte schrecklich gerichtet.

## Unser Jubiläum.

Von Prof. A. Hülster.

Nach dem im letzten Artikel Angeedeuteten sind die Principien der Unabhängigkeitserklärung ganz im Einklang mit der biblischen Anschauung vom Menschen. Gemäß dieser nemlich ist der Mensch Gottes Ebenbild, und muß also die Freiheit ein Urelement seiner Natur sein. Darin ist aber zugleich enthalten die Gleichheit Aller, so daß kein Raum zur Knechtung und Tyrannisirung übrig bleibt.

Daß den so tief in der Menschennatur begründeten Principien der Sieg gewiß sei, war felsenfeste Ueberzeugung der Väter, und daher ihre furchtlose Erklärung. Deshalb wurde denn auch der vierte Juli der nationale Feiertag, und nicht ein anderer die glückliche Vollenbung des Krieges verherrlichender Tag. Der glückliche Griff der Unabhängigkeitserklärung findet in der ganzen Geschichte der Vereinigten Staaten nur sein Seitenstück in der Emancipationsproclamation des Präsidenten Lincoln. Damals war der Bürgerkrieg im vollen Gange. Furchtbar hatte das drohende Unwetter sich schon entladen. Vor Allen war es ein Mann, der jeden Windzug, jeden Blitzstrahl, jeden Donner Schlag genau beobachtete und dessen Folgen berechnete. In der Hoffnung, daß dadurch ein friedlicher Ausgleich immer noch möglich sein dürfte, hatte er die eigentliche Ursache des Streites lange sehr behutsam behandelt, um den Sklavenhaltern nicht wehe zu thun und sie von seinem Wohlwollen zu überzeugen. Allein je länger, je mehr lernte er einsehen, daß seine Nachgiebigkeit und Milde nur die Vortheile des Feindes vergrößerten und sie nur um so dreifiser und ruchloser machten. Er hatte alles Mögliche gethan, ihnen die Hand der Versöhnung zu reichen; sie aber hatten dieselbe beharrlich abgewiesen. Der rechte Augenblick war gekommen. Er erkannte: es handelt sich um das Princip der Sklaverei und der Freiheit; soll wahre Freiheit in diesem Lande auf dem Throne bleiben, so müssen die vier Millionen Sklaven ihrer Fesseln entledigt werden. So gedacht, so gethan, und mit seiner Proclamation war im Grunde auch der Bürgerkrieg schon entschieden. Daß Lincoln die staatsmännische Fernsicht besaß, so lange voraus seine Proclamation zu erlassen, und daß er doch wartete gerade bis zum bezeichneten Augenblick, das ist von allen seinen Staatsakten die größte That. Verdient der Geburtstag Washingtons als nationaler Feiertag gestempelt zu werden, der Lincolns verdient es nicht minder.

Die Sklaverei war lange Jahrzehnte hindurch der Zankapfel der amerikanischen Politik. Wohl hatte die Unabhängigkeitserklärung die Principien allgemeiner Menschenrechte und allgemeiner Freiheit in die Welt hinausposaunt; aber die Sklavenketten des Südens rasselten diesem Posaunenton ein tausendstimmiges: Noch nicht verwirklicht entgegen. Erst nach völliger Freisetzung der geknechteten Söhne Afrikas waren die Principien der Unabhängigkeitserklärung in volle Wirklichkeit übergegangen.

Wie dürfen wir in diesem Jubeljahre Angesichts der Vertreter anderer Völker die Stirne haben, uns unserer glorreichen Republik zu rühmen, wenn der schwarze Schandfleck der Sklaverei das helle Licht unserer Freiheit noch verdunkelte. Neben Lincoln wollen wir daher jener edlen Vorkämpfer der Gleichheit und Freiheit Aller, wie Garrison und Howard, Wilson, Seward und Sumner, rühmend gedenken, und zugleich allen tapferen Söhnen der Republik, von Grant, Sherman und Sigel herab bis zum heldenmüthigen jungen Fährnrich, die mit ihrem Leben in der Hand jenen unvergänglichen Principien zum herrlichen Siege verhelfen, ein Plätzchen dauernder Hochachtung und Liebe im Herzen offen halten.

### Fünftes Capitel.

#### Die beste Regierungsform.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß es in jedem Volke Viele gibt, die da meinen, die Regierungsform ihres Landes sei die beste, und für die constitutionelle Monarchie lassen sich vom unparteiischen Urtheil wirklich viele triftige Argumente anführen. Allein, wenn wir unsere Regierungsform die beste nennen, so geschieht das keineswegs aus purem Eigendünkel, sondern vorerst auf Grund allgemein anerkannter Thatfachen. Hat es mit dem oben Gesagten seine Richtigkeit, so muß nothwendiger Weise das die beste Regierungsform sein, welche der jedem Einzelnen zukommenden wahren Menschenwürde den freiesten Spielraum gewährt. Dies aber thut die Republik.

Die zu adoptirende Staatsform war folglich den Vätern durchaus nicht gleichgültig, wenn sie freilich auch in der Unabhängigkeitserklärung selbst mit keinem ausdrücklichen Worte andeuteten, auf welche sie sich vereinigen würden. Ja über eine ganze Dekade bildeten die alten Colonien eine lose Conföderation mit einseitiger Hervorhebung des Staatsprincips. Wo jedoch jedes Glied der Familie ein für alle Mal nichts von seiner Selbstständigkeit einbüßen und dem Ganzen gar keine Zugeständnisse machen will, da kann es nicht zur Einigkeit und Eintheil des Handelns kommen. Man sah daher bald ein, daß die Conföderation den Zwecken eines gedeihlichen Staatswesens nicht genüge; zu würdiger Vertretung der Nation bei auswärtigen Völkern, zur Schließung von Handelsverträgen, zu Steuereintreibungen zur Bestreitung gemeinsamer Unkosten zc. war das Band zu lose, welches die Colonien zusammenhielt. Nach vielem Denken und Sinnen, nach vielem Reden und Disputiren wurde endlich den 17. September 1787 die Constitution angenommen, welche heute noch die Grundlage unserer Staatsform bildet, und nach welcher alle Regierungsfunktionen den Händen dreier Gewalten anvertraut sind, der vollziehenden, gesetzgebenden und richterlichen Gewalt. — Die Spitze der vollziehenden Gewalt und damit der höchste Beamte der Nation ist der Präsident, in dessen Händen aller-



dinge im hohen Grade die Wohlfahrt des Volkes ruht. Er ist von einer Anzahl von ihm angestellter Minister umgeben, welche verschiedene Abtheilungen der Regierung vertreten, aber nur ihm direkt verantwortlich sind. Zwar meinte zur Zeit sogar Patrick Henry, dies rieche fürchterlich nach Monarchie, und muß man auch zugestehen, daß der Präsident in der That eine ganz enorme Gewalt in seinen Händen vereinigt; doch aber ist er nur Diener des Volks, seiner Gewalt sind bestimmte Grenzen gestellt und der Congress ist da, ihn vor Uebergriffen zu wahren — kann er doch wegen Amtsvergehungen vor dem Senate gerichtlich belangt und sogar, wenn schuldig befunden, seines Amtes entsetzt werden. In der Republik ist die höchste Gewalt das Gesetz, dessen erhabene Autorität der oberste Gerichtshof aufrecht zu erhalten bestimmt ist und vor dem selbst der Präsident sich beugen muß.

Gradunterschiede kennt man hier eigentlich gar nicht. Es ist bei der gegenwärtigen Ausstellung den Ausländern schon aufgefallen, daß so wenig Verschiedenheit in der Kleidertracht und dem äußeren Benehmen der Leute wahrgenommen wird. Ein Ausstellungsgast frug: „Wo ist denn das Volk?“ „Das ist eben mitten darunter,“ wurde ihm erwidert. „Von den 200,000 Menschen hier sind die Hälfte Farmer; aber der Gentleman, der das Feld bebaut oder in der Fabrik arbeitet, unterscheidet sich nicht von dem Gentleman der Presse etc.“ Und diese Thatfache der Gleichheit aller erstreckt sich durch alle Pfasen des Lebens. Einen Adelstand, aus dem wenigstens großentheils die höheren Beamten hervorzugehen hätten, gibt es nicht, Prinzen und Prinzessinnen, für welche je und dann einige Millionen zu stipuliren wären, zur Unterhaltung eines glänzenden Hofstaates, sind ein als überflüssig erkannter Luxusartikel und kommen daher auch nicht vor. Einen Unterschied macht nur die Bildung und die natürliche Begabung. — Wer die dazu erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten besitzt, kann sich von der Farm oder der Fabrik aus zu irgend einem Amte empor schwingen. Wie einst aus einem kleinen Lumpensammler in den Straßen New Yorks der reiche Astor und die ihr Vermögen bei Millionen zählende Astorfamilie geworden ist, so kann aus einem Schneider, einem Niegelspalter, einem Gerber sogar ein Präsident der Vereinigten Staaten werden, also wohl auch Senator, Gouverneur oder Richter. Da mag man viel von der Lieblichkeit einer kindlichen Pietät gegenüber dem angestammten Herrscherhause sagen, verhehlen läßt sich's doch schwerlich, daß diese Pietät gar zu leicht in weichliche Kriecherei ausartet und sich mit dem gleichen Geburtsadel aller nicht recht verträgt; während die erwähnte Gleichberechtigung folgerichtiges Resultat ist der allen gemeinsam zukommenden natürlichen Ebenbürtigkeit. Hier kann also Jeder am ehesten seine Selbstständigkeit und volle Mannesfreiheit ungeschmälert sich erhalten.

Weil nun in der Republik jeder einzelne Bürger König ist und einen wichtigen Antheil hat in der Lösung der größten Regierungsfragen, weil die politischen Ereignisse und Tagesfragen ihn persönlich angehen und mehr oder weniger von seiner Thätigkeit abhängen, deshalb findet er sich naturgemäß angepornt, seiner Aufgabe zu genügen. Nirgends ist die Theilnahme in Sachen des Staatshaushaltes so allgemein wie in unserem Lande. In anderen Ländern bekümmern sich die Meisten kaum darum, wer ins Parlament, wer zu sonst einer oerantwortlichen Stelle gewählt wird; bei uns hingegen gehen die Wogen des Wahlkampfes oft hoch, weil das ganze Volk sein Wörtlein mitzusprechen gewillt ist. Und kommen dabei auch Excesse vor, lassen sich manchmal auch die unedlen Ele-

mente des Volkes zu pöbelhaften Auftritten hinreißen und nur zu oft von gewissenlosen Partheimagogen am Gängelbände führen und zu ihren selbstthätigen Zwecken gebrauchen, so wiegt doch die zu Tage tretende Energie und das Interesse, mit welcher die Sachlage behandelt wird, reichlich alles Böse auf. Die regelmäßig wiederkehrende Agitation der Zeitfragen und der besten Art und Weise, denselben gerecht zu werden, kann nicht anders, als das Volk politisch zu bilden und zur wahren Selbstregierung immer tüchtiger zu machen. Treten freilich auch Perioden politischer Fäulniß ein und ist die öffentliche Corruption oft groß, so ist das immer noch kein Zeichen des Verfalls, sondern vielmehr das Mittel, dem Volke vergangene Fehltritte ins Licht zu stellen, folglich auch die Beseitigung nationaler Schäden zu fördern und dem Fortschritt auf der Bahn der Prossperität schnellere Füße zu leihen.

Erzwungene Arbeit ist schwer, mit Widerwillen trug der Sklave seine Fesseln, verrichtete er sein Tagewerk. Die Arbeit der eigenen Wahl ist leicht und der freie Mann bewegt sich im Kreise seiner Beschäftigungen mit Freuden. Der Einfluß republikanischer Freiheit erstreckt sich bis in die einzelnen Gänge des Privat-Verufs. Daher das rege Leben und Treiben unseres Volkes. Daher die materielle Wohlfahrt, die wir in dürftigen Jügen gezeichnet haben. Freilich, die uner schöpflichen Süßquellen des Landes, die Gunst der Verhältnisse hat viel zum Riesenschritt der Vergangenheit beigetragen; nichtsdestoweniger würde derselbe ohne unsere republikanischen Einrichtungen schwerlich so weit gebiehn sein. Ebenso verhält es sich mit der geistigen Entwicklung.

### Sechstes Capitel.

#### Die Entwicklung auf dem Gebiete des Geistes.

Schon mehrmals hatten wir im Vorbeigehen Gelegenheit, auch diese wahrzunehmen, z. B. wo die Rede war von der Anwendung der Dampfkraft zu Transport- und Reisezwecken. Die in unserem Lande gemachten Erfindungen und Entdeckungen sind ganz staunenerregend, beides, betreffs der Zahl und dem unberechenbaren daraus hervorgehenden Segen für die Menschheit. Zu Hunderten belaufen sich die Patente, die alljährlich in der Patentoffice zu Washington genommen werden. Nirgend sonstwo sind neue Entdeckungen und Erfindungen so zahlreich. Für die schwersten wie für die leichtesten Arbeiten, für den Betrieb des Ackerbaus wie für die Geschäfte der thätigen Hausfrau gibt es Maschinen in Menge. Freilich nirgend sonst ist auch die Gunst der Verhältnisse so groß, hat der Arbeitsmann so viel Spielraum zur Verschönerung seines Daseins so viel Zeit zum Lesen und Denken und Entdeckungsversuche machen.

Wie aber schon die gewöhnlichen Maschinerien ein eindringendes Verständniß der Sache voraussetzen, so erheischen noch mehr die höheren Erfindungen einen bedeutenden Bildungsgrad. Auf Grund dieser Thatfache steht es schon von vorn herein fest, daß viele Söhne dieser Republik eine hohe Stufe auf der Wissenschaftsleiter einnehmen; großen Problemen haben sie sich zugewendet und mit Erfolg dieselben gelöst. Waren sie auch nicht immer an Hochschulen gebildete Männer, so hatten sie doch durch Ueberwindung unübersteiglich scheinender Schwierigkeiten und unausgesetztes ernstes Studium sich einen entsprechenden Bildungsgrad erworben.

Ein solcher Stern erster Größe war Franklin, ein Mann, der unter allen Völkern seines Gleichen sucht. Von unzähligen Hindernissen umringt, triumphirte er über sie alle mit Leichtig-

zeit, und brachte es in seinen Forschungen zu niegeahnten Resultaten. Philosoph und Staatsmann zugleich, der als gewandtester Diplomat wohl mit den größten Antheil daran hat, daß das Staatsschiff glücklich durch die Revolutionsstürme hindurch gerettet wurde, hat er sich in ersterer Eigenschaft keineswegs geringere Verdienste erworben und, wenn möglich, noch unsterblicheren Nachruhm gesichert. Volle Wahrheit ist es, was man von ihm sagte: Fulmen coelo eripuit sceptrumque tyrannis, d. h. dem Himmel entriß er den Blitz und das Scepter den Tyrannen. Einen fliegenden Drachen, ein Spielzeug, womit ein mancher Knabe sich belustigt, wußte er durch eine geschickte Vorrichtung dazu zu benutzen, während eines Gewitters den Blitz auf die Erde hinabzuleiten und dessen Identität mit Electricität auf immer festzustellen. Millionen Blitzableiter in allen Zonen sind lautredender Beweis von dem unsterblichen Verdienste Franklins, und man darf ihn ohne Gefahr der Widerrede einen der größten Wohlthäter der Menschheit nennen.

Noch wichtiger dürfte die Erfindung des Professors Morse sein. Ursprünglich der Kunst beflissen, hatte er nur so nebenbei auch der Chemie einige Aufmerksamkeit geschenkt; es dauerte jedoch nicht lange, da nahm sie, von wegen der Naturgeheimnisse, die sie vor seinen Augen entlockte, seinen großen Geist fast ganz in Anspruch. Mit den elektrischen Eigenschaften des Magnet bekannt geworden, hatte der kühne Gedanke in ihm schon 1832 auf einer Seereise über den atlantischen Ocean eine definitive Gestalt gewonnen; aber himmelhohe Berge sich entgegenstimmender Gewalten hatte derselbe zu überfliegen, und erst in 1842 gelang es ihm zwischen Washington und Baltimore mit der ihm eigenen Geschwindigkeit hin- und herzugucken. Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst hat unser deutscher Landsmann Gutenberg zuerst dem flüchtigen Gedanken, dem gesprochenen Wort eine handgreifliche leibhafte Gestalt verliehen, und eine neue Epoche in der Bildung und Civilisation heraufgeführt; aber unser amerikanischer Mitbürger Morse hat mit seinem Telegraph diesem Gedanken, diesem Worte die Schwingen des Blitzes zugeeignet, so daß nunmehr die entferntesten Welttheile in Sprechnähe zusammengetreten sind, und Angesicht zu Angesicht mit einander verkehren können. Kein Wunder, wird überall sein Name mit Hochachtung genannt, und haben fast alle Regierungen und gekrönten Häupter Europas dem Erfinder gegenüber ihren Gefühlen der Anerkennung auf eine wirklich wohlthuende und handgreifliche Weise Ausdruck gegeben.

Dies sind nur einige, allerdings die leuchtendsten Beispiele hohen Erfindungsgeistes; noch eine Anzahl rühmlicher Namen könnten genannt werden. Ueberhaupt hat auf dem gesammten Gebiete der Geisteskultur unser Volk im ersten Jahrhundert seines nationalen Bestehens eine übliche Thätigkeit entfaltet. Angesichts der Thatfache, daß vor hundert Jahren im Großen und Ganzen dies Land noch einer einzigen Wildniß gleich, daß mächtige Urwälder gelichtet, ausgedehnte Ebenen urbar gemacht, Straßen gebahnt werden mußten über Berg und Thal, durch Wald und Flur, daß Flüsse schiffbar zu machen, Eisenbahnen, viele Tausende Meilen, zu bauen und überhaupt all die riesigen materiellen Hülfquellen unseres Landes zu entwickeln waren—angesichts dieser und anderer Thatfachen, sind die auf besagtem Gebiete erzielten Resultate in der That staunenswürdig. In Theologie und Philosophie, in der Sprachkunde wie in der Geschichtsschreibung, ja sogar in der Seilkunde und in der Jurisprudenz, vor Allem aber auf dem Felde der Naturwissenschaft ist Großes geleistet worden.

Die Namen der Geschichtsschreiber Bancroft und Motley, der Naturforscher Dana, Hitchcock, Foster und Agassiz genügen beispielsweise die Wahrheit dieser Aussage zu erhärten. Diese Männer halten einen ehrenvollen Vergleich aus mit den ersten Größen anderer Völker, wie dies auch im Ausland allgemein anerkannt wird. Freilich dürfen wir dabei nicht vergessen, daß manche der leuchtendsten Sterne an unserem Culturbimmel über den Ocean zu uns herübergekommen sind, und daß unsere gesammte Geistesbildung und Staatswissenschaft in den Hauptvölkern Europas seine Voraussetzungen hat; das wird ja aber der ausgereifte Mann im Verhältniß zu seinen Eltern immerhin zugestehen, ohne deßhalb im Mindesten auf seine Eigenständigkeit verzichten zu brauchen; daß jedoch aus der Verschmelzung so vieler verschiedener Völkerindividualitäten eine neue Nationalität hervorgegangen, und daß dies neue Volk auch eine neue eingigeartete Kultur hervorgebracht und dieselbe schon im ersten Jahrhundert auf eine hohe Stufe der Vollendung emporgehoben hat — das ist es, was wir hier kühn behaupten dürfen. Der rege Völkerverkehr ist ja heute an der Tagesordnung, und da sind wir nicht bloß die Empfangenden, sondern auch die Mittheilenden, wie sich an der Weltausstellung zur Genüge zeigt. Auf den Gebieten des materiellen Lebens ist dies selbstverständlich, da weitaus die meisten Kräfte des Volks in dieser Richtung unausgesetzt thätig waren; aber sogar auf dem Gebiete der Wissenschaft ist dies der Fall, hat man doch, so sehr man in früherer Zeit über amerikanische Wissenschaftlichkeit vornehm die Achsel zuckte, in den jüngsten Tagen nicht umhin können, den Leistungen amerikanischer Forscher Aufmerksamkeit zu schenken, auf sie anerkennend hinzuweisen und sogar dieselben zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken zu verwerthen.

Freilich ist mit allem diesem nicht gesagt, daß wir den übrigen hervorragenden Culturvölkern in der bezeichneten Richtung schon ebenbürtig sind. Es wäre Anmaßung, solches zu behaupten. Ein Bauer, der nur den zehnten Theil seiner Zeit sich der Obstzucht zuwendet, kann nicht erwarten, daß dieser Erwerbszweig allen übrigen gleichkommen wird. Wissenschaft und Kunst wollen Zeit und Muße haben. Es ist gewiß von Bedeutung, daß das griechische Wort für Muße, Scholä, welches im deutschen Wort Schule sich wiederfindet, ursprünglich Ruhe, Freiheit von Beschäftigung bezeichnet; wer es zu etwas Nützlichem in Kunst und Wissenschaft bringen will, der muß seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit denselben widmen können. Dies aber konnten nur verhältnißmäßig Wenige unserer Mitbürger thun; erst in neuerer Zeit ist die Betheiligung allgemeiner. Es fehlen uns daher die langen Traditionen in Kunst und Wissenschaft, deren andere Völker sich rühmen. Von Schulen in der Kunst, in der Theologie oder Philosophie etc. können wir daher noch kaum sprechen, wie man z. B. in Deutschland spricht von der Nürnberger Malerschule, der Bauer'schen, der Hegel'schen Schule. Nirgends zeigt sich in Philadelpia die Ueberlegenheit auswärtiger Aussteller glanzvoller als eben in den schönen Künsten — man denke z. B. an die unsterblichen Gemälde Raphael's, und an die Exemplare der deutschen und italienischen Bildhauerkunst.

Nichtsdestoweniger, Alles in Allem in Betracht gezogen, können wir auch in dieser Beziehung ein Jubeljahr feiern. Soweit unsere Leistungen auch noch vom Ziele der Vollendung abliegen mögen, so ist doch der Fortschritt im ersten Jahrhundert ein unglaublich großer. Kein Volk der Erde hat wohl im gleichen Zeitraum gleiche Resultate aufzuweisen. Die bereits gemachten Errungenschaften stellen klar ins Licht, daß auch in Bezug auf Geistesbildung unser Volk all die nöthigen Mittel und Kräfte besitzt, seinen großen Zukunftsaufgaben zu genügen.





### Poesie der Natur.

Stolz mögen wir uns glücklich nennen,  
Weil bei des Geistes mildem Schein  
Des Lebens Fülle wir erkennen,  
Die Andre drückt mit dumpfer Pein.

Doch mehr noch glücklich, weil wir sinnig  
Und liebend rings das Leben schau'n,  
Und an dem Kleinsten fromm und innig  
Mit Kindesinbrunst uns erbau'n.

Kein Biendchen schwimmt auf raschen Wogen,  
Dem unser helfend Mitleid fehlt.  
Der Käfer, der sich starr geflogen,  
Wird neu von unserm Hauch befeelt.

Denn überall ist Liebesfülle,  
Wo ein Gebild zum Leben strebt;  
Wir ahnen's, daß in kleinster Hülle  
Ein Meer von Lust und Qualen bebt;

Und daß die duftherauschte Mücke  
In ihres Lebens kurzem Tag  
Soviel von Schicksalsgunst und Tücke  
Als du und ich erleiden mag.

Nur eitlem Sinn erscheint es nichtig,  
Was rasch entsteht und rasch zerfällt,  
Und ist ein Wunder hoch und wichtig,  
Was einmal lebt in bunter Welt.

Uns wird des Schmetterlings Entfalten  
Ein hehr prophetisches Gesicht,  
Des Lenzes Hauch ein heilig Walten  
Und eines Leuchtwurms Tod Gedicht.

### Getroffen — aber den Unrechten.



Vor Jahren—es ist schon ziemlich lange her—hatte ein junger Advokat in einem der älteren Staaten seine Siebensachen zusammen, um nach einem der westlichen Territorien auszuwandern und dort sein Glück zu versuchen. Er hatte einen guten Kopf, und ausnahmsweise auch ein ziemlich gutes Herz, welches noch nicht von Advokatenkniffen bevölkert war. In K.— ließ er sich nieder. Er war sehr erfolgreich in seiner Profession, und stieg beständig in Ansehen unter seinen neuen Nachbarn. Nachdem er etwa zwei Jahre in

K.— gewohnt hatte, veranlaßte er einen Drucker eine Zeitung herauszugeben, deren Redakteur er wurde. Die Sache ging anfangs recht gut. Hr. S. nahm kein Blatt vor den Mund, sondern sagte was er zu sagen hatte in einer offenen unerschrockenen Weise. Da er Recht und Gerechtigkeit verteidigte, so gefiel sein Schreiben auch allen rechtlich gesinnten Leuten sehr wohl.

Es gab aber nun schon zu Hr. S. Zeiten öffentliche Beamten, wie auch zu unserer Zeit, welche langfingeriger waren als

sich gehörte, und diese hatten in der neuen Gegend Zaum und Zügel des öffentlichen Gerichtswesens in ihrer Hand. Der junge, patriotische, rechtgesinnte Rechtsgelehrte, donnerte und blickte nun tüchtig auf die spitzbübischen Beamten los; und weil seine Zeitung die einzige in der Gegend war — er deßhalb keine Widerlegung zu befürchten hatte, so erfreute er sich des unblutigen Feberkrieges nach Herzenslust. Aber ein jegliches Ding hat seine Zeit, auch sogar die energische Auseinandersetzung der Ehrlichkeitsbegriffe.

Hr. S. publicirte eines schönen Tages einen Artikel in seiner Zeitung gegen die gewissenlosen Diener des öffentlichen Volkswohls, welcher alle seine kräftigen Vorgänger an Schärfe weit übertraf. Er goß den corrupten Beamten eine literarische Mixtur von Feuer und Schwefel auf ihr schuldbeladenes Haupt und Gewissen, welche ihre Wirkung nicht verfehlen konnte. Obgleich der Artikel gegen Niemand persönlich gerichtet war, so rieb sich doch Mancher beim Lesen desselben die Nase, als röche er darin: „Dich hat er gemeint.“

Einige Tage nach der Veröffentlichung jenes Artikels, als Hr. S. allein in seiner Amtsstube saß und seine scharfe Feder auf neuem Kriegspfade führte, öffnete sich plötzlich die Thüre, und ohne alle Ceremonie schob sich ein starker, sechs Fuß langer Mann in das Zimmer. Er fragte: „Seid Ihr der Eigenthümer dieser Zeitung?“ Hr. S., welcher Aussicht auf einen neuen Kunden zu haben meinte, bejahte höflich diese Frage. Darauf zog der Fremde die neueste Nummer der Zeitung aus seiner Tasche, deutete auf den genannten Artikel, und sagte derselbe sei für ihn gemünzt gewesen. Umsonst machte S. Gegenvorstellungen. Der riesenhafte Unbekannte wurde dadurch nur noch mehr aufgebracht. Er erklärte dem Redakteur rund heraus, daß er die Wahl habe, die in dem Artikel gemachten Behauptungen demüthigt öffentlich zurückzunehmen, oder auf der Stelle ausgepeitscht zu werden. Beides war nicht sonderlich angenehm, doch was blieb ihm übrig? So viel wußte Hr. S., daß es viel leichter und angenehmer sei, Andere mit spitziger Feder auszupeitschen, als selbst Spieseruten laufen zu müssen, und hatte er dabei auch die Genugthuung zu wissen, seine Pflicht gethan zu haben, so thun Schläge nichtsdestoweniger empfindlich weh. Obgleich die Rücknahme seiner Behauptungen auch ein Wermuthästrank für ihn war, so meinte er sich doch, angesichts des wüthenden Goliaths, dafür entschneiden zu müssen. Da nun der Letztere darauf bestand, die Zurücknahme des Beleidigungsartikels selbst zu verfassen, so entschuldigte sich Hr. S. unter dem Vorwande, nach der etwa eine Viertelmeile entfernten Druckerei gehen zu müssen, erklärte aber zeitig wieder zurück sein zu wollen, um das Schriftstück zu unterzeichnen.

Hr. S. war kaum 50 Schritte von seiner Amtsstube entfernt, als ihm ein Mann begegnete, welcher ihn nach der Zeitungs-Office fragte, und ob der Redakteur wohl daheim sei. Befürchtend, daß dieser Fremdling mit denselben zärtlichen Absichten zu ihm komme als der andere Besucher, deutete S. nach dem Zeitungslokal und sagte: „Freilich ist er daheim; dort sitzt er und schreibt an einem glühenden Artikel gegen die spitzbübischen Beamten.“ Dies war dem Fremden Auskunft genug. Er setzte seine Gangmaschine in die höchste Schwingung, und stob auf die Office los, als ob der Erzfeind dort hause. Seine Augen funkelten, sein Blut jagte wild durch seine Adern, und mit einer Sündfluth von schmeichelhaften Bezeichnungen wie „Lügner, Verleumder, Feigling“ zc., und so stärker, trat er in das Sanctum des Editors ein. Der schriftstellerisch beschäftigte Goliath, im Zimmer, glaubte, der Eindringling sei irgend ein Fuchthahn, welchen ihm der Redakteur auf den Hals schide, legte schnell Hand ans Werk, und es entspann sich ein gewaltiger Zweikampf. Donnernd und krachend fuhrn die Kampfhähne nach allen Richtungen durch das Zimmer. Tische, Stühle, Bücher und Schriftstücke flogen im bunten Wirbelstanz um sie herum. Eine mit Tinte gefüllte Flasche fiel klirrend auf den Boden, und ein schwarzer Strom floß langsam dahin. In diesen schwarzen Strom tauchte abwechselnd regelmäßig derjenige der Kämpfer, welchem das Glück die unterste Stelle anwies, und trug dieses Tauchen nicht wenig zur „Verbunkelung seiner äußerlichen Verhältnisse“ bei, so daß beide endlich in ein sehr schwarzes Licht gestellt waren. Der Lärm und das Gepolter des Privatkrieges zog natürlich ehe lang eine große Anzahl Zuschauer herbei, und schnell verbreitete sich das Gerücht durch das Städtchen, in Hrn. S.'s Office bekämpften sich zwei große Reger auf Tod und Leben. Alle Versuche, die wüthenden Streiter aus einander zu bringen, waren vergeblich, bis dieselben gänzlich ermattet, und wie ein Stodfisch verknopft, den Kampf von selbst aufgaben. Nun stellte sich erst der Irrthum heraus. Waren die Gesichter der Kämpfer erst gehörig in die Breite geschlagen, so bekamen sie jetzt bei der Enttäuschung auch die entsprechende Länge, und wurden so groß, daß das Wort Tölpel in großen Buchstaben ganz gut Platz darauf gehabt hätte. Am nächsten Tage zogen die „wackeren Beamten“ heimwärts. Sie konnten kaum ruhig auf ihren Säulen sitzen; auch hatte jeder seinen Kopf verbunden, und war doch Sommer — warum wohl? Aber den Redakteur haben sie hinfüro ungeschoren gelassen.

Die Moral zu dieser Geschichte mögen sich die Leser selbst machen. Es gibt ja auch heute noch Editoren, die —, und auch Beamten, die — — —. Merkst du? W. S.

## Der Bahnwärter.

„Und um den Abend wird es Licht sein.“ Sach. 14, 7.

### VIII.



Wir suchen erst nach etlichen Jahren die Familie Werner wieder auf und zwar in dem Hause der Frau Brendel. Dort wohnen sie Alle zusammen.

Sie hatte es ja nicht anders gethan, die alte Tante, da sie mit Anna und den Kindern Werner im Zuchtthaus abholte. Werner mußte mit in ihr Haus. Es wäre viel mehr nach Werners Sinn gewesen, nie mehr den Ort seiner Geburt u betreten und in der Fremde mit strenger Arbeit sein Brod

zu verdienen. Aber die Tante fuhr ihm dazwischen: „Er hat immer noch den harten, eigensinnigen Kopf. Das Zuchtthaus hat ihn immer noch nicht mürbe gemacht; aber ich habe auch meinen Kopf. Wenn er absolut nicht will, verkaufe ich Alles mit Stumpf und Stiel, wenn auch mit großem Schaden, und ziehe mit ihm, versteht er mich? Ich lasse einmal nicht mehr von den Kindern und von der Anna. Kann er sich aber entschließen, mitzugehen, so soll er fortan allein das Geschäft führen. Es bedarf dasselbe schon lange einer männlichen



Kraft und männlicher Umsicht. Ich ziehe mich gern zurück. Ich bin der Plackerei schon lange müde bis an den Hals. Er mag auch meinetwegen die Firma umändern und seinen Namen darauf schreiben: „Brendel und Werner“ oder wie er will. Er bekommt ja mit seinen Kindern doch einmal Alles. Arbeit hat er genug, wenn er nur arbeiten will. Das Zuchthaus werden ihm bald die Leute vergessen haben. So, das ist meine Meinung. Nun mache er, was er will.“

Werner war zur Freude Annas, seiner Kinder und der Frau Brendel mitgegangen.

Er hatte es ungern gethan. Es war indessen nicht Hochmuth, was ihn von der geliebten Heimath zurückhielt, obwohl ihm das Aufsehen und das Geschwätz, das sicherlich seine Rückkunft erregte, belästigte. Er wollte vielmehr nicht wieder zurück auf die alte Stätte seiner Sünden. Es lag ihm im Gefühl, als gehöre zu einem neuen Leben, auch ein neuer Schauplatz. Ebenso meinte er, es nicht verdient zu haben, mitten in den Schooß des Reichthums versetzt zu werden.

Nachdem er jedoch einige Zeit sich in den neuen Verhältnissen bewegt hatte, fühlte er sich behaglicher, als er Anfangs geglaubt hatte. Die Frau Brendel hatte nach seinem entschiedenen Wunsche eine Pachtsumme für die Uebernahme des Geschäftes angesetzt. Da gab es Arbeit. Er mußte sich noch tüchtig einschließen, denn er war ein völliger Neuling in der Handelswelt. Auch wollte er neben der Pachtsumme noch Etwas ersparen. Das war keine Kleinigkeit für einen Anfänger.

Aber er erübrigte doch Etwas. Das erste Ersparte verwandte er zu einer Vergütung des den verschiedenen Jagdgebietern durch seine Wildbiebereien zugefügten Schadens.

Eine Entschädigungssumme, die ihm selbst aus dem Nachlaß des Direktors und des jungen Quast bestimmt wurde, schenkte er zum Theil dem Taubstummeninstitute, zum Theil einem Vereine zum Besten der Angehörigen der Zuchthaussträflinge. Trotzdem wuchs sein Wohlstand. Es zeigte sich erst jetzt, welche Anlage er als Geschäftsmann besaß. Sein durchdringender Verstand, seine Ordnungsliebe, seine Ausdauer und Thatkraft und sein kühner Unternehmungsgeist hauchten dem Geschäfte ein völlig neues Leben ein. Frau Brendel war von den Erfolgen, welche er erzielte, im höchsten Maße erstaunt. Aber nicht nur bei der Frau Brendel kam er zu Ansehen; er galt bald für Einen der ersten Männer in der ganzen Gegend. Sein Wort hatte Gewicht und Einfluß. Und wenn von seiner Vergangenheit die Rede war, so geschah es mehr zu seinem Ruhm, als zu seinem Nachtheil. Wie schon früher manches kühne Jägerstückchen von ihm erzählt wurde, so bildete sich jetzt ein wahrer Sagen- und Wunderkreis um seine gewaltige Persönlichkeit.

Werner war Lektüres höchst unangenehm, wie er denn überhaupt auf Ehre und Reichthum kaum ein Gewicht legte. Seine höchste Freude war vielmehr die, daß sein Haus mehr und mehr eine Hütte Gottes wurde unter den Menschenkindern, eine Stätte wahrer Frömmigkeit und Gottesfurcht.

Die beiden Ehegatten waren nicht umsonst durch die Schule des Leidens gegangen. Ihre Liebe, auf der nicht mehr der Druck des Verbrechens lastete, sondern die nun frei aufschaute zum Himmel und dorthin ihre einzige Richtung hatte, erhielt jetzt erst die rechte Weiße. Wie waren Beide so demüthig. Wie dankbar nahmen sie Alles aus Gottes Hand. Ihre Herzen blieben weich und empfänglich für die Noth der Brüder. Es bestand ein edler Wettstreit unter ihnen im Wohlthun. Sie wurden ein Segen für die ganze Gegend.

Ihre größte Liebe schenkten sie natürlich ihren beiden herrlich heranblühenden Kindern, die sie in Zucht und Ermahnung zum Herrn erzogen. Ihr Wohlstand erlaubte ihnen, denselben eine bessere Erziehung angedeihen zu lassen. Beide befanden sich jetzt auf einer höheren Anstalt. Friß hatte Neigung zur Forstwissenschaft und Anton war zum Kaufmann bestimmt.

Die Frau Brendel war ganz glücklich über Alles. Aber besonders wohl fühlte sie sich, wenn die beiden Enkel, wie sie sie nannte, in den Ferien zu Hause waren. Dann sagte sie oft: Sie hätte nie geglaubt, daß sie noch so glücklich werden würde. An einem schneigen Winterabend traf es sich, daß einmal wieder die ganze Familie zusammensaß. Die beiden Knaben waren in den Weihnachtsferien. Es war ein Glück, daß sie wohlbehalten daheim waren. Der Schnee machte bereits alle Straßen unwegsam, und noch immer tobte der Schneesturm fort.

Hinter den geschlossenen Läden, in dem hellerleuchteten, gut durchwärnten Zimmer spürte man kaum Etwas von dem Wetter draußen und das, was man hörte, erhöhte nur die Behaglichkeit. In einer Ecke des Sophas saß die stattliche Gestalt Werners gemüthlich seine Pfeife rauchend und mit seinen Söhnen plaudernd. Man sah ihm schon längst Nichts mehr an von der bleichen Zuchthausfarbe. Seine Augen leuchteten vor Gesundheit und Vergnügen. Den wilden, schwarzen Bart trug er nicht mehr. Der war mit dem wilden Jagdleben verschwunden. Von allen seinen früheren Liebhabereien übte er nur noch die Vögelzucht und lehrte noch immer seine Lieblings- die prächtigen Choralmelodien. Die Frau Brendel saß in ihrem Lehnstuhl. Sie brauchte noch keine Brille zu ihrem Strickstrumpf; und ihre Bemerkungen waren noch so rasch und kräftig, wie ehemals! Anna, die längst wieder ihre alte Fülle und Kraft erlangt hatte, war ganz im Anschauen ihrer Kinder verloren. Sie und Trine saßen hinter den Spinnrädern, deren Surren und Schnurren sich gemüthlich mit dem Brummen des Feuers mischte.

Es war eben eine Pause im Gespräch eingetreten, da meinte der Geiselnips, der fast zur Familie gehörte und hinter dem Ofen sein Pfeifchen rauchte: „Heute wird's jährlig, daß ich die Weberlies droben an der Waldecke erfroren gefunden habe. Wenn man es aussprechen dürfte, so hatte sie einen solchen Tod durch Schwachheit und Elend verdient. Denn sie hatte unsern Herrgott oft genug herausgefordert durch ihre ewige Lästerei: „Ach liebs Gottche, wie schwach, wie schwach.“ Und dazu hätte das nichtsnutzige Weibsbild daheim bleiben können bei dem schrecklichen Wetter. Die Noth hat sie wenigstens nicht getrieben. Die gute Frau da am Spinnroden, an der sie es gewiß nicht verdient hatte, hatte reichlich für sie gesorgt. Aber es ließ sie nicht zu Hause. Sie mußte Unglück stiften gehen. Es war eine rechte Kreuzspinne, die Land und Leute mit ihren Giftfäden zusammenwob.“

„Laß die Todten ruhen, Nips,“ sagte Werner. „Sie steht vor Gottes Throne. Wir wollen nicht richten und verdammen, auf daß wir nicht selbst gerichtet werden.“

„Jetzt wird es auch bald jährlig,“ begann die Frau Brendel, „daß der Bergschreiber, der Quast, aus dem Zuchthaus ausgebrochen war, und sein bleiches Gesicht wider das Fenster an meinem Schlafzimmer drückte, und mich auf den Tod erschreckte. Er wollte mich umbringen, der Mordebube, und mich dann berauben. Ich lasse mir es nicht ausreden, und wenn Werner nicht so bald erschienen wäre auf mein Geschrei und hätte ihn in die Flucht gejagt, es hätte ein Unglück gegeben.“

Aber es ist doch ein schrecklicher Mensch. Als sie ihn wieder

griffen, wollte er absolut hingerichtet sein. „Er wollte nicht im Zuchthaus verfaulen," sagte er. Sie thaten ihm aber den Gefallen nicht. Er ist nur fester geschlossen worden. Nun, sein Stündlein wird schon noch kommen."

Nachdem einmal die alten Erinnerungen geweckt waren, kam man von Einem zum Andern, und so auch auf den Bürgermeister.

„Dem hatte ich sein Schicksal vorausgesagt," bemerkte Anna, „der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht. Der Heuchler mußte einmal entlarvt werden.

Aber es that mir doch leid, als er von den Gensdarmen abgeführt wurde.

Wie man hört, soll eine Spitzbühne nach der Andern jetzt an den Tag kommen. Er und der Gemeinberechner hätten unter einer Decke gespielt. Sie sprechen von vier bis fünf Jahren Zuchthaus, die er bekommen soll. Es ist mir lieb, Jacob, daß wir nicht dabei theilhaftig sind. Wenn es mir nachgegangen wäre, so wäre ich auf den Spitzbuben auf den Leib gerückt. Ich konnte das Erbe meiner Eltern nicht vergessen. Jetzt fühle ich, es ist besser so. „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen," heißt es.

„Apropos?" fragte der Geisenlips. „Ihr sollt ja abgelehnt haben, Herr Werner, nachdem sie Euch zum Bürgermeister gewählt hatten. Ist's wahr?"

„Ja, ich habe abgelehnt," erwiderte Werner. „Ich mußte. Ich konnte ein solches Ehrenamt nicht annehmen, nachdem, was ich begangen hatte."

„Ihr meint vielleicht das Wischen Wildern? da hätte kein Mensch darnach gefragt. Das ist keine Schande."

„Das ist ein Verbrechen, Lips, und wenn Niemand darnach gefragt hätte, ich frage darnach.

Ich bin Gott sei Dank, zur Erkenntniß meiner Sünde gekommen und will sie nicht aus Gefälligkeit verkleinert haben. Das Wildern ist Diebstahl, nichts Anderes, wenn auch Viele es nicht dafür halten, wenn es sogar Menschen wegen der damit verbundenen Gefahr für eine Art Heldenthum darstellen. So machen sie es bei mir und verbreiten eine Masse dumme Geschichten, die von meinem Nuth zeugen sollen. Das kann ich nicht leiden. Ueberhaupt ist mir das Wesen, das sie um unsere Erlebnisse machen, durchaus nicht angenehm, zumal ihre Erzählungen meistens nicht auf Wahrheit beruhen. So fragte mich neulich ein Bauer, wie das denn zugegangen sei, daß Fritz plötzlich sein Gehör wieder bekommen habe auf der Schreibstube, und er nun Alles gehört habe, was die beiden Mörder gesprochen hätten? das sei ja ein Wunder Gottes gewesen. „Ja wunderbar genug ist es zugegangen," sagte ich ihm, und setzte

ihm nun Alles aus einander, wie Fritz das Ablesen von dem Munde gelernt habe in dem Taubstummen-Institute, und wie er hernach durch die Aufregung in einen starken Schweiß gekommen sei, wodurch das verhärtete Blut und Schmalz, das im Gehörgang geflossen hatte, sich aufgelöst habe. „Das war ja dann am Ende Alles natürlich," meinte der Bauer, „und bei uns daheim schreien sie Wunder über Wunder." „Ja, ein solches Wunder, wie die Leute glauben, war es nicht," sagte ich, „obwohl Jeder, der ein Auge dafür hat, den wunderbaren Gott darin erkennen kann."

Das Bäuerlein ging mit verbuhtem Gesichte hinweg. Er dachte gewiß nicht halb mehr so groß von mir, als wie er herinkam. Aber so soll es ja sein.

Jedermann soll es wissen, daß ich ein großer Sünder und Verbrecher war. Das größte Wunder, das Gott an uns vollbracht hat, ist nicht an Fritz's Ohren, sondern an unseren Herzen geschehen. Es ist nicht das Leibliche, es ist das geistige Hepta, das der Herr gesprochen hat."

„Ja," nahm Anna die Rede auf, „Gott hat Alles zum Besten gelenkt. Wie habe ich in jenen bangen, dunkeln Stunden oft so heiß und sehnüchtig nach einem Licht, nach einem Verständniß von Gottes wunderbaren Wegen ausgeschaut und Nichts gefunden. Jetzt ist Alles hell und klar.

Der Herr hat immer nur das Heil unserer Seelen im Auge gehabt. Er hat unser Ohr, das taub war für Gottes Wort und Gottes Gebote, öffnen wollen. Er hat unsern Mund, der stumm war zum Lob und Preis für Gottes Güte, aufthun wollen.

Selbst im Geringsten ist seine Hand sichtbar.

Erinnerst du dich noch, Jacob, dort im Wachtbüschchen, als du so hoffnungslos und trostlos warst, und plötzlich der Sonnenstrahl in das Stübchen fiel, und der Blutstink sang, und Fritz dich zu befreien gelobte?

Und ist es nicht so geworden, hat dich Fritz nicht befreit? War sein Arm zu schwach, wie du damals sagtest? Ist es nicht wahr, daß wir Gott unsere Wege befehlen können, wie der Vogel sang?

Ja dann, wann wir Alles verloren glaubten, war Gottes Hilfe am thätigsten. Unser größtes Unglück ward unser größtes Glück. Wir wären auch nie wieder mit unserer guten Tante vereinigt worden."

„Es ist wahr," sagte diese, „mein Lebensabend wäre ein trauriger geworden. Gottes Gnade ist es, daß ich unter so frommen, glücklichen Menschen, selbst glücklich leben kann.

Gott hat es Alles wohl bedacht  
Und Alles, Alles recht gemacht!  
Gibt unserm Gott die Ehre!"

## Bildungsstufen der Menschen.

Von Julius Gräben.

Bildung ist ein Vorzug, den nur der Mensch erreichen kann; denn eine Menge von inneren und äußeren Anlässen und Hülfsmitteln müssen sich vereinigen, um die im Menschen schlummernden Anlagen zu wecken und das rohe Geschöpf aus dem Dienste der Natur, in dem es seine Laufbahn beginnt, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu erheben. Mit den Thieren ist der Mensch nahe und innig verwandt durch seinen Körper, und doch wieder hoch über jene erhaben durch die Vorzüge desselben, nemlich seine auf-

rechte Haltung und die Verschiedenartigkeit der beiden Paare seiner Gliedmaßen. Selbst diejenigen Thiere, deren Körpergestalt der menschlichen vorzugsweise ähnlich ist, z. B. die Affen, entbehren zur aufrechten Stellung die Stärke der Muskeln, des Schenkels und der Wade, den zu jeder Bewegung geeigneten Bau der Füße, die verhältnißmäßige Breite der Hüften und endlich die fast kugelige Form des auf dem Halse im Schwerpunkt getragenen Kopfes. Kein Thier besitzt die Einrichtung unserer Arme, von der Breite, Beweglichkeit und Kraft der



Schultern bis zu der künstlichen Bildung der Hand, deren Finger nur auf der oberen Seite mit dünnen, abgerundeten, platten Nägeln bedeckt und zum feinsten Tasten und bequemsten Greifen geeignet sind.

In einem noch weit höheren Grade zeigt sich der Vorzug des Menschen vor den Thieren durch die geistigen Fähigkeiten, die er besitzt. Zwar theilen viele Thiere, wie sie ihn an Kraft oder an Körpergeschicklichkeit und Sinnesfeinheit übertreffen, — die eine oder andere Geistesfähigkeit, aber doch erfüllt er die ihm vom Schöpfer beilegte Bestimmung: Er herrscht über die Fische im Meere, über die Vögel unter dem Himmel, und über alles Thier, das auf Erden kriecht. 1. Mose 1, 28. Und diese Herrschaft übt er nicht durch körperliche Stärke, nicht durch die Uebergewalt einer ausschließlichen Begabtheit, sondern durch die Veredlung seiner Kräfte, durch seinen Geist. Mit seiner Hülfe weiß er Alles, was ihm gegenüber äußerlich begabteren Wesen fehlt, zu ersetzen. Er macht sich sinnreiche Kleidungen und Wohnungen zum Schutz gegen das Wetter; dadurch trog er nicht allein dem Wechsel der Jahreszeiten, sondern verbreitet auch seinen Wohnsitz über alle Theile der Erde, von dem wärmsten bis zum kältesten. Er verfertigt sich Waffen, nicht nur zur Vertheidigung gegen andere, stärkere Geschöpfe, sondern auch zu ihrer Vernichtung. Obgleich ihm die Flossen des Fisches und die Krallen und Greiffüße kletternder Thiere mangeln, so weiß er doch durch einen zweckmäßigen Gebrauch seiner Glieder zu schwimmen und zu klettern. Entbehrt er gleich der schnellen Läufe des Hirsches und der Flügel des Vogels, so vermag er dagegen das flüchtige Ross zu händigen, den eisenden Wind und die noch schnellere Kraft des Dampfes zu rascher Fortbewegung über Land und Meer zu benutzen, mit tödtlichem Geschoss die fliehende Beute zu erlegen und sich selbst vermittelst Luftschiffe über die Wolken zu erheben. Die scharfen Augen des Falken übertrifft er tausendfach durch seine Fernrohre. Die Mängel und Entbehrungen, so scheint es, sind dem Menschen zu Vortheilen geworden, indem sie ihn nöthigen, die Kräfte seines Geistes zu benutzen, zu üben, zu veredeln, mit einem Worte, sich zu bilden. Alle geistigen Fähigkeiten des Menschen sind einer unendlichen Ausbildung fähig, und darin eben liegt der Hauptvortug und Hauptunterschied von allen anderen Geschöpfen. Durch zweckmäßigen Gebrauch der Bildungsmittel, durch eine glückliche Lage der Verhältnisse und eine harmonische Entwicklung der gesammten Menschenkraft erhebt der Mensch sich zur Gottähnlichkeit. „Wir sind göttlichen Geschlechts.“ Apg. 17, 28.

Mögen wir nun den Menschen nach seiner äußeren Erscheinung oder nach seiner geistigen Befähigung betrachten, so finden wir in allen Stücken, daß er, die Krone der Natur, wunderbar geschaffen und mit den reichsten Anlagen ausgestattet ist, sich über das Thier zu erheben, die Zierde der Schöpfung und die Ehre des Schöpfers zu sein und zu einem höheren Dasein emporzustreben.

Aber nur der Mensch ist wahrer Mensch, welcher diese Anlagen übt und ausbildet und nach Veredelung seines Wesens

strebt. Der Grad der Bildung (Cultur) ist unter den Menschen höchst verschieden. Im Allgemeinen aber nimmt man unter den verschiedenen Völkern der Erde drei Hauptbildungsstufen an. — Auf der niedrigsten Stufe stehen die Jäger- und Fischevölker, welche von den Thieren des Waldes und der Gewässer, oder von wilden Früchten leben, nur die zur Jagd und Fischerei nöthigen Geräthe verfertigen, sich in Felle kleiden und in natürlichen oder künstlichen Höhlen, oder auch in elenden, aus Flechtwerk bereiteten Hütten wohnen. Sie kennen weder Armuth noch Reichthum, keinen Unterschied der Stände, kaum das Recht des Eigenthums; sie treiben keinen Handel, sondern verschaffen sich das für den täglichen Bedarf Fehlende höchstens durch Tausch. Mit den geringen leiblichen Genüssen zufrieden, haben sie von einem höheren Lebensgenuß keine Ahnung. Das einzige Thier, das sie zu ihrer Lebensweise gezähmt haben, ist der Hund, weil er eine natürliche Anlage zu der gleichen Lebensweise besitzt. Wir finden die Völker dieser niedrigsten Bildungsstufe noch jetzt in dem hohen Norden von Europa, Asien und Amerika.

Eine weit höhere Stufe nehmen die Hirtenvölker ein. Sie leben von der Viehzucht; ihr Haus ist meist ein Dach von Fellen; feste Wohnsitze haben sie nicht, sie wechseln dieselben mit den Weideplätzen ihrer zahllosen Heerden. Sie beobachten die Gestirne, woran sie auch meistens ihre religiösen Vorstellungen knüpfen. Ihren Besitz vermehren sie durch Handel, oft auch durch Raubzüge. Der Besitz erzeugt Armuth und Reichthum, Ungleichheit der Stände, Vermehrung und Verfeinerung der Genüsse, und dadurch Erweiterung der Kenntnisse. Nicht selten vereinigen sich solche halbgebildete Horden unter einem hervorragenden Anführer zu Eroberungszügen. Sie unterjochen gebildete Nachbarn, verweichlichen unter der Regierung eines Zwingherrn in Genüssen und werden dann von anderen Hirtenvölkern bezwungen. Die ungeheuren Sandebenen und Salzsteppen des Binnenlandes von Asien und Afrika sind von jeher der Aufenthalt solcher Horden gewesen.

Auf der höchsten Stufe stehen die ackerbautreibenden Völker. Der Ackerbau erfordert feste Wohnsitze und gesellschaftliche Verbindung; er begründet die Gesetzgebung, er macht den Staat; er macht es möglich, daß die Arbeit eines Theils der Gesellschaft die nothwendigsten Bedürfnisse für alle hervorbringt, und daß also die hierzu entbehrlichen Kräfte auf Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft verwandt werden können; er enthält also die Bedingungen, welche eine höhere Bildung möglich machen. Der Verkehr durch Handel und Schifffahrt ist das hauptsächlichste Mittel, durch welches Völker ihren Wohlstand und ihre Kenntnisse außerordentlich vermehren und, von Erfindung zu Erfindung fortschreitend, sich und der Menschheit eine Zukunft eröffnen, welche ihr eine immer größere Verbreitung der Bildung unter dem Schutze der Gesetze verheißt. Wenn nun der Körper einer solchen Volksbildung von dem Hauche des Lebendigen Christenthums durchweht und begeistert wird, so findet man unter solchen Verhältnissen wahrhaft glückliche und beglückende Menschen.

## Arnold von Winkelried.

Von Schwarzwälder.

Da hab' ich jetzt wieder einmal in der alten Chronika gestöbert, die mir noch von meinem Großvater seliger zugefallen ist und bin da an die Geschichte der Hapsburger gekommen; besonders an die Geschichte bei Sempach,

vom Winkelried, der dort eine große That gethan hat und für's Land gestorben ist. Es ist dieses eine gar prächtige Historia und ist wohl Jedermanniglich und Jederfräulich von Interesse; besonders aber denen, die der ehrwürdigen „Selvetia“ Kinder

waren und stammverwandt sind. Ich erzähle also: Um das Jahr 1380 und dort herum, hatten die Habsburger, das sind die österreichischen Fürsten, noch alte Ansprüche auf Erblanden in der Schweiz, daß man ihnen die Landbögte verjagt hatte, konnten sie nicht vergessen und sie sann auf schwere Rache.

Im Frühling des Jahres 1386 fiel es dem Herzog Leopold ein, selbst nach Argau zu gehen; mit gar hoher Betheuerung wie er die trotzigigen Schweizer durch einen gottgefälligen Krieg hart bestrafen wolle, wegen ihres Ungehorsams und Fürstenhasses. In wenigen Wochen hatte er ein großes Heer von Rittern und Grafen, die sich ihm anschlossen, während das Heer der Schweizer ganz gering war; es waren nur die Männer von Schwyz, Uri und Unterwalden, von Glarus und Zürich, Zug und Luzern.

In Argau sammelte sich Leopolds Heer, 4000 gerüstete Kasse und die besten Herren, Ritter und Knechte im Land; so sagt Tschudi. Der Herzog gedachte schnurstracks auf Luzern loszuziehen, und unterwegs auch das „Stättli Sempach“ zu zerstören, weil es sich zu den Schweizern gestellt hatte. Um ihnen ihr Korn abzumähen und Halmfrüchte zu verderben, wie es Anno damals gebräuchlich war, hatte man etliche hundert Mäher mitgebracht.

Es war am 9. Juli Morgens, als das Heer vor Sempach erschien, und das „Bölkle“ mußte zusehen wie man ihnen ihr Korn verderbte; ein Herr von Rheinach rannte sogar vor die Stadtmauer und rief, man sollte den Mähern den Morgenmüß herausbringen, und verspottete die Bürger; der Schultze aber antwortete ihm, er hoffe die Herren von Luzern seien am Kommen mit dem Morgenbrod für sie. Die Oestreicher aber dachten, mit den Rühbauern sind wir bald fertig und rüsteten sich und sammelten sich unter ihre Banner also, daß die Sonne ihre Waffen mit silbernem Glanz, gar schrecklich aussehend machte. Die Sempacher rüsteten sich auch und warteten des Feindes; als sie ihn ansichtig wurden, fielen alle auf die Kniee im Gebet, wie es damals frommer Krieger Sitte war. Es war ein schwüler Sonntagmorgen.

Der Freiherr Hans von Hasenburg kam herangesprengt und besah das Häuflein der Eidgenossen, kehrte dann eilig um und berichtete dem Herzog, daß das Bülklein wohl klein, aber gar unverzagt sei, und daß sie vorhin auf den Knieen nicht zu Oestreich um Gnade, sondern zu Gott um Hülfe beten; der Herzog möge sich zurück begeben außer Gefahr, und sein Volk festhalten lassen. Da fiel ihm der von Ochsenstein in die Rede und nannte ihn Hasenherz, welches den von Hasenburg nicht wenig verdroß, daß er also sprach: Man soll heute noch sehen ob du oder ich werden zaghafter sein.

Der Herzog hieß nun den Adel zusammentreten in langer, festgeschlossener Reihe, lauter gepanzerte Männer; bis aus dem

vierten Glied starrten die Spieße hervor; alle waren kampflustig und muthig; da rannten die Eidgenossen, nachdem sie gebetet hatten, mitten durch's Feld mit Kriegsgeheul, aber sie rannten gegen eine Mauer von Spießen und konnten nicht durchbrechen. Zur nemlichen Zeit fornierte der gewappnete Feind sich in einen Halbmondkreis um das Häuflein zu erdrücken und für eine Weile wurde gar streng gestritten und gar viel Schweizerblut ist dort geflossen. Antonius zur Port, ein Edelknecht von Mailand, aber sesshaft zu Züri, rief: Schlaget auf die Spieße sie sind hohl! Ob sie nun mit ihren Hellebarden auch einige Spieße zerschlugen, konnten sie doch nicht durchbrechen. Der zur Port fiel und sechzig Eidgenossen lagen todt.

In diesem Augenblick der Bekümmerniß trat aus den Reihen der Schweizer ein adeliger Mann von Unterwalden, Herr Arnold Strutthan von Winkelried. Mit lauter Stimme rief er „Eidgenossen! Ich will euch eine Gasse machen, sorget für mein Weib und für meine Kinder, gedanket meines Geschlechts!“ Und damit trat er hervor, umschlang mit seinen Armen einen Theil Spieße, begrub sie in seiner Brust, und dieweil er ein gar starker Mann war, riß er sie mit sich zu Boden. Ueber den Leichnam aber drangen Winkelrieds Genossen in die Oeffnung ein, und es entstand ein grausames Fechten. Die Hitze war schrecklich, und mancher erstickte im Staub, besonders aber die schwergepanzten Oestreicher; gerne hätten sie Helm und Harnisch abgeworfen, aber die Schweizer ließen ihnen keine Zeit dazu.

Oestreichs Ordnung war getrennt; der Adelligen waren schon viele gefallen, jetzt fiel auch das Banner, Herr Ulrich von Narburg trug es, und rief im Fallen: Retta Oestreich, retta! Herzog Leopold hörte es und drang voran das Banner zu retten und wurde am selbigen Ort erschlagen; sein schwerer Harnisch erlaubte ihm nicht sich wieder aufzurichten. Ein gemeiner Mann von Schwyz fand ihn bei dieser Arbeit, dem rief der Gefallene zu: „Ich bin der Herzog von Oestreich.“ „So, dich hani gluecht,“ sagte er und erstach ihn.

Als Oestreichs Tapfere sahen was geschehen, schrien sie nach ihren Hengsten, aber die Andern waren längst auf und davon geritten. Es kamen aber der Adelligen gar viele um an jenem Tag, 4000 Erschlagene und 15 Banner eroberten die Schweizer; Herzog Leopold wurde mit 60 seiner gefallenen Rittern begraben im Kloster Königsfelden, unweit der Habsburg. Das Volk aber sagte: Gott ist zu Gericht geseßen über den trotzigigen Adel.

Das Schlachtfeld von Sempach ist jetzt nach edler Schweizerfitt mit einer Kapelle geziert, und dem treuen Winkelried ist ein Denkmal geweiht; sein Geschlecht wird nicht vergessen. So geschrieben und erzählt in den Volksliedern; auch in der alten Chronika verzeichnet von Tschudi.

## Die Bimmermanns Biene.

Bearbeitet von J. J.



Als vortreffliches Sinnbild des Fleißes und der Ordnung, ist die Biene mit Recht von jeher betrachtet worden; sowie als interessanter Gegenstand der Untersuchung für Naturforscher. Die vielseitige genaue Untersuchung und Forschung in die Ordnung und Haushaltung dieser bedeutsamen Thierchen, geben uns Folgendes darüber an die Hand:

Obenan steht die Königin als Mutter und Haupt des ganzen Staates. Sie wird von allen Mitgliedern der Gesellschaft zärtlich wie eine Mutter geliebt und hoch verehrt. Diese reichen ihr Honig dar, jene streicheln sie liebevoll mit den Füßeln oder reinigen sie von Unsauberkeiten. Wo sie sich hinbewegt — denn ihr Gang ist langsam und ernsthaft — wird ihr ehrerbietig Platz gemacht. Kommt sie etwa um, so ist Alles



muthlos und traurig, die Arbeit wird plötzlich eingestellt und von den Vorräthen gegehrt. Sind diese ausgethan, so ziehen die Verwaisten aus und kommen nie wieder zurück. Sie gerathen in die Irre, schweifen aller Orten umher, werden ein Raub ihrer Feinde und sterben vor Traurigkeit, oder suchen in andern Stöcken ein Unterkommen. Haben sie indeß Hoffnung, aus der jungen Brut noch eine Königin zu bekommen, so ar-

kommen. Drei Tage nach dem Legen erscheint eine weiße Made; sobald dieselbe ausgewachsen ist, legt sie ihren Kopf an die Oeffnung der Zelle, welche die Arbeiter nun mit einem Wachsbefel verschließen, spinnt sich zum Verpuppen in ein feines, seidenes Gewebe ein und öffnet 13 Tage darauf die Zelle als vollkommenes Insekt.

Die Arbeitsbienen besorgen alle Geschäfte im Haushalte,



beiten sie fleißig und unerbrossen fort, für die junge Regentin auf alle mögliche Weise sorgend. Ihres Stachels bedient sich die Königin nur im äußersten Nothfalle, wenn sie gedrückt oder zu sehr geneckt wird, sonst kann man sie ohne Gefahr auf der Hand herum kriechen lassen.

Ihr einziges Geschäft ist, Eier zu legen. Bei günstiger Witterung legt sie im März täglich 100 bis 200, und späterhin noch mehr Eier, so daß in einem Jahre 30—40,000 heraus-

vorunter die Verfertigung der Zellen eines der wichtigsten ist. Diese dienen theils zur Aufbewahrung des Honigs und des Futterbreis, theils zu Nestern für die junge Brut. Die Bienen selbst halten sich zwischen den Wachstücken auf. Das zum Bau der Zellen verwandte Material besteht aus Wachs, das zwischen den untern Ringen des Hinterleibs in sehr zarten Blättchen hervortritt. Der Stoff des Honigs ist der süße Saft, der Nektar, der sich in den meisten Blüthen vorfindet;



denselben sammeln sie mit dem Rüssel, schlucken ihn hinunter und bereiten ihn im Vormagen gehörig zu. Ist der Magen voll, so kehren sie in ihre Zellen zurück und bringen den Honig in dieselben, welche dann, wenn sie angefüllt sind, mit einem Wachsdeckel verschlossen werden. Nebst den Arbeitsbienen befinden sich nun bekanntlich auch Drohnen, die Faulenzer und Taugenichtse unter den Bienen. Die Drohnen erscheinen in den Bienenstöcken erst etwa 14 Tage oder drei Wochen vor dem Schwärmen und belaufen sich oft in einem Stock auf tausend Stück. Sie sind überaus trüg, weichlich und gefräßig, die nicht arbeiten sondern ruhig an den wärmsten Stellen des Stockes sitzen und nur in den Mittagsstunden bei warmem Sonnenschein für kurze Zeit ausfliegen. Gegen den August hin brechen aber endlich die Schreckenstage für sie ein. Sie werden zuerst auf den Boden des Stockes hinabgetrieben und geschleppt, so daß dieser dann dicht damit bedeckt ist und werden von da aus am folgenden Tage zu den Fluglöchern hinausgeworfen. Vergeblich suchen sie wieder einzudringen und sterben meist schon durch die Kühle der nächsten Nacht. Hierauf geht es über die Eier und Maden her, aus denen sich Drohnen entwickeln würden. Außer dieser regelmäßigen Drohnenschlacht kommt bisweilen schon früher im Jahre ein außerordentlicher Vertilgungskrieg vor, wenn es sehr an Nahrung mangelt. Auch bei ihnen gilt besonders dann der Wahlspruch: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.“

Zu einem vollkommenen Stock oder Schwarm gehören etwa 20,000 Arbeitsbienen, 800 bis 1000 Drohnen und eine Königin. Wird ihre Anzahl so groß, daß sie in einem Stocke nicht mehr Raum haben, so entsteht ein innerlicher Aufruhr, der besonders auch durch die Gegenwart der jungen Königinnen genährt wird. Sie theilen sich in verschiedene Partheien; jede wählt sich eine Königin zum Anführer und so ziehen sie endlich aus und schwärmen.

Eine besondere Art Biene ist die sogenannte Zimmermannsbiene, von welcher, nebst ihrer Baukunst der Leser oben eine Abbildung vor sich hat.

Den Namen hat sie natürlich von ihrer Kunstfertigkeit als Zimmermann. Sie bohrt Löcher in einen Pfosten, die gegenüber dem winzigen Thierchen wirklich erstaunlich groß sind. Obzwar es dabei nur langsam von statten geht, indem sie per Tag nur einen halben Zoll vorwärts kommt durch ihre bewundernswürdige Ausdauer aber doch endlich ihr Ziel erreicht. Die ganze Wohnung ist etwa 12 bis 15 Zoll lang und hat

einen Eingang und Ausgang, wie unten und oben an der Seite des Pfostens auf dem Bilde zu sehen. Ist der Tunnel gebohrt, dann wird er innen in verschiedene Zimmer abgetheilt, welche theils als Wohnstuben, theils auch als Speisekammern benutzt werden. Die Scheidewände sind nicht von Steinen, sondern von ganz feinen Spänen mit Lehm vermischt, welche die Bienen auch ohne Pferd und Wagen herbeizubringen wissen.

Ein Beobachter schreibt über das Bauwesen der Zimmermannsbiene wie folgt: „Die weibliche Biene hat eine Aufgabe, die an Schwierigkeit, derjenigen der Maurerbiene nichts nachsteht. Bei der langwierigen Arbeit des Ausbohrens der Eingangslöcher hat sie das Eigenthümliche, daß sie die Späne fortträgt und zwar bei jedem Ausflug nach einer andern Richtung, und bei der jedesmaligen Rückkehr macht sie verschiedene Umschweife, als sollte Niemand entdecken, wohin sie die Späne getragen habe.“ Dies ihr Treiben, wurde in bestimmten Fällen genau beobachtet. So auch beim Weiterbau. Derselbe Schreiber sagt weiter: „Eines Tages beobachtete ich diese Biene, wie sie an ihren Beinen mit Blumenstaub beladen zu ihrer Wohnung zurückkehrte, und von da ihr in den angrenzenden Garten folgend, bemerkte ich wie sie emsig von Blume zu Blume flog, wo nur immer ein Vorrath von Blumenstaub zu ihrem Zweck zu erwarten stand. Aber das war nicht Alles. Endlich begab sie sich nach einer Lehmgrube, sich dafelbst mit einem förmlichen Kügelchen von Lehm beladend und damit ihrer im Innern eines Pfostens verborgenen Zelle zuwendend. Mehrere Tage wechselte sie in ihrer Arbeit ab, den einen Tag Lehm und den andern Blumenstaub herbeischleppend, bis sie zuletzt ihren Bau vollendet zu haben schien, worauf sie den Eingang mit Lehm verbarrikadirte, um irgend einem unberufenen Schmarözerinselt, das ihre Brut vielleicht zerstören oder seine eigene Eier in ihr mit Mühe gebautes Nest legen könnte, den Weg zu verammeln.“

Nach einiger Zeit schnitt ich in den Pfosten, (Siehe Abbildung) wodurch das ganze Bauwesen der Biene offen vor meinen Blicken lag. Es bestand aus fünf Zellen, beinahe vieredig, das nackte Holz bildete die Wände. Eine jede Abtheilung war von der andern durch eine Zwischenwand, aus Lehm, etwa von der Dicke einer Karte getrennt, das dem Ganzen das Ansehen eines Schranzes mit verschiedenen Fächern verlieh. Das Holz war auffallend glatt ausgearbeitet. Die Zellen waren anzusehen wie Bienenkörbe.“

## Curiositäten aus der Natur und Geschichte.

Gesammelt von W. H.

### 6. In der Nordpolargegend.

#### a) Die Polarlandschaft im Sommer.

Übernbreitet sich über Alles der warme Duft einer farbigen Atmosphäre. Der Himmel der Baffinsbay, obwohl er nur 800 Meilen vom Nordpol liegt, ist von so warmem Ton wie der Himmel in der Bucht von Neapel nach einem Juniregen. Welcher Künstler will diese geheimnißvolle Vereinigung von warmer Atmosphäre und kalter Landschaft wiedergeben?

Das beständige Tageslicht hat wochenlang mit unverändertem Glanze fortgebauert, um Mitternacht ist die Beleuchtung wie bei uns vor Sonnenuntergang; Dämmerung ist nicht

vorhanden. Anfangs macht die Neuheit den langen unveränderten Tag angenehm, und man wundert sich, die Mitternachtspolarsonne im Osten niedersehen zu sehen, immer Tageslicht um sich zu haben, man mag essen oder schlafen, faulenzeln oder arbeiten. Man kann um Mitternacht zu Mittag essen, zur Frühstückszeit zu Abend speisen, und Mittags zu Bett gehen, ohne Verstoß wider die Tageszeit, und wenn man auf die Uhr blickt, so kann die neunte, ebenso die Morgen- wie die Abendstunde sein.

„Ich fühlte,“ schreibt Kane, „anfangs ein ausschweifendes Gefühl unbestimmter Erleichterung, als ob irgend ein Zwang entfernt wäre. Es war mir, als hätte ich das Joch der Stunden abgeworfen. Recht klar konnte ich es mir eigentlich nicht



machen. Die Astrallampen, welche staubbedeckt auf unserem Kleiderkasten standen, erschienen mir wie veraltet und ganz phantastisch. Allmählig aber stellten sich andere Empfindungen ein. Das beständige grelle und unwandelbare Licht störte mich; ich fühlte allmählig die Wirkung eines unbekannten Reizmittels, das immer gegenwärtig war. Der Schlaf wurde kurz und unregelmäßig; die Speisestunden traten sich einander auf die Hacken, und ohne sehr strenge Vorschriften, die ich mir selbst auferlegt, wäre ich ganz aus meiner Gewohnheit gekommen. Zuletzt entstand eine brennende Sehnsucht nach der Alles mildernden für Geist und Körper Ruhe bringenden Nacht.

#### b) Die Winterkälte.

„Zwar war unser Sommer und Herbst eigentlich kein Sommer und Herbst gewesen, aber als wir von der Winternacht eingehüllt wurden, blickten wir darauf zurück wie auf eine Zeit sommerlicher Bönne. Wir konnten doch, trotzdem daß es zuweilen schneite und stets kalt genug war, lustig über Gletscher klettern, und auf dem Eise Bären schießen, ohne Gefahr zu laufen, daß ein messingener Knopf oder Labestock, wenn man ihn mit bloßen Händen anfaßt, Blasen an den Fingern zog.

„Die Kälte kam allmählig über uns. Das erste, was mir auffiel, war das Einfrieren unserer Wasserkücher, die Eiszapfeneinfassungen der Spundlöcher und die Unmöglichkeit, den Trinkbecher nur fünf Minuten lang hinzusetzen, ohne daß sein Inhalt sich in festes Eis verwandelt hätte.

„Alle unsere Eßsachen wurden lächerlich fest, jede in ihrer Art, und es bedurfte keiner geringen Erfahrung, um mit den Eigenthümlichkeiten ihrer neuen Beschaffenheit vertraut zu werden. So wurden getrocknete Aepfel zu einer festen Masse von zusammengebackenen eckigen Stücken, ein Konglomerat von Chalcobonscheiben. Ebenso getrocknete Pflirsche. Diese vom Faß los zu machen, oder das Faß von ihnen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Nach vielen Versuchen fanden wir, daß die kürzeste und beste Art die sei, das Faß sammt den darin enthaltenen Pflirschen mit einer schweren Art zu zerhauen, die Stücke dann in die Kajüte zu nehmen und dort aufzuthauen. Sauertraut glich dem Glimmer oder vielmehr Talkstiefer. Ein Brecheisen mit scharfer Schneide löste die Blättchen nur unvollkommen los, und doch war es das beste Werkzeug, das man zum Zerstückeln anwenden konnte.

„Zucker stellte sich als eine gar drollige Masse dar. Man mußte ihn mit der Säge von seiner Verpackung lösen und zerstückeln. Butter und Speck, die sich weniger veränderten, verlangten bloß einen schweren, kalten Meißel. Schweine- und Rindfleisch zeigten sich als seltene Proben florentinischer Mosaik. Eine Masse Lampenöl stand, nachdem die Faßdauben losgeschlagen waren, wie eine Walze von gelbem Sandstein da zum Glattrollen eines sandbestreuten Weges.

„Wir wollten aber auch, angethan mit unserer arttischen Tracht, einen Spaziergang machen. Das Thermometer steht, wir wollen annehmen 25 Grad unter Null (F.), aber nicht niedriger, und der Wind weht frisch, aber nicht heftig. Mache den Mund für die ersten paar Minuten zu, und athme die Luft argwöhnisch durch Nase und Schnurrbart ein. Du wirst alsbald eine trockene, scharfe, aber wohlthuende und angenehme Atmosphäre athmen. Bart, Augenvimpern und der weiße Flaum an den Ohren überziehen sich mit einer zarten, weißen und ununterbrochenen Decke von ehrwürdigen Reif. Schnurrbart und Unterlippe dienen Reihen von Eiszapfen zum Sims. Strecke die Zunge heraus und sie friert sofort an diese Eiskruste fest; es gehört ein rascher Ruck und einige Bei-

hülfe der Hand dazu, sie wieder los zu machen. Je weniger du sprichst, desto besser. Das Rinn spielt einem gar zu gern den Streich, durch Vermittlung des Barts an die obere Rinnlade anzufrieren; selbst die Augen sind mir oft so zugeklebt gewesen; ich will damit sagen, daß Augenzwintern eine gefährliche Sache ist. Während man weiter geht, fühlt man allmählig, daß die metallenen Theile der Hinte mit einer Empfindung wie von heißem Wasser durch zwei dicke wollene Handschuhe hindurchbringen.

„Aber alles das fühlt man nur, wenn man dem Wind den Rücken zugekehrt hat; und wer sich gehörig an das Polar Klima gewöhnt hat, bei dem folgt wohl ein reichlicher Schweiß auf ein wohlthuendes Gefühl der Wärme. Jetzt drehe dich aber einmal um, dem Winde entgegen; welch' eine verwünschte Veränderung! Wie die Atmosphären weggeweht werden, wie durchdringend die Kälte am Rücken herunter kriecht und in die Taschen herein! Hu! Ein Taschmesser, das unangenehm warm in der Hosentasche steck, ist nun auf einmal kalt wie Eis und heiß wie Feuer! Rasch zurück zum Schiff! Einmal überfiel mich ein stärker werdender Wind drei Meilen von unserem Winterpaule, und ich verzweifelte fast, die Brigg wieder zu sehen. Morton, der mich begleitete, erfror die Backen, und ich fühlte jenes einschläfernde Erstarren, das den Erfrierenden zur Ruhe einladet.

„Nur die dichteste Kleidung schützt vor dem Erfrieren. Zwei und dreifache Wolle zu Unterkleidern, darüber die Pelzoberkleider wiederum mehrfach; ein paar baumwollene Socken unter gerippten wollenen Strümpfen, die bis zur Hälfte des Schenkels hinaufgehen; darüber wasserdicke Eskimostiefel mit einem Socken von Hundesell, mit der Haarseite inwendig — das ist die Fußbekleidung. Ein jadenartiger kurzer Rock von Seehundsfell mit Renntierpelz gefüttert, ist mit einer Kapuze versehen, die man niederschlagen kann. Bei scharfem kaltem Winde muß eine Maske von Wolfesell u. dgl. vor das Gesicht genommen werden.“

#### c) Der rettende Seehund.

Das feste Eis, auf welchem wir bisher gefahren waren, gewährte wenigstens im Fall der Noth eine Ruhestätte und Zuflucht, und gab doch zuweilen Gelegenheit, die Lebensmittelvorräthe mit der Hinte zu ergänzen. Aber das Schrot ging auf die Neige, das Vortwärtsrücken allzu langsam, und Dr. Kane beschloß, das offene Meer zu versuchen.

Die beiden ersten Tage mißlang dieser Versuch völlig; ein dichter Nebel umgab die Reisenden und der Südwestwind trieb das Padeis auf die Boote, so daß sie wieder auf die Schollen flüchten mußten. Nun wurden sie wider Willen nach Norden fortgeführt und verloren ungefähr 20 Meilen. Die Mannschaft ward über die Maßen angestrengt und ihr Befinden mit jedem Tage schlechter. Die Engbrüstigkeit stellte sich wieder ein, und Allen schwellen die Füße so, daß sie die Stiefel von Segeltuch aufschneiden mußten. Die Lebensmittel gingen auf die Neige, die Boote trieben in der offenen Bucht inmitten der großen-Eisströmung nach dem atlantischen Ocean und waren so zerbrechlich, daß sie nur durch fortwährendes Ausschöpfen vor dem Untersinken bewahrt werden konnten.

„In dieser Krisis unseres Schicksals,“ heißt es in Kane's Tagebüchern, „sahen wir eine große Robbe auf einer kleinen Eisscholle schwimmen, dem Anschein nach schlafend. Es war ein Männchen und so groß, daß ich es Anfangs für ein Walroß hielt. Der „Hoffnung“ ward signalisirt, uns zu folgen, und vor Spannung zitternd, machten wir uns fertig, das Thier zu

beschleichen. Petersen stand mit der langen englischen Büchse im Bug und die Ruder wurden, um ihren Schlag zu dämpfen, mit Strümpfen umwickelt. Als wir uns dem Thiere näherten, wurde unsere Aufregung so groß, daß die Ruderer keinen Takt halten konnten. Ich hatte für solche Fälle eine Anzahl Signale verabredet, die es überflüssig machten, zu sprechen; und als wir ungefähr noch 300 Schritt entfernt waren, wurden die Ruder hereingenommen und das Boot nur noch mit einem Ruder im Hintertheil fortbewegt.

Der Seehund schlief nicht, denn er hob den Kopf, als wir uns fast auf Büchsenchußweite genähert hatten; noch heute sehe ich den harten, angstvollen, fast verzweifeln den Ausdruck der abgekehrten Gesichter der Männer, als sie das Thier sich bewegen sahen; von seinem Fange hing ihr Leben ab.

Ich hielt die Hand tief, zum Zeichen für Petersen, daß er schießen solle. Mac Gary legte sich auf sein Ruder und das Boot, welches langsam und geräuschlos dahintrieb; es schien mir in sicherer Schußweite zu sein. Ein Blick auf Petersen zeigte mir, daß der arme Bursche vergeblich versuchte, für seine Flinte auf dem Rande des Bootes einen Stützpunkt zu finden.

Die Robbe hob sich auf ihren Vorderflossen in die Höhe, sah uns mit erschrockener Neugier an und machte Anstalt zu einem Sprunge ins Wasser. In demselben Augenblicke knallte ein Büchsenchuß, das Thier stürzte, so lang es war, auf das Eis und sank unmittelbar am Rande des Wassers leblos zusammen.

Ich wollte noch einmal schießen lassen, aber die Leute waren nicht zu halten. Mit einem wilden Geschrei trieben sie beide Boote auf die Schollen. Eine Menge Hände packten die Robbe und zogen sie aufs Eis. Die Leute waren wie halbverrückt; jetzt erst sah ich, wie sie durch den Hunger von Kräften gekommen waren. Weinend und lachend und mit den Messern in der Luft herumfahrend liefen sie auf der Scholle umher. Ehe fünf Minuten vergangen waren hatten Alle ihre blutigen Finger im Munde oder zerkaute lange Streifen von rohem Speck.

Kein Loth von dieser Robbe ging verloren, und des Abends wurden auf der großen Scholle, auf die wir Glücklichen, die Gefahr des Treibens nicht achtend, unsere Boote gezogen hatten, zwei ganze Planken des „rothen Eric“ geopfert, und ein großes Kochfeuer ward angezündet, um ein seltenes Mahl zu bereiten.“

## Die Thürme des Schweigens.



Ueber die aus Veranlassung der indischen Reise des Prinzen von Wales mehrfach erwähnte Ruhestätte der Parsen zu Bombay, die Thürme des Schweigens, gibt Herr Monier Williams, Professor der Sanskritsprache zu Kallutta, dem seine Bekanntschaft mit einflußreichen Parsen Zutritt zu der gewählten Stätte verschaffte, eine ausführliche Schilderung, der das Folgende entnommen ist:

Die Parsen sind Nachkommen der alten Perser, die vor den mohammedanischen Eroberern aus der Heimath flohen und sich zuerst vor etwa 1100 Jahren, in Surat niederließen. Nach der letzten indischen Volkszählung leben ihrer kaum 70,000 in dem großen Reiche, theilweise über das ganze Land zerstreut; die meisten jedoch wohnen in der Präsidentschaft Bombay und in Guzerat, nicht viel weniger als 50,000 in der Hauptstadt Bombay selbst. Durch Bildung und Unternehmungsgeist stehen sie unter allen Bewohnern Indiens den Europäern am nächsten; fast jeder erwachsene Parse in Bombay spricht flüssig englisch, und in all ihren Schulen wird die Sprache des herrschenden europäischen Volkes gelehrt. Ihre Religion wird, trotz ihres philosophischen Dualismus und der Anbetung des Feuers und der Elemente, der sichtbaren Darstellung der Gottheit, als wesentlich monotheistisch oder vielmehr pantheistisch bezeichnet und hat sich in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten, wie Zoroaster sie gelehrt hat und wie sie im Zebd-Avesta niedergelegt ist. Mit ihren Todten verfahren sie in ganz einziger Weise und kein anderes Volk hat ähnliche Bräuche aufzuweisen.

Auf dem Gipfel des Malabarhügels, einer reizenden Anhöhe an der Bay von Bombay, wo die Europäer und wohlhabenden Eingebornen ihre Wohnungen haben, stehen, inmitten eines wundervollen Gartens, die Dastas oder Thürme des Schweigens, die Todtenstätte der Parsen. Der geweihte Bezirk ist für alle Nicht-Parsen streng abgesperrt, und nur selten gelingt es einem Europäer, Erlaubniß zu dessen Besuch zu erhalten. Blütenreiches Strauchwerk, Cyressen und Palmen, die volle Schönheit des tropischen Pflanzenwuchses vereint mit der sorgfältigsten Pflege machen den Ort zum Ideal einer

stillen, geheiligten Ruhestätte. Ueber die Thürme des Schweigens ragen die drei Sagris oder Gebetshäuser empor, in deren größtem das heilige Feuer brennt, das einmal angezündet und geweiht, nicht mehr verlöscht, sondern Tag und Nacht mit Weihrauch und wohlriechendem Sandelholz genährt wird. Auf der Terrasse des Gebetshauses genießt der Beschauer die Aussicht über das halb zwischen Kokospalmen versteckte Bombay, dem wimmelreichen Hafen, die im Sonnenlichte glänzende Bay, ein Anblick, wie er auf dem ganzen Erdenrunde nicht wohl herrlicher gefunden werden kann.

Die Thürme des Schweigens, fünf an der Zahl, verdienen kaum Thürme genannt zu werden. Sie sind bloße runde Massen von Mauerwerk, stark genug, um Jahrhunderte zu überdauern, aus hartem schwarzem Granit aufgeführt und mit einer glänzend weißen Steinart rings überzogen. Der größte unter den fünf Thürmen ist 25 Fuß hoch und mißt im Durchmesser etwa 40 Fuß. Der älteste wurde vor 200 Jahren gebaut, als sich die ersten Parsen in Bombay niederließen. Bis ungefähr zu Hälfte ihrer Höhe sind die Thürme massiv aufgebaut, bilden also einen 12 bis 14 Fuß hohen Cylinder, der etwa 40 Fuß Durchmesser hat. In der Mitte des Cylinders ist eine etwa sechs Fuß weite Oeffnung; diese führt zu einer kellerartigen Höhlung unter dem Mauerwerk, und von hier verlaufen in rechten Winkeln vier Abzugsgräben aus, deren Mündungen mit Holzkohle ausgefüllt sind. Auf der Oberfläche des massiven Unterbaues aber, ringsum die schachtartige Oeffnung sind in drei Reihen 72 Mulden mit Ablaufrinnen gegen die Oeffnung angebracht. In diese Mulden werden die Leichen der Parsen gelegt; außer den Leichenträgern betritt Niemand den schauerlichen Raum, Niemand darf den Thürmen selbst sich nähern. Ueber dem Unterbau erhebt sich rings eine Umfassungsmauer. Auf dieser sitzt, unbeweglich wie aus Stein gehauen, ein Kranz von gierigen Geiern, die Köpfe nach innen gegen die Mulden gerichtet.

Da naht sich ein Leichenzug. Die Leidtragenden bleiben unter den Trägern zurück, und auf 80 Fuß von einem der Thürme angekommen, machen sie Halt und verlassen die ge-



liebte Leiche, um im Gebetshause ihre Todtenandacht zu verrichten. Die Träger aber legen den Todten, je nach Alter und Geschlecht, in einer der drei Reihen nieder und ziehen sich schleunig mit leerer Bahre und dem Leichentuch zurück. Inzwischen hat die unbewegliche Ruhe der Geier einer wüthenden Aufregung Platz gemacht. Von allen Seiten, von den nächsten Bäumen, von den anderen Thürmen kommen sie herbeigeflogen, und kaum haben sich die Träger aus dem Thurm entfernt, noch ist der Eingang nicht wieder verschlossen, und schon stürzt sich ein Schwarm der gefräßigen Vögel hinab auf die menschliche Leiche. Es verfließt nur kurze Zeit, ehe sie gesättigt auf ihre alten Sitze und zu ihrer früheren apathischen Ruhe zurückkehren. Von dem Todten ist nur das Skelett übrig geblieben. Ein paar Wochen später wird dasselbe in die Oeffnung geworfen, die inmitten der Todtenmulden angebracht ist. Hier finden die Gebeine der Parfen ihre letzte Ruhestätte und hier vermischt sich der Staub von Generationen. Ein solches Begräbnißsystem muß dem Europäer Abscheu einflößen. Der Gedanke allein an die mit Menschenfleisch gefütterten Geier erregt Ekel und Grauen. Aber würde dem Parfen die europäische Weise, die Todten zu behandeln, weniger widerlich erscheinen? Lassen wir den vornehmen Parfen selber sprechen, der den Professor Monier Williams bei seinem Besuche des Daktas begleitete: „Unser Prophet Zoroaster, der vor 600 Jahren lebte, lehrte uns die Elemente als Symbole der Gottheit betrachten. Erde, Feuer, Wasser, sagte er, sollte nie, unter keinen Umständen, durch die

Berührung mit faulendem Fleisch geschändet werden. Nackt kamen wir in die Welt und nackt müssen wir sie verlassen. Aber die zerfallenden Theile unserer Leiber sollten so schnell als möglich zerstreut werden und in einer solchen Weise, daß weder Mutter, Erde, noch die Wesen, welche sie trägt, im geringsten dadurch besleckt würden. In der That, unser Prophet war der größte Gesundheitsbeamte, und seinen Vorschriften folgend, bauen wir unsere Thürme auf den Höhen der Hügel, über allen menschlichen Wohnungen. Wir sparen keine Ausgabe, um sie aus dem härtesten Material herzustellen, und wir legen die verwesenden Leichname in offene Steingefäße, die auf einer 14 Fuß dicken Unterlage von festem Granit ruhen, nicht gerade damit sie von Geiern gefressen, sondern damit sie so schnell als möglich vernichtet werden und ohne Befleckung der Erde oder eines darauf lebenden Wesens. Gott sendet die Geier, und diese Vögel verrichten ihr Werk viel schneller als Millionen von Würmern thun würden, wenn wir unsere Todten der Erde übergäben. Mit Rücksicht auf die Gesundheit der Lebenden kann nichts Besseres erdacht werden als unser System. Sogar das Wasser, welches unsere Skelette auswäscht, wird in Abzugsgräben durch reinigende Kohlen geleitet. Hier in diesen fünf Thürmen ruhen die Gebeine aller Parfen, die seit 200 Jahren in Bombay gelebt haben. Wir sind vereint im Leben und vereint im Tode. Sogar die Höchsten von uns freuen sich bei dem Gedanken, daß sie nach ihrem Tode mit den Ärmsten und Niedrigsten aus der Pfarrgemeinde vollkommen gleich gestellt werden.“

## Sonntagschule.

### Ueber die Vorbereitung des Sonntagschullehrers.

Von W. F. Schneider.

So wenig ein Prediger unvorbereitet auf die Kanzel gehen sollte, um zu predigen, so wenig sollte ein S. Schul-Lehrer vor seine Klasse treten ohne sich vorbereitet zu haben auf die vorliegende Aufgabe. Wer sich auf Eingebung oder auf Zufall, oder auf seinen eigenen Witz verläßt, der begibt eine Thorheit, deren Früchte sich bald zeigen werden in dem unregelmäßigen Beiwohnen und der Zerstretheit seiner Schüler.

Ein S. Schullehrer sollte sich vorbereiten:

1. Um seineethen willen. Was wir Anderen geschmackvoll vorzutragen wünschen, das muß uns selbst schmecken. In was wir Andere interessiren wollen, das muß uns zuerst interessiren. Ein tiefes Nachdenken, ein fleißiges Studium, ein brüderlicher Gedankenaustausch wird das Interesse in einem Gegenstand in uns sehr heben. Unser Herz wird dadurch so überfüllt von guten Dingen, daß es sprudelt wie eine Quelle.

2. Ein Lehrer soll sich vorbereiten, um seiner Klasse willen. Vor der Klasse zu sitzen, ohne eine Frage zu machen, oder ohne eine Erklärung zu geben, ist mit dem Lehramte ein Spott getrieben, und die Fragen mechanisch aus dem Lektionsblatt vorgelesen, ist ein Faulheitsbekenntniß abgelegt. Noch schlimmer aber ist es da, wo Lehrer, um die Zeit zu tödten, ihre Klassen unterhalten über allerlei thörichte Dinge, wodurch mehr Böses als Gutes gewirkt wird. Es ist

jedenfalls traurig, wenn ein S. Schul-Lehrer seine Klasse nicht einmal eine halbe Stunde über die Lektion unterhalten kann.

Die mangelhafte Schulbildung der hiesigen deutschen Jugend, und die überaus unvollkommene religiöse Ausbildung macht eine gründliche Vorbereitung seitens eines Lehrers für den Unterricht um so nöthiger.

Zur Vorbereitung gehören besonders folgende Punkte:

1. Das Gebet. Kein S. Schul-Lehrer kann erwarten, den vollen Segen einer Lektion zu empfangen, noch ihn Anderen mitzutheilen, ohne ernstliches Gebet. Er mag eine mangelhafte Bildung haben, seine Gaben mögen nicht glänzend sein, allein die Kistkammer des Gebets steht ihm stets offen, wo er sich immer ausrüsten kann nach Verhältniß der Umstände. Man vergesse das gläubige Gebet nicht.

2. Lesen. Ein S. Schul-Lehrer muß lesen. Nicht Novellen und sonstiger moralischer Unrath, sondern gute Bücher, besonders die Bibel. Er soll sich informiren nicht nur über die Lektion des künftigen Sonntags, sondern über Gegenstände des allgemeinen Wissens, damit er sich stets der Achtung seiner Schüler erfreuen kann. Er sollte nicht vor seiner Klasse stehen als unwissender Mensch, der nicht einmal die gewöhnlichsten Zweige des Wissens versteht. Nebst der Bibel lese man Bibelauslegungen, Bücher über das Leben Jesu, über die Länder der Bibel, über das Leben der Apostel u. Nebst diesem ver-

gehe man das Evangelische Magazin und sonstige Hülfquellen nicht.

3. **Studium.** Unter Studium versteht man Denken — ernstliches, gründliches, tiefes, anhaltendes Denken. Ziehlen uns Gedanken, so laßt uns denken. Laß den vorliegenden Gegenstand zergliedert werden. Laß die verschiedenen Theile an und für sich betrachtet werden und endlich werden wir Gedanken die Fülle haben. Mit dem Studium geht es oft wie mit einem Knäuel Garn, wenn das Ende verloren gegangen ist; wir suchen und suchen bis wir das Ende haben und haben wir dieses einmal, dann Wickelt sich der ganze Knäuel ab ohne Mühe. Ernstliches Studium ist wohl eine schwierige aber auch eine überaus süße Arbeit. Ein S. Schul-Lehrer, der sich der Mühe des Studiums nicht unterziehen will, wird es in seinem Fach nicht weit bringen.

4. **Lehrerversammlungen.** Von unberechenbarem Segen sind Lehrerversammlungen, wenn sie richtig gehalten werden. Ein kindlicher Gedankenaustausch, wie er bei diesen Gelegenheiten stattfindet oder doch stattfinden sollte, muß zur Erbauung eines Jeden beitragen. Wer im Dunkeln ist kann fragen und wer Licht hat kann antworten. Folgende Punkte werden gewöhnlich erreicht bei einer gut geleiteten Lehrerversammlung: **Erstens** werden Alle belehrt. Schon manches Mal war mir eine Lektion gänglich verschlossen, bis sie mir in der Lehrerversammlung geöffnet wurde. **Zweitens** haben wir Gelegenheit Andere zu belehren. Der Allereinfältigste hat oft einen köstlichen Gedanken — einen Gedanken der uns ein ganz neues, vielleicht ein großes Feld in den Gesichtskreis bringt. Auf diese Weise sind wir zweifach nützlich, zunächst

den Lehrern und dann unseren Schülern. **Drittens** wird eine Einheit in dem Verständniß sowie in der Auslegung der Lektion erzielt. Es ist unangenehm und muß einen üblen Eindruck auf die Schüler machen, wenn z. B. der Lehrer eine ganz andere Auslegung von einer Sache macht wie der Superintendent. Es ist eine Hauptsache, daß Einheit in der Lektionserklärung statt finde. **Viertens** ist die Lehrerversammlung eine Schutzmauer gegen Irrthümer. Ein angehender Lehrer kann leicht unrichtige Ansichten hegen. Bei der jetzigen losen Auffassung vieler Lehrpunkte, ist dieses sehr leicht möglich. Bei der Lehrerversammlung hat man Gelegenheit, die Irrrenden zurecht zu bringen und Andere in dem Pfad der Rechtgläubigkeit zu halten. **Fünftens** gibt die Lehrerversammlung dem Superintendenten eine Gelegenheit, das Kaliber seiner Lehrer zu prüfen. Ihre Gaben, ihr Geist, ihr Ernst, ja ihr ganzes Wesen insoweit es sich auf ihr Amt als Lehrer beziehen kann, liegt offen vor ihm. Dieses ist für ihn in der Leitung der Schule ein großer Vortheil.

5. **Predigen.** Nach meiner Ansicht wäre es gut, wenn in jeder Gemeinde an jedem Sonntag eine Predigt gehalten werden könnte über die nächste Lektion, oder wenn anstatt der Predigt eine Art Lehrerversammlung gehalten werden könnte. Jedenfalls würde dieses zur Vorbereitung der S. S.-Lehrer viel beitragen. Alle diese und noch andere Mittel soll der S. Schul-Lehrer fleißig benützen, um sich vorzubereiten für den Unterricht in seiner Klasse. Damit er dieses mit Ernst thue, muß er die Wichtigkeit seines Amtes, den großen Einfluß den er ausübt und die Folgen seines Wirkens recht erkennen. Gott gebe einem Jeden diese Erkenntniß. Amen.

## Fragen und Antworten.

Von C. A. Thomas.

Nachstehende Fragen und Antworten sind vorgekommen an der Distrikt Sonntagschul-Convention in Alsfeldt, Bruce Co., Ont. Ich sende sie ein in der Hoffnung, daß sie auch für Andere möchten von Nutzen sein.

**Frage 1.** Kann eine Person, welche eine Klasse in der S. Schule zu bedienen hatte, noch ferner als Lehrer dienen, nachdem sie von der Gemeinschaft ausgeschlossen ist?

**Antwort.** 1) Ich meine, ein S. Schullehrer, der seine Pflicht thut und Gottes Gnade im Herzen hat, kann sich leicht so betragen, daß er nie von der Gemeinschaft ausgeschlossen wird. Würde man mich aus der Gemeinschaft ausschließen, so würde ich mich auch aus der S. Schule ausgeschlossen betrachten; denn die Gemeinschaft ist nicht in der S. Schule, sondern die S. Schule ist in der Gemeinschaft. 2) Es werden in unserer Gemeinschaft in den jetzigen Tagen nur selten oder gar keine Glieder ausgeschlossen, ohne moralische Vergehen. Diese seien es auch nur Streitigkeiten, machen Jemand un-tüchtig ein S. Schullehrer zu sein. 3) Ist ein Ausgeschlossener willig zum Amt eines Lehrers in der S. Schule, so sollte er auch willig sein „leste Sachen“ recht zu machen; thut er das, so kann er lehren.

**Frage 2.** Was soll der Superintendent mit einem Lehrer thun, der für das ganze Jahr gewählt wird und die Schule nur 4—5 Mal besucht?

**Antwort.** Er soll ihn erst ernstlich in Liebe vermahnen, und falls er sich nicht bessert, so soll er seine Stelle, so bald als möglich, durch einen Lehrer ersetzen, der in einem Jahre, nicht 4—5 Mal, sondern fünfzig Mal zur S. Schule, und we-

nigstens ein Mal an eine S. Schul-Convention kommt. In einem Bienenkorb gibt es „Drohnen,“ diese entfernen die fleißigen natur- und instinktmäßig aus ihrer Mitte. So soll es auch in einer guten S. Schule sein.

**Frage 3.** Wäre es von Nutzen, wenn der Sonntagschul-Superintendent eine Uhr tragen würde, damit er immer pünktlich von Hause ginge und pünktlich in der Schule sich einfände?

**Antwort.** Versteht sich, namentlich wenn er vermögend ist eine zu kaufen und bar zu bezahlen. Die Uhr sollte aber eine Taschenuhr sein, da das Tragen einer Stubenuhr zu mühsam wäre. Auch sollte die Uhr gut sein und nie zu spät gehen.

**Frage 4.** Ist es recht von einem S. Schul-Lehrer, wenn er die Kinder abhält vom Auswendiglernen, z. B. ein Kind lernt zehn Verse, der Lehrer will aber nur sechs abhören und sagt, sie sollen nicht mehr lernen?

**Antwort.** 1) Das Auswendiglernen des Wortes Gottes ist in der S. Schule eine eben so gute als alte Sitte und es sollte durchaus kein Kind davon abgehalten werden. 2) Ist es gut, sechs Verse zu lernen, so muß es noch besser sein zehn zu lernen, und es sollte daher keine feste Regel geltend gemacht werden. 3) Beim Auswendiglernen kommt es viel auf natürliche Fähigkeiten an. Manches Kind kann eher zehn als ein anderes sechs Verse seinem Gedächtniß einprägen; das sollte ein Lehrer doch wissen. 4) Beim Auswendiglernen kommt es auch nicht auf das Viele (Quantität), sondern auf das Gute (Qualität) an. Kann ein Kind viel und das Viele gut lernen, ei so lasse man es.—Ich lobe mir das Gute, dessen viel ist.



**Frage 5.** Ist es recht, den Kindern für ihr Auswendiglernen in der S. Schule Belohnung zu ertheilen?

**Antwort.** 1) Kinder, wie alte Leute, lieben für guten Dienst eher belohnt als bestraft zu werden. Manche Kinder lernen kaum ohne eine kleine Ermunterung. Ist das Mittel zur Erreichung eines guten Zweckes gut, so kann es keine üble Folgen haben. 2) Die Belohnung soll in etwas Gutem und Nützlichem bestehen, sage ein Buch, ein biblisches Bild und dergleichen. Ich sehe kein Unrecht darin, einem guten Kinde, in einer guten S. Schule, ein gutes Geschenk zu machen. Gott lohnt ja auch. Zudem wird es mit den Belohnungen in den S. Schulen nicht geschwind übertrieben, da es uns oft an Geld fehlt. Und an manchen Orten ist ja sogar der „Schen“ gestorben und der „Geiz“ lebt noch.

**Frage 6.** Da die Jugend, daher auch oft „Sonntagskinder“, auf Hochzeiten geladen werden, ist es deshalb an- oder abzurathen, daß Bier als Getränk bei solchen Gelegenheiten dargereicht wird?

**Antwort.** Eine Hochzeit ist eine wichtige Zeit, und ich denke, man kann junge Leute nicht immer davon abhalten, namentlich wenn sie selbst eine solche haben; allein wenn Bier, dieser zuerst in Jäulniß übergegangene und dann gebraute Gerstensaft, der gern ein aufgebunzenes Gesicht u. dgl. mehr erzeugt, verabreicht wird, so sollte man entschieden seine Kinder (junge Leute) davon abhalten; noch biblischer wäre es bei Hochzeiten (ungegorenen) Wein zu trinken. Werden indessen junge Leute dort durstig, so würde ich ihnen anrathen, dem guten, frischen, klaren Brunnenvasser, oder zu deutsch auch „Gänsewein“ recht herzhast zuzusprechen.

**Frage 7.** Was thut man mit einem S. Schul-Lehrer, der öfters einen Rausch bekommt, oder sich betrinkt?

**Antwort.** 1) Den legt man am besten in ein Bett, daß er seinen „Rausch“, den er sich angetrunken hat, gut ausschläft. 2) Läßt man das ja seine Klasse nicht wissen, sonst werden die Kinder ihn den nächsten Sonntag gewiß in ihrem Herzen spotten. 3) Ersetzt man seine Stelle mit einem Lehrer, der einen guten Charakter hat und das Rauschen der Tritte Gottes in seinem Herzen oft verspürt und der auch „trinkt“,

aber nichts als gutes, frisches, kaltes Brunnenvasser, oder Thee und Kaffee. 4) Zeigt man diesen Lehrer beim Prediger der Gemeinde an, der ihn ermahne, und falls keine schnelle Besserung erfolgt, ausschließe.

**Frage 8.** Wie kann ein Beamter der S. Schule, welcher die Lehrerversammlung nur selten besucht, bewogen werden, dieselbe regelmäßig zu besuchen?

**Antwort.** 1) Man stelle ihm die Nothwendigkeit und den herrlichen Nutzen solcher Zusammenkünfte recht in das Licht. Nur auf Grund solcher Erkenntniß und Einsicht kann er dieselben zu besuchen bewogen werden. 2) Auch stelle man ihm die Verantwortlichkeit vor, die er sich als S. Schulbeamter der lieben Jugend gegenüber aufladet durch ein solches schlechtes Vorbild. 3) Man bestrebe sich die Lehrerversammlung recht anziehend zu machen. 4) Ein S. Schulbeamter, der die Lehrerversammlungen, da wo sie bestehen, nicht regelrecht besucht, lebt wenigstens zehn Jahre hinter seiner Zeit und seinen Vorrechten, und sollte nicht lange Beamter einer S. Schule sein.

**Frage 9.** Was ist die beste Methode, um S. Schullehrer zu bewegen, richtig nach der Schrift zu lesen?

**Antwort.** 1) Kann ein S. Schullehrer nicht nach der Schrift (grammatisch) lesen, so kann er kaum Lehrer sein. 2) Man muß eine solche Person von diesem Uebelstand überzeugen, und dann weiß ich keinen andern Weg als, sie muß das Lesen lernen. 3) Einige Unvollkommenheiten, die sich bei uns Deutschen (Schwaben, Baiern, Hessen etc.) auf ländliche Sitten beziehen, muß man übersehen; denn wir halten keine S. Schule lediglich um die Kinder lesen zu lernen, sondern sie zu Jesu zu führen.

**Frage 10.** Was sollen wir den Kindern antworten, wenn sie uns fragen, bezüglich des „süßen Weines“, mit dessen Genuß die Jünger dort (Apsig. 2) beschuldigt werden?

**Antwort.** 1) Daß jene Beschuldigung gegen die Jünger nicht wahr ist, noch je war. 2) Dieser „süße Wein“ war, was Jesus an einem anderen Orte „neuen Wein“ nennt. 3) Wenn wir Alles beantworten wollen, was uns Kinder fragen (oder Solche, die sich hinter Kinder verdecken), so kämen wir an sein Ende.

## Jüdisches Volksleben zur Zeit Jesu.

Von D. P. d.

### VI. Religiöses Leben.

**W**ie bereits bemerkt, wurde der Knabe mit seinem dreizehnten Jahre ein Glied der Gemeinde und wurde von da an für sein religiöses Leben verantwortlich gemacht. Auf die Einzelheiten der ihm nun auferlegten Pflichten können wir hier nicht eingehen. Wir wollen hier nur die Hauptpflichten in Erwägung ziehen, die in folgenden Worten enthalten sind, die jeder Israelite im Morgengebete sich vorhält. Das sind die Dinge, deren Früchte der Mensch in diesem Leben genießt und deren Stammgut stehen bleibt für das künftige Leben; sie sind folgende: 1) Ehrerbietung gegen Vater und Mutter; 2) Milthätigkeit; 3) Besuch des Gebetshauses Morgens und Abends; 4) Gastfreundschaft; 5) Krankenpflege; 6) Ausstattung der Bräute; 7) Begleitung der Verstorbenen zum Grabe; 8) Andacht beim Gebet; 9) Das Friedensstiften zwischen dem Einen und dem Andern; 10) Doch das Studium des Gesetzes geht über Alles.

Die Art, in welcher diese allgemeinen Maxime ausgelegt

und die Weise, wie der nun jetzt für sich verantwortliche Knabe sie im Leben zu üben hatte, beleuchten manche Stelle im Neuen Testamente. Wir wollen im Folgenden in der oben angegebenen Ordnung einzelne Religionspflichten näher zu beleuchten suchen.

#### 1. Ehrerbietung gegen Vater und Mutter.

Obwohl kindliche Ehrerbietung in den zehn Geboten (2. Mos. 20, 12) gefordert, und mit dem Gebote, den Sabbath zu halten, eng verbunden ist, so erklärt das mosaische Gesetz nirgends, worin diese Pflicht besteht, was sie umfaßt, oder wie weit sie reicht. Nur zwei Fälle finden wir im ganzen Pentateuch angegeben, die uns auf eine Verletzung des kindlichen Gehorsams hinweisen, nemlich wer seine Eltern schlägt oder flucht (2. Mos. 21, 17: 3. Mos. 20, 9), und wer ein unmäßiges Leben führt trotz der elterlichen Mahnungen (5. Mos. 21, 18—21). Aber selbst diese beiden Fälle sind unbestimmt und bedürfen der Erklärung. Worin besteht ein Fluch oder Schlag? und wie

groß muß das Maß der Unmäßigkeit sein, die einen Sohn zu einem Schlemmer und Trunkenbold macht, um jene furchtbare Strafe zu erleiden, wie sie im Gesetz angegeben ist, das war die große Frage der Gesetzeslehrer vor und zur Zeit Christi.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß das Gesetz in seinen gesetzlichen Bestimmungen nur dann in seinem Wortlaute abgewicht, wenn es eine andere Meinung darin ausgesprochen haben will, stellten die Gesetzeslehrer den Satz auf, daß zwischen dem „ehre deinen Vater und deine Mutter“ in den zehn Geboten (2. Mos. 20, 12; 5. Mos. 5, 16) und dem Worte „ein jeglicher fürchte seine Mutter und seinen Vater“ (3. Mose 19, 3) ein Unterschied sei. Daher erklärten sie, daß mit dem Worte „ehre“ gemeint sei, daß der Sohn gehalten ist, „seinen Vater mit Speise und Trank und mit Kleidungsstücken zu versehen,“ während mit dem Worte „fürchte“ dem Sohne die Pflicht obliege, nicht zu stehen oder sitzen auf dem für den Vater bestimmten Platze, ihm nicht zu widersprechen und auch nicht gegen ihn zu entscheiden.“ Diese große Achtung und Liebe gegen die Eltern, die der Jude mit allen Völkern des Morgenlandes gemein hatte, machte es ihm so schwer, in religiöser Hinsicht gegen die Ueberzeugung Derer zu handeln, die er so herzlich liebte, und sie ganz zu verlassen, um Christo zu folgen. Dieses lobenswerthe Gefühl hatte der Heiland im Auge, wenn er sagte: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, ist mein nicht werth“ (Matth. 10, 37.) und ließ ihn da jene trostreichen Worte aussprechen: „Wahrlich ich sage euch: es ist Niemand, so er verläßt Haus, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder . . . der nicht hundertfältig empfangen jetzt in dieser Zeit“ u. s. w. (Marc. 10, 29. 30). Dieser Umstand ist es auch, der jene Worte in ihrer furchtbaren Wirklichkeit verstehen läßt, wenn der Heiland spricht: „Es wird sein der Vater wider den Sohn, und der Sohn wider den Vater; die Mutter wider die Tochter, und die Tochter wider die Mutter“ (Luc. 12, 53).

Dieses ist die Lichtseite jener Gesetzesauslegung, des Wortes „ehre deinen Vater und deine Mutter,“ die zur Zeit Christi gang und gäbe war. Wir müssen aber die Schattenseite hervorheben, die den Herrn zu jenem Tadel veranlaßte „und habt also Gottes Gebot aufgehoben, um eurer Aussätze willen“ (Matth. 15, 6.). Die Gesetzeslehrer erklärten nemlich, daß nur dann einer „ein eigentwilliger und ungehorsamer Sohn“ (5. Mos. 21, 20.) war, wenn er, 13 Jahre alt, nicht weniger als ein halbes Pfund Fleisch aß und ein viertel Quart Wein trank. Hatte er jedoch irgend eine Quantität Speise oder Getränke zu sich genommen, das weder Fleisch noch Wein war, so wurde er nicht als ein „Schlemmer und Trunkenbold“ erachtet, da aus der Stelle Sprüche Sal. 23, 20. deutlich hervorgeht, \*) daß „Schlemmer und Trunkenbold“ (5. Mos. 21, 20.) sich nur auf den Genuß von Fleisch und Wein beziehen. Daß Geld dazu muß er von seinem Vater gestohlen und die Schmelgerei im Bereiche eines Anderen getrieben haben. Hatte er jedoch das Geld von seinem Vater gestohlen und die Schmelgerei im Bereiche seines Vaters getrieben, oder von einem Anderen gestohlen und in dessen Bereich getrieben, so wurde er nicht als ein „Schlemmer und Trunkenbold“ angesehen. Dasselbe gilt auch, wenn sein Vater ihn der Behörde überliefern will, und die Mutter ist dagegen, oder umgekehrt, ebenso wenn der Vater oder die Mutter nur einen Arm hat, lahm, taub,

„stumm oder blind ist,“ denn es steht geschrieben, „so soll ihn Vater und Mutter ergreifen und zu den Ältesten der Stadt führen . . . und sagen: dieser unser Sohn ist eigentwillig und ungehorsam“ (5. Mos. 21, 19. 20.). Sie müssen ihn „ergreifen,“ bezwingen dürfen sie nicht bloß einen Arm haben. Sie müssen ihn „führen,“ und dürfen deshalb nicht lahm sein. Sie müssen „sagen,“ daher dürfen sie nicht „stumm“ sein; „dieser unser Sohn“ sie müssen auf ihn weisen, und dürfen daher nicht blind sein; „er gehorcht unserer Stimme nicht,“ und dürfen daher nicht taub sein. Wo das Gesetz so ausgelegt wurde, war es rein unmöglich, einen zu verurtheilen. Mit Recht durfte daher der Heiland diesen Gesetzesauslegern zurufen: „ihr habt Gottes Gebot aufgehoben, um eurer Aussätze willen.“

Mit der Erklärung des Gebotes: „Ehre deinen Vater und deine Mutter,“ war noch etwas anderes verbunden, worauf der Herr, Matth. 15, 4—6.; Marc. 7, 10—13., anspielt, und welches auch die unmittelbare Veranlassung zu der gegen sie vorgebrachten Beschuldigung war. Die betreffenden Stellen lauten im Matthäus: Gott hat geboten: du sollst Vater und Mutter ehren; wer aber Vater und Mutter flucht, der soll des Todes sterben. Aber ihr lehret: wer zum Vater oder Mutter spricht: wenn ich's opfere, so ist dir's viel nützer, der thut wohl. Damit geschieht es, „daß Niemand hinfert seinen Vater oder seine Mutter ehret.“ Bei Marcus heißt die Stelle: „Denn Moses hat gesagt, du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren; und wer Vater oder Mutter flucht, der soll des Todes sterben. Ihr aber lehret, wenn Einer spricht zum Vater oder Mutter: Corban, das ist, wenn ich's opfere, so ist dir's viel nützer, der thut wohl. Und so laßt ihr hinfert ihn nichts thun seinem Vater oder seiner Mutter.“

Um die Worte des Herrn recht zu verstehen, die den Auslegern so viel Schwierigkeiten bereitet haben, müssen wir jene Gebräuche in Betracht ziehen, die zur Zeit Christi auf Gelübde Bezug hatten. Trotzdem, daß die Bibel nirgends das Gelübde als Pflicht auferlegt, im Gegentheil es ausdrücklich betont, daß derjenige, der keine Gelübde gethan, seine Pflichten nicht versäumt habe (5. Mos. 23, 22.), so verlangt sie doch von dem, der freiwillig ein Gelübde sich auferlegt hat, daß er dasselbe auch halte (5. Mos. 23, 21—23.). Worin das Gelübde zu bestehen, und wie es ausgeführt werden soll, auch darüber ist in der heiligen Schrift keine bestimmte Anordnung, jedoch fanden es die Gesetzesausleger für nöthig, bis ins Einzelne auf diesen Punkt einzugehen. Sie unterscheiden zwei Arten des Gelübdes, positive und negative. Das positive Gelübde bestand darin, daß Personen und Gegenstände, als z. B. Menschen, Vieh, Getreide, Häuser, ganze Städte u. s. w. für religiöse Zwecke geweiht wurden. Alle nun so geweihten Personen oder Gegenstände, wurden dann ein Corban, d. h. ein Opfer, und fielen dem Heiligtum anheim.

Das negative Gelübde bestand darin, daß Jemand versprach sich irgend einer Sache zu enthalten oder es nicht zu thun. Solche Gelübde waren für Alle bindend, mit Ausnahme der Tochter so lange sie im elterlichen Hause lebte, und der Frau. Der Vater und Ehemann konnte an dem Tage da das Gelübde gemacht worden, es für ungültig erklären, später jedoch nicht.

Die Gesetzesausleger fanden es für nöthig, bestimmte Vorschriften niederzulegen, wodurch ein Gelübde bindend wurde. Daher bestimmte sie: „sagt Jemand, Corban, ein Opfer, ein Ganzopfer, ein Mehlopfers, ein Sündopfer, ein Dankopfer oder

\*) Wie Luther die Stelle übersetzt hat, läßt sich die Pointe nicht erkennen. Genauer übersetzt heißt die Stelle: Sei nicht unter den Weinsäufern und Fleischfressern zc.



ein Friedensopfer, sei das, was ich von dem Deinigen essen sollte, so ist ihm dieses verboten.“ Eine solche Erklärung war ein Gelübde, und die Person die diese Erklärung abgab, dürfte ebensovienig etwas genießen von dem in Frage stehenden Gegenstande, der seinem Nebenmenschen gehörte, als er einen antheiligen Gebrauch machen durfte von solchen Opfern, die Gott geweiht waren. Dasselbe gilt auch, wenn Jemand dieses Gelübde einem Andern auferlegte. So lesen wir: wenn Jemand mehrere Personen sieht die Feigen essen, die sein waren und spricht, sie sollen euch ein Corban sein, und nachher ausfindet daß unter den Gästen sich sein Vater und Bruder befinden (die er nicht erkannt hatte), so können nach Schamais Ansicht die Verwandten die Feigen essen, aber nicht die Gäste, weil das Gelübde, insofern es sich auf die Verwandten bezieht, ein Irrthum war. Daher denn Christus sagte: „wohl sein habt ihr Gottes Gebot aufgehoben, auf daß ihr eure Aufsäge haltet. Denn Moses hat gesagt: du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren; und wer Vater oder Mutter flucht, der soll des Todes sterben. Ihr aber lehret, wenn einer spricht zum Vater oder Mutter: Corban, das ist, wenn ich's opfere, so ist dir's viel nützer; der thut wohl. Und so laßt ihr hinfort ihn nichts thun seinem Vater oder seiner Mutter, und hebet auf Gottes Wort durch eure Aufsäge, die ihr aufgelegt habt und dergleichen thut ihr viel. (Marc. 7, 9—13; Matth. 15, 4—6).

## 2. Milbthätigkeit.

Ein zweites Erforderniß für den in die religiöse Gemeinschaft aufgenommenen Knaben war Milbthätigkeit. Die biblischen Namen für Arme ani-Armer, ehjon-Dürftiger und dals-Gerabgekommener zeigen, daß man unter „Arme“ nicht bloß den von allen Mitteln Entblößten, den Bettelarmen, sondern auch jeden Geküßten nach den verschiedenen Verhältnissen des Menschen versteht. Diese Klassen der Armuth sind durch Wittwen, Waisen, Fremdlinge, Leviten und Arme im Allgemeinen näher bestimmt.

Das mosaische Gesetz hat eine bedeutende Zahl von Bestimmungen über die Abhülfe der Armen (5. Mos. 15, 7 ff), die Nichtverletzung ihres Rechts (3. Mos. 19, 14) u. s. w., so daß zu den Verbrechen, die mit einem Fluch belegt wurden, auch die Unterdrückung des Rechts der Wittwen, Waisen und des Fremdlinges erzählt wird. Andere Gesetze bestimmen ihren Stand bei den Opfern und Abschätzungsgelübden zu berücksichtigen (3. Mos. 27, 8); den in Folge seiner Armuth sich selbst oder durch das Gericht zum Sklaven verkauften, nicht streng zu behandeln (3. Mos. 25, 41), ihn am Erlassjahre oder durch Auslösung schon früher frei zu lassen; dem Tagelöhner den Lohn nicht vorzuenthalten (3. Mos. 19, 13). Bedeutend erhöht wurden diese Verordnungen durch eine Menge von Kernsprüchen in den Reden der zum Schutze der Armen sich erhebenden Propheten. „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nemlich Gottes Wort halten, und Liebe üben und demüthig sein vor deinem Gott“ (Micha 6, 8). „Das ist aber ein Fasten, das ich erwähle: Laß los, welche du mit Unrecht verbunden hast; laß lebzig, welche du beschwerest; gib frei, welche du drängest; reiß weg allerlei Last; brich dem Hungrigen dein Brod, und die, so im Elend sind, führe in das Haus; so du Einen nackend siehest, so kleide ihn und entziehe dich nicht von deinem Fleisch“ (Jes. 58, 6, 7). Nachdrücklich wird vor Zurücksetzung der Armen in unferm Verkehr mit ihnen gewarnt: „Es ist besser ein Armer, der in seiner Frömmigkeit gehet, denn ein Reicher, der in verkehrten Wegen gehet“ (Sprüche 28, 6).

Die erste Aufgabe der Gesetzeslehrer war die, Almosenpfleger und Almosenfammer in jeder Stadt zu ernennen. Dieses Ehrenamt konnte nur ein rechtschaffener, ehrbarer und verständiger Mann bekleiden, in den die Bevölkerung volles Vertrauen setzte. Diese Almosenpfleger veranstalteten zwei Sammlungen, eine, die zur täglichen Vertheilung Speisen zusammenbrachte, und die andere, deren Geldbeiträge für die höhere Klasse der Armen wöchentlich gesammelt und vertheilt wurden. Die erste wurde die Almosen der Schlüssel, die zweite die der Büchse genannt. Die Männer, denen die Verwaltung dieser Almosen anvertraut war, hatten zu sehen, daß durch Zubringlichkeit der Geber nicht beschämt werde, und durch Fahrlässigkeit Viele sich nicht den Spendungen entziehen. Sie besaßen die Macht, die Einen vor Beiträgen zu entbehen und die Andere zu denselben zu zwingen. Zu diesen Sammlungen mußte Jeder beitragen: zur ersten, so Einer 30 Tage, zu der zweiten, so Jemand 3 Monate in demselben Orte ansäßig gewesen. Bei der ersten Sammlung mußten drei Männer, der zweiten stets zwei zugegen sein. Während der Sammlung mußte Alles vermieden werden, was zur Verdächtigung beitragen konnte. Während der Sammlung durften die Almosenfammer sich nicht von einander trennen, nicht das Geld, das sie zufällig finden oder einnehmen, in die Tasche stecken, sondern in die Almosenbüchse werfen. Die Vertheilung der Almosen fand bald nach der Sammlung statt. Von diesen Vertheilungen, die in der Gegenwart dreier Männer, gewöhnlich Almosenvorsteher vorgenommen wurden, erhielten alle Klassen des Volkes nach Berücksichtigung der verschiedenen Verhältnisse.

Außer diesen Beiträgen, wurden in einem Zimmer des Tempels noch Beiträge niedergelegt für verschämte Arme; außerdem waren im Tempel noch dreizehn Trompetenbüchsen, in welche Gaben für das Heiligthum gelegt wurden. Diese Büchsen wurden „Trompeten“ genannt, weil sie oben eng und unten weit waren und in ihrer trummen Form hatten sie die Gestalt eines Hornes. Die Absicht war Diebstahl zu verhindern. Wurden die Gaben eingesammelt, so wurde das Horn geblasen. Zur Zeit Christi gab es nun Leute, die ihre Tempelbeiträge in einer solchen Weise in diese Büchsen legten, wodurch sie das Blasen dieser Trompeten oder Hörner veranlaßten; Andere hingegen bliesen wirklich in die Trompeten, um anzuzeigen, daß sie bereit waren ihre Gaben zu geben, gerade wie heutzutage Viele ihre Beiträge geben, um ihre Namen in den Zeitungen glänzen zu sehen. Gegen diese Art Milbthätigkeit richtete sich das Wort Christi: „Wenn du nun Almosen gibst, sollst du nicht vor dir posaunen, wie die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepriesen werden“ (Matth. 6, 2). Aus diesem Vorwurf muß jedoch nicht der Schluß gezogen werden, daß Almosen in solch auffälliger Weise zur Zeit Christi gespendet wurden. Der Heiland geißelt nur die Heuchler, deren Art und Weise Almosen zu spenden zu den Ausnahmefällen gehörte.

Wie in allen Stücken hat auch hier der Pharisäismus mit dem Gebote Gottes Mißbrauch getrieben und der Werkgerichtigkeit jene Kraft zugeschrieben, wie sie sich später in der römischen Kirche entwickelt hat, daß nemlich „Almosen“ von der Hölle erlösen und die „Sünden“ sühnen. Wie tief diese verkehrte Auffassung zur Zeit Jesu schon Wurzel gefaßt hatte im Volke, geht aus jenen Worten des Herrn hervor, die einzig und allein dadurch verständlich werden, wenn er sagt: „Doch gebt Almosen von dem, das da ist; siehe, so ist es euch Alles rein“ (Luc. 11, 41), d. h. ihr meint daß eure zeitigen Genüsse und

Freuden, die durch Unreinigkeit besetzt sind, glaubt ihr durch euer Almosen zu reinigen, oder mit andern Worten, „durch dieses Mittelschen glaubt ihr euch den Forderungen des Sittengesetzes entziehen zu können.“ Das war die Lehre der Pharisäer, die durch Verdrehung der Schrift von Hölle und Tod sich

zu erretten suchten und das Volk in die Irre führten. Wie ganz anders verstand Paulus, der ebenfalls ein Pharisäer war, die Schrift, der nicht an der Werke Gerechtigkeit, sondern an die Gerechtigkeit glaubte die Christus ihm erworben hat.

## Die Evangelische Sonntagschule

und ihre Beziehung zum Gedeihen und zur Sicherheit unseres Landes.

Von H. H.



a in der Jetztzeit sowohl Stoffgläubige und Papietgläubige als Bibelgläubige Sonntagschulen halten, so ist's fast nöthig, daß man der Sonntagschule ein „Evangelisch“ vorsetzt; denn nur solche sind hier gemeint, in denen das reine unverfälschte Wort Gottes durch gläubige, fromme Personen gelehrt wird — wo man in Wirklichkeit den wahren Zweck der Sonntagschule im Augenmerk hat.

So hochwichtig auch immer die Sonntagschule ist, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß ihr bisheriger Einfluß überschätzt wird, denn: 1) gibt es ohne Zweifel verhältnißmäßig zu viele Sonntagschulen, in welchen das Beamten- und Lehrpersonal ihrer eigentlichen und hohen Aufgabe nicht gewachsen sind, und 2) soll die Sonntagschule vieler Orten das Wort göttlicher Predigt, den katechetischen Unterricht des Predigers, und den so absolut nöthigen religiösen Unterricht im elterlichen Hause ersetzen. Leider wird in sehr vielen Familien keine christliche Grundlage in die Herzen der Kinder gepflanzt. Viele der jugendlichen Sonntagschulchüler sind keine Katechumenen und wohnen dem öffentlichen Gottesdienst sehr unregelmäßig oder gar nicht bei.

Doch wo die Sonntagschule rechter Art geleitet und ihr voller Zweck erreicht, nemlich die liebe Jugend zu Jesu zu führen — gottselige Menschen aus ihnen zu machen —; und das nöthige Vorhergehende, Mit- und Nachfolgende nicht mangelt, trägt sie gewiß in sehr hohem Grade dazu bei, das moralische und christliche, und demzufolge ebenso das bürgerliche und po-

litische Gedeihen und die Sicherheit unseres Landes zu befördern. Echte Bibelschriften sind ehrlich, fleißig, wahrheitsliebend, um des Landes, wie um ihr eigenes Wohl bekümmert; sie sind die besten und beständigsten Patrioten, die größten und eigentlichen Philanthropen, die friedliebendsten Bürger und in Kriegszeiten die treuesten und muthigsten Soldaten.

Jemehr Aufmerksamkeit also der Jugend geschenkt wird zur gründlichen, christlichen Erziehung, jemehr wird am zukünftigen Wohl unseres Landes gearbeitet. Solch gut erzogene Jugend, wird gute Männer, gute Weiber — gute Mütter und gute Staatsbürger abgeben — werden selbst kräftige Säulen für Kirche und Staat, durch deren Stellung und Einfluß Andere nicht also Erziehene in den rechten Schranken gehalten oder reformirt werden mögen.

Hat dies seine Wichtigkeit, so sollten alle christlichen Benennungen für die Sonntagschulsache das Allerbeste thun. Sollten bestehende Sonntagschulen auf die höchste Stufe ihrer Nützlichkeit gebracht werden, und wo immer thunlich neue gegründet werden. Willig sollten die nöthigen Opfer gebracht werden, und alle frommen von Gott begabten Männer und Weiber, sollten sich mit Freuden dieser Arbeit widmen — und das um so viel mehr so, weil so viele unchristliche Demagogen an dem Verderben unseres von Gott gesegneten Landes arbeiten. Nur wahres Christenthum fördert das Gedeihen und die Sicherheit unseres Landes und seiner freihethlichen Institute. Hülfe der Herr, daß ein Jedes an seinem Orte und nach seinen Verhältnissen seine Aufgabe löse!

## Die Sonntagschul-Section in der Kleinkinderklasse.

Von J. Jauch.

Es ist unstreitig, daß die Kleinkinderklasse die bedeutungsvollste Abtheilung in der Sonntagschule ist. Die Kleinen sind die Lämmer der Heerde, und müssen als solche auch die ihren Bedürfnissen entsprechende Pflege und Weide haben. Und gerade hier wird es leider nur zu oft von Superintendents verfehlt, indem sie von der irrigen Ansicht verleitet sind, weil es eben nur kleine Kinder seien, denen irgend Etwas gut genug ist, denselben oft gerade solche Lehrer zuertheilen, die nirgends sonstwo gebraucht werden können, da doch in diesem Departement, nach meiner Ansicht, das beste Talent verwendet werden sollte.

Weil sich jedoch mein Thema auf die S. Schul-Section beschränkt, so gebe ich nachstehend meine Ansichten darüber:

Daß durch die ganze S. Schule — die Kleinen nicht ausgeschlossen — eine gleichförmige Section, oder in der Kleinkinderklasse eine Section überhaupt nicht allein zweckmäßig,

sondern möglich ist, schien anfänglich und scheint jetzt noch Manchen unbegreiflich; sie können sich nicht recht darein finden.

Daß es möglich ist, beweist die vielseitige Erfahrung fähiger Sonntagschularbeiter.

Zweckmäßig ist es, eine und dieselbe Section durch die ganze S. Schule zu haben, erstlich schon deshalb, weil die in allen Klassen gleichzeitige Besprechung des vorliegenden Abschnitts das Interesse desselben bedeutend erhöht. Zweitens ist es von Bedeutung für die Kleinen, eine vorbereitende Erklärung der Section in ihrer Klasse zu haben, um ihnen die noch malige Wiederholung derselben vom Superintendenten um so interessanter und deutlicher zu machen, welches ihnen sonst unverständlich wäre.

Wenn die Bibel als Textbuch in der S. Schule überhaupt notwendig ist, so ist sie es für die Kleinen gewiß nicht min-



ber, als für die Großen. Timotheus war von Kind auf in der heil. Schrift unterrichtet. Diefelbe bildete sein Textbuch und vielleicht sein einziges. Sie konnte ihn unterrichten zur Seligkeit, und sie kann es bei Allen, seien sie groß oder klein.

Wie aber kann dies am erfolgreichsten geschehen? Denn, während zwar die Lektion durch die ganze S. Schule eine und dieselbe ist, so muß doch die Art und Weise derselben dem Fassungsvermögen der Kinder gemäß sein. Der Unterschied hierin wird vielleicht am besten mit den Ausdrücken der hl. Schrift bezeichnet: „Milch“ und „starke Speise.“ Die Kleinen bedürfen das Erstere, die Großen das Letztere. „Weide meine Lämmer“ und „Weide meine Schafe“ sind zwei verschiedene Aufträge.

1) Die Lektion wird für die Kleinen am erfolgreichsten in ihrem geschichtlichen oder sonstigem Zusammenhang und in übersichtlicher Darstellung gelehrt. Es wäre beides eine Ueberschätzung und Ueberanstrengung des kindlichen Gemüthes, wollte man die Lektion Vers für Vers mit ihnen durchnehmen.

2) Sollte die Erklärung der Lektion in möglichst einfacher Weise geschehen. Man sollte die Kleinen nicht unnötig quälen mit solchen Worten und Ausdrücken, von denen wir wissen, daß sie dieselben doch nicht verstehen. Der Lehrer oder die Lehrerin sollte sich, wenn es nicht schon natürliche Eigenschaften bei ihnen ist, einfach zu sein, darauf hin vorbereiten.

3) Um die Lektion im Zusammenhang zu geben, ist es nothwendig, die Hauptpunkte derselben hervorzuheben, wozu denn

auch ein gründliches Studium der Lektion von Seiten des Lehrers erforderlich ist.

4) Wenn irgendwo in der S. Schule eine Wandtafel zum Illustriren zweckmäßig ist, so ist sie es in der Kleinkinderschule, wenn eine solche vorhanden. Nur schade, daß Wandtafeln nicht allgemeiner eingeführt sind, und wo dieselben sind, daß man sich nicht mehr im Illustriren auf derselben übt, wozu uns ja vielfältige Anleitungen geboten sind.

5) Auch andere Gegenstände mögen als Mittel zum Anschauungsunterricht benutzt werden, sofern dieselben zweckmäßig sind. Man illustrire überhaupt viel, wenn auch nicht immer durch Gegenstände der Anschauung, so doch durch Beispiele aus der Geschichte und dem täglichen Leben, und zwar auf eine lebhaft Weise.

6) Man mache es nicht zu lang und lasse inzwischen bisweilen ein Lied singen, weil man es mit einer Anzahl unruhiger Leuten zu thun hat, deren Blicke gern bald da, bald dorthin schweifen und die einen beständigen Wechsel der Uebungen verlangen, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln.

7) Man suche den Kleinen fortwährend vor dem Gemüth zu halten, daß Gott in seinem Wort gleichsam selbst zu ihnen redet, als stände er persönlich vor ihnen und stelle ihnen vor, wie aufmerksam sie sein würden, wenn Gott jetzt selbst vom Himmel herab käme und vor sie hinträte. Dabei muß dem Lehrer selbst Gottes Gegenwart vor dem Gemüth schweben und ihm deshalb seine verantwortliche Stellung doppelt wichtig erscheinen.

## Unmäßigkeit.

### 10. Lektion für Sonntag den 3. September 1876 Spr. 23, 29—35.

**Grundgedanke.** Enthaltung vom Wein ist eine sichere Schutzwaffe. **Haupttext.** Ephes. 5, 18.

**Praktische Erläuterung.** Das ganze Capitel, wozu unsere Lektion gehört, enthält sehr ernste Warnungen gegen die Sünden der Unmäßigkeit. Im Ganzen genommen ist es ein überaus schöner und reiner Tugendspiegel, in dem gezeigt wird, wie diese errungen werden kann und sich bewährt im heißen Kampf gegen alle Lüfte des verdorbenen menschlichen Herzens. Jedem Menschen, der vernünftig und weise ist, zeigen diese Warnungen auch den geraden und besten Weg zum Glück und Frieden, zur Lebenswohlthat und Lebensreinheit. Der große königliche Weise läßt keine ihrer Unarten, Verkehrtheiten und Bosheiten unangetastet; von der Biege bis zum Grabe spürt er ihnen nach, deckt sie unachsichtig auf, stellt sie offen vor aller Augen, warnt uns Alle herzlich wie ein weiser Lehrer davor und zeigt klar und einfach den Weg, wie das schreckliche Uebel der Unmäßigkeit im Essen und Trinken, welches Millionen Menschen ruiniert, zu überwältigen sei. Die Lektion zeigt und weist hin:

**I. Auf die furchtbaren Folgen der Unmäßigkeit.** V. 29—30. — Mäßigkeit ist diejenige dem Menschen von Gott geforderte Tugend, durch welche er, vermöge der heilsamen Gnade Gottes alle seine Gefühle, Begierden und Neigungen zu allen natürlichen Genüssen mit Verstand und weiser Vorsicht so leitet, beherrscht und überwindet, daß sie niemals das naturgemäße Maß seiner wirklichen Bedürfnisse übersteigen. — Wo dieses aber dennoch geschieht, da huldigt man der Unmäßigkeit in geringem oder stärkerem Grade. Die unzähligen Sünden, welche das Laster der Unmäßigkeit in seinem Gefolge führt, sind immer die böswilligen Agenten im Menschen, welche ihn sicher zum Ruin und ewigen Verderben führen. Säuerei und Trüfferei gehen gewöhnlich mit einander Hand in Hand; vor letzterem warnt der weise Mann in den Versen 17—22, und vor ersterem gibt er uns ein herzerreißendes Bild in V. 29—35. Es hat kaum jemals ein größeres sittliches Uebel gegeben in der Welt, welchem im Allgemeinen

mehr Herzeleid, Jammer, Thränen, Wehen aller Art, Schande und Zerstörung von künftigen Menschenleben sammt Hab und Gut — zuzuschreiben ist, als dem widernatürlichen Genuß und Gebrauch geistiger Getränke. Es hat ganze Weltstaaten und Völker, welche einst groß und glücklich in der Welt bestanden, große Gelehrten, Philosophen, Doctoren, Prediger des Evangeliums, Handelsleute, Kaiser und Könige, edle Hausväter, brave Mütter, Söhne und Töchter sammt unschuldigen Kindern für Zeit und Ewigkeit ruiniert, und leider wider Gottes Willen viel zu frühzeitig in ein Grab unauslöschlicher Schande geworfen. In unserer großen, reichen und glücklichen Union sterben allein jedes Jahr 60,000 Menschen als Gewohnheitsäufer; und \$800,000,000 werden in wilder Säuferhast dem niederträchtigen Säuerteufel unbedenklich in einem Jahre geopfert. Die meisten der traurigen Folgen der Unmäßigkeit im Genuß geistiger Getränke, werden in V. 29. in sechs Klassen geordnet: 1) **Wehen**, wo beim Säußen das Vermögen der Familie vergeudet wird; 2) **Leiden**, welche beim unmäßigen Genuß des Weins, (Ragerbiers und Brantweinthe aller Art) im Säuer selbst erzeugt, an seinem Körper und Leben, wodurch er sich unter die unvernünftige Kreatur herabwürdigt; 3) **Lagen**, welche in Stunden der Nüchternheit vom Säuer seinem Weibe, Kindern und Geschwistern über das verlorne und vergeudete Gut, herzerreißend geäußert werden. 4) **Zank** — und in Folge dessen Schlägereien, Mord und Tobschlag, welche der Unmäßigkeit so oft folgen; 5) **Wunden** an Leib und Seele, ohne Ursache, welche nichts mehr heilen kann; 6) **Roth Augen**: beim Säuer, weil der übermäßige Genuß geistiger Getränke sein ganzes Nervensystem und in Folge dessen auch besonders seine Augen chronisch entzündet, auch deuten rothunterlaufene Augen auf Wuth- und Zornausbrüche und ungezügelter Leidenschaftlichkeit hin; endlich dürften hier noch rothgeweinete Augen von manchen braven Weibern und den lieben Kindern in Rechnung

kommen, welche von ihren, dem Trunk ergebenen Männern, be-  
reitet werden.—

**II. Die sichere Schutzwehr gegen diese Unmäßigkeit.** B. 31. Es ist wahr, der Weinstock ist eine edle Pflanze im großen Pflanzenreich der Natur; und dessen Frucht, natürlich genossen, keinem Menschen zur Sünde angerechnet und verboten. Genießt man nur seine reife, schöne und süße Frucht wie andere Früchte, dann dient er uns zur Nahrung; lassen wir jedoch den Saft seiner Trauben in Gährung übergehen, dann entwickelt er im Proceß des Gährungsunwesens dem Nahrungsstoff in starken Procenten in einen starken Giftstoff um: Alkohol. Gebrauchen wir nun den reinen Traubensaft in dieser Form nicht mit weiser Vorsicht als ein Schutzmittel zu unserer Gesundheit, wohl aber irthümlicherweise noch als ein Nahrungsmittel, dann vergiften wir dadurch unsern leiblichen Organismus, und der natürliche Gebrauch der Nährpflanze wird bewußt oder unbewußt in den unnatürlichen umgekehrt. Alle verständigen Aerzte und Chemiker der Gegenwart zeugen laut und warnend gegen den jetzigen Gebrauch des Weins als ein tägliches Nahrungsgetränk, und nehmen damit die naturgemäße, schöne biblische Stellung ein, welche wir als Kirche in unserer guten Kirchenzuchtordnung, gegenüber aller berauschenden Getränke einnehmen. (Siehe unsere Disciplin auf Seite 30.) Wo und wann nur der Wein als Medicin ärztlich verordnet und gebraucht wird, wird man niemals dadurch zur Unmäßigkeit verleitet werden. Anders sollen wir ihn nicht genießen, nicht ansehen, wie „er so roth ist und im Glase so schön stehet.“ Man meide einfach alle geistigen Getränke und man geht sicher.

**III. Die Gefahren der Unmäßigkeit.** B. 32—35. Alkohol ist eines der giftigsten Gifte, welche es gibt, und sollte deshalb nur mit größter Vorsicht genossen werden. Wenn nun ein Mensch sinnlos seiner Neigung zu berauschenden Getränken sich hingibt, wird er Anfangs niemals glauben, beim Trinken des ersten Glases, daß ihn eine Schlange beiße und eine Otter steche; oder daß ihn das erste Glas in Folge der Zeit dem Säuerwahnsinn in die Arme ziehen könne. Es gibt nur sehr wenige Menschen, welche soviel sittliche Charakterstärke haben, daß, wenn sie einmal ein Glas trinken, auf Grund der großen Gefahr, den vorhandenen Begierden zur rechten Zeit das zweite versagen könnten. Daher hat der weise Mann recht, wenn er Alle, ohne Ausnahme, warnt, und sagt: „Siehe den Wein nicht an.“ Der unmäßige Gebrauch geistiger Getränke hat auch in seinem schmutzigen Schandgesolge Hurerei und Ehebruch. Unser Land und Volk schwelgt furchtbar in diesen Sünden. Das natürliche Bewußtsein des Trunkenbolde schwindet unter der Wirkung der Saufgiste; beinahe alles Empfindungsvermögen weicht von ihm, so daß sie der Gefühle so baar werden, daß sie Schläge und Streiche nicht mehr fühlen. Ein Mensch, dem Trunk ergeben, ruiniert 1) seinen schönen gesunden Leib; 2) seine erhabenen geistigen Fähigkeiten; 3) seine arme unsterbliche Seele; 4) sein ererbtes oder mit saurem Schweiß und Fleiß errungenes Hab und Gut; 5) seine liebe Familie: Weib und Kinder; 6) seinen sittlichen Charakter, Einfluß und Segen; 7) sein ganzes Leben ist—für immer verloren! Darum: „Siehe den Wein nicht an!“ Wie das Feuer verzehrt, wie man Schlangen- und Otterngift fürchtet, so meide den Alkohol. Denn wisse, daß „ein Trunkenbold nicht wird ererben das Reich Gottes.“

**Anwendungen.** 1) Die traurigen Folgen des Genuß-

ses geistiger Getränke sind vielfach und unberechenbar. 2) Wie jede andere Sünde lieblich und reizend erscheint, wodurch der Mensch leicht verlockt wird, so auch die der Unmäßigkeit. Aber hernach—siehe Vers 32. 3) Schon das Anschauen erregt Lust, und diese führt zur Vollziehung der Sünde. 4) Eine Sünde führt zur andern; so auch die Sünde der Unmäßigkeit hat nebst andern Sünden auch die der Fleischeshlust und des Ehebruchs zur Folge.

**Kleinkinderklasse.** Man mache die Kleinen auf das gefährliche Uebel der Trunksucht und deren schädliche Wirkung aufmerksam. Zeige wie in dem Leben und in den Familien der Trunkenbolde Weh, Leid, Zank, Klagen u. s. w. vorhanden sind. Schildere die Scene wo ein Hausvater in betrunkenem Zustande nach Hause kommt. Zeige wie Trunksucht im Geringsten anfängt, oft damit, daß kleine Knaben anfangen zu rauchen oder faulen, und wie das Uebel immer weiter führt. Warne die Kleinen vor dem ersten Schritt.

**Fragen.** Welche sechs Uebel entspringen aus der Unmäßigkeit? Was gibt dem Wein ein so reizendes Aussehen? Was soll man thun, um nicht dadurch verführt zu werden? Wie kann man leicht zum Trunkenbold werden? Mit was vergleicht Salomo die schädlichen Wirkungen starker Getränke?

**Illustrationen.** 1) Ein Herr besuchte einen armen Gefangenen in seiner Zelle, welcher wegen Ermordung seines Weibes zum Tode verurtheilt war. Im Laufe des Gesprächs fragte der Herr unter Anderem: „Aber wie konnten Sie nur dazu kommen, Ihre Frau zu morden?“ „O“, sagte der Mörder, „wenn ich nüchtern war, so liebte ich meine Frau innig; aber das verfluchte Getränk,—hätte ich das nie berührt, so wäre ich heute nicht hier.“

2) Vor noch nicht langer Zeit stand eine dem Trunk ergebene Mutter, Marg. Raymond, vor Gericht, angeklagt, ihr sechs-jähriges Kind aus einem Fenster des dritten Stockwerkes hinausgeworfen zu haben. Eine Augenzeugin, welche am Fenster des zweiten Stockes gestanden hatte, hatte sie sehen das Kind hinauswerfen, als dasselbe schrie: „O Mutter, wirf mich nicht hinaus!“ Während des Verhörs gestand die Verklagte ein, sie habe wollen des Knaben Schutze nehmen, um dieselben für Branntwein zu verkaufen. Das Kind hatte sich dagegen gestraut, und in ihrer Wuth, unter dem Einfluß von Branntwein, hatte sie das Kind hinausgeworfen.

Für weitere Beispiele siehe Goldkörner Seite 159 und 245.

### Wandtafel.



## Das tugendsame Weib.

11. Lektion für Sonntag den 10. September 1876. Spr. 31, 10—30.

**Grundgedanke:** Fleiß und Frömmigkeit sind der Ruhm eines vortrefflichen Weibes. **Haupttext:** Apsst. 9, 36.

**Praktische Erläuterung.** Die Ueberschrift, welche unser Textcapitel trägt, schreibt die poetische Schöpfung von B. 10—31, die 22 Verse einschließt und nach dem hebräischen A-B-C geordnet ist, Samuel, einem Könige von Massa zu, welcher sie von seiner königlichen Mutter empfangen hatte. Nach dem merkwürdigen Inhalt zu urtheilen, muß sie ein Weib von großen geistigen Anlagen und musterhaften Tugenden gewesen

sein. Die große biblische Idee von einem weiblichen musterhaftem Tugendbilde, hat diese edle Königin richtig begriffen, und in reizenden Zügen geschildert. Das ganze Capitel ist ein heller Tugendspiegel für Fürsten und ihre fürstlichen Gattinnen; da jedoch von B. 10—31 ausschließlich die Rede von einem tugendsamen Weibe ist, so finden darin unsere Weiber und Töchter der Gegenwart den größten und schönsten Spiegel,



vor welchem sie ihren weiblichen Tugendschmuck, gegenüber den gerechten Ansprüchen vernünftiger Männer, täglich einer nützlichen Prüfung unterwerfen können. — Unsere Section zeigt uns hier:

**I. Die Herzengüte eines tugend samen Weibes B. 26.** — Gottes Wort ist nach Idee, Wesen und Zweck vollkommen. Es ermangelt beßhalb nirgends, der Menschheit zu sagen, wie sie nach dem Wohlgefallen Gottes beschaffen sein soll; und so kann denn auch die Gehilfin, welche der Herr dem Manne gegeben, das schöne Ideal von einem musterhaften Weibe, nach welchem er ein Verlangen hegt, in der Bibel finden, wenn sie irgendwie einen Willen hat, ihrer hohen sittlichen, ehelichen und häuslichen Bestimmung zu entsprechen. In B. 26 wird uns das tugend same Weib vorgeführt, wie sie im Kreise ihrer Wirklichkeit die schöne Tugend der Herzengüte äußert und überall auf ihre menschlichen Mitgenossen anwendet. Wohl Niemand ist Herzengüte mehr eigen, als dem weiblichen Geschlechte; denn damit gleicht das tugend same Weib einer lieblichduftenden Rose unter den Blumen, welcher Jedermann sich zuerst, wegen ihrem Duft und Lieblichkeit zuwendet. Nach dem „Gez der Güte“ beherrscht und beeinflusst sie ihren Gatten, ihre Kinder, ihr Hausgebinde, ihre Gäste, ihre Freunde und Feinde. Liebe, Anmuth, Sanftmuth, Demuth, Bescheidenheit, Opfer Sinn und sittsamen Schweigen sind Wesenseigenschaften. Wenn sie ihren Mund aufthut, so redet sie in Bescheidenheit weisliche Worte, wodurch sie ihrem Mann ein braves Weib, und ihrer Familie eine wahre Mutter wird. —

**II. Die sittsame Charakterstärke eines tugend samen Weibes. B. 10. 12. 29.** — Das Ideal eines musterhaften Weibes, wie es in den Versen 10. 12. 29 von jener fürstlichen Frau nun weiter entworfen wird, führt vier weitere schöne Stücke an, mit denen sie der Welt und besonders ihrem Manne zum Segen wird. 1. In B. 10 wird eine rechte Gehilfin des Mannes mit dem Ausdruck: *tugend sam* bezeichnet, welches alle diejenigen sittlichen Eigenschaften in sich begreift, die das Weib in den Augen des Mannes wahrhaft groß und theuer machen; und führt gleichsam diejenigen moralischen Kräfte mit sich, das heilige göttliche Eheband zwischen Mann und Weib auf immer zu befestigen. Der Inhalt des Verses betrachtet aber ein solches Weib als eine große Seltenheit, und angewandt auf das weibliche Geschlecht unsers Landes in der Gegenwart umfomehr. — Wollten die Alten einen Werthgegenstand nach seinem hohen Werthe vergleichen, so verglichen sie ihn vielfach mit Perlen, die im Alterthum einen ungeheuren Werth hatten. Und von dem großen Werthe eines „tugend samen Weibes“ sagt die Section: „*Die ist viel edler, als die köstlichsten Perlen.*“ — 2. Niemand kann einem Manne das Leben mehr verbittern, als ein boshaftiges Weib. Tausende Ehen werden gelöst, weil die dabei theilgenommenen Weiber an diesen Lasten leiden, die sie mehr einem Hausdrachen, als wie einem Hausengel ähnlich machen. Ein tugend sames Weib ist aber einfach unermüdet, ihren Mann stets und unter allen Umständen mit inniger Liebe zu behandeln *ihr Lebenslang*, ohne ihm gemeines Leid anzuthun. — 3. Viele Töchter bringen ihren Männern Reichthum als Mitgift zum Ehebunde; aber so erwünscht irdische Güter im Leben auch immer sein mögen, so ist einem rechtschaffenen Manne ein ganz armes Mädchen mit ihrem göttlichen Tugendschmuck, welches er zu seinem Weibe wählt, von viel größerem Werthe, als „eine reiche Tochter“, die keine Herzengüte hat.

**III. Der Fleiß eines tugend samen Weibes. B. 13—28.** — Das tugend same Weib ist nicht nur ein sinniges Bild des Fleißes, sondern der verkörperte Fleiß selber. Von Faulheit weiß sie nichts, sondern betrachtet dieselbe als eine Entehrung ihres Charakters, und als eine Schande ihres Hauses. Ihrem Manne hilft sie die Ersparnisse seines Schweiges mehren, indem ihr keine Arbeit zu viel und zu schwer wird, durch ihr Bemühen ihm sein Ringen und Streben nach sorgenfreier Existenz ohne Unterlaß mitbeihilft ist. — Sie ist die fast überall gegenwärtige, mütterliche Verzorgerin, Trösterin und Helferin der Kranken des Hauses. Sie wird mit einem Kauffahrteischiff verglichen, das seine Nahrung von ferne bringt. Sie denkt (trachtet) nach einem Acker und kauft ihn. Sie pflanzt einen Weinberg und heimt dessen Früchte ein. Sie spinnt, (nach jegigem Gebrauch vielmehr strikt, flicht und näht) und versorgt sie ihre Familie mit der nöthigen Kleidung und mit

Betten. Sie vergißt dabei auch nicht, den Armen und Bedürftigen mit milden Gaben entgegenzukommen. Ihr Schmuck besteht nicht in Haarflechten, Goldumhängen oder frackhafte Kleider mit allerlei Nachäffungen zu tragen, sondern in Gemächtheit ihrer sittlichen, schönen und reinen Seele auch in persönlicher Keuschheit, alsdann in Keuschheit in ihrem ganzen Hauswesen, welche nur beständiger Fleiß erzielen wird; und darin wird sie mit lachendem Munde die ungetrübte Fröhlichkeit ihres Mannes und Hauses selber sein. Der Fleiß des tugend samen Weibes macht ihren Mann groß und berühmt in seinem Land. —

**IV. Die Frömmigkeit eines tugend samen Weibes. B. 30. 31.** — Sind schon Herzengüte, Sittsamkeit und Fleiß des vortrefflichen Weibes Ehre und Fierde, dann erhalten sie jedoch erst ihre göttliche Weihe durch ihre aufrichtige und herzliche Frömmigkeit. Und wie hoch in den Augen Gottes das Weib steht, wenn es diese notwendigen Tugenden in sich vereinigt, ihnen nachstrebt, um ihr Haus zu beglücken, ersehen wir an den biblischen Frauen einer gehorsamen Sarah, einer fleißigen Ruth und Martha, einer in schwerer Gefahr starken Debora, mehrerer demüthigen Marias (die Mutter Jesu, u. Lazari Schwester), einer glaubensstarken und in Nöthen ausscharennden Maria Magdalena. — Die körperliche Schönheit, nach der so Viele in großer Eitelkeit und Verschwendungssucht trachten, sucht ein tugend sames Weib nicht, wohl aber die „Furcht des Herrn.“ Wenn ein Mann reich und glücklich sein will mit seinem Hauswesen, so muß er ein gottesfürchtiges Weib besitzen, die mehr in der Bibel liest, um dorten ihre hohe Lebensaufgabe zu erlernen — und bei den Füßen Jesu weilt.

**Nutzenwendungen.** 1) Gottes Wort ist ein trefflicher Sittenspiegel, für Weiber sowohl als für Männer, wie überhaupt für alle Stände und Klassen der Menschen. 2) Wahre Frömmigkeit ist die Grundlage aller Sittsamkeit, des Fleißes und der Keuschheit. 3) Ein tugend sames Weib bereitet Freude und Ehre ihrem ganzen Hause.

**Kleinkinderklasse.** Der Lehrer hebe die verschiedenen herrlichen Tugenden einer gottseligen Mutter hervor. Mache die Kleinen darauf aufmerksam, wie viele Müh, Arbeit und Sorgen eine Mutter hat, und wie viel sie die Erziehung ihrer Familie kostet. Dies gibt alsdann Veranlassung, die Kleinen zur Gegenliebe gegen die Eltern anzuspornen. Man zähle die verschiedenen Qualitäten einer gottseligen Mutter auf, wie auf der Wandtafel zu sehen, und lasse sie die Kleinen verschiedene Male wiederholen.

**Fragen.** Wer ist der Verfasser unserer heutigen Section? Wer ertheilte ihm Unterricht? Wie viele Eigenschaften einer gottseligen Frau werden in der Section angeführt? In welcher der angeführten Eigenschaften, sind die übrigen alle enthalten? Womit wird ein solches Weib verglichen? Siehe B. 10 und 14.

Wandtafel.

## Das gottselige Weib.

<b>Barmherzig</b>	Vers 20.
<b>Innig</b>	11.
<b>Liebevoll</b>	12.
<b>Dienstfertig</b>	15.
<b>Demuethig</b>	
<b>Emsig</b>	13, 19, 24.
<b>Reinlich</b>	25.
<b>Treu</b>	11.
<b>Umsichtig</b>	27.
<b>Gottesfuerchtig</b>	30.
<b>Ehrerbietig</b>	12.
<b>Nachdenkend</b>	16.
<b>Die Zierde des Hauses</b>	Vers 23.

**Beispiel.** Johanna Martin, das Weib eines Tagelöhners in einer Ortschaft Englands, wurde durch den Tod ihres Mannes Wittve mit sechs noch meist unerzogenen Kindern, und besaß keinen Pfennig Geld, zu deren Erhaltung. Der Weg stand ihr offen, ihre Kinder in das dortige Armenhaus unterzubringen; doch die Mutter wollte sich nicht von ihren Kindern trennen, sondern auf Gottes Vorsehung vertrauend, beschloß sie, sich und die Ihrigen mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren.

„Viele Monate lang stand ich,“ sagte sie, „Tag für Tag um

zwei Uhr Morgens auf, um alles Nöthige im Hauswesen zu besorgen, begab mich dann zu Fuß mit einer großen Last Kleinwaaren auf dem Kopf tragend, nach dem acht bis zehn Meilen entfernten Markt, verkaufte die Waaren und kehrte mit dem Geld noch früh am Tag wieder nach Hause. Mit der Güte Gottes war ich endlich im Stande meine Familie durchzubringen, ohne dieselben betteln zu lassen, und konnte ihnen noch eine künftige Heimath sichern.“

## Ein gottseliges Leben.

12. Section für Sonntag den 17. September 1876. Pred. 12, 1–14.

**Grundgedanke.** Gott fürchten und seine Gebote halten, ist die Hauptsumma aller Lehre. **Haupttext.** 1. Tim. 4, 8.

**Praktische Erläuterung.** Wohl kein Buch in der heiligen Schrift behandelt die Hinfälligkeit, Veränderlichkeit, die Eitelkeit und Thorheit des menschlichen Lebens mit durchdringender Schärfe und wahrheitsgetreuer Darstellung, als das Buch des Predigers Salomo. Alle Schöpfungen und Werke des hinfälligen Menschen, welche nicht das Ziel verfolgen, ihn mit Gott, seinem Schöpfer, mit Jesus, seinem Erlöser, betraut zu machen und zu verherrlichen, werden als nichtig und als Thorheiten geschildert. Die Hauptsumma alles menschlichen Lebens und Strebens in diesem vergänglichem Leben soll sein: „Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn das kommt allen Menschen zu.“ Machen wir denn uns diese Lehren der Lebensweisheit mit gewissenhafter Sorgfalt zu Nutzen, ehe wir vor einem heiligen und gerechten Schöpfer zur Verantwortung gezogen werden. Aus der Section ist zu ersehen,

**I. Wie die Jugend mit der Freiheit begünstigt ist, ein gottseliges Leben zu führen.** V. 1–5. Die Jugendzeit ist nicht nur die Zeit der Freude und Fröhlichkeit in ihrer Unschuld, sondern auch der echten Religion Luc. 18, 17. Die ernststen Ansprüche des Lebens mit allen seinen schweren Kämpfen, wie sie an den erwachsenen Menschen herantraten und ihn alle Zeit beeinflussen, sind dem jugendlichen Herzen noch fremd und ferne. Es kennt weder die schweren Sorgen des Vaters noch die heißen Thränen der Mutter; und der naturgemäße Zusammenhang von Ursache und Wirkung bei denselben ist ihm noch unbekannt. Wie bedeutsam ist deshalb auch für dasselbe das freie Gnadenbrot, das der liebe himmlische Vater ihm einräumt!

Er gewährt den Kindern das schöne Vorrecht, von den frühesten Tagen an, mit Jesus bekannt zu werden. Wenn nun zu ihnen der weise Prediger spricht: „Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend,“ so meint das: ein Kind soll nicht zum Mannes- und Greisenalter zuerst heranwachsen, ehe es sich von der Sünde ab- und zum Herrn wendet, sondern es soll in seiner schönen Jugend den Herrn Jesus suchen, ihm sein ganzes Herz und Leben zum heiligen Opfer darbringen, ihn über Alles lieben und auf seinen Wegen wandeln. — Die bösen Tage sind die Zeiten der schweren Lebenskämpfe, Sorgen, Leiden und Prüfungen aller Art, mit allen ihren Schmerzen und Thränen, welche in der Regel nur dem mündigen Alter angehören. Der arme Mensch braucht unerlässlich einen höheren und zuverlässigeren Führer, durch dieses gefährvolle irdische Leben, als es ihn unter den Sterblichen finden kann. Millionen zerstreuen an den Klippen der Sünde, zu welcher sie verleitet werden, eben weil sie in der Finsterniß ihres Herzens die sichere göttliche Vatershand nicht kennen oder zurückweisen. Da der Herr die unschuldige und fröhliche Jugend so innig liebt, so ruft er ihr zu: „Gib mir mein Kind dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen,“ Spr. 23, 26.; und: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn Solcher ist das Reich Gottes,“ Matth. 19, 14. Samuel, David, Daniel, Jesus und Timotheus wurden im frühen Kindesalter mit dem Herrn bekannt. Wenn das junge Herz noch unberdorben ist durch Sünden, so ist es immer empfänglicher für alles Wahre, Gute und Göttliche; und eben hier ist die Zeit, es Jesu zuzuführen. Die bösen Tage werden nun ferner in den Versen 2–5 auf eine ungemein schöne, poetisch-geistreiche Weise geschildert, welche Bilder sich Jeder denken kann. — Matth. 18, 2–4.

**II. Ein gottseliges Leben wird Jedem eingeschärft durch die Nähe des Todes.** V. 6–7. Das allerwichtigste Ereigniß, welches jeden Menschen früher oder später in diesem Leben befallt, und an das er in der Regel am wenigsten denkt, ist der Tod. Dieser setzt allen seinen blühendsten Hoffnungen, Wünschen und Plänen mit einem gewaltigen Schlag ein Ziel. Kein Ansehen der Person, des Standes, oder der Verhältnisse werden von ihm berücksichtigt; Gnade und Erbarmen kennt er nicht. Vor der Wiege bis zum Grabe ist des Menschen Pilgerlauf ein mühsames Wandern nach der Ewigkeit. Keiner weiß die Zeit, wenn „der silberne Strid wegstome, und die goldene Quelle verlaufe, und der Eimer zerlecke am Born, und das Rad zerbreche am Born,“ V. 6. Ein jeder sterbliche Mensch trägt an sich die Thatfache der heil. Schriftworte: „Denn der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.“ Und: „Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben, darnach aber das Gericht.“ Hebr. 9, 27. Dieses ist für Alle ein überaus ernster Umstand, den wir in Hinsicht auf die Ewigkeit nicht umgehen können. Darum: „Seute, so ihr seine Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht.“

**III. Ein gottseliges Leben ist erwiesen durch die Fülle göttlicher Offenbarungen.** V. 8, 12. Wenn irgendwo das Dasein eines sittlich-reinen, gottseligen Lebens erhärtet ist in der Bibel, so ist es in unserer schönen Section, welche das ganze menschliche Leben mit seinen tausendfältigen Sorgen und Prüfungen, Ringen und Kämpfen für seine irdische Existenz als eitel und thöricht hinstellt. Es ist, als wie wenn er dem Sterblichen sagen wollte: „Warum bist du so thöricht und quälest dich so viel ab mit dieser hinfälligen Welt, es ist ja doch nur Alles vergänglich; auch Andere werden bald deine Stelle einnehmen, und das durch deinen Schweiß und Thränen errungene Gut genießen und verprassen. Deßhalb die Ermahnung Vers 1. „Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.“ Darum mahnt uns auch der Herr, daß wir am ersten nach dem Reiche Gottes trachten; zuerst beten, und dann arbeiten sollen; und Paulus schärft uns ein, daß wenn wir Nahrung und Kleidung haben, wir uns begnügen sollen. Vergl. auch Matth. 16, 26.

**IV. Ein gottseliges Leben angefaßt des jüngsten Gerichts.** V. 13, 14. In Summa faßt in diesen beiden Versen der „weise Prediger“ seine merkwürdige Lehre über den Menschen so zusammen: 1) „Fürchte Gott und halte seine Gebote.“ Damit ist er angewiesen, Gott als oberste Existenz alles Lebens zu betrachten, ihm gläubig, demüthig und in kindlichem Vertrauen gehorsam zu sein, und auf allen seinen Wegen zu wandeln. Gott hat uns das Leben mit allen seinen schönen Vorrechten gegeben; ihm sind wir dafür verantwortlich. Alle unsere Werke wird er vors Gericht bringen, sie seien gut oder böse. Wie wichtig ist es deshalb für uns Alle, ein Leben der Gottseligkeit nach Anweisung und Mithilfe des Herrn zu führen! 2) Das jüngste Gericht ist eine durch göttliches Wort bestätigte Thatfache. Er ist der Sünde ein verzehrendes Feuer! Und alle ungerechten Werke werden ihren gerechten Lohn empfangen. Keine Sünde wird vertuscht werden, kein Lasterer übergangen, keine Schmachung verborgen, kein Böses der Menschen vergessen bleiben, ja selbst ihre Gedanken, die Heimlichkeiten des Herzens — werden offenbar.



Willst du Sterblicher es darauf ankommen lassen, mit ewiger Schande und Schmach vor diesem gerechten Richter zu bestehen? Liebes Kind Gottes? Wie ist dieser Schriftthatsache gegenüber dein Leben und Wandel beschaffen? Bist du denn recht fleißig, ernsthaft, selbstverleugnend und hingebend im Glauben an Jesus, Gott den Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften zu lieben? Wenn so, alsdann vergesse niemals, was hier der goldene Text sagt: „Denn die leibliche Uebung ist wenig nütze; aber die Gottliebe ist zu allen Dingen nütze, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.“

**Nutzenwendungen.** 1) Dem vernünftigen Geschöpf kommt es zu, an seinen Schöpfer zu gedenken und ihm das Herz zu geben. 2) Die Jugendzeit ist die beste, sicherste und vortheilhafteste Zeit. 3) Der Mensch ist sterblich, deshalb soll er bei Zeiten seiner Seele Seligkeit sichern. 4) Die Hauptsumma aller Lehre ist wahre Gottesfurcht und die Befolgung der Gebote Gottes. 5) Wir müssen Alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi.

**Kleinkinderklasse.** Die Lektion ist sehr geeignet, die Kleinen aufmerksam zu machen auf die Nothwendigkeit jugendlicher Frömmigkeit. Mache sie aufmerksam auf die biblischen Beispiele, z. B. Joseph, Moses, Samuel, Josia, Timotheus u. c. Zeige ihnen wie nöthig es ist, fr ü h e den Herrn zu suchen. 1) Weil in der Jugend das Herz noch nicht in Sünden ganz verstockt ist. 2) Weil uns nur die Religion wahrhaft glücklich macht. 3) Weil man jung schon sterben kann. 4) Weil es viel schwieriger ist, wenn einmal „die bösen Tage der Trübsal kommen.“

**Fragen.** Wer ist der Verfasser unserer Lektion? Wie wird er in diesem Buche genannt? Welche Ermahnung gibt er der Jugend? Warum soll man in der Jugend an seinen Schöpfer gedenken? Was sagt die Lektion vom Sterben? Was sagt sie vom letzten Gericht? Was ist die Hauptsumma aller Lehre?

**Illustration.** Jetzt ist die angenehme Zeit. „Einst stand ich an dem Sterbebett eines Jünglings,“ schreibt ein gewisser Prediger, „ich suchte ihn auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, als seinen einzigen sichern Zufluchtsort hinzuweisen, und ermahnte ihn dringend, Gott jetzt sein Herz zu geben. Beim Weggehen fragte ich ihn, ob ich vielleicht seinen Kameraden Etwas für ihn ausrichten solle, „Sagen Sie ihnen,“ hob der Sterbende hierauf an, mit solchem Ernst und Gefühl, daß ich nicht versuchen werde, es zu beschreiben; „Sagen Sie ihnen, daß sie doch ohne Verzug Buße thun und sich zu Gott wenden sollen im Gebet; daß das Sterbebett sei ein höchst unsicherer Ort, um sich für die Ewigkeit vorzubereiten.“

#### Wandtafel.



**Sonntag den 24. September.**

☞ Siehe allgemeine Uebersicht auf Seite 325.

#### Sonntagsschulbericht.

Lieber Bruder Horn! Ich wurde ersucht durch einen Beschluß unserer Vierteljahrs-Conferenz einen Bericht von unserer Sonntagsschule zu West-Salem einzusenden. Unser wackerer Vorst. Wlt., J. Fuchs, hat es den Sonntagsschul-Superin-

tendenten unseres Bezirks zur Pflicht gemacht, bei jeder Vierteljahrs-Conferenz einen schriftlichen Bericht von ihren respectiven Sonntagsschulen einzureichen; wahrscheinlich wird er diese Regel suchen auf dem ganzen Distrikt einzuführen. Zuerst möchte ich den lieben Lesern noch mittheilen, daß wir hier im vergangenen Winter ein herrliches Bekehrungswort hatten, bei welchem sich auch eine große Zahl Sonntagsschüler bekehrten. Die Mehrzahl ist auch noch recht eifrig im Christenthum, sie nehmen fleißigen Antheil an den Gottesdiensten und beten auch eifrig ohne aufgefordert zu werden in den Betstunden. Unsere Sonntagsschule ist daher auch in einem blühenden Zustande. Die Lektionsblätter werden bei uns auch allgemein als sehr nützlich und als unentbehrlich anerkannt. Auch haben wir die Wandtafellektionen eingeführt, welche auch für die Schüler sehr reizend sind. Die Sonntagsschul-Convention, welche hier tagte, war auch recht segnet.

Nun folgt der Vierteljahrsbericht:

Unsere Sonntagsschule ist in einem gedeihlichen Zustande. Auf Seiten der Schüler bekundet sich ein großes Interesse für dieselbe, heides in Bezug des Besuchs der Schule und der Aufmerksamkeit. Die Lehrer erkennen, der Mehrzahl nach, ihre Pflicht und sind recht thätig und pünktlich; andere hätten freilich Raum zur Besserung.—Der Besuch von erwachsenen Gliedern könnte und sollte auch noch weit besser sein; in dieser Richtung ist zu viel Trägheit eingeschlichen. Die Durchschnittszahl der Schüler war 40, die der Lehrer 8.

G. Mitter, Supt.

**Ueber die Treue des S. Schullehrers** finden sich in einem Tractätchen folgende Punkte hervorgehoben: Der treue S. Schullehrer ist

1) Pünktlich; stets in der S. Schule anwesend und zwar zu rechter Zeit. Wenn dringende Nothfälle ihn zuweilen abhalten, ist er stets für einen Stellvertreter besorgt, oder gibt dem Superintendenten durch Jemand rechtzeitigen Bericht von seinem Nichterscheinen.

2) Er ist immer bei der Lehrerversammlung anwesend, wenn es ihm unvermeidliche Hindernisse nicht geradezu unmöglich machen.

3) Er bereitet sich immer mit größter Gewissenhaftigkeit auf die Lektion vor, und zwar wo möglich schon zu Anfang der Woche; wendet dieselbe auch immer feierlich auf sein oder ihr Herz und Gewissen an; studirt sich die Lehre und Nutzenwendung so gut ein, daß in der Klasse kein anderes Lehrbuch als die Bibel mehr nothwendig ist.

4) Er besucht auch zuweilen die Schüler seiner Klasse ohne Ausnahme—Abwesende sogleich—ladet sie ein, auch ihn zuweilen zu besuchen, und überhaupt ist er bestrebt ein intimes Verhältniß zwischen ihnen zu Stande zu bringen und einen gewinnenden Einfluß auf sie auszuüben.

5) Vor Allem aber ist er bestrebt, einen jeden seiner Schüler zu Christo hinzuleiten, und betet für einen jeden Einzelnen.

6) Uebt er Geduld mit Allen, sich fortwährend an die Langmuth Gottes erinnernd.

In einer Anrede sagte Talmage einmal mit Bezug auf das Verhältniß der Kirche zur S. Schule, daß erstere mit der Erziehung der lieben Jugend viel zu spät anfange. „Die Welt,“ sagt er, „kommt allen Ernstes schon im April des menschlichen Lebens herbei und säet ihr Unkraut in die Herzen. Wir als Kirche hingegen, warten gemüthlich bis etwa August oder September und wollen da anfangen Samen auszustreuen. Aber wie finden wir das Feld? Ueberall mit Dornen und Disteln überwuchert. Die Welt, das Fleisch und der Teufel haben vollen Besitz davon.“

## Allgemeine Uebersicht.---Zweites Quartal.

Lection.	Thema.	Grundgedanke.	Haupttext.	Zur Lehre.	Fragen.
I. 1. Chron. 29, 1—10.	David's Auftrag an Salomo.	Der Dienst des Herrn ist eine göttliche Forderung, und nur dann recht, wenn er nach seinem Willen geschieht.	1. Chron. 28, 9.	Gott ist Herrscher über Alles.	Wem wollte der König David ein (Tempel) Haus bauen? Zu welchem Zweck werden heute noch Kirchen gebaut? Sollen dem Herrn alle Menschen ohne Unterschied dienen? Wie lange sollen wir dem Herrn dienen?
II. 2. Chron. 1, 1—17.	Salomons Wahl.	Göttliche Weisheit ist besser als Gold und Perlen.	Jac. 1, 5.	Der freie Wille des Menschen.	Ist es recht und zweckmäßig, Gott um Güter und Ehre zu bitten? Was erbat sich der König Salomo von Gott? Sind auch uns Weisheit und Erkenntniß nothwendig zur Seligkeit? Wo können wir sie finden?
III. 2. Chron. 3, 1—17.	Salomons Tempel.	Die Herrlichkeit des Hauses Gottes.	1. Kön. 8, 27.	Der Gott wohlgefällige Dienst.	Baute Salomo dem Herrn ein schönes und werthvolles Haus? Welches Heiligthum that er in das Allerheiligste des Tempels? Sollen wir Menschen nicht auch Tempel Gottes sein? Welches köstliche Heiligthum wird dem Gläubigen bescheert?
IV. 1. Kön. 8, 5—21.	Der Tempel eingeweiht.	Die Offenbarung der Gegenwart Gottes.	Köm. 12, 1.	Der Gläubige ein geistlicher Tempel.	Wie weihte der König Salomo den Tempel Gottes ein? Wenn wir dem Herrn opfern, was sollen wir ihm darbringen? Antwortet der Herr dem gläubigen Beter gerne? Wollt auch ihr euch dem Herrn ganz weihen?
V. 1. Kön. 8, 22—30.	Salomons Gebet.	Gott der Herr erhört und beantwortet Gebet.	Ps. 132, 8.	Das Wesen des Gebets.	Zu wem betete Salomo, als er den Tempel einweihte? Erhörte Gott sein merkwürdiges Gebet? Zu wem sollen denn wir beten? Welche Art Gebete beantwortet der Herr gerne?
VI. 1. Kön. 10, 1—10.	Salomons Wohlstand.	Willkürige Huldbildung dem Könige Israels.	Matth. 12, 42.	Zeitlicher Wohlstand.	Welche merkwürdigen Reichthümer schenkte Gott dem Salomo? Welche Königin kam vom Ende der Erde, um Salomons Weisheit zu hören? Wem gab sie allein Ehre und Preis? Welche Geschenke machte sie dem weisen Könige?
VII. Epr. 1, 20—33.	Der Ruf der Weisheit.	Die erbarmungsvolle Liebe nach dem verlorenen Sünder.	Offenb. 3, 20.	Die zukünftige Strafe.	Was verstehen wir unter der Stimme der göttlichen Weisheit? Welche heiligen Güter trägt sie denen an, welche ihr gehorchen? Welche Strafe kündigt sie dem Ungehorsamen an?
VIII. Epr. 3, 1—19.	Der hohe Werth der Weisheit.	Jahre vieler Segnungen werden dem Weisen zu Theil.	Job 28, 15.	Die Weisheit von (Gott) oben.	Auf wen mahnt uns die Weisheit, daß wir uns allein verlassen sollen? Sollen wir dem Herrn auch einen Theil von unseren Gütern geben? Welche Schätze haben geringeren Werth, denn die göttliche Weisheit? Wollt auch ihr sie beim Herrn allein suchen?
IX. Epr. 6, 6—22.	Rechtthaffener Fleiß.	Verschiedene Lastträger mit verschiedenen Belohnungen.	Röm. 12, 11.	Die Gehässigkeit der Sünde.	Von wem soll der Faulenzer und Müßiggänger lernen? Was soll er von der fleißigen Ameise lernen? Welche Verheißungen begehrt ein böser (loser) Mensch? Welche Gebote und Gelege sollen wir bewahren?
X. Epr. 23, 29—35.	Unmäßigkeit.	Enthaltung vom Wein ist eine sichere Schutzwaaffe.	Eph. 5, 18.	Die Betrügllichkeit der Sünde.	Von welcher Art Unmäßigkeit handelt diese Lection? Ist uns denn in Gottes Wort der Genuß der Frucht des Weinlaubes verboten? Welche traurigen Folgen bringt der Genuß berausender Getränke mit sich? Welche Warnung ertheilt uns die Lection?
XI. Epr. 31, 10—31.	Das tugendhafte Weib.	Edle, Tugend, Fleiß und Frömmigkeit sind der Ruhm eines guten Weibes.	Apg. 9, 36.	Heilsamer persönlicher Einfluß.	Mit wem vergleicht die Lection ein tugendhaftes Weib? Welche Tugenden werden von ihr gerühmt? Soll man die Schönheit eines Weibes (Jungfrau oder Mädchens) oder ihre Frömmigkeit loben?
XII. Pred. 12, 1—14.	Ein göttliches Leben.	Gott fürchten und seine Gebote halten, ist die Hauptsumma aller Lehre.	1. Tim. 4, 8.	Die Unsterblichkeit der Seele.	Zu welcher Zeit sollen wir unseres Schöpfers gedenken? Wie sollen wir Gott den Herrn fürchten? Warum sollen wir den Herrn fürchten?

Wie eine Sonntagschule vom Tode gerettet wurde zeigt Dr. Dobbs in einem Artikel im „National Baptist.“ Er besuchte eine blühende S. Schule, welche pünktlich und ohne einen vernehmbar laut eröffnet wurde. Das Lied wurde an eine Wandtafel geschrieben und gesungen. Ein vorher dazu bestimmter Lehrer leitete im Gebet, worauf ein anderes Lied gesungen wurde, nachdem es auf eben dieselbe Weise angegeben worden war. Dann ging man ohne ein Wort zu sagen zur Lection über. Am Schluß brachte eine leichte Berührung der Glocke die Schule zur Ordnung. Der Doktor drückte seine Bewunderung einem nahestehenden Lehrer über die Ruhe und Ernstigkeit aus, welche sich in der ganzen S. Schule kundgab, und fragte, wie nur eine solche Ernsthaftigkeit zu Stande gekommen sei. Er wurde zum Superintendenten geführt und

ersucht diese Frage an denselben zu richten. Er fing an zu sagen, daß er noch nie das Gleiche gesehen hätte, worauf der Superintendent den Kopf schüttelte, eine kleine Tafel aufhob und zur größten Verwunderung des Besuchers darauf schrieb: „Ich bin ein Taubstummer.“ Dr. Dobbs sich zu seinem Freunde wendend, bat um Aufschluß. Dieser sagte: „Wir sind durch frühere Superintendenten zu Tode gekommen worden. Es schien unmöglich zu sein, für einen Mann mit gewöhnlichen Fähigkeiten, solche Fehler zu vermeiden, daher wählten wir einen Taubstummen, welcher durch und durch ein Christ ist.“

Es läßt sich leicht eine Anwendung von Obigem machen. Möge sich jeder S. Schularbeiter, besonders jeder Superintendent die Lehre des Obigen merken.



B. Horn.

## Jesus, mein Führer.

J. W. Hermann.

1. Sü = ße = ster Hei = land, du Freund meiner See = le, Lust mei = nes Le = bens und Licht mei = nem Pfad.  
 Hilf, daß ich im = mer die We = ge er = wäh = le, Die mir ge = zeig = et dein gött = li = cher Rath.  
 2. Die = se Welt hat nur verwel = fen = be Freu = den, Heu = te noch roth und ach! morgen schon todt.  
 Du nur, o Je = su, kannst Frieden be = rei = ten, Wel = chen kein Raub und kein Wech = sel be = droht,  
 3. Je = su, mich zie = het ein sü = ßes Ver = lan = gen, Ge = wig ver = ei = nigt in dir mich zu freu'n,  
 Hilf mir im Glauben nur dir an = zu = han = gen, Und dir er = ge = ben in Lie = be zu sein.

Führe mich freundlich durchs wechselnde Leben, Leite mich Heiland an lie = ben = der Hand, Bis ich kann se = lig dem  
 Schätze, die Motten und Rost nicht verzehren, Won = ne, die e = wig die See = le beglückt, Wirst du, o Heiland, den  
 Laß auf die Gnade mich einzig nur bau = en, Stärk zum Kampfe mir immer den Muth, Hilf mir zu ru = hen mit

Langsamer und sehr sanft.

Lei = den ent = schwe = ben, Heimwärts zur Ruhe im himmlischen Land, Heimwärts zur Ruhe im himmlischen Land.  
 Dei = nen ge = wäh = ren, Wenn sie die himmlische Hei = math ent = zückt, Wenn sie die himmlische Hei = math ent = zückt.  
 fü = ßem Ver = trau = en, In dei = nem Blu = te, dann ha = be ich's gut, In dei = nem Blu = te, dann ha = be ich's gut.

(107)

(Copyright secured.)

In einer Sonntagsschule fand der Superintendent beim Durchmustern der Klassenbücher in einem derselben bei dem Namen eines Schülers, von dem Lehrer der Klasse, die Anmerkung: „Hat die Schule verlassen.“ Der Superintendent suchte den Knaben in seiner Wohnung auf und fand ihn in einer elenden Dachstube, in großer Armuth, krank. Er hatte durch einen Fall eine schreckliche Wunde am Kopf. Nachdem er für einen Arzt und für einige sonstige Erleichterungen gesorgt hatte, schrieb er in jenes Klassenbuch, neben die Bemerkung des Lehrers: „Verlassen von einem nachlässigen Lehrer, um mit einem Loch im Kopf ungetröstet zu sterben.“

**Wißt du im Ernst?** Es ist Gottes Werk, worin du begriffen bist. Deinen Händen hat er es anvertraut. Du gibst vor, den Herrn zu lieben. Wißt du denn wirklich im Ernst in der Betreibung seines Werks?

Unsterbliche Seelen sind deiner Obforge anvertraut, woran Jesus selbst seinen innigsten Antheil hat, ein Werk, zu dessen Beförderung er selbst sein köstliches Blut hat fließen lassen, und in welchem Werk die Engel selbst interessiert sind.

Die Zeit ist kurz, das Leben ungewiß. Die Jugend reißt allmählig heran. Der Tag fängt an, zur Reize zu gehen, die Nacht kommt. Wißt du im Ernst?

**Nichts zu groß.** Ein Wink, der auch Sonntagsschullehrern gilt. Dr. Livingston sagte in seinen Schilderungen seiner gefahrvollen Missionsreisen in Südafrika sehr treffend: „Ich erwähne diese besonderen Erlebnisse nicht, als betrachtete ich dieselben etwa für Aufopferungen; denn nach meiner Ansicht

solte das Wort nie gebraucht werden für irgend Etwas, das wir zu thun vermögen um deß Willen, der die Herrlichkeit des Himmels beiseite legte, um sich für uns in den Tod dahin zu geben.“

**Nur zweiundfünfzig Sonntage.** Ja, nur zweiundfünfzig, und von jedem derselben erhält die Sonntagsschule höchstens anderthalb Stunden für religiösen Unterricht. Von dieser Zeit erhält wiederum der Lehrer mit seiner Klasse nur eine halbe Stunde. Lehrer, bedenke es, in dem ganzen Jahr also nur zweiundfünfzig halbe oder sechsundzwanzig ganze Stunden. Bedenke, wie wenig Unterricht über das Eine nothwendige deinen Schülern außerhalb der Sonntagsschule zu Theil wird. Da kannst du nicht wohl einen einzigen Sonntag verlieren, und nur ein heftiger Regen = oder Schneesturm, oder eine Krankheit sollte als hinreichender Grund deiner Abwesenheit gelten, und während deiner Anwesenheit kannst du auch keine Minute deiner köstlichen halben Stunde für unnützen Zeitvertreib entbehren.

**Dran Swift,** ein englischer Geistlicher, sagte von gewissen Predigern seiner Zeit, welche den Ruf hatten, sehr „tief“ zu sein, und ohne Zweifel nicht vermögend waren, sich so weit herunter zu lassen, um sich in ihren Vorträgen den Kindern verständlich machen zu können. „Sie sind wie ausgetrocknete Brunnen; man meint, sie seien wunderbar tief, weil sie so wunderbar dunkel sind, wogegen diese Dunkelheit von ihrer Leere herrührt.“ Es ist sehr schade, daß auch in unseren Tagen noch ein solcher Schlag Prediger vorhanden ist, hoffentlich wird es bald anders, oder —.

# Winterstücken.

Wir freuen uns den Lesern des Magazins anzeigen zu können, daß wir eine Anzahl gebiegender S. Schulabhandlungen an Hand haben, welche nach und nach zur Veröffentlichung kommen werden. Die Verfasser derselben möchten wir um etwas Geduld bitten, wenn ihre Produkte nicht so bald erscheinen. Nach und nach kommen alle an die Reihe.

Begen fast unausgesetzter Arbeit an den neuen Gesangbüchern, haben wir leider in letzter Zeit dem Magazin nicht ganz die Aufmerksamkeit schenken können, wie wir gewünscht haben und auch hätten thun sollen. Doch werden die Leser in Betracht der Umstände etwas Nachsicht haben. Wir beabsichtigen Alles wieder einzuholen.

**Der siebente Lehrertag.** Vor kurzem tagte hier in Cleveland, bekanntlich der deutsch-amerikanische Lehrertag. Es ist gewiß von hoher Bedeutung, wenn eine Anzahl Pädagogen zu allgemeiner Berathung zusammentritt. Es kamen denn auch während der Sitzung wichtige Fragen aufs Tapet, wie z. B. die Weltgeschichte in der Schule, Verbesserung der Orthographie, Frauenerziehung, die Berechtigung und Verwendung des Märchens in der Volksschule etc. Daß dabei der vielfach schablonenmäßig betriebenen Unterrichtsweise der Amerikaner mancher Hieb versetzt wurde, läßt sich leicht denken. Wenn man aber nun Andern Hiebe versetzen will, so ist es eine gute Vorsichtsmäßigkeit zuerst seine eigenen Wunden zu decken. Als eine solche Wunde kam es uns vor, daß in dem Programm nach der Betonung und besonderen Auseinandersetzung zu schließen, die Vergnügungspartien fast die Hauptrolle spielten, und von denselben in der kurzen viertägigen Zusammenkunft nicht weniger als ein Commerc, ein Sommernachtsfest und ein Pic-Nic durchgeschlagen wurden. Dabei muß ja der Gemüthlichkeit Gewalt angethan werden und das Gemüth wird zum Gemüth. Erwartet der Lehrertag, welcher, wie wir uns aus eigener Beobachtung überzeugt haben, zum Theil aus sehr fähigen und tüchtigen Männern besteht, daß der Erziehung durch ihn Heil kommen soll, so muß er vor Allem auch auf die Macht des Beispiels Rücksicht nehmen, besonders weil sich der Einfluß desselben vornehmlich auf die Jugend erstrecken soll. Der Einwand, daß diese Zusammenkünfte im Allgemeinen als eine „Spritztour“ betrachtet würden, wie uns ein „Eingeweihter“ sagte, ist bei solchen ersten Dingen doch wohl eine sehr zweifelhafte Entschuldigung. Was nützt es uns am Ende, wenn unsere Jugend durch diese Herren zu ausgebildeten Schulgelehrten gemacht wird, wenn dieselben dann durch ihr Beispiel am Ende die Willigkeit oder Fähigkeit zur praktischen Verwerthung des Gelernten zertrümmern? Dieses sind eben doch Fragen, welche nicht bloß der ersten Erwägung werth sind, sondern auch allgemeiner Besprechung offen stehen, weil sie unsere eigenen Kinder möglicherweise sehr genau berühren mögen.

**Genügsamkeit.** Heute besuchte uns ein alter wackerer Christ. Er war einige Zeit von Hause fortgewesen. Der Hauptgegenstand seiner Rede und Erzählung war seine Kirche, seine Klasse in der S. Schule, sein Wirkungskreis überhaupt. Mit welcher Liebe und Hingabe redete er davon. Man hörte es ihm an, daß war seine Welt und seine Freude. O wie wohlthuend ist es, solche Zufriedenheit und Genügsamkeit in stiller anspruchsloser Thätigkeit zu beobachten, gegenüber dem lauten Geprahl mancher hohlen Tonnen, welche Alles besprechen, verstehen und meistern wollen, und doch nie etwas Rechtes zuwege bringen.

**Zur Erinnerung.** Da in Folge der heißen Jahreszeit der Fliegenbesuch auch in diesem Jahre wieder so zahlreich ist, daß die fideles Creatürlein hin und wieder vielleicht mancherlei üblen Nachreden und Mißhandlungen ausgesetzt sind, so wäre es wohl am Platze, folgendes in Erinnerung zu bringen: 1) Eine Fliegenmutter erfreut sich in einem Sommer einer Nachkommenschaft von circa 1,400,000 kergebundenen Fliegenkindern. Daß nun in solcher zahlreichen Familie mitunter Unannehmlichkeiten vorkommen, worunter selbst die Nachbarn zu leiden haben, ist nicht zu verwundern. Wie kann die arme

Mutter da jedem einzelnen Kinde nachgehen und alle in Ordnung halten. Ist das doch bei den Menschen mit kleineren Familien nicht immer thunlich. 2) Haben die Fliegen auch manche gute Eigenschaft, worin sie dem Menschen als Muster dienen können. Zubörderst nemlich die gewissenhafte Beobachtung rastloser Thätigkeit. Dann die unabänderliche Hausordnung nach dem Sprichlein:

„Früh zu Bett und früh wieder auf,  
Nacht frisch, gesund und reich im Kauf.“

Zunächst muß man ihren unverwundlichen Humor bewundern. Sagt man sie, so fliegen sie fort; aber im nächsten Augenblick kommen sie schon wieder so fidel und gemüthlich zurück, als ob die Jagd nur ein harmloser Scherz gewesen sei. Lebenswerth ist auch ihre Unparteilichkeit. Sie kehren überall ein, wo es nur etwas zu schnabuliren gibt, wie unsere Politiker — mag der Mann reich oder arm, gelehrt oder ungelehrt sein. Anspruchslos und bescheiden wäczt die Fliege ihre Flügel eben so seelenvergüßt auf der Suppenschüssel des Bettlers, als auf einer kaiserlichen Nase. Kostverächter sind sie nun einmal gar nicht, und das wird auch die Ursache sein, daß ihre Aerzte von Dispepsia gar nichts verstehen. Ihr Patriotismus ist nun geradezu staunenerregend. Werden auch im Kampfe um einen Zuckerkuchen hunderte todtgeschlagen, so füllen neue Schwärme ihre Reihen und stürzen sich todtverachtend wieder auf die süße Beute. Große Verbrechen kann man ihnen im Allgemeinen nicht nachsagen. Das Schlimmste ist wohl, daß sie sich das, was ihnen gefällt nehmen, wo sie es kriegen können; aber da sind die Menschen mehr zu beschuldigen als die Fliegen, denn weil ihnen Niemand gutwillig etwas gibt, so bringen sie das amerikanische „help yourself“ in Anwendung. Haben sie das wohl von den Staatsbeamten, oder jene von den Fliegen gelernt? (Weltkap soll antworten). Daß man die Fliegen für gelegentlichen Vorrath schlagen und strafen muß, ist ihnen wieder weniger zur Last zu legen. Sie würden wohl ebenso lieb ungeschlagen und ungestraft bleiben.

**Nachfrage.** Wo ist das Glied der Evang. Gemeinschaft, welches unaussprechliche Klage über den Zustand der Kirche führt, und immer Fehler an Andern findet, daß sie nicht Christenthum genug hätten, und dabei selber geistlich gesinnet ist? Besinne dich —

**Bitte um Auskunft.** Wo ist der Bruder — begabt oder gelehrt, der sein Versammlungsgehen, nach der Witterung und nach anderen Dingen mit leiblicher Bequemlichkeit verbunden, abzumessen gewohnt ist, der nicht eine Probe seinem Prediger, eine Last der Kirche und ein Räthsel denkender Weltmenschen ist? Wo ist er?

**Ein wohlzogener und belesener Mann in Detroit** fand oft sehr großen Anstoß daran, daß seine eigene Frau und andere Weiber nicht besser in der Geschichte bewandert und auch über andere mit dem Wachsthum, der Wohlfahrt unseres Landes in Verbindung stehende Angelegenheiten kaum nur im Geringsten unterrichtet waren. Neulich brachte er nun ein umfangreiches Geschichtswerk mit nach Hause und händigte dasselbe seiner Gattin mit den Worten:

„Hier Mary! Ich wünsche, daß du mit der ersten Seite anfängst und siehst, ob du nicht etwas lernen kannst.“

Die Frau erklärte sich damit einverstanden, seine Schülerin zu werden, und als er dann das erste Mal wieder zum Abendessen heim kam, fand er sie — mit ungeordnetem und zerzaustem Haare in Pantoffeln — im fleißigsten Lesen begriffen, während alle Feuer bis auf eines ausgegangen waren und von einem Abendessen sich auch nicht eine Spur blicken ließ.

„Nun — was ist das?“ fragte der erstaunte Mann: bist du krank?“

„Krank? Nein!“

„Gut! Wo ist dann mein Abendessen?“

„Ich weiß Nichts von deinem Abendessen, aber ich kann dir Alles über die Entdeckung Floridas am Schnürchen herunter erzählen.“



Das verhängnißvolle Geschichtsbuch soll nun seit jenem Abend nicht wieder geöffnet worden sein, ja — Manche wollen sogar wissen, der unvürthige Hausherr habe — natürlich aus Versehen — es als Feuermaterial benützt.

Ein ungarischer Officier reiste mit Extrapost und kam Abends spät im Gasthof an, findet daselbst aber nur noch ein Bett leer, auf einem Zimmer, wo schon ein Geistlicher schläft. Er findet sich in den Umstand, bezahlt gleich Abends und verlangt, um 3 Uhr geweckt zu werden, indem die Post zur Weiterreise wieder vorfährt. Allein das Wecken wird übersehen, und der Postillion weckt selber durchs Blasen. Da springt der Officier rasch auf, kleidet sich noch halb schlaftrunken im Dunkeln schnell an, fährt aber unglücklichweise in des Pfarrers Kleider, die ihm gerade passen, schließt die Hausthür auf und fährt fort. Als es anfängt Tag zu werden, und er einmal an einem Dorfwirthshause aussteigt, fällt ihm doch seine Kleidung auf, er bezieht sich von oben bis unten, und ruft aus: „Nun hab' ich's doch gleich gedacht, da hat der dumme Wirth den Pastor geweckt und mich hat er liegen lassen.“ \*

**Ein köstliches Gesuch.** — Der israelitische Schulgehilfe Elias Krumm in W. M., in Ungarn, war zum Schulmeister erwählt worden und in dieser Eigenschaft hatte er das Herz einer nicht ganz unbemittelten israelitischen Pächterstochter erobert.

Ja, er bekam die Polbine und ihr Vater hat ihr zur Mitgift die schönste Kuh aus dem Stalle versprochen. Da aber die für den Schulmeister bestimmten Räumlichkeiten nur eine Stätte für Fiedervieh und einen kleinen Schweinestall aufzuweisen hatten und Elias Krumm nicht aus eigenem Geldbeutel einen Zubau bewerkstelligen wollte, so wendete er sich an den Schutzpatron. Dieser rieth ihm an, mit seiner Bittschrift an die Gemeinde einzutommen. Elias, ein großer Federheld, setzt sich hin und schreibt folgendes Gesuch:

„An die löbliche Gemeinde!“

Nachdem der Unterzeichnete durch seine nächstens erfolgende Heirath mit Leopoldine Lamm, Pächterstochter allhier, ein schönes Stück Kindevieh ins Haus bekommen wird, bittet derselbe um gütige Erweiterung der Schullocalitäten durch einen großen Stall, nemlich für die erheirathete Kuh und ihr allenfalls später nachkommendes Kindevieh, wozu bei der Vorliebe des Unterzeichneten für die ländliche Hauswirthschaft im engen Familienkreise und mit der schon im elterlichen Hause anerkannt guten Viehzucht seiner Auserwählten alle Aussicht vorhanden ist.

Elias Krumm.

Es ist sehr wahr, was das gute Sprichwort sagt: „Armut schändet nicht und Reichthum macht nicht glücklich.“

Wie wahr dies sein muß, geht daraus hervor, daß es sogar auch g a n z u m g e f e h r t noch wahr ist: „Reichthum schändet nicht und Armuth macht nicht glücklich!“

Ein französischer Officier zankte sich mit einem Schweizer und warf ihm vor, daß seine Landsleute für Geld auf jeder Seite, während die Franzosen nur für Ehre kämpften. „Ja,“ sagte der Schweizer, „jeder kämpft für was er am meisten braucht.“

„Die Kerzen, welche Sie mir lektirn verkauften, waren sehr schlecht,“ sagte ein Kunde zum Händler, „sie brannten is zur Hälfte und wollten dann nicht länger brennen.“

„Wie so?“ fragte der bestürzte Lichterzieher.

„Nun, sie brannten kürzer.“

**Ermunternd.** C.: Ich sah etwas Gutes in Ihrem Pamphlet.

Junger Schriftsteller (erfreut): Ja, wirklich? Was war es?

C.: Ein Kuchen war darin eingewickelt.

**Unwillkürliches Wortspiel.** Ein Pastor in St. hatte vor einigen Jahren ein Brautpaar einzusprechen und begann seine Anrede, statt, wie er es gewöhnlich that, mit „Geliebte Verlobte!“ mit den Worten: „Verliebte Gelobte!“ augenblicklich aber diesen Fehler bemerkend, verbesserte er sich und sagte: „Gelobte Verliebte!“

**Furcht vor dem Verhungern.** Der reiche Römer Apicius besaß unermessliche Reichthümer. Nachdem er 100 Millionen Sesterzien durchgebracht hatte (ungefähr vier Millionen

Dollars) brachte er seine Rechnungen in Ordnung, und da ihm dann nur 10 Millionen Sesterzien übrig blieben (vierhunderttausend Dollars), vergiftete er sich, aus Furcht, Hungers sterben zu müssen.

Ein Candidat von sehr unansehnlicher Gestalt begann seine Predigt mit den Worten: „Fürchtet Euch nicht!“ — er kann nicht weiter, es war um ihn gesehen, — er wiederholte: „Fürchtet Euch nicht! Fürchtet Euch nicht!“ — da rief ein Bauer aus der Gemeinde: „Sä wär mer och de Figur dernach, mich vor ihm zu fürchten!“

**Eine amtliche Bemerkung.** Dem Postamte zu Bremerhafen wurde kürzlich ein Brief unter Adresse: „An den Herrn Barbier in Stollhamm“ zur Beförderung übergeben, welcher indeß nach einigen Tagen als unbestellbar wieder zurückkam. Auf der Rückseite des Briefes fand sich der amtliche Bemerk: „Ohne nähere Angabe der Adresse nicht zu bestellen, da sich hier in Stollhamm Jeder selbst rasirt.“

Kaiserliches Postamt.

**Ein statistischer Bericht.** In einem deutschen kleineren Orte wurden der dort vorhandenen Hunde wegen Recherchen gehalten. Der diesfällige Bericht des damit beauftragten Beamten lautete: „Der Ortsvorsteher — ein Hund; der Schulmeister — ein Hund; der Verwalter — ein Hund; der Richter — ein Hund; im Ganzen vier Hunde.“

**Praktische Mittel gegen die Auswanderung.** „Ich habe Ihn rufen lassen, Gemeindevorsteher, weil Er ein vernünftiger Mann ist, der die Leute kennt,“ sprach der Landrath eines Dorfes zum Dorfschulze, „sag' Er mal, fällt denn Ihn nichts ein, wie man unseren Bauern die Lust zum Auswandern vertreiben könnte?“

„Dafür könnt man grad' schon sorgen, — thät's denn so schwer halten, wenn der Herr Bismarck das Nordamerika an sich bringen wollte? — Wenn das ging, Herr Landrath, und das Land wär erst mal deutsch, — ich kann's Ihnen schon ganz gewiß jagen, nachher hat die G'schicht mit dem Auswandern ihr Ende auf alle Zeiten.“

**Probe einer königlichen Orthographie und Stilistik.** Ein Militärmochenblatt veröffentlicht folgende genau wiedergegebene Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm I. vom 3. Mai 1713:

ich masch sein wo ich will so soll ümer dattiert werden berlin und nicht Mitten walde wusterhausen Potsdam Cöln am der spree sonder Platterding's berlin Da nach hat sich Krigsch und Civil Cancelley nach zu achten den 3 Mey 1713

Fr Wilhelm

**Neue Salomonische Weisheit.** Die Wahrheit zu nennen, ist Spiel, Die Wahrheit zu erkennen, ist viel, Die Wahrheit zu sagen, ist schwer — Die Wahrheit ertragen, ist mehr!

**Über Etwas lernen will, der lerne bald:**

Ich heut den Kuchen, — morgen ist er alt!

**Willst du die Welt im Kleinen seh'n,**

So schau in dich hinein:

Was außen du siehst vor sich geh'n,

Ist nur der Widerschein!

**Das, was auf unsrer Lebensreise**

Den feinen Menschen offenbart,

Ist nicht die feine Lebensweise,

Es ist die feine Lebensart!

## R ä t h s e l.

1.

Vor dem Fenster ein Netz von Eisen,  
Rückwärts — eine Wurzel zum Verspeisen.

2.

Wird durch ein g nur sie und er verbunden,  
So ist ein Held, ein glücklicher, gefunden.







Herbstblumen.



# Das Evangelische Magazin.

Band 8.

October 1876.

Nr. 10.

## Die Pfändung.

(Eine oberösterreichische Dorfgeschichte, nachgezählt von Friedrich von Strobach.)



Wenn man die List im letzten Viertel ihres Laufes verfolgt, so kommt man in ein enges felsiges Thal, durch welches sich der Fluß über herabgestürztes Steingerölle wild und schäumend im raschen Laufe ergießt. Man hört rings das eifige Hämmern und Klopfen der Steinarbeiter, welche die Felsenklöße des Thales zu Würfelsteinen, zu Stiegenstufen, Thür- und Fensterstöcken verarbeiten. Längs des Flußufers neben den Werkstätten lagern die Erzeugnisse dieser Thätigkeit in hohen Haufen. Stellenweise bieten sich dem Auge auch sanfte Bergabhänge, mit Waldbäumen besanden, oder zu Feldern umgepflügt. Vereinzelt gewahrt man dann auch neben den Hütten der Steinarbeiter einen größeren Bauernhof oder das Häuschen eines Söldners.

In eines dieser Söldnerhäuschen an der List wollen wir heute unsere freundlichen Leser führen. Es liegt unsern einem großen am sanften Bergabhänge erbauten Bauernhause und gehört dem Michel, auch gemeinhin „Söldner im Dörfel“ geheißenen, einem braven fleißigen Manne, der sich und seine Familie mit dem kargen Ertrage einer kleinen Wiese sammt Erbsen- und dem Verdienste der Handarbeit, die er dem Bauer und im Steinbruche leistet, mühsam ernährt. Doch ist er dabei immer froh, heiter und zufrieden, und sein Haus bietet das Bild eines friedlichen, geordneten, behaglichen, wenn auch ärmlichen Hauswesens.

Im Söldnerhäuslein im Dörfel ist es heute ganz still. Sonst hat die Bäuerin gesungen beim Spinnen. Der Söldner, ein frischer rüstiger Mann, hat dem kleinen Buben ein Kartenhaus gebaut und zu dem Töbeler seinen Daß dazu gebrummt. Der Nachbar Bauer hat jeden Abend mit seinem Pfeisken da zugebracht, denn er hatte den Söldner lieb als werthen Freund und Nachbar und wechselte gerne verständige Reden mit ihm. Und heute ist alles still, man hört nichts, als den Wind wehen und die List rauschen; das düstere Dellocht brennt auf dem Tische, dabei sitzt die Söldnerin und flickt ein altes Gewand, sie schaut gar fleißig darauf, damit man sie nicht weinen sehe. Der Mann sitzt auch beim Tische, hat die Ellenbogen aufgestemmt und hält den Kopf in den Händen. Der taube Großvater macht Späne hinter dem Ofen. Der kleine Bub hat ihm einen Span genommen und geht damit in der Stube herum; er fährt, um Spaß zu machen, in der Rätzl ihr Spinnrad. Rätzl, der jungen Bäuerin Schwester, ist aber heute zum Scherzen nicht aufgelegt, auch der Vater geht auf keinen Spaß ein. Alles ist traurig und still in der Stube, nur die alte Schwarzwälderuhr macht ihr gleichförmiges Tiktak. Wer hat denn die gewohnte Freude und Fröhlichkeit aus dem Söldnerhäuslein gejagt? Sind doch ein Paar schöne Klöße da, das Häuslein ist neu hergebaut und schön hergerichtet — und das ist eben die traurige Geschichte. Der jetzige Söldner hat es selbst so schön hergebaut. Er hatte aber kein Geld und hatt' sich gewiß nicht getraut zu bauen, denn er hatte ja noch Schulden d'rauf von

der Zeit der Ueberrahme her. Doch der Nachbar, der Bauer, sein alter Freund, der reizte ihn dazu. „Geh Michel, laß 's Häuslein bauen; schau, ich gib dir 's Geld, zahlst mir's nachher kleintweils ab, wie's dir leicht ankommt, von Procenten ist eh' keine Red'.“ Die Zwei sind gar so gut gewesen zusammen. Der Söldner, der macht dem Bauer die Gänge, die wichtigeren, hilft ihm arbeiten, wenn's dringend ist, kauft ihm eine Kuh oder ein Kalb, denn er kennt das Vieh. Wann einer Kuh was fehlt, oder wenn's im Bauernhaus sonst strenge hergeht, da ist der Michel immer da und hilft, ist's bei Tag oder Nacht, bis alles in der Ordnung ist. D'rums sind beide gute Freunde. Der Nachbar Bauer hat kein Weib, keine Kinder mehr, sie sind alle gestorben, er ist allein, hat übriges Geld und reizt zum Baue bei jedem Gespräch. So hat denn endlich der Söldner in Gottes Namen zu bauen angefangen. Der Nachbar gibt's Geld, wie er versprochen, und schaut fleißig nach. Er beredet ihn auch zum Kellergraben. „Schau Michel, ein Häuslein ohne Keller ist nur ein halbes Häuslein. Hast auf deiner Wiesen ein halbes hundert Aepfelbäume gebaut; wie lange wird's dauern, geben sie dir einen Most; wo thust ihn hin, und die Presse, wenn du keinen Keller hast?“

Das Haus ist fertig und steht schön da, das wäre Alles recht, doch ist der Söldner darnach dem Bauer 700 fl. schuldig, ist das ein Geld! Dem Söldner brummt der Kopf, es schmeckt ihm kein Bissen, wenn er d'ran denkt. Sein Weib will ihm die Gedanken ausreden, und streichelt ihm die Backen, wenn er nachdenkend dasitzt und schaut ihm mit den freundlichen nussbraunen Augen treuherzig ins Gesicht, oder setzt ihm den Buben auf den Schooß, daß er mit ihm spielen soll. Im Herzen d'rin ist sie aber über die Schuld noch bekümmert, als ihr Mann; doch will sie's nicht zeigen, um ihrem Mann das Herz nicht noch schwerer zu machen, denn ein braves Weib trägt den Kummer still, wie ein Geheimniß, und zeigt nur die Freude, und die Söldnerin war ein braves Weib. Der Bauer, der Dörfel-Maier, kommt auch alleneil und sagt: „Du wirfst es schon zahlen heut' oder morgen, es pressirt ja nicht.“ Auf die Nacht war der Nachbar noch kreuzwohllauf mit seinem Pfeisken beim Söldner unten, geht dann heim wie gewöhnlich um neun Uhr schlafen, und früh findet man ihn todt im Bette, der Schlag hat ihn getroffen, haben die Baderherren gesagt. Die Freunde (Verwandten) kommen nun, wie es gewöhnlich geschieht, zum Theilen zusammen. Da rufen sie auch den Söldner. „Du bist ihm ja auch schuldig, dem seligen Vetter?“ „Ja, 700 Gulden.“ „Bist ein ehrlicher Mann, Söldner, hast recht, es steht auch so im Kalender, beim Martinitag im vorigen Jahr.“ „Aber zahlen kann ich nicht gleich, wo soll ich's denn hernehmen?“ „Wir können nicht helfen, wir können nicht d'rums kommen, wir sind unser zu viel.“ Da rennt der arme Michel herum, um Geld aufzutreiben, ob's ihm Niemand leiht; Niemand hat's ihm geliehen. Nun klagen die Erben den Söldner.



Der Tag der gerichtlichen Pfändung ist schon festgesetzt.—Darum ist es heute in der Sölden so still. Der Wind fährt an die Fenster mit einer Gewalt, als wenn er ihnen noch früher das Haus nehmen wollte. Und darüber springt der Söldner in die Höhe und geht in der Stube einige Mal auf und ab, steht einige Zeit beim Ofen und hebt die Hände in die Höhe. „O, Nachbar Dörfel-Maier, dein Wille ist es nicht, was jetzt geschieht! Du hast dir's nicht gedacht, wie mir's jetzt geht. Ums Haus und sein' Sachen kommen, das thut halt weh, und das Weib und der kleine Bub', und der alte Großvater, was fangen die an? Doch du hast es nicht wollen, Dörfel-Maier, das weiß ich. Es kann mich darum nicht reuen, daß wir gar so gut sind gewesen mit einander, als ehrliche Nachbarn.“

Das Weib weint auch, und sagt endlich: „Geh, sei stad, Mann, wegen des alten Vaters, er könnt' es sonst spüren, das Elend. Fasse dich, Mann! Gott hat es zugelassen, geh', besetzen wir nur um Gnade, daß wir Alles gebuldig ertragen können.“ Sie knieen alle zusammen zum Gebete nieder.

Raum hatten sie ausgebetet, klopf es draußen an der Thüre. Wie der Knecht öffnet, kommt ein steinalter Mann herein, in einem alten, zerrissenen Soldatenrödel, eine Jacke darüber, auch schon verweht und fadenförmig. „Erlaubt, daß ich mich wärme,“ sagt er, „draußen weht der Wind so kalt, und es fangt an zu schneien, ich möchte gerne heute noch nach S—berg, der Graf dort ist der Sohn von meinem alten Obersten, den sie bei Leipzig erschossen haben, just neben mir, ich hab' ihn aufgefangen, mit meinen Händen, wie er vom Pferde fiel. Ich will nur sehen, ob der junge Herr Graf, der auch ein braver Herr ist, etwas thut für einen alten Grenadier seines seligen Vaters. Darf ich ein Stündchen bei Euch bleiben?“ „Wir behalten dich schon, kannst auch über Nacht bleiben und morgen in der Früh nach S—berg gehen, derweil hört es zu schneien auf.“ Der Invalide setzt sich zum warmen Ofen und erzählt weiter: „Ich bin schon bei Eurem Nachbar dort brüben gewesen, doch da ist kein Bauer und keine Bäuerin, und die Dienstleute haufen dort voll Uebermuth, da paßt unser einer nicht hin; ich bin lieber um ein Haus weiter gegangen, denn mir thut das wilde Treiben und Spasmachen weh. Einen Kreuzer auf den Weg und die alte Jacken da, die bei der Thüre auf einem Nagel gehängt ist, haben sie mir noch geschenkt.“ „Ja, ja, die Jacken hat der selige Nachbar angehabt den letzten Abend, den er bei uns war.“ „Aber du gehst ja gar elend, Mann, was ist's denn mit deinen Füßen?“ sagt die Söldnerin mitleidig. „Ja die offenen Füße, die hab' ich schon einige Jahre. Beim letzten Marsch im Winter, wo wir von Ungarn herauf sind zu der Elbe, habe ich mir die Füße erfroren, und die brechen jetzt auf von Zeit zu Zeit, und da wird mir schon das Gehen schwer genug.“ „Geh', Weib, geh', such' Fehen,“ sagt der Söldner, und sie sucht schon, noch bevor er es gesagt hat. Sie binden ihm die wunden Füße ein mit frischen reinen Leinwand, und richten ihm beim Ofen die Liegerstatt her. Der kleine Bube, der schon bei der Mühle ihrem Spinnrade auf dem Schmel eingeschlummert war, ist über dem Eintritt des Fremden und seinem Gespräch munter geworden; er nähert sich ohne Scheu dem Soldaten und bringt ihm seine Trommel und seinen hölzernen Säbel. Der alte Mann nimmt den rothwangigen Krauskopf aufs Knie und läßt ihn dort, trotz des wunden Fußes, reiten, dafür kauft ihm der Bube den grauen Schnurrbart und die in schmalen Zöpfen geflochtenen weißen Haare, die ihm von den Schläfen herabhängen. Nachdem der Alte sich mit Selchfleisch und Most gestärkt hatte und das ge-

meinschaftliche Abendgebet gesprochen war, gehen Alle zusammen schlafen.

Der Invalide schläft gar bald ein, er hat lange nicht so gut gelegen, seine Füße schmerzen nicht, das machen die reinen, weichen Sinnen, die der Söldnerin sorgliche Hand darüber gebreitet. Auch der alte Vater, der Bube und das Räthel schlafen, wie der Knecht im Stalle. Alles im Hause schläft, Niemand wacht, nur die Söldnerleute können nicht schlafen; aber keines von Beiden rührt sich, um das Andere nicht zu wecken, bis endlich gegen Morgen auch über die bekümmerten Herzen der Schlaf kömmt, die schöne Gottesgabe, der beste Trost, der alles Herzeleid hinwegnimmt, wenn nur für wenige Stunden. Und was ist alles Wissen im Vergleiche zu dem, was der Schlaf vergißt? Darum weint sich Schlummer auf Kummer, und darum ist der Kummer, der den Schlaf verschleicht, das größte Elend, das den Menschen heimsucht, weil der Schmerz in schlafloser Nacht zum Riesen wird, der mit starker Faust das Herz erdrückt wie eine taube Nuß.

Den anderen Tag steht der Abschieder schön zeitlich und ruhig auf, und wie er sein altes Soldatenrödel in die Hand nimmt und dreht und wendet, sagt er: „Du, Bäuerin, wir sind schon gute Freunde; wie wär's, wenn wir heute noch einen Handel mit einander machten? Eine Jacke über dem Rock, das steht nicht zusammen, und den Janker allein mag ich auch nicht tragen, das kaiserliche Rödel trag' ich so lang, als noch ein Fehen daran ist. Geh, fliehe mir's zusammen, ich lasse dir dafür die Jacke.“

Und sie werden handelsmäßig. Die Bäuerin setzt sich hin und fliehet und stopft; bis zur Frühstückzeit ist das Rödel fertig. Nach der Frühsuppe geht der Abschieder weiter seinen Weg auf die Kunstmühle und das Drahtwerk zu nach S—berg. Beim Fortgehen gibt ihm die Söldnerin noch ein Paar warme Socken, und der kleine Bube bringt ihm beide Hände voll Nüsse, die der Invalide lächelnd nimmt, obwohl er keine Zähne mehr hat, sie zu beißen.

Er geht und läßt die Jacke im Söldnerhäusel auf dem Nagel an der Thüre hängen. Wie bald vielleicht wird dir der Söldner nachwandern, alter Mann, mit dem Bettelstabe in der Hand sammt Weib und Kind, um Obdach bittend wie du, die Füße unter den fremden Füßeln segnend wie du, fremde Hülfe heischend wie du, aber um Vieles elender als du, weil er nicht allein leidet, und weil das Betteln ihm ein ungewohntes Handwerk ist, das er nicht erlernen kann, so leicht es Tausende auch lernen und ausüben und sich dabei ganz wohl befinden.

Wie's 8 Uhr schlägt, da kömmt auch schon der Herr Amtmann und Schreiber vom Gericht, die Schatzmänner hinterbrein. „Es ist meine Pflicht,“ sagt ernsthaft der Schreiber, „bei dem, der nicht zahlen kann, im Namen des Gerichtes zu pfänden.“ „Thun Sie nur Ihre Schuldigkeit,“ sagt das Weib mit bebender Stimme, „Sie haben so länger gewartet als sonst, ich weiß es eh'!“ Der Söldner geht zur Thüre hinaus und läuft ums Haus herum, er sieht und hört nicht was drinnen und draußen geschieht; 's Räthel weint laut in der Küche, der kleine Bube schaut, die Hände in den Hosentaschen, die Herrn stumm und verwundert an. Der alte Vater sitzt gleichgültig auf der Ofenbank und schnitzelt an seinen Holzspänen weiter; er weiß nicht, was die Herren wollen, und hört nicht, was sie reden; was kimmert's dich auch, denkst er sich. Die Söldnerin steht beim Ofenbrett und hält sich zitternd daran fest mit beiden Händen. Der Schreiber zieht sein Schreibzeug heraus, man schreitet zur Inventur, jedes Möbel der Stube und Kammer, jedes Wäsch- und Kleidungsstück der Truhe wird

geschägt und aufgeschrieben. Die Trommel und den Säbel hält aber der kleine Hansl fest und gibt sie um keinen Preis her, so daß ihn der Schreiber lächelnd gewähren läßt. Da bemerkt der Schreiber auch den Zanfer, den der Soldat am Nagel hängen ließ. Er läßt sich ihn reichen und sagt: „Was ist denn das, da steckt ja ein Papier in der Tasche.“ Er zieht es heraus, sieht es an und fängt an zu lesen und liest verwundert bis zu Ende. „Wie kommt denn die Schrift zu Euch herüber?“ fragt er die Bäuerin, und wie ihm diese erzählt, wem der Zanfer gehört hat, da sagt der Schreiber zu den Anderen: „Meine Herren, da ist's nichts mit dem Pfänden; die Schrift da ist das Testament des verstorbenen Bauern dort drüben von seiner eigenen Hand, in aller Form ausgestellt. Er schenkt darin seinem Nachbar die ganze Schuld, sobald er gestorben ist. Das steht hier deutlich zu lesen: „Wenn mir bei meinem Ableben der Söldner im Dörfel noch was schuldig ist, so ist's ihm geschenkt, er ist mir im Leben treulich beigegeben; hat für mich gearbeitet und gebetet.“—„Geh', Schatzmann,“ sagt das

Weib, „lauf' geschwind um meinen Mann.“ Sie selbst setzt sich nieder auf die Ofenbank, sie konnte nicht gehen. Der Schatzmann läuft hinaus, und der kleine Bube ihm nach, den Vater zu holen. Auch der Amtmann und der Schreiber gehen fort, da sie in der Sölden nichts mehr zu suchen haben. Das Weib bleibt in der Stuben, knieet nieder und betet: „Ja, auf dich, lieber Gott, hab' ich vertraut in unserm Glend, du läßt die nicht zu Schanden werden, die auf dich bauen, du hast uns auch den Bettler geschickt mit der Jacken, um uns zu retten.“

Da tritt der Mann herein mit freudestrahlendem Gesicht, den Ruben auf dem Arme, der sich mit beiden Armen an des Vaters Halse anklammert; auch das Räthel kommt herein und weint vor Freude. Alle knien hin und danken Gott inbrünstig, daß er sie erlöst hat aus Kummer und Verzweiflung. Die Freude aber ist wieder eingekehrt in das Söldnerhäuschen an der Aist, und wird, so hoffen wir, nicht so bald wieder daraus verschwinden.



## Wir Drei.

Von W. G.

Wir Drei sind stets bei einander,  
Wir rathen und helfen selbender,  
Will man uns beleidigen,  
So thun wir uns vertheidigen,  
Wird uns aber was gegeben  
Theilen wir's als Brüder eben.

Unsere Freundschaft besteht schon lange,  
Uns macht so leicht Niemand bange,  
Unser Feldmann kann wacker bellen,  
Wir können uns hinter ihn stellen,  
Unser Feldmann kann wacker beißen  
Und Manchem die Hosen zerreißen.

Drum laßt uns nur ungeschoren  
Sonst packt er euch an den Ohren  
Und lehrt euch das Viebchen spielen:  
„Wer nicht hören will, der muß fühlen!“  
Sonst thun wir Niemand was zu Leide,  
Wir machen den Leuten gern Freude.



## Unser Jubiläum.

Von Prof. A. Hilster.

### Siebentes Capitel.

**E**s versteht sich, daß die im Vorigen kurzberührte geistige Entwicklung nicht denkbar wäre ohne höhere Bildungsanstalten, Seminarien, Collegien Universitäten. Darauf richteten die Väter der Republik frühzeitig ihr Augenmerk, und einige derselben, wie Harvard und Yale, erfreuen sich schon einer langen Blüthe. Die schnelle Vermehrung derselben ist eine erfreuliche Thatfache, und sticht besonders in der Gegenwart sehr in die Augen; daß auf einem Flächenraum von 20 Quadratmeilen drei bis vier kommen, ist gar nichts Ungewöhnliches. Hauptsächlich ist diese schnelle Zunahme auf Rechnung der regen Thätigkeit der vielen verschiedenen kirchlichen Benennungen zu setzen, wovon jede das Bedürfnis eigenthümlicher Gestaltung auch in der Bildungssache fühlt, ohne daß jedoch solche Hochschulen (die theologischen abgerechnet) dem Geist der Ausschließlichkeit Pflege geben.

Dem Grundsatz gemäß, daß in Vereinigung Stärke liegt, müßte die stetig zunehmende Säufung derselben Schwäche erzeugen, und es läßt sich nicht leugnen, daß wirklich Nachteile damit verbunden sind, indem man oft mit den Geldmitteln knapp haushalten muß, und deshalb nicht immer die besten Lehrkräfte sichern, die nöthigen Hülfsmittel, Apparate und Bibliotheken, anschaffen kann. Es wäre daher auch thöricht, auf die glänzendsten Erfolge rechnen zu wollen. An den meisten dieser Anstalten kann schon der Lehrkursus kein durch und durch gründlicher und bis zu den höchsten Höhen der Wissenschaft führender sein, so sehr man das auch in Anzeigen aller Art auszusprechen sich erlauben mag. Dazu kommt noch, daß nur die wenigsten der Studenten, einen vollen Kursus absolviren, und manche dieses Wenige so schnell als möglich durchzuweilen suchen. Daß es bei solcher Sachlage in Wäldern viele Sterne echter Größe geben könne, wäre natürlich eine durchaus verfehlte Erwartung.

Allein man übersehe nicht, daß dieser Zustand der Dinge naturgemäß aus den bestehenden Verhältnissen erwächst und doch auch sein Gutes hat. Auf solche Weise wird höhere Bildung der Jugend in viel größerem Maßstabe zugänglich, als wenn nur einige wenige Pflegestätten der Wissenschaft vorhanden wären; dieselbe wird allgemeiner, wird mehr ins volle freie Volksleben übergeführt und kann also auch mehr dazu beitragen, den Volksscharakter auszubilden. Dann aber ist auch die dadurch bedingte weitverbreitete Betheiligung von Seiten der Unterstützer nicht aus dem Auge zu verlieren. Von Reich und Arm werden ja Millionen zu höheren Bildungszwecken beigelegt; dadurch findet nicht nur die Tugend der Freigebigkeit herrliche Pflege, die höhere Bildungssache selbst wächst so innig mit dem Leben der Kirche, der Nation, daß nur die hoffnungsvollsten Aussichten für die Zukunft uns entgegenwinken. — Was aber Gebiegenheit und Gründlichkeit der wissenschaftlichen Bildung anbelangt, so ist auch diese keine Seltenheit mehr unter uns. Einige unserer Hochschulen können, kraft langjähriger Erfahrung und Ueberfluß an Geldmitteln, bereits Großes in dieser Richtung leisten; da jeder Lehrer nur ein Einzelsfeld zu kultiviren hat, sich nicht zu überarbeiten braucht und Zeit erübrigen kann, sich in seinem Fache auszubilden und zu vervollkommen, so kann er seine Schüler zu immer tieferen Tiefen hinab- und zu immer höheren Höhen der

Wissenschaft hinaufführen. Selbst im Westen ist dies schon hin und wieder der Fall, und es wird dieser Thatbestand mit jedem Jahrzehnt allgemeiner werden.

Von großer Tragweite ist aber sonderlich das System der Freischulen. Vor hundert Jahren sah es in dieser Hinsicht noch sehr bunt aus; einige Staaten schenken der Volksbildung viel Aufmerksamkeit, während andere kaum einen Anfang in derselben gemacht hatten. Schon lange vor 1776 konnte von Connecticut gesagt werden: „Ein Viertel von allem öffentlichen Einkommen wird in dieser Colonie auf die Volksschulen verwendet zum Zwecke gehöriger Bildung der Jugend,“ wohingegen der britische Gouverneur von Virginien auf dahingehende Nachfrage sich damit brüstete, daß dieselben in seiner Provinz so gut wie gar nicht vorhanden seien. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war das Bestreben schon ziemlich allgemein in den Neu-England-Staaten, alle Schichten der Bevölkerung wenigstens mit den allernöthigsten Bildungsmitteln zu versehen. Jede Gegend von 50 Haushaltungen oder mehr sollten einen Lehrer anstellen, der in den Elementarzweigen Unterricht zu ertheilen und seinen Lohn vom „Distrikt“ zu gewärtigen hatte. Auch für Beaufsichtigung ward gesorgt, und zwar zumeist in der Person des „Pfarrers.“ Doch so gut es gemeint war, es blieb größtentheils bei guten Vorsätzen und fehlte gar zu sehr an entsprechender Ausführung. Erst um 1820 etwa wurde die Sache mit mehr Energie und Umsicht in Angriff genommen. Die Staatsgesetzgebungen fingen an, sich der Sache allen Ernstes anzunehmen und über die besten Wege und Mittel zur gehörigen Betreibung derselben sich zu beraten. Die Nationalregierung selbst ergriff bald weitreichende Maßregel durch großartige Landstiftungen, welche den Schulen einzelner Staaten jetzt noch zu Gute kommen; in neuerer Zeit hat sie sogar ein eigenes Departement creirt für den öffentlichen Unterricht mit einem Commissär an der Spitze, dessen Aufgaben denen der Minister des öffentlichen Unterrichts in europäischen Ländern ähnlich sind, freilich ohne gleiche Autorität und Gerichtsbarkeit. Allerdings der größte Segen, den dieser Commissär stiftet, besteht in den genauen statistischen Angaben über das gesammte Unterrichtswesen und den Vergleichen der verschiedenen Art und Weise wie die Sache der Bildung betrieben wird in den verschiedenen Landestheilen, welche er alljährlich zusammenstellt und in alle Richtungen versendet. — Seit der oben bezeichneten Zeit ist das Schulsystem bis in das Einzelne geregelt worden. Männer von Fach, große Pädagogen wie Horace Mann und Henry Barnard trugen durch Wort und That viel dazu bei, daß bessere Grundsätze sich Bahn brachen in allen die Volksschulen betreffenden Fragen; sonderlich in der Einführung einer besseren Lehrmethode sind sie zu Bannerträger geworden. Die pädagogischen Zeitschriften, von welchen 1826 die erste erschien, haben zur Aufklärung auf diesem ganzen Gebiete gleichfalls vieles beigetragen.

Heutzutage gibt es deren eine Unzahl; fast jede Hochschule ist durch eine vertreten, und wenn auch nicht alle gerade Sonderliches leisten in der Pädagogik, so fördern sie doch zweifelsohne einigermassen die Schulinteressen ihres engeren Kreises; während andere hingegen eine allgemeine Bedeutung haben und die Träger anregender Ideen sind. Sodann sind auch die populären Vorlesungen nicht außer Acht zu lassen. Nirgendso wohl

werden derselben mehr gehalten als bei uns, und zwar über vielfach verschiedenartige Gegenstände. Nur zu häufig freilich sind dieselben mehr amüsant als belehrend, mehr auf momentanen Effekt berechnet als auf dauernde ins Leben des Volks eingreifende Wirkung; nichts desto weniger ist das Halten von Vorlesungen und populären Vorträgen als Bildungsfaktor nicht gering anzuschlagen, und wirkt es sicherlich speziell für das Unterrichtswesen einen reichen Segen ab. Von größter Bedeutung jedoch sind die Normal Schulen, welche die Ausbildung tüchtiger Volksschullehrer zum einzigen Zwecke haben. Es sind dies Staatschulen, und da dem Staate genügende Geldmittel zur Verfügung stehen, so wird in denselben ganz Erkleckliches geleistet. Mit der Theorie wird hier gleich auch die Praxis verbunden, so daß der Bögling zu Beginn seiner Laufbahn in der lehrhaften Anwendung seiner theoretischen Kenntnisse gehörig anzugehen weiß. Hierzu gerechnet, die an anderen Hochschulen gebildeten, und es ist leicht begreiflich, daß die Volksschullehrer jährlich zunehmen an Zahl wie an Tüchtigkeit.

Unser Freischulensystem ist echt republikanisch. Staats- und Countysuperintendenten werden direkt vom Volke erwählt, und jeder Schuldistrikt verwaltet seine eigenen Angelegenheiten. Der Unterricht beschränkt sich nicht immer auf die Elementar-zweige, sondern befaßt sich sogar oft mit Algebra, Physiologie, Naturgeschichte u. dgl.m.; ob dies jedoch zum allgemeinen Nutzen geschieht, ist sehr zweifelhaft, indem dadurch das Nothwendigere nicht selten vernachlässigt wird. In einzelnen Staaten ist eine Bewegung im Gange, die zum Zweck hat, alle höheren Wissenschaftszweige auszuschreiben und den Unterricht auf das Elementare zu beschränken. Man kann dieser Bewegung nur Segen wünschen. Was Gebiegenheit der Lehrmethode und Gründlichkeit des Unterrichts angeht, stehen unsere Volksschulen hinter denen Deutschlands wohl noch zurück; aber bei allen etwaigen Mängeln bieten sie jedenfalls der Jugend dieses Landes die besten Gelegenheiten dar zur Aneignung derjenigen Kenntnisse, welche zu einem erfolgreichen Lebensgange unerläßlich sind.

Und doch sind die Resultate lange nicht, wie man zu erwarten berechtigt wäre. In einem Lande, wo jeder Bürger in den wichtigsten Regierungsangelegenheiten eine Hand hat, sollte es natürlich erscheinen, daß Jeder die zur vollen Ausführung seiner Bürgerpflichten nöthigen Kenntnisse sich aneignen beflissen sei. Allein die Erfahrung lehrt, daß nicht Wenige nur ein sehr oberflächliches Wissen aus ihren Schultagen herausretten, während sogar Viele weder lesen noch schreiben können und also der nothwendigsten Vorbedingung ermangeln, sich über die bedeutendsten Tagesfragen selbstständig zu orientiren. Im Einzelnen mögen der Ursachen verschiedene sein, die solchen Thatbestand zur Folge haben, aber leugnen läßt es sich nicht, dieser Thatbestand selbst ist im höchsten Grade bedauernswürdig; daß in unseren großen Städten die Kinder sich auf Tausende belaufen, die nie eine Schule besuchen, sollte sicherlich in einer Republik ins Gebiet der Unmöglichkeit gehören. Jedenfalls sollte diesem Uebelstande auf irgend eine Weise abgeholfen werden, und wenn es nicht anders geschehen kann, dann durch Schulzwang. Doch vielleicht finden wir an anderen Orten noch Gelegenheit, ein Wörtchen hierüber zu sagen.

So schlimm es jedoch in manchen Großstädten aussieht

mag, im Allgemeinen gestaltet sich doch das Verhältniß weit günstiger. In der jüngeren Generation nimmt die Zahl Derer die ganz ohne Schulbildung sind, oder doch beinahe so, immer mehr ab. Und selbst Die welche weder lesen noch schreiben können, sind besser informiert, als Viele des gemeinen Volks in anderen Ländern. Wie auf dem Marktplatz zu Athen die athenischen Bürger häufig zusammentrafen, ihre Gedanken sich gegenseitig austauschten, über die Neuigkeiten des Tages sich unterhielten und Staatsgeschäfte besprachen; so sind ähnliche Unterhaltungen auch hier an der Tagesordnung, wenn auch in kleinerem Maßstabe, und kann der Eine nicht selbst in der Zeitung sich orientiren, so hört er vom Andern „was es gibt.“ Dazu die vielen öffentlichen politischen Reden und Besprechungen gerechnet, zu welchen der Eintritt ja Jedem frei steht, so sind sogar die Ungebildeten nicht ganz ohne Bildungsmittel. Glücklicherweise aber können die große Mehrzahl der Bürger und werdenden Bürger der Republik ihre Zeitungen gebrauchen, deren Zahl buchstäblich Legion ist, sich an der in tausendfarbiger Strahlenbrechung ihnen entgegenblickenden Politit nach Herzenslust erlaben, und überhaupt nicht nur über die Tagesneuigkeiten, sondern über alles mögliche Wissenswerthe Unterricht entgegennehmen.

Vor hundert Jahren gab es kaum einige Duzend Zeitschriften in den Ver. Staaten, jetzt belaufen sie sich in die Tausende. Beschränkt war damals der Horizont, den sie beherrschten, heutzutage gibt es kaum ein Gebiet der Kunst, der Wissenschaft oder des Lebens, das dem Bereiche zeitschriftmäßiger Besprechung sich entzöge. Der Farmer, der Handelsmann, der Mechanikus, der Mediziner, der Jurist, der Theolog, der angehende Student wie der gründlichste Forscher der Wissenschaft, hat eine seinen Bedürfnissen entsprechende Zeitschrift. Während noch vor etlichen Jahrzehnten die Journalistik in burschenmäßiger Weise ab und zu betrieben wurde, ist sie heute schon zu einer wirklichen Profession herangereift, auf die man schon sich vorbereitet und der man das ganze Leben widmet. Die Zeit dürfte nicht ferne sein, wo in manchen unserer Hochschulen eine eigene Professur die spezielle Vorbildung für besagte Profession mit Ernst betreiben wird. In keinem Lande der Welt ist die Zeitungsliteratur zu solcher Blüthe gediehen, wie in unserem—sicherlich ein Zeichen riesenhaften Culturfortschritts, und eine Thatfache von großer Bedeutung für die Zukunft. Denn anerkanntermaßen steht der Presse eine ganz enorme Macht zur Verfügung, sie hält sozusagen das ganze Volk in ihrer Hand, und kann es großentheils nach Belieben beeinflussen. Eine ungläubige Presse z. B. kann Tausende dem Unglauben rettungslos in die Arme führen, ist sie hingegen der Religion gewidmet, so kann sie unaussprechlich viel Gutes wirken, Tausende für höhere Lebensideale, für Christus und sein Reich begeistern. Die Feder ist mächtiger als das Schwert, wie wichtig also, wer die Feder führt, was die Feder schreibt. Wären alle mit der Presse unseres Landes verbundene wahrhaft christliche Männer, die Sache der Religion und Moral würde einer glanzvollen Zukunft entgegenschreiten. Erfreulich zwar ist es zu wissen, daß die christliche Presse unter uns einen mächtigen Einfluß ausübt, aber es ist noch Raum zur Besserung vorhanden und sie hat die größtmögliche Machtentfaltung anzustreben, will sie der sich ihr entgegenstimmenden Verderbensluth gewachsen sein.

(Schluß folgt.)



## Erinnerungen aus Russland.

Von J. M. Biermann.

Nicht nach dem lieblichen und üppigen Stalien, mit seinem immer milden und herrlichen Klima, wo der Mensch, auf seiner faulen Haut liegend, die Erzeugnisse der freigebigen Natur in stumpfsinnigem Egoismus verzehren kann; nicht in dieses irdische Wollustparadies wandere ich diesmal mit dem geehrten Leser, sondern unser Weg führt in den kalten Nordosten Europas, nach dem großen russischen Reiche, dem Wohnsitze des mächtigen Zaren.

Die Eisenbahnen, diese modernen Verkehrswege civilisirter Nationen, durchkreuzen sich in Rußland nicht nach allen Rich-

wohl zu fühlen. Er ist für eine russische Winterreise leicht bekleidet. Der untersezte, stämmige Bursche trägt außer seinen Beinkleidern nur ein wollenes Ueberhemd, das durch einen ledbernen Gürtel zusammen gehalten wird. Er ist immer munter, voller Witz und guter Laune. Seine Gesprächigkeit nimmt nie ein Ende; denn spricht er nicht mit dem Passagier oder den Passagieren, so plaudert er mit seinen Pferden, ermuntert sie, lobt sie und behandelt sie, als wären sie menschliche Wesen. Bald hält er seiner Peitsche eine Lobrede, bald hebt er die Vorzüge seines Pferdegeschirres hervor. Bald spricht er mit dem



Russische Poststation.

tungen, wie bei uns, und wird daher das Reisen und die Beförderung der Fracht beinahe ausschließlich auf den sogenannten Poststraßen vermittelt, wenn man einen Fahrweg, im Sommer mit Geleisen für drei bis vier Fuhrwerke neben einander, im Winter mit nur einem Geleise, so nennen darf.

Das Reisen auf diesen einsamen nördlichen russischen Straßen ist höchst ermüdend und beschwerlich. Im Sommer fühlt man von den unbarmherzigen Stößen der unbeholfenen Wagen nach einer Tagesreise, wie gerädert, und im Winter machen die eisige Kälte, der scharfe Wind und der scharfkantige, schneidende fallende Schnee, trotz Pelzwerk und dicken Teppichen, das Blut in den Adern fast erstarren. Nur der Kutscher des Postwagens scheint sich in dieser eisigen Einöde auf seinem Boche

Wagen, oder Schlitten, bald mit der geduldbigen Deichsel; kurz, er unterhält sich laut mit allem Lebenden, Todten, Menschlichen und Thierischen, das ihm in den Weg kommt, oder das sein pfiffiges Auge erspäht. Trotz Schnegestöber und heftiger Kälte beklagt er sich nie, stets sprubelt seine launige Beredsamkeit, wie ein nie versiegender Quell, und auf der Poststation angekommen, wo er von einem Kameraden abgelöst wird, ist er mit einem kleinen Trunkgelbe überzufrieden. Diese Poststationen liegen zwischen den Dörfern, welche oft zweihundert Meilen und noch mehr, namentlich in Sibirien, von einander entfernt sind. Unser Bild zeigt eine solche russische Poststation.

Das Gebäude besteht aus einer geschmacklos gebauten Hütte,



welche ein Strohdach zielt, das mit Holzstücken beschwert und befestigt ist, damit es der Wind nicht entführt, und den nöthigen Stallungen. Auf der nächsten Anhöhe ist ein Gerüste erbaut, von welchem aus man die Landstraße auf eine bedeutende Strecke übersehen, und sich manchmal auf zahlreiche Einquartierung vorbereiten kann. Denn nicht nur der Postwagen und Privatgefährte kommen diese Straße gefahren, sondern lange Wagen- oder Schlittenzüge, oft fünfzig bis sechzig an der Zahl, mit Kaufmannsgütern aller Art beladen, kommen diese Straße gezogen. Auf diesen Stationen werden die Pferde gefüttert, die hungrigen Kossaken stillen ihren Hunger und wärmen ihre kalten Glieder durch eine Portion Schnapps auf. Anders Getränke, als Thee und Schnapps, findet man in diesem nördlichen Klima nicht.

Sieht zu hier den komischen Postschlitten. Er ist bereit zum Abfahren. Die Reisenden stecken bereits in ihrem kalten Käfig, in Teppiche und Pelze gehüllt, nur der Mund und die Nase sind entblößt, und die Augen sehen unter der dicken, langhaarigen Pelzmütze hervor, mit Sehnsucht der Beendigung des Einspannes der Pferde entgegenharrend. Drei Pferde ziehen den Schlitten durch den tiefen Schnee, eines hinter dem andern gehend. Das Pferd mit der Schelle über dem Geschirr wird vornhin gespannt, es ist das stärkste und klügste. Die Russen sagen, daß das vorderste Pferd mehr Verstand und Erfahrung haben müsse, als der Kutscher selbst; denn dieses Leitpferd hat bei Schneewehen den richtigen Weg zu finden, bei Hindernissen, die in diesen Wildnissen gar häufig vorkommen, stille zu stehen, Sümpfe zu vermeiden und den Weg durch aufgeschäufte Schneemassen zu bahnen. Die lange Peitsche steckt bereits neben des Kutschers kaltem Sitze, und bald beginnt die Reise durch die schneebedeckte Einöde. Alles Leben scheint in dieser traurigen Wildniß wie ausgestorben. Neun Monate lang dauert der strenge Winter und nur das Postgefährt, hie und da ein russischer Feldjäger in Courrierdiensten der Regierung, ein Sträflingstransport nach dem lebendigen Grabe — Sibirien, selten ein Privatschlitten, häufig aber ein Wagen- oder Schlittenzug, wohl fünfzig bis sechzig an der Zahl, bringen in dieses kalte Einerlei einige Abwechslung. Aber wehe dem Privatgefährten, das einen langen Zug dieser beschränkten und nur je mit einem Pferde bespannten Schlitten einholt. Es hat im Schritt hinter dem langen Zuge zu fahren bis zur nächsten Station, was oft bis gegen Abend dauert. Im Winter haben diese russischen Straßen nur ein Geleise, und dieses zu verlassen und an dem langen Zuge vorüber zu jagen, ist ein Ding der Unmöglichkeit, denn bei jedem Tritt, den das Pferd außerhalb des fest und tiefgetretenen Fahrweges thut, senkt es bis an die Weichen ein, und ist nicht im Stande, sich auch ohne den Schlitten durchzuarbeiten. Wohl oder übel, hat sich da der Reisende in seine mißliche Lage zu schicken, und langsamen Schrittes, oft auch noch gewürzt durch einen stundenlangen Stillstand, sein Ziel zu verfolgen. Denn nicht selten kommt es vor, daß ein Pferd ermüdet niedersinkt, oder Etwas an dem Geschirre oder Schlitten bricht, und da muß dann der ganze Zug Halt machen und den Schaden ausbessern. Dann geht es wieder im Schnedengange weiter, bis die Herberge erreicht ist, wo die Pferde gefüttert werden und die Fuhrleute ein Essen und geistige Getränke zu sich nehmen. Dieses besorgt, und die Reise wird wieder fortgesetzt.

Noch möchte ich bemerken, daß diese russischen Fuhrleute sehr fanatisch und abergläubisch sind. Sie tragen Alle, Einer wie der Andere, Heiligenbilder bei sich in der Tasche, oder um den Hals gehängt, welche, wie sie fest glauben, ihnen eine glückliche

Reise bescheren und sie vor allen Gefahren zu behüten im Stande sind. Die Russen gehören bekanntlich zur griechisch-katholischen Kirche, einem Ableger der römisch-katholischen Kirche. Früher waren die beiden Zweige vereinigt, aber durch die Palstarrigkeit der Römlinge trennte sich die griechisch-katholische Partei gänzlich von Rom, indem sie den Papst nicht als Kirchenoberhaupt anerkannte, die meisten Kirchenfügungen verwarf und die Ehelosigkeit der Priester abschaffte. Nur die Mönche und Nonnen, und die Priester in den höheren Aemtern, sind dem Eölibate unterworfen.

Ja, das russische Volk ist noch sehr abergläubisch. Der Reisende, der nach Sonnenuntergang an einer russischen Thüre anklopft, um ein Nachtquartier nachzusuchen, findet Niemand, der ihm die Thüre öffnet, obwohl die Russen sehr gastfreundlich sind und Niemand eine Nachtherberge verweigern. Der Russe glaubt, daß nach Sonnenuntergang keine ehrlichen Leute sich mehr auf der Straße umhertreiben, und Spitzbuben oder Flüchtlinge zu übernachten, ist ihm von der Regierung bei grober Strafe verboten. Auch sagen die Russen, daß bei Nacht böse Geister ihren Spuk mit den Menschen treiben, und könnte schon deshalb kein Klopfen und kein Bitten einen russischen Bauern bewegen, einem verspäteten Reisenden seine gastliche Thüre zu öffnen. Es bleibt einem solchen Unglücklichen dann nichts Anderes übrig, als auf der kalten, nackten, einsamen Straße zu campiren, bis die lange russische Nacht vorüber ist und um 9 Uhr der Tag erwacht und eine Thüre sich öffnet, die den beinahe erfrorenen Reisenden aufnimmt und ihm einen Sitz am prasselnden Feuer erlaubt. Das russische Volk hat auf seinem niedrigen Kulturstandpunkte eine unüberwindliche Neigung zur Schwärmerei. Der gewöhnliche Russe umgibt Alles, was über das gewöhnliche Niveau seiner Begriffe hinausgeht, oder sich durch irgend eine Eigenthümlichkeit auszeichnet, mit einem gewissen Heiligenschein. Mancher nach Sibirien verbannte und früher hochgestellte Staatsmann hat schon aus dem fernen Sibirien, ohne alle Mittel seine Flucht in die civilisirte Welt zurück bewerkstelligt, indem er sich für einen hohen russischen Beamten ausgab und dem schlichten abergläubischen Bauern Märchen aus der heiligen Stadt Kiew erzählte. Wer die heilige Stadt Kiew besucht hat, der wird von dem Russen so hoch geehrt, als der Muhamedaner von seinem Landsleuten, der das Grab des Propheten in Mekka besucht hat. Die Russen behaupten, Kiew sei von Gott in einer Nacht auf die Erde gesetzt worden, mit seinen 200 Heiligengräbern und 20 Klöstern. In diesem Kiew geschehen Wunder aller Art: Kranke finden daselbst ihre Gesundheit wieder, gestohlene Güter kommen wieder zurück, wenn man so und so viele Rubel an ein gewisses Kloster bezahlt, Hesen und böse Geister sind machtlos, wenn man nur einen Splitter von dem Sarge eines der Heiligen in Kiew im Hause besitzt. Ja, Kiew ist die heilige Stadt der Russen, Kiew nennen die Russen Gottes Schemel. Wenn ein Reisender dem Russen von Kiew zu erzählen weiß, so steht ihm ohne alle Bezahlung Küche und Keller offen, und das beste Bett im Hause nimmt ihn auf; Jung und Alt hört ihm mit offenem Munde und gefalteten Händen zu; wenn man an ihm vorbeigeht, verbeugt man sich, wie vor einem Heiligen, ja eben so demüthig, wie der afrikanische Fettschanbeter vor einer Klapperschlange, oder einer Hyäne.

In Rußland herrschte noch vor einigen Jahren eine ungemessene Scheu vor dem Militärdienste; denn wenn das Loos traf, der mußte Solbat werden auf 20, ja auf 25 Jahre. Das war dann ein harter Schlag für eine Familie, und nur wer Vermögen hatte, konnte einen Stellvertreter, einen *Na j o b*



cz h't stellen. Aber dieser Stellvertreter durfte nicht selbst militärfähig sein. Diebe und allerlei andere Verbrecher hatten nicht die Ehre, der russischen Krone als Soldat dienen zu dürfen, und einen Soldaten mußte man überreden und bezahlen, der Stellvertreter eines Militärpflichtigen zu werden. Hatte er nur den geringsten Fehler, so wurde er nicht angenommen, und da mußten erst die Untersuchungsbeamten gehörig bearbeitet und bestochen werden. Der Stellvertreter aber kostete viel Geld. Damit ihn sein Entschluß, Soldat zu werden, nicht gereue, mußte ein etwa vierzehn Tage dauerndes Fest veranstaltet und er beständig in betrunkenem Zustande erhalten werden. Alles, was sein rohes Herz begehrte, mußte ihm in dieser Zeit erlaubt werden, und mancher Familienvater kam durch die Annahme eines Stellvertreters um Hab und Gut, nur um den Sohn der Familie zu erhalten. Durch eine der jüngsten Regierungsmaßregeln kann man bei Erlegung von vierhundert Rubeln einen Stellvertreter bekommen. Früher

kostete ein solcher von acht- bis zwölfhundert Rubeln. — Unter den Russen herrscht ein bedeutender Kastengeist. Den Großrussen nennt man *Moskal*, den Kleinsrussen *Kochal*, gleichbedeutend mit Dummkopf. Die Kleinsrussen wohnen an den Ufern der Wolga, Kama und Oka, und werden von den Großrussen sehr gering geschätzt und behandelt. Sogar beim Militär sondert sich der Großruss von dem Kleinsrussen ab und schämt sich seines Umganges. Die kleinrussischen Kinder schreckt man mit den Worten: Der Moskal kommt. Ja, in dem großen russischen Reiche ist noch Vieles, das Anders sein sollte. Der kernige Menschenstamm, der in diesem kalten Lande wohnt, sollte durch gute Schulen und durch die unverfälschte Lehre Jesu Christi auch geistig stark und aus seiner Unwissenheit und geistigen Trägheit gerissen werden. Der Protestantismus hat in Rußland bereits festen Fuß gefaßt und wollen wir hoffen, daß er wachse und gedeihe, und dem armen Volke zum Segen gereiche!

## Die Künstlerin.

(Von J. P. Lange.)



Wer kann die großen Bilder malen  
Zum reinen Schmuck für Gottes Haus?  
Die Sonne mit den schnellen Strahlen  
Schmückt seinen Dom zur Feier aus.

Raum hat sie auf die schwarzen Flächen  
Der weißen Farbe Glanz gebracht,  
So sieht man schon die Bilder brechen  
Hervor in taufendfarb'ger Pracht.

Sie hat mit einem blauen Grunde  
Den Abgrund in der Höh' bedeckt,  
Daß er gewölbt zur Tempelrunde  
Uns nur erhebt, und nicht erschreckt.

Sie malt den Baum aus seinem Kerne,  
Aus finstern Gründen heit'res Grün,  
Und haucht, bis alle Blumensterne  
Im duftenden Gewebe glüh'n.

Den Teppich schöner Au'n und Haine  
Legt sie umher im Tempelbau  
Aufs harte Estrich der Gesteine,  
Auf Felsenstufen, nackt und rauh.

Wenn mit dem lieblichen Gesose  
Ihr Strahl die dunkle Wolke faßt,  
Zeigt bald sich eine Himmelsrose,  
Und bald ein schimmernder Pallast.

Wenn eine Sündfluth ist verzogen,  
So brennt ihr erster Freudenchein  
Der Gnade schönen Siegesbogen  
Ins fliehende Gewölk hinein.

Sie weicht auf hoher Alpenspitze  
Im rosenrothen Morgenkleid  
Mit einem Goldglanz stiller Blitze  
Den Berg zur Burg der Herrlichkeit.

Der Tag des Herrn scheint fast zu kommen;  
Die Erde brennt, es glüht der Schnee,  
Die Gottesstadt, die sel'gen Frommen,  
Sie schweben nieder aus der Höh'.

Vom Berge rinnt das Licht zum Thale,  
Und kommt vereint mit ihm der Strom  
Er glänzt in seinem Silberstrahle  
Und hallt als Glocke hoch vom Dom.

Wer sah das Abendroth im Meere,  
Und fand sich nicht im Tempelraum?  
Da leuchtet Gottes hohe Ehre,  
Glänzt seines Kleides Purpurraum.

Da zieht die Andacht lichte Pfade  
Durch wunderbare Blumenau'n,  
Zum Kelchglas in der Hand der Gnade  
Berkläret sich des Meeres Graun.

Die Feinde stehn hier im Vereine,  
Worin ihr Zwillingswesen ruht,  
Das Wasser straßt im Flammenscheine,  
Das Feuer wogt in dunkler Flut.

Wie spielt der Abend und der Morgen,  
Und wie der Mittag durch die Welt;  
Sie zeigt in Schimmern was verborgen  
So tief und reich ihr Schooß enthält!

Hier stehn der Allmacht Felsenthürme,  
Da blühn der Liebe schöne Au'n,  
Dort ziehn des Bornes heil'ge Stürme,  
Kings ist der Weisheit Werk zu schaun.

Doch ist das All die Au der Güte,  
Des Rechtes Thron, der Allmacht Burg,  
Der Weisheit Frucht, des Friedens Blüthe,  
Ein Lob des Schöpfers durch und durch.

So steht mit hohem Künstlerwalten  
Die Sonne da in Gottes Haus,  
Und malt mit wechselnden Gestalten  
Den großen Dom zur Feier aus.

Doch ist sie selbst nur ein Gebilde,  
Das durch den Hauch des Herrn besteht,  
Ein Lilienkelch im Lichtgefilde,  
Ein Schein von Gottes Majestät.

## Eine Warnung für Unglücksstifter.

Nach dem Englischen von F. Kurz.

Der Kirchenälteste Lee, ein freundlicher, stiller und treuer Mann, wurde eines Tages von einem ehrgeizigen, weltlichgesinnten Kirchengliede, welches sehr thätig war, Unruhe in der Gemeinde zu stiften, und besonders die Prediger zu verfolgen und zu vertreiben, besucht.

Lee empfing den Mann freundlich, und nach den üblichen Begrüßungen fing Jener an, über den kalten Zustand des Christenthums in der Gemeinde zu klagen, und fragte den Vorsteher, warum wohl in den letzten zwei oder drei Jahren keine Erweckung bei ihnen stattgefunden habe. „Was denkst du nur, was mag wohl die Ursache von dem traurigen Zustand der Dinge bei uns sein?“ schloß er bedeutungsvoll.

Der Vorsteher schien nicht sogleich geneigt, seine Ansicht über diesen Punkt zum Besten zu geben, und sagte deshalb: „Ich weiß es nicht.“

„Nun, denkst du wohl,“ fuhr der Friedensstörer fort, „die Kirche ist ihrer hohen Aufgabe gegenüber auf ihrem Posten? Denkst du, der Prediger erkennt die hohe Wichtigkeit seiner Aufgabe und Arbeit vollkommen?“

„Ich denke wohl nicht.“

Ein eigenthümliches, verdächtiges Augenzwinkern des Friedensstörers verrieth, daß er durch diese Antwort neuen Muth faßte, als er fortfuhr: „Denkst du, Bruder B. ist ein besonders fähiger und tüchtiger Mann?“

„Ich denke nicht.“

„Denkst du wohl, seine Predigten werden als etwas besonders Großes angesehen?“

„Nein, ich denke nicht.“

„Denkst du nicht, wir würden am Ende besser diesen Prediger entlassen und suchen einen anderen zu bekommen?“

Der Älteste fuhr auf, als ob ihn ein Pfeil getroffen hätte, und sagte mit besonderer Betonung: „Nein, das denke ich nicht.“

„Du sprichst so wenig,“ entgegnete der Fragende etwas pikirt, „daß man eigentlich nicht recht weiß, was du meinst.“

„Ich habe einmal sehr viel geredet,“ entgegnete jetzt der Vorsteher; „ja, ich sprach genug für ein halbes Duzend; aber vor etwa dreißig Jahren wurde mein Herz gedemüthigt und meiner Zunge ein Zaum angelegt, und seit jener Zeit wandle ich stille vor Gott. Ich habe dazumal Versprechungen gemacht, so ernst als die Ewigkeit. Versuche mich nicht, dieselben zu brechen.“

Der verschmigte Aufwiegler wurde betroffen über das ernste und bestimmte Auftreten des sonst so ruhigen Mannes, und fragte: „Nun, was ist denn vor dreißig Jahren mit dir vorgefallen?“

„Das will ich dir jetzt erzählen, mein Bruder. Ich wurde dazumal in einen Plan hineingezogen, gerade wie der, den du mir vorzulegen im Begriffe bist, nemlich einen Knecht Gottes aus der Stellung, in welche ihn der Herr gesetzt hatte, zu vertreiben. In meiner Blindheit meinte ich, es sei etwas Geringes, einen der Sterne, welche der Herr in seiner Hand hält, aus seiner Bahn zu drängen, wenn dabei nur mein Wille durchgesetzt, meiner Neugierde geschmeichelt und die Kirche mit weltlich gesinnten und leichtsinnigen Zuhörern gefüllt würde.

Ich und die, welche mich leiteten (denn ich gebe zu, ich ließ mich leiten wie ein Narr), schmeichelten uns, wir thäten Gott

einen Dienst damit, als wir jenen frommen Mann von seiner Kanzel trieben und sagten, seine Arbeit sei gethan — er könne nichts mehr machen in B., wo ich zu jener Zeit wohnte.

Wir seufzten, daß keine Auflebung stattfände, während wir eigentlich den armen Prediger verleumdeten, richteten und auf alle Weise drückten, anstatt ihm unter die Arme zu greifen mit unserem Gebet und unserer Arbeit. Da war natürlich keine Gelegenheit, den Wagen des Evangeliums vorwärts in die Scheiben, wenn sich unserer ein halbes Duzend wie Bleigewichte an die Räder hingen.

Es mangelte, wie wir meinten, dem Prediger die Kraft, die Leute zu überzeugen und zur Bekehrung zu bringen, deshalb jagten und verfolgten wir ihn wie ein Wild, bis er endlich müde und blutend floh, um zu sterben. Kaum war er fort, so kehrte Gott mit der Kraft seines Geistes bei Vielen in der Gegend ein, um uns zu zeigen, daß die Arbeit seines Dieners, den wir verworfen, nicht umsonst gewesen war. Manche von unseren Kindern wurden bekehrt, und unsere eigenen Herzen wurden erweicht, und ich nahm mir vor, die erste Gelegenheit zu benützen, meinen vorigen Seelsorger zu besuchen, ihm meine Sünde zu bekennen und ihm zu danken für die Treue, die er an uns verrichteten Söhnen bewiesen hatte, bei denen der gestreute Same nun doch noch aufgegangen war. Der Herr aber versagte mir diese Erleichterung, damit ich eine Lehre erhielte, welche ein jedes seiner Kinder lernen sollte, nemlich, wer einen seiner Eringsten antastet, der tastet seinen Augapfel an.

Eines Tages hörte ich, mein früherer Seelsorger sei krank. Meinen ältesten Sohn mitnehmend machte ich mich auf den fünfundschwanzig Meilen weiten Weg, um ihn zu besuchen. Es war Abend als wir an seinem Hause ankamen. Seine Frau, erfüllt mit einer Gefinnung gegen Jemand, der ihren Mann beleidigt hatte, wie sie jedes biederer Weib erfüllen würde, versagte uns den Eintritt. Sie sagte — und ihre Worte fuhren wie Pfeile durch mein Herz: — „Er mag am Sterben sein, und Ihre Gegenwart würde ihm seine Schmerzen noch vermehren in seiner letzten Stunde.“ Ist es so weit gekommen? sagte ich zu mir selbst, daß der Mann, der mich brüderlich behandelte bis ich mir ihn entfremdete, der mich im Leiden getröstet, der mir oft guten Rath gegeben, in dessen Gesellschaft ich selige Stunden verlebte, dessen Besuche meiner Familie zum Segen gereichten — daß dieser Mann nicht im Frieden sterben kann wenn er mich sieht? „Was habe ich gethan?“ rief ich. „Gott habe Erbarmen mit mir!“ Ich bekannte der traurigen leidenden Gattin des Predigers meine Sünde und bat und beschwor sie bei allem was ihr heilig war mir zu erlauben an dem Bette seines sterbenden Knechtes zu knien und seine Vergebung zu empfangen.

Was fragte ich jetzt darnach, ob die Stube leer, oder mit Menschen angefüllt war. Ich würde gerne seine ganze Familie zu mir genommen haben, aber solches Glück sollte mir nicht zu Theil werden. Als ich das Zimmer des frommen Streikers betrat, der jetzt eben im Begriffe war seinen Harnisch abzulegen, öffnete er seine brechenden Augen und sagte: „Bruder Lee! Bruder Lee!“ Ich beugte mich über ihn und seufzte: „Mein Seelsorger.“ Seine hagere weiße Hand erhebend, sagte er mit tiefer eindringlicher Stimme: „Tastet meinen Gesalbten nicht an und thut meinen Propheten kein Leid.“



Ich rebete leise zu ihm und sagte, daß ich gekommen sei meine Sünde vor ihm zu bekennen, und ihn um Vergebung zu bitten; aber er war ganz bewußtlos — mein Anblick schien ihm den letzten irdischen Schmerz verursacht zu haben.

Ich küßte seine Stirne und sagte ihm wie theuer er mir sei; bat ihn um Verzeihung für meine schändliche Untreue und versprach ihm für seine Wittve und väterlosen Kinder zu sorgen; aber die einzige Antwort, welche ich erhielt waren die Worte: „Tastet meinen Gesalbten nicht an und thut meinen Propheten kein Leid,“ welche er im Traum zu wiederholen schien. Ich blieb die ganze Nacht bei ihm und bei Tagesanbruch schloß er für immer die müden Augen.

Der Wittve bot ich ein Haus an, wo sie im Kreise ihrer Kinder den Rest ihrer Tage verleben könne; aber sie antwortete mir wie eine Hölbin: „Mr. Lee! Ich vergebe Ihnen von ganzem Herzen, aber meine Kinder sollen mir niemals nachsagen, daß ich sie genöthigt hätte, die Barmherzigkeit derer in Anspruch zu nehmen, die ihrem Vater so viel Noth und Kummer verursacht hätten. Er hat uns der Güte Gottes anempfohlen und der Herr wird für uns sorgen.“

„Ich sage dir, diese Worte, und die des sterbenden Predigers klangen wie Worte des schrecklichsten Gerichts in meinen Ohren wieder. Im Schlaf schien der Herr vor mir zu stehen und zu sagen: „Tastet meinen Gesalbten nicht an und thut meinen Propheten kein Leid!“ Die Worte verfolgten mich, bis ich völlig erkennen lernte, wie hoch der Herr seine Knechte hält,

welche um seinetwillen Alles verlassen, und ich gelobte mir, sie um Jesu willen immer zu lieben und zu ehren, auch wenn sie nicht vollkommen sind.

Seit jenen Tagen, Bruder, habe ich viel weniger gesprochen als früher, und habe meinen Prediger mit Wort und That unterstützt, selbst wenn er kein außerordentlicher Mann war. Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, und meiner Rechten müsse vergessen werden, wenn ich in Zukunft zu trennen suche, was der Herr zusammengefügt hat. Wenn eines Predigers Arbeit an einem Plage vollendet ist, so glaube ich wird der Herr es ihm zeigen. Ich werde mich dem von dir entworfenen Plane nicht anschließen; ja noch mehr, — wenn ich noch ein Wort weiter über diesen Gegenstand von dir höre, so werde ich es dem Vorstande mittheilen, damit man mit dir verfare als mit einem der Zwiespalt stiftet. Ich würde Alles geben was ich besitze, wenn ich die Vorfälle, welche ich dir soeben erzählt habe umgesehen machen könnte. Stehe still, und bitte Gott, daß er dir die Gedanken deines Herzens vergeben möchte.“

Dieses entschiedene Entgegentreten machte dem Treiben, einen Prediger zu bekommen, der mehr Aufsehen mache, ein Ende.

So sollten alle diese unruhigen Köpfe heim geschickt werden, dann würde manchem Prediger viele Sorge und viel Kummer erspart werden und das Werk Gottes würde an vielen Orten besser gedeihen. Auch in der Ev. Gemeinschaft würde für Manchen ein solches Rezept heilsam sein.“

## Es werde Licht.

Von W. Horn.

**A**ch, welch ein Jammerthal ist diese Welt!“ sagt der hypochondrische Schwarzseher, welcher Alles durch seine Kohlenbrille anschaut, durch welche nie ein Sonnenstrahl bringt. Der zufriedene, gemüthsvolle Menschenfreund dagegen, den es gar nicht ärgert, daß noch mehr Leute neben ihm in der Welt wohnen, und daß die Sonne scheint; der dem Vollmond das Leben nicht sauer macht und sogar dem funkelnden Johanniswürmchen ganz gern sein Dasein gönnt, sagt:

„Ja, wunderschön ist Gottes Erde,  
Und werth darauf vergnügt zu sein.“

Freilich hat das Leben nicht lauter des Angenehmen. Aber muß nicht Dunkles auch sein? Wo bliebe sonst die Schönheit des Wechsels? Der Wasserfall, in dessen sonnendurchfunkelten Sprühwellen der Regenbogen lacht, muß über schroffe Felsenklippen fallen. Aus der Nacht wird die Strahlenpracht des Morgenrothes und der königliche Sonnenaufgang geboren. Die Schattenseite ist dazu vorhanden, um der Lichtseite desto mehr Glanz und Reiz zu geben.

Manche Leute leiden an chronischer Tadelucht. Sie sind gerade wie ein Wagen, der zu enge ist für das Geleise, in welchem er laufen soll. Nirgend paßt's. Dann klagen sie über das dumme Geleise, da doch die Schuld am Wagen liegt. Scheint die Sonne warm, so können sie es vor tropischer Hitze nicht aushalten. Sie sehen schon Dürre und Hungersnoth im ganzen Land. Weht ein kühles Lüftchen, so ist's gleich zum Erfrieren. Fängt's an zu regnen, so heißt's schon: Ach, wenn's nur nicht anhaltendes Regenwetter gäbe; und bereits gucken sie nach den Bergen, um sich im Falle einer Wasserfluth einen Zufluchtsort auszuweisen. Ihr Feldgeschrei ist, daß Alles täglich schlechter wird. Die Zeiten, die Leute, die

Geschäfte, die Wege, das Wetter, die Sitten, die Kirche, die Schulen, die Kinder, die Sonne, der Mond und die Sterne — Alles muß herhalten. Im Staate ist's ihnen nirgend recht. Alles geht verkehrt, alle Leute sind Spitzbuben, und die's nicht sind, wären's doch gerne. In der Kirche ist's auch nicht recht. Wehe der Kirche, welche solche Tadelgeister unter ihren „lieben Geschwistern“ hat! Die Kirche steht ihnen nie am rechten Platz. Die Zeit des Gottesdienstes ist entweder zu früh oder zu spät. Die Sonntagsschule, die Morgens gehalten wird, sollte Nachmittags sein, und die Nachmittagschule sollte Morgens sein. Das Predigen ist entweder zu laut oder zu leise, zu lang oder zu kurz. Geht das Singen nicht nach Noten, so ist's zum Davonlaufen, geht's nach Noten, so ist's zu theatermäßig. Das Beten wird ebenfalls in Stücke kritisiert. Wird die Kirche angestrichen, so gefällt ihnen die Farbe nicht; kommt ein Thurm drauf, so sind sie dagegen, oder das Muster gefällt ihnen nicht. Die alten Gesangbücher sind nichts werth, bis die neuen kommen, dann sind sie noch lange gut und besser, als die neumodischen Dinger. Der alte Prediger muß Spießruthen laufen bis der neue kommt, dann heißt's: „Ach hätten wir doch nur den guten A. A. noch.“ Selbst die liebe Gottes-schöpfung möchten diese Nachtwächter schulmeistern, als ob die Welt noch nicht fertig sei, und der liebe Gott diese 6000 Jahre expreß auf sie gewartet hätte, damit sie mit ihren düsternen Fühlhörnern die Mängel hervorsuchten.

Solche Leute halten nun oft noch ihre düstere Tadelucht für Frömmigkeit. Sie meinen auf diese Weise sterben sie der Welt ab, wenn sie an allem Irdischen etwas auszusetzen haben. Deshalb sind sie bis an die Himmelspforte, unterwegs beständig am Kratzen. Und wenn sie nun in den Himmel kämen?

Dann ginge der Spektakel erst recht an. In einem Athem müßte Alles umgeändert werden, von dem diamantenen Grundstein, bis zu der goldenen Spitze. Die Perlethore kämen gleich auf die Auction. Wofür solchen Luxus an einem heiligen Ort? Die goldenen Straßen müßten einem Steinpflaster weichen. Das gläserne Meer würde mit eisernen Ringen beschlagen und die weißen Kleider kämen in den Kleiderschrank. Moses und die Propheten müßten sich in die Erde drücken und Abraham, Isaak und Jacob hätten keinen ruhigen Augenblick mehr, bis St. Petrus zu den Himmelsverbesserern sagen würde: „Lieben Leute, wir haben hier so lange in Ruhe und Frieden gelebt, und ihr müßt entweder euer Tadeln aufgeben, oder des Weges wieder zurück gehen, den ihr gekommen seid;“ dann würden sie sagen: „Nun, wenn man hier nicht einmal seine Meinung mehr sagen darf, so wollen wir euch nicht länger zur Last liegen.“

Warum so viele Klagen, warum besonders so viele unnötige Klagen? Macht das eine Sache denn besser? Meistens ist es pure Tadelssucht und vielfältig sind Leute Schuld an den Unannehmlichkeiten, die sie beklagen. „Wie man's treibt, so geht's.“ „Wer des Tages wandelt der stößt sich nicht,“ sagt die Schrift. Die Tadelr sind also Nachtwandler. Wer den Stunden muthwillig in die Zähne läuft, soll nur nicht klagen, wenn er mit zerrissenen Hosen heim kommt. Wer mürrisch in den Spiegel schaut, muß darauf gefaßt sein einem Regenwettergesicht zu begegnen. Um deines Hauses Schwelle wachsen eben so gern Blumen als das von dir beklagte Unkraut, wenn du die Ersteren nur pflanzest und pflegst. In den Augen deiner Umgebung strahlt eben so leicht ein liebliches Lächeln, als der starre Blick des Kaltfinnes, wenn du dir nur die Mühe gibst das Erstere durch Freundlichkeit hervorzuheben. Wenn du in die Thalschlucht hineinrufst: „die Welt ist nichts als ein Jammerthal!“ so tönt dir aus jeder Kluff das Echo entgegen: „Die Welt ist nichts als ein Jammerthal! — nichts als ein Jammerthal! — ein Jammerthal! — Jammerthal! — Die Thäler würden eben so lieb „Segensthal“ wiederhallen. Töbte die Klagen und sie werden sterben! Nähre die Freude, so wird sie dich umlächeln!

Die Welt ist schön—wenigstens ist sie die schönste Welt, die wir haben. Warum sollte man sich und Andern das Leben in derselben nicht so angenehm machen als möglich, so lange man darin ist? Zwar lehrt uns die Schrift, daß wir der Welt d. h. der Sünde, absterben und nicht nach irdischen Dingen trachten sollen; aber damit meint sie durchaus nicht, daß wir verpflichtet sind, unseren irdischen Aufenthalt zu einer Wohnung des Kammers herab zu würdigen.

Wie unendlich viel Reiz bietet die Schöpfung, dessen Genuß den Menschen veredeln kann. Und ist es nicht geradezu unsere Pflicht, uns und unseren Mitmenschen gegenüber, Alle uns von Gott dargebotenen Mittel zur Veredlung und Vorbereitung auf die Ewigkeit zu benutzen? Wie schön ist z. B. der Wechsel der Jahreszeiten. Mahnt uns derselbe auch an die Unbeständigkeit der irdischen Dinge, so hat er doch für den Sterblichen eine besondere Anziehungskraft. In allen Verwandlungen der Natur liegt für ihn die Ahnung, die Foknung seiner eigenen Bestimmung verborgen; seiner künftigen Verwandlung im Ewigen unter ganz anderen Umständen und Verhältnissen. Er sieht in den ewigen, unausweichlichen Gesetzen Gottes, in denen sich alle Erscheinungen der Schöpfung bewegen, verschwinden und wiederkehren eine Bürgschaft, eine ewige, himmlische Zusage seiner eigenen Fortdauer und Verherrlichung; denn auch er ist ein Theil der Schöpfung, und ein um so ed-

lerer Theil der Schöpfung, da er mehr als Pflanze, Stein und Thier den Gang der Schöpfung und den Schöpfer erkennt. In der Natur empfinden wir Ruhe des Gemüths, die nicht durch Habsucht und Ehrgeiz, nicht durch Laune und Leidenschaft gestört wird. Wir nehmen ihre Erhabenheit und Einfachheit an, und das Herz fühlt sich reiner und findlicher. Wir treten dort gleichsam Gott näher—vorausgesetzt, daß wir ihn in Christo Jesu haben kennen lernen—und ein mildes Wohlwollen gegen unsere Mitmenschen durchbringt uns.

Wie schwelgt die Seele nach den langen stillen Wintermonden in der Pracht der wiederaufblühenden Schöpfung des Herrn. Man sieht die Hügel und Wälder mit jungem Grün in den Morgen- und Abendröthen des Frühling's glänzen. Aus dem Schooße des winterlichen Todes entsteht der Keim eines neuen Lebens. Im Kaufchen der blühenden Zweige, im Gemurmel der Bäche, im Gesange der Vögel hört man den Ruf Gottes. Millionen gottbeglückter Kreaturen jauchzen uns entgegen. Die an Liebeswunden unerschöpfliche Güte Gottes entfaltet jeden Tag und jede Stunde neue Herrlichkeiten. In mannigfaltigen Farben prangen nun die Wälder im Herbstschmuck und verschönern die Erde mit wunderbarer Pracht. Gelben und purpurn sinkt das welkende Laub beim Kaufchen der Winde herab. Und mit den eigenthümlichen Gefühlen, die der Herbst dem zarten Gemüthe einflößt, verbindet sich auch das Andenken an den kommenden Tag des Winters, an die stillen Freuden des häuslichen Lebens, an den Genuß im vertrauten Kreise der Freunde, der unserer wartet. Denn der Winter, während er uns den Genuß der äußeren Welt entzieht, drängt die Menschen enger zusammen, macht sie gesellschaftlicher und ihnen die Freuden der Heimath lieber. So ist „Gottes Welt auch mir zum Wohl, unzählbarer Güter voll.“

Ja selbst die Naturerscheinungen, welche mit strafenden Schreden hereinzubrechen scheinen, sind Boten göttlicher Segnungen. Die glühende Schlange des Blizes, welche hin und wieder mit ihren Feuerzähnen einen Baum zerschmettert oder ein Geschöpf tödtet, reinigt in ihrem Fluge die Luft, zur Gesundheit unzähliger Geschöpfe.

In manchen Gegenden Afrika's bedroht oft die überhandnehmende Feuchtigheit das ganze Land mit Verumpfung; alle Niederungen sind überschwemmt; die Menschen erkranken an bössartigen Fiebern und Ruhrern. Plötzlich tritt der Harmattan, ein heißer Sturmwind, von Norden herein. Der Himmel ist wie von Nebel bedeckt und trübe, doch ohne Gewölk. Der Wind bläst heiß und trocken. Niemand kann sich ihm ohne Lebensgefahr aussetzen. Er ist so trocken, daß ihm preisgegebene Thiere nach wenigen Stunden umkommen; daß den Menschen die Lippen aufspringen und die Augen sich entzünden, daß die Landseen und Pfützen schnell versiegen. Aber die allgemeine Noth ist dann verschwunden, nach wenigen Tagen, und alle Krankheiten, welche Folgen der nassen Jahreszeit waren, sind durch den Harmattan ebenso plötzlich geheilt. Also werden selbst Stürme, wie grausenhaft ihre Gestalt auch oft sein mag, nur Diener der göttlichen Gnade gegen das menschliche Geschlecht. Alles ist da den Menschen zu beglücken und ihm zu dienen.

Hört darum auf, die Welt, mit dem was drin und dran ist, zu scheitern und zu beklagen. Eine bessere Welt habt ihr ja hier doch nicht, und findet sie auch nach diesem Leben nicht, wenn ihr nicht lernt, euch in diese Welt zu schicken. Warum seid ihr denn immer daran, die Welt zu verurtheilen, die ihr doch so ungern verlassen möchtet? Was gilt's? Die Welt könnte euch eher entbehren, als ihr sie? Fragt euch doch lieber einmal, für was ihr denn in der Welt seid und was ihr in dersel-



ben thut. Wenn ihr Niemand zu beglücken versteht, so macht doch auch um Gottes Willen Niemand das Leben sauer. Fangt einmal an, den Zweck eures Daseins einzusehen — fangt an, Gott und euren Mitmenschen zu leben, und bald wird Glück und Friede in eure Herzen und Häuser einziehen. Schlagt eure Behausung an der Nachtseite eures Lebenshügels in Trümmer und zieht an die Sonnenseite hinüber, ihr werdet dort Alles ganz anders finden; dort blühen Blumen im lächelnden Son-

nenschein, und labende Quellen sprudeln spiegelklar durch duftende Rosenhaine. Ihr findet dann, daß die Welt gar nicht so übel und euer Zustand gar nicht so beklagenswerth ist; nur habt ihr früher nicht verstanden, zwischen den Dornen die Rosen herauszufinden. Dann wird auch ein längstvergessenes und entbehrtes süßes Bedürfnis wieder in eure kalten Herzen einziehen, nemlich das Bedürfnis—Gott für alle seine Gaben herzlich zu danken.

## Der Stumpredner.

Von Schwarzwälder.

Jede Zone, jedes Klima und jeder Welttheil bringt besondere, ihnen eigenthümliche, Produkte hervor. Daß der Stumpredner ein amerikanisches Gewächs ist, deutet der Name schon an, und würde auch auf anderem Grund und Boden verderben.

Der Sinn des Wortes ist eigentlich: Einer, der auf einem Baumstumpfen stehend die Volksmasse anredet, oder haranguirt.

Es sind diese Stumpredner ein Menschengewächs, das zu jeder Stunde des Tages, oder der Nacht, gerne bereit ist, seine Mitbürger mit begeisterten Worten zu „adressiren,“ ihnen die maßlose Verborbenheit der politischen Gegenpartei in einem besorgnißerregenden Lichte zu schildern.

Einen bestimmten bürgerlichen Beruf hat der Stumpredner eigentlich nicht, oder doch nur nominell, denn seine glühende Vaterlandsiebe, die in seinem Busen brennt, und das hohe Ideal von echter Politik, das seine Seele ganz erfüllt, läßt ihn nicht ruhen; ganz gegen seinen Willen reißt sie ihn von seinen Berufspflichten weg. Wenn man deshalb hört, dieser oder jener Stumpredner sei seines Gewerbes ein Wirth, ein Korbmacher oder ein Geistlicher, so braucht man darum nicht in Eifer zu gerathen; denn es ist nun einmal feste Thatsache, daß die Politik, Den, der sich mit ihr abgibt, so zu sagen aufrißt und ihn zu allem Anderen untauglich macht.

Diese Subjekte sind es, die ihren Landsleuten jedesmal vor einer Wahl den politischen Standpunkt zergliedern und klar machen. Auf Stumpen, Anhöhen und in Fuchschneipen; überall entwickeln sie einen, für bessere Zwecke, nachahmungswürdigen Eifer, Propaganda zu machen und zu proselytiren. Mit geröthetem Antlitz, funkelnden Augen und donnerähnlicher Verebnsamkeit schildern sie die Gefahren, in welcher sich die Republik befindet. Sie haben keinen Zweck und keinen Grund

anzugeben, warum gerade ihre Candidaten erwählt werden sollten, als bloß deren „eminente Fähigkeiten“ und „felsenfeste Treue.“

Prinzip, und wieder Prinzip ist das Schlagwort, von dem der Stumpredner ausgeht und dem er zusehelt; damit hebt er die politischen Thore aus ihren Angeln und überwindet die Vorurtheile der Seichten.

Die Eigenthümlichkeit des Stumpredners ist, daß er keinerlei materielle (?) Vergütung annimmt; nur auf das eindringlichste Ansuchen seiner Freunde kann er dazu gebracht werden, ein Amt anzunehmen, wenn die Wahl vorüber ist, und auch dann thut er es bloß, um seinen Mitbürgern ferner nützlich zu sein.

Der amerikanische Stumpredner hat ein ungemein reiches Herz und seines Zartgefühl; sollte seine Partei bei den verschiedenen „Reformen“ ihn verkennen oder mißachten, dann finden wir ihn möglicherweise nach wenigen Tagen bei der Gegenpartei und hören ihn, sich den Hals heißer schreien wie eine Eister, aber auch da bloß aus „Prinzip.“

Dieses Menschengewächs ist es, das den Zug der amerikanischen Politik lenkt. Dieser Stumpredner hat keine Ruhe; erst wann das Vaterland gerettet ist, erst wenn die Wahl vorüber, erst wenn er ein Nientchen hat wird er stille und zufrieden.— Sollte ihm nun Jemand sagen, er hätte alle seine Arbeit gethan, um des Antes willen, dann wird er enttäuscht, sein unschuldiges Herz empört sich, und dem Volk zu zeigen, daß er das Wohl des Vaterlandes sucht, ist er im Stande und resignirt—vielleicht. Dieses ist der Charakter, der die politischen Wahlkämpfe lenkt; er ist es, dem die Masse bisher gehorcht. Der Gattung nach, ist der amerikanische Stumpredner ein Parasite, welches zu deutsch Mitfresser oder auch Schmarotzer bedeutet.

## Reiseskizze aus Californien.

Von F. W. Bögelein.

Es war an einem klaren, freundlichen Sommermorgen, als ich mit dem Dämpfer „Los Angeles“ von San Francisco abreiste. Die holde Morgensonne spiegelte sich goldstrahlend in der klaren Bay und auf dem Schiffe herrschte reges Leben. Das goldene Thor (Golden Gate) ist bald durchflogen, und wir befinden uns auf dem wogenden blauen Pacific. Nach Süden geht die Reise. Die Damen fühlen in Folge der Schwanungen bald etwas nervös, und ehe man's denkt sind sie „gelagert.“ Aber die Seekrankheit fürchtet sich selbst vor Herren nicht, und preßt nach und nach eine nicht geringe Anzahl in „activen Dienst.“ Selbst meine

Wenigkeit entging ihrer Aufmerksamkeit nicht. Es war nicht hinreichend, daß sie mir keine Zeit ließ das Mittagsmahl zu genießen, ich mußte sogar auf mein längstgenossenes Frühstück resigniren.

Der Dean tobte recht wacker; trotzdem aber kamen wir nach vierundzwanzigstündiger Fahrt glücklich im Hafen von San-Luis Obispo an. Ich steige aus, und nach kurzer Umschau bin ich überzeugt, daß ich mich in der Fremde befinde. Alles kommt mir sehr spanisch vor—wohl besonders deshalb, weil ich nur spanisch reden höre. Die Landung liegt 200 Meilen von San Francisco. Die hohen, kahlen Berge geben der

Gegend ein ödes, trauriges Ansehen. Die wenigen Bewohner haben mehr Ähnlichkeit mit den Ureinwohnern als mit den Europäern.

Zwecklos hatte ich meine Reise natürlich nicht unternommen, auch war es keine Spazierfahrt; sondern einer armen Familie geistlichen Trost und materielle Unterstützung zu bringen—deshalb war ich gekommen. Das Städtchen San-Luis Obispo liegt zehn Meilen landeinwärts vom Hafen und ist der Countysitz von dem großen, gebirgigen County gleichen Namens. Im Bay Hotel, woselbst ich mich einquartiert hatte, erfuhr ich, daß die von mir gesuchte Familie nur etwa zwei Meilen von der Bandung entfernt in den Bergen wohne. Auch erfuhr ich, daß dieselbe weder die deutsche noch englische Sprache verstehe, obgleich der verstorbene Hausvater ein eingewandter Deutscher war. Die hinterlassene Wittve ist eine spanische Casifornierin. Der einzige Weg, der an das Ziel meiner Reise führte, war ein schmaler, zum Theil stufenartiger Pfad über einen hohen Berg. Ich arbeitete mich deshalb wacker die Höhe hinan. Jene Bergbesteigung wird mir unvergesslich bleiben. Die glühende Sonnenhitze machte mir bald begreiflich, warum die Leute hier alle so dunkle Gesichtsfarbe haben und so eigenthümlich gekleidet sind. Robinson Crusoe's Hut und Schirm würden auch hier treffliche Dienste geleistet haben. Ich war froh als ich endlich auf dem Gipfel stand. Und welche eine Aussicht! Zur linken tobte der Ocean, und warf seine schäumenden Wellen gegen die Felsenklippen. Auf der andern Seite reiht sich Berg an Berg, von Schluchten und Thäler unterbrochen so weit das Auge reicht. Mein Ohr ergözte sich an dem melodischen Gesang der gefiederten Bewohner dieser Gebirge.

Ich stiege nun an der andern Seite des Berges hinab, und bald begegnet mir ein junger Spanier, welcher etwas englisch reden konnte. Diesen nahm ich mit als Dolmetscher. Bald führte uns unser Weg in ein kleines von Bergen umschlossenes Thal, und man sollte kaum meinen, daß Sonnenschein und Wind den Weg dahinein finden könnten, geschweige denn Menschen. Aber die kleine Hüte, welche wir bald erreichten, und in der die von mir gesuchte Wittve mit ihren sieben Waislein wohnte, zeigte uns, daß Menschen hier schon längst ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten. Die arme Mutter ließ mir durch den kleinen Dolmetscher sagen, daß ihr Mann vor drei Monaten, nach einem vierjährigen Krankenlager durch den Tod von ihr genommen worden sei. Sie arbeite Tag und Nacht, um

ihre sieben Kleinen zu erziehen. Mehr als diese wenigen Worte verriethen mir aber die heißen Thränen, welche sie vergieß ihre traurige Lage. Ich überreichte ihr eine Liebesgabe welcher Verwandte und Freunde ihres verstorbenen Vaters in Stuttgart übersandten, und zu deren Ueberbringer ich mich gerne hergegeben hatte. Auch die edle Königin Württemberg's hatte eine schöne Summe beigelegt. Betend übergab ich ihr, was ich an Rath und Mittel geben konnte und hoffentlich ist's nicht vergeblich gewesen.

Nachdem ich Abschied genommen und den Berg noch einmal überstiegen hatte, ruhte es sich die folgende Nacht ganz annehmen. Den nächsten Morgen ging es dann nach San-Luis Obispo. Für Geld und gute Worte fand ich endlich einen sonderbaren Fuhrmann mit einem sonderbaren Fuhrwerk. Als wir reisefertig waren sagte er mir, hier nehme man immer eine „Ladhy“ mit, worauf er einen riesigen Hund auf den Wagen nahm, welcher augenscheinlich als „Ladhy“ figuriren sollte. Eine unangenehme Staubwolke begleitete uns auf der ganzen Reise. Mein Fuhrmann konnte gerade genug englisch reden, um mir zu erklären, daß er des Staubes schon längst gewohnt sei. Freilich, ihm wurde kein Rock staubig, und zweifle ich überhaupt sehr, ob er sich eines solchen Luxus erfreut.

Das Städtchen San-Luis Obispo liegt in dem wunder schönen San-Luis Thale, welches von hohen, theilweise felsgebirgen umrahmt ist, die mich unwillkürlich an die gewaltigen Felsengebirge des Territoriums Whoming erinnerten. Das Städtchen zählt etwa 2000 Einwohner, größtentheils spanisch-mexikanischer Abkunft. Die größte Sehenswürdigkeit der Stadt ist die sehr alte katholische Kirche, an welcher jedoch mehr die Curiosität als die Kunst zu bewundern ist.

Das County San-Luis Obispo hat mehrere sehr fruchtbare Thäler, unter anderem sind besonders Santa Margarita, Santa Rosa, San Luis und theilweise Santa Maria zu nennen. Die Berge sind für Schafweide sehr geeignet. Die Schafzucht geblüht hier überhaupt sehr gut.

Gern hätte ich mich noch länger in dem San-Luis Thale (ein wahres Blumenreich) verweilt, aber „Pflichten sind meine Gebieter.“ Ich muß weiter. Es ist Abend. Die letzten Goldstrahlen der sinkenden Sonne baden im stillen Ocean.

Am nächsten Morgen kommt das Dampfschiff „Orizaba“ von der mexikanischen Grenze heran und nimmt mich auf. Nach einer stürmischen, neununddreißigstündigen Fahrt lande ich wieder im Hafen von San Francisco. Gott sei Dank!

## „Der wackere deutsche Mann und der englische Gaul.“

Mein lieber, freundlicher Bruder Horn! Gruß Dir zuvor. Mit deiner Erlaubniß ein Paar Worte über obige amüsante Ueberschrift. Es wird ja deinen lieben Lesern noch männiglich im Gedächtnisse sein, daß das Juli- und August-Magazin sie belästigt (Nur immer artig, bitte! Red.) hat mit einem Schriftstück, das sich mit Vergleichen befaßte in der Sonntagschulstube in unserer und anderen Kirchen. Da hat sich's nun zugetragen, das der liebe Bruder Editor den Schreiber jenes schlichten Referates zunächst ein wenig gelobt (?) und dann auch ein wenig nicht gelobt hat, nemlich so: „Daß der wackere deutsche Mann, Bruder Thomas, diesmal nur den englischen Gaul reitet, will uns fast bange machen. Laß uns unsere Sympathien zwischen Ger-

mania, Columbia und Victoria brüderlich theilen. Sie brauchen's Alle!“—Da möchte ich nun in aller Ordnung und Liebe gern das Nachstehende drauf sagen:

1. Meine ich, daß ich die obige Censur in keiner Weise rechtlich verdient habe; denn ich kann nicht einsehen, so wacker ich auch sein mag, daß ich vor andern Gäulen (in meiner Schrift) nur einen respektiven „englischen Gaul“ geritten habe.

Ich habe kurzweg aus allen deutschen, sowie auch aus allen englischen officiellen Quellen geschrieben, die mir zu meiner Kenntniß kamen. Ich konnte doch eben so wenig mehr schreiben (im Deutschen) als ich wußte, als ich Alles schreiben könnte, was Bruder Horn weiß. Hätte ich nicht redlich alle (meine) deutschen Quellen erschöpft, so wäre vielleicht Grund



zu einer solchen Bildersprache. — Ja, den „Jugendpilger“ habe ich vergessen, aber die „S. S. Glocke“, nach welcher gefragt wird, die läutet unten ihre klaren Töne.

2. Sind jene Studien ganz ehrlich-deutsch betrieben worden. Manche Notizen habe ich mühsam, unter Probe meiner Geduld, zusammengesucht. Und den englischen Gaul habe ich auch nicht geschenkt bekommen, sondern ihn um eine ehrliche Summe käuflich an mich gebracht. Ich meine es sollte im Urtheil über jene Abhandlung überlegt werden, daß, sowohl die englische S. S. Literatur, als auch die englischen Kirchentkörper viel zahlreicher sind, als es im Deutschen der Fall ist und sein kann.

3. Kommt es mir vor, lieber Bruder Horn, daß es dir gar nicht so recht Ernst ist, wenn du sagst, daß es dir fast „bange“ machen will, indem, wie du meinst, ich diesmal nur den englischen Gaul reite. Ach was! Ein Mann wie Du (ich bin im Ernst) der fürchtet sich eben so wenig vor einem englischen Gaul als vor einem wackeren deutschen Mann. Du kennst mich besser und ich dich auch, als so. —

4. Und nun treuer Waffengefährte, damit unsere Magazinleser sehen, daß wir Beide (man entschuldige) zwei kerndeutsche Naturen sind,

Zimmer frieblich  
Und gemüthlich

und Jeder schon verschiedene „Rappen“ geritten hat, im Urwald, wie in lichten, prangenden Gefilden und auch mal verschiedener Meinung sein können: so sei so gütig und drucke dies in unser gutes und treffliches Magazin. Im Uebrigen will ich gerne meine Sympathien, später, wie bisher, brüderlich theilen zwischen Germania, Columbia und unsere guten (Mutter) Victoria. Germania aber lebe vor allen hoch!

Mit vieler Achtung und Liebe, Dein &c.

C. A. Thomas.

St. Jakobs, 12. August 1876.

Ja, so ist's mein Lieber! Immer hübsch gemüthlich. Wenn wir mal anfangen, dann gibts Krrrrieg. Aber—wir fangen nicht an.  
W. G.



von Cadix aus schwamm ich auf dem blauen Ocean, zur Linken an Sandhügeln und Maurenhürmen vorüber, und rechts in bläulicher Ferne Afrikas allmählig aufsteigende Felsenufer im Auge nach Gibraltar. Ich hatte mir Gibraltar anders gedacht, etwa wie Constantine auf stolzer Felsenhöhe. Dieß ist nicht der Fall. Gibraltar liegt am niederen Meeresufer, ein Theil amphitheatralisch dahinter, und von den Festungswerken wird man aus der Ferne nichts gewahr. Aber ein hohes Felsengebirge, dem man die Gestalt eines ruhenden Löwen geben will, erhebt sich hinter der Stadt. Oben etwa in der Mitte des Rückens gewahrt man Thurm und Häuschen des Signalhauses, und weiter rechts den zerfallenen O'Hara-Thurm. Der ganze Bergabhang bis an die nächste Umgebung der Stadt ist kahl, mit Ausnahme von etwa zwei bis drei Villen, die wie ein schmaler, grüner Streif über die Mitte des Hanges hinziehen. Ueber die europäisch gebauten, freundlich blickenden Häuser steigt zur Linken das alte Maurenkastell empor, während gegen die Mitte die grüne Baummasse der Alameda die Stadt von der Vorstadt Rosia trennt, welche von zahlreichen Villen umkränzt, die südliche Spitze der Landzunge bedeckt.

Der erste Eindruck, den Gibraltar gewährt, ist ein freundlicher. Man ist angenehm überrascht eine sozusagen europäisch gebaute, geordnete, reinliche Stadt in dieser Himmelsgegend zu finden. Trotz dem Gemüth aller Nationen, Spanier, Engländer, Marokkaner &c., fühlt man sich sicher und behaglich. Aber hant genug sind die Bilder, welche die Straßen, oder besser die Straße, denn es gibt eigentlich nur eine rechte Straße, gewähren. Eine Menge großer, breitschultriger, gutgenährter Rothfräcke, ohne Seitengewehr, aber mit einem Stöckchen in der Hand, bewegt sich unaufhörlich ab und zu. Blasse Damen mit Hüten wechseln mit Mantillen tragenden Senoritas. Ein rother Mantel mit breitem schwarzem Rande schmückt die niedere Volksklasse. Steife Reiter und hübsche Reiterinnen mit Fliegenwedeln in der Hand durchschneiden die Menge. Matrosen von allen Nationen drängen sich um die Ecken, besonders um die zahllosen Schnappsläden. Neger im weißen Turban und seidener Jacke, Mauren und Juden im langen Kaftan und gelben Schuhen stehen oder sitzen vor ihren Buden. Da-

## Gibraltar.

zwischen geht geräuschlos und nur durch eine weiße Borte am Gut kenntlich, die wachsame Polizei.

Gibraltar bietet dem Fremden nicht viel, aber großartig ist hier die Natur. Zunächst gewährt die Alameda, zu der man durch das starke Südthor wandelt, mit ihren reizenden englischen Anlagen, wo Blumen aller Art, namentlich zahllose Geranien, die Sinne erfreuen, einen herrlichen Abendspaziergang. Schade, daß die üppigen Blumengänge und schattigen Alleen durch eine lächerliche Statue entstellt sind, welche den tapfern Vertheidiger Gibraltars, den General Elliot, vorstellt. Diese Bronzefigur mit ihren Säbelbeinen, ihrem Popsanzug, und dem kolossalen, vergoldeten Schlüssel in der Hand, sieht eher aus, wie die Caricatur eines Kammerherrn des Kaisers von Hayti, als wie ein englischer Held. Auch Wellingtons Büste, vor welcher ein Sechspfünder spaßhafter Weise Schildwacht steht, trägt nicht dazu bei, die Reize der Alameda zu erhöhen. Auf dem Exercierplatz daselbst spielt mehrmals in der Woche eine oder die andere, wohl auch abwechselnd zwei Militärmusiken, die dem muselmännischen Theil der Bevölkerung ganz besonders zu behagen scheinen, der dann mit ausgezogenen Schuhen gruppenweise unter den Bäumen kauert. An Sonn- und Feiertagen ist es hier vorzugsweise bewegt, schmutzige Senoritas, blasser Engländerinnen, bunte Uniformen und alle möglichen Costüme bewegen sich auf und nieder. An den höheren Punkten bilden sich Gruppen, und schauen nieder auf den mit großen und kleinen Fahrzeugen besetzten Hafen, auf die dunkle, spanische Küste gerade über mit dem schimmernden Algiras, den einzelnen Maurenhürmen und rechts den malerischen Bergen von Gaucin. Zur Linken aber erheben sich Afrikas Felsen aus dem Ocean, und schließen das Bild, welches von der schönsten Sonne beleuchtet wird.

Die Stärke von Gibraltars Felsenwerken beruht vornehmlich in seiner Lage, die ein Nahen feindlicher Kräfte sehr erschwert. Für unbezwinglich aber kann ich es nicht halten, so gern die Engländer dieß auch hören. Die bekannten Fessengalerien — parallel über einander laufende Tunnel auf der Landseite, die mit zahlreichen Kanonen besetzt sind — dürften eher als Rarität, als hübsche Aussicht, denn als sehr große Gemmnisse erscheinen. Dagegen sind die Werke am Strande,

welche in neuester Zeit theils vermehrt, theils neu hergestellt wurden, ohne Zweifel sehr stark. Hier sind mehrere Kasernen in den Wall eingebaut. Nord- und Ostseite hat die Natur unzugänglich gemacht, und durch unaufhörliches Abspringen von Gestein wird dem Felsen eine immer steilere Neigung gegeben, so daß es nicht mehr, wie einmal von Spaniern mit Erfolg versucht ward, möglich sein wird, den Felsen von rückwärts zu ersteigen.

Nosia, am Südpunkt Europas, wo die Felsen zahlreiche, kleine Buchten bilden, an deren Vorsprüngen immer neue Ansichten entzücken, ist der reizendste Punkt des Felsens. Hier liegt Afrika, namentlich Stadt und Kastell Ceuta, in fast greifbarer Nähe vor uns, während rückwärts ein Labyrinth von Willen sich eröffnet, die bald in tief einsamer Felschlucht, wo nur Ziegenheerden über das Steingerölle wandern, bald im glänzenden Sonnenstrahl an der Bergwand sich erheben — alle

meinerseits etwas verwirren. Es gab unter den Affen auch sehr junge und kleine, die im Sonnenschein kreisten. Bei unserer Annäherung riefen die Mütter sie mit greller Stimme bei ihren Affennamen, faßten sie dann an den Händen, und führten sie wie Kinder auf dem Spaziergang, luden sie zuletzt, als sie uns immer weiter vorwärts kommen sahen, auf ihren Rücken, und verschwanden mit außerordentlichen Sprüngen hinter den Felsen. Diese Thiere leben von Datteln, nemlich den Früchten der Zwergdatteln, welche die Bergspitze bedecken. Zuweilen steigen sie auch wohl in die Gärten von Europa herab, und verzehren deren Feigen und Gemüse. Es ist zu Gibraltar ausdrücklich verboten, diese armen Thiere zu tödten, was aber die Einwohner nicht hindert, ihnen eine Art Falle zu legen, mittelst welcher die Affen oft gefangen werden.

Man sagt, daß zwei Affenarten auf dem Berge zwei verschiedene Klippen bewohnen, und sich öfters blutige Gefechte lie-



Gibraltar.

mit zierlichen, behaglichen Wohnhäusern geschmückt, um welche her die reichste Vegetation des Südens, von nordischem Fleiß gepflegt, ihre Glorie entfaltet. Am Leuchthurm, der auf einer vor die Felsen geschobenen Fläche ruht, eröffnet sich eine Aussicht nach der spanischen Küste bis gegen Malaga hin, während zahlreiche Spalten und Höhlen an der rückwärtigen Felswand den Aufenthaltsort der Affen bezeichnen, die sich selten zeigen und meist nur in den oberen Felsregionen; ich aber fand zuoberst eine ganze Gesellschaft derselben und wie man mich versicherte, finden sie sich zu Hunderten. Die, welche ich sah und verfolgte, waren in der Größe von achttjährigen Kindern; sie gingen aufrecht mit verschränkten Armen, und warfen mir jene menschlichen und kläglichen Blicke zu, die mich

fern. Ich habe es nicht gesehen. Ganz gewiß jedoch ist, daß diese Thiere einander sehr anständig bestatten. Nie fand man Affengerippe auf dem Berge, während die Martinsgrotte ihr vollständiger Todtenacker war.

Geht man hier noch weiter links um den Felsen herum, so gewahrt man die einsam auf der Ostseite liegende niedliche Villa des Gouverneurs, auf drei Seiten von Felsen eingeschlossen, mit ihrer Veranda vor den grünen Jalousien — ein wahres Schweizergemälde. Hoch über ihr schauen die Trümmer des D'Harc-Thurmes herab, und noch einige Schritte weiter, wo eine letzte Batterie ihre schwarzen Röhren über die blauen Gewässer hinstreckt, hört der Weg an steiler Felswand auf.



Die umfassendste Aussicht bietet natürlich das Signalhaus, weil in der Mitte des Felsrückens gelegen, obwohl die Nord- und Südspitze etwas höher ist. Die Erlaubniß, hier hinanzuklimmen, erhält man leicht, wie überhaupt der Zugang zu sämtlichen Festungswerken nicht erschwert wird. Nur das Zeichnen ist verboten. Von unten gesehen, erscheint die Entfernung eine geringe, aber allmählig wird man zu seinem Leidwesen gewahr, daß man sich bedeutend getäuscht hat. Denn wenn man nach manchem Schweißtropfen an der Villa des Abhangs angelangt ist, scheint der Felsen wie von neuem über uns emporzuwachsen, und der vielfach sich krümmende Weg, der nun über kahle Fluren an einer merkwürdigen Tropfsteinhöhle vorüberführt, trägt noch dazu bei, das Ziel immer weiter hinauszuschieben. Doch auch zur heißesten Mittagszeit, wenn man drunten in Gibraltars engen Gassen fast brätet, weht hier oben ein frischer Wind vom weiten Ocean her. Ziegen und Ziegenhirten und etwa ein einsamer Esel sind die einzigen lebenden Wesen, denen man hier begegnet. Im Signalhaus selbst, das durch Mauer, Thurm und Batterie vor etwaigen Angriffen von der Rückseite gesichert ist, wohnt der Telegraphist, der sämtliche Kriegs- und Dampfschiffe, welche die Straße passieren, zu signalisiren hat. Bei hellem Wetter sieht man hier oben bis Tanger und Tetuan auf der afrikanischen und bis Malaga auf der spanischen Seite. Immer aber ist die Aussicht über die freundliche Stadt, den schiffbevolkerten Hafen, die weite Bay von Algesiras mit ihren sanften Uferbergen und das Doppelmeer, aus dem einzelne Segel bald näher, bald ferner emportauschen, über die Rassen groß-

artig. Besonders schön malt sich die blaue Küste Afrikas mit dem duftigen Atlas und dem schimmernden Ceuta davor. Rückwärts fällt der Felsen steil ab nach der kleinen Catalan-Bay, wo auf dem Uferlande einige Fischerkähne ruhen, hinter denen sich eine kurze Häuserreihe hinzieht in idyllischer Einsamkeit, während zur Seite das Meer unaufhörlich an die braunen durchhöhlten Klippen schlägt. Zu dieser Bay gelangt man, wenn man durch das Nordthor hinausgeht, wo auf der schmalen Landenge am Wachthause vorüber, das von den herrlichsten Bellasombra-Bäumen bespattet ist, der Weg nach Spanien führt. Auf dieser Seite fällt der Felsen senkrecht ab, und aus den dunklen Spalten, wo Hunderte von Tauben und Singvögeln nisten, gähnen die mächtigen 60- und 80-Füßer. Die beste Verteidigung bleibt aber immer der unnahbare Felsen, an dessen Fuße Sitten von Ingenieuren, ein altes einsames Thürmchen und ein Kirchhof liegen. Jenseits dieser beginnt der neutrale Grund, wovon der englische Theil durch eine Schildwachenlinie bewacht wird.

In den Hotels von Gibraltar geben sich alle Nationen ein Rendezvous, und führen das bunteste Tischgespräch in allen Sprachen. Da erzählt ein Franzose, der eben mit dem französischen Dampfboot von Oran gekommen, von den Eichenwäldern Lambessa's und Biscaras Datteln, ein Engländer von den Schweizergegenden Madeira's, wo er den Winter verlebt, Italiener und Spanier streiten sich über die Vorzüge ihrer gloriosen Städte, Indien, die Katarakten des Nil, die Wellen des Mississippi werden gemustert, und endlich kommt die Reihe auch an Deutschlands gesegnete Gauen.

## Curiositäten aus der Natur und Geschichte.

Gesammelt von W. H.

### 7. Dampfboot-Rennen.

Nirgends in der Welt, außer den Vereinigten Staaten, herrscht diese Wuth des Dampfboot-Rennens, dieses tolen, ruchlosen Wettfahrens, das alljährlich einigen hundert Menschen das Leben kostet, ohne daß ihm bis jetzt weder die Gesetze, noch die öffentliche Meinung das Todesurtheil gesprochen hätten. Der sonst so gleichmüthig-kalt sinnige Amerikaner verliert bei solchen Veranlassungen seine amphibische Natur, und in der Fieberhitze, sein Schiff zuerst am Ziele zu sehen, vergißt er Weib und Kind, Hab' und Gut; sein eigenes Leben kommt gar nicht in Anschlag. Er ist ein Rasenber, der Alles auf den Wurf setzt, und die anderen Alle auf dem Schiff machen mit, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, deren Einsprache keine Beachtung findet.

Wir wollen einem Amerikaner zuhören, der eine solche Wettfahrt erzählt:

„War gerade 2 Uhr Nachmittags, am siebenten Tage unserer Abfahrt, als wir die Wolfinsel im Rücken hatten, die, wie ihr wißt, oberhalb New-Madrid liegt, unterhalb des Einflusses des Ohio in den Mississippi. Ist seitdem aufgeflogen, die arme Helen MacGregor, wie ihr wißt, gerade bei New-Madrid, und hat ein halbes hundert Passagiere in die andere Welt hinübergebrüht, gerade vor New-Madrid. kamen also bei der Wolfinsel an, wo wir den Ploughboy, die Huntress, den Louisville und noch ein paar Dampfschiffe einholten. War eine artige Flottille. Sahen jaust sehr einfilbig hinter der Damenkajüte—da heißt es, der George Washington kommt. Ist euch ein glorreicher Dampfer, dieser George. Glänzt und fun-

felt euch dieser schwimmende Palast schon von weitem, und fliegt euch so heran, so leicht, so gelentig, wie eine Ente! Ist euch eine wirkliche Freude, einen solchen Riesenbau heranschwimmen zu sehen. Saß noch immer bei den Damen, aber schon wie auf Kohlen. Auf einmal heißt es, der Washington kommt uns vor. Ich springe auf, renne auf das Oberdeck, und richtig, da kommt er einhergezogen mit aller Macht und Pracht, Trarara, Trarara! und tausend und brausend, und feuerpehend, wie der Kaiser Napoleon an der Spitze seiner Garben und Reiter und Feuerschlünde. Prächtigt war er anzuschauen, der George, war mitten unter den fünf Dampfern, der Louisville, Huntress und den übrigen—hatte sie bereits eingeholt. Standen da und schauten, Alle, die wir auf der Helen MacGregor waren, und sage euch, das Herz schlug uns Allen stärker und stärker; sahen allen Gesichtern die Spannung an. Die Glocke rief zur Mittagstafel, aber kein Fuß bewegte sich. „Capitän," schrie ich—„wir dürfen den George nicht vorlassen, wir können nicht mit Ehren zurückbleiben," sag' ich. „Müssen zeigen, daß wir Mississippimänner sind.“ — „Mister Doughby," sagte er, „es ist der George Washington, zweihundert- und zwanzig Pferdekraft," sagte er.—„Und das Andere ist Münze," sag' ich, „hat keine zweihundert und zwanzig Pferdekraft," sag' ich. „Sagt es nur, um dem Wettrennen zu entgehen. Und hätte der alte George dreihundert Pferdekraft, wollte doch meine Steigbügel kürzen und meinem Renner den Sporn geben.“

„Und dem Capitän wurde es heiß, wie ich so sagte, sah es ihm an, seine Augen hingen starr an dem feindlichen Schiffe, das

die fünf anderen bereits zurückgelassen hatte, und nun an uns herankam, als wären wir hochleberne, rindschäutige Briten, und sie frische, freie Amerikaner, die nichts nach der Welt fragten. Und wie euch der Capitän so nach dem George hinabsah, wurde er euch doch roth und blau und grün, wechselte, wie der Delfphin, alle Farben, seine Zähne knirschten, und er biß sich, wie im Kampf, in die Lippen. Und stärker brauste der Washington heran, und stärker zischte der Dampf, und Hurrahs auf Hurrahs kamen herüber und gellten uns in den Ohren. „Capitän,“ schrie ich, „der Washington kommt uns vor, mit der Ehre der Helen MacGregor ist's vorbei.“ Der Capitän aber stand wie mit Kalt übergossen, der Angstschweiß auf seiner Stirne, das Blut ihm in die Augen schießend. — Hatte die fünf Dampfer überfahren, die Hurrahs dem Washington nachbrüllten, und bereits mächtig jubelten, die Helen MacGregor nun ihrerseits gedemüthigt zu sehen. „Capitän,“ rief ich nochmals, „wollt Ihr Euch aus dem Felde schlagen lassen, ohne auch nur das Weiße im Auge gezeigt zu haben? Die Helen MacGregor ist ein neues Schiff, laßt auftrachen!“ Da rannte er hinab und schrie: „Legt an, legt an! höchsten Dampf!“ — „Feuert, Jungs,“ schrie ich, „feuert darauf los.“ Und die Jungen feuerten und feuerten, daß ihnen der Schweiß herabließ wie Wasserhosen, und schürten euch mit den Feuerzangen, und aus unsern Röhren begann es nun zu pfeifen, daß es eine Freude war. Wir fuhren gerade in den Ohio ein, der Washington war uns beinahe zur Seite, da kommt der alte Warren und seine Tochter auf das Verdeck heraufgerannt, und schriegen: „Mister Doughby, ums Himmelswillen! Mister Doughby, Capitän, um Gotteswillen! Mister Doughby, Capitän!“ und so schriegen sie: „Mister Doughby! ich fordere Sie auf! Wollen Sie sich, das Dampfschiff, ihre Mitbürger ins Verderben bringen? wollen Sie wettrennen mit dem George Washington?“ „Um Gotteswillen, Mister Doughby!“ schrie die Miß, — „Mister Doughby!“ schreit der alte Gentleman, „ich fordere Sie auf, Ihren Einfluß anzuwenden, daß der Capitän vom Wettrennen absteht.“ — „Paß,“ sag' ich, es ist nichts, wollen nicht wettrennen mit dem George Washington — wollen bloß sehen, welches Schiff schneller geht.“ — „Das darf nicht sein, ich protestire, die Sicherheit unserer Mitbürger, unsere eigene — wenn der Kessel springt?“ — „Paß, Sicherheit unserer Mitbürger,“ sag' ich, „unsere Mitbürger sind in Sicherheit. Wollen kein Wettrennen, Mister Warren,“ sage ich, „wollen bloß einen Augenblick sehen, welches Schiff schneller geht.“ — „Mister Doughby,“ schreit die Miß ganz außer sich, und faßt mich am Arme, zerrt mich, will mich zur Maschine hinab ziehen, die Weiber hängen sich an mich, und bitten und flehen: „Mister Doughby, wenn Sie ein Gentleman, ein Christ sind, so gebrauchen Sie Ihren Einfluß, verhindern Sie!“ — dann reißen sie sich wieder los und laufen auf den Capitän zu, der neben dem Ingenieur stand. Der Washington war dicht hinter uns, — wir, wie gesagt, fuhren gerade in den Ohio ein. Nun wißt ihr aber, daß die Mißsippiströmung, wie er in gerader Linie von oben herabkömmt, den Ohio wohl einige Meilen weit gegen Trinity zurückdrängt. Einen schöneren Wasserpiegel zu einem Knall- und Fall-Wettrennen gibt es euch nicht mehr in der weiten Welt. — Die beiden Ströme haben just die rechte Breite, zusammen ein vier bis fünf (engl.) Meilen, und bilden euch nachgerade einen Wassercircus, den die Ufer von Illinois, dem kalten Kentucky und ihrer Tochter Missouri einfassen. Die Strömung ist ganz zu euren Gunsten, wenn ihr in den Ohio einfahrt, eben weil ihn der Mißsippi von oben zurückdrängt. Wir waren näher

der Illinoisseite, und hatten daher noch einen Vortheil vor unserm Gegner voraus, der sich auf der Kentuckyseite hielt, und immer stärker brausend herankam, hinter ihm die anderen fünf Dampfer, die gleichfalls ihre Sporen angelegt hatten. Unsere Helen MacGregor war oben noch voran. Wer hätte da nicht wettrennen sollen? Die Luft zitterte vor Hitze, Dampf, Gesaule, Gebrause, Gebrüll. Jetzt war der Feind uns hart im Nacken. Das Spiegelbild Vater Georges in gleicher Linie mit unserem Stern. „Helen MacGregor halte dich brav,“ schrie ich, „holt aus, legt an, Burtschen,“ schrei ich, „10 Dollars, so ihr brav feuert!“ — Hurrah! — schreien die 100 Passagiere, „Hurrah! der Washington verliert — bleibt zurück.“ Der Capitän schaute, konnte aber kein Wort hervorbringen, seine Lippen waren zusammengepreßt, als wären sie an einander genagelt; stand euch wie eine Bildsäule. Wir gingen 20 Knoten, und mußten nun aushalten oder hintendrein in den Troß der Huntreß, des Ploughboy. Alle Zugen trachten, die Maschine dröhnte, brüllte, der Dampf heulte, zischte. „Die Helen MacGregor,“ schrei ich, „ist ein braves Weib, eine brave Schöttin, hat Feuer im Leibe.“ Und sie hatte es wirklich! Sie griff aus wie ein Blutrenner, dem in seinem Leben zum ersten Mal der Sporn in die Flanken gesetzt wird. Sie schwamm nicht mehr, sie flog wie ein Vogel oder wie ein wilber Panther, ein Elenthier, das angeschossen ist; wie der Sturm, der herausgebraust kommt, flog sie; die Gewässer des milchweißen Ohio schossen herab, als kämen sie aus Fultons Dampfaketen herausgeschossen; immer wilber wurde ihr Lauf, die Kentuckyufer rechts mit dem Anfluge von Cottonbäumen schossen an uns wie rasend vorbei, der Walb flog vorüber, als ob ein panischer Schrecken in ihn gefahren wäre; die Illinoisufer links tanzten vor uns hinab, wie wilde Hegen, die auf ihren Besenstielen geritten kommen, tanzten euch die ungeheuren Baumstämme vorüber. Hinter uns schwanden die hohen Missouriufer, mit ihren Wäldern im Hintergrunde, und die Pflanzung des großen Kentuckiers im Vordergrunde, sie wurde kleiner in jeder Sekunde, in einer Minute erschien sie noch so groß wie ein Taubenhäus. Alles schwamm vor, hinter uns, Alles eilte, trieb, flog, brauste. Wir hatten Alle sehen und Hören verloren. Hurrahs zu Tausenden, sieben Dampfer sausend, brausend, dröhnend, kochend, feuerspeierend, Alles schwand vor unseren Augen, Sinnen.

„Der Wald unter Trinity flog uns entgegen, fort ging es, die Ruder trachten, die Leute heulten vor uns, hinter uns Hurrah! Hurrah! — Es war ein Galopp, ein Riesenkampf, Trinity, das Ziel vor uns, wir beinahe Sieger. Auf einmal schreit der Capitän: „Er ist uns vor!“ Und dann schaut er so stier und erfäst das Geländer so starr, und beißt sich die Lippen zusammen! „Capitän,“ sage ich, „er ist nicht vor.“ — „Schaut, Mister Doughby,“ sagte er, „schaut!“ — Ich schaue, und wie ich so schaue, wurde es mir schwirr vor den Augen. Griff euch wunderbar aus, dieser George Washington. Sah nun wohl, er würde uns in zwei Minuten beim Schooß haben. Und es dauerte nicht zwei Minuten.

In der That, er ist vor,“ schrei ich. — „Er ist vor,“ wiederholte der Capitän mit leiser Stimme; er war todtbleich. Ich konnte kein Wort reden. Und er, so wahr ich lebe, er mußte sich an dem Verdeckgeländer halten, sonst wäre er zusammengefunken. Half Alles nichts, sein Spiegelbild war jetzt in gleicher Linie mit unserem Stern, zehn Sekunden später war ein Drittheil seiner Schiffslänge mit der unsrigen in gleicher Linie, — zehn Sekunden später zwei, und in weniger denn einer Minute fliegt er stolz vor uns her, und brüllte uns sein Hur-



rah in die Ohren, und die fünf Dampfer hinter uns fallen ein, die Luft erdröhnt von dem Geschrei und Gebrause, und wir hörten nichts als Hurrahs und Hurrahs. — Ah, tausend Dollars hätte ich im Augenblick gegeben, wenn wir Trinity zwei Minuten eher erreicht hätten. Auf einmal schrie es von unten herauf: „Der Dampfkessel springt! Der Dampfkessel springt!“ Und ein Gefrache, und gleich darauf ein Gesause und Gebrause. War aber nichts; der Schrei kam von ein paar Negern, die ihn Miß und Mißer Warren und dem

alten Weiberbolt in der Ladiescabin nachschrieten. Beide waren hinab zum Maschinenführer, hatten ihn gebeten, beschworen, und dem Manne den Kopf so heiß gemacht, daß er nachgibt und die Ventile öffnet, und wir waren nur noch eine halbe Meile von Trinity. — Glaube alles Ernstes, hätte der feige Bursche das nicht gethan, wir hätten mit dem Washington gleichen Lauf gehalten; denn er kam keine zwei Minuten vor uns an.“ — So spielt man in Amerika mit Sicherheit und Menschenleben.

## Im fernen Westen.

Durch die im Westen stattgehabten Indianerunruhen und die Mekeleien an Gen. Custar und seinen Soldaten, richtet sich das Interesse unseres Volkes wieder in einem besonderen Sinne auf die „rothen Söhne der Wildniß,“ und möchten deshalb unseren Lesern einige Schilderungen aus dem Indianergebiet nicht unwillkommen sein.

und da Stellen finden mit einer elenden Vegetation von Weiden und Baumvollenbäumen. Das Wasser ist unklar und milchig, salzhaltig und von zahllosen Schwärmen wilder Enten und Gänse bedeckt, indeß das wilde Gefrächze der Groojas oder Sandhügelkrähen einen traurigen Eindruck macht. In dem Glanze der Sonne liegt hier etwas Blend-



Felsenmalereien.

J. Roß Browne, in seinem Buche „Reisen und Abenteuer“ erzählt, daß von San Francisco nach Arizona, ein für dies Land sehr eingenommener Mann als „Superintendent der indianischen Angelegenheiten“ abging, und diesem schloß sich unser Reisender an, und in Gesellschaft eines Indianer-Agenten und Handelsmanns, sowie eines Häuptlings der Pimo-Indianer und etlicher Anderer brach man auf.

Ueber San Pedro und Wilmington, durch Chino, Temeculo, San Felipe mit seiner malerischen Felsenschlucht, zogen sie durch ein von der Sonnenhitze gerade ausgebrühtes Land über den Santa Ana-River hinüber, wo einige spanische Rancherias oder Meierhöfe mit ihrem verfallenen Vorhofe und strohbedeckten Fronten herüberglänzten durch eine öde und abschreckende Gegend.

Endlose, wellenförmige Ebenen, in der Ferne von öden Bergketten umschlossen, dehnen sich oberhalb und jenseit des Stromes aus, während an den wüsten Flußufern sich hier

bes und Unerträgliches; das durch Nichts gehemmte Brausen des Windes in dieser Wüstenei, das Ungeheure der Entfernung und die sich aufthürmenden Bergketten erfüllen die Seele mit Staunen und Bangigkeit.

Die ungeheure Coloradowüste mit ihren Flächen von ertragfähigem Boden, in dem sich in einsamer Majestät nur der Wachs-Cactus, Cereus Grandaeus, oder Suaro, welcher Zuckersaft gibt, erheben, dehnt sich öde und weithin längs des Coloradoflusses. Ueberfluthet dieser einmal seine Ufer, dann entwickelt sich reiches Leben in der dürrten Steppe, weshalb Dr. D. M. Wagencraft vorgeschlagen hat, man solle durch ein Canalsystem ein gut Stück dieser Wüste unter Wasser setzen, wie es in Algerien für dortige Wüsteneien befürtwortet wird. Auch prächtige Erscheinungen der Fata Morgana, Berge, die aus blauen Seen auftauchen, Paläste mit Säulen, Bogen und Knäufen spiegelt die Colorado-Wüste vor. (S. Mag. S. 236 b. Jahrg.)

Endlich hinter Pilot Knob und seinen Moskitobüschen wird der Fluß belebter; Gebäude, Farmen, das Fort Yuma, sie sind erreicht.

Dort begegnen wir auch ganzen Trupps Yuma Indianern, armen, schmutzigen Menschen, welche wir beschenken. „Als sie uns beim Abschiede die Hand schüttelten,“ sagt Browne, „standen uns fast die Thränen in den Augen. Einzelnen, paarweise und in Gruppen nahmen sie Abschied, beladen mit Haden und Spaten, Kerten und Schaufeln, mit ihrem Plunder und Zauberzeichen, die sie sich angestekt, mit ihren Schärpen, alten Hosen, Wolldecken, Lappen und Schürzen.“ Etliche stürzten ihr Zinn- und Blechgeschirr über den Kopf und Andere hatten Kleider, Hüte und Bratpfannen über sich gehürmt. Alte und Junge ließen ihre fröhlichen schnurrenden Maultrommeln ertönen und die Indianerinnen gesielen sich darin, ihre Schönheit in den klaren Zinkspiegeln zu bewundern.

Weiterhin entzückte die Reisenden die Fülle seltsamer Bergbildungen, so zu Mission-Cap bei Gila-Stadt der Coronacion der Krönungsberg, der sich wie eine Pagode, kühn und mächtig erhebt, ferner der Antelope-Pik.

Auch die interessanten Ruinen am Gila, die man die Casas Grandes nennt und die nach den Ueberlieferungen der Indianer viele hundert Jahre alt sind, die merkwürdigen Reste von Geschirren und Säulen dabei, die noch merkwürdigeren, obwohl höchst einfachen Felsenmalereien wurden aufgesucht, die 90 Meilen-Wüste, Tucson, der alte Flecken Tubat, Magdalena durchforstet, aber man lernte auch an den Indianer-Uberfällen, wie sie an den Herren Mills und Stevens, und namentlich an der Familie Datman ausgeübt wurden, indianische Dieberei und Raubgier kennen.

Die Indianer, einmal gewöhnt, die Weißen als freche Eindringlinge in ihre heiligen Jagdgründe anzusehen, sind verkommene, falsche Creaturen. Als sie jene englische Familie Datman auf der Straße mit ihren Wagen und Thieren sich allein fortbewegen sahen, näherten sie sich scheinbar freundlich.

Herr Datman, erschreckt durch ihr plötzliches Auftreten, redete gleichwohl den Seinen, namentlich den Kindern zu, ruhig zu sein, die Indianer würden ihnen Nichts thun.

Als die Indianer herangekommen, rebete Herr Datman sie freundlich auf spanisch an und bat sie, sich niederzulassen. Sie nahmen Platz und verlangten Tabak und Pfeifen, die er ihnen auch reichte; sie rauchten dann eine Weile zum Zeichen der Freundschaft.

Dann verlangten sie zu essen; obwohl Datman wenig Nahrung bei sich hatte, so gab er ihnen doch Brod, selbst auf die Gefahr hin, daß er auf seiner weiten Reise nun darben müßte. Darauf traten die Indianer bei Seite, eine leise Unterredung haltend, indeß Datman wieder seine Wagen belud. Dabei warfen die Indianer spähennde Blicke nach vor- und rückwärts, etwa um zu entdecken, ob Jemand käme.

Plötzlich sprangen sie mit greulichem Geschrei in die Luft und stürzten mit ihren Keulen auf die verlorene Familie los. Lorenzo, ein vierzehnjähriger Knabe, erhielt den ersten Schlag und stürzte für todt nieder. Mehrere sprangen auf Datman zu — einen Augenblick der Gegenwehr, dann fiel er röchelnd zu Boden. Frau Datman preßte ihr jüngstes Kind an ihren Busen, sich vergeblich bemühend mit der aufopfernden Hingebung einer Mutter, es zu retten, immer rufend: „Hülfe, Hülfe! Um Gottes Willen, will uns denn Niemand erretten?“ — Ein paar mörderische Keulenschläge und Mutter und Kind gaben keinen Laut mehr von sich. In kaum einer Minute lag die ganze Familie, bis auf zwei Töchter, todt da. Die sechzehnjährige Oliva und die schwächliche elfjährige Marie Anna wurden in die Gefangenschaft geschleppt und der Knabe Lorenzo, der nur betäubt war, entkam mit unendlicher Noth seinen traurigen Geschiede, indem er sich tagelang fortzuschleppte, bis Gefreundete und Barmherzige ihn aufnahmen und verpflegten.

Ist es ein Wunder, wenn der West-Amerikaner mit Verachtung, ja mit Haß von diesen Indianern spricht?

## Deutsch und Plattdeutsch.

Nach Dr. Goldschmid.

Wie wir an der Art zu sprechen, zu betonen zc. das Wesen des einzelnen Menschen erkennen, so können wir an der Eigenthümlichkeit seiner Sprache, seines Dialectes das Seelenleben eines Volks oder Volksstammes klar erkennen.

Dem Charakter des Volkes muß seine Sprache entsprechen; denn sie ist ja das vorzüglichste Ausdrucksmittel aller seiner Empfindungen und Gedanken; durch sie tritt ja das innerste Wesen des Menschen in der Erscheinung.

Wenn wir Spanier sprechen hören, so fällt uns sogleich die große Menge von Kehllauten auf, zu deren Hervorbringung eine besondere Kraftanstrengung gehört, und die den Redenden zwingt, langsam zu sprechen. Die Sprache erhält dadurch etwas Gedehntes, Feierliches, und entspricht ganz dem Stolz, der äußeren Würde, dem grandiosen Wesen des Volks.

Der Franzose hingegen ist anderer Natur; ihm ist die Geselligkeit Alles; eine leichte Conversation, hüpfend von einem Gegenstand zum andern, ist ihm täglich notwendiges Bedürfnis. Die Bedingung der Geselligkeit, des Lebenselementes der Franzosen, ist eine möglichst große, äußere Gleichheit; eine Sprache, wie die feierlich spanische, welche die Werthschätzung der eigenen Persönlichkeit zur Schau trägt, paßt nicht für

Franzosen. Der Franzose verschluckt ganze Silben, während der Spanier keinen Buchstaben schenkt.

Die Menge von Vokalen verbunden mit den zahlreichen noch schöneren Flüsterlauten (Cicerone, cielo), und daß die Italiener nicht wie wir sieben Konsonanten in eine Silbe zwingen, und namentlich daß sie — was der deutschen Sprache so viel Härte und Rauheit gibt — am Ende des Wortes die Konsonanten meiden, verleiht dem Italienischen, dem ebenfalls das aspirirte h fehlt, etwas so Sanftes, Weiches, Melodisches, daß wir, wenn wir es auch nicht ohne dieß wüßten, heraus hören müßten, die Sprache sei die eines Volkes, dem eine große Sinnlichkeit, Sinn für Schönheit und Musik zc. eigenthümlich ist. Den viel ernstern Römern, die eine Welt zu erobern hatten, und männlich kräftiger waren, war auch eine kräftigere Sprache eigen; ihnen fehlten z. B. alle Flüsterlaute.

Die Sprache derjenigen Norddeutschen, die nicht Plattdeutsch, sondern Hochdeutsch reden, unterscheidet sich wesentlich von derjenigen der gemüthlichen Süddeutschen dadurch, daß in der letzteren die Konsonanten viel weniger scharf ausgesprochen (statt Stein, Stall — Schein, Schtall) und daß namentlich die Konsonanten am Ende des Wortes ganz verschluckt werden.



Die Endsilben läßt der Süddeutsche kaum hören, während der prätentivse, förmliche Norddeutsche sie immer voll ausspricht. (Knab', Bub',—Knabe, Bube.)

Als ich vor einiger Zeit durch die Schneiderherberge ging, da hörte ich die Worte: „Bruderr Perlebergerr, ich werd dir eens verseeen, daß dir Hören und Sehen vergehen soll, umm det so war id—“

„En Berliner bin!“ fiel ich ein.

„Ja, det bin id!“ Dabei drehte er sich feterlicht um, gloszte mich an, und als er mich trotz seiner Betrunktheit erkannte, machte er eine tiefe Reverenz und sagte mit hohem Anstande: „Genen schönen juten Moerjen!“—

An der affektirt klingenden, schnarrenden Aussprache des r erkenne ich gleich den Berliner; denn die juten Bewohner dieser Stadt schnarren fast alle, und besonders deren Prototypus, der Jardeleitanant.

Dieses dem Fremden so unangenehm klingende r entspricht ganz dem sich spreizenden Selbstgefühl und Dünkel des Berlinerä.

Auch die sonst so tüchtigen, kräftigen Bewohner Bremens haben ein etwas zu lebhaftes Selbstgefühl; diese sprechen das r immer schnarrend aus, wenn sie ihre Muttersprache das Plattdeutsch, reden, aber nicht, wenn sie das angelernte Hochdeutsch sprechen.—„De Bremerr het Vre (hat Vrei) im Halse,“ sagen ironisch die Nachbarn Bremens, die das r gar nicht schnarrend aussprechen, sondern im Gegentheil fast ganz verschlucken.

Es ist mir mehrmals im Leben ein Herrrr! entgegengerufen worden; immer schien es mir dann, daß ein solcher Kufer aus dem dunkeln Gefühle, ihm fehle die natürliche Würde, um zu imponiren, dieses Schnarren zu Hülfe nähme, etwa wie ein kleiner Bursche sich unwillkürlich auf die Fehen stellt, um martialischer zu scheinen, wenn es einmal gilt, sich als Mann zu zeigen.

Die Chinesen, das höflichste Volk der Erde, haben den R-Laut gar nicht.

„Ich rede Spanisch mit Gott, Französisch mit Freunden, Italienisch mit Frauen und Deutsch mit den Pferden;“ so charakterisirte bekanntlich Kaiser Karl V. diese vier Sprachen, und damit die vier Völker, die sie reden. Wir kommen dabei schlecht weg; unsere Sprache ist hart beurtheilt, und mit ihr ist das Rauhe, Barsche, Unbeholfene, das dem deutschen Wesen eigen ist, streng gerichtet. Wir dürfen es uns indeß nicht verhehlen, daß etwas Wahres in dem grell klingenden Aussprüche liegt, wenn wir denselben auf das Hochdeutsche beziehen. — Wo das reine Hochdeutsch geredet wird, da finden sich die Elemente des deutschen Wesens, die Tiefe, Gemüthlichkeit, Poesie viel weniger, als da, wo man die süddeutschen Volksdialekte redet.

Durch größeren Reichthum an Vokalen, durch viel geringere Anhäufung scharfer Konsonanten, entspricht auch das Plattdeutsche, ähnlich den süddeutschen Dialekten, viel mehr dem träumerischen, gemüthlichen Stillleben des deutschen Volks, als das Hochdeutsche.

Das Plattdeutsche hat nicht das Harte, Scharfe des Hochdeutschen, aber auch geringere Energie.

Das Plattdeutsch im Oldenburgischen entspricht ganz dem ruhigen, behäbigen phlegmatischen Wesen der Bewohner. Alles, was nur irgend Anstrengung der Sprachwerkzeuge erfordert, alle schwer auszusprechenden, scharfen Konsonanten, welche dem Hochdeutschen das Harte, Prätentivse geben, vermeidet unser Plattdeutsch gänzlich. Es wird mit größtmöglicher Be-

quemlichkeit, mit liegender oder doch nur leicht bewegter Zunge und kaum geöffnetem Munde gesprochen. Ein Wort wälzt sich schlingsam, klanglos nach dem andern fort.

Statt des höchst unbequemen pf hat das Plattdeutsche nur p. (Statt Pferd, Pfund, Rumpf, Schimpf—Perd, Bund, Rump, Schimp.) Ich erinnere an das bekannte: Pi p e r p i p u p statt: Pfeifer pfeif auf!!

Der Anstrengung erfordernde Kehllaut ch in der Mitte oder am Ende eines Wortes wird durch das viel bequemere k ersetzt, wie: Sake, spraken, statt Sache, sprechen—oder es wird ganz weggelassen, wie Laß, Büsse, Dß statt Lachs, Büchse, Dchs. Die Ammerländer, die von allen Bewohnern des Herzogthums wohl am meisten Phlegma haben, verwandeln in der Mitte vieler Wörter den Kehllaut ch in s, in denen die übrigen Plattdeutsch Redenden ihn noch beibehalten; so sagen sie statt achter—aster rc.

Statt des Zischlauts sch wird, wenn ein Konsonant auf den selben folgt, im Plattdeutschen immer nur s gebraucht; statt schwarz, schmecken, Schneider—swart, smecken, Snider. Wer in seiner Jugend stets plattdeutsch gesprochen hat, kann diese Eigenthümlichkeit auch dann nicht ablegen, wenn er in späteren Jahren hochdeutsch redet; er swört immer, wo andere schwören. Mit Ausnahme der Norddeutschen sprechen alle übrigen Deutschen bekanntlich st und sp wie scht und schp aus (Schtall Schpiel).

Neulich verhält es sich mit den Wörtern, in denen ein z vorkommt. Der z-Laut fehlt dem Plattdeutschen gänzlich; statt seiner wird t oder s gebraucht: Zelt, Holz, Herz, Kage, Schnauze: Telt, Holt, Hert, Ratte, Schnute. Zwiebel—Siebel. Ein plattdeutscher Mund, wenn er hochdeutsch spricht, sagt: swei und swanzig.

Das r, das überall nicht scharf ausgesprochen wird, wird da, wo es zu unbequem ist, z. B. vor st in der Mitte eines Wortes, wegwerfen: Wost, Gasten, Kaspel statt Wurst, Gersten, Kirchspiel; so auch das t in der Mitte: Baer, Moer statt Vater, Mutter.

Wo das h in den Endsilben ben, brig, etwas Unbequemlichkeit macht, wird es zum w, z. B. kleurig, lewen statt klebrig, leben; dagegen wird oft einigen mit einem Vokal anfangenden Wörtern, um die Aussprache zu erleichtern, ein b vorgelegt, z. B. binnen, haben, statt innen, oben.

Die Vokale, deren es im Verhältniß zu den Consonanten, die so häufig weggallen, viel mehr als im Hochdeutschen geben muß, werden alle unrein ausgesprochen, nicht scharf markirt. Die Sprache bekommt dadurch etwas Murrelndes, Monotonen; ich möchte sagen, sie klingt g r a u in g r a u, in jedem ausgesprochenen Vokale klingt etwas von den übrigen mit an.

Das klare helle i und das reine u kommen in plattdeutschen Wörtern selten vor, denn sie erfordern eine gewisse Anstrengung. Dieß wird in Deef, Fuß in Fot verwandelt. Auch das helle a, wie in Axt, Adler, fehlt in dem Plattdeutsch, und wird breit wie ein doppeltes a oder fast wie ao ausgesprochen. Diese unreine Aussprache der Vokale macht das Schreiben des Plattdeutschen so schwierig und unsicher. Um den Ton richtig zu bezeichnen, hat man wohl neben den Vokalen andere Zeichen, wie das schwedische a oder das holländische oi angewandt; doch Alles vergebens, die Aussprache plattdeutscher Vokale läßt sich durch Zeichen nicht einfangen.

Obwohl nun zuweilen beim Aussprechen einer einzigen Silbe fast alle Vokale mit gehört werden, so hat die plattdeutsche Sprache in Oldenburg doch keine eigentliche Doppellaute (Diphthonge). Der Laut en oder äu fehlt gänzlich: statt

Eule, Teufel—Ule, Düwel. Eine Ausnahme bildet nur der Plural von Ruh (Ruh): Roie. Das oldenburgische Plattdeutsch unterscheidet sich von dem Ralenbergischen und Osnabrückischen dadurch, daß in letzterem bei vielen Wörtern mit einfachen Vokalen ein Diphthong gesetzt wird, z. B. Baunen, Braub, statt Bohnen, Brob. Im Oldenburgischen sagt man statt Zeit, Traum, Staub, breit, Speicher: Tid, Drom, Stof, breet, Spiter.

„Wie alt bist du, mein Junge,“ fragte ich einen kranken Knaben.

„Vergaan Jahr ging id na'n Spiter!“ war die Antwort. Diese Antwort läßt sich nur durch einen Commentar verstehen. In vielen Kirchspielen des Landes wird der Confirmandenunterricht in einem bei der Pastorei liegenden Nebengebäude (Speicher) erteilt; da nun die Kinder gesellig mit dem 14. Jahr confirmirt werden, wenn nicht schlechte Eigenschaft eines Schülers den Prediger abhält, ihn „los zu geben,“ wie es hier heißt, so bedeutete die oben angeführte Antwort, die man oft hört, so viel, als: Ich bin fünfzehn Jahre alt. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Landleute, daß sie fast niemals, wenn man sie nach ihrem oder der Ihrigen Alter fragt, die einfache Zahl nennen; sie bestimmen die Zeit meist nur nach einem Ereigniß, das für sie Epoche macht. „Ich mußt dat anner Jahr mit losen,“ oder: „id hein vor twe Jahr mit lost,“ dann ist der Gefragte resp. 19 oder 22 Jahre alt. „Dat Kind is vor dree Jahr na Schole kommen,“ heißt so viel als: das Kind ist 9 Jahre alt, da gesellig hier im Lande die Kinder mit dem angetretenen sechsten Lebensjahr schulpflichtig sind.

In späteren Lebensjahren, wenn das Leben gleichförmiger hinfließt, und kein wichtiges Ereigniß einen tiefen Eindruck mehr macht, dann verlieren die Landleute oft ganz und gar die Kunde von ihrem Alter.

„Wie alt ist sie?“ fragte ich ein altes Mütterchen.

„A so bi söstig“ (sechzig).

„Das ist ja nicht möglich,“ erwiderte ich, „sie hat ja schon einen Sohn von beinahe fünfzig Jahren.“

„Denn mach id wohl söwentig sin (dann mag ich auch wohl siebenzig sein),“ erwiderte sie ruhig.

Die meisten oben genannten Eigenthümlichkeiten hat das holfsteinische Plattdeutsch mit dem untrigen gemein.

An der Küste der Nordsee von der Mündung der Ems bis zur Eider besteht nicht bloß eine äußere Ähnlichkeit im Dialekt, sondern auch dieselben Sprichwörter, dieselben Kinder- und Wiegenlieder, dieselben Volkswitze finden sich an der bezeichneten Küstenstrecke überall, während einige Meilen tiefer landeinwärts ein anderer Dialekt des Plattdeutschen, andere Volkswitze und Sprichwörter sich finden. (Münster, Ralenberg, Osnabrück, Hannover.)

Das Wort: Frisia non cantal (der Frieser singt nicht) bestätigt sich auch darin, daß die Bevölkerung der ganzen Nordseeküste, der viele friesischen Elemente beigemischt sind, ihr Plattdeutsch gar nicht singend spricht, wie die Bewohner der Binnenländer. Dieß Nichtsingen ist auch wohl der Grund, daß Fremden die Sprache der Landbewohner der Küstengegend so unfreundlich, unmelodisch, rauh klingt. Das Holländische klingt gerade durch das Singen auch viel angenehmer in Südbalt als in Nordholland.

Wie unfreundlich klingt das oldenburgische Fragewort: woadd? Wie schmeichelt dagegen das singend ausgesprochene: wa's fällig? unsrer Münsterländer dem Ohr?

Das Plattdeutsch der Nordseeküste und so auch das oldenburgische Plattdeutsch hat durchaus keine Diminutiva (Verkleinerungswörter), während in dem südlichen Theile des Landes, in den zu Oldenburg seit 1802 gehörenden Münster'schen Aemtern—kaum 12 Meilen vom Meere entfernt—diese fast in jeder Phrase vorkommen. (Jungsten, Hästen, Jannken, für mein Junge, Hase, Marianne), hört man im alten Herzogthum Oldenburg niemals. Die schmeichelnde, gefällige Freundlichkeit im ganzen Verhalten des Volks, die ihren Ausdruck in dem häufigen Gebrauch der Verkleinerungswörter erhält, fehlt dem Bewohner der Nordseeküste; er ist zu ruhig, zu bieder, zu prosaisch, um Lust zu haben, das Leben seiner Umgebung und so sich selbst durch die Verkleinerungswörter freundlich, behaglich zu machen; denn diese werden nicht gebraucht, um einen Gegenstand genauer zu bezeichnen, sondern nur, um ihn gefälliger hinzustellen. Sie sind eine Art geselliger Schmeichelworte. Wie er nun, im Gegensatz zu dem überhöflichen Sachsen, jede Höflichkeitsphrase und Alles, was daran erinnert, vermeidet, so auch die Diminutiva.

Daß mir die Sprache des Volks in Oesterreich und namentlich in Wien, so gefällig, so gemüthlich klang, daran ist nichts so sehr schuld, als die häufigen Verkleinerungswörter; es bekommt durch sie Alles ein freundlicheres, behaglicheres, unschuldigeres Aussehen; denn ich frage: Schmecken „Bachhändel“ nicht besser als gebadene Hühner? Vogire ich nicht lieber im „Köffel“ oder Lamperl“ als im Koffe oder Lamme?

Selbst Gottes Namen muß sich in Wien die Verkleinerung gefallen lassen.

Ich kaufte dort auf der Straße Trauben von einer alten Obsthändlerin. Plötzlich das mir zuge dachte Obst in der Hand haltend, stürzte sie platt auf die Erde.

„Frauchen,“ sprach ich ganz bestürzt, „was fehlt Euch?“ „Schaut's nit, schaut's nit, unser Herrgötzel kommt!“ und Gebete sprechend richtete sie ihre Augen auf den vorbeiziehenden Priester mit der heiligen Monstranz.





# Sonntagsschule.

## Nachklänge von Chautauqua.

Von R. Matt.

**F**air Point, am Chautauqua See, im Staate New York, hat sich einen Ruhm erworben, der unsterblich ist. Jeder Sonntagschularbeiter, dem es im Ernst darum zu thun ist, eine richtige Ausbildung zu diesem Werk zu erlangen, findet hier ein Collegium; eine Schule, die für diesen Zweck wie geschaffen ist.

Die S. Schul Assembly von 1876 überflügelte alle früheren Chautauqua Versammlungen weit, und indem ich all den früheren beizuhnte, darf ich diese Behauptung ungeschweht machen. Schon der Lagerplatz ist verändert, die weißen Zelten haben schönen „Cotta's“ Raum gegeben, und die Hauptstraße ist mit Sand vom See aus bedeckt. Etwa siebzehn neue Häuser wurden errichtet, und auf der Anhöhe blickt lieblich eine Capelle aus den Bäumen hervor. Eine regelmäßige Polizeiwache patrouillirt den Grund bei Tag und Nacht, Leben und Eigenthum sind gesichert. Palästina wurde renovirt; die Berge, und besonders das Becken des Salzsees zeigen ihre Felsmassen fast naturgetreu.

Das Museum orientalischer Antiquien bot seine kostbaren Schätze des Alterthums Jedem frei zur Besichtigung dar, und nebenbei noch deutliche Erklärungen von einem im Orient bewanderten Reisenden. Um das Ganze unsterblich zu machen, wurde dieses Jahr auch eine tägliche Zeitung gedruckt an Fair Point, so daß man täglich alles schriftlich bekam, was am vorigen Tag geschah, das Blatt ist werthvoll zum Nachschlagen in späteren Jahren.

Der Ehrw. J. S. Vincent, Editor der englischen S. Schulliteratur der Bischöfl. Methodistenkirche, war, wie gewöhnlich, auch dieses Jahr das Leben und die Seele der Versammlung; mit stählerner Natur, unbegreiflicher Gewandtheit und bewunderungswürdiger Schlagfertigkeit leitete er das Ganze und über sah die Geschäfte. Sein Auge war überall und seinem scharfen Blick entging nichts; mit Gewandtheit wußte er auch immer das Richtige zu treffen.

Aber auch die Arbeit der diesjährigen Versammlung ist mit den früheren nicht zu vergleichen. Alles Oberflächliche, das gewöhnlich bei solchen Unternehmungen anfangs zu finden ist, und besonders den Amerikanern eigenthümlich ist, war entfernt; die S. Schul Assembly zu Fair Point stand an Solidität keiner Schule des Landes nach. Das Programm war mit Sorgfalt entworfen und der Unterricht war gründlicher als je zuvor.

Dem Studienplan wurde die griechische und hebräische Sprache beigelegt mit dem Ehrw. J. Strong, S. L. D., und S. M. Bail, D. D., als Professoren.

Zwölf Lectionen in der griechischen Sprache kamen einem eingetroffenen Studenten ganz vortrefflich zu statten.

Das ganze Programm und Lehrpersonal anzuführen, würde zuviel Raum einnehmen; das beste Talent des Landes wurde verworthen und folgender Studiencursus durchgenommen:

I. Die Sonntagsschule: a) Geschichte; b) Organisation; c) Regierung; d) Unterricht.

II. Die Bibel: 1) Weise; 2) Zusammenhang; 3) Religiöse Bestimmung; 4) Geschichte; 5) Geographie; 6) Archäologie; 7) Exegese und Hermeneutik; 8) Theologie.

III. Der S. Schullehrer: a) Sein Amt und Werk; b) Sein göttliches Muster; c) Sein göttlicher Lehrer; und d) sein großer Lohn.

Zu diesem Cursus kamen noch die täglichen Vorlesungen über die verschiedenen brennenden Tagesfragen auf dem Gebiet der Kirche und der Wissenschaft, nebst Predigten von den größten Rednern Amerikas und Englands.

Moden und Costüme Palästinas wurden mehreremal naturgetreu vorgeführt und dienten zum richtigeren Verständniß der heil. Schrift.

Die Art und Weise der Schrifterklärung beleuchtete der Ehrw. Hyman Abbott von New York; schon der Name dieses Mannes trägt die Versicherung in sich, daß er seiner Aufgabe gewachsen ist. Wenn manche Prediger, die so gerne über „gelehrte Pfäfflein“ losdonnern, dort gewesen wären, hätten sie die Einsicht erlangt, daß ein hoher Grad von Gelehrsamkeit erfordert wird, um die heil. Schrift richtig zu erklären, welches unseren Hochschulen indirekt zu Gute gekommen wäre.

Die Wandtafel wurde durch F. Beard von New York trefflich zu Nutzen gemacht, zum Unterricht und zur Unterhaltung. Zur biblischen Geographielehre benützte Prof. S. S. Osborn, L. L. D., eine Landkarte von 70 Fuß Länge, im Halbkreis ausgespannt so, daß Jedermann einen freien Blick darauf hatte.

Am Sonntag war eine Versammlung für Prediger im Babylon, und ungefähr zweihundert beteiligten sich daran. Einer Versammlung für S. Schul Superintendenden wohnten zweiundachtzig derselben bei. Die Sonntagsschule hatte an 1400 Schüler, mit 40 Lehrern.

All dieses war Arbeit, harte Arbeit, aber es lohnte sich mitzuarbeiten. Die beste Predigt, die ich je in meinem Leben hörte—eine von Dr. Bischof Räß von Straßburg, und eine von Erzbischof Hermann v. Bistari zu Freiburg, nicht ausgenommen—hielt der Ehrw. A. J. Baird von Nashville, Tennessee; der Eindruck war unbeschreiblich und die Kraft göttlich, meine Feder versagt mir den Dienst, um sie gebührend zu schildern.

Zur Ergözung wurde auch Zeit erlaubt, und die Assembly selbst sorgte dafür; aber gerade über diesen Punkt sind eben die Ansichten sehr verschieden, und dispeptische Naturen werden sich empören, wenn ich sage, daß man öfters abends musikalische Concerate auf dem See gab, Feuerwerke abbrannte, auf dem See ruderte und Croquet spielte. Auch eine Bande schwarzer Minnesänger trugen das Ihrige fürs Gemeinwohl bei. Mein Amt ist nicht zu urtheilen, ob diese Dinge am Platz waren, sondern als getreuer Correspondent Bericht zu erstatten, und Privatansichten nicht zu gefährden.

Das Bisherdepartement war gut vertreten; die Methodisten

und Presbyterianer hatten große Bücherniederlagen auf dem Grund, und machten dem Anschein nach guten Markt.

Leider ist dieses Jahr der Verlust zweier jungen Leben zu beklagen. Zwei junge Damen badeten im See, und indem sie im Schwimmen nicht gewandt waren wurden ihre Leichen aufgefischt, zu spät, um sie wieder ins Leben zu bringen.

Die Versammlung war werthvoll und lohnte aller Mühe reichlich, man konnte einen Schatz von Kenntnissen sammeln, der den eifrigen Schüler für alle Untkosten schadlos hielt.

Hoffentlich bricht der Tag bald an, daß auch wir Deutsche noch einen Schritt vorwärts machen in dieser Richtung.

## Das Verhältniss des Predigers zur Sonntagschule.

Von Th. Suhr.

Wo immer ein Unternehmen für die Dauer mit Erfolg betrieben werden soll, da ist ein planmäßiges Zuwertgehen absolut nothwendig. Ist dies im Weltlichen wahr, so ist es auf dem Gebiete der Religion noch vielmehr der Fall.

Aus diesen Grunde hat denn auch nicht nur jede S. Schule ihre besondere Gesetze, sondern die Kirche hat für die verschiedenen Schulen allgemeine Gesetze, die für Alle bindend sind.

Je zweckmäßiger und vollkommener diese Gesetze sind, und je pünktlicher sie befolgt werden, desto reichlicher wird die Frucht der S. Schularbeit sein. Die gesetzlichen Verordnungen der S. Schule betreffend, waren in unserer Kirchenordnung bisher noch wenig und mangelhaft. Wohl stellte sie dieselbe unter die kirchliche Gerichtsbarkeit, indem sie den Superintendenten zum Vierteljahrskonferenzmitglied machte, wohl machte sie es dem Prediger zur Pflicht, wo immer möglich S. Schulen zu gründen, aber über die Leitung derselben bewahrte sie ein langes Schweigen. Doch Dank sei dem guten Gott, daß dieses Schweigen seit der letzten Generalconferenz unterbrochen und dem Bedürfnisse der Gemeinde-Sonntagschulen Rechnung getragen wurde; und dieselbe Gesetze und Verordnungen erlassen hat, die den Predigern, Superintendenten und Lehrern ihre Pflichten und ihre Stellung zur Schule anweisen. Durch diese Verordnungen, welche der Kirchenordnung einverleibt sind, wird sonderlich durch das Gesetz, den Prediger betreffend, ein Haupthemmschuh der S. Schule aus dem Wege geräumt worden.

Wähnte der Prediger vorher der S. Schule keiner Aufmerksamkeit schuldig zu sein und in keinem gesetzlichen Verhältnis zu derselben zu stehen, so wird ihm nun seine Pflicht und Stellung zur Schule gezeigt. Meinte der vom S. Schul-Verein angestellte Superintendent, dem Prediger, falls er seine Ideen in der Leitung der Schule nicht theile, von der Wirksamkeit innerhalb der Schule ausschließen zu können, so wird ihm nun gezeigt, daß der Prediger nicht unter ihm, sondern er unter dem Prediger stehe und sich in allen wichtigen Fällen die

S. Schule betreffend, bei denselben Rath zu holen hat. Indem die Verordnungen der Generalconferenz noch nicht hinlänglich bekannt sind, so führen wir den Konferenzbeschluss wörtlich an: „Es soll in einer jeden unserer Gemeinden eine Sonntagschule bestehen, welche sich, wenn möglich, an jedem Sonntag des Jahres zu einer schicklichen Zeit zum biblischen Unterricht versammeln und unter der Oberaufsicht des Aufsichtspredigers stehen soll.“

Der Prediger hat also die Aufsicht über die Schule, wie er sie auch über die Gemeinden hat, in welcher ja auch Unterbeamten sind. So wie er kraft der Kirchenordnung und seines Amtes, die Wahl eines Klafführers und Vermahners zu bestätigen oder zu verwerfen hatte, wenn es ihm absolut nothwendig schien, kann nun auch die Wahl des Superintendenten nur mit seiner Zustimmung rechtskräftig sein. Diese Verordnung ist weise. Den Bedürfnissen und dem Amte des Predigers angemessen. Selbstverständlich wird der Hirte, der seine Herde liebt, mit seinen Mitgehülfsen im schönsten Einverständnis, wenn immer möglich, seine Pläne durchführen. Zu seiner Herde gehört ja auch die Schule, welche er, wenn er seine Aufgabe lösen will, zu weiden genöthigt ist. Daß solches Weiden sich nicht nur auf eine kurze Anrede an die Kinder innerhalb der Sonntagschule erstreckt, sondern auch auf Predigt, Katechismus-Unterricht und Privatgespräch mit den Kindern, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Daß der Prediger in der S. Schule keine Klasse haben sollte, liegt schon in seiner Stellung als Aufseher ausgesprochen. Dagegen ist es aber seine ernste Pflicht, die Lehrer auf die sonntägliche Section, durch Lehre und Anweisung vorzubereiten. Thut er hierin seine Pflicht, und wohnt er der Schule nach Vermögen bei, so wird er mit den Kindern und Lehrern und deren Bedürfnissen bekannt, und kann zur Förderung der Schule die geeignetsten Einrichtungen treffen. Wo der Prediger seine Stellung zur Schule erkennt und recht einnimmt, da wird sein Wirken nicht nur der Schule, sondern auch ihm zum Segen gereichen.

## Wie kann die Sonntagschule recht segensreich gemacht werden?

Von C. Tramer.

Ein Thema ist eine sehr bedeutungsvolle Frage, welcher richtige Beantwortung nicht minder bedeutungsvoll ist. Um eine richtige Antwort zu finden, wird es nothwendig sein, daß wir die Sonntagschule selbst, in ihrer wahren Bedeutung erkennen; nur dann wird sich wohl auch die richtige Antwort ergeben.

Wenn wir das Verhältniß der Kirche zum Staat in unserm Lande betrachten, so werden wir schon hieraus die Wichtigkeit

der Sonntagschule erkennen. Der Staat bekümmert sich nicht um die religiöse Erziehung unserer Jugend; er überläßt dieselbe der Kirche, daher die Nothwendigkeit der Sonntagschule!

Versäumt nun die Kirche die religiöse Erziehung der Jugend, so versäumt sie ihre Hauptaufgabe. Für die Evangelische Gemeinschaft ist dieses um so wichtiger, weil wir keine Wochenschulen haben, wie etliche andere kirchliche Gemeinschaften, wo religiöser Unterricht ertheilt wird. Wir sind, wenn auch nicht



ausschließlich, so doch hauptsächlich, den religiösen Unterricht betreffend, auf die Sonntagschule angewiesen.

Im Blick auf die Zukunft bezüglich unserer Jugend, ist die Wichtigkeit der Sonntagschule ebenso einleuchtend. Unserer Jugend, als der Hoffnung der Kirche, gehört die Zukunft. Die jungen Knaben und Mädchen, welche jetzt die Bänke in der Sonntagschule anfüllen, sollen ja in Zukunft unsere Stelle in der Kirche einnehmen und das begonnene und in seinem segensreichen Fortgang begriffene Werk weiter führen.

Die Sonntagschule ist aber auch ferner noch wichtig bezüglich der Stellung der Jugend für die Zukunft im Familienkreis und im gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben. Die Sonntagschule ist im wahren Sinne des Worts eine christliche Erziehungsanstalt, wenn auch nur größtentheils in den Anhangslehren des christlichen Unterrichts. Der religiöse Unterricht in der Sonntagschule ist ganz geeignet, die jungen Knaben und Mädchen zu guten und frommen Hausvätern und Familienmüttern, zu nützlichen Lehrern und Lehrerinnen in der Sonntagschule, zu brauchbaren Kirchengliedern, sowie auch zu treuen Bürgern und Beamten des Staates zu machen.

Vor Allem aber: Die Jugend gehört dem Herrn unserm Gott und Heiland! Die Kinder sind des Heilandes Lämmer, sie sollen ihm daher zugeführt, mit ihm bekannt gemacht und für ihn erhalten werden, welches durch die Sonntagschule in großem Maße geschehen kann und soll. Die Wichtigkeit der Sonntagschule ist also klar und daher die Frage: „Wie kann die Sonntagschule recht segensreich gemacht werden?“ ganz zeitgemäß und in Ordnung. Es ist beides unsere Pflicht und unser Vorrecht die Sonntagschule so segensreich zu machen, wie wir sie mit der Hilfe Gottes nur machen können. Wir wollen daher zunächst sehen, wie dieses geschehen kann.

1) Wenn die Kirche die Wichtigkeit der selben erkennt. Das muß vor Allem erkannt und zur Herrschaft gemacht werden, wenn sich die Schule recht segensreich erweisen soll.

2) Wenn die Kirche ihr Verhältniß zur Sonntagschule, recht auffaßt. Dies Verhältniß ist in religiöser Beziehung gleich dem, der Eltern zu ihren Kindern. Die Sonntagschule ist gleichsam das geistliche Kind der Kirche, welches sie pflegen und versorgen soll, um es recht segensreich zu machen.

3) Wenn die Kirche mit dieser Erkenntniß die That vereinigt. Erkenntniß, daß die Sonntagschule eine wichtige Sache ist, macht dieselbe noch nicht segensreich. Die Kirche muß nach ihrer Erkenntniß ihre Pflicht thun und ihren Glauben auch betreffs der Sonntagschule, durch die That in der Liebe beweisen. „So ihr solches wisst, selig seid ihr, so ihr es thut,“ gilt auch hier.

4) Wenn die Sonntagschule zum Gegenstand des ernstesten und gläubigen Gebets gemacht wird. Die ganze Kirche soll dieses thun. Auf diese Weise können alle Mithelfer sein, die Sonntagschule recht erfolgreich zu machen.

5) Wenn alle Glieder der Kirche, soweit es Umstände zulassen, persönlichen Antheil an der Sonntagschule nehmen.

Dadurch würde auf einmal dem Mangel an geeigneten Lehrern abgeholfen werden. Welch ein Segen würde das für die Sonntagschule sein! Der große Mangel an geeigneten Lehrern ist für die Sonntagschule sehr nachtheilig und hindert

ihren segensreichen Fortgang in großem Maße. Ich möchte noch hinzufügen, daß selbst solche, die etwa die Fähigkeit noch nicht haben zu lehren, alsdann gerade die Gelegenheit hätten, sich fähig zu machen.

6) Wenn ein jeder Lehrer seine Klasse gleichsam als das von Gott ihm anvertraute Feld betrachtet. Dieses wird ihn dann antreiben für sich selbst und seine Klasse recht oft und herzlich zu beten, und allen Fleiß anzuwenden, den Zweck der Sonntagschule an seiner Klasse zu erreichen; welcher: ist die Belehrung der Kinder.

7) Wenn die geeigneten Mittel gebraucht werden. In solchen fehlt es uns nicht, wir haben sie in Fülle und Mannigfaltigkeit. Man schaffe sie nur an wie sie dem Bedürfniß der Schule angemessen und entsprechend sind.

Die Bibel soll vorne an stehen und andere gute Bücher und Schriften mit benutzt werden. Das reichhaltige Magazin, der Christliche Kinderfreund, die Lectiionsblätter und die Lämmerweide sind vortreffliche Mittel, den Geist der Kinder und der Jugend zu wecken, zu nähren und zu beglücken.

Man vereinige hiermit noch einen guten Gesang, sei es mit oder ohne Musikbegleitung, wie es eben die Umstände und Verhältnisse zulassen und wie es der Sonntagschule am zweckdienlichsten sein mag.

8) Wenn gute Ordnung gehalten wird. Ordnung in der Schule im Allgemeinen, wie in jeder einzelnen Klasse, ist sehr nöthig, um sie recht erfolgreich zu machen. Soll aber dieses erreicht werden, so müssen nothwendigerweise alle, der Superintendent, wie die übrigen Beamten und Lehrer der Schule, im Einklang stehen und harmonisch zusammenwirken. Ohne solches Zusammenwirken wird der beste Superintendent nicht im Stande sein, im Allgemeinen gute Ordnung zu halten.

9) Wenn bei der guten Ordnung, auch Pünktlichkeit beobachtet wird. Pünktlichkeit ist eigentlich ein wesentlicher Theil der allgemeinen Ordnung selbst. Wo keine Pünktlichkeit ist, da kann auch von keiner allgemeinen Ordnung die Rede sein. Die Zeit betreffend, soll die Schule immer pünktlich angefangen werden. Sie sollte nie länger als 1½ Stunde dauern; lieber bald beschließen, als die Schule über diese Zeit halten. Im Ganzen, soll die Zeit so eingetheilt sein, daß jede Uebung ihren bestimmten Theil davon hat und somit Alles pünktlich und in guter Ordnung geschieht. Dadurch wird dann das Langweilige und Ermüdende vermieden und die kurze Zeit zweckentsprechend zum Segen der Schule benutzt und angewandt werden.

10) Wenn Lehrerversammlungen gehalten werden. Lehrerversammlungen sind von großem Nutzen und Segen, wenn sie gehalten werden zur gegenseitigen Belehrung und zum richtigen Verständniß der Sectionen und nicht in Rechthaberei ausarten. Sind schon die allgemeinen Sectionen geeignet, Einigkeit des Sinnes und des Geistes zu bezwecken, so wird dieser Zweck noch völliger bewirkt, durch die Lehrerversammlungen.

Gebe es Gott, daß ein allgemeiner, vom heiligen Geist bewirkter Wettstreit, die Sonntagschule recht erfolgreich zu machen, sich allenthalben offenbaren möge. Amen.

Indianapolis, Ind., den 19. Juni 1876.

## Jüdisches Volksleben zur Zeit Jesu.

Von B. Pic.

## VII. Die Synagogen. — Ihre Entstehung und Einrichtung.

Im vorigen Abschnitt haben wir bereits angedeutet, daß der Knabe sowie er das dreizehnte Lebensjahr erreicht, ein Glied der Gemeinde Israels wurde. Der tägliche Besuch des Gotteshauses, Morgens und Abends gehörte mit zu den Pflichten, die er auf sich nahm, denn dadurch bekannte er seinen Glauben an den Gott seiner Väter und anerkannte seine Verantwortlichkeit, die religiösen und gesellschaftlichen Einrichtungen, die größtentheils von der Synagoge reguliert wurden, aufrecht erhalten zu wollen. Wenn somit der Besuch des Gotteshauses eigentlich noch zum vorigen Abschnitt gehört, als er das religiöse Leben umfaßt, so glaubten wir doch den Gegenstand in einem besondern Abschnitt behandeln zu müssen, als grade von allen jüdischen Einrichtungen die Synagoge viele Abschnitte des neuen Testaments am meisten beleuchtet. Denn nicht nur war die Synagoge jener Ort, wo Christus zum ersten Male als öffentlicher Lehrer auftrat [Matth. 4, 23;] sondern auch der Platz den er oft besuchte, wo er am Sabbath predigte [Matth. 9, 35; 13, 54; Mark. 6, 2;] die Kranken heilte [Matth. 12, 9; Mark. 1, 23; 3, 1;] die vor-handenen Uebelskände in Bezug auf Almosen und Gebet geistelte [Matth. 6, 25.] Er redet von den obersten Stigen, die die Pharisäer beehrten [Matth. 23, 6; Mark. 12, 39;] und sagt es seinen Jüngern voraus, daß sie um seinetwillen vor die Rathhäuser werden überantwortet und in den Schulen gezeigelt werden [Matth. 10, 17; 23, 34; Mark. 13, 9;] Auch die Apostel predigten und verrichteten viele Thaten in den Synagogen. An die Schulen in Damaskus erhielt Saulus Briefe von dem Hohenpriester in Jerusalem, um „die Jünger des Herrn“ zu verfolgen [Apg. 9, 1;] und in denselben Schulen hielt Paulus seine ersten Predigten [R. 20]. Um daher eine richtige Kenntniß von all dem was in dem neuen Testament von den Schulen oder Synagogen erwähnt ist, zu haben, müssen wir auf Entstehung, Einrichtung und innere Erscheinung der Synagoge näher eingehen.

Wenn auch das genaue Datum für die Entstehung der Synagogen in tiefes Dunkel gehüllt ist, so steht doch so viel fest, daß zur Zeit des Elisa fromme Juden in den Wohnungen der Propheten und Gottesmänner sich versammelten zur Erbauung und Belehrung. Das dem so gewesen, darauf hin zielt schon die Frage an die Sunamitin, die einen Diener verlangte und eine Eselin, die sie zu dem Manne Gottes bringen sollte. „Warum“, fragte ihr Mann, „wilst du zu ihm? Ist doch heute nicht Neumond noch Sabbath.“ [2. Kön. 4, 23;] woraus wir folgern können, daß an den Neumonden und Sabbathsagen es Sitte war für Männer und Frauen sich in gewisse Häuser zu begeben, wo religiöse Uebungen vorgenommen wurden. Weßhalb sie gerade sich in dem Hause des Propheten versammelten und nicht unter sich zusammen kamen, wird wohl seinen Grund darin gehabt haben, daß das Vorlesen und Auslegen des Gesetzes einen wichtigen Theil des Gottesdienstes ausmachte. Zu jener Zeit jedoch, war eine Abschrift des Gesetzes von der größten Seltenheit. Der Besitz derselben war ein großer Reichtum und konnte nur von den Reichsten des Volkes angeschafft werden, und von den Fürsten. Als daher der König Josaphat den Leviten den Befehl gab, in den Städten Juda's umherzu-

gehen und das Volk im Gesetz zu unterrichten, so mußten diese Gesetzeslehrer das Gesetzbuch des Herrn mit sich herumführen [2. Chron. 17, 9;] während Hiskia nur ein Exemplar im Tempel finden konnte [2. Kön. 22, 8.]. Aus diesem Umstande ergab sich leicht, daß derjenige Ort oder Platz, dessen Eigenthümer eine Abschrift des Gesetzes besaß, ursprünglich der Ort der Versammlung oder Synagoge wurde.

Im Uebrigen war es freigestellt sich an einem bestimmten Ort zusammenzufinden um das Gesetz mitanzuhören, anstatt im Familienkreise Gottesdienst zu halten. So kam es denn, daß den Verhältnissen entsprechend nach und nach solche Versammlungsplätze entstanden.

Diese Versammlungen oder Sammelplätze, wurden nun im Laufe der Zeit sehr populär und häufig. Daher denn der Psalmist, der über die Verwerfung des Volkes von Gott und über die allgemeine Verwüstung des Landes durch die Feinde klagt, auch darüber klagt, daß sie „alle Häuser Gottes im Lande“ verbrennen [Ps. 74, 8.].

So wie nun die Synagogen eine bestehende Ordnung wurden, und sich mehrten wo nur Juden wohnten vor und zur Zeit Christi, so fanden es die geistlichen Führer für nöthig bestimmte Anordnungen bezüglich des Platzes, des Baues und Einrichtung zu treffen. Da zehn Männer zu einer gottesdienstlichen Versammlung genühten, so konnte an jedem Orte wo diese Bedingung vorhanden war, eine Synagoge errichtet werden, die gewiß sehr bescheiden in ihrem Aeußeren war. Ein Obergemach im Hause eines Juden, wo man sich versammelte, bildete dann die Synagoge, und gewiß war es ein solcher Platz, wo die Jünger sich zum Gebet versammelten [Apg. 11, 13. 14.]. Außerhalb der Stadt erschien es wünschenswerth die Synagogen an fließende Wasser zu bauen, zum Behuf der geistlichen Waschungen. Das erklärt auch jene Stelle in Apg. 16, 13., wo es heißt, daß als Paulus und seine Begleiter zu Philippi waren, sie „des Tages der Sabbath hinaus vor die Stadt gingen an das Wasser, da man pflegte zu beten, und setzten uns und redeten zu den Weibern, die da zusammen kamen.“ Aehnlich wie der Tempel waren diese Gebethshäuser oder Synagogen oft ohne Dach, was nur da möglich war, wo wie im Morgenlande, der Regen selten und nur zu bestimmten Zeiten fällt.

In den Städten jedoch wo die Juden zahlreich und reich waren, bildeten die Synagogen massige und ansehnliche Gebäude und waren gebaut nach den Regeln, die die geistlichen Führer niedergelegt hatten. Gewöhnlich standen sie auf einem erhöhten Platz oder Gipfel, nach Art des Tempels. In dem dem Synagogengebäude einigermaßen der Typus der Stifthschütte oder des Tempels zu Grunde lag, so war der Eingang immer im Osten, während die Lade mit dem Gesetzbuch und die Fenster gegen Westen waren, so daß jeder Israelite beim Eintritt sein Gesicht gegen die Vorderseite richten konnte. Nach dieser Richtung hin standen sie beim Gebet, zum Unterschied von den Völkern die die Sonne verehrten, die im Westen eintraten und gegen den Osten, wo die Sonne aufging, ihr Gesicht gewandt hatten, daher denn sein Gesicht gegen den Osten und seinen Rücken dem Tempel zuwenden in der Bibel stehende Lebensart wurde für diejenigen, die den wahren Gott verlassen hatten. So sagt Jesaias von dem Götzendienft



der Juden: „Sie haben gethan, das dem Herrn übelgefällt und haben ihn verlassen. Denn sie haben ihr Angesicht von der Wohnung des Herrn gewendet und den Rücken zugekehrt.“ [2. Chron. 29, 6.]

Viel drastischer und deutlicher ist dieser Gebrauch beim Propheten Jesekiel beschrieben: „und siehe vor der Thür am Tempel des Herrn zwischen der Halle und dem Altar, da waren bei fünfundzwanzig Männer, die ihren Rücken gegen den Tempel des Herrn und ihr Angesicht gegen den Morgen gekehrt hatten. und beteten gegen der Sonne Aufgang.“ [8, 16.]

Es muß jedoch bemerkt werden, daß nur diejenigen Synagogen, die an Plätzen östlich von Jerusalem gebaut waren, ihren Eingang im Osten hatten, in Europa jedoch ist der Eingang in den Synagogen von Westen, während die Arche und die Fenster gegen Osten liegen, wohin auch während des Gebets das Gesicht gewendet wurde.

Die Einrichtung der Synagogen war in der neutestamentlichen Zeit wohl ziemlich einfach und entsprach derjenigen des Tempels. Das Hauptstück war der Schrank oder Lade, in welchem die Gesetzesrolle und die anderen heiligen Bücher aufbewahrt wurden. Diese Lade war aus Holz und stand gegenüber dem Eingang, und zwar in erhöhter Stellung, zu der einige Stufen führten. Von diesen Stufen herab sprachen die Priester den Segen „der Herr segne dich“ u. s. w. [4. Mos. 6, 24–26] und zwar an Fest- und Fasttagen. Ueber der Lade war ein Baldachin. Die Vertiefung ober Hintergrund, welcher die Lade enthielt, wurde das Heiligthum oder Allerheiligste genannt. Da dieses als das Symbol der göttlichen Gegenwart angesehen wurde, so bückte sich jeder Eintretende in Ehrfurcht gegen die Lade, wobei er die Worte sprach: „Ich aber will in dein Haus gehen auf deine große Güte, und anbeten gegen deinen heiligen Tempel in deiner Furcht.“ [Ps. 5, 8.] Vor der Lade war ein Betpult, vor dem der Engel der Gemeinde, oder der den Gottesdienst zu leiten hatte, stand mit dem Rücken gegen das Volk und seinem Antlitz gegen die Lade gerichtet.

In der Mitte des Raumes stand erhöht die Kanzel, auf der mehrere Personen Platz hatten. Von dieser Kanzel aus wurden die Abschnitte aus dem Gesetz und den Propheten gelesen, Vorträge gehalten und Antündigungen gemacht. Von dieser Kanzel aus, berichtet Josephus, las der Hohenpriester, wenn das Volk in jedem siebenten Jahre sich versammelte, am Laubhüttenfeste das Gesetz vor, das von Allen gehört wurde. Von einer solchen Kanzel, die wenigstens 14 Personen fassen konnte, las auch Esra das Gesetz vor [Nehemia 8, 4. 5.]. Auf solch einer Kanzel „stand Christus auf und wollte lesen“, den Abschnitt aus dem Propheten am Sabbath in der Synagoge zu Nazareth [Luc. 4, 16. 17.]; auf einer solchen stand Paulus, als er am Sabbatstage in der Schule zu Antiochien, nachdem das Gesetz und die Propheten gelesen waren das Volk ermahnte. [Apg. 13, 14–16.]

Neben der Kanzel waren die Ehrensitze für die Ältesten der Synagoge und für die Gesetzesgelehrten, die zur Ausstattung der Synagoge notwendige Artikel. Diese Armstühle oder obersten Sitze „höchsten Sitze“ [Matth. 23, 6; Mark. 13, 39.] standen vor der Lade gegenüber dem Eingang. Auf diesen Sitzen saßen nun die Schriftgelehrten und Ältesten mit dem Rücken gegen den Schrank oder Lade mit dem Gesicht gegen das Volk. Vor und in der Zeit Christi hatte das Volk keine Sitze [Jacob. 2, 2–4.]. Waren die Anwesenden ermüdet von der langen Reise, oder waren sonst unfähig zum Stehen, so legten sie sich auf den Boden mit gekreuzten Beinen, wie es

heute noch im Morgenlande Sitte ist. Wie im Tempel, standen die Weiber abgesondert von den Männern, entweder in einem abgegrenzten Flügel oder in der Gallerie, die man durch einen besonderen Eingang erreichen konnte.

Daß in der christlichen Kirche, selbst schon in der apostolischen Zeit, in den Bethäusern nach dem Muster der Synagoge, Ehrensitze waren, mit denen derselbe Mißbrauch getrieben wurde, wie in der Synagoge, gegen den der Herr [Matth. 23, 6.] eiferte, geht auch aus den Worten Jacobi 2, 2–4. hervor [die der Leser nachlesen wolle]. Gegen die Wand hin, wo die Lade war, hing eine Lampe, die Tag und Nacht brannte. Dieses „ewige Licht“ war in der Stifzhütte und in dem Tempel vorgebildet. Auf Grund dessen, was im 2. Mos. 27, 20. angeordnet war, wurde dafür gesorgt, daß das feinste Del zur Beleuchtung verwendet wurde. Da dieses Licht als das Symbol der menschlichen Seele, des göttlichen Gesetzes [Sprüche 6, 23.; 20, 27.] und der Offenbarung Gottes [Jesek. 43, 2.] betrachtet wurde, so wurde es sorgfältig immer mit Del versehen. Wurde einem Gliede der Gemeinde eine besondere Gnade oder Segen zu Theil, oder es fürchtete eine ihm bevorstehende Gefahr, oder ein sonstiges Uebel drohte ihm, so gelobte es gewöhnlich ein bestimmtes Maß Del für die ewige Lampe. Dieses ewige Licht fand sich schon unter vielen Völkern des Alterthums vor und ging in die christliche Kirche und in mohamedanische Moscheen über.

Ein anderer Bestandtheil der Synagoge bildete das Beamtenpersonal. An der Spitze stand der Synagogenvorsteher, welchem das Collegium der Ältesten zur Seite stand, und unter seinem Vorsitz über Ordnung und Zucht in der Synagoge wachte, die Schulbigen mit Ertheilung von Verweisen und Erkennung der Ausschließung, auch durch Geißelung bestrafte und die Almosenpflege verwaltete [Matth. 10, 17.; Apg. 22, 19.; Joh. 8, 22.; 16, 2.]. Untergeordnet, diesem Collegium, war der Synagogenbote, welcher außer dem Amte des Vorlesers und Vorlesers auch die Correspondenz und andere auswärtige Geschäfte der Synagoge besorgte. Es war dies kein ständiger Beamte, sondern seine Ernennung zu diesem Amt hing einerseits von der Wahl des Synagogenvorstehers, andererseits von den geistigen und geistlichen Eigenschaften der betreffenden Person ab. Daher denn die Gesetzeslehrer für dieses Amt folgende Erfordernisse als Bedingung hinstellte — „er muß verheirathet und moralisch gut sein, er muß einen Bart und anständige Kleider haben; auch muß er dem Volke genehm sein, eine gute und angenehme Stimme haben, und es verstehen, wie er das Gesetz, die Propheten und heil. Schriften liest, sowie alle Segenssprüche für den Gottesdienst kennen.“ Daß es den Aposteln ebenfalls auf solche Eigenschaften ankam, ersieht man aus 1. Timoth. 3, 1–7.; vergl. mit Titus 1, 1–9.

Ein anderer Beamte war der Diener oder Chazan. Um den richtigen Charakter und die Funktionen dieses Beamten kennen zu lernen, müssen wir wohl unterscheiden zwischen den Pflichten, die ihm vor und zur Zeit Christi oblagen, und denen, die nach der christlichen Zeitrechnung ihm zuerkannt wurden. Der Chazan, während der Tempelperiode, hatte die Priester auszugiehn, das Horn zu blasen, was öffentliche Bekanntmachungen nöthig waren. Er war der Bote, und hatte die Namen Derer auszurufen, die der Synagogenvorsteher bestimmt hatte, die betreffenden Abschnitte aus dem Gesetz und den Propheten zu lesen. Diesen Personen überreichte er die Gesetzesrolle, und hatte die Stelle anzugeben, wo der Wochenabschnitt anfang. Ihm lag es ob, die Synagoge zu reinigen

und das Mobiliar aufzubewahren. Dieser Diener war der Christo das Buch des Propheten Jesaias gab, der es dem Diener wieder zurückgab, nachdem er es geschlossen hatte (Lucas 4, 17–20.). Auf diesen Diener gehen die Worte unseres Herrn, Matth. 5, 25. Mit diesen Dienern saß Petrus in dem Palaste des Hohenpriesters und wärmte sich daselbst, als er Christo von der Ferne nachfolgte (Marc. 14, 54.), und es waren dieselben Synagogendiener, die Christum schlugen (Vers 65). Der Chazan war daher das, was wir in unseren Kirchen mit „Kirchendiener“ bezeichnen, nur daß er zugleich der Rathsbdiener war.

Neben diesen Aemtern wurde noch ein anderes Amt geschaffen, das durch die Zeitverhältnisse bedingt war. Nach der babylonischen Gefangenschaft hatte ein großer Theil des Volkes die heilige Sprache, in welcher die Schriftabschnitte gelesen wurden, vergessen, und anstatt des Hebräischen wurde das Aramäische gesprochen. Dazu kam, daß viele Juden theils nach Afrika, theils nach Asien, theils nach Europa ausgewandert waren, und die Sprache der betreffenden Länder sich aneigneten. Obgleich sie überall, wo sie hinkamen, religiöse Genossenschaften bildeten und Synagogen bauten, so bildete Jerusalem doch der heilige Mittelpunkt, dessen Tempel als der Centralpunkt der Einheit angesehen wurde.

Nicht nur bauten sie ihre Synagogen, wo sie wohnten, in einer solchen Art, daß sie während des Gebets mit ihrem Gesicht gegen Jerusalem standen, sondern begaben sich auch jährlich

dreimal nach der heiligen Stadt. Da der Tempel und eine bestimmte Zahl fassen konnte, so waren diejenigen Juden, die aus den verschiedenen Ländern kamen, beim Tempelgottesdienst einfach vertreten, während die außerhalb Palästinas wohnenden zur selben Zeit ihre Gebete verrichteten in Synagogen, die zu diesem Zwecke erbaut waren. Daraus erklärt sich, was wir im Neuen Testament lesen: „Da standen etliche auf von der Schule, die da heißt der Libertiner und der Chrener, und der Alexanderer, und derer die aus Cilicien und Asien waren“ (Apgs. 6, 9.). Zur Zeit Christi hatten die palästiniſchen und außer-palästiniſchen Juden 480 Synagogen zu Jerusalem, was durchaus nicht zu viel war, wenn wir bedenken, was Josephus, ein Augenzeuge, uns berichtet, daß zum Oesterfest manches Mal 2½ Millionen Juden in Jerusalem beisammen waren.

Bei solchen Gelegenheiten wurde der Gottesdienst nicht nur in der Sprache gehalten, die die einzelnen Synagogen repräsentirten, sondern die Abschnitte aus dem Gesetz und den Propheten, die in hebräischer Sprache gelesen werden mußten, mußten auch zum besseren Verständniß des Volkes in der betreffenden Mutterſprache ausgelegt werden. Der Uebersetzer war in der Regel wohl ein dazu angestellter Beamter konnte aber selbst ein Minderjähriger sein. Bei dem Abschnitt aus dem Gesetz durfte der Vorlesende dem Uebersetzer immer nur einen Vers vorlesen; bei der Prophetenlektion allenfalls drei: doch wenn jeder einen besonderen Abschnitt bildete, mußte er auch hier jeden einzelnen lesen.

## Des Stephanus Vertheidigung. (A)

### 1. Section für Sonntag den 1. October 1876. Apgs. 7, 1–19.

Grundgedanke: Gott geoffenbart in der Geschichte Israels. Haupttext: Röm. 9, 5.

**Veranlassung.** Es sind die Anschuldigungen Cap. 6, 13, 14, welche falsche Zeugen gegen ihn vorgebracht. Sind die Anklagen nicht als reine aus der Luft gegriffene Lügen, so sollte man meinen, Stephanus würde es nicht der Mühe werth geachtet haben, sich zu vertheidigen, da er nichts zu bezwecken hätte hoffen können; allein so viel ist jedenfalls Wahres dran, daß Stephanus von dem Uebergang des alten Bundes in den neuen öfters geredet hatte im Sinne von Matth. 5, 17., und dies eben wurde ihm falsch ausgelegt. Es lag ihm allerdings daran, das Verständniß seiner dahinlautenden Worte klar zu machen, fernermal er hoffen konnte, dadurch eine bessere Gesinnung bei dem hohen Rathe, betreffs seiner eigenen Person, zu erwirken. Auf die Frage des Hohenpriesters, der den Vorſitz führte: „Ist dem also?“ ergreift er daher mit Freuden das Wort der Vertheidigung.

**Der Rede Inhalt.** Keineswegs geringschätzend — diesen Gedanken will er vorerst seinen Feinden nahe legen — denkt Stephanus von der Geschichte Israels; dieselbe ist ihm vielmehr ein fortlaufender Commentar der Herrlichkeit Gottes. Deshalb stellt er den Ausdruck: Gott der Herrlichkeit (V. 2) an die Spitze. Dies war eine geläufige Bezeichnung (vergl. 2. Mos. 24, 16; Jes. 6, 3.), die Gott als den in strahlendem Lichtglanz sich offenbarenden darstellt. So hatte er von Anfang an sich in Israel kundgethan, als derjenige, der in freier Machtvollkommenheit die Werke seiner Gnade und Liebe ausrichtet. Dieses leuchtet klar hervor.

**1. In der Berufung** (Vers 4). Ur in Chaldäa war der ursprüngliche Sitz der Familie, welches im nördlichsten Theil Mesopotamiens lag, nördlich von Haran, wohin Abraham auf göttliches Geheiß zog. Nach 1. Mos. 11, 31. war es Tharah, sein Vater, der den Auszug nach Haran leitete. Dies mag ja auch der geschichtliche Vorgang sein, ohne daß Stephanus Unrecht zu haben braucht. Nach einer alten Ueberlieferung ist Gott schon in Ur der Chaldäer dem Abraham erschienen, und

so hat augenscheinlich Stephanus die Worte 1. Mos. 12, 1. aufgefaßt, wie sich denn auch mit gutem Recht 1. Mos. 15, 7. und Nehem. 9, 7. dafür anführen läßt. Gott hatte Großes mit Abraham vor, und es ist daher sehr begreiflich, daß schon sein Auszug aus Ur unter besonderer göttlicher Aussicht stand.

Freilich aber, wenn V. 4 der Auszug aus Haran nach dem gelobten Lande, als nach Tharah's Tode geschehend, erwähnt wird, so verstößt das gegen die geschichtliche Richtigkeit. Denn da nach 1. Mos. 11, 26. Tharah bei der Geburt Abrahams 70 Jahre alt war, und 205 Jahre als er starb, nach 1. Mos. 11, 32. Abraham aber erst (nach 1. Mos. 12, 4.) 75 Jahre alt, da er von Haran auszog, so muß Tharah nach diesem Auszug noch 60 Jahre gelebt und Stephanus sich also verrechnet haben, was im Drang seiner Rede leicht geschehen konnte, zumal 1. Mos. 11, 32. dafür zu sprechen scheint, und es auch eine alte Ueberlieferung für diese Ansicht gab, die Stephanus wohl im Gedächtniß hatte.

**Die Aussonderung** und Berufung, Vers 3, ist von großer Tragweite. Wie alle Führungen Israels ist sie eine schlagende Erklärung des Ausdrucks: „Gott der Herrlichkeit“ (V. 2). Erhaben über Alles, was ihn binden oder beschränken könnte, handelt Gott ganz nach seinem eigenen freien Ermessen; es war nicht Abrahams Verdienst, daß gerade er vor allen Anderen auserkoren wurde, sondern Gottes freie herrliche Gnade, ohne daß irgend eine Kreatur das Recht hätte, zu fragen: „Warum handelst du so?“ Gottes freie Machtvollkommenheit muß unangetastet bleiben (vgl. Jes. 41, 2.). Freilich die Thatſache, daß Abraham ohne Widerrede sich hinbestimmen ließ, wo Gott es für gut hielt, zeigt klar, daß seine Wahl auf einen Würdigen gefallen war.

**Lehre und Anwendung.** 1) Auch uns ruft der Herr zur Kindſchaft, und befiehlt uns zu dem Ende auszugehen von allem Sündigen (2. Cor. 6, 17. 18.). Haben wir seinen Ruf schon befolgt?



2) **Brüder und Väter**, redet Stephanus den hohen Rath an, um dadurch in gutes Einvernehmen sich mit ihnen zu setzen, damit sie seinen Worten desto geneigter lauschen möchten. Durch seine Jünger läßt der Herr den Ruf zur Buße an die Menckenkinder ergehen; siehe zu, daß du denselben recht ausrichtest, daß du namentlich mit deinen Schülern dich auf vertraulichen Fuß sehest, damit deine Worte desto besser in ihnen haften.

2. **Gott geoffenbart im Bund.** B. 5—8. Bund ist ein Uebereinkommen zwischen Zweien, wobei jeder gewisse Verpflichtungen übernimmt, auf deren Erfüllung die Zusagen des Anderen sich stützen. Im Bund mit Abraham hängt natürlich Alles von den Verfügungen Gottes ab, da er der oberherrliche Eigentümer von Himmel und Erde ist, und seine Verheißungen hervor gehen aus der Tiefe seiner unendlichen Liebesgesinnung.

a) **Die Verheißung.** Diese umschloß vorerst den ständigen Besitz von Kanaan für sich und seinen Samen. Diese Verheißung geschah zu einer Zeit, da gar keine Aussicht für Nachkommen vorhanden war, das ist das Merkwürdige, und ohne daß Gott ihm für die Gegenwart auch nur eines Fußes breit gegeben hätte zum Erbtheil. Diese zwei Dinge stellten gewiß den Glauben Abrahams auf eine schwere Probe, die er jedoch glänzend bestand (1. Mos. 15, 6; Röm. 4, 3.). Dazu war auch die Aussicht, B. 6, nicht erfreulich, dennoch erschlütete diese vorausgesagte Knechtschaft seiner Nachkommen in Egypten nicht sein Vertrauen.

**Anmerkung.** Nach 2. Mos. 12, 40. betrug die Dauer der ägyptischen Knechtschaft genau 430 Jahre anstatt 400, wie hier von Stephanus angegeben wird; es war ihm nur um die Angabe einer runden vollen Zahl zu thun, und deshalb sagte er 400.

b) **Der Bund.** Das ist die Beschneidung, wie aus 1. Mos. 17, 7—10. klar erhellt. Ohne den Bestimmungen derselben nachzukommen, wären Gottes Verheißungen himffällig geworden. Es war dieselbe jedoch nicht Alles, was Abraham und seine Nachkommen ihrerseits zu thun hatten; sie war eigentlich nur das **Bundeszeichen** (vgl. 1. Mos. 17, 11.), welches das besondere Verhältniß Israels und seines Gottes kennzeichnete; der Gehorsam gegen Gott, der treue redliche Gottesdienst, wozu sie sich dadurch verpflichteten, war die Hauptsache (vgl. 5. Mos. 8, 17—20.; Röm. 2, 25—29.). So gewiß aber dieser Bund bewahrt wurde, so gewiß war die Treue des Bundes Gottes unwandelbar (Ps. 89, 35.), ja trotz vielfacher Untreue der Menschen hat er dennoch gewußt, seine Treue aufrecht zu erhalten; so daß der große Gottesausrichter des Heilsbundes selbst in der Zeitenfülle sagen konnte: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab“ 1c. Dem Ewigen sei Dank, daß dieser Heilsbund alle umfaßt und jeder wahrhaft Gläubige vollen Antheil an demselben hat.

3. **Gottes Hand geoffenbart in seiner Fürsorge.** B. 9—19. Durch **Neid** verkauften die Erzbäter den Joseph—das hebt Stephanus besonders hervor, weil eben der Neid bei seinen Feinden in seiner Anlage gleichfalls die Hauptrolle spielte. Aber nun zeigt sich's wieder, wie Gott die sündige Handlung der Menschen zum Besten zu lenken weiß, dadurch,

a) Daß er Joseph aus aller Trübsal errettet, lebenskräftig mit ihm ist, so daß er seiner hohen Weisheit wegen in große Gunst kommt bei Pharao, und dieser ihn zum Regenten setzt über Egyptenland und sein ganzes Haus.

b) Daß er durch Joseph auf diese Weise die Schrecken der Hungersnoth in Egypten und den angrenzenden Ländern milderte und abwandte, und namentlich das Haus Israels errettete.

c) Daß er so B. 6 in Erfüllung brachte, was für die Geschichte Israels von großer Bedeutung war, indem die Erziehung in Egypten eine nothwendige Vorschule bildete für seinen späteren Beruf. (Man schlage die Geschichte Josephs nach im 1. Buche Mose.)

**Anmerkung.** Nicht zu Sichern, wie Stephanus sagt, wurde Jacob begraben, sondern nach 1. Mos. 50, 13. in der Höhle des Feldes bei Hebron, und das Stück bei Sichern hat nicht Abraham, sondern Jacob gekauft, nach 1. Mos. 33, 19., während Abraham das bei Hebron gekauft hatte (1. Mos. 23); im Drang der Rede scheint Stephanus beides verwechselt zu haben. Jos. 24, 32. ist nur von Josephs Gebeinen die Rede, was jedoch nicht ausschließt, daß die Israeliten auch die Gebeine der übrigen Erzbäter mitnahmen, wie Stephanus hier mittheilt.

d) Gottes Hand ist auch in der schnellen Vermehrung der Israeliten ersichtlich, da dieselbe in B. 17 geradezu mit seiner Verheißung in Verbindung gebracht wird, zumal sie auch die drückenden Maßregel veranlaßte, die den Anstoß zur Ausföhrung Israels gab. (Siehe über diese Maßregel 2. Mos. 1, 9—16.) Unter dem neuen König ist Ahmes zu verstehen, der erste einer neuen Dynastie, da seit Joseph schon 400 Jahre verfloßen waren, ist's ganz natürlich, daß er nichts von ihm wußte.

**Ehre und Anwendung.** 1. Die unwandelbare Treue Gottes.

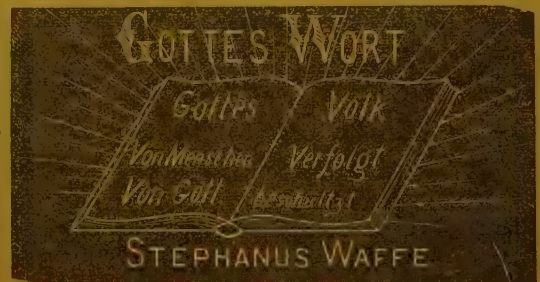
2. Gott waltet fort und fort in der Geschichte der Menschheit. So sehr auch die Menschen ihre eigenen Wege zu gehen scheinen, so große Verfehrtheiten sie auch begehen, Gott weiß dennoch trotz denselben, ja oft durch dieselben seine Absichten auszuföhren (Ps. 2. Dan. 2, 21.), wie dies in der Geschichte Josephs so deutlich hervorleuchtet.

3. Joseph, ein Vorbild Christi sonderlich darin, daß er aus seiner Niedrigkeit heraus so hoch erhoben wurde. Christus kam durch den Neid seiner Feinde gleichfalls ins tiefste Elend, aber Gott hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. (Phil. 2, 9. ff.)

**Kleinkinderklasse.** Den Hauptgegenstand in unserer Lektion bildet wohl für die Kleinen die Erwähnung von Gottes gnädiger Durchhölfe seine Kinder, besonders der Erzbäter: Abraham, Isaac, Jacob und Joseph. Von jedem dieser Glaubenshelden kann den Kleinen etwas Interessantes aus dessen Lebensföhrung, kurz einfach und anschaulich erzählt werden. Die Nuzanwendung, die man daraus zieht, ist die, wie Gott Diejenigen so gnädiglich zu bewahren weiß, die sich auf ihn verlassen.

**Illustration.** B. 9, 10. Es dient Alles zum Besten. Der bekannte Bernard Gilpin hatte ein unerschütterliches Gottesvertrauen und die Gewohnheit, bei Allem, was ihm widerfuhr, in kindlicher Ergebung zu sagen: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Gerade, als er von der päpstlichen Partei gefangen und nach London zur Untersuchung geföhrt wurde, brach er durch einen Unfall unterwegs ein Bein. „Dient dir das auch zum Besten?“ — frug ihn ein Gegner. „Wie sollte ich daran zweifeln,“ entgegnete ihm der fromme Gilpin. Dieses geschah am Schluß der Regierung der katholischen Königin Maria. Ehe Gilpin noch im Stande war, die Reise fortzusetzen, starb Maria, und ihre protestantische Schwester Elisabeth bestieg den Thron, und das Leben des frommen Mannes wurde erhalten.

Wandtafel.



## Des Stephanus Vertheidigung. (B)

2. Lektion für Sonntag den 8. October 1876. Apfßg. 7, 35—50.

Grundgedanke: Die Thaten Gottes und die Widerspenstigkeit Israels. Haupttext: Hebr. 10, 9.

**Zusammenhang der Geschichte.** Zwischen dieser und der vorigen Lektion liegt, was Stephanus über die Geschichte Moses sagt von seiner Geburt bis zu seiner Berufung am Horeb. Da Moses im Haushalt des alten Bundes eine sehr wichtige Stelle einnimmt, verfährt Stephanus bei dessen Geschichte der Stellung besonders ausführlich, wobei es ihm vor Allen daran gelegen ist, zu zeigen, wie sein ganzer Lebensgang unter spezieller göttlicher Führung gestanden, und wie er eben dadurch zur Ausrichtung seines hohen Berufs vorbereitet wurde.

**I. Das durch Mose ausgeführte Thun Gottes.** Auch in dieser Lektion ist Alles der göttlichen Oberhoheit unterstellt, wird jede Geschichtsthat als aus göttlicher Lebenskraft hervorgegangen angesehen bis in die einzelne That geschichtlicher Personen hinein.

1. **In der Person des Moses** B. 35. Daß die Ausrüstung Moses zu seinem Werk, Gottes That war, wird durch das Wort diesen hervorgehoben im Hinblick auf die vorhergehenden Verse. Nicht als Oberiten, als Herführer nur, sondern als Erlöser seines Volks hat Gott ihn gesandt von jenem feurigen Busche aus, da er ihm erschien in der Gestalt des Bundesengels und mit seiner Kräftfülle ihn durchdrang (2. Mose, 3, 10. ff.). Dies der Sinn von: „durch die Hand des Engels.“

2. **Im Werke des Moses.** B. 36—38. Nicht Moses selbst in eigener Kraft hat zu Stande gebracht, was ihm hier zugeschrieben wird, sondern als von göttlicher Geistesfülle ausgerüsteter Gesandter Jehovas. Als solcher berichtete er jene mächtigen Wunder und Zeichen in Egypten. (2. Mose, 7, 10.); im rothen Meer durch die Theilung der Gewässer, und 40 Jahre lang in der Wüste (2. Mose, 14, 21.; Cap. 15, 23.; und folgende Cap.). Als solcher stand er auch in der Wüste inmitten der Gemeinde Israels in der Eigenschaft eines Mittlers zwischen Gott und dem Volke (B. 38). indem er ja die auf Sinai's Spitze von dem Engel Gottes empfangenen Gottesworte dem Volke mittheilte (2. Mose, 19, 3.); Worte in denen göttliche Lebenskraft wirksam ist, eben weil sie von Gott ausgehen (Joh. 6, 63.); und die schon damals die alten Israeliten der Sünde wegen gestraft und zu einem tugendhaften Leben angetrieben haben. Vom Geiste göttlicher Weisheit erfüllt konnte dieser Moses auch weissagen von dem künftigen großen Propheten, der ihm wohl ähnlich, aber ihn doch weit überragen würde (5. Mose, 18, 15.); und der, was Mose für Israel war, für die ganze Menschheit sein sollte.

**II. Die Widerspenstigkeit Israels.** B. 39—41. Die Widerspenstige Gefinnung wird schon in Vers 35 angedeutet durch die Worte: „welchen sie verleugneten und sprachen: wir hat dich zum Obersten und Richter gesetzt.“ Das hatte jener Missethäter lange vorher in Egypten zu Mose gesagt (2. Mose, 27.); aber es war nachher die Gefinnung vom ganzen Volke, wie ihre Herzensboshheit und ihr ständiges Widerstreben darthut, es genüge auf Stellen hinzuweisen wie (2. Mose, 15, 24.; 16, 2, 3.; 17, 3.; 4. Mose, 21, 4.). Anstatt daß sie die Gottgesandtschaft Moses hätten erkennen, ihn liebend vertrauen und sich unbeding und freudig seiner Führerschaft hätten unterwerfen sollen, waren sie ihm vielmehr ungehorsam, stießen ihn von sich und wandten sich in ihren Herzen wiederum nach Egypten, aus dessen Knechtschaft sie doch so wunderbar waren errettet worden. Sobald hatten sie vergessen, wie mächtiglich ihr Bundesgott durch Mose sich ihnen geoffenbart, daß sie Aaron auffordern ihnen Götter zu machen, sie zu führen wie Mose sie geführt, da man nicht wissen könne, was diesem Mose, der so lange ausbleibe, widerfahren sei; und doch wußten sie, daß Mose in ihrem eigenen Interesse mit Gott verkehre auf Sinai (2. Mose, 32.). Und wirklich ein goldener Stier wurde gemacht nach Muster des ägyptischen Apis, der in Memphis göttlich verehrt wurde. Diesem goldenen Stiere, der allerdings Sinnbild des unsichtbaren Jehova sein sollte, in Wirklichkeit aber nur ein Gözenbild war, ganz im Widerspruch mit dem ausdrücklichen Verbot des Herrn (2. Mose, 30, 4.); diesem Gözenbilde also brachten sie ihre Huldigungen, ihre Opfer dar,

und freuten sich dabei sogar über diese götzendienerrischen Werke ihrer eigenen Hand.

**III. Das göttliche Strafgericht.** B. 42—43. Dies bestand darin, daß Gott sie dahingab in heidnische Abgötterei, „zu dienen dem Heere des Himmels.“ So sehr war die abgöttische Gefinnung bei ihnen eingewurzelt, daß Gott durch den Propheten fragt: „Habt ihr mir auch in je der Wüste Schlachtopfer und Speisopfer gebracht, Haus Israel?“ Die Antwort muß Nein! lauten, denn ihre Gott dargebrachten Opfer waren wegen ihrer heidnischen Gefinnung keine wahren Opfer (Amos 5, 25, 26.). In Vers 43 werden zwei Gözen speziell genannt. **Moloch,** war ein Göze der Amoniter, als **Sonnengott** zu denken, dem Kinderopfer gebracht wurden (3. Mose, 20, 2.; 1. Kön. 11, 7.). Sein ehernes Bild war hohl und wurde von unten geheizt, mit einem Ofenkopfe versehen und ausgestreckten Armen, in welche die Kinder gelegt und dann in das innere Feuer geworfen wurden. **Memphan** war eine Sterngötze, gleichbedeutend mit Saturn der Griechen und Römer, ein Göze verschiedener Völker, und auch der Araber und Ägypter. Bilder beider Gözen trugen sie mit sich herum und gollten ihnen die nur dem Herrn gebührende Verehrung. Schon dies Versinken in Götzendienst war Strafgericht und nicht bloße Zulassung Gottes. Wenn der Mensch den Ermahnungen und Unterweisungen zum Guten nicht folgt, so wendet sich Gott mit der Zeit von ihm und überläßt ihn seiner eigenen Bosheit, die dann in erschreckendem Grade zunimmt (Röm. 1, 24, 25.). Aber deshalb ist der Mensch nicht ohne Schuld, sondern vielmehr für sein Thun verantwortlich und strafbar; daher wurde denn auch Israel in die schmachlichste Gefangenschaft nach Babylon verstoßen. In Amos 5, 27 heißt es: jenseit Damaskus, was Stephanus eben im Lichte der Erfüllung anschaut.

**Lehre und Anwendung.** 1. Moses ein Vorbild auf Jesus, wie sich aus Vers 37 klar ergibt. Als Prophet hat Moses dem Volke Gottes Worte vorgelegt. Jesus ist selbst das ewige Gottes Wort, in welchem Gott nach seinem ganzen göttlichen Vaterherzen sich uns gnädiglich offenbart (Kol. 2, 9.; Hebr. 1, 1—2.). Moses Mittler zwischen Gott und dem Volke, Jesus zwischen Gott und der Menschheit (1. Tim. 2, 5.); Moses von seinem Volke verkannt und verworfen, Jesus sogar ausgestoßen und gekreuzigt, aber eben dadurch Heiland und Seligmacher der Welt geworden.

2. Christus das einzige wahre Gottesbild (Hebr. 1, 3.); alle Abbildungen Gottes und Verehrung derselben ist gräßliche Abgötterei; Gott allein gebühret Anbetung (2. Mose, 20, 3—4).

3. **Lebendige Worte** empfangen Moses. Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig (Hebr. 4, 12.); richtet den Sünder, macht seine Schärfe geltend im bösen Gewissen, seine Lebenskraft aber oder Same der Wiedergeburt und Kraft der Heiligung. (1. Petri 1, 23.; Joh. 17, 17.)

4. Ungehorsam gegen Gott ist eine schreckliche Sünde die furchtbar bestraft wird bis zur gänzlichen Verstockung und Verwerfung. Lasset uns ein Exempel nehmen an Israel, ein Exempel aber auch der Treue und des Gehorsams an Moses, dem wir nachfolgen wollen.

**IV. Das Wohnen Gottes unter Israel.** B. 44—47. Trotz des Ungehorsams, trotz des Götzendienstes konnte Gott sein Volk doch nicht lassen, denn seine Heilsgedanken mit der Menschheit mußten zur Ausföhrung kommen. Darum ließ er sich eine besondere Stätte seiner Offenbarung in Israel herichten. Eben als Ort göttlicher Herrlichkeitsoffenbarung war die Stiftshütte von großer Bedeutung, weshalb der Herr dem Mose ein himmlisches Vorbild zeigte, nach welchem dieselbe gemacht werden mußte. Doch nicht in der Wüste nur, auch in Canaan, nach Austreibung der Heiden, war die Stiftshütte der Mittelpunkt der göttlichen Offenbarung, wo das Volk durch seine Priester zu Gott nahen konnte. Es war aber hiebei immer noch etwas Unbefändiges, da vor David die Stiftshütte keinen festen gewissen Ort hatte; daher baute denn Salomon,



seines Herzensgebet gemäß, den Tempel zur Wohnung dem Gotte Jacobs, wo die Herrlichkeit Jehovas's sich wunderbarlich kund that im Allerheiligsten.

**V. Dies Wohnen doch nicht der angemessene Ort der göttlichen Offenbarung.** B. 48—50. Des Stephanus Feinde, die Juden hielten auf ihre Weise zu hoch von dem Tempel, sie vergötterten denselben gleichsam, indem sie allen Gottesdienst, der nicht vom Tempel ausging und in demselben seinen Mittelpunkt hatte, verwarfen und sich selbst als die einzigen wahren Jehovaberehrer ansahen. Auf diese Weise waren sie ganz ins Aeußerliche verfallen und hatten vergessen, daß Gott ein Geist ist und im Geist und in der Wahrheit angebetet werden muß. Deshalb hatten sie auch solche Anlagen gegen Stephanus erhoben (6, 13—14.). Stephanus zeigt nun, daß das was er Christo nachgesprochen (Joh. 4, 21—24.) ganz dem Sinne schon der alten Propheten entspricht (vgl. Jes. 66, 1—2.). Aller Himmel Himmel können den Höchsten ja nicht umfassen, wie sollte es denn ein Haus thun können durch Menschen Hände gemacht! Er ist ja der Schöpfer aller Dinge, wie sollte denn die Stätte seiner Ruhe gefunden werden können in dem armen Nachwerk seiner Geschöpfe! Dies ist für uns immer noch eine Lehre. Gott ist an keinen Ort gebunden, seine Gnadengegenwart kann sich uns irgendwo mittheilen. Der Tempel im alten Bunde ist eigentlich nur vorbildlich auf Christum den Gottestempel schlechthin, durch dessen Allgegenwart in seinem Geiste (Matth. 28, 20.) auch wir zu Tempeln Gottes werden können (2. Kön. 6, 16, ff.);

**Lehre.** Das göttliche Bibelwort ist die beste Waffe alle Argumente der Feinde des Kreuzes Christi zu besiegen (1. Pet. 3, 15.); wie hat Stephanus seine Feinde damit zu Boden geschmettert!

**Kleinkinderklasse.** Zeige durch verschiedene Punkte, wie Moses als Prophet ein Vorbild auf Christum war. So z. B. stand Moses schon als Kindlein, in Gefahr von Pharao getödtet, zu werden. So auch Christus von Herodes. Moses war ein Lehrer des Volks. So war auch Christus ein Lehrer und zwar

der größte den es je gab. Durch Moses hat Gott dem Volk Israels sein Gesetz kund gethan. So hat uns auch Christus das Gesetz der Liebe gelehrt. Moses war von seinem Volk verfolgt. Christus wurde von den Juden ans Kreuz genagt.

Erkläre den Kleinen die Natur, die Thorheit und Sünde des Götzendienstes. Zeige wie so sehr viel auch jetzt noch auf andere Weise Götzendienst ist.

**Illustration.** Vers 40—43. **Thierdienst.** Die Hindus glauben, daß die Seele eines Menschen nach seinem Tode in irgend ein Thier fahre und dann in ein anderes, bis sie dadurch von der Sünde gereinigt nach Jahrhunderten wieder in einem Menschenkörper kommen und dann mit der Gottheit vereinigt werde. Ein Reisender sah, wie fünf Männer an einem Baum aufgehängt wurden, weil sie eine Kuh vorsätzlich getödtet hatten. Es gibt ein heiliges Buch in Indien, das von den Tugenden und Verdiensten der Kuh handelt. Schwören die Leute, so fassen sie den Schwanz dieses Thieres an, sind sie dem Tode nahe, so ergreifen sie ihn auch, damit ihre Seele bei der nächsten Wanderung in eine Kuh übergehen möge.

### Wandtafel.



## Des Stephanus Märtyrertod.

### 3. Section für Sonntag den 15. October 1876. Apf. 7, 51—60.

**Grundgedanke:** Christus verherrlicht in des Märtyrers Tod. **Haupttext:** Phil. 1, 20.

**I. Des Stephanus Zeugniß von Christo in seinem Angriff auf die Feinde.** B. 51—53. Stephanus ist in einer Verteidigungsrede begriffen, diesen Gesichtspunkt ließ er nicht aus dem Augenmerk. Aus derselben geht hervor, daß anstatt ein Zerstörer des Gesetzes zu sein, er vielmehr ein rechtes Kind des Alten Bundes war, ganz im Geist und Sinne der alten Propheten, daß hingegen seine Feinde gerade wie ihre Väter, Ungehorsame, dem heiligen Geiste Widerstrebende waren. In diesem Bewußtsein wird Stephanus voll heiligen Eifers und stellt ihnen ihre Sünde derb vor die Augen. 1. Halsstarrige nennt er sie, die unbeschnitten sind an Herzen und Ohren. d. h., die ihre Herzen abgehärtet haben gegenüber den göttlichen Gnadenwirkungen, und daher mit ihren Ohren nichts vernehmen, vielmehr den heiligen Geist stets von sich abweisen. 2. Das that sich kund bei den Vätern dadurch, daß sie nicht nur nicht der Propheten Worte befolgten, sondern dieselben sogar verfolgten und Die tödteten, welche von dem Kommen des Gerechten [Jes. 53, 11.] des Gottes Sohnes nemlich, voraussagten.

Sie aber haben ganz diesen mörderischen Geist eingesogen, denn eben an diesem vorher verkündigten Gerechten sind sie Verräther und Mörder geworden, da sie ihn den Herrn der Herrlichkeit, ja gekreuzigt haben. So groß ihre Verfinsternung; sie meinen Gesetzesfeinder zu sein, und sind doch fluchwürdige Gesetzlose, indem sie das durch der Engel Vermittelung empfangene Gesetz nicht bewahrt haben. Sie sind also die größten Sünder; ihre Väter haben mehr nur die Vorbilder und Vorläufer verachtet und verworfen, sie aber haben den Erfüller selbst des Gesetzes und der Propheten ausgestoßen und schändlich umgebracht.

**Praktische Lehre.** Erhebend ist des Stephanus Zeugniß. Im Eifer für die Wahrheit, im Eifer für seinen Herrn

und Heiland vergißt er gleichsam, daß er sich verteidigt, vergißt er die Todesgefahr, in der er steht, und hält sogar den Richtern das an seinem Meister begangene Unrecht mit heißen Worten vor. Die Ehre seines Erlösers steht ihm höher als das Leben, für ihn zu sterben ist er gern bereit. Wie beschämend für uns Christen der Jetztzeit, die wir oft so mißmuthig, oft so feige sind. Wie Mancher verleugnet heute den Herrn um ein geringes, ja schämt sich am Ende gar vor einigen Kameraden den Herrn Jesum zu bekennen. Schande! Welch' ein Beispiel ist uns Stephanus, ja sogar viele Knaben und Mädchen in der ersten Christenheit, die freudig dem Tode entgegen gingen um Christi Willen. Sogar der alte heidnische Sokrates kann uns beschämen, der lieber den Tod erleiden wollte, als gegen die Stimme seines Gewissens handeln.

**II. Des Stephanus Glanzgesicht** [bis B. 56.]. Nach B. 54 wurden die Juden auf seine Straßpredigt grimmig böse; des Stephanus Worte schnitten ein und machten sie zorndurchglüht, so daß sie die Zähne vor Wuth gegen ihn knirschten. Wie kleinlaut würde da Mancher geworden, wie würde da Mancher zu Paaren getrocknet sein, und die Richter um Schonung und Rettung angefleht haben. Nicht so Stephanus. Er lebte in innigem Gemeinschaftsverhältniß mit seinem Heilande und blickte daher unwillkürlich in dieser Zeit der Noth zu ihm auf im Bewußtsein, daß er ja seine Sache verfochten und also auch auf seine Hülfe rechnen dürfe. Und Christus ließ ihn auch seinen erhebenden gnadenreichen Beistand ganz wunderbar erfahren.

1. Durch den Zustand der Entzündung, in den er ihn versetzte [vgl. Apf. 10, 9, ff.; 2. Kor. 12, 2, ff.]. Stephanus vergah für einige Augenblicke seine Umgebung, seine irdische Verhältnißstellung, seine Todesgefahr, mit himmlischen Licht.



Kräften fühlte er sich durchdrungen, über alles Leid der Erde fühlte er sich himmelweit emporgehoben und einen Vorschmack empfand er schon der Herrlichkeit des oberen Vaterhauses. Nach oben ist sein Blick ganz natürlich hingewandt, und wie so sein inneres Auge gelichtet ist, da schaut er

2. Die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehend. Kein Wunder daß ihn dies von Jubel erfüllte und er nicht umhin konnte, sein Gesicht zu offenbaren. Den Himmel sah er offen, wie zu seiner Aufnahme bereit, und den Herrn nicht sitzend, wie er sonst überall vorgestellt wird [vgl. Matth. 26, 64; Marc. 16, 19; Eph. 1, 20], sondern stehend, d. h. bereit seinen treuen Zeugen im Tode beizustehen, ihn ehrenvoll zu empfangen und aufzunehmen in seine Friedenshütten. Wahrlich ein glorioses Schauen dieses im Angesichte des Todes. Häufig kommt es vor, daß Christen auf ihrem Siechbette vor dem Abscheiden lichte Seligkeitsaugenblicke genießen, indem der Geist noch einmal beim Herannahen des Todes seine letzte Kraft zusammenrafft und der bald zu schauenden himmlischen Herrlichkeit sich bewußt wird; bei Stephanus ist dies aber um so merkwürdiger, da er bei völligem Tagesbewußtsein war und bei völliger Gesundheit in der Klarheit seines Geistes solche Dinge schaute. — Die Herrlichkeit Christi hat eben hingeleuchtet in sein Inneres und sein Auge geklärt und geschärft, um ihn zu desto glorreicherem Todestriumph zu befähigen.

III. Wie er Christum verherrlicht durch seinen Triumph im Tode. B. 57—60. Ausführlich wird uns seine Märtyrergeschichte hier von Lucas erzählt, weil er der erste Märtyrer der christlichen Kirche und ein Mann war von besonderer Geistesgröße und Glaubenskraft.

1. Durch was er vom offenen Himmel und Jesus dem Menschensohn [an welchem Wort sie sonderlich Anstoß nahmen, da Jesus während seines Erdenlebens sich selber also genannt] gesagt wurde die Wuth der Feinde zum Aeußersten getrieben und kam nun zum offenen Ausbruch. Sie stießen einen Schrei der Verwünschung über ihn aus, hielten ihre Ohren zu, um keines seiner Worte ferner zu hören und stürzten wie mit einem Male auf ihn ein, stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Die Juden hatten damals keine Autorität, über irgend Jemand das Todesurtheil zu vollstrecken, dies war Sache der Römer; aber in der Hitze ihrer Aufregung vergaßen sie ihr Abhängigkeitsverhältniß und handelten gegen das Staatsgesetz. Ob sie ein förmliches Urtheil gefällt ist ungewiß, jedenfalls waren sie alle darin einig, daß Stephanus mit dem, was er von Jesus gesagt, eine Gotteslästerung ausgesprochen [vgl. Matth. 26, 63—66.] und wegen solcher vermeintlichen Gotteslästerung, steinigten sie ihn zu Tode, wofür sie sich auf das Gesetz Mosi beriefen [3. Mos. 24, 14—16.]. Die Zeugen [Cap. 6, 13.] legten dabei ihre Kleider ab, zu den Füßen des Jünglings Saulus, um durch dieselben bei dem Geschäfte nicht gehindert zu werden, denn die Kleidung war damals weit und faltenreich. Nach 5. Mos. 17, 7. waren diese Zeugen verbunden, die ersten Steine auf den Frevler zu werfen; denn sie hielten Stephanus für einen Frevler, so verblendet waren sie. Wie doch die Sünde die Menschen verfinstert; erst wollen sie die Wahrheit nicht sehen, und dann können sie dieselbe nicht mehr sehen.

2. Stephanus ließ Alles gedulbig geschehen, und während die Steinswürfe im Begriff waren seinem Leben ein Ende zu machen, blickt er auf zu seinem Heiland und spricht: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf.“ Ganz unschuldig erlitt er diese Gewaltthat, dennoch aber ist er mit den besten Gefühlen und Wünschen gegen seine wüthenden Feinde besetzt und ruft aus, schon mitten im Tode und auf seinen Knieen liegend: „Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht,“ ganz nach dem Vorgange

seines Meisters [Luc. 23, 34.]. Dies waren seine letzten Worte. Zuerst wünscht er, wie sein Meister, in der Hand des himmlischen Vaters [Luc. 23, 46.], so in der Hand seines Herrn und Meisters zu ruhen, von seiner Gnaden- und Lebensfülle umschlossen zu sein; und dann denkt er zuletzt noch fürbittend an seine Todfeinde. Wahrlich seine Liebe triumpht über den Haß seiner Feinde, sein Glauben über die Schrecken des Todes. Kein Wunder entschleiert, trotz der gewaltsamen Todesart, sanft und selig in dem Herrn und in dem Bewußtsein ewiger Siegesherrlichkeit, um zur Krönung zu erwachen, in der triumphirenden Gottesstadt dort oben.

**Gedanken zur gläubigen aufmunternden Erwägung.**

1. Ohne Trübsal, Kreuz und Leiden, Kampf und Streit gehts nicht ab im Christenlauf; aber der Röm. 8, 17 verzeichnete Trost bleibt uns unangefastet.

2. In Christo ist uns der Sieg gewiß, sogar im Todeskampfe [1. Kor. 15, 55—57.].

3. Christus verläßt die Seinen nie und nimmermehr.

**Lehre.** Soll unser Ende, gleich dem des Stephanus geschehen, im vollen Triumph des Glaubens, so muß unser Leben, wie das seine, eine fortlaufende Verherrlichung Christi sein. So völlig hatte er Christum in sein Leben aufgenommen, daß auch im Tode wie von selbst, der Heiland aus Allem, was er sagt und thut, hervorleuchtet. So sei unser Leben, dann wird auch unser Tod ein Entschlafen sein zum himmlischen Erwachen.

**Kleinkinderklasse.** Schildere den Kindern, auf eine einfache Weise, den schrecklichen Tod des Stephanus durch Steinigung. Zeige wie Gotteskinder von jeher von bösen Menschen gehaßt und verfolgt worden sind, und warum? Erkläre zugleich, wie wahre Christen trotz den Verfolgungen der Feinde, auch wenn sie sie tödten, dennoch getrost und selig sein können, weil der Herr Jesus ihrer Seele nahe ist. Auch lehrt sie die Religion Jesu, noch selbst im Tode für ihre Feinde beten.

**Beispiel.** Als der Märtyrer Johann Huf herausgeführt wurde, um verbrannt zu werden, setzte man ihm eine mit Teufeln bemalte dreifache Krone auf. Da er dieselbe sah, sagte er: „Mein Heiland trug um meinerwillen eine Dornenkrone, warum sollte ich um feinetwillen nicht diese leichte Krone tragen, obgleich sie bestimmt ist mich zu schmähen! Der Bischof sagte: „Nun befehlen wir deine Seele dem Teufel.“ „Aber ich,“ sagte Huf, „befehle meinen Geist in deine Hände, mein Heiland, du hast mich erlöst, du getreuer Gott.“ Als das Holz um ihn her angehäuft wurde bis an seinen Hals, ersuchte ihn der Herzog von Baiern zu widerrufen; aber Huf antwortete: „Nein, ich habe nie eine schädliche Lehre verkündigt und was ich mit meinen Lippen gelehrt habe, will ich auch mit meinem Blute besiegeln.“

Wandtafel.



## Simon der Bauberer.

### 4. Lektion für Sonntag den 22. October 1876. Apftg. 8, 9—25.

Grundgedanke: Im Bund der Ungerechtigkeit. Haupttext: Apftg. 8, 21.

**Zusammenhang der Geschichte.** Der Tod des Stephanus war der Anfang einer hartnäckigen Verfolgung, bei der es auf die Ausrottung der verhassten Nazarener abgesehen war und Saulus so ziemlich im Vordergrund stand. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Die Verfolgung hatte die Zerstreuung der Christen in verschiedene Länder zur Folge,



wo sie natürlich allenthalben bemüht waren, die Lehre ihres Erlösers zu verbreiten; dadurch wurden Viele zur Bekehrung gebracht und der Kirche zugeführt. So kam auch der Evangelist Philippus nach einer Stadt Samariens und begann eine lehrreiche Thätigkeit für seinen Meister, wobei er mit Simon dem Magier zusammentraf.

**I. Simon und sein Werk.** V. 9–11. Justin der Märtyrer [der selbst ein Samaritaner war] und Andere berichten, Simon sei aus dem Städtchen Sitthon in Samaria gewesen, und er kann daher nicht derselbe mit dem aus Cypern stammenden Simon sein, der hernachmals dem Landpfleger Felix in seinen Gottlosigkeiten behülflich war. Als Samaritaner von Geburt kannte er den samaritanischen Charakter genau und wußte gerade wie er's mit seinen Zauberkünsten anzugreifen hatte. Es war die prunkende Anwendung physischlicher Kenntnisse zu gaukelhaften Todten- und Dämonenbeschreibungen, zu Einwirkungen auf die Gottheit, zu Zaubereien, Krankenheilungen, Weissagungen aus den Sternen u. dergl.; in der er seine Thätigkeit entfaltete. Und er muß seine Künste ziemlich gut verstanden haben, sonst hätte er keines so großen Erfolges sich rühmen und von seiner Person nicht so hohe Dinge aussagen können. Er behauptete, daß er selbst etwas Großes sei, etwas Bestimmteres sagte er nicht, um seine Persönlichkeit im Hellbunde der Zauberei noch gewaltiger erscheinen zu lassen.

Und sein Vorgeben machte Aufsehen und äußerte seine Wirkung, denn er schien sich wirklich auf seine Thaten stützen zu können. Deshalb hingen Klein und Groß ihm an und machten noch mehr von ihm, als er selbst von sich rühmte; sie hießen ihn: **Die groß zu nennende Kraft Gottes.** Sie mochten ihn daher in Verbindung bringen mit der welterschaffenden Offenbarung des **verborgenen Gottes**, eine alexandrinische Lehre, die damals weite Verbreitung fand. Er hätte sie wohl irgend etwas glauben machen können, so sehr hatte er nach V. 11 durch seine Zauberkünste sie in seiner Gewalt. Aber sein ganzes Thun war ein Gewebe des Betrugs, aus einem gottlosen Herzen herausgeboren [V. 21] und konnte folglich keinen dauernden Bestand haben.

**II. Simon's äußere Umkehr.** V. 12–13. Aus V. 6 und 7 ist ersichtlich, daß die Leute der Stadt, durch Simon an große Zauberkünste gewöhnt, nicht sofort nur mit der Predigt des Evangeliums zufrieden gewesen wären; Philippus mußte ihnen von der empfanglichen Seite aus, beikommen suchen. Also that er zuerst Zeichen, heilte allerlei Kranke und trieb sogar böse Geister aus. Seine Thaten machten einen gewaltigen Eindruck, denn sie überragten an wahrer Größe und Kraftoffenbarung die des Simon weit. So zum Glauben, an seine Person geleitet, lauschten sie nun auch neugierig und verlangend seiner Predigt zu. Aber wie verschieden von Simon. Dieser hatte sich Selbstruhm zum Ziele gesteckt, Philippus hingegen lenkte die Aufmerksamkeit ganz von sich weg auf das Reich Gottes und den Herrn Jesus hin; sein Ziel war die Verherrlichung des Namens Christi. Viele wurden gläubig und ließen sich taufen. Auch Simon wurde gläubig [äußerlich], ließ sich taufen und war außer sich vor Staunen von wegen der mächtigen Wunderwerke des Philippus. Schon diese Notiz sieht verdächtig aus und spricht dafür, daß die Absichten des Simon von Anfang an nicht rein waren. Während bei den Andern die Predigt von Christo die Sinnesänderung bewirkte, scheint er nur die größeren Glanzthaten des Philippus im Auge gehabt zu haben, vielleicht um desto eher sie ihm ablernen zu können.

**III. Simons Heuchelei wird offenbar.** V. 18–19. Die Veranlassung dazu war die Handauslegung der Apostel Petrus und Johannes, durch welche die Getauften nun auch den heiligen Geist empfingen. Diese Gabe der Geistesmittheilung schien ihm denn doch alle übrigen Wunderthaten in den Schätzen zu stellen. Er dachte: wäre ich nur im Besitze dieser Gabe, dann wäre ich ein gemachter Mann; wie wollte ich dann in Verbindung mit meinen anderen Künsten den Leuten imponieren und zu unbedingtem Glauben, an die Gültigkeit meiner Person hinreißten. Er ist schnell entschlossen und bietet den Aposteln viel Geld an, hätte jedenfalls sein ganzes Vermögen dafür eingetauscht. Bis jetzt hatten ihn die Apostel nicht genug ins Auge genommen um ihn kennen zu lernen, nun aber durchschauern sie ihn im Nu; er steht als entlarvter Heuchler vor ihnen. Nach dem Grundsatz Luc. 12, 2. mußte es so kom-

men. Ananias und Sapphira [Cap. 5, 1.] waren armselige Heuchler gegenüber diesem Satan in Lichtengelgestalt. Aber hier pläzte seine wahre Natur unverkennbar hervor.

**IV. Simon wird verurtheilt.** V. 20–24. 1. **Petri Urtheilsspruch:** „Daß doch dein Geld sammt dir im Verderben läge,“ dem Verwerfungs-, dem Verderbengericht Gottes anheimfiele, von wegen deiner Meinung, daß Gottes Gabe käuflich sei. „Dein Herz ist nicht aufrichtig vor Gott,“ d. h. du bist ein Nichtswürdiger Heuchler und wirfst daher kein Theil noch Erbe an dem Worte, dem Evangelium Christi, seine seiner Segnungen genießen. Es ist folglich wirkliche Androhung der Verdammniß, was Petrus zu ihm rebet.

2. **Die Aufforderung zur Buße.** Trotz seiner Taufe sagt ihm Petrus ins Gesicht, daß er ein fluchwürdiger Sünder sei; er sei ein durchtriebener Heuchler, der auch in dieser Geldanbietung für die Gabe Gottes mit Lügen der Bosheit umgegangen, dessen innerstes Wesen lauter Bitterkeit atme gegen Alles wahrhaft Gute und Göttliche, und der sich nur heimlich fühle im Bunde mit der Ungerechtigkeit. Er solle also recht-schaffene Buße thun, wolle er dem künftigen Zorn entfliehen.

3. **Des Simons Bitte.** Er hat doch Angst vor solcher Strafanndrohung und wünscht der Apostel Fürbitte. Es mag ihm zur Zeit Ernst gewesen sein, aber es entstand bei ihm keine Besserung. Er hat in späterer Zeit sein Gaukelwesen fortgesetzt, sogar für den wahren Messias sich ausgegeben, der die Welt zu erlösen gekommen sei. Er wurde dadurch das Haupt einer Sekte seines Namens, die ihm wirklich göttliche Eigenschaften zuschrieben und in allerlei Irrelehren hineinfiseln. Er soll zum Himmel auffahren haben wollen, da aber sein Vorgeben jämmerlich zu Schanden wurde, so habe er sich von einem Felsen herabgestürzt und einen schrecklichen Tod gefunden.

**Lehre:** Die Heuchelei ist eine furchtbare Sünde, die, wenn sie mal zur Gewohnheit geworden, das ganze Wesen des Menschen so total verkehrt, daß Besserung nicht mehr möglich ist. Hüte dich deshalb vor der Heuchelei, vor der Lüge. Im vorliegenden Falle war sie der Grund von schauerlicher Gotteslästerung und von einem schrecklichen Ende. Der ewige Tod ist ihr Lohn. Fliehe sie wie eine giftige Schlange, wie ein verzehrend Feuer.

**V. Die Geistesmittheilung durch die Apostel.** V. 14–17. Die Gemeinde zu Jerusalem war Muttergemeinde und hielt es für ihre Pflicht, die neuentstehenden Missionsgemeinden zu beaufsichtigen. So wurde Petrus und Johannes nach Samaria beordert. Die Leute waren wohl getauft und also äußerlich der Kirche beigezählt, aber eine durchgreifende durch den heiligen Geist bewirkte innere Umwandlung hatten sie noch nicht erfahren. Vielleicht lag die Ursache hiervon darin, daß Philippus, wie Apollon in Ephesus [Cap. 18, 24 vgl. mit 19, 1–6] noch nicht das ganze Heil in Christo vorgetragen, und daß es den beiden Aposteln vorbehalten blieb, seine Wirksamkeit zuerst in dieser Richtung zu ergänzen. Ihre Handauslegung wäre dann nur der abschließende Akt gewesen, auf welchen hin, sie die Geistesgüsse empfangen; denn nach Cap. 10, 44; 11, 15, 16. war die Predigt des Wortes doch die Hauptsache. Daß sie aber wirklich berechnetes Zeugniß von Christo ablegten, zeigt V. 25 klar, wie sie ja auch in anderen Orten Samariens das Evangelium zu verkündigen nicht unterlassen konnten.

**Lehre und Nutzenwendung.** 1. Alle, auch die geheimsten Sünden werden offenbar und sind es vor dem Strahlengange Jehovas.

2. Der Ruhm bei Menschen ist nichtig; bei Gott aber in Ehren stehen ist von der höchsten Wichtigkeit.

3. Taufe und äußere Zugehörigkeit zur Kirche macht noch keine wahre Christen; nur die Erneuerung des heil. Geistes macht uns zu Gottes Kindern und Erben der Seligkeit [Tit. 3, 5; Röm. 8, 14, 16, 17.]

4. Die Wiedergeburt, die innere Umwandlung der Gesinnung, des Herzens ist das einzige Probatmittel gegen Lüge, Heuchelei und Verstellung.

**Kleinkinderklasse.** Die Hauptsache in unserer Section für die Kleinen ist die, auf eine einfache Weise den Unterschied der durch die Kraft Gottes bewirkten Wunder, gegenüber den von Simon bewirkten Zaubereien darzustellen u. Beide mit einander zu vergleichen. Jene waren echt und wesentlich, diese unecht und



lügenhaft; jene stammten von Gott, diese aus der Hölle; jene dienten zum Heil und Glück der Menschen, diese nur als Gauleiten und zum bloßen Schauspiel; jene geschahen frei und umsonst, diese ums Geld. Aus der Gewinnsucht, des Simons nehme der Lehrer Veranlassung, die Kleinen auf die Gefahr und das Uebel der Sünde des Geizes, so wie auf die Falschheit des Herzens aufmerksam zu machen.

**Illustration zu B. 20. Gottes Gnade wird nicht durch Geld erlangt.** Eine Frau verlangte einst sehnuchtsvoll eine Weintraube aus dem Gewächshaus des Königs für ihr krankes Kind. Sie bot ihm eine gewisse Summe für eine Traube, wurde aber von ihm abgewiesen. Eine zweite Anerbietung einer noch größeren Summe erprobte sich eben so erfolglos. Nun hörte des Königs Tochter zufällig die harten Worte des Königs und das Weinen der armen Frau. Als Letztere ihre Geschichte der Prinzessin mitgetheilt hatte, sagte diese: „Meine werthe Frau, Sie waren im Irthum. Mein Vater ist nicht Kaufmann, sondern König; er verkauft nicht, sondern verschafft.“ Hierauf pflückte sie eine Traube und legte sie

freundlich in die aufgehobene Schürze der Frau. So hatte sie auf einmal als freies Geschenk erlangt, was sie zuvor durch großes Abmühen und mit Geld nicht erlangen konnte.

#### Wandtafel.



## Philippus und der Krämerer.

### 5. Version für Sonntag den 29. October 1876. Apfig. 8, 26—40.

**Grundgedanke:** Gegenwärtiges Heil durch den Glauben in Christo. **Haupttext:** Marc. 16, 16.

**Zeit und Ort.** Wohl nicht lange nach der vorigen Section. Während Petrus und Johannes nach Jerusalem zurückkehrten, zog Philippus aller Wahrscheinlichkeit nach in Samarien und Judäa herum mit der Predigt des Evangeliums. Wo er war, zur Zeit der Engelersehung, kann nicht ermittelt werden. Gaza (B. 26) war, wie Asdod, eine der fünf Hauptstädte der Philister, an der Südgrenze Kanaans, eine Stunde vom Mittelländischen Meere gelegen; es wurde öfter in Kriegen zerstört und wieder aufgebaut. Von Jerusalem dorthin führten vier Wege, von welchen drei durch mehr oder weniger dichtbewohnte und cultivirte Gegenden, der eine hingegen durch eine unbewohnte öde und wüstenähnliche Landschaft führte; dieser letztere war der vom Engel bezeichnete Weg, auf welchem der Krämerer fuhr, vielleicht um desto ungestörter seinen Betrachtungen sich überlassen zu können. Nach der Taufe wurde Philippus (B. 40) nach Asdod entricht; als Hauptstadt der Philister, nicht weit vom Meere und etwa 33 römische Meilen nördlich von Gaza. Von da missionirte er weiter in allen Städten, wo er durchkam bis Casarien (von Herodes dem Großen erbaut und zu Ehren des Augustus so genannt), gleichfalls am Mittelmeere gelegen, wo Philippus seine Wohnung aufschlug (1. Cap. 21, 8).

**I. Der jugende Krämerer.** B. 27—31. 1. Seine Herkunft und Person. Er war aus Aethiopien, aus dem südlich von Egypten gelegenen Hochlande, welches das heutige Nubien, Cordufan und Abessinien umfaßt. Als gewaltiger Machthaber und oberster Schatzmeister der Königin Kandace (der regelnmäßige Titel, der über Aethiopien herrschenden Königinnen, gleich Pharao in Egypten) war er nach damaliger Sitte ein geschlechtlich Verstümmelter, konnte also nach 5. Mos. 23, 2. kein Glied der Gemeinde Israels werden. Der Hautfarbe nach war er Neger.

**2. Sein Herzenszustand.** Daß er den einsamen Weg fuhr, deutet schon auf sein in sich gefehrtes nachdenkendes Gemüth hin. Er merkte wohl kaum, wie sein Fuhrmann den Wagen lenkte, so sehr war er mit sich und göttlichen Dingen beschäftigt. Merkwürdigerweise hatte er das Buch des Propheten Jesajas in der Hand. Ob er es in Jerusalem bekommen, oder schon von seiner Heimath mitgebracht, ist ungewiß; jedenfalls hatte er schon in der Heimath vom Geses des Herrn gehört, sonst wäre er nicht zur Anbetung nach Jerusalem geeifert. Bei der schon damaligen weiten Verbreitung der Juden ist das gar nicht seltsam, und wahrscheinlich war er Proselit des Thors, als welcher er dem Vorlesen des Geses betheiligen durfte. Eine herrliche Stelle war es, die er eben las; das ganze 53. Capitel unterzog er wohl der Betrachtung und war nun bis zum 7. Vers gekommen. Also dies Wundercapitel von Christi Leiden fesselte seine Aufmerksamkeit. Wie zeigt sich doch darin

der, soll ich sagen, unbewußte Drang seines Herzens nach Erlösung von Sünden, von Schuld und Strafe. Es war gleichsam ein unbewußtes Suchen, denn er verstand nicht was er las, da ihn bisher Niemand unterwiesen hatte, wie er dem fragenden Philippus antwortet.

**Anmerkung.** Wie besänft dieser heidnische Krämerer viele Namendristen und Sonntagschüler. Nicht einmal so viel wie jene Griechen (Joh. 12, 20 ff.), ja gar nichts Bestimmtes hatte er von Jesu gehört, nur Bruchstücke aus dem Alten Testamente hatte er vernommen, ohne daß Jemand ihm dieselben ausgelegt hätte, und doch sucht er mit verlangendem Herzen Christum und sein Heil; und wie begierig nimmt er Belehrung an, um die Sehnsucht seines Geistes zu stillen. Heute hingegen—o wie Viele ersticken die Sehnsucht nach dem Heiland ihrer Seele in der Luft und dem Reichthum der Welt, bei allem Licht und Unterricht!

**II. Findet das Heil.** B. 32—37. Zu gelegener Zeit hätte ein Engel dem Philippus nicht erscheinen und auf diese öde Straße führen können—wahrlich ein glänzender Beweis von der Wahrheit von Hebr. 1, 14. Gleich beim ersten Anblick riefte er: dies ist der Mann (1. B. 29) und schnell macht er sich an dessen Seite. Der Krämerer scheint auch gleich verspürt zu haben, daß Philippus ihm die gesuchte Auskunft bringen werde, denn, traulich gegen ihn gestimmt, heißt er ihn sich zu seiner Seite setzen und bittet ihn sofort (34) ihm doch die Stelle zu erklären.

**Der Inhalt dieser Stelle** war seinem Zustande gerade angemessen, denn sie handelt beides von Christi Erniedrigung und von seiner Erhöhung. Die Worte des Propheten führen einerseits die stille duldende Martergestalt des Gekreuzigten vor die Seele, und andererseits heben sie die Kraft seiner Auferstehung und Himmelfahrt aus dem Kreuzestod des Gottmenschen hervor (wie Joh. 12, 24); auch dem Krämerer hat der Gekreuzigte Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht. Jesus und sein Heil war denn auch der Kern und Stern dessen, was Philippus (35) zu ihm sagte. Und der Krämerer konnte es fassen, der heil. Geist öffnete ihm das Verstandniß, so daß er seine Sünden, aber auch die Erlösung in Christo sah. Schnell scheint das Werk der Gnade sich in ihm entwickelt zu haben, wie sich aus seiner Antwort (37) ergibt. Er übte den seligmachenden Glauben, und hatte demnach in der Schrift Christum und mit ihm das ewige Leben gefunden (Joh. 5, 39) und war zu einem Kinde Gottes geworden (Gal. 3, 26). Volle Erleuchtung, Erweckung, edle Buße und Glauben, Befehrung und Wiebergeburt drängte sich bei ihm Alles in einige wenige Minuten zusammen, denn da er aufrichtig und von Herzen suchte, so fand er auch sogleich das Heil.



**Anwendung.** Es ist nicht nöthig, Wochen und Monate lang in der Buße zu liegen. Die Ursache, warum Bußfertige oft so lange nicht finden, ist einzig und allein in der Thatsache zu suchen, daß ihre Buße noch nicht rechter Art, ihre Uebergabe nicht völlig, ihr Vertrauen nicht fest genug ist. Wer recht sucht, der kann zu jeder Zeit und an jedem Ort den Heiland finden—das, mein lieber Leser, geht klar aus obiger Geschichte hervor.

**III. Und bekennt es auch sofort.** B. 38. 39. Auch von der Natur und Bedeutung der Taufe hatte ihn Philippus unterrichtet; als daher der Kämmerer durch den heil. Geist die Kindschaft empfangen hatte und nun innerlich zum Volke Gottes gehörte, da wollte er auch das äußere Zeichen dieser Zugehörigkeit an sich tragen. Bei einem Wasser angelangt, wünscht er daher getauft zu werden, wovon Philippus auf das herrliche Bekenntniß des Kämmerer hin gern einwilligt. Wie willig ist er, jedes Wort des Herrn zu befolgen (Marc. 16, 16), ganz im Gegensatz zu Vielen unserer Tage, welche fast geringschätzend die Taufe behandeln und so den ausdrücklichen Befehl Christi (Matth. 28, 19), wie das Vorbild der ersten Kirche mißachten (Apsig. 2, 38. 41). Wasser sehen (der Ort läßt sich nicht mehr ermitteln) und getauft werden wollen, ist beim Kämmerer Eins; und wie eifrig heißt er seinen Wagen anhalten, steigt er mit Philippus ins Wasser hinab, und mit welcher Andacht und heiliger Begeisterung wird er die Taufe empfangen haben!

Des Philippus Werk war nun geschafft und deshalb wird er durch des heil. Geistes Kraft hinweggerückt; es war ein übernatürliches wunderbares Entrücktwerden, welches das herrliche Eingreifen Gottes um so deutlicher erkennen läßt. Auch der Kämmerer hat es so aufgefaßt und zog um so fröhlicher seine Straße.

Seine Freude war die eines gerechtfertigten Gotteskindes (Röm. 5, 1.), die ihn auch in seinem Heimalande zu offenem Bekenntniß dessen trieb, was der Herr an seiner Seele gethan. Nach der Tradition hat er in der Heimath das Evangelium verkündigt. Er war ein großer mächtiger Staatsmann, aber er hielt es nicht unter seiner Würde, sich als Nachfolger des verachteten Nazarener zu bekennen, ja des Kreuzes Christi sich zu rühmen und dessen Heil Andern anzupreisen. Welche Schande ist es doch, im Hinblick auf diesen Kämmerer, für manche seinwollende Christen, daß sie oft nicht den Muth haben, sich zur Fahne des Getreuzigten zu halten, ja daß sie mit ihren Werken sogar denselben verleugnen!

Die weiteren Aufgabenwendungen ziehe der Lehrer selbst, indem er hervorhebe, wie die Lektion lehrt; 1. den Weg des Heils,

2. die Natur des Heils, 3. die Pflicht Derer, die des Heils theilhaftig geworden.

**Kleinkinderklasse.** Erzähle den Inhalt der Lektion vom Kämmerer aus Mohrenland und dem Philippus. Die Aufgabenwendungen darin enthalten, sind die: erslick, wie wir alle so ernstlich wie der Kämmerer in Gottes Wort forschen sollten, um daraus zu lernen, was Gottes Wille an uns sei, und zweitens, wie alsdann, wenn wir nach Wahrheit suchend sind, Gott uns auch immer Jemand zuschickt, um uns die Schrift zu erklären. Der Lehrer mache besonders Anwendung von dem Inhalt der Schrift, welche der Kämmerer las: das gebuldige Lamm, als Bild des gekreuzigten Heilandes. Ein wichtiges Thema für Kinder.

**Illustration.** Vers 32. Ein Missionar las einem Rauhhaupmann in Grönland die Geschichte vom Leiden Christi aus der Bibel vor, worauf derselbe erstaunt fragte: „Was hat er, (nemlich Christus) denn Böses gethan? Hat er vielleicht Jemand beraubt oder getödtet?“ „Nein,“ war die Antwort; „er hat weder geraubt, noch getödtet, und auch sonst kein Unrecht gethan.“ „Und warum mußte er denn so leiden und sterben?“ „Höre mich an,“ sagte der Missionar. „Obzwar dieser Mann nichts Böses begangen hat, so hat doch Razainak (Name des Leiden) Böses gethan. Er hat Niemand beraubt, Razainak aber sehr Viele. Er hat Niemand getödtet; aber Razainak hat beide, seinen Bruder und sein eigenes Kind ermordet. Jesus hat leiden müssen, damit Razainak nicht ewig sterben müsse.“ „Sage mir solches noch einmal,“ bat der erstaunte Räuber. Und der hartherzige Uebelthäter ward zu den Füßen des Getreuzigten gebracht.

**Wandtafel.**



## S i n t e r s t ü b e n .

Trotz dem, daß viele Zeitungen, und besonders Magazine mit großem Bedauern sehen müssen, wie ihre Unterschreiberlisten immer kürzer werden, kann sich unser Magazin eines schönen Zuwachses an Unterschreibern erfreuen. Warum? Vielleicht gerade deshalb, weil die Leute gerne haben.

Die „Nachklänge von Chautauqua“ womit in diesem Heft der Anfang gemacht wird, werden hoffentlich nicht nur mit Vergnügen gelesen, sondern auch recht beherzigt werden. Unser sehnlicher Wunsch ist, daß dieselben unsere Sonntagsschulfreunde so begeistern möchten, daß der Zweck, welchen der geschätzte Autor derselben im Augenmerk hat, erreicht werde: auch in unserer Kirche zu ähnlicher, energischer und systematischer Sonntagsschularbeit anzuspornen. Es ist noch Raum da—

**Poesie.**—Wir werden oft mit Gedichten beehrt, denen man den guten Willen auf den ersten Blick ansehen kann. Damit ist aber auch Alles abgemacht. Manche lassen sich nicht einmal nachsagen daß sie reimen. Schwierig würden sie außer dem Autor noch Jemand gefallen, und der hätte ja schon daheim das Vergnügen, sich an denselben zu erbauen. Es thut uns allemal weh, wenn wir ein solches verlorenes Kind besaßen müssen; besonders bei dem Gedanken, daß die Verfasser mit der Mühe, welche sie auf die poetischen Versuche verwenden, etwas tüchtiges in Prosa liefern könnten. Und wenn man

dann ja einmal poetischen Leidenschaften huldigen muß, so ist doch ein poetisches Stück Prosa viel besser, als ein prosaischer Reim.

**Fortschritt.**—In der Juninummer des vorigen Jahrgangs copirten wir eine Schilderung bezüglich der kommenden Weltausstellung aus dem „Fortschritt der Zeit“ von Milwaukee, Wisc. und gaben dem „Fortschritt“ schon Credit dafür. Seitdem hat nun der „Fortschritt“ schon drei längere Artikel aus dem Magazin abgedruckt, aber jedesmal vergessen die Quelle anzugeben. Trotzdem, daß wir nicht gerade mit Siebenmeilenstiefeln fortschreiten, will unserm Urtheil die Sache doch nicht recht fortschrittmäßig vorkommen. Nur immer schön ordentlich fortgeschritten, lieber Herr College, aber nur nicht so, daß man einem Nachbar ungefragt über den Zaun schreitet und zwischen seinem Gewächs hantiert. Es könnte Einem schief ausgelegt werden. Die Welt ist einmal gar böse heut-zutage.

**Ein Plauderstündchen.**—„Nu, Michel, wie geht's?“ „S'geht allweil besser, als ichs verdient hab. S'geht freilich net Alles nach meiner Mühe; aber oft find ich, daß die Schuld auch an der Mühe und nicht am Gang der Dinge liegt.“ „Hastu denn auch unser englisches Blatt gelese, wo der Bruder Insipid von der Befehung der Deutsche sagt?“



„Freilich! Und er sagt nichts Böses. Er sagt, wenn sich ein Deutscher bekehrt, dann ist so viel gewonnen, wie bei fünf Annere, un er wird's wiſſe.“

„Ja, aber der engliſche Bruder Editor hängt noch e ſchottiſch Gebet dra.“

„Nu, nu, der Schotte wird auch gewiſt habe, warum er ſo beſet, und der Bruder Editor wird wiſſe, warum em das Gebet ſo geläufig iſt. Was mer eſo vorn auf der Zung hat, das braucht mer oft. Wenn er nu bet: „Hieber Gott, halte mich recht, denn du weiſt wie ſchwer es iſt, mich zurecht zu bringe, wenn ich einmal verkehrt bin,“ dann denk ich mein Sach. Das Gebet geht ſonſt die Deutſche nichts a. Mei jedes Gebet paßt. Du weiſt ja, daß dem Hannpeter ſei Zung in der Schlacht gebet hat, als em die Kugle um die Ohre pfiſſe: „Vater ſegne dieſe Speiſe, uns zum Wohl und dir zum Breiſe!“ Gepaßt hats ach net, aber he war in der Eil.“

„Aber denſt du, Michel, der Bruder Inſcip hat recht?“

„Peter, unner Alle ſind gute un halbgebade ne truſſliche; unner Deutſche un Engliſche. Awer im Allgemeine wird er wiſſe, daß er recht hat. Da fällt mer gerade was aus meiner Erfahrung ein. Ich hab emol aneme Platz gewohnt, do waren lauter ſogenannte „Yankees“ außer zwei Familie. Da hab ich eines Tages en Franzos gefragt, der im Nachbarshaus de Suwe weiſelte, ob er net ach mit uns weiſeln könnt. Er fragt wo ich wohne. Du do. Er könnt net, ſagt er. Nachher fragt die Nachbarſrau, warum er net für uns weiſelte. „D“ ſagt er, „in G. be all Yankees. In the Winter dey become a little Christian; and in the Sommer its all gone again. Dey no pay?“

„Wenn der engliſche Bruder Editor das lieſt, dann wird er ſage. Was hab ich mit dem Franzos zu thun?“

„Dann ſag ich: Was hat der Schottlänner und ſei Gebetche mit de Deutſche zu thun. Wenn ich engliſch ſchreibe könnt, ich thät dem gute Bruder emol e Briſche ſchide un thät ihn in chriſtlicher Liebe frage, ob er noch gar net wißt, daß die Deutſche ſchon ziemlich ordentlich auf de Welt komme un Annere tüchtig zu krabbele hatte, bis ſe dahin komme, wo die Deutſche gebore werde. Wer recht deutſch iſt, iſt aa immer recht deutſch!“

„Awer Ausnahme hats unner de Deutſche auch.“

„Yes, beſonnens gute.“

**Lachen.**—Manche Leute haben ein grenzenloſes Vorurtheil gegen das Lachen. Das kommt aber meiſtens daher, daß ſie nichts davon verſtehen. Wenn ſie überhaupt manchmal ihr Geſicht zum Lachen einrichten, ſo iſt es entweder zu früh, oder am verkehrten Platz. Es geht ihnen, wie wir manchmal Leute bei poliſtiſchen Verſammlungen beobachten, welche kein Sterbenswörtchen engliſch verſtehen. Wenn andere Leute mit Lachen fertig ſind, fangen ſie erſt an und ihr Hurrah kommt zehn Schritt hintennach. Dann ärgeren ſie ſich und geben dem Lachen die Schuld. Das Lachen aber iſt ſehr harmlos, und unter Umſtänden recht geſund, nur muß mans verſtehen. Schon die Veranlaſſung zum Lachen iſt gewöhnlich viel beſſer als die zum Weinen, wer aber ohne dieſelbe lacht, bloß um zu Lachen, der macht ſich zum Narren. Alles hat ſeine Zeit.

**Grundsätze.**—Ach welchen Lärm machen viele Leute um ihre Grundsätze. Alles ſoll bei ihnen Grundſatz ſein und leider haben ſie gar keine Grundsätze. Ihre ſogenannten Grundsätze gleichen dem Thermometer. Sie werden ganz von der Witterung der Verhältniſſe regiert. Geut ſind ſie fromm, morgen gottloß; heut beten, morgen fluchen ſie; heut ſind ſie republikaniſch, morgen demokratiſch, gerade wie's paßt. Ihre Ueberzeugung hat damit nichts zu thun, ſondern nur ihre Bequemlichkeit, Genußſucht und ihr Geldbeutel. Andern gehts mit ihren Grundsätzen, wie den Engländern mit Bliſſers Sand. Als Bliſſer nemlich England beſuchte, waren die Einwohner ſo verſeſſen darauf, dem alten Saubegen die Hand zu küſſen, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Er ließ ſich deßhalb eine falſche Hand machen, hielt ſie an der Seite zum Wagen heraus, und die guten Engländer küßten wader drauf los. Wenns nur den Namen hat, ſo iſt es Vielen genug. Von Ueberlegung, Unterſuchung und Ueberzeugung iſt da weiter keine Rede. Sie ſind unerträglich Verherber der ſtarren Form. Es geht ihnen, wie jenem Arzt welcher einen todfranzen Patienten behandelte. Als man ſah, daß es mit dem armen Kranken ſchlimm ging, wurde noch ein Arzt zur Conſul-

tation gerufen. Dieſer ſagte ſeinem Collegen, daß die vorhandene Medizin den Patienten tödten würde. „Aber,“ ſagte der Andere, „das iſt ja die von der Wiſſenſchaft vorgeſchriebene Arznei.“ „Und wenn auch,“ entgegnete der College, „ſie wird ihn in dieſem Zuſtande tödten.“ „Nun, ſo kann ich's nicht verhüten,“ war die Antwort, „wenn er ſtirbt, ſo ſtirbt er wenigſtens wiſſenſchaftlich.“ So ſterben Viele wiſſenſchaftlich in ihren Grundsätzen.

**Centennialfahrt.**—Bei der Weltausſtellung, wo ſo Manches zu ſehen iſt und Neugierige von allen Himmelsrichtungen zuſammenſtrömen, fällt auch manchmal etwas recht Amüſantes vor. Unter den vielen Sehenswürdigkeiten gibt es dort auch einen Käfig mit Affen. Jedermann weiß nun, was das für unnütze Kerle ſind. Eine weſtliche Dame mit einer goldenen Brille, welche mit ihrem Herrn Gemahl die Ausſtellung beſuchte, ſchien an dieſen Ausländern beſonders Gefallen zu finden und betrachtete ſie mit dem größten Intereſſe. Dadurch fand ſich, wie es ſcheint, einer dieſer luſtigen Vögel nicht wenig geehrt, und meinte der Dame auf irgend eine Weiſe ſeine Erkenntlichkeit bezeigen zu müſſen. Mit ſchallhaften Blicken betrachtete er ihre gelbe Brille und ohne vorher, „please mam“ zu ſagen langte er durchs Gitter, nimmt dieſelbe von der Damennäſe, ſpringt in einem gewaltigen Satz nach der Mitte des Käfigs und macht ſeine Betrachtungen über die fremde Maſchine bis dieſelbe ganz zerbogen war und die Gläſer zerbrochen auf der Erde lagen. Man denke ſich die Entrüſtung der Dame! Dem Wärter gelang es endlich—leider zu ſpät—dem Unverſchämten die Brille zu entreißen. Ein Broſch iſt nicht eingeleitet worden, weil noch keine Offengeſche in Philadelphia beſtehen. Was wohl Herr Vogt zu dieſem Benehmen ſeines Großvaters ſagen wird? All.

**Eine Wette.** Georg IV., König von England, war ein großer Freund von Wetten, und war dabei ziemlich glücklich, wenn er auch zuweilen empfindliche Niederlagen erlitt. Einer ſeiner Lords hatte mehrmals anſehnliche Summen an den König verloren und ſann auf Wiederverkeltung. Als er eines Tages im Palaſt erſchien und der König über Verſchiedenes mit ihm geſprochen hatte, bemerkte der Lord, daß er auf ſeinem Wege einer Heerde Truthühner begegnet ſei, und ließ ſich über ihre Langſamkeit ins Weitere aus, bis er endlich zu der Beſchauptung gelangte, daß Gänſe ſchneller von einem Drie zum anderen könnten, als Truthühner.

„Unſinn!“ lautete die königliche Antwort.

„Nun,“ erwiderte der Edelmann, „ich offerire eine Wette, daß ich eine Heerde Gänſe einen Weg von einer Meile ſchneller vorwärts treibe, als ein anderer Mann eine Heerde Truthühner treiben kann.“

„Angenommen,“ rief der König, „es gilt tauſend Pfund.“

Der nächſte Tag wurde für den Wettlauf anberaumt und die Zeit, wie ſich der Edelmann vorbehalten hatte, auf eine Viertelſtunde vor Sonnenuntergang beſtimmt.

Der König erſchien pünktlich und beide Heerden wurden vorwärts getrieben.

Die Truthühner gewannen ſehr bald einen bedeutenden Vorſprung und der König triumphirte ſchon, als eben die Sonne unterging. Mit dieſem Moment lieſen die Truthühner in die Heden, an der Seite des Weges, und ſetzten ſich zur Ruhe. Nichts konnte ſie dazu bewegen, weiter zu marchiren, während die Gänſe in bedächtigen Schritt ihrem Ziele zuſteuerten.

Seine Majeſtät war daher verpflichtet, tauſend Pfund für dieſen Gänſemarch zu zahlen.

**Billiger Tagelohn.**—Im ſiebenjährigen Kriege kam ein preußiſcher Huzaren-Major lutheriſchen Glaubens auf einem Streifzuge mit ſeiner ganzen Schwadron in ein Fränkiſches Kloſter, und ließ ſich einquartieren. Sein Zimmer hatte die Ausſicht auf den Hof des Kloſters. In der Mitte deſſelben war ein Ziehbrunnen, und dicht neben demſelben eine bewegliche hölzerne Puppe, Luther vorſtellend. Wann Jemand den Waſſereimer heraufwand, ſo ſchien es, als müſſe die Puppe es thun, indem ſie alſobald die Arme bewegte, und ſich poſſierlich aufwärts und niederwärts beugte, welches durch ein einfaches Maſchinenwerk bewerkſtelligt wurde. Das verdroß den Kriegsmann. Er ließ den Vorſcher kommen, und fragte ihn: Wie lange ſchon hiſt euch Luther das Waſſer herauf ziehen? An die zwanzig Jahre, antwortete, nichts Arges vermutend,



das Pfäffchen. Nun gut!—fuhr der Schnurrbart fort—was habt ihr diesem tüchtigen Arbeiter für Lohn gegeben? Keinen, erwiederte der Mönch mit lachendem Munde. Ei, ei, das ist sehr unbillig, entgegnete der gute Lutheraner; jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, und für einen halben Gulden hätte euch Freund Luther wahrhaftig keinen Tag das Wasser schöpfen helfen, da er überdies sehr bemüht war, an anderen Plätzen Licht zu verbreiten. Doch ich will billig sein, und mit euch Ritten Erbarmen haben. Also von dem Tage an, da Luther von euch an den Brunnen gestellt wurde, bis heute, kassire ich für jede 24 Stunden einen halben Gulden ein, und werde für die Ablieferung des Geldes an den rechten Mann sorgen. Marsch! fort an den Geldkasten! Der Prior kannte die Festigkeit preussischer Aufforderungen; folgte, rechnete die Summe aus, die sich hoch genug belief; erhielt, als er um Verminderung stehend sich dem ehrlichen Major wieder näherte, einigen Nachlaß; mußte aber eine Menge Dukaten nebst vieler Silbermünze in die bereit gehaltenen leeren Geldsäcke schütten, so daß der Major seinem Weibe und seinen Sufaren reichlich von dem Tagelohn mittheilen konnte, den Luther dem Kloster verdient hatte.—Die wüthigen Mönche sollen bald darauf die kostbare Puppe ihres schwierigen Dienstes entledigt und dieselbe verbrannt haben.

Der Hufeisenfinder.—Ein armer Mann fand eines Tages ein Hufeisen. Er trug es voll Freude heim, schloß es sorgfältig in einen Schrank ein, und ging den anderen Morgen frisch daran, einen Stall vor seine niedrige Hütte hinzubauen. Sein Nachbar sah ihm eine Zeit lang verwundert zu, endlich fragte er ihn, was er da mache. „Weißt du nicht, ich habe ein Hufeisen gefunden.“ „Ganz gut, aber was weiter?“ „Nun, ich kann ja morgen ein zweites finden.“ „Sehr möglich, aber sicher bedarfst du keinen Schuppen, um es aufzubewahren.“ „Ganz recht; aber sieh, vielleicht finde ich vier, und wer weiß, ob mich nicht mein gutes Glück eines Tages auch das Pferd haften läßt, das dazu gehört? darum baue ich einen Stall, und die nächste Woche will ich mir einen kleinen Vorrath von Heu anschaffen.“ „Damit kommst du mir gerade recht,“ rief sein Nachbar, und geriet in heftigen Zorn, „bildest du dir denn ein, daß ich niemals heirathen werde?“ „Ah, das sollst du wohl,“ erwiderte der Pferdefinder, „und ich hoffe, du wirst mich zur Hochzeit einladen. Uebrigens kenne ich deinen Gaul haben, so oft du ihn brauchen wirst.“ „Sehr verbunden, allein gesetzt, ich bekäme Familie! Laß dir ja nicht träumen, ich würde dann dulden, daß dein Roß hier stehe, und meine armen Kinder schlage, wenn sie spielen.“ So rebeten sie eine Zeit lang, herüber, hinüber, vom Pferde, von den Kindern, ein Wort gab das andere, bis es endlich zu Schlägen und Prüßeln kam. Die Nachbarn liefen zusammen, der Gerichtsdienner wurde gerufen, führte beide ab, und legte sie in den Stock, wo sie sich ihre Beulen mit Essig waschen, und ihre Thorheit nach Mache bereuen konnten.

Medicinischer Scharfblick.—Professor (zu seinen Studenten): „Nun, meine Herren, betrachten Sie sich gefälligst einmal diesen Menschen hier; was wird ihm wohl fehlen? Nichts, sie ihr Augenmerk auf Kopfbildung und Gesichtszüge — freilich — Sie sehen nichts, und das ist ganz natürlich, denn es gelingt nur dem durch langjährige Praxis geschärften Blick eines erfahrenen Arztes, gleich das richtige herauszufinden. Sehen Sie, meine Herren, ich kenne den Menschen auch nicht näher wie Sie, sehe aber auf den ersten Blick: der Mann ist taubstumm!“

Der Mann: „Wissen Sie, Herr Professor, Se iwer'n woll entschuldigen, der Taubstumme des is aber mei Bruder, der steht noch draußen, — soll er nu 'reinkommen?“

Bei seiner Reise zur Einweihung des Hermanns-Denkmales fuhr Kaiser Wilhelm Abends durch eine festlich beleuchtete Stadt. Transparente, Fahnen, Guirlanden: Alles war vertreten.

Ein Kleischer Namens Lange hatte sein Schaufenster gleichfalls illuminiert und ein Transparent darin angebracht und zwar auf folgende geniale Art:

Zuerst hing ein Bildniß des Kaisers Wilhelm I., dann sah man sein eigenes Conterfei, Lange, und zuletzt eine riesige Leber: „Kaiser Wilhelm I., lange leb' er!“

Der Nutzen eines hölzernen Beines.—Während unseres Aufenthaltes in Constantinopel — sagte Herr

Carne—hatte einer unserer Landsleute, der im Dienste unserer Marine ein Bein verloren hatte, ein seltsames Abenteuer. Gegen das Verbot ritt er auf dem großen Bazar hin und her; der Vostandschi-Bascha, hierüber auf's höchste erzürnt, zog seinen Säbel und hieb mit aller Macht in sein hölzernes Bein. Da der Bascha kein Blut fließen sah, hieb er noch einmal und noch einmal, und da noch immer kein Blut floß, und unser Landsmann mit der größten Gleichgültigkeit dem Holzbein zufah, bemächtigte sich Furcht und Entsetzen des Musulmannes und er entfernte sich schnell ohne ein Wort zu sprechen.

Schullehrer: „Aber weshalb fischen Mylord in diesem trüben, schmutzigen Wasser; darin halten sich ja keine Fische auf!“

Lord: „Ich weiß, ich weiß! Ich auch nicht angle uegen die Fische, ich angle uegen das Vergnügen.“

### Räthsel.

Mit o ist es ein alter Held  
Aus dem Trojanerfreite;  
Seh a dafür und miß das Feld  
Nach Länge und nach Breite.

Auflösung der Räthsel im Septemberheft:

1. Gitter, Rettig.—2. Sieger.

### Büchernotizen.

Die Seelenlehre gegründet auf Wissenschaft und Erfahrung in durchgängiger Uebereinstimmung mit der Schriftanschauung. Von Dr. Anton Hülfert. Die Seelenlehre ist ein Studiengegenstand der sich bei Vielen keiner großen Pflege erfreut, während uns die Aneignung dieser Wissenschaft zur Selbsterkenntniß doch so unentbehrlich ist. Leider hat es bisher auch vielfach an den rechten Hand- und Unterrichtsbüchern für dieses Fach gefehlt, indem die Lehrmethode der meisten und besten weit über den Horizont des gewöhnlichen Forschers hinaus ging. Diesem Bedürfnis will vorliegendes Buch, dessen Erscheinen man schon längst mit Sehnsucht entgegen geblickt hat, abhelfen. Als allgemein fassliches Lehrbuch will es Jedem, besonders aber dem Studierenden bei seinem Forschen die richtige und ausreichende Anleitung geben. Für die Gediegenheit des Werkes bürgt der Name des Verfassers, mit dessen Fähigkeit und Schreibart die Leser des Magazins längst vortheilhaft bekannt sind. Die Frucht jahrelangen eifrigen Studiums hat er in dieser Arbeit nedergelegt und eignet sich das Buch nicht bloß für Prediger, sondern auch für erkenntnißdürstige Laien, welche den auf dem Titelblatt des vorliegenden Werkes verzeichneten Wahlspruch: „Erkenne dich selbst,“ praktisch auszuführen wünschen. Es thut uns leid, daß unser Raum nicht gestattet, ausführlicher auf den Inhalt der „Seelenlehre“ einzugehen, und müssen wir es deßhalb bei einer herzlichsten Empfehlung bewenden lassen. Das Werk enthält 412 Seiten in sehr gutem Einbände und kostet \$2 pro Exemplar.

Zwei nette Bücher von Hitchcock und Walden, Cincinnati, O., sind uns zugegangen. Das eine ist „Psalter und Parfe“ hauptsächlich für den Sonntagsschulgesang bestimmt. Es ist ein schon ausgestattetes, für Sonntagsschulgebrauch ziemlich großes Buch, und enthält etwa 400 Lieder mit beinahe 300 Melodien. Originelles, sowie Fremdes aus deutschen und englischen Sammlungen ist sinnreich und passend nebeneinander gereiht, und kann es bei einem so umfangreichen Werke an Auswahl nicht fehlen. Auch das deutsche Volkslied findet in demselben vollständige Anerkennung, und sind diese Melodien mit passendem christlichem Text versehen. Auch für die „Kleinen“ ist hinreichend Sorge getragen.—Sehr erfreulich ist es, daß sich auch die deutschen Kirchen so eifrig bemühen, ihre Sonntagsschulen mit guten Liedern zu versorgen. Der Preis des Buches ist 60 Cts. pro Stück, beim Duzend 50 Cts.—Das Andere ist ein gefälliges Wiederbildein, „der kleine Psalter“ genannt, hauptsächlich für Erbauungsstunden und besondere religiöse Versammlungen bestimmt, und enthält eine seinem Zweck entsprechende Auswahl geistlicher Lieder. Die Bequemlichkeit hat es vor dem regelmäßigen Kirchengesangbuche voraus. Es kostet 30 Cts., beim Duzend 25 Cts.







Du unglückliches Geschöpfchen.

# Das Evangelische Magazin.

Band 8.

November 1876.

Nr. 11.

## Christliche Entschiedenheit.

Von W. Horn.

In dem Städtchen G. wohnte Friedrich Rolland. Seines Zeichens war er ein Schmied. Kein besserer Arbeiter war weit und breit zu finden. Es war eine helle Freude ihm nur zuzusehen, wenn er am Amboss stand und den schweren Hammer auf das glühende Eisen niedersausen ließ, daß die Funken sprühten und der Erdboden zitterte, und wie Glockengeläut klingelte der muntere Schall durch die Straßen des Städtchens. Aus seinem jugendlichen Gesicht strahlte Gesundheit, Leben und Freude.

Nicht sehr weit von Friedrichs Wohnhaus wohnte am Ende einer Nebenstraße in einem kleinen weißen Häuschen Caroline D. mit ihrer Mutter. Es war klein aber schmuck und sauber, das Häuschen, und was ihm an eleganter Ausstattung abging, das ersetzten seine Bewohner durch ihre Liebenswürdigkeit. Carolinas Lächeln war reiner Sonnenschein, ihre Stimme war Musik und ihr Herz voll Wohlwollen. Sie war der Mutter Stütze und Freude. Ueber all ihr von Natur so anmuthiges Wesen aber breitete sich der Hauch echter, wahrer Herzensfrömmigkeit, welche ihre Reize nur noch erhöhte.

Von frühester Kindheit auf hatten sich Friedrich und Caroline gekannt und geliebt. Zuerst liebten sie, wie gute Kinder lieben: Sie spielten mit einander, neckten und halfen einander. Aus dieser gegenseitigen kindlichen Freundschaft entwickelte sich nach und nach aber eine ganz andere Liebe, für welche sie keine Worte finden konnten—eine Liebe, welche sie gegenseitig anzog und sie belehrte, daß sie eigentlich beisammen sein sollten, und doch zur Folge hatte, daß sie fast einander mieden und errötheten, wenn sie einander begegneten, als ob sie irgend eine Schuld auf dem Gewissen hätten.

Eines Abends—es war an einem Novembertage, einzelne Schneeflocken wurden von dem flatternden Winde neckend durch die Straßen getrieben—kam Friedrich auf seinem Wege nach Hause an Wittive D's Häuschen vorbei. Im Gärtchen hinter dem Hause war Caroline noch beschäftigt ein Beet Winter Salat zu bedecken. Erst als sie neben sich Schritte hörte blickte sie auf und erröthend sah sie Friedrich vor sich stehen. Ein leises Zittern fuhr durch ihre Glieder, als er ihre Hand ergriß und sagte, er möge gern ein paar Worte mit ihr sprechen. Sie wußte zu gut, was er ihr sagen würde, und ihr bangte, ihm eine entschiedene Antwort zu geben. Warum bangte ihr vor dieser Antwort? War nicht Friedrich ein netter, fleißiger, wohlgeleitener Bursche? Erfreute er sich nicht bei seinen Kameraden des besten Rufs? Und daß seine Liebe zu Caroline nicht echt gewesen wäre, wie hätte sie daran zweifeln können. Alle ihre Kamerädinnen beneideten sie darum, daß Friedrich gerade ihr den Vorzug gab und keine würde sich auch nur einen Augenblick besonnen haben ihm ihr Jawort zu geben, wenn er sie gefragt hätte, seine Lebensgefährtin zu werden. Warum zitterte denn Caroline vor einer entschiedenen

Antwort auf die Frage, welche Friedrich an sie zu richten im Begriffe war? Wir werden sehen.

Sie traten miteinander in das kleine nette Wohnzimmer. Die Mutter war in der Schlafkammer beschäftigt und so waren sie ganz allein. Einen Augenblick herrschte Todtenstille in der Stube; man hörte nur den eintönigen Tiktak der alten Wanduhr, denn die Worte, welche dem Friedrich auf der Zunge lagen, wollten sich nicht recht zu Worten gestalten und hörbar machen. Er fühlte jetzt eine eigenthümliche Zurückhaltung vor dem Mädchen, mit welchem er in den schönsten Zeiten seiner Jugend so vertraulich gespielt hatte. Endlich brachte er schließlich sein Anliegen vor, welches, wie der Leser leicht denken kann, in dem Wunsch bestand, Caroline als seine Gattin heimführen zu dürfen.

Für Caroline war dies eine sehr ernste Stunde. Sie konnte sich nicht verbergen, daß sie den jungen Mann von Herzen liebte. Er war ein schöner Jüngling in der Blüthe seiner Jahre. Nun diesen Freund ihrer Jugend, diesen schmuckten Freier abzuweisen, war für sie ein Opfer, welches ihr die größte Selbstverleugnung kostete. Sie konnte sich's aber auch nicht verbergen, daß Friedrich in Sachen der Religion wenigstens sehr gleichgültig war und lieber den weltlichen Vergnügungen nachging als die Kirche besuchte. War es sicher für sie, ihr ganzes Lebensglück mit einem Manne auf die Wagschale zu legen, der den Heiland nicht lieb hatte—war es recht?

Aus Carolinas Gesicht war die Röthe der Ueberraschung gewichen, blaß und zitternd saß sie da. In ihrem Inneren arbeitete es gewaltig. Der Augenblick der Entscheidung war da. „Wer etwas mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth“, schien ihr eine innere Stimme zuzurufen.

„Nun Caroline, kannst du Ja sagen?“ drängte Friedrich. „Ich könnte es mit Freuden, wenn du den Heiland lieb hättest“, hauchte das Mädchen, „so aber ist es mir unmöglich. Du weißt nicht, wie schwer es mir wird dir dieses zu sagen, aber ich kann nicht anders. Wie könnte unsere Verbindung eine wirklich glückliche sein, wenn uns die Grundlage allen wahren Glückes, die „Gottesfurcht“ fehlte?“

„Ach, ich habe vielleicht mehr Gottesfurcht, als Mancher, der ein großes Geschrei von Christenthum macht und immer in die Kirche läuft. Es handelt sich ja am Ende nur um äußere Ansichten. Jeder Glaube ist gut, wenn man nur recht thut gegen seine Mitmenschen. Ich will dir durchaus nichts in den Weg legen, was deine Religion angeht, ich will dir Alles thun, was ich dir nur an den Augen absehen kann.“

„Für deine gute Meinung, an deren Aufrichtigkeit ich durchaus nicht zweifle, danke ich dir herzlich. Wenn aber bei vielen Menschen das Christenthum nur eine äußere Sache ist, so ist das doch nicht bei allen der Fall. Ich weiß was ich erfahren, und dem Heiland gelobet habe, Friedrich, und davon kann ich nicht abweichen—selbst dir gegenüber kann ich es nicht. Ich



bitte dich, lege mir dieses nicht falsch aus, du denkst doch nicht, daß ich wegen einer bloßen Ansicht ein solches Opfer bringen würde."

"Also, du kannst nicht, Caroline?"

"Leider nicht," war die Antwort des Mädchens.

Ohne etwas weiter zu sagen, verabschiedete sich Friedrich mit einem kurzen, aber nicht unfreundlichen Gruß. Caroline barg ihr Gesicht in ihre Hände und weinte bittere Thränen. Ihre Mutter tröstete sie mit dem Hinweis ihre Pflicht gegen den Herrn erfüllt zu haben, worauf gewiß Gottes Segen ruhen würde.

Friedrich ging traurig und mit eigenthümlichen Gefühlen in seine stille Heimath. „Ich könnte es, Friedrich, wenn du den Heiland lieb hättest." Diese Worte klangen unaufhörlich in seinen Ohren, und endlich auch in seinem Herzen wieder. Also das war der Grund ihrer Weigerung. So war das Christenthum wenigstens bei Caroline doch etwas mehr als eine bloße Meinung. Bisher hatte er geglaubt die Religion sei nur so eine Nebensache die man bloß nach Umständen gebrauche.

Daß man um derselben willen auch Opfer, große Opfer bringen könne, das war ihm bisher nicht eingefallen. Der Gegenstand seiner Liebe—das Mädchen, welches er anbetete konnte ihm ihre Hand zum heiligen Bunde der Ehe nicht reichen, „weil er den Heiland nicht lieb hatte." Sollte es am Ende doch mit der Religion mehr auf sich haben. In seinem Inneren grollte er für den Augenblick dem Mädchen, aber dennoch gefiel ihm dessen Entschiedenheit. An ihrer Aufrichtigkeit konnte er keinen Augenblick zweifeln.—„Weil er den Heiland nicht liebte." Liebte er denn den Heiland nicht? Er legte sich in allem Ernst diese Frage vor und bei aufrichtiger Selbstprüfung mußte er sich gestehen, daß man da nicht lieben kann wohin die Neigung nicht geht—wo man keine Opfer bringen kann und will.

So war ein Jahr dahingegangen. Friedrich hatte sich in Wittve D.'s Haus nicht wieder blicken lassen. In die Gesellschaft seiner lustigen Kameraden war er anfangs nur selten, zuletzt gar nicht mehr gegangen. Der Gedanke an Caroline hatte ihn natürlich oft beschäftigt; aber noch mehr der Gedanke an das Wort: „Wenn du den Heiland lieb hättest." Endlich hatte er aus Erfahrung gelernt, was das Wort zu bedeuten hatte.

Es war wieder an einem Novemberabend als Jemand an Wittve D.'s Thür klopfte, und als sie dieselbe öffnete, erstaunte sie Friedrich Nolland vor sich zu sehen. Er trat ein und hielt bei der Mutter um die Hand ihrer Tochter an.

„Er, hat sie Dir nicht vor einem Jahre ihre Meinung entschieden gesagt?" fragte Frau D.

„Wohl," war die Antwort, „aber auf eine gewisse Bedingung, welche jetzt Gottlos! aus dem Wege geräumt ist."

„Etwa so lange, bis du meine Tochter . . ."

„Bitte," fiel hier Friedrich der Rednerin ins Wort, „wenn mir auch Ihre Tochter wieder mit einem entschiedenen Nein entgegentreten würde, so würde das doch mit Bezug auf mein Christenleben keinerlei Aenderung verursachen. Ich habe glücklicherweise aus Erfahrung gelernt, was es heißt, den Heiland lieb zu haben.

Da Frau D. auch nebenbei hinreichende Ursache zu haben glaubte, volles Vertrauen in Friedrich's Worte zu setzen, so rief sie ihre Tochter, welche in einem anderen Zimmer beschäftigt war, zu, in die Wohnstube zu kommen, wo sie Jemand zu sprechen wünsche und entfernte sich.

Daß Caroline bei ihrem jetzigen Eintreten, nachdem sie alles gehört und erfahren hatte, auf Friedrich's Frage nicht Nein sagte, kann sich der Leser leicht denken.

War aber nicht ihre christliche Entschiedenheit die Veranlassung zu Friedrich's Bekehrung und ihrem zukünftigen Glück gewesen? So gehe nun hin, liebe Leserin, wenn du in ähnliche Lage kommen solltest, und thue dergleichen.

## „Das habt ihr mir gethan."

Von Katharina Diez.

Wer sah es nicht, wie hold und frisch  
Der Kinder Schar sich reihet  
Um's Mahl, das auf der Eltern Tisch  
Des Hauses Schutzgeist weihet!  
Des Vaters Fleiß hat es bestellt,  
Der Mutter Hand bereitet,  
Es ist der Liebe Friedenszelt  
Das sich darüber breitet.

„Herr Jesu! komm sei unser Gast!"  
So haben sie gebeten;—  
Das ist ein Wunsch, der viel umfaßt,—  
Ob Er hiezu wird treten  
Der Gast, der in dem Hochzeitsaal  
So freundlich einst geweilet,  
Ob er auch diesem kleinen Mahl  
Den Segen wohl ertheilte?

Wie glüh'n die Wanglein roth und hell  
Im lieblichen Behagen,  
Wie regen sich die Winklein schnell  
Und haben nichts zu klagen!

Troh sehen sich die Eltern um  
Im lieben Kinderkreise,  
Das heit're Wort ist auch nicht stumm  
Und würzet Trank und Speise.

Doch hoch da klopft es an das Thor!  
Es schlugen Jammerlaute  
So zitternd bang an jedes Ohr,  
Daß alles aufwärts schaute;—  
Der Hunger—weh! ist's der da steht  
In kläglichen Gestalten,  
Und sich ein Stücklein Brod ersleht  
Mit bangem Händesalten.

Du arme Mutter, die so matt  
Die Hand nach Hülfe strecket,  
Wie lange, ach wie lange hat  
Kein Tischlein sie gebedet!  
Als Bettler führt sie ihren Sohn  
Hinauf des Hauses Stufen,  
Wo ihn der Mittagsglocke Ton  
Doch nicht hinein gerufen.

Und doch es Klang, und doch es rief  
 Das Glücklein: Menschenliebe,  
 Und weckt in treuen Herzen tief  
 Des Mitleids sanfte Triebe;  
 Ein guter Engel leitete  
 Die Hungernden zur Schwelle,  
 Wo freundlich er bereitete  
 Das Mahl für sie zur Stelle.

Und sieh wie aus der Pforte wallt  
 Mit Speiß und Trant beladen,  
 Die Hausfrau ähnlich an Gestalt  
 Der Mutter voller Gnaden;

Ihr Blick so warm, ihr Wort so gut  
 Sinkt auf die Armen nieder,  
 Wie Licht und Thau nach Sturm und Gluth  
 Hebt dünne Pflanzen wieder.

Du frommes Haus! fürwahr du hast,  
 Wie's edler Wirths Weise,  
 Vor Jesu deinen heil'gen Gast  
 Gesezt die beste Speise.  
 Was dem Geringsten du gethan,  
 Ihm hast du's ja erwiesen;  
 O wolle stets wie heut fortan  
 Dein Mahl mit ihm genießen!

## Unser Jubiläum.

Von Prof. A. Hülfert.

(Schluß.)

Auch in Sachen der Religion und der öffentlichen Moral ist der Fortschritt des Jahrhunderts ein merklicher. Freilich, es gibt Schwachseher genug, die hier nichts als Rückschritt sehen, die immer vom guten goldenen Zeitalter vergangener Jahrhunderte, die aber in der Gegenwart nur Unheil und Verderben wittern.

Wären die „Geschichte“ solcher Leute begründet, die Weltentwicklung würde, ja müßte einer verhängnißvollen allgemeinen Verfinsternung und Vernichtung unaufhaltsam entgegenschreiten, ganz im Sinne von Schopenhauer's und Hartmann's jammervollem Pessimismus. Allein der in die göttlichen Heilsgebanten Eingeweihte weiß von einer, wenn auch durch zeitweilige Verfinsternungen hindurchgehender, doch beständig fortschreitender Entwicklung des Guten. Schon die Thatsache der vorangeschrittenen Bildung bürgt dafür, daß auf diesem ganzen Gebiete eine höhere Entwicklungsgehalt zu Tage tritt, als vor hundert Jahren. Wahre Religion und wahre Bildung verschmelzen gleichsam mit einander, wodurch die rauhen Seiten der Uncultur sich verlieren und der Geist evangelischer Milde, Mildthätigkeit und Weithergigkeit mehr in die Erscheinung tritt im täglichen Leben, in der öffentlichen Moral. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als z. B. im Gefängnißwesen. In der frühen Geschichte der Kolonien wurde das Gefängniß nur für kleinere Vergehen in Anspruch genommen, während eigentliche Verbrechen mit dem Tode bestraft wurden; für 115 Verbrechen war in einem Staate die Todesstrafe Gesetz. Und nachdem die Gefängnißstrafe allgemeiner eingeführt worden war, war die Behandlung der Gefangenen noch lange Zeit eine brutale. Man schien von dem Grundsatz auszugehen, daß man einem Verbrecher keine Rücksicht schuldig sei, und daß derselbe nur die hartherzigste, grausamste Behandlung verdient habe. Stockprügel wurden häufig angewandt, ja sogar die Folter übte ihre Schrecken aus, wie zu Zeiten der Religionsverfolgungen unter der Inquisition. Lange sperrte man die Gefangenen massenweise ein, wie eine Herde Vieh, ohne Gradunterschied ihrer Verbrechen, so daß verhältnißmäßig kleine Taugenichtse zu großen umgebildet wurden, durch den Einfluß der andern. Nachdem man den Plan einzelner Einsperrung adoptirt hatte, richtete man die Zellen so finster, so grausenhaft ein, daß Viele bei der schlechtesten Nahrung und ohne irgendwelche Beschäftigung zu haben, und ohne je ein Menschenantlig sehen zu dürfen, gesig ganz verkümmerten oder eines elenden Todes starben.

Nach und nach brachen sich jedoch humanere Gedanken durch, und es wäre interessant die Geschichte der Verbesserung Schritt für Schritt zu verfolgen; aber Zeit und Raum gebietet. Es genüge auf die Gegenwart hinzuweisen. Heute behandelt man den Verbrecher einerseits wohl noch wie er's verbient, andererseits jedoch vergißt man nicht, daß er noch nicht aufgehört hat Mensch zu sein, und an seiner Rettung daher noch nicht ganz zu verzweifeln ist. Nicht nur ist die Behandlung besser, vertreibt ihnen heilsame Beschäftigung die Langweile, geht ihnen zur leiblichen Nothdurft nichts Nöthiges ab, man sucht durch Lesevorrechte sie zu bilden, seelsorglich mit Schrift und Predigt auf sie einzuwirken, sie wo möglich der Hölle zu entreißen und für den Himmel zu gewinnen.

Allerdings die politische Corruption sonderlich ist heute groß, und furchtbare Enthüllungen in dieser Richtung haben in diesem Jubeljahre schon das bessere Theil des Volks bis in seine innersten Fugen erschütteret. Zu beachten ist hierbei jedoch, daß zur Zeitzeit alle Verbrechen und Gottlosigkeiten viel schneller und allgemeiner bekannt werden als ehemals. Es ist sehr fraglich, ob das Verhältniß, die Bevölkerungszahl in Betracht genommen, heute schlimmer ist als vor hundert Jahren. Selbst im Revolutionskriege kamen Bestechungen vor, selbst damals gab es Verräther.

Freilich, es ist einmal der Gang der menschlichen Dinge, daß wie das Gute, so auch das Böse sich beständig fortentwickelt und daß vor allem in einer Republik die öffentliche Corruption gerne überhand nimmt, ist Thatsache geschichtlicher Erfahrung. Aber wenn auch die Macht der Sünde und des Verderbens gewachsen ist, so ist andererseits auch die Wirksamkeit der moralischen und christlichen Ideen viel größer, die „Gnade viel mächtiger geworden.“ Es ist wahr, in der Gründungszeit sahen wir einzelne Männer als gewaltige christliche Helbengestalten hoch über die Menge gewöhnlicher Leute emporragen; ein Washington, Adams, Jefferson u. A. sind moralische Größen, denen wir in der Gegenwart kaum welche zur Seite zu stellen wüßten. Das ist eben Gesetz geschichtlicher Entwicklung, daß in Gründungsperioden übermächtige Persönlichkeit in die Erscheinung treten, denn durch diese werden eben die Geschichtsprincipien in Bewegung gesetzt, zur Entfaltung gebracht. Das Volksleben im Allgemeinen hingegen konnte sich den Einflüssen jener Aufklärungszeit, in welcher Thomas Paine und Genossen eine so große Rolle spielten, nicht entziehen. Die christliche Kirche war damals, im Verhältniß zu heute, sehr schwach vertreten. Damals gab



es für je 1447 Einwohner eine Kirche (oder besser wohl Kirchen), auf jeden Prediger kamen 2685, und nur je einer in 42 war Communikant. Außerdem bedente man, welche Schwierigkeiten sich damals einem beim Reisen entgegenthürmten und wie wenig eben deshalb ein Prediger bei aller Anstrengung ausrichten konnte. Wie hat sich alles dies verändert! Auf den Flügeln des Windes fast kann heute der Herold des Kreuzes einherschellen mit der Botschaft des Heils, wenn es nöthig wäre; die Zahl der Prediger ist jedoch so groß, daß sie nicht mal die besten Reisemittel zu Hilfe nehmen brauchen, kommt doch auf bloß je 535 Leute eine Kirche, auf je 757 Einwohner ein Prediger, und auf je 5 ein Communikant. In dem verflossenen Jahrhundert hat also die Kirche mehr als acht Mal so schnell zugenommen als die Einwohnerzahl des Landes. In diesen Zahlen ist der gewaltige Einfluß, den die Sonntagschule auf die Nation ausübt, noch gar nicht mit eingeschlossen, noch die riesenhafte Anstrengungen in der Missionsache, im Kirchenbauwesen &c. Alles zusammengenommen, darf man es als unbestreitbar ansehen, daß heute mindestens zehn Mal bessere Aussichten vorhanden sind zur Durchbringung des ganzen Volks mit den Grundsätzen des Evangeliums als 1776. In Anbetracht dieser Wahrheit dürfen wir also als Glieder der christlichen Kirche getroßt und hoffnungsvoll der Zukunft entgegenfaren und freudige Jubellieder anstimmen zum Preise unseres siegreichen Immanuel.

### Schluß.

Wir wollen aufhören. Die unzusammenhängenden Skizzen werden den Leser wohl schon genug ermüdet haben. Doch möchte ich nicht gerne von dem Leser scheiden, ohne noch ein Wort zu sagen von der Zukunft.

Berechnungen über die wahrscheinliche Einwohnerzahl haben wir schon angestellt. Was die materielle Wohlfahrt angeht, so hat es mit dieser gleichfalls keine Noth. Unaufhaltsam vorwärts geht es auf diesem ganzen Gebiete des Volkslebens. Der Reichthum der Nation wird stetig zunehmen, die Industrie, der Handel immer weitere und höhere Bahnen ersteigen, die Erfindungen sich häufen und das gesammte Ackerbau- und Gewerbetreiben eilenden Fluges voraneilen. Die schnelle Bevölkerungszunahme jedoch gibt Anlaß zu ernsten, philosophischen Betrachtungen. Leider fehlt mir die Muße, dieselben dem Leser eingehend vorzuführen. Einige Punkte jedoch will ich namhaft machen, von deren gehöriger Beachtung das Wohl der Zukunft abhängt.

1. Die gegenwärtige Corruption stellt ins klarste Licht, daß von dieser Seite aus unserem politischen Leben große Gefahr droht. Je dichter die Bevölkerung, je größer die Massen, welche sich von Parteidemagogen am Gängelbunde ihrer Willkür führen lassen, je eher werden solche Drahtzieher das Volk zu umgarnen und zu ihren selbstlichen Zwecken zu benützen wissen. Sonderlich werden sie am Stimmkasten ihrem Einfluß Geltung zu verschaffen suchen, sei es durch Geld, sei es durch Ueberredungskünste. Durch sie und ihre Werkzeuge sind leider jetzt schon Beispiele genug vorhanden, wie sogar das Stimmrecht eines amerikanischen Bürgers entwürdigt und in sein Gegenstück verkehrt werden kann. Große Stadtwahlen sind auf diese Weise schon nach dem Willen der Bierbummler und Sonntagsfeinde ausgefallen. Würden solche Vorkommnisse sich wiederholen und übers ganze Land sich ausbreiten, so wäre es bald um unsere Freiheit geschehen. Die Heiligkeit des Stimmrechts unangetastet zu bewahren, ist ein Haupterforderniß für eine

glanzvolle Zukunft. Diese Bewahrung liegt in der Hand jedes einzelnen Bürgers. Jeder sollte stolz darauf sein, sein Recht sich nicht streitig machen zu lassen. Besonders aber sind es die guten, die christlichen Bürger, welche man hier an ihre heilige Pflichten zu erinnern hat. Nicht den Christusfeinden soll man die Politik überlassen, sondern sie selbst in Hand nehmen und mit christlichen Principien durchdringen. Nur durch Heiligkeit und allgemeiner Ausübung des Stimmrechts kann echt republikanische Freiheit in alle Zukunft gesichert werden.

2. Aufrechthaltung der Freiheit schließt aber Toleranz in sich. Den vorigen Sklaven gegenüber ist dieselbe soweit geübt worden; wir haben die Neger auf die Stufe der Gleichberechtigung mit uns erhoben. Ein schlechtes Beispiel republikanischer Freiheit würden wir jedoch setzen, wenn wir die Chinesen und andere Einwanderer aus unserem Lande ausweisen wollten. Was wir zu thun haben, ist dazu zu sehen, daß diese Leute gehörig amerikanisirt und so zu wirklich Einheimischen gemacht werden.

3. Zur Ausübung des Stimmrechts und der Bürgerpflichten überhaupt ist eine entsprechende Bildung absolutes Erforderniß. Eine gründliche Elementarbildung sollte daher das unfehlbare Gemeingut Aller sein. Zu dem Ende muß nach dem Obigen eine Veränderung in unserem Schulsystem eingeführt werden. Der Schulzwang nach deutschem oder preussischem Muster würde vielleicht am ehesten das Ziel erreichen, aber schwerlich einer republikanischen Staatseinrichtung angemessen sein. Es würde sich meines Erachtens die vom Präsidenten in seiner letzten Jahresbotschaft befürwortete Maßnahme am meisten empfehlen, nemlich von der Fähigkeit wenigstens Lesen und Schreiben zu können, die Ausübung des Stimmrechts abhängig zu machen. Es hätte in diesem Zusammenhang vom Congreß eine darauf hinziehende Gesetzesbestimmung erlassen werden sollen, wozu jedoch leider wenig mehr Aussicht vorhanden ist.

4. Allem Andern freilich unterliegt der Fortschritt der christlichen Religion. Wie unsere höchsten Staatsgesetze auf den Grundprincipien derselben aufgebaut sind, so kann unsere Freiheit ohne deren Fortgang nicht bestehen. Und doch sind es finstere Wolken, welche hier den Gesichtskreis zu verdunkeln drohen. Die römische Kirche macht sich mit ihren hierarchischen Bestrebungen immer breiter und ist stets auf der Lauer, wo es gilt, für den „Unfehlbaren“ Beute zu machen. Das Morgenland hingegen, vor Allem China, sendet uns Tausend und aber Tausend blinder Heiden zu, die noch Holz und Stein anbeten und ihren Götzendienst auf unserem segneten Boden zu verpflanzen drohen. Hier ist wahrlich Raum zur Heidenmission in großem Maßstab. In Barmen, am Missionsfest, hörte ich den Pastor Cassel sagen, wenn man im Reich der Mitte mit Erfolg Mission treiben wolle, so müsse man erst die Chinesen in Californien zum Herrn geführt haben. Eine tiefe Wahrheit liegt sicherlich in diesen Worten. Unser Staatsgebäude müßte ja aus seinen Fugen gehen, wenn diese Götzendiener nicht durchs Kreuz Christi besiegt werden könnten, wenn die protestantische Christenheit nicht über alle Machinationen Roms, wie über allen Götzendienst heidnischer Einwanderer triumphiren würde.

Also, lieber Leser, das Kreuz Christi tapfer in die Höhe gehalten und am Ende des zweiten Jahrhunderts werden unsere Nachkommen ein noch glänzenderes Jubelsjahr feiern können, als wir am Ende des ersten.

# Schtheit und Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift.

Von G. F. Spreng.

Die Beweise für die Echtheit und Glaubwürdigkeit der heil. Schrift theilen sich in zwei allgemeine Klassen: Äußere oder geschichtliche und innere Beweise. In den letzteren sind alle Beweise für den göttlichen Ursprung eingeschlossen, die aus dem Lehren des Evangeliums gezogen sind; sein unvergleichliches System der Moralität; sein eigenthümlicher Charakter, in dem die Religion Christi sich gerade für den Zustand und die Bedürfnisse des Menschengeschlechts eignet, der heilige und erhabene Charakter seines Gründers, wie auch alle jene zufälligen aber merkwürdigen und verschiedenartigen Beweise, die sich uns in der Rekltheit, Gewissenhaftigkeit und dem Wohlwollen darbieten, durch welche die Schriftsteller des Neuen Testaments sich auszeichnen, und die eine Vergleichung der verschiedenen Bücher der heil. Schrift ans Licht stellt.

Solcher Art sind die verschiedenen Punkte der inneren Beweise. Die äußeren oder historischen Beweise umfassen Alles, was die Nothwendigkeit einer Offenbarung darthut, wie sie aus dem Zustande der Meinungen und Handlungen unter den aufgeklärtesten Völkern am Anfange der Verkündigung des Evangeliums sich ergibt; die Beweise, aus welchen die Echtheit der heil. Schrift, und die Glaubwürdigkeit der Geschichte, die sie enthält, hervorgehn; die Zeugnisse, die man den Wundern und den unerfüllten Prophezeiungen entnimmt; die Ausbreitung des Christenthums und die Wohlthaten, die der Gesellschaft sowohl wie Einzelnen immer in Folge seiner Ausbreitung zugeflossen sind, gerade in so fern, als sich sein wahrer Charakter und Einfluß haben offenbaren können. Solcher Art sind die vorzüglichsten Punkte der äußeren Beweise.

Diese Abhandlung wird sich wegen Mangel an Raum, nur auf etliche der Letzteren beschränken.—Wäre es unser Zweck, in dieser Hauptabtheilung der Beweise Alles einzuschließen, was dazu gehört, so würde unsere Aufmerksamkeit zuerst auf die unumgängliche Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung gerichtet werden, wie sie aus der Geschichte der alten Welt und aus dem Zustande der Theile der Erde hervorgeht, die ohne das Licht des Evangeliums sind. Diese wollen wir jedoch nicht in Betracht ziehen. Ist die Thatsache, daß eine Offenbarung gegeben worden ist, hinlänglich bezeugt, so erfolgt daraus auch schon die Nothwendigkeit derselben.

Fasset uns mit der Echtheit des Neuen Testaments beginnen. Wir schließen den älteren Theil der heil. Schrift von unserer Untersuchung aus, nicht, weil die Beweise dafür unzureichend sind, sondern um die Einheit und Klarheit unsrer Erörterung zu bewahren, und weil, wenn der Beweis für das Neue Testament auf überzeugende Weise geführt worden ist, die Echtheit und Glaubwürdigkeit des Andern als ein nothwendiger Schluß folgt.

Wir besitzen ein ehrwürdiges Werk unter dem Titel, das Neue Testament, welches aus 27 unabhängigen Büchern oder Schriften besteht, die acht verschiedene Verfasser gehabt haben sollen.—Es macht darauf Anspruch, nicht nur eine genaue Beschreibung der Geschichte Jesu Christi zu enthalten, sondern auch einen Bericht, der in dem ersten Zeitalter des Christenthums von den frühesten Jüngern und Anhängern, die gleichzeitig mit dem Stifter desselben lebten und meistentheils Augenzeugen der Ereignisse, die sie berichteten, waren, geschrieben worden ist, und dieser Anspruch wird allgemein anerkannt,

indem man sich fortwährend auf diesen Inhalt des Neuen Testaments beruft. Ehe wir nun vernünftiger Weise berechtigt sind, uns unbedingt auf das Neue Testament als das Buch zu verlassen, welches die Thatsachen und Lehren des Evangeliums enthält, müssen zwei wichtige Fragen beantwortet werden: Erstens, gibt es hinlängliche Beweise, daß die verschiedenen Schriften, aus denen es besteht, von den Männern geschrieben worden sind, denen sie zugeschrieben werden? Dies schließt die Echtheit des Neuen Testaments ein. Zweitens, verdient das Neue Testament unbedingt Vertrauen mit Bezug auf geschichtliche Einzelheiten, so daß wir irgend welche Geschichte, als ungewisselhaft wahr annehmen dürfen, weil sie in demselben enthalten ist? Dies gehört zur Glaubwürdigkeit des Neuen Testaments.

Wie beweist man, daß die verschiedenen Schriften des Neuen Testaments von den Männern verfaßt worden sind, denen sie zugeschrieben werden, und daß sie daher echt sind? Wir schlagen gerade denselben Weg ein, uns von den Verfassern des Neuen Testaments zu vergewissern, den wir verfolgen, um irgend ein andres Buch eines vergangenen Zeitalters zu beurtheilen. Wir besitzen z. B. ein berühmtes Gedicht, das den Namen „das verlorene Paradies“ trägt. Es wird Milton als dem Verfasser zugeschrieben. Wie wissen wir, daß Milton es verfaßt hat? Die Antwort ist leicht. Unsere Väter haben es als ein Werk von ihren Vätern erhalten, und die wieder von den Ihrigen. Durch diese Schritte erreichen wir das Jahr selbst in dem das Buch publizirt wurde und ohne Ausnahme finden wir, daß es Milton zugeschrieben wird. Außerdem war es in dem Zeitalter, in dem er lebte, allbekannt und keinem Zweifel unterworfen, daß es sein Werk sei. Schriftsteller in jedem folgenden Zeitalter beziehen sich darauf und citiren es als ein Werk, das, wie allgemein bekannt, von ihm herrührt. Die Sprache des Gedichts hat das Eigenthümliche von Miltons Zeitalter. Der Geist, Genius und Styl dieses Werks tragen die besondern Züge von Miltons Geist und Charakter. Und endlich, obgleich Milton viele Feinde hatte und in einer Zeit lebte in der es viele Streitigkeiten gab; und obgleich ihm dieses Gedicht sehr zur Ehre gereichte und es vielen sehr angelegen sein mußte, seinen Anspruch, der Verfasser dieses Gedichts zu sein, als unbegründet darzustellen, weiß man dennoch nicht nur von Keinem, der in jener Zeit lebte und seinen Anspruch darauf bestritten hatte, sondern es ist auch gewiß, daß er allgemein als der Verfasser dieses Gedichts anerkannt wurde. Trotzdem dieses Gedicht beansprucht, schon im Jahr 1674 verfaßt worden zu sein, sind wir dennoch in Folge dieses Zeugnisses so vollkommen von seiner Echtheit überzeugt, daß irgend Einer, der es versuchen würde, es zu bestreiten für wahrnützig gehalten werden würde. Und hätte Milton im siebenten anstatt im siebenzehnten Jahrhundert gelebt, so würde eine ähnliche Reihe von Beweisen eben so hinreichend gewesen sein. Und hätte er im ersten anstatt im siebenten Jahrhundert gelebt, so würde eine ähnliche Masse von Beweisen, die bis zu seiner Zeit hinaufreichte, es außer allen Zweifel gestellt haben, daß er „das verlorene Paradies“ geschrieben habe. So sieht man, daß die Zeit nicht im Stande



ist, das Resultat solcher Beweise zu schwächen. Es macht keinen Unterschied, ob ein Buch der christlichen Era oder einem Zeitraum von fünf Jahrhunderten vor oder nach ihr zugeschrieben wird; sind die Beweise dieselben, so sind sie nicht weniger genügend.—Wir sind nicht weniger von der Echtheit der Reden des Demosthenes als von Newtons „Principia“ überzeugt, obschon die letzteren mehr als zwei tausend Jahre später als die ersteren geschrieben wurden.

In der Geschichte des Neuen Testaments werden uns dargelegt Wunder und Zeichen als von Christus und seinen Aposteln verrichtet.—Die beabsichtigt und geeignet waren ihre göttliche Sendung darzuthun.—Denn, wenn ein Gesandter aus einem fremden Lande, dem gewisse Mittheilungen von seinem Landesherren anvertraut sind, an unserem Regierungssitz erscheint, so legt er zuerst die Beglaubigung seiner Ernennung vor. Ist diese befriedigend, so wird, was er nur immer in seinem officiellen Charakter mittheilen mag, mit so vielem Zutrauen aufgenommen, als wenn es von den Lippen seines Landesherren selbst käme. Man betrachtet es als eine Offenbarung der Gedanken und des Willens jenes Landesherren. Wir lesen im Neuen Testament, daß unser Herr Jesus Christus unter den Menschen als ein Gesandter von Gott erschien, beauftragt mit gewissen wichtigen Aufträgen für die Welt. Ehe wir berechtigt sein können sie als eine göttliche Offenbarung anzunehmen, müssen wir mit der Beglaubigung des Gesandten bekannt werden; wir müssen hinlängliches Zeugniß haben, daß er von Gott gesandt worden sei. Daß dieses vorgezeigt werden, so sind wir verbunden seine Mittheilungen so vertrauensvoll anzunehmen als wenn sie, direkt von dem Thron des Allerhöchsten kommend, gehört würden. So sagten die Juden zu ihm: „Was thust du für ein Zeichen, auf daß wir sehen und glauben können? Was wirkst Du? Joh. 6, 30.—2, 18. Der Heiland gab die Schidlichkeit der Forderung zu, und berief sich auf seine Werke als seine Beglaubigung. „Die Werke die ich thue, die zeugen von mir.“ Bei einer andern Gelegenheit berief er sich auf seine Wunder. „Die Blinden“, sagt er, „sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten stehen auf.“ Matth. 9, 5. Als ob er gesagt hätte. Solche Werke können nur durch die direkte und übernatürliche Dazwischkunft der Macht Gottes gethan werden. Sie werden durch mein Wort und meinen Willen gethan. Sie sind daher eine vollkommene Beglaubigung, daß Gott mit mir ist, und daß mein Anspruch auf euer Zutrauen wohl begründet ist.

Nikodemus verstand dies und drückte nur einfach aus, was der gesunde Menschenverstand ihn lehrte, wenn er sagte: „Wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen, denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm.“ Joh. 3, 2. Die Beglaubigung der Apostel als untergeordnete Vollstrecker der göttlichen Offenbarung wird auf ähnliche Weise ausgedrückt: „Und Gott hat ihr (der Predigt) Zeugniß gegeben mit Zeichen und Wundern und mancherlei Kräften, und mit Austheilung des heil. Geistes.“ Ebr. 2, 4.

In der Prophetie der heil. Schrift liegt ein unwiederleglicher Beweis für die Echtheit und Glaubwürdigkeit derselben. Die Prophezeiung bietet ein Argument dar, dessen Kraft fortwährend ist. Das Argument fing an, als zuerst eine einzige Prophezeiung erfüllt war. Es nahm mehr und mehr zu, als Prophezeiungen und Erfüllungen sich vervielfältigten. Im Zeitalter der Apostel war es eine mächtige

Liebblingswaffe zum Beweis des Evangeliums. Während jener Periode aber wurden viele neue Voraussetzungen veröffentlicht, und viele der älteren blieben noch unerfüllt. Das Argument hatte daher noch nicht seine volle Höhe erreicht. Es hat seitdem immer zugenommen, wie ein Jahrhundert nach dem andern eine neue Erfüllung mit sich brachte, oder die schon geschehenen vollendete oder erweiterte. In dem jetzigen Zeitalter besitzen wir eine Ausdehnung, Verschiedenartigkeit und Vollständigkeit prophetischer Beweise, die bei weitem die übertreffen, die die Geschichtskarte des Paulus darbietet.—Wir hören eine Stimme von der schweigenden Einöde, wo Babylon und Tyrus einst in ihrem Stolz standen, und in Nacht herrschten; von der modernen Geschichte des im Staube liegenden Egyptens; von den wunderbaren Annalen und dem gegenwärtigen Zustande des jüdischen Volks; von dem verödeten Zustande des heil. Landes und angrenzender Länder; von dem Ursprung und dem gegenwärtigen Zustande des mystischen Babylons—eine Stimme, die zu hören, den ersten Christen nicht vergönnt war. Die Kraft dieses Arguments wächst fortwährend. In wenigen Jahren wird es in aller Wahrscheinlichkeit sich im Besitz eines Glanzes und einer Herrlichkeit darstellen, im Vergleich mit welchem alle gegenwärtigen Beweise wie die Morgenämmerung erscheinen werden. Das Ende der Welt wird seine volle Reife sein. Wie die Prophezeiung mit der Geschichte der Sünde angefangen hat, so erstreckt sie sich bis ans Ende dieser Tragödie, und nicht bis die große Feuersbrunst ausbrechen wird, „wann die Erde und die Werke die darinnen sind, zerschmelzen werden,“ wird eine jede Prophezeiung erfüllt sein; oder die Fülle der Herrlichkeit erscheinen, mit welcher Gottes Wahrheit in dem Evangelium seines Sohnes erwiesen werden sollte.

Das überwältigende Gewicht der Beweise vermittelt der Prophezeiung und die moralische Erhabenheit, mit welcher sie die Inspiration Gottes und das Messiasamt Christi bezeugen, kann nur durch eine volle Ansicht des unermeßlichen Heilsplans und des ungeheuren Umfangs der Prophezeiungen in der Bibel geschätzt werden. Der Bericht derselben nimmt einen großen Theil der heil. Schrift ein. In dem 3. Kapitel der Bibel beginnt er, im letzten endet er. Der Geist der Prophezeiung erhob sich, als der Mensch in Eden fiel; seine Weissagungen werden nur mit seiner vollkommenen Wiederherstellung im Himmel enden. Noach übermachte die Prophezeiung seinen Nachkommen. Abrahams ganzes Leben wurde geleitet und ermuntert durch seine göttlichen Eingebungen. Isaak war das Kind, sowohl als das Mittel prophetischer Verklindigungen. Jakob sagte mit seinem letztem Athemzug die zukünftige Geschichte seiner zwölf Söhne in ihren Generationen vorher, und daß ein Meister nicht von Juda entwendet werden würde, bis daß der Heil komme.—Er wird von einer Jungfrau geboren werden. Jes. 7, 14; er wird auf einem Esel in Jerusalem einziehen. Sach. 9, 9; durch Sanftmuth und Mitgefühl wird er sich auszeichnen. Jes. 42, 1.—3. Daß es ihm besonders gegeben wird sein, mit den Mühen zu reden. Jes. 1, 4, 5, 15. Die Augen der Hoffärtigen wird er demüthigen, und den Armen und Verachteten wird er das Evangelium predigen; daß unter seiner Amtsführung die Lahmen gehen und Tauben hören, die Blinden sehen, und die Stummen redend gemacht werden würden; daß die Gefangenen in Freiheit gesetzt werden und die Todten auferstehen würden. Jes. 35, 5, 6; 9, 2. Daß er ihn zum Bund gegeben habe unter das Volk, und zum Licht der Heiden. Jes. 42, 6. Daß er um der Sünde willen zerschlagen werden würde, und von den Juden ver-

worfen, und daß die Juden selbst verworfen würden von Gott. Jes. 53, 8. 14. 15.

Die Uebereinstimmung zwischen verschiedenen besonderen Umständen, die von dem Tode Christi erzählt werden, und den Prophezeiungen, die durch die Bibel verbreitet sind, ist außerordentlich. Die Evangelisten sind in dieser Hinsicht nur das Echo der Propheten! — Erwäge hier z. B. den Verrath und das schreckliche Ende des Judas. Ps. 61, 9; 60, 12. 15. Die genaue Summe Geldes, für welche er seinen Herrn verrieth, und den Gebrauch der davon gemacht wurde. Sach. 11, 12. 13. Sie erwähnen nicht nur die Leiden Christi, sondern specificiren auch, worin sie bestehen werden. Daß sein Rücken dargeboten werden würde, Denen die ihn schlugen, und sein Angesicht der Schmach und dem Speichel; Jes. 1, 6. Daß er den Tod auf eine Weise leiden würde, die die Durchgrabung seiner Hände und Füße veranlassen würde; daß er verwundet, zerschlagen und gegeißelt werden würde Sach. 12, 10. Ps. 22, 16. Daß in seinem Tode er den Uebelthätern gleich gerechnet werden würde; Jes. 53, 4. 5. 8. 12. Daß man ihm in seinem Leiden Galle zu essen und Essig zu trinken geben würde; Ps. 69, 22. Daß seine Verfolger seiner spotteten, das Maul aufsperrten, und den Kopf schütteln würden und sagen: „Er klage es dem Herrn, der helfe ihm aus und rette ihn, hat er Lust zu ihm.“ Ps. 22, 8. 9. Obgleich es der Gebrauch war, die Gebeine Derer, die gekreuzigt worden waren, zu zerbrechen, und obgleich die Beine von Denen, die mit ihm gekreuzigt wurden, gebrochen wurden, war voraus gesagt worden, „daß kein Bein

an ihm zerbrochen werden sollte;“ 3. Mos. 9, 12. 2. Mos. 12, 46. Ps. 34, 20. Daß sie seine Kleider unter sich theilen, und das Loos um sein Gewand werfen würden; Ps. 22, 19.

Bedenken wir nun, daß Niemand in Frage gestellt hat, ob diese Weissagungen mehrere Jahrhunderte vor der Geburt Christi gemacht und veröffentlicht wurden. Die Feinde Christi, die, welche ihn kreuzigten, sind die Bibliothekare dieser Schriften gewesen.

Die Juden bewahrten sie für uns mit heiliger Sorgfalt während vieler Jahrhunderte auf. Wer, nachdem er alle diese Weissagungen — die Jahrtausende zuvor ausgesprochen wurden noch ungläubig bleiben will; der muß sich mehr Mühe geben sich in Zweifel zu erhalten, als es mich kostet, gläubig zu sein.

Zeugnisse, wie sie ein Josephus ohne Wissen oder Willen als ein feindlich gesinnter Jude Christus gegenüber gibt und ablegt bezüglich der Zerstörung Jerusalems, die unser Heiland nahezu 40 Jahre vorher prophetisch verkündigte, sind einem unbefangenen Forscher hinlänglich, die Echtheit und Glaubwürdigkeit darzuthun.

Das Beste von Allem ist: Christus beruft sich auf die Kraft und Wirkung seiner Lehre: „Wer diese meine Lehre höret und thut sie, der wird in n e werden ob diese Lehre von Gott sei!“

„Selig ist, der da liest und die da hören die Worte der Weissagung, und behalten, was darin geschrieben ist; denn die Zeit ist nahe.“ Offb. 1, 3.

## Erinnerungen aus Russland.

Von J. M. Biermann.

### Moskau.

**M**oskau, oder Moskwa auf russisch, die alte Stadt der russischen Czaren, liegt in einer fruchtbaren, wellenförmigen Gegend, war früher Hauptstadt des russischen Reiches und ist jetzt die zweite Hauptstadt des Landes; denn im Jahre 1714 verlegte Peter der Große seinen Regierungssitz nach St. Petersburg.

Moskau ist heute noch die Krönungsstadt der russischen Kaiser und ist von der jetzigen Residenz, von St. Petersburg, 87 Meilen entfernt.

Die schiffbare Moskwa windet sich in drei Armen durch die Stadt und nimmt hier die Neglina auf. Auf den Wassern der Moskwa wird der rege Weltverkehr durch hunderte von Booten vermittelt, während eine Eisenbahn in anderer Richtung den großen Transport von Leuten und Waaren befördert. Moskau ist die bedeutendste Handels- und Fabrikstadt des großen russischen Reiches. In dem alten Stadttheile, wo die meisten Handelshäuser und Fabriken sich befinden, und welcher von einer rothen, feineren Mauer umgeben ist, findet man die vorzüglichsten Erzeugnisse Europas, Asiens und Amerikas ausgestellt. Es ist hier ein großer Kaufhof, oder Markt, bestehend aus sechs tausend Buden, — ein Markt für Alle und für Alles. Die Russen nennen diesen Stadttheil Kitaigorod, oder Chinesenstadt, was wohl auf eine uralte Verbindung mit China hindeutet. Hier befinden sich die ältesten Kirchen und Klöster und der Handel hat hier seinen Hauptsitz.

An Kirchen und Klöstern hat Moskau durchaus keinen Mangel, denn man zählt etwa 1600 Gebäude, welche dem

Dienste des Herrn geweiht sind, natürlich die Begräbniß- und Privat-Kapellen mitgerechnet. In beinahe allen diesen Kirchen und Kapellen wird der Gottesdienst nach griechisch-katholischer Weise abgehalten; nur drei lutherische, zwei römisch-katholische, drei armenische, eine reformirte Kirche und eine kleine türkische Moschee befinden sich hier. Bemerkenswerth aber ist, daß in dieser Stadt drei gut besuchte deutsche Kirchenschulen und hoffentlich auch Sonntagschulen bestehen.

Moskau hat bedeutende Fabriken, wo Tuch, Seide, buntwollene Zeuge, Hüte, Leder, Papier, Porzellan u. s. w. von guter Qualität verfertigt werden und Tausende von Arbeitern, fremde, sowohl wie einheimische, ein Unterkommen finden. Ferner findet man in dieser großen russischen Gewerbstadt bedeutende Kupferhämmer, Glockengießereien, Brantweinbrennereien und Brauereien, im Ganzen 550 Fabriken, 6183 Kaufläden, 360 Magazine, 200 Comptoire und 500 Niederlagen. Es steht mit dem ganzen großen russischen Reiche und allen bedeutenden Städten Europas, Asiens und selbst Amerikas in geschäftlicher Verbindung und ungeheure Summen fließen durch die Hände seiner Kaufleute und Fabrikanten.

Moskau wurde im Jahre 1147 von Jurji Dolgoruki gegründet, aber schon wieder im Jahre 1167 von den Mongolen, einem asiatischen Völkerstamme, die den Religionen des Buddhismus und Islam angehören, zerstört. Die Stadt wurde wieder aufgebaut und blühte empor, als die Mongolen aber 1234 einen Vertilgungs- oder Befehrskrieg gegen die Befenner des Christenthums unternahmen, wurde Moskau abermals zerstört. Die wilden Horden der Mongolen drangen nun sengend und brennend und mordend in das russische



Reich unter ihrem unbarmherzigen und fanatischen Anführer Batu ein, verwüsteten Polen und Schlesien, brannten die Stadt Breslau nieder, bis es am 9. April 1241 zu der Schlacht von W a h l f e l d t, bei Liegnitz, kam, wo sich ihnen das vereinigte Heer der deutschen Ritter, Polen und Schlesier entgegenstellte, aber von den wilden asiatischen Kriegeren besiegt wurden. Die Mongolen wandten sich nun siegestrunken, raubend und mordend nach Mähren, verwüsteten das Land, bis sie von J a w o s l a w von Sternberg am Berge Holstein, vor Olmütz, aufgehalten und besiegt wurden. Von da aus zogen sie nach Ungarn, das sie ebenfalls verheerten und dann in ihre Heimath nach Asien zurück.

Moskau wurde immer wieder aufgebaut und 1328 verlegte der Großfürst J o h a n n D a n i l o w i t s c h seine Residenz

Mit einer Armee von 500,000 Mann, bestehend aus Franzosen, Polen, Deutschen und Spaniern, nebst einer Hilfsarmee von Oestreichern und Preußen, brach der übermüthige Kaiser, auf und marschirte auf das bisher unüberwundene Rußland los. Am 24. Juni überschritt er mit seiner mächtigen Armee, trotz aller ihm im Wege stehenden Hindernisse den N i e m e n, erfocht am 17. August einen Sieg bei Smolensk, gewann am 7. September die Schlacht bei Mosait und zog schon am 15. September in Moskau ein, um hier sein Winterquartier abzuhalten und mit dem Beginn der wärmeren Jahreszeit die Eroberung des großen russischen Reiches zu vollenden. Der Plan war gut angelegt, Napoleon war seiner Sache so sicher, als er wußte, daß 2 mal 2 vier ist. Nicht dachte er und seine siegestrunkenen Soldaten, daß es Einen gibt, der mächtiger



Moskau.

nach Moskau. Zu gleicher Zeit wurde Moskau auch der Sitz eines Metropolitens, oder Bischofs. Im Jahre 1381 brannten die Mongolen Moskau abermals nieder und im 15. und 16. Jahrhundert wurde es durch Feuersbrünste zerstört. Im 17. Jahrhundert hatte die vielgeprüfte und geplagte Stadt viel von den Einfällen und Brandschakungen der Polen zu leiden und im Jahre 1714 verlegte Peter der Große seine Residenz nach St. Petersburg, von welcher Zeit an es wohl seine politische Bedeutung verlor, aber in geschäftlicher Beziehung Nichts einbüßte. Moskau hatte nun Ruhe bis zum Jahre 1812. Um diese Zeit fiel es dem stolzen Franzosen-Kaiser Napoleon ein, auch das russische Reich unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Er verließ sich auf seine Kanonen und Soldaten und seinen bisherigen Glückstern. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt.

ist, als alle Mächtigen zusammen auf der Erde und daß es ihm ein Leichtes ist, die tiefgelegtesten Pläne und die stärksten Rüstungen der Menschen zu Nichte zu machen, wenn sein Rath es so beschloß.

Moskau war damals schon eine reiche Stadt, wohlversehen mit Allem, was nöthig war, eine große Armee den langen russischen Winter über zu erhalten. In der ganzen Umgegend lagen reiche Ortschaften und Gehöfte und an Mangel an Nahrungsmittel war gar nicht zu denken. Die Einwohner mußten sich die ungebetenen Gäste gefallen lassen, denn der Stärkste war Meister. Was Keller und Küche liefern konnten, mußte den ledernen Mäulern, der von jeher vertöbhten Franzosen geliefert werden. Bei Tanz und Spiel und Becherklang verging ein Tag, eine Nacht nach der anderen.

Da auf einmal wurde die noch vorhandene russische Bevöl-



ferung Moskaus mit jedem Tage dünner. Immer mehr Leute verließen die Stadt, das Kostbarste mit sich führend, bis am Ende die fremde Armee im alleinigen Besitze der wohl proviantirten Stadt war. Eines Abends ertönt hoch vom Thurme die Sturmglocke, und hie und da hört man den Ruf: Feuer! Feuer! Doch Wenige der im Arme der Sinneslust schwelgenden Krieger kümmern sich um den Alarmsruf der Sturmglocke. „Laßt es brennen, wenns brennen will,“ sprachen sie, „man wird das Feuer schon löschen; wir lassen uns wegen einem Feuer in dem Genuße der Freude nicht stören!“ Ja, sie ließen sich durch das Läuten der Glocken in der ganzen Stadt nicht stören; Viele achteten nicht auf die Warnungsrufe ihrer besten Freunde. Mit dem schäumenden Pokale in der Hand, im Wirbel des Tanzes sahen sie erst die schreckliche Gefahr. Die ganze Stadt war ein Feuermeer. Wo man hinaus wollte war Feuer. Hilferufe, Flüche, selten ein Gebet, fallende, brennende Balken, einstürzende Häuser, thurmhohe Feuer-

haben, dem einzigen Mittel, die nimmerfatten französischen Horden sich vom Leibe zu schaffen. Was das fernere Loos der großen französischen Armee geworden, ist nicht Aufgabe dieses Aufsatzes; aber so viel sei bemerkt, daß nur Wenige von der halben Million Soldaten ihre Heimath wieder sahen; die Meisten unterlagen dem Hunger, der Kälte und den fortwährenden Verfolgungen der abgehärteten und an einen russischen Winter gewöhnten Russen. Und wer die liebe Heimath wieder zu sehen bekam, hatte seine Glieder schrecklich erfroren und war zum Skelette abgezehrt.

Moskau wurde schon im nächsten Sommer wieder schöner, als je, aufgebaut, und die Regierung unterstützte die patriotischen Einwohner mit reichen Geldmitteln.

Die Wolga ist der längste Fluß Rußlands, sowie auch der längste Europas, und macht eine Reise vom Himelajahgebirge bis zum Kaspiischen Meer von 2190 englischen Meilen. Auf dieser Reise zieht die stolze Wolga durch verschiedene Klimate. Ihr



Landschaftsscene an der Wolga.

fäulen, ganze Haufen Soldaten inmitten der Flammen, lebendig geröstet von der Alles verzehrenden Hitze, — das war das Bild, ein Bild, das zu beschreiben keiner Feder gelingen wird. Was sich retten konnte, rettete sich aus der Stadt, und Napoleon selbst entkam nur mit knapper Noth. Nun war die große Armee entblößt von Allem. Die Quartiere waren verbrannt, die Lebensmittel von den Flammen verzehrt, die ganze Umgegend verlassen und von den Russen selbst zerstört, und der lange russische, Alles erstarrende Winter vor der Thüre. Der fürchterliche Brand der Stadt Moskau hatte vom 19. September bis zum 6. October gedauert. Man behauptet, die russische Regierung habe den vielen in Moskau eingesperrten Sträflingen ihre Freiheit unter der Bedingung geschenkt, daß sie die Stadt an allen Enden anzünden würden. Wenn dies der Fall war, so läßt sich nicht bezweifeln, daß sie es auch mit Freuden und allem Eifer gethan haben, denn in diesem Stückchen Arbeit waren sie ja so recht in ihrem Elemente. Die Bewohner selbst sollen aus wahren Patriotismus ihre glückliche Heimath dem Vaterlande zu Liebe geopfert und deßhalb auch verlassen

Ursprung ist nicht so sehr weit vom nördlichen Polarmeere entfernt, während sie in einem sehr warmen Klima in das Kaspiische Meer mündet. Auf ihrer Reise durchfließt die Wolga manche wild-romantische Stelle, umgeben von hohen, schroffen, bewaldeten Gebirgen, wo noch der zottige Bär und der hungrige Wolf ungestört haufen. In ihrem tief und ruhig dahinfließenden Wasser leben unzählige Fische aller Art, die dem Menschen, der an ihren einsamen Ufern seine Hütte erbaut hat, als Nahrung dienen. Das Wasser der Wolga gefriert im Winter in den nördlichen Regionen bis zu 10 und 12 Fuß Dicke und nimmt es dann bis Anfangs Juli, ehe diese harte und dicke Eisbrücke verschmolzen ist und der Fluß wieder mit einem Boote befahren werden kann. Ließ doch einmal eine russische Kaiserin sich aus dem Eise eines russischen Flusses mächtige Quader sägen und einen Pallast daraus bauen, der mit Defen und Spiegeln und Lichtern versehen, und von Zeit zu Zeit zu Festlichkeiten benutzt wurde. Erst mitten im Sommer stürzte der kalte Kamerade zusammen; die Liebkosungen der heißen Julisonne erwärmten sein Herz zu sehr.



## Bur Geschichte der deutschen Literatur.

Von Schwarzwälder.



och bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts blickte man vielfach auf die Deutschen hernieder als auf eine Nation von beschränkten Köpfen. „Selbst Frankreich," sagte Carlisle, „der nächste Nachbar erblickte in den Deutschen nur Halb-Barbaren."

Dieses ist aber auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß selbst zu unseren Tagen noch die englischredenden Amerikaner, die doch alle Gelegenheit haben, besser zu wissen, die Deutschen noch so gerne als "stupid Dutch" tituliren; aber gerade diese stupiden Deutschen sind es, die der Welt manche ihrer größten Erfindungen sicherten z. B. das Schießpulver, das Fernrohr, u. a. m.; besonders aber die Buchdruckerkunst, jenen Hebel der Civilisation, welcher dem gewöhnlichen Menschen die Wissenschaft vergangener Jahrhunderte eröffnete und zugänglich machte und dadurch den gemeinen Mann zum Gelehrten erhob, jene Macht, die den Weg bahnte zur größten Revolution der Welt, nemlich der Reformation; auch sie entsproß unter Gottes Leitung deutschem Genie.

Auch in der Ehrenliste gefeierter Männer steht Deutschland keinesweges zurück, es ist Allen ebenbürtig und über Viele erhaben. Aus deutschem Blute entstammte Der, dem kein Aenderer an Heldenmuth gleichkommt, der mit unerschütterlichem Muth und felsenfester Treue, aus seiner Mönchszelle den Grundton der Reformation angab: Dr. Martin Luther. Mit Luther fing aber auch für die deutsche Literatur eine neue Epoche an. Zu einer Zeit da die Gelehrten nur lateinisch schrieben und die deutsche Sprache als vulgär geachtet war, verfaßte er seine Schriften in Deutsch, den Feinden und Spöttern zum Trost und Aerger; wollten sie sich wehren und ihrer Ansicht Geltung verschaffen, mußten sie nothwendiger Weise deutsch schreiben, dadurch fing das Volk an zu lesen und über Deutschland brach ein Lichtstrom von Intelligenz und Licht herein. Ein Forschergeist wurde erweckt dem der Trieb zum selbstständigen Denken folgen mußte. Dichter, Philosophen und Historiker fingen den Funken dieser neuen Inspiration begierig auf, und die Ausichten waren günstig Deutschland schon damals auf literarischem Gebiete das zu machen, was es in der Religion war.

Das was die Priester als ihr Heiligthum dem Volk enthielten, das sie mit Eifersucht vom Volke ferne zu halten suchten hat ihnen Luther mit gewaltigem Arm entrisen als er dem Volk die Bibel gab—das älteste, das köstlichste literarische Kleinod, das Buch aller Bücher! Ein Schatz den tausend andere Bände nicht aufwiegen. Philosophie, Biographie, Geschichte und Sittenlehre in einem Ganzen beifammen und vollkommen! Tausend betrubte Herzen schöpften Trost daraus und Unzählbaren war sie ein sicherer Hafen im wilden Sturm des Lebens. Luther war der Reformator der Kirche, aber auch der deutschen Sprache.

Wären damals nicht Hindernisse in den Weg getreten, welche die Knospe der sich entfaltenden deutschen Literatur im Keime knickten, so hätte England nicht die Erstlingsfrüchte der Reformation auf seinem Gebiet geerntet; aber der Streit der Theologen zuerst war ein Hemmschuh, und dann als dieser geschlicket war, brach der dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecken, seiner Verheerung und gänzlichen Verarmung des Volkes herein. Dort litt die deutsche Literatur große Noth; nur eins erhielt sie am Leben, das in jenen Schreckens Tagen Trost verlieh, nemlich die Dichtung jener kernhaften, deutschen religiö-

sen Lieder, die heute noch vom Geist der Inspiration beseelt sind. Hierzu gehören besonders die 120 Lieder von Gerhardt, worunter sich auch „Befiehl du deine Wege" und „O Haupt voll Blut und Wunden" befinden, dann folgen Heermann, Louisa von Brandenburg, Neander und Gottfried Arnold nebst vielen Andern.

Aber auch von außen traten Hindernisse in den Weg. Frankreich mit seiner Eleganz und Superioritätsanmaßung vertrieb Deutschland fast ganz vom Feld der Wissenschaft. Frankreichs Meinung war tonangebend selbst an deutschen Höfen; nicht bloß daß französischer Schnitt in allen Moden figurirte, sogar in der Sprache suchte ein Jeder den Franzosen nachzuäffeln und nachzuäffen. Erst dann, wenn man französisch welschen konnte, galt man für gebildet. Ist es da ein Wunder, daß deutsche Dichter hungerten und deutsche Gelehrte ergrauten, unerkannt und verkannt? Damals schrieben deutsche Schriftsteller französisch, um gelesen zu werden und „die Kunst ging nach Brod." Unter jenem Einfluß darbt Deutschland und mußte schweigend die sich selbst aufgeladene Bürde tragen. Welch ein Armuthszeugniß, daß Klopstock seinen „Messias" bei dänischem Brod verfaßte! Daß man von Wieland sagte, er sei mehr Franzose in der Sprache als Deutscher! Das vergesse ich Frankreich nie. Als ich zum erstenmal nach Straßburg kam, von Kehl herüber, o wie das an mir nagte, da mir „das Thor Austerlitz" ins Auge grinste! Hätte ich es zu thun, so müßte mir heute das nach Frankreich führende Thor „Sedan" heißen.

Doch Gottlob! es blieb nicht immer so, die Zeiten wurden anders; „der göttliche Funke," ob auch eine Zeit lang unterdrückt, war nicht erloschen. Mit Goethe, Schiller, Lessing und ihren Genossen öffnete sich der deutschen Literatur eine Selbstenbahn. „Sieg" war ihre Parole, und „Triumph" die Lösung.

Die neue Zeit der Welt Literatur, von welcher Göthe schrieb war angebrochen, und deutsche Literatur errang den Vorbeerkranz. Die Werke deutscher Dichter stehen ebenbürtig mit Milton, Shakspeare und Bacon. Sie schrieben nicht für Deutschland allein, sie schrieben deutsch für die Welt, und die Welt zahlt ihnen den Ehrenlohn, ohne zu geizen.

Ein englischer Schreiber sagte kürzlich: „Deutschland hat gegenwärtig fünfzigtausend Gelehrte und die Uebrigen sind alle Schulmeister." Ein Anderer sagte, „deutsche Philosophie, Theologie und Wissenschaft ist maßgebend bei den Gelehrten aller Welt; Humboldt und Agassiz sind Cosmopoliten, die ganze Welt gibt ihnen einen Ehrenbürgerrecht." Deutschland wurde zur Großmacht durch Feder und Schwert.

Die einzige Klage über deutsche Literatur ist wohl die, welche ein Schreiber ansührt, wenn er sagt: „Sie schreiben zu hoch diese Deutschen, man kann sie nicht lesen, ohne zugleich zu studiren." Es ist wahr, die deutsche Literatur bietet keinen Artemus Ward oder Mark Twain (?) aber es lohnt sich einen Göthe zu studiren. Seine Poesie hat Aehnlichkeit mit Longfellow, indem sie das Herz ergreift, aber Stiel und Sinn ist so kerndeutsch, daß man deutsch sein muß, um ihn zu fassen.

Auch aus den Hallen der Aenen holt sich ein Wagner die Heldenlagen der Nibelungen und bereichert Deutschlands literarisches Cabinet und feiert dann im Erfolg der Trilogie einen neuen Sieg.

## F e t k a.

1. F e t k a's und der Seinigen  
U n g l ü c k.

In einem russischen Dorfe hatten der alte Nikita und die alte, gute Iwanowna ein halbes Jahrhundert die Freuden und Lasten des Lebens mit einander getheilt. Ihre Ehe war mit fünf Kindern gesegnet gewesen. Der erstgeborne Sohn war in dem wilden, mörderischen Kriege gegen die Türken gefallen, wohin ihn seine Pflicht gerufen hatte. Bei der nächsten Aushebung traf das Loos einen zweiten Sohn. Welch ein schrecklicher Schlag für die Armen! Allein er war nicht abzuwenden; sie mußten sich in ihr Schicksal ergeben. Nun blieb ihnen nur noch einer zur Stütze ihres Alters und zur Unterhaltung einer erblindeten Tochter und eines krüppelhaften Zwerges, des vierten Sohnes, welcher F e t k a hieß. Auf Iwan aber, diesen Namen führte der dritte Sohn, konnten sie sich auch ganz verlassen. Er war ein rüstiger, stinker Bursche von einigen und zwanzig Jahren, der der Vater treulich unterstützte und die Hütte und die Acker in gutem Stande erhielt. Er ehrte seine alten Eltern und liebte seine unglücklichen Geschwister gärtlich.

Mit der Mutter aber wollte es nicht mehr recht fort; die blinde Schwester konnte nur spinnen, und der kleine Zwerg vermochte höchstens die Hühner und Gänse zusammenzu treiben. Eine fleißige Schwiegertochter wäre daher den Alten sehr willkommen gewesen, und Iwan entschloß sich auf ihren Wunsch, die Tochter eines Nachbarn, welche Ljinka hieß, zu heirathen. Sie hatte ein mitleidiges Herz und besuchte zuweilen des Tages die alte Mutter und die unglückliche Blinde. Ljinka's Eltern hatten keine Einwendungen gegen den rüstigen Iwan, und auch Ljinka gab ihre Einwilligung.

Der alte Nikita und des Mädchens Vater begaben sich nun nach dem Edelhofe, um die Erlaubniß zu dieser Verbindung einzuholen. Ihr Herr ließ sie vor sich. Kaum aber hatte er ihr Anliegen vernommen, als er ihnen mit finsternen Blicken gebot, jeden Gedanken an diese Verbindung fahren zu lassen, denn Ljinka müsse sich zum Herrendienste stellen. Vergebens war das Flehen der beiden Greise; er war und blieb unerbittlich. Er freute sich, daß er Gelegenheit fand, sich an dem ihm so verhassten Iwan zu rächen, der ihm einst eine empfindliche Beschimpfung zugezogen, indem er vor Gericht wegen eines Vergehens gegen ihn die Wahrheit ausgesagt hatte. Jetzt war der Augenblick gekommen, da er sich rächen konnte; und der abelige Unmensch überließ sich ganz seinem Hass. Um die Verbindung zwischen Iwan und Ljinka desto sicherer zu hintertreiben, ließ er sogar den Iwan bei einer neuen Rekrutentieferung, welche ausgeschrieben war, ausheben. Welche Bestürzung, welche Verzweiflung für die Unglücklichen, denen nun auch ihre letzte Stütze entrißen wurde! Vater und Mutter führten die blinde Tochter und den kleinen Krüppel zu den Füßen ihres Herrn und beschworen ihn, daß er sie doch nicht in diesen Abgrund von Jammer stoßen und so dem Elende Preis geben möchte; umsonst! Sie beriefen sich auf das Gesetz, welches verbietet, den einzigen Sohn zu nehmen. Hohnlachend wies der Unmensch auf den kleinen Krüppel mit den Worten: „Ihr habt da noch einen Sohn.“

Der Ernährer der Unglücklichen wurde dem Officier, einem Waffenbruder des Edelmanns, der sich bestechen ließ, überliefert, und gefühllos blieb der Wütherich bei der Verzweiflung der trostlosen, verlassenem Eltern, der hilflosen Geschwister.

Ljinka warf sich ihm zu Füßen, um ihren Iwan zu retten: vergebens! Kaum ließ er zu, daß sie noch zum letzten Mal von einander Abschied nehmen durften.

Welch ein erschütternder Abschied war dies! Welche Wuth kochte in Iwan's Brust! Aber Nichts vermochte ihn zu retten. Man riß ihn aus den Armen der jammernden Eltern und Geschwister, die er dem gewissen Elende überlassen mußte, aus den Armen seiner geliebten Ljinka.

Die Unglücklichen wankten zur Hütte zurück. Tief gebeugt war das schneeweiße Haupt des Vaters; die Thränen der blinden Schwester hörten nicht auf zu fließen; F e t k a saß still da und trauerte für sich; aber das Herz der Mutter war gebrochen,—am zweiten Tage trug man sie zu Grabe. Ljinka, die unglückliche Ljinka, versiel in ein heftiges Fieber und welte hin. F e t k a litt unaussprechlich um sie. Er schlich so oft nach ihrem Lager, als er nur konnte, und suchte in Feld und Wald die Kräuter, welche der Kranken verordnet wurden. Alle seine Munterkeit war dahin. Er saß in sich gefehrt und gab keine Antwort, wenn man ihn anredete. Kein Scherz floß über seine Lippen, kein Späß lächelte in seinen Zügen; Lieder und Gesang, womit er so oft das ganze Dorf ergötzt hatte, waren vergessen; aber er sprach oft mit sich selbst, gerieth dann in heftige Bewegung, sein Auge blinzte. Die Nachbarn hielten ihn für wahnsinnig, und bemitleideten ihn.—An einem Morgen fand man sein Lager leer. Es wurde Mittag,—er erschien nicht; die Sonne ging unter,—F e t k a kehrte nicht zurück. Niemand konnte begreifen, wo der Unglückliche hingekommen sei. Man suchte überall; aber auch nicht die kleinste Spur war zu entdecken. Der gutmüthige F e t k a! Alle Nachbarn nahmen Theil an seinem Schicksale, und der greise Vater,—er trauerte, daß nun der Segen des Himmels ganz von ihm gewichen sei. Einsamer und verlassen fühlte sich die arme Blinde. Ljinka fragte nach ihrem treuen Wächter, und neuer Jammer, neue Wehklagen erfüllten die verfallende Hütte. Das Wahrscheinlichste war, daß wilde Thiere im Walde, wo er wieder Kräuter und Beeren möchte gesammelt haben, den armen, wehrlosen Kleinen zerrissen hätten. Nur daß man auch die Balaleika des Unglücklichen vermisse, machte seinen Tod noch einigermaßen zweifelhaft.

Aber F e t k a lebte und wandelte, ein Bild des höchsten Jammers im Aeußeren, und doch im Inneren voll froher Hoffnung, auf der Heerstraße nach der prachtvollen Kaiserstadt. Hierzu hatte ihn ein alter Nachbar veranlaßt, der, als der Bruder gewaltsam entführt wurde, kopfschüttelnd gesagt hatte: „Wenn das unser Vater Alexander wüßte!“ Er dachte nach, was der Alte damit wohl habe sagen wollen, und eine Stimme rief ihm zu, daß ihnen dann geholfen wäre.

Aber wie sollte ihr Elend aus der niedrigsten Hütte zum erhabenen Throne gelangen und in der Entfernung von mehr als fünfshundert Werst? Doch das mochte wohl kaum dem armen Kleinen einfallen. Das Elend der Seinen und Alexander, der helfen konnte, das waren seine einzigen Gedanken, und es stand in seiner Seele fest, daß er die Pflicht habe, das Unglück der Seinen vor den Kaiser zu bringen, der helfen könnte. So sagte er den Heldenentschluß: ich will hin zu dem, der uns allein zu helfen vermag; ich will ihm unser Elend bekannt machen. Er war mit dem Vater einmal in der nicht fernen Stadt Iwer gewesen. Dahin beschloß er wieder zu gehen und daselbst den Weg nach Petersburg zu erfragen.



An die Länge des Weges dachte er nicht, denn wenn er nur immer vorwärts ging, so weit ihn seine Füße trugen, so mußte er doch endlich hingelangen. Eben so wenig dachte er an seinen Unterhalt. Er hoffte auf die Güte der mitleidigen Armuth, und allenfalls boten Wald und Feld Beeren und Wurzeln dar. Fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, als er das Glend seiner väterlichen Hütte zu Alexander's Kenntniß gebracht hätte, trat er an dem Morgen, an dem man ihn später vermählte, um die Mitternachtsstunde mit seiner geliebten Balaleika seine lange Wanderung an. Er hatte Allen verschwiegen, was er vorhatte, denn er fürchtete, man könnte ihn zurückhalten, oder würde seiner spotten. Auf seinen Gott und auf seinen Kaiser allein setzte er seine Hoffnung.

## 2. Fetka's Reise.

Küßig ging er den Weg nach Iwer, dessen er sich noch lebhaft erinnerte. Kam er in ein Dorf, so sprach er in der ersten besten Hütte um ein Stück Brod an, und Jeder gab willig dem fremden Zwerge mit den blickenden Augen, der so manches artige Liedchen sang. Um eine Schlafstelle bat er selten, denn bei der heißen Jahreszeit fühlte er kein Bedürfniß, unter einem Dache zu schlafen.

In Iwer erkundigte er sich nach dem Wege nach Petersburg. Man sah den kleinen Knirps verwundert an und fragte ihn, was er in Petersburg wolle. Er sagte, er habe dort wichtige Geschäfte. Damit kam er auch glücklich durch. So ging es auf Wütschn Wolotshof zu. In zehn Tagen hatte er den Weg von mehr als hundert dreißig Werst bis hieher zurückgelegt. Hier umging ihn ein großes Gewühl. Es war die Zeit, wo die auf der Iwerza versammelten Schiffe durch eine Schleuse in einen andren Fluß gelassen wurden, um ihren Lauf nach der Kaiserstadt zu nehmen. An einem solchen Tage eilt Alles aus der Nähe und Ferne hierher, um das schöne Schauspiel zu genießen.

Die Neugier trieb auch den armen Kleinen ins Gewühl; sein lebhafter Geist war ergriffen von dem ungewohnten Schauspiel; eine neue Welt ging vor ihm auf,—als er sich plötzlich mit einem Stocke berührt fühlte und sich bei seinem Namen rufen hörte. Er fuhr zusammen; aber er glaubte, in die Erde sinken zu müssen, als er den Wütherich erblickte, der das stille Glück der Seinen hartherzig gemordet hatte. Zu entweichen war nicht.

„Wo kommst du her, Fetka?“ fragte er ihn lachend; „bist du mir davon gelaufen?“

Fetka stürzte zu seinen Füßen; der nicht unfreundliche Ton des Edelmanns rückte ihm jedoch Muth ein. Er faßte sich und sagte:

„Ach, Herr, ich habe mir oft erzählen lassen, daß die Welt so groß sei, und da bekam ich Lust, mich selbst davon zu überzeugen; verzeiht!“

Alle Umstehenden lachten über den Kleinen mißgestalteten Zwerger, der die große Welt sehen wollte.

„Da hast du Recht,“ sagte der Edelmann, der bei besonders guter Laune war, „sieh du die Welt; dir kann man's schon erlauben, denn zu Hause issest du doch nur unnütz Brod. Wie gefällt dir die Welt?“

„Recht gut!“ antwortete Fetka. „Wollte nur Gott, ich könnte ihr auch gefallen.“

Der Edelmann lachte über diese Antwort und ließ ihn gehen.

Fetka war froh, daß er loskam. Er hielt sich keinen Augenblick länger auf, sondern eilte sogleich auf der Straße nach Petersburg weiter.

Ohne weitere Abenteuer kam er nach einer Wanderschaft von ungefähr sechs Wochen vor Petersburg an. Je näher er kam, desto mehr Wunder boten sich von allen Seiten seinen Blicken dar. Er konnte nicht genug schauen, nicht genug bewundern. Aber als er nun von der letzten Höhe herab die Kaiserstadt mit ihren unzähligen Thürmen und Kuppeln und ihren ungeheuren Palästen erblickte, da verging ihm der Athem, und das Herz schlug ihm gewaltig. Da hinein sollte er sich wagen, er, der kleine Krüppel, in die ungeheure Stadt, wo er Niemanden kannte, zu Niemanden seine Zuflucht nehmen konnte! Der Muth entsank ihm; er setzte sich nieder und weinte bitterlich.

Zufällig ging ein Russe vorüber, sah ihn weinen und fragte ihn, was ihm fehle.

„Ach, Herr,“ antwortete Fetka schluchzend, „ich bin wohl sehr unglücklich. Ich bin sehr weit hergekommen, um meinen alten Vater und meine blinde Schwester vom Hungertode zu retten, um ihnen ihren Versorger wieder zu schaffen, den ihnen ein Unmensch geraubt hat, und nun ich am Ziele bin, fürchte ich mich und glaube nimmermehr, daß ich das Herz haben werde, weiter zu gehen.“

Dem Manne fiel des Zwerges wunderbare Rede auf; er fragte, woher er sei, und was er denn eigentlich vorhabe. Fetka erzählte ihm, was ihn nach Petersburg gebracht habe. Konnte des Mannes Herz ungerührt bleiben, wenn er den Unglücklichen betrachtete? Er bewunderte den Heldenmuth des Kleinen, kam menschlichen Wesens und die Innigkeit des Gefühles, das sich in jedem seiner Worte aussprach.

„Komm mit mir,“ sprach er zu ihm; „du mußt nicht den Muth verlieren. Die Deinen sind gerettet, wenn deine Klage zu den Ohren des Kaisers gelangt. Ich will dir sagen, wie du es anfangen mußt.“

Fetka warf sich zu seinen Füßen. Er fühlte von Neuem seinen Muth erwachen und folgte dankbar seinem menschenfreundlichen Führer. Dieser hieß Wolkow und war ein Krämer in Petersburg. Er nahm den kleinen Unglücklichen mit sich in seine Wohnung und war entschlossen, ihm zu helfen, so viel er es vermögen würde. Zu Hause ließ er sich die ganze Begebenheit noch einmal erzählen, brachte sie zu Papier und versprach Fetka, daß er ihn an einen Ort führen wolle, wo er dem Kaiser das Papier überreichen könne, wenn er sich einige Tage von der Wanderung erholt haben würde. Aber die Liebe zu den Seinen ließ dem Kleinen keine Ruhe; er flehte, sein Wohlthäter möchte ihn doch so bald wie möglich hingleiten zu dem Retter seines Bruders; denn daß der Kaiser dies sein würde, hielt er für gewiß. Der gute Wolkow konnte dem Flehen des Unglücklichen nicht widerstehen. Er ging mit ihm am folgenden Morgen um die Zeit der Parade nach dem Schloßplatz hin. Allein der Kaiser war zu seiner Mutter gefahren, und die Parade war schon vorbei. Wie groß war des Armen Bestürzung, als am andern Morgen Wolkow ihm sagte, daß er in den beiden nächsten Tagen unmöglich mit ihm hingehen könne, weil seine Geschäfte seine Gegenwart in der Bude nothwendig machten; er müsse bis zum nächsten Sonntage warten. Dies dünkte ihm unerträglich, und er beschloß, allein den Versuch zu wagen.

Eine Stunde vor der Parade war er schon auf dem Schloßplatz, wo ihn das Gerassel der hin- und herrollenden Wagen betäubte. Jetzt hörte er die kriegerrische Musik, die Trommeln wirbelten, die Garde rückte an. Ein langer Zug von Riesen in strahlendem Waffenschmucke füllte den ganzen Platz. Jetzt schmetterten die Trompeten unter Paukenschlägen, und ein ge-

harnischer Reitertrupp, dessen wallende Federbüsche den Helm beschatteten, zog auf; muthig und stolz schritt das Roß einher, und auf einen Wink stand es, wie mit seinem Reiter aus einem Stüde gegossen. Nun wurden die Fahnen gebracht; die Trommeln wirbelten; in einem Rucke erhoben und senkten die Reihen das Gewehr, als wär' ein Faden durch Alle gezogen, der Alle zugleich in Bewegung setzte; die Officiere schwenkten ihre Degen und entlöhnten das Haupt. — Seht kam ein hochgewachsener königlicher Jüngling, mit dem blühenden Sterne auf der Brust, von einem glänzenden Gefolge sternbedeckter Männer umringt, daher geschritten. Ein zahlloser Haufe Volk stürzte herbei, und es erhob sich ein allgemeines Freubengeschrei: der Kaiser! der Kaiser! Sei gegrüßt, Alexander! riefen die Krieger, ein Hurrah das Volk; und die kriegerischen Scharen setzten sich in Bewegung.

Jetka kämpfte mit den widerstrebendsten Gefühlen. Er war geblendet von dem ungewohnten Glanze, betäubt durch das Gewühl. Der Jüngling schien ihm ein höheres Wesen, vor dem er in seiner Nichtigkeit verging. Ihm entsant der Muth, und er kehrte niedergebuckten zu seinem Wohlthäter zurück, der ihm von Neuem zuredete, bis Sonntag zu warten. Als aber am folgenden Morgen die Stunde der Parade erschien, trieb es ihn unwiderstehlich wieder hin.

Heute war er mit den Gegenständen schon bekannt; er behielt seine Besinnung in dem Gewühl, und sein Entschluß stand fest. Er drängte sich dahin, wo am vorigen Tage der Kaiser herausgekommen war, und harrete seiner mit Ungeduld. Allein dies Mal war der Kaiser selbst zu Pferde und schon auf dem Schloßhofe, ehe Jetka sich dessen versah. Ahermals getäuscht, stand er am Eingange, bis die Parade beendet war.

Da sieht er mit einem Male den Kaiser gerade auf sich zukommen. Er schreit laut auf. Man hält ihn für wahnsinnig und will ihn zurückhalten; er aber reißt sich los, zieht sein Papier aus dem Busen und stürzt vor des Kaisers Füße. Die kleine Mißgestalt hatte des Kaisers Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er ließ ihm sogleich das Papier abnehmen, und ein Blick auf das hülflose Wesen, dem die Spuren des Jammers so unverkennbar aufgedrückt waren, rührte das Herz des menschenfreundlichen Monarchen. Jetka sprang auf; Freude blitzte aus seinen Augen. Ein Volkshaufen versammelte sich um ihn; man nahm Theil an seiner Freude; man fragte, man forschte; aber unzusammenhängende Worte waren Alles, was er hervorzubringen vermochte, und der Glaube, daß der arme Knabe wahnsinnig sei, wurde ziemlich allgemein. So schnell er konnte, eilte er zu seinem Wohlthäter, ihm zu verkünden, daß er die Bittschrift übergeben habe.

Sobald der Kaiser in sein Zimmer kam, forderte er die Bittschrift des Jwergeß. Er las und schauderte. Sein ganzes Gefühl empörte sich wider eine solche Grausamkeit. Augenblicklich befahl er, die Sache auf das Genaueste zu untersuchen und die Theilnehmer an einer solchen Gewaltthat zur schwersten Verantwortung zu ziehen. Dieser Befehl fiel zum Glück in die Hände eines Menschenfreundes, des Fürsten L a p u c h i n, der Jetka sogleich holen ließ.

Zum ersten Male betrat der Arme einen Palast. Die prachtvollen Säle, die reichgeschmückten Zimmer, die glänzende Dienerschaft, dieses Alles ließ ihn kaum zur Besinnung kommen. Er zitterte, als er in das Zimmer des Fürsten trat, und sank auf seine Kniee. Gütig gebot dieser dem Kleinen, aufzustehen und ihm genau zu erzählen, wie sich Alles zugetragen habe; ihm und den Seinen solle geholfen werden.

Diese Versicherung flößte dem Jwerge Muth ein. Mit

Nährung schilderte er das Glück, welches in ihrer Hütte gewohnt hätte, als noch Alle vereint gewesen wären. Bei dem Verluste seiner älteren Brüder vergoß er Thränen. Dann kam er auf seinen dritten Bruder, und sein Auge funkelt, sein Mund strömte über von seinem Lobe; er war unerschöpflich in den kleinen Zügen der brüderlichen Liebe, welche Jwan für seine unglücklichen Geschwister gehegt hatte. Er berührte die glücklichen Tage, denen sie durch Jwan's und Liska's Verbindung entgegen gesehen hätten, bis ihr grausamer Herr seine Einwilligung dazu verweigerte. Da ward er traurig; beklommen war seine Brust. Als er aber auf den Augenblick kam, wo Jwan, die einzige Stütze, der Ernährer grauer Eltern, hülfloser Geschwister, gewaltsam ihren Armen entrißen wurde, wie sie vergebens dem Wütherrich zu Füßen stürzten, wie der Gram das Mutterherz brach, da funkelte Wuth in seinen Blicken. Er habe nicht länger den Jammer der Seinen mit ansehen können, sondern habe den Entschluß gefaßt, seine Pflicht zu thun und die Seinen zu retten, es koste, was es wolle.

### 3. Jwan's Befreiung.

Einen solchen Auftritt hatte der edle Fürst noch nie erlebt; mit diesen Farben war ihm das Glend noch nie geschildert worden; und so viel edles Gefühl, so viel Liebe, ja, einen solchen Heldengeist in einem kaum menschlichen Körper! — Er war tief erschüttert; er sprach dem Unglücklichen Trost ein und ließ ihn reichlich beschenkt mit der Aeußerung von sich, daß er die Sache untersuchen und in Kurzem darüber verfügen werde. Freudig trug Jetka das Geschenk seinem edelmüthigen Wirth hin und drang in ihn, es anzunehmen für seinen Unterhalt und ihm nur zu vergönnen, so lange bei ihm zu bleiben, bis der Fürst entschieden hätte.

Der Fürst hielt Wort. Noch denselben Abend mußte ein Beamter nach der Heimath der Unglücklichen abgehen, mit dem Befehle, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen, und wenn Alles nach der Aussage Jetka's befunden würde, den unmenhlichen Edelmann sogleich festzunehmen und nach Twer zu schaffen. In wenigen Tagen war der Beamte in Twer und hörte hier von dem Statthalter, daß Jwan, als ein widerspenstiger, unordentlicher Mensch, von seinem Herrn sei angegeben worden, worauf er kein Bedenken getragen habe, ihn anzunehmen. Der Statthalter gab ihm Soldaten mit.

Man denke sich den Schreck und das Erstaunen des Edelmanns, als die Soldaten seinen Hof besetzten, der Beamte ihm den Grund dieser unerwarteten Erscheinung erklärte und er vernahm, daß der kleine Krüppel, den er in Witschny Wolotschok hatte tanzen lassen, in Petersburg sei und dem Kaiser seine Sache vorgetragen habe.

Der Beamte ließ ohne Verzug den Richter rufen und schritt zur Untersuchung. Alles wurde befunden, wie es Jetka ausgesagt hatte, und der Edelmann mußte sich gefallen lassen, die Reise nach Twer unter dem Geleite der Soldaten zu Fuße anzutreten und hier die Entscheidung über die grausame Verletzung kaiserlicher Befehle abzuwarten.

Sobald der Fürst den Bericht seines Beamten vernahm, begab er sich zum Kaiser und theilte ihm denselben mit. Der gerechte Kaiser gebot sogleich die Freiheit des unglücklichen Jwan, eine Schadloshaltung von fünfhundert Rubeln für die Unterdrückten und die schärfste Ahndung jenes Verbrechens an den Theilnehmern.

Der Fürst konnte sich das Vergnügen nicht versagen, sich an der Freude des Krüppels mit dem gefunden menschlichen Herzen zu weiden. Er ließ ihn rufen. In langer Erwartung kam der Arme, um Leben, oder Tod aus seiner Hand zu em-



pfangen. Die Vorzimmer waren gedrängt voll von Personen jeden Ranges, welche bei dem Fürsten etwas zu suchen hatten. Das Herz des Kleinen war sehr gepreßt. Mit trauriger Miene stand er da, die Augen ängstlich auf die Thür gerichtet, durch welche der Fürst hereintreten sollte. Endlich erschien derselbe mit dem Gnadenbriefe des Kaisers in der Hand.

„Geh“, sagte er zu dem Niedergebeugten; „unten erwartet dich ein Wagen, gehe und hole deinen Bruder.“

Dies Wort und der laute Schrei des Glücklichen waren Eins. Er stürzte zu den Füßen des Fürsten, der gerührt ihn aufstehen ließ. Aber nun verschwand auch aller irdische Glanz vor seinen freubetrunkenen Blicken; er sah keinen Fürsten, keinen Fremden, er sah im Taumel der Entzückung nur Menschen. Er lachte, er weinte, er tanzte.

„Ist es denn aber auch wirklich so,“ fragte er dann wieder; „ist mein Bruder frei? Kann ich ihn in des Vaters, in der blinden Schwester Arme führen, in die Arme Lisinka's? Gott, wie werden die sich freuen! Wird man mir aber auch meinen Bruder überlassen?“

Der Fürst beruhigte ihn, zeigte ihm die Unterschrift des Kaisers und sagte, daß er auf kaiserliche Kosten in einem Wagen seinen Bruder nach Hause bringen solle. Jetzt übergab er ihm das kaiserliche Geschenk. Da fing der Jubel von Neuem an.

So viel Gefühl in diesem unglücklichen Wesen überwältigte alle Gegenwärtige. Alle stimmten in seinen Jubel mit ein; es war, als hätte ein Jeder einen eigenen Bruder gerettet.

Jetzt eilte der Glückliche hinunter zum Wagen unter dem Jubelgeschrei der Versammelten und fast von Allen beschenkt und begleitet. Plötzlich stand er still und wurde ernst.

„Gott bewahre!“ sagte er, „das geht nicht, Wolkow muß ich noch sehen.“

Man fragte ihn, wer das sei.

„Mein Wohlthäter,“ antwortete er; „dem ich's verdanke, daß ich so glücklich bin. Und ich sollte fort ohne ihm gesagt zu haben, wie glücklich ich bin? Nein, das geht nicht. Und dann meine Balaleika.“

Vergebens bestand der Feldjäger, welcher ihn begleiten sollte, um den Befehl der Loslassung Iwan's dem Obersten des Regiments, unter welches dieser gekommen war, zu überbringen, darauf, daß er keinen Augenblick länger säumen könne, weil der Fürst ihm genau bestimmt habe, wann er an Ort und Stelle sein solle; Fetka war nicht wegzubringen. Es blieb Nichts übrig, als es dem Fürsten zu melden. Dieser befahl augenblicklich, dem dankbaren Zwerge seinen Willen zu lassen; ja, er sandte selbst einen seiner Beamten ab, ihn zu Wolkow zu begleiten und diesem im Namen des Kaisers und in seinem Namen für das zu danken was er für den Unglücklichen gethan habe. Wer war froher, als Fetka! Er eilte voraus, von einem Menschenwarm im Triumphe begleitet, an den sich immer mehr anschlossen, die den sonderbaren Aufzug sahen, daß ein Zwerg mit einem kaiserlichen Beamten und einem Feldjäger, von einem Wagen begleitet, lachend und tanzend einherging.

So kamen sie zu Wolkow, der ganz erstaunt den Menschenstolz auf die Bude zukommen sah. Fetka warf sich vor ihm nieder; er umfaßte seine Kniee, er weinte, er lachte; kaum vermochte er ihm in abgebrochenen Worten sein Glück zu verkünden. Er nahm die Hälfte des empfangenen Geschenkes und wollte sie Wolkow ausbringen. Dieser hatte alle Mühe, ihn zu bewegen, das zu behalten, was die Gnade des Kaisers ihm geschenkt hatte. Fetka war betrübt, daß er seine Dankbarkeit durch

Nichts bezeugen konnte; er überschüttete seinen Wohlthäter mit Segenswünschen, und nur das Drängen des Feldjägers konnte ihn von seinem Hasse losreißen. Er empfing seine Balaleika und wandte sich mit Thränen nach dem Wagen.

„Nun zum Bruder!“ rief er und fing an zu springen und zu lachen. Das Volk nahm ihn auf und trug ihn in den Wagen, der unter dem Hurrah der gerührten Zuschauer davon flog.

Wolkow ging in seine Bude zurück mit dem Bewußtsein, zur Rettung einer so unglücklichen Familie mitgewirkt zu haben. Er empfing die Danksagungen von Seiten des Kaisers und des Fürsten mit Ehrfurcht. Aber auch der irdische Lohn blieb nicht aus. Alles strömte herzu, den Wohlthäter des kleinen Zwerges zu sehen und Etwas aus seiner Bude zu kaufen. Er konnte nicht Waaren genug herbeischaffen. Man machte sich ein Gewissen daraus, zu bingen; man gab, was gefordert wurde, und glaubte so, gewissermaßen an seiner edlen Handlung Theil zu nehmen.

Iwan befand sich vierzig Werst von der Hauptstadt unweit Gathina. Trübe war sein Blick, sein Herz gepreßt, denn er gedachte der greisen Eltern, der unglücklichen Geschwister, der trostlosen Lisinka. Ach, er wünschte sich das Loos seiner Brüder, im Gewühle der Schlacht zu fallen. Vergebens waren die Aufmunterungen seiner Kameraden, vergebens das Zureden seiner Officiere, die ihn bald liebgewannen, weil er pünktlich im Dienste, nüchtern und gehorsam war. Er ging still vor sich her, und nur die Blässe seiner Wangen klagte seinen Gram. So saß er gerade vor der Thür seines Quartiers, in trüben Gedanken vertieft, als er einen Wagen mit einem Feldjäger daher fliegen sah. Er hielt vor ihm, und der Feldjäger fragte, wo der Oberst wohne. Iwan wies ihn zurecht. Fetka erkannte im Wagen die Stimme des Bruders. Mit einem lauten Schrei sprang er hervor und stürzte in die Arme des erstaunten Iwan, der sich diese Wundererscheinung gar nicht zu erklären wußte und aus dem verwirrten Freudengeschwätz des Bruders Nichts begreifen konnte als die Worte: „Du bist frei!“ Der Feldjäger hieß ihn sogleich mit zum Obersten gehen. Sie kamen hin; der Feldjäger ging hinein und übergab seine Briefschaften. Sogleich wurden Iwan und Fetka herbeigerufen und ihnen angekündigt, daß der Kaiser die Loslassung des Erstern befohlen, damit er zu seiner Familie zurückkehren könne.

Iwan wußte gar nicht, wie ihm geschah; aber Fetka tanzte um ihn herum, hing an seinem Halse, weinte, lachte, und als sie nun ins Quartier gingen, und seine Freude weniger stürmisch war, erzählte er dem geretteten Bruder, was er für ihn gethan, und wie sich Alles zugetragen habe. Freude und Dankbarkeit erfüllten Iwan's Herz; er liebte seine neuen Retter, gelobte ihm ewige Dankbarkeit, segnete den Kaiser, der sich ihres Elendes erbarmt hatte, den Fürsten, Wolkow. Er gedachte der guten Mutter und weinte ihr Thränen der Liebe; er gedachte des greisen Vaters, der armen blinden Schwester, seiner Lisinka. Ach, wie unendlich schien Weiden die Zeit, ehe sie diesen geliebten Trost bringen konnten.

Aber ein Strahl der Hoffnung war auch diesen bereits ausgegangen. Der Vorfall mit dem Edelmann und die Untersuchung hatte sie belehrt, wo der kleine Fetka hingekommen sei, den sie so schmerzlich vermißt hatten. Allein wie Alles zusammenhing, und wie nahe ihnen die Rettung sei, ahneten sie nicht.

Da erklang einst in der Nacht neben Lisinka's Fenster auf der Bank vor Nikita's Hütte zur Balaleika ein Lied. Lisinka

erwachte,—sie hörte wohlbekannte Töne,—sie meinte, es sei ein Traum, sie lauschte; das Lied hallte weiter,—es war Iwan's Stimme; so schlug er die Balaleika. Auf sprang sie und stürzte zum Fenster; sie öffnete es, blickte hinaus,—es war Iwan.

Mit lautem Geschrei stürzte sie zur Thüre und lag in seinen Armen. Ihr Geschrei hatte ihre alten Eltern erweckt; sie eilten herbei, erblickten den glücklichen Iwan, und groß war ihre Freude.

Sie traten mit ihm in Nikita's Hütte, und welch ein frohes Erwachen für den Greis! Er schloß den wiedergegebenen Sohn an sein Herz. Die blinde Schwester vernahm des geliebten Bruders wohlbekannte Stimme und verließ ihr Lager, um an seinem Halse Freudenthränen zu weinen.

Fetka setzte sich auf die Bank und sah den allgemeinen Jubel mit an, der sein Werk war. Er wartete ruhig ab, bis der erste Freudentaumel vorüber wäre, und er hoffen könnte, daß man auch an ihn denken würde. Wifinka bemerkte ihn zuerst. Sie nannte ihn ihren Wohltäter, ihren Retter; sie erzählte ihm, wie sie getrauert hätte und kränker geworden wäre, als man ihn vermißt habe, und wie sie erstaunt wären, als sie gehört, daß er nach Petersburg gegangen sei, um sie zu retten. Sie drückte ihn dankbar an ihr Herz. Nun ward er lebendig. Er sprang auf, lief vom Vater zur Schwester, vom

Bruder zur Wifinka; er tanzte, er lachte, er jubelte laut und holte die fünfhundert Rubel und die vielen andren Geschenke, die er erhalten hatte, hervor. Freude und Fülle des Glücks thronte nun in der Hütte, die so lange nur vom Aechzen des Jammers ertönt hatte.

Mit der ersten Morgenröthe verbreitete sich die Kunde von Iwan's und Fetka's Ankunft und Glück durchs ganze Dorf. Alles strömte herzu, um den Geretteten und seinen kleinen mißgestalteten Retter zu sehen und zu begrüßen und über die Erzählung zu erstaunen, welche der Sektäre von den Wunderwerken, die er gesehen und erlebt hatte, unzählige Male wiederholen mußte.

Der Edelmann, den die Gesetze zu einer schweren Geldstrafe verurtheilten, so wie seinen Spießgesellen, den Officier, zur Abkennung, hielt es nicht für rathsam, sich wieder auf dem Gute blicken zu lassen. Er verkaufte es und glücklicher Weise einem besseren Herrn, der ohne Schwierigkeit die Erlaubniß zu Wifinka's und Iwan's Verbindung gab. Nach kurzer Zeit stand das Brautpaar unter der Krone in der Kirche, der segnende Priester vor ihnen und die frohen Jhriken und die theilnehmenden Nachbarn um sie her. Der kleine Fetka war der Brautführer und der Erste beim Feste, an welchem das ganze Dorf frohen Antheil nahm. Fetka wird als der Schutzgeist der ganzen Familie verehrt und gepflegt und ist Zeuge ihres Glückes, das sein Werk ist.

## Die Gottesgerichte des Mittelalters.

Von W. Horn.

Der Glaube, daß Gott eine spezielle Aufsicht über die Welt führe und namentlich die Tugenden und Sünden eines jeden Einzelnen pünktlich beaufsichtige, war besonders bei unseren Vorfahren ein ziemlich allgemeiner. Daraus entspann sich dann die Folgerung, daß in allen solchen Fällen, wo der menschliche Richter die Beweise für das Recht oder Unrecht einer Sache, die Schuld oder Unschuld einer Person nicht hinreichend auffinden könne, die ewige Gerechtigkeit niemals zögern werde, durch ein Wunder die Wahrheit unverzüglich kund zu machen. Deshalb veranstaltete man nach menschlicher Weise Vorkehrungen zu gewissen Rechtsproben und wollte somit den Höchsten veranlassen, sich in die Zeit und Ordnung der Menschen zu bequemen, um seinen allwissenden Entscheid zu offenbaren. Welche Greuel solche Veranstaltungen zur Folge haben mußten, läßt sich leicht denken.

Durch das Christenthum, welches die Deutschen aus den Händen der wohl eifrigen, aber stark romanisirten Sendboten empfangen, wurden die sogenannten Gottesgerichte (Gottesurtheil, Ordaalien) nicht nur nicht verdrängt, sondern nach und nach von der fanatischen Priesterschaft zu haarsträubenden Zwecken und auf schauerhafte Weise ausgebeutet. Der schlaue und herrschsüchtige Clerus fand darin eine neue Quelle, sich Geltung und Ansehen zu verschaffen; und so mehr, da die Vorbereitungen zu den meisten Ordaalien in seine Hände gelegt wurden. Von diesen Vorbereitungen hin es ja meistens ab, ob ein Wunder sich kund geben oder der Beschuldigte und Verdächtige für schuldig erkannt werden sollte.

Bei keiner Nation waren diese Gottesgerichte so im Schwung als bei den Deutschen. Die unglückseligen Prozesse gegen Zauberer und Hexen kamen dazu und vermehrten ihre Zahl

bis ins Unglaubliche. Tausende von Unschuldigen wurden die Opfer dieser Barbarei vieler Jahrhunderte.

Dem kanonischen Rechte gebührt vorzüglich die Ehre, die Gottesurtheile allmählig beschränkt zu haben, indem es für Ablehnung des Verdachtes u. andere Mittel und namentlich den Reinigungseid einführte und zum gesetzlich kräftigen Statut erhob. Die Verbreitung des römischen Rechts vollendete die Vertilgung der Gottesgerichte und veredelten zum Theil die Rechtspflege. Leider aber ging dasselbe von einer Barbarei zur andern über, indem es mit der Tortur (Folter) die Menschheit schändete. Die Tortur wurde anfänglich nur gegen Leibeigene angewendet, später aber gegen Alle als ein Mittel zur Entdeckung der Wahrheit gebraucht. Drei Jahrhunderte lang wüthete die Tortur, mordete Tausende von Unschuldigen und wurde in der Hand der Unvernunft, des Despotismus und der richterlichen Willkür ein schauerhaftes Mittel die armen Opfer gerade zu dem Bekenntniß zu zwingen, welches man erwartete oder hervorzurufen suchte. Von Niemand wurde diese Schandmaßregel aber mehr ausgebeutet als von der Kirche Roms in ihren Verfolgungen gegen die Protestanten.

Die bei den Deutschen vorzüglich üblichen Gottesurtheile waren: 1) Die gerichtlichen Zweikämpfe, bei welchen der Besiegte immer für schuldig erklärt wurde. Jedermann sieht aber sogleich, daß da der Vorzug nicht im unschuldigen Serzen, sondern in der starken Faust lag. Wehe dem winzigen Männlein, welches gegen die Pferdekraft eines Simsons zu Felde ziehen mußte, um seine Schuld oder Unschuld kund werden zu lassen. Raum dürften die Duelle unserer Zeit (außergerichtliche Zweikämpfe) von der gesunden Vernunft für eine größere Barbarei gehalten werden.



2) Die Feuerprobe. Dabei mußte der Beklagte entweder über eine glühende Pflugschar, glühende Kohlen zc. mit bloßen Füßen gehen, oder ein glühendes Eisen einige Schritte weit mit bloßen Händen tragen, oder nackt, nur mit einem mit Wachs getränkten Hemd bekleidet, durch ein großes Feuer langsam wandeln. Jede Verletzung, welche das Feuer verursachte, wurde als Zeichen der Schuld betrachtet. Es ist schauerhaft zu denken, einen unschuldigen Menschen einer solchen Probe aussetzen. Denn daß auf diese Weise ein Jeder schuldig erfinden wurde, liegt auf der Hand.

3) Die Wasserprobe. Arme und Beine wurden in siedendes Wasser getaucht. Wer sie nicht wieder unbeschädigt herausbrachte, der wurde für schuldig erklärt. Die Probe im kalten Wasser (das Gegenbad) wurde größtentheils nur gegen diejenigen angewendet, welche man der Hexerei beschuldigte.

Die Unglücklichen wurden auf das Wasser hingelegt; schwammen sie oben, so waren sie schuldig. Dabei war schon eher eine Gelegenheit zur Unschuld zu kommen, besonders für solche, die schwimmen konnten wie ein bleierner Vogel. Wie erklären sich aber dabei die Folgen: Wer oben schwamm, war schuldig und wurde gerichtet; wer nicht oben schwamm, der sank natürlich unter, — wenn auch unschuldig — was gabs mit ihm?

4) Die Hexentwage. Man wog die Unglückliche; war sie zufällig sehr leicht, so erklärte das Gericht sie für eine Hexe. Nach diesem ließe sich also schließen, daß die Anlage zur Corpulenz auch eine Anlage zur Unschuld sei und daß sich die Letztere im Verhältniß zu der Ersteren entwickle. Daher kommt es auch, daß öfters sehr hagere Leute mit spikiger Nase sich heutzutage noch den Gegenbergleich müssen gefallen lassen.

5) Der geweihte Bissen. Ein Geistlicher gab einen solchen unter vielen Verwünschungen dem Angeklagten in den Mund; wer ihn nicht hinunter schlucken konnte oder nachher Uebelkeit und Schmerzen davon empfand, der war schuldig. Nun ist es aber allbekannt, daß man die Verwünschungen der verbissenen Priesterschaft, welche das „dumme Volk“ wie Vieh behandelte, selbst ohne einen Bissen von ihnen zu erhalten, nicht schlucken konnte, geschweige denn etwas aus ihren frevelhaften Händen mit Appetit zu essen. So wurde beständig der fade Aberglaube mit der Bosheit gepfeffert.

6) Die Probe des heil. Abendmahls. Diese war vorzüglich unter den Priestern und Mönchen üblich. Wurde der Angeklagte nach dem Genusse desselben bald krank, oder starb er gar, so war seine Schuld unbezweifel.

7) Das Kreuzgericht. Man stellte den Kläger mit den Beklagten mit kreuzweis ausgestreckten Armen eine Zeit lang unter das Kreuz. Wer von ihnen am ersten die Arme bewegte oder sinken ließ, der hatte Unrecht. Oder man führte den Beklagten zu irgend einer Reliquie, legte zwei Würfel, wovon einer mit einem Kreuz bezeichnet war, unter ein Tuch; zog der Beklagte den Würfel mit dem Kreuz hervor, so war er frei, andernfalls war er schuldig. Also mit Leben und Tod wurde ein launiges Spiel des Zufalles getrieben.

8) Das Bahrrecht. Den Leichnam des Ermordeten legte man auf eine Bahre. Der angebliche Mörder mußte ihn berühren und vorzüglich die Hand auf die Wunden legen. Floß Blut aus denselben oder schäumte der Mund, oder veränderte sich und zuckte der Leichnam, so wurde der Beklagte als sein Mörder bestraft.

9) Das Scheingehen. Die abgehauene Hand eines Ermordeten mußte der angebliche Mörder berühren. Zuckte dieselbe, oder veränderte sich ihre Farbe zc., so war damit der Mord erwiesen.

Bestätigten nicht die Geschichte und Denkmale die Wahrheit dieser Aufzeichnungen, so müßte man sie für Märchen und boshafte Erfindungen müßiger Köpfe halten. Aber Thatfachen lassen sich nicht leugnen. Was sagen hiezu wohl die sentimentalen Tadler, welche sich für unsere Tage zu gut halten und immer nach der „guten alten Zeit“ zurückschmachten? Wie schrecklich in einer Zeit zu leben, wo der Aberglaube auf dem Throne und die Willkür auf dem Richterstuhle sitzt!

Einen der berühmtesten Gottesgerichtsacte erzählt Biteval in seiner Sammlung merkwürdiger Kriminalfälle der Franzosen und Julius Scaliger in seinem Buche gegen Carbanus.

Die Pariser Melodramendichter verbrauchten diesen Stoff zu einem Drama, welches alle Länder der Erde mit Theilnahme und Staunen erfüllte, obgleich die Einführung eines Hundes als Darsteller auf die Bühne die Kritik anwiderete. Ob freilich nicht oft viel widerlichere Gegenstände, selbst in menschlicher Form auf der Bühne sind eingeführt worden, als ein treuer Hund ist eine andere Frage. Doch zur Sache.

Unter König Karls V. adeliger Leibwache war Ritter Aubry de Montdidier der Liebling von Allen. Sein Freund, Ritter Macaire beneidete ihn um die Gunft des Königs und erpaßte die günstige Gelegenheit, als sie einst ganz allein im Walde vom Montargis wandelten, den Beneideten unversehens zu ermorden und zu verscharren. Macaire ging unbefangen an den Hof zurück. Niemand ahnte, auf welche Weise der unglückliche Aubry verschwunden war. Einige Tage später kommt dessen Hund, abgemagert, heulend, heißhungrig zu einem Bekannten, sättigt sich und läuft wieder davon. Mehrere solcher Besuche erregten Aufmerksamkeit. Man folgte dem Hunde in den Wald, fand ihn auf dem Erdbäusen über der Leiche seines Herrn und setzte diese in geweihter Erde bei. Also war Aubry ermordet worden. Aber wer war der Mörder? — Plötzlich sprang eines Tages der Hund auf Macaire, der im dicken Gezirre von Rittersn und Hofleuten ihm bemerklich geworden war. Ohne den Beistand der Gefährten hätte er den Ritter erwürgt. Die Wiederholung dieser Angriffe und die immer größere Festigkeit des sonst so sanften Thieres gegen Macaire erweckten endlich auch beim Könige Verdacht. Seinen dringenden Fragen setzte Macaire ein standhaftes Leugnen entgegen. Der König beschloß durch ein Gottesgerichtskampf zwischen Ritter und Hund die Wahrheit zu enthüllen. Schranken wurden auf der Insel Notre-Dame gezogen, Tribünen errichtet für König und Hof, Kampfrichter ernannt, die königlichen Banner ausgehängt, Trompeter und Pauker bestellt, das Zeichen zum Angriffe zu geben und dem Sieger ein Victoria zu blasen.

Ein Faß ohne Deckel war auf den Kampfplatz gerollt. Darin wurde der Hund an einer Jägerschleife festgehalten, bis Macaire mit leichtem Schild und einer Keule bewaffnet, ihm gegenübertrat. Die Trompeten ertönten, die Schnur löste sich und wüthend sprang der Hund von Montargis auf seinen Gegner ein, der mit einem Keulenschlage ihn vernichten konnte. Aber das gewandte Thier umtöbte den Ritter so lange mit Scheinangriffen und Seitensprüngen, bis es ihn irre geführt hatte, ihm unversehens auf die Brust sprang und sich festbiß, ihn niederwarf und erwürgt hätte, wenn nicht die Kampfrichter den um Gnade Flehenden von ihm befreit hätten. Macaire gestand nun Alles und büßte am Galgen für sein schändliches Verbrechen.

In Romanzen und Liedern wurde die Ritterthat des Hundes gefeiert und die Gerechtigkeit des Himmels gepriesen.



## Eine Wanderung zu den Pyramiden von Gizeh.

Nach Alex. Dumas.

**M**ir beschloßen für den folgenden Tag unsere Ausflüge bis zu den Pyramiden auszudehnen, und zugleich das in der Nähe von Kairo gelegene Schlachtfeld zu besichtigen, auf welchem vor mehr als einem halben Jahrhundert Napoleon die Mamelucken in die Flucht geschlagen hatte. Mit Tagesanbruch wurden die Esel vorgeführt, die uns in weniger als zehn Minuten nach Bulack trugen; hier setzten wir über den Nil und befanden uns halb darauf auf der Sandebene, die kein Denkmal weiter hat, als die Nähe der Pyramiden, welche, wie der kühne Feldherr seiner Armee zurief, auf das Schlachtfeld niederschauten. Und zu diesen Pyramiden ritten wir so schnell uns die Thiere fortzubringen vermochten. Wir glaubten, in einer Viertelstunde diese Steinhügel zu erreichen, hatten uns aber sehr getäuscht. Die Esel sanken bis an die Kniee in den Sand, und es dauerte wohl fünf Stunden, ehe wir bei der ersten Pyramide anlangten.

Es sind bekanntlich im Ganzen 40 Pyramiden vorhanden, alle auf der Westseite des Nil erbaut, und in fünf Gruppen gesondert. Uns war es aber um die größte, nordwestlich von Memphis gelegene, zu thun, welche man auch vorzugsweise bestiegt. Sie und ihre Schwestern führen von dem nahegelegenen Dorfe Gizeh den Namen, und diese Gruppe ist durch die Massenhaftigkeit ihres Baues die berühmteste. Die Pyramiden von Gizeh sind wie alle übrigen Grabmäler für die Könige; jede Pyramide bildet den Mittelpunkt eines Gräberfeldes, auf welchem die Verwandten, Priester und hohen Beamten des königlichen Erbauers begraben liegen, theils in Kammern in den Felsen ausgehauen, theils in hohen Malen, die in oblonger Gestalt mit schrägen Wänden und flachen Decken meist 12 Fuß hoch aufgebaut sind, als solide Würfel aus gewaltigen Quadern.

Zwischen den südlichen Pyramiden von Gizeh und den nörd-

lichen von Sakkarah ist nur eine geringe Strecke, und zwar ein Arm der Wüste.

Zu Sakkarah ist der alte Kirchhof von Memphis, die Mumienenebene genannt, besät mit Pyramiden und Grabmalen. Sein Anblick ist heutzutage niederschlagend und sehr düster. Die Raubsucht der Nachgrabenden hat überall Verwüstung verbreitet, die mit Sculpturen verzierten Grabmäler sind zerstört, der Boden ist mit Sandhügeln bedeckt, welche durch die Umwühlungen entstanden, und überall liegen die gebleichten Todtengebeine umher.

Vor der größten Pyramide von Gizeh machten wir Halt. Sie steht auf einem Felsen, der noch 100 Fuß über die höchsten Gewässer des Nils hervorragt. Seine Oberfläche ist eine von allem Pflanzenwuchs entblößte Wüste. Die erste Steinschicht ist in den Felsen eingelassen, und über dieser zählt man noch 202 andere, von denen die obere immer zurück weicht, so daß eine Treppe entsteht, die 428 Fuß 3 Zoll Höhe hat. Die Basis des gewaltigen Baues ist 716½ Fuß lang.

Diese große Pyramide ist genau nach allen vier Weltgegenden gestellt; jede ihrer vier Ecken sieht genau nach einem Hauptpunkte des Himmels; heutzutage würde man nur mit großer Schwierigkeit einen Meridian von so großer Ausdehnung, ohne abzuweichen, zeichnen können.

Aus dieser Stellung der Pyramiden hat man eine Thatfache von großer Wichtigkeit für die Geschichte unseres Erdballs gezogen, nemlich, daß die Stellung der Erdbachse sich seit mehreren tausend Jahren auf keine merkliche Weise verändert hat: die große Pyramide ist das einzige Denkmal auf der Erde, das vermöge seines Alterthums Gelegenheit zu einer solchen Beobachtung geben kann.

Es war keine ganz leichte Arbeit unter dem Strahl der heißen ägyptischen Sonne die Pyramide zu erklettern, und wir brauchten ziemlich eine halbe Stunde dazu. An der Spitze



Die Sphinx.



sind wenigstens zwei Steinschichten abgeschlagen. Ich erging mich auf der Platte, die etwa 30 bis 35 Fuß lang ist; einige noch aufrecht stehende ungeheure Steine kamen mir vor wie zerrissene Gipfel eines Gebirgskammes. Diese Steine waren mit Namen von europäischen Reisenden ganz bedeckt. Der Blick in die Umgegend ist höchst ergreifend. Indem ich der Stadt Kairo den Rücken wandte, hatte ich zu meiner Linken den unermesslichen Palmenwald, der bis nach Memphis reicht; hinter diesem Walde die Pyramiden von Sakkarah, und jenseits derselben die Wüste, — mir gegenüber die Wüste, und zu meiner Rechten die Wüste, eine weite feuergelbe Fläche, die keinen Punkt bietet, woran der Blick haften könnte, als höchstens ein paar vom Winde gebildete Sandhügel, die bloß erscheinen, um bald wieder zu verschwinden. Auf der entgegengesetzten Seite dehnt sich Egypten, d. h. der Nil aus, welcher in seinem smaragdgrünen Thalgrunde dahinsfloß, dann Kairo, die lebende Stadt inmitten der Todten. Jenseits von den Gräbern der Kalifen zog die Kette von Mokattam mit ihren dünnen Felsenabhängen, welche einer Granitmauer gleich den Horizont schließen.

Als ich hierauf meinen Blick nach unten richtete, erschienen unsere Esel und Feltreiter so klein wie Schnecken und Ameisen; ich versuchte, ihnen einen Stein zuzuworfen, aber mit welcher Kraft ich ihn auch fortzuschleudern möchte, er kam doch nicht über die Seitenwand der Pyramide hinaus, und langte nur dadurch auf dem Boden an, daß er von Stufe zu Stufe hinabrollte. Die Steine erinnerten auch mich an das Hinabsteigen, und ich muß gesehen, das erschien mir noch gefährlicher und schwerer als das Hinaufklettern. Jedoch, als ich die erste Stufe hinter mir hatte, folgte auch bald die zweite und dritte, und ich gelangte schneller auf den Boden als ich dachte. Uebrigens möchte ich Allen, die an Schwindel leiden, die Ersteigung der Pyramiden abrathen.

Wir gingen nun um das mächtige Gebäude herum, um etwas Schatten zu finden, wo wir ohne Gefahr, den Sonnenstich zu bekommen, unser Frühstück verzehren könnten. Aber die Sonne stand fast im Zenith, und die Hitze rieselte auf allen vier Seiten des Cheops-Denkmals gleichmäßig herab. Da zeigten uns die Araber auf der Nordseite der Pyramide eine Oeffnung, durch welche man in das Innere des großen Gebäudes gelangt. Dieses Thor ist etwa 45 Fuß hoch über dem Grunde und führt in eine enge Gallerie, die sich nach abwärts neigt, dann kommt ein Gang, 102 Fuß lang, der wieder aufwärts führt. Am Ende desselben ist ein horizontaler Kanal, der fast 100 Fuß lang ist; er führt in eine Kammer, das Zim-

mer der Königin genannt, von 18 Fuß Länge und 16 Fuß Breite. Diese Kammer ist jetzt leer. Eine andere Gallerie führt von dem Eingange des horizontalen Kanals aufwärts zur Kammer des Königs, und dieser Gang ist 125 Fuß lang, 25 Fuß hoch. Auf jeder Seite sind Wände von 21 Zoll Höhe und 19 Zoll Breite. Acht vorsiehende Steinschichten bilden die Mauern dieser Gallerie und geben ihrer Decke das Ansehen eines Gewölbes. Am Ende derselben befindet sich ein Ruheplatz, und da kommt man auf einen Vorplatz, der zu einer 3 Fuß 2 Zoll breiten und 7 Fuß 10 Zoll langen Oeffnung führt: dieß ist der Eingang zu der oberen Kammer, welche die königliche heißt, die aber ursprünglich durch Steinblöcke verschlossen und verborgen war.

Diese Kammer ist ganz von schönen, polirten Granitblöcken erbaut, und an ihrem westlichen Ende steht der Sarcophag, ebenfalls von Granit: seine Stellung ist von Norden nach Süden. Der Deckel dieses Sarges ist aber nicht mehr vorhanden. Hier machten wir Halt, aber der Dampf der Fackeln und der aufgewühlte Staub machten die Luft, trotz ihrer Kühle, nicht sehr angenehm. Als wir zurückkamen, besichtigten wir noch den am Eingang der horizontalen Gallerie befindlichen Brunnen; er ist bedeutend tief und steigt noch unter das Niveau des Nils herab. Bis auf 200 Fuß ist man hinabgedrungen, und dieß Hinabsteigen ist durch die unregelmäßigen, in den Wänden angebrachten Einschnitte sehr erleichtert. Ich verzichtete indessen gern auf diese Höllenfahrt, und war herzlich froh, als ich wieder das helle Sonnenlicht erblickte.

Unser Besuch galt nun der wunderbaren Sphing, die einige hundert Schritte näher dem Nil zu liegt, und gleich einem Riesentwächter ihre Pyramidenheerde bewacht. Mit Hülfe meiner Araber gelang es mir, der Sphing auf den Rücken zu klettern, und von da auf den Kopf zu steigen, wo ich mich in die Höhlung setzte, in der früher die heiligen Zierrathen und der königliche Kopfschmuck angebracht gewesen sein soll. Der Koloß wurde aus dem Felsen des Gebirgsguges selber ausgehauen, und da er sich 40 Fuß über den Boden erhebt, so kann man denken, welche ungeheure Steinmasse fortgehauen werden mußte, bis man nur die Ebene gewann. Die ganze Länge der aus einem Stein gehauenen Sphing ist 117 Fuß, der Umfang des Kopfes bis zur Stirne beträgt nicht weniger als 81 Fuß, die Höhe vom Bauch bis zur Spitze des Kopfes ist 51 Fuß. Sie ist in Wahrheit ein Räthsel, eine der geheimnißvollen Hieroglyphen, die das wunderbare Volk der Egypter uns hinterlassen hat und die ganz zu entziffern uns noch lange nicht gelingen wird.

## Ein heldenmüthiges Mädchen des siebzehnten Jahrhunderts.

In den politischen Wirren, welche im Dezember 1688 endlich zum Sturze Jakobs II., des letzten Stuart auf dem englischen Throne führten, war auch der schottische Edelmann Sir John Cochrane von Ochiltree mit verwickelt. Er hatte sich an der Erhebung des Grafen von Argyll betheiligt, war im Juli 1685 in die Hände der königlichen Gerathen und nach Edinburg gebracht worden, und harrete nun in dem gemeinen Gefängniß Tolbooth seines Urtheils als Hochverräther. Der Tag der Untersuchung kam, und selbstverständlich lautete der Spruch der Richter auf Tod.

Der Gefangene hatte mehrere Söhne und eine einzige Tochter Griseldis. Es war ihm gestattet seine Familie zu

sehen; um aber seine Söhne in keiner Weise irgend einem Verdachte auszusetzen, verzichtete er freiwillig auf deren Besuch, ja er verbot ihnen geradezu, sich anders als zum letzten Abschied vor seiner Hinrichtung bei ihm einzufinden. Die 18jährige Griseldis dagegen durfte so oft und so lange bei ihm sein, als sie wünschte. Da drehte sich denn ihre Unterhaltung meistens um ein dem König eingereichtes Begnadigungsgesuch. Obgleich sich mehrere Freunde für Sir John Cochrane verwendet hatten, war die Hoffnung auf Gewährung ihrer Bitte doch nur gering, und je näher der Tag der Entscheidung rückte, desto mehr gewann in Griseldis Herzen die Furcht die Oberhand, Ohne irgend eine menschliche Seele ins Vertrauen zu

ziehen, beschloß sie den kühnen Versuch, die Vollstreckung des Urtheils wenigstens zu verzögern, wenn es ihr nicht gelingen sollte, sie zu verhindern.

Kurz ehe der Rath in Edinburg das unterzeichnete Todesurtheil von London zurückwardete, entschuldigte sich „Grisell“ bei ihrem Vater, sie werde durch ein dringendes Geschäft verhindert sein, ihn in den nächsten Tagen zu sehen. Er ahnte sofort, daß sie irgend ein Wagemuth zu seiner Rettung unternehmen wolle, und warnte sie zärtlich. Ihre einzige Antwort jedoch war das lakonische Wort: „Ich bin eine Cochrane!“

Am andern Morgen, lange ehe die Bewohner Edinburgs wach waren, hatte Grisell, als ein Dienstmädchen verkleidet, auf einem entlehnten Pferde schon mehrere Stunden nach der Grenze zurückgelegt. Am Abend des zweiten Tages langte sie in der Wohnung ihrer alten Amme an, die auf dem jenseitigen Ufer des Grenzflusses Tweed einige Stunden unterhalb der Stadt Berwick wohnte. Sie wußte, daß sie dieser treyen Seele sich ohne Gefahr anvertrauen durfte, und theilte ihr rückhaltslos mit, daß sie entschlossen sei das Leben ihres Vaters zu retten zu suchen, indem sie dem Postboten das Felleisen abnehme, worin sich das Todesurtheil voraussichtlich befinden werde. Ein tollkühnes Unternehmen, möchte man sagen, wenn man bedenkt, daß jene berittenen königlichen Boten stets gut bewaffnet waren.

Von all den Erfindungen, die heut zu Tage den Verkehr beschleunigen, war damals noch keine gemacht; die Post von London, welche jetzt innerhalb zwölf Stunden in die schottische Hauptstadt gelangt, war ihre vollen acht Tage unterwegs: zwischen der Verurtheilung und Einrichtung ihres Vaters durfte Miß Cochrane also auf eine mindestens 16tägige Frist rechnen. Diese Zeit hatte sie benützt, um die bis ins Einzelne gehenden Nachforschungen über den Weg anzustellen, welche die Postboten zu nehmen pflegten. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß derjenige, welcher das Felleisen in Durham zur Weiterbeförderung übernahm, gewöhnlich Morgens acht Uhr in dem Städtchen Belford ankam, wo er in einem von einer Wittve gehaltenen kleinen Wirthshaus außerhalb des Städtchens abzustiegen und ein paar Stunden zu schlafen pflegte, ehe er seinen Weg fortsetzte. Darauf hin hatte sie ihren Plan entworfen.

Sie hatte sich mit ein paar kleinen Pistolen und einem Reitermantel versehen, den sie zusammengerollt an ihren Sattel hing; bei ihrer Amme angelangt steckte sie sich in die Kleider ihres Milchbruders, eines schlanken Burschen so ziemlich von ihrer Größe. So langte sie als junger Reitersmann etwa eine Stunde, nachdem der Postbote sich zur Ruhe begeben hatte, in jenem Wirthshaus an, um womöglich dem Schlafenden sein Felleisen zu entwinden.

Da die Wirthin keinen Pferdeböckel hielt, führte sie, wie alle hier Eintretenden, ihr Pferd selbst in den Stall, dann trat sie in die einzige Stube des Hauses und verlangte etwas zu essen. „Siehst du dorthin ans Ende des Tisches,“ sagte die Wirthin, „das Beste, was ich habe, steht schon darauf. Aber seid so gut und macht keinen Lärm, in dem Bette da schläft Einer, den ich nicht aufgeweckt haben möchte.“ Miß Cochrane versprach, sein Stille zu sein, und suchte etwas von dem Fleisch hinunterzuwürgen, das der Postbote übrig gelassen hatte. Als sie fertig war, verlangte sie Wasser zu trinken.

„Wie?“ versetzte die Wirthin, indem sie ihr den Krug reichte, „seid ihr ein Wassertrinker? Das ist eine schlechte Gewohnheit für ein Wirthshaus.“

„Ich weiß das,“ entgegnete der Gast, „darum zahl' ich auch

in jedem Wirthshaus ein Glas Wasser, wie wenn es Bier wäre.“

„Wie billig,“ antwortete die Wirthin, „es ist schön von Euch, daß ihr so vernünftig seid.“

„Ist der Brunnen, von dem Ihr dieses Wasser habt, in der Nähe?“ fragte die Miß. „Ich werde dankbar mich erweisen, wenn Ihr die Mühe nehmen wollt, mir frisches Wasser zu holen; dieses hier ist ein wenig zu lau.“

„Er ist ziemlich weit weg, aber einem so ordentlichen und bescheidenen Burschen kann ichs nicht abschlagen; ich will suchen so schnell wie möglich zurück zu sein. Nührt mir aber ja die Pistolen dort nicht an; sie sind scharf geladen,“ antwortete die Wirthin.

Sie ging. Sobald sie fort war, nahm Miß Cochrane mit bebender Hast sich leisen Schrittes dem Bettkasten, worin bei halbgeöffneter Thüre der Bote schlief. Sie machte die Thüre noch weiter auf, um das Felleisen zu ergreifen. Doch bittere Enttäuschung. Der kostbare Sack, um dessen Besitz sie mit Freuden ihr Leben dahingegeben hätte, lag als Kissen unter dem buschigen Kopf und den breiten Schultern des starken Mannes; ihm denselben unbemerkt zu entreißen, war reine Unmöglichkeit.

Nur ein paar Augenblicke stand sie indeß rathlos da. Schnell besonnen faßte sie einen andern Plan. Vorsichtig nahm sie eine der beiden Pistolen nach der andern und entleerte sie ihrer Ladung; dann nahm sie wieder ihren vorigen Platz am Tische ein. Kaum hatte sie sich von der Aufregung erholt, in welche sie der Gedanke versetzt hatte, der Mann könnte erwachen und sie über ihrem waghalsigen Geschäfte ertappen, so kam die Wirthin mit dem Wasser zurück. Nachdem sie einen kräftigen Zug gethan und der Wirthin ihren Gang reichlich bezahlt hatte, warf sie mit anscheinender Gleichgültigkeit die Frage hin, wie lange der andre Gast dort wohl noch schlafen werde? Dann stieg sie wieder zu Pferd und ritt in anderer Richtung als die, aus der sie gekommen, davon.

Einen Umweg von einer Stunde machend, lenkte sie allmählig wieder auf die Straße von Belford nach Berwick ein, auf der sie in Erwartung des nachkommenden Postboten langsam hinritt. Obgleich der eine Gedanke, ihren Vater zu retten, auch jetzt noch in ihrer Seele obenanstand, fühlte sie doch eine gewisse Beklemmung, wenn ihr die Möglichkeit einfiel, der Mann könnte ihren Betrug entdeckt und seine Pistolen wieder geladen haben. In diesem Fall, wußte sie wohl, war es um ihr eigenes Leben geschehen.

Jetzt hörte sie den Hufschlag eines Pferdes hinter sich, und mit dem verhängnißvollen Augenblick kehrte ihr Muth zurück. Sobald der Postbote, ein handfester, aber gutmüthig aussehender Mann, sie eingeholt hat, grüßte sie ihn höflich und reitet gleichen Schrittes neben ihm her. Nachdem sie dies eine Weile gethan, lenkt sie plötzlich ihr Pferd hart neben das seine und sagt mit fester Stimme: „Guter Freund, mich gelüftet's nach Deinem Felleisen da; ich muß es um jeden Preis haben und bin auf alle Fälle gerüstet, darum laß Dir rathen und gib mirs gutwillig. Wie du siehst, reite ich einen sinken Hengst; ich trage Feuerwaffen und bin mit Stärkeren als ich verbündet. Siehst Du jenen Wald dort? Ich rathe Dir nochmals: gib mir Dein Felleisen, reite eilends nach Belford zurück und wage in den nächsten drei Stunden Dich ja nicht in jenen Wald hinein.“

Es lag in den Worten und im Ton der Sprechenden etwas Unerwartetes und Geheimnißvolles, daß der Postbote sie einen Augenblick in stummem Erstaunen ansah. Sobald er seiner



Sinne wieder mächtig war, hob er indeß an: „Wenn Sie mit mir spaßen wollen, junger Herr, will ich Ihnen die Freude nicht verderben. Ich bin kein Dummkopf, der einem mutwilligen Jungen keinen Scherz verzeihen kann. Ist's aber ernst gemeint, sind Sie närrisch genug, auch nur an die Möglichkeit von so was zu denken, dann bin ich gerüstet,“ und damit hielt er ihr den Lauf seiner Pistole ins Gesicht. „Uebri gens scheint's mir, mein Bürschchen, Du seist in einem Alter, in dem ein Gartendiebstahl Dir besser ansteünde, als ein Angriff auf den königlichen Postboten, wenn Stehlen einmal durchaus Dein Gewerbe werden soll. Sei froh, daß Du es mit einem Manne zu thun hast, der nicht unnötig Blut vergießen will, und mach Dich davon ehe ich losbrücke.“

„Ich bin so wenig wie Ihr ein Freund von Blutvergießen,“ erwiderte das Mädchen, „was bleibt mir aber übrig, wenn Ihr keinen Rath annehmet? Ich hab's Euch gesagt: die Post will ich und muß ich haben. Jetzt wählt!“ Mit diesen Worten zog sie eine ihrer kleinen Pistolen unter ihrem Mantel hervor.

„Hoho! So sei denn Dein Blut auf Deinem Kopfe,“ sagte der Postbote, sein Gewehr abdrückend, das jedoch nur in der Zündpfanne abbrannte. Die unnütze Waffe auf den Boden werfend, wollte er sofort seine zweite losbrücken! doch auch diese versagte. Wüthend sprang der Mann vom Pferde, um seinen Gegner zu packen; das Mädchen aber wich mit einem behenden Spornen aus. Inzwischen war das Pferd des Boten einige Schritte vorausgekommen. Mit wunderbarer Geistesgegenwart benützte die junge Reiterin diesen Vortheil. Im Nu war sie an der Seite des ledigen Thieres, ergriff seinen Zügel und jagte mit ihm davon in den nahen Wald. Nach dem Verraubten zurückschauend, gewahrte sie mit Freuden, daß ihre Warnung gefruchtet hatte und er nach Belfast umlenkte.

Sobald Miß Cochrane im Walde angelangt war, band sie das fremde Pferd an einen abseits von der Straße stehenden Baum und machte sich an die Erdbrechung des Felleisens.

Mit Hülfe eines scharfen Federmessers gelang ihr dies trotz der daran angebrachten Schlösser. Mit gieriger Hand öffnete sie die königlichen Depeschen, die durch die Adressen an den Rath von Ebinburg, ihr Gewicht und die großen Amtssiegel leicht erkennbar waren. Sie fand darin nicht nur das unterzeichnete Todesurtheil ihres Vaters, sondern auch die Bestätigung verschiedener über andere Gefangene verhängter Strafen. Ohne sie näher anzusehen, zerriß sie dieselben sammt und sonders in kleine Stüchchen und verwahrte sie sorgfältig auf ihrem Busen. Alle Privatpapiere ließ sie im Postfelleisen in der richtigen Voraussetzung, der Wald werde bald genug nach allen Richtungen hin durchstreift werden, und die Briefschaften so nach kurzem Verzug an ihre Adressen gelangen.

Nun jagte sie wieder dem Häuschen ihrer Amme zu, kleidete sich um, gab den Reitermantel sammt den Pistolen der treuen Alten in Verwahrung und kehrte am nächsten Morgen nach Ebinburg zurück, nachdem sie unterwegs nur zweimal ein paar Stunden geraftet hatte. Grisell hatte ihr eigenes Leben nicht umsonst für das des Vaters gewagt. In der gewonnenen Frist gelang es, den Günstling und Rathgeber Jakobs II. durch 5000 Pf. Sterling zu bestechen, daß dieser seinem königlichen Herrn zur Begnadigung Sir John Cochranes rieth. Mehrere Jahre noch gestatteten die Verhältnisse es nicht, laut von dem Abenteuer des heldenmüthigen Mädchens zu sprechen; nachdem aber Wilhelm von Dranien den Thron Großbritanniens bestiegen hatte und Jedermann furchtlos von den überstandenen Gefahren erzählen konnte, kam auch diese Episode zu Tage.

Ob dergleichen Jugendstreich nur in früheren Jahrhunderten möglich waren, oder ob auch jetzt noch ein zartes Mädchen unter dem Druck ungewöhnlicher Umstände zu solch einer That sich gürten und sie glücklich durchführen könnte, mag Vielen der Frage werth scheinen. Die geehrten Leserinnen mögen sie sich selber vorlegen, da der Berichterstatter sich außer Stand sieht, ein entscheidendes Urtheil abzugeben.

## Freund Reinecke.

(Aus dem „Stenographischen Erzähler“ v. D. Ewald.)



Ist es Herbst und mit kalter Luft flimmert der Mond über den Bäumen. Leise rasfelt ihr braunes Laub, wenn der Nachtwind vorbeizieht; in den Fehengehöften brennt noch hie und da ein Licht, aber kein Wanderer zieht mehr des Weges. Die Fluren schlafen, kein Thier regt sich im Walde.

Da huscht mit einem Male über die Straße weg querselbein ein rother lustiger Geselle, der sich bedächtig dem einsamen Gehöfte nähert. Jetzt steht er plötzlich still, er spitzt die Ohren, aber es war nur ein morscher Ast, der sich geregt; er seht den erhobenen Kopf wieder zu Boden und in leichtem Trabe zieht er weiter über dem kurzen Grase. Jeden Laut, den ihm der Wind entgegen weht, prüft er mit seiner Witterung; immer wieder blickt er um sich, immer wieder huscht er zur Seite, wo ihm der Schatten am Wege drohende Wilder malt. Das ist Reinecke, der Held unserer Fabeln, der alte Schelm, der den

Von allen Thieren, welche die Dichtung in den Kreis des menschlichen Lebens hineinzog, hat keines eine so ausgeprägte Individualität, von Allen, welchen die Fabel menschliche Sprache leihet, spricht keines so klug und berebt wie er. Es ist vortrefflich, wenn Grimm versichert: „Der Fuchs sei der Fabel so unentbehrlich, wie Davison der Geometrie, er ist ihr Anführer und erster Actor.“

So haben auch schon die Alten sein Wesen mit aller Feinheit erkannt und dichterisch festgestellt, denn gerade durch die Vorsicht, mit welcher er sich der Beobachtung entzieht, fordert er die Beobachtung heraus. Jede Jagd ist hier ein Wettkampf, wer klüger sei, er oder der Jäger. Und weil nicht selten er es ist, der seine Gegner überlistet, darum wird er gehaßt und geschmäht, denn die Menschen leiden es nicht, daß einer geschickter ist, denn sie, und hollends einer, der vier Beine hat. Diese Klugheit nun, die nur Gewalt gebraucht, wo Gewalt gefahrlos ist, und mit der feinsten List zu Rathe geht, wenn diese rettet, ist der durchgehende Zug in Meister Reinecke; es ist nicht eine Eigenschaft, es ist sein Wesen.

Selbst die äußere Gestalt hat sich wunderbar diesem Wesen angelehnt, nicht in der Kraft, sondern in der Geschmeidigkeit liegt ihre beste Waffe; kein anderes Thier geht so spurlos

und leise, keins hat so viel Geduld und Zähigkeit und fügt sich so elastisch in die Lage.



Das einsame Gebiet, das der Fuchs beschleicht, ist ihm bekannt bis ins kleinste; er weiß jeden hohlen Baum und jedes Loch im Boden; immer geht er mit der Nase gegen den Wind, niemals ist er um einen Ausweg verlegen.

Wird er zur Flucht gezwungen, verläßt ihn doch nie die Geistesgegenwart; nur rasch ins Dickicht, nur nicht am Jäger vorbei, sondern im Zickzacklauf, das ist ihm das Nächste. Jeden einzelnen Baum, der die Deckung gibt, benutzt er mit kluger Sorgfalt.

So kann es nicht Wunder nehmen, daß ein Thier, dessen feiner Sinn fast an menschliche Berechnung mahnt, auch bei den Menschen jeder Zeit besondere Beachtung fand, wenn Sage und Lied, Sprichwort und Bild so oft auf Meister Reinecke zurückkommen. In den Fabeln wird er häufig als der leichte Neffe des alten Heggim bezeichnert. Von seinem „rothen Höslein“ erzählen die Märchen, und er selber schwört „bei seinem rothen Haupte.“ Fast überall ist er der Rathgeber der anderen Thiere, obgleich sie wissen, daß er „niemals Treue beging,“ aber seine schmeichelnde Rede und seine Verschlagenheit machen ihn doch immer wieder zum Helfer in der Noth.

Das scheue, verborgene Leben, das der Fuchs draußen im Walde führt, verräth sich schon in jenen Ausdrücken, wenn z. B. am Waldrand die Nebeldecken langsam steigen und sinken, dann sagt der Bauer: „Jetzt tochen die Füchse!“ und wenn man die abgelegenen Orte bezeichnen will, dann heißt es: „Da draußen, wo sich Füchse und Hasen Gute Nacht sagen.“



So sehr gift der Fuchs, trotz aller Umstände, doch immer als ein wildes, dem Menschen feindliches Thier. Seine Schlau-

heit verschafft ihm zwar ohne Unterlaß eine Rolle im erzählenden Vergleich—aber Keiner hört es gern, wenn er etwa damit verglichen wird, denn das ist stets ein Compliment, das dem Verstande auf Kosten des Charakters gemacht wird. Dagegen sträubt sich das Volk; man meidet Jeden, von dem es heißt: „Der ist ein Fuchs, der kennt alle Vortheile.“

So bleibt denn Reinecke bei allem Cult, den ihm die Menschen beweisen, doch immer ein verkanntes Genie, und am Besten thut er, wenn er weit weg von ihnen lebt, denn „weit davon ist gut vom Schuß.“ Das merkt er sich auch. Im heimlichen Dunkel des Waldes ist sein Aufenthalt, und nur am Abend streift er aus dem Holze ins Feld, aber sobald der Morgen dämmt, kehrt er wieder ins Dickicht, wo sein Bau steht. Wie es eben kommt, so nimmt er's hin. Sind junge Hasen im Feld, oder leichtes Geflügel, dann ist die Tafel reichlich besetzt, und gibt es magere Zeiten, dann wandelt er unverdrossen in den langen Ackerfurchen und fängt sich Mäuse. Geht's doch dem Raben auch nicht besser, der da drüben karrt und ihm gravitatisch zunickt, denn Fuchs und Rabe sind alte Freunde, die sich niemals ein Leid thun. Wo eine Lichtung im Walde ist,



sucht er sich gleich die alten modernden Stämme aus oder einen Baumstumpf, den er mit leichtem Sprung erreicht; dort setzt er sich possirlich zurecht und dehnt sich behaglich in der Sonne. Blinzeln und lugt er nach allen Seiten, doch bei dem geringsten Geräusch huscht er von dannen. Freilich bedingt auch hier die Dertlichkeit gar manchen Unterschied. In der Ebene, wo die Bewohnung dichter und deshalb die Gefahr viel größer ist, erscheint der Fuchs schon bei weitem vorsichtiger und scheuer als in den Bergen, wo er ungestört dahinlebt. Wie oft ist mir's begegnet zur Winterszeit, daß auf dem Gebirge einer kaum zwanzig Schritte vor mir vorüber trabte und mich ganz wohlgenuth ansah, als wollte er sagen: „Welch ein Narr, der um solche Zeit im Winter auf die Berge steigt, wo selbst unser Einem das Leben leid wird. Und in der That, der Winter ist hart genug, denn Futter gibt es nur spärlich und der Schnee verräth alle Spuren. Deshalb trabt denn der Fuchs auch wohl am liebsten auf gebahntem Pfad, und man sagt, daß es nirgends besser auf ihn zu passen sei, als wo der Weg sich kreuzt. Ein abgehärmtes Wild, das im Schnee verendet, oder ein Vogel, der aus der eisigen Luft zu Boden fiel, das ist oft



wochenlang seine einzige Beute, und selbst die machen ihm rigige Krähnen streitig.

Erst im Februar, wenn schon das geheime Wachsen des Tages beginnt und das graue Zwielficht der Dämmerung länger und länger wird, kommen bessere Zeiten. Dann wird es im Bau lebendig, und gar erst, wenn die Mariensonne scheint und die jungen Füchsen mit tollen Sprüngen auf dem weichen Moos sich herumtummeln, das den heimlichen Eingang des Hauses deckt und die Mutter behaglich daneben liegt und sie mit leuchtenden Augen begleitet, dann ist der Vater Tag und Nacht unterwegs um Nahrung zu schaffen für die Seinigen. Mit jubelnden Säken begrüßen ihn dann die Kleinen, wenn er ein festes Häslein oder einen Hähner mit blauen Flügeln, die sich noch regen, nach Hause bringt. Ihnen muß er zum Spielzeug dienen, und ihnen gehört der erste Lederbissen. Die Liebe, die der Fuchs für seine Jungen hegt, kennt keine Grenze noch Gefahr. Jedem Angriff hält er mit grinsenden Zähnen Stand, nicht die Klugheit, sondern der Muth ist jetzt seine Waffe. Niemals ist auch der Fuchs dem jungen Wildstande so gefährlich wie jetzt, denn er hat Hunger für Sieben, so oft er auf Raub ausgeht.

Ein kleiner Bergsee ist nicht wert von seinem Bau; die Ufer sind dicht mit Schilf bewachsen, und in dem hohen, knisternden Röhricht flattert wildes Geflügel. Schon neigt sich der Abend, der laue Wind streift durch das schwankende Schilf, und mit knorrigen Wurzeln greift der morsche Baumstrunk in die helle Fluth. Hier unten, längst den kleinen Buchten, tummeln sich die wilden Enten am liebsten; da kommen sie leicht ans Ufer,

und plätschernd wollen sie sich untertauchen, denn die Fluth ist klar und regungslos. Aber hier tummelt sich auch Freund Reinecke am liebsten. Hinter dem morschen Baumstrunk liegt er auf der Lauer, nur die Spitze des Kopfes vorgeneigt; ungebuldig, aber geräuschlos, bewegt sich die Ruthe. Es kommt der Entsch, sacht und breit rudert er herbei . . . nah, noch näher . . . nur noch einen Zug, dann ist's um ihn geschehen!



Tage und Wochen vergehen, ohne daß ein menschlicher Schritt an diesem Ufer hält; aber endlich, wenn's gegen den Herbst hingeht, kommt der flinke Jägerbursche und sieht, was der spitzbübische Fuchs ihm wieder an Federwild gestohlen, und schnell legt er sein Fangeisen, von den Farrenträutern bedeckt, hin.

Da kommt der schlaue Schelm wieder an. Behaglich und sachte schleicht er herbei . . . nah, noch näher . . . nur noch einen Schritt . . . und es ist um ihn geschehen.

## Curiositäten aus der Natur und Geschichte.

Gesammelt von W. S.

### 8. Die Mammothhöhle in Kentucky.

Es war ein heißer Tag. Aber aus der Höhlenspforte fluthete uns ein wunderbar frischer und kühler Luftstrom entgegen. Sonst hatte indeß diese Pforte eben nicht viel Außerordentliches. Sie war nicht so malerisch und großartig, wie viele der Eingänge zu unseren illyrischen Höhlen, die oft so reich geschmückt sind, wie die Thore zu unseren gothischen Domen. In einem breiten, allmählig sich abtiefenden Nasenloche des Waldbodens wandert man hier ganz bequem zu den unterirdischen Wundern hinab. Diese Höhle mit allen ihren Haupt- und Nebenästen stellt so zu sagen ein ganzes in den Boden gesenktes Flußsystem dar, dessen Haupt- und Nebenflußbetten unterirdisch ausgebildet wurden. Wenn man die Entfernungen in allen Gallerien zusammenzählt, so kommen vielleicht mehr als sechzig (engl.) Meilen Wegs heraus, und wer alle Partien bereisen will, kann dazu reichlich eine Woche verwenden.

Die Reise ist fast überall ziemlich bequem, und während der ersten paar (engl.) Meilen geht es gemacht etwas bergab, bis man zu der tiefsten Stelle des Ganges gelangt, wo die Räume mit Wasser gefüllt sind. Von da bis zu dem bezeichneten Hintergrunde geht es dann wieder 5 oder 6 Meilen weit etwas bergauf, in trockenen und wasserlosen Abtheilungen. Auf dem Wasser in der Tiefe ist ein kleines Fahrboot bereitet, in dem man etwa  $\frac{1}{2}$  Meilen weit auf dem sogenannten „Echo-Flusse“ dahin fährt. Dieser Echo-River ist der eigentliche Mammothhöhlenfluß, gleichsam der Lebensgeist, Schöpfer und Werkmeister dieses Wunderwerks.

Vermuthlich schon vor Tausenden von Jahren begann das Wasser hier seine Arbeit; es fand zuerst an verschiedenen Stellen Einlaß in den Boden und sickerte hier und da durch, bis es in dem Thale des benachbarten Green-River, eines Nebenflusses des Ohio, wieder herauskam. Auf seinem Wege dahin streifte es verschiedene leicht zerstörbare Striche der Erbrinde und wusch sie allmählig aus. Zuweilen folgte es vielleicht auch schon kleinen, zuvor bestandenen Rissen des Kalksteins, die es erweiterte. Diese Erweiterung und Auswaschung ging im Laufe der Zeiten so lange fort, bis festere Abern oder Schichten den Wasserangriffen widerstanden und der Seiten-Erweiterung ein Ziel setzten.

Stevens, unser Neger, zeigte sich uns nicht nur als ein sehr wohlunterrichteter Höhlenführer — er hatte sogar noch am Morgen vor unserer Einfahrt ein Kapitel der Geologie durchstudirt, um für uns besser an fait zu sein, nicht nur als ein sehr mittheilsamer und angenehmer Reisegefährte, sondern auch als ein ganz vortrefflicher Sänger. Mitten auf dem Fluße erhob er mit sehr wohlkautender Stimme einen kleinen Gesang, dessen Echo die Felsengewölbe in zauberisch verwandelten Klängen wiedergaben. Es murmelte wie in verhallenden Orgeltönen längs den dunklen Wänden hin, und wir konnten nicht satt werden, diesem musikalischen Naturspiele zu lauschen, dem jener Mammothhöhlen-Acheron seinen Namen verdankt.

Am merkwürdigsten und berühmtesten ist indeß der Echo-River durch das Thierleben, das in seinem licht- und farblosen Wallen der Mutter Natur hier am felsigen Busen liegt.

Es gibt jetzt wenigstens neun verschiedene Gattungen von lebendigen Höhlenbewohnern, doch sind sie nicht alle zu den Eingeborenen zu rechnen. Ganz bestimmt gehören wohl nicht die dortigen Ratten zu den Natives, sondern zu den Einwanderern, ebenso wie die Fledermäuse, die man bloß am Eingange des Schosslusses findet und die bunten Tagesvögel, die wohl zuweilen einmal auf der Verfolgung von Insekten in das Thor der Höhle schlüpfen, aber schnell wieder auf elastischen Flügeln zum Lichte sich emporzuschwingen. Vielleicht gehören zu den Eingeborenen auch nicht die kleinen Mücken, die zuweilen die Laterne des Besuchers umschwirren. Jedenfalls aber gehört dahin eine Spinne, die man selbst an den Wänden der entferntesten Gemächer kriechen sieht. Es war ein ziemlich großes Thierchen mit langen Beinen. Sie war weiß oder farblos, und dabei von äußerst zartem Körperbau; ich möchte fast sagen eine an Schwindsucht leidende Spinne. Ob sie Netze oder Gewebe spinnt, konnten wir nicht entdecken, aber ihre feinen Extremitäten waren fast selber wie ein Spinnengewebe. Als wir einige Exemplare in Spiritus zu setzen versuchten, schrumpften sie plötzlich zu fast unmerklichen Klümpchen zusammen.

Die größten der Urgeschöpfe dieses Labyrinths sind aber eine kleine Fisch- und eine Krebs-Gattung. Auch diese beiden Thierchen sind farblos und weiß wie Kletterpflanzen und haben auch wie der Proteus unserer illyrischen Höhlen das Sehorgan nicht entwickelt — zum Beweise, daß die Natur nur Organe schafft, wo sie nöthig und anwendbar sind, und auch ferner zum Beweise, wie sehr Sonne und Licht nöthig sind, um diese Organe zu entwickeln. Wohin sie nicht bringen, da gestaltet sich kein Auge, oder wenn es da war, so stirbt es ab. Die Vorgänger dieser Fische und Krebse lebten vielleicht früher auf der sonnigen Oberfläche der Erde; als sie sich aber in der Höhle verkrochen, da verdorrten oder verkrüppelten ihre Augen. Dagegen entwickelten sich desto mehr die Organe des Tastsinns. Die Fühlhörner an den blinden Krebsen fanden wir ebenso übermäßig lang, wie die Beine an der augenlosen Spinne. Wie es mit dem Gehörorgan der Thiere in diesen das Ohr so wenig reizenden und belebenden Revieren steht, mag wohl sehr schwer zu erforschen sein. Die Fische, die unser Stevens für uns fing, schienen indeß Energie, Fliehkraft und Beweglichkeit genug zu besitzen: sie ent schlüpften dem Netz mit Pfeilgeschwindigkeit. Daß ihnen etwas Feindliches nahe, nahmen sie wohl nur durch die Haut wahr. Aber es blieb uns noch ein Geheimniß, wie diese Thiere überhaupt noch die Idee von Feindlichkeit gewinnen konnten, hier, wo es keine Raubfische, keine Fischgeier, keine Alligators gibt.

Wir wurden doch am Ende ein Paar dieser Wasserbewohner habhaft. So lange wir sie in der Höhle hatten und auch noch die folgende Nacht blieben sie lebendig; am anderen Tage aber, als die Sonne aufging, mordeten sie die ersten Strahlen.

Die Nahrung dieser Thiere läßt sich leichter erklären. Das von oben zuströmende Wasser mag immer einige vegetabilische Stoffe mit sich führen; auch mögen von jeher Thiere von der Oberwelt in der Höhle verweist sein und das Wasser unten nahrhaft gemacht haben, so jene Ratten und Fledermäuse und jene am Eingange ein- und auschwirrenden Insekten und

Vögel. Selbst verweste Menschenkörper hat man entdeckt — Ueberreste der alten indianischen Bewohner der Umgegend, welche die Höhle zu Zeiten zu Begräbnissen benutzten.

Auch die Steinblumen des Labyrinths sind farblos, zuweilen phantastischen Eisblumen ähnlich, die der Winter an unsere Fenster malt, zuweilen ordentliche Steinblätter vorstellend mit langen gewundenen Ranken und tiefen Kelchen, die sich im haut relief von den Felsenwänden abheben und an einzelnen Stellen in äußerst reichen Bouquets und Gewinden daran herumhängen, ja wohl ganze Nischen bedecken und füllen.

Wir drangen am ersten Tage 9 engl. Meilen weit über Steinblöcke an gährenden Abgründen vorüber, und durch sehr enge Felsadänge bis zu den sogenannten Rocky mountains vor, mit denen der erforschte und gangbare Theil der Höhle endigt. Man sieht nach allen Seiten große Felswände bergan steigen und blickt auf fernere Schilde, die mit tausend wilden Zacken wie ein Haifischrachen besetzt sind. Wir fanden an den Abhängen jener „Felsengebirge“ ein käferartiges Thier, das nicht wie die übrigen Höhlenthiere weiß, sondern kastanienbraun gefärbt war. Diese kleinen Käfer krochen auf allen Felsenträufen herum und saßen auch gruppenweise beisammen.

Dann machten wir noch eine kürzere Excursion von 4 bis 5 Meilen, um die „Dome“ und die „Sternenkammer“ zu sehen. Die sog. Dome sind senkrecht hinabsteigende Brunnen, mit jenen Eislöchern zu vergleichen, die zuweilen in den Gletschern sich ausbilden. Sie scheinen wie gesonderte Gefäße für sich dazustehen, und hängen bloß hie und da durch kleinere in den Wänden ausgebohrte Löcher mit dem Ganzen zusammen. Wenn man einen solcher Dome herauswühlen und auf die Erdoberfläche stellen könnte, würde er aussehen, wie ein babylonischer Thonenthurm mit Spundlöchern und Fenstern. Wir kletterten zu einem dieser Fenster hinauf und blickten in die schwarze Finsterniß hinein. Unser Stevens zündete Papierfackeln und Strohbindel an, und leuchtete damit in ein höheres, seitwärts gelegenes Fenster, so daß wir nun die Säulen, Zacken und Pfeile nebst haarsträubenden Schlingen erschaute.

Durch meilenlange, ganz regelmäßig wie ein Stollen sich hinziehende Korridore, die mitunter gleich zwei Stockwerken übereinanderlaufen, naheten wir uns der „Sternenkammer.“ Der kluge Stevens hatte schon längst die Laternen ganz unvermerkt hinter einen Steinblock gestellt, so daß ihr Licht in die Höhe auf die Krystalle fiel, die das „Hängende“ dieses Theils der Höhle überziehen. Man blickt auf, und siehe, der schöne dunkelblaue Himmel mit all seinen Gestirnen scheint über uns zu glimmern, ein langes Thal liegt vor dem überragsten Blick, zu beiden Seiten ragen Berggipfel in die Wolken. Eine der lieblichsten Täuschungen der Natur! Das „Hängende“ ist nemlich von dunkelblauer und schwarzer Farbe, die Seitenwände dagegen sind weißlich oder hellgrau. Beide Farben setzen sich ober, wo Hängendes und Wände aneinanderstoßen, sehr scharf ab, das Dunkle erscheint wie ein leerer Raum und die hellgrauen Wände wie hohe Gebirgsränder. Die Sterne sind die auf dem dunkeln Gestein verstreuten kleinen Krystalle, die von den Strahlen des fernen Lampenschimmers getroffen aus der Höhe herabblitzen.



# Sonntagsschule.

## Nachklänge von Chautauqua.

Von R. Matt.

### II.

**I**ne der interessantesten Versammlungen, der ich beiwohnte, war die, in welcher „Land Sonntagsschulen“ zum Gegenstand der Belehrung vorgebracht wurden. Von großem Interesse deshalb, weil gerade in solchen Schulen große Verbesserungen und geordnetes System noth thun; sie haben oft weder Mittel noch Gelegenheit sich ihren Stadtgeschwestern gleichzustellen, und bezüglich der Vorbereitung bei Superintendenten, Lehrern und Schülern genießen sie auch nicht die Vorrechte, die eine Stadt bietet; schon deshalb nicht, weil die Arbeiter zu zerstreut wohnen und nicht den geselligen Verkehr haben wie die „Städter.“

Trotz all diesen Hindernissen kann eine Sonntagsschule auf dem Lande ebenso interessant und nützlich gemacht werden als in der Stadt, und zu diesem Ziele beizutragen will ich einige der angeführten Punkte zum Besten unserer Landschulen anführen. Die Schule sollte eröffnet werden mit zwei Gesängen und Gebet. Das Gebet sollte kurz, zweckmäßig und geistreich sein; ebenso die Lieder. Der Schluß soll wieder Gesang sein und etwa das Gebet des Herrn in Vereinigung.

Die Schule sollte in drei Abtheilungen getheilt sein: 1) die kleineren Kinder oder das „Kleinkinder-Departement;“ 2) das Mittel-Departement und 3) die Bibel Klassen. In der Abtheilung sollte man das Alter und die Fähigkeiten der Kinder im Augenmerk halten, auch sehr behutsam zu Werke gehen dabei.

In der Wahl der Lehrer sollte besonders weislich gehandelt werden. Die Tüchtigkeit derselben sollte wohl erwogen werden, besonders aber auch ob sie der bestimmten Klasse anpassen. Wo Mangel an Lehrern ist, mache man die Klassen größer; ein geübter Lehrer richtet mehr aus als drei ungeübte.

Nie stelle einen Lehrer an, dem es an religiösem Charakter fehlt, oder einen dessen Verstand noch unentwickelt ist.

Persönliche Gunst sollte nicht zu Rathe gezogen werden.

Der Superintendent sollte nie abwesend sein, ausgenommen in Krankheitsfällen, oder wenn sein Haus brennt oder wenn er bei der Districts Convention ist. In solchem Falle soll sein Gehülfe die Stelle füllen.

Ob Ordnung herrscht in einer Sonntagsschule, hängt ganz vom Superintendenten ab; er soll ordentlich sein und dazu sehen, daß Alle, die die Schule besuchen, ordentlich sind. Es ist oft schwieriger, die besuchenden Brüder und Schwestern in Ordnung zu halten als die Kinder. Der Prediger soll während des Unterrichts nicht herumlaufen und mit Lehrern und Kindern privatim sprechen. Um das Geräusch beim Bücher austheilen zu vermeiden, schaffe man die Bibliotheken ab und gebe den Kindern S. Schulblätter von gebiegem Inhalt. Muß man aber eine Bibliothek haben, so theile man die Bücher nach der Schule aus; sei aber sehr behutsam, was für Bücher man austheile.

Die Lektion kann abwechselnd vom Superintendenten und der ganzen Schule gelesen werden; ein besserer Plan ist, wenn der Superintendent für jeden Vers eine Nummer schreibt, dieselben vor Eröffnung der Schule an gewisse Schüler und Lehrer austheilt, die hernach jeder seinen bestimmten Vers zu seiner Zeit liest, dieses gibt dem Ganzen mehr Andacht.

Ein und eine halbe Stunde Zeit ist lange genug für die Schule von Anfang zu Ende.

Es wurde noch gar Manches verhandelt, das aber nicht hier angeführt ist. Sollten diese Winke für manche Schule von Nutzen sein, dann ist mein Zweck erreicht und ich habe meinen reichlichen Lohn.

## Jüdisches Volksleben zur Zeit Jesu.

Von B. Pid.

### VIII. Der Synagogen-Gottesdienst.

**D**ie Existenz einer Synagoge innerhalb des Tempels gehört zu den schwierigsten Fragen in der jüdischen Geschichte. Daß eine solche Synagoge vorhanden war, ist durch zeitgenössische Zeugnisse bestätigt. Angenommen daß die „sogenannte Quader-Halle,“ der Ort der Sitzungen war für das Sanhedrim oder hohen Rath, der nicht bloß mit gesetzlichen Entscheidungen sondern auch mit theologischen Vorlesungen und Discussionen sich beschäftigte, so konnte man leicht versucht sein anzunehmen, daß die Bezeichnung „Synagoge“ im weitern Sinne gebraucht wurde, da ja solche Gebäude im ganzen Lande für den oben angegebenen Zweck und für den Gottesdienst gebraucht wurde. Daß theologische Vorlesungen und Debatten im Tempel gehalten

wurden, wissen wir aus Luc. 2, 46, wo der Heiland beschrieben wird als sitzend „unter den Lehrern, denen er Fragen vorlegte.“ Und diesem Umstande ist zuzuschreiben, wie es kam, daß die Schriftgelehrten und Pharisäer so oft den Herrn mit ihren Fragen heftigten wegen des Messias, während er im Tempel lehrte.

Als mit der Länge der Zeit vor und zur Zeit Christi die theologischen Ansichten in Israel wechselten, da erwies sich der Tempelgottesdienst als ungenügend. Die bildlichen und vorbildlichen Elemente, welche das Leben des Tempelgottesdienstes bildete, hatten ihre geistige Bedeutung und Anziehungskraft für den größten Theil des damaligen Volkes verloren, und anstatt dessen war das Lehren, Wissen und äußeres Wesen eingeführt worden. Anstatt des Gottesdienstes des Geistes trat der des Buchstabens an dessen Stelle und bahnte dem Pharisäismus den Weg, die Synagoge trat an die Stelle des

Tempels, der Gottessohn, der „das Reich Israel aufrichten konnte,“ mußte einem Barrabas Platz machen, mit jenen das Volk richtenden Worten „sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“ Und trotzdem hatte der Synagogengottesdienst nichts, das den Herrn oder seine Apostel und ersten Jünger abhalten konnte, demselben beizuwohnen, bis dahin, wo die Trennung zwischen der Kirche und der Synagoge stattfand. Denn da der Unterricht einen wichtigen Bestandtheil des Synagogengottesdienstes bildete, so war damit die beste Gelegenheit geboten, an den betreffenden Schriftabschnitt der erklärt und ausgelegt wurde, anzuknüpfen und auf den hinzuweisen, der da verheißen war.

Die beiden Hauptgebete waren das Schma und das Schmone-Esre. — 1. Das Schma, welches jeder erwachsene männliche Israelite täglich zweimal, nemlich Morgens und Abends, zu beten hatte (Frauen, Kinder und Sklaven waren davon befreit), bestand aus den drei Abschnitten 5 Mos. 6, 4–9; 11, 13–21; 4. Mos. 15, 37–41; und hat seinen Namen eben von den Anfangsworten des ersten Abschnittes (5 Mos. 6, 4 Schma d. h. h ö r e I s r a e l u. s. w.). An diese Hauptmasse schlossen sich zu Anfang und zu Ende Dankfagungen an; und zwar gingen beim Morgen-Schma 3 w e i Dankfagungen vorher, e i n e nachher. Beim Abend-Schma 2 w e i vorher und 2 w e i nachher. Aus Josephus erhellt, daß dieses Gebet bereits zur Zeit Christi vorhanden war. — 2. das S c h m o n e E s r e oder die achtzehn Dankfagungen, auch das G e b e t schlechthin genannt, ein allgemeines Dank und Bittgebet, welches jeder Israelit (auch Frauen, Kinder und Sklaven) täglich dreimal, nemlich Morgens, Nachmittags und Abends zu beten hat. Der Grund, weshalb dreimal täglich gebetet wurde, ist nach rabbinischer Absicht aus Psalm 55, 17 und Daniel 6, 10. zu erklären.

Die folgenden Gebete geben wir in ihrer ursprünglichen Form und nicht mit ihren späteren Erweiterungen und Zusätzen.

1) Gelobet seist du, Herr unser Gott, König der Welt, der du das Licht gemacht und die Finsterniß geschaffen, der du Frieden machst und Alles geschaffen hast; der du in deiner Barmherzigkeit der Erde Licht gewährest und Denen, die auf ihr wohnen und in deiner Güte täglich und immerfort die Werke der Schöpfung erneuerst. Gelobet sei der Herr unser Gott für die Herrlichkeit seines Gnadenwerkes und für die lichtgebenden Lichter, welche Er zu seinem Ruhme geschaffen hat. Selah! Gelobet sei der Herr unser Gott, der das Licht gemacht hat!

2) Mit großer Liebe hast du uns geliebet, o Herr unser Gott, und mit herzlichem Erbarmen hast du dich über uns erbarmet. Unser Vater und unser König, um unserer Väter willen, die sich auf dich verließen, und die du die Gesetze des Lebens gelehret hast, erbarme dich unser und erleuchte unsere Augen, damit wir in Liebe dich und deine Einheit preisen mögen. Gelobet sei der Herr, der in Liebe sein Volk Israel sich erwählt hat!

Hierauf kam dann das S c h m a, (5. Mos. 6. 4–9; 11, 13–21; worauf dann folgte:

3) „Wahr ist es, daß du der Herr unser Gott und der Gott unserer Väter bist; unser König und der König unserer Väter, unser Retter und der Retter unserer Väter, unser Schöpfer, der Fels unseres Heils, unser Helfer und Erretter. Dein Name ist von Ewigkeit und außer dir ist kein Gott. Ein neues Lied sangen die zur Ehre deines Namens, die du am Schiffsmeer befreit hattest, und Alle dankten und huldigten einstimmig dir und riefen, der Herr Gott soll regieren, der Israel errettet hat.“

4) (Nur des Abends gesprochen) „Laß, o Herr, unser Gott, uns zur Ruhe niederlegen, und laß uns, unser König, wieder zum Leben auferstehen; breite über uns aus deine Friedenshülle, laß uns aufrecht bestehen vor dir durch deinen guten Rath, und hilf uns um deines Namens willen. Sei du unser Schirm; halte du ab von uns Feind, Pestilenz, Schwert, Hunger, Kummer und den Satan von vorn und hinten; birg uns unter den Schatten deiner Flügel; denn du, o Gott, bist unser Herr, Hüter und Retter und ein gnädiger und barmherziger König, behüte unsern Eingang und Ausgang zum Leben und Frieden, von nun an bis in Ewigkeit.“

Während nun das S c h m a mit seinen Dankfagungen vom Lesepult aus gesprochen wurde, wurden die 18 Dankfagungen vom Vorbeter vorn vor der Lade gesprochen. Diese 18 oder eigentlich 19 Dankfagungen, oder das G e b e t schlechthin, sind verschiedenen Ursprungs, die ältesten Stücke finden die drei ersten und die drei letzten, und wurden höchstwahrscheinlich zur Zeit Christi schon gebetet. An diese sechs Stücke reißen sich alsdann dem Alter nach 4. 5. 6. 8. 9. und 16. Die 7. Dankfagung datirt sich aus der Zeit großen Unglücks, vielleicht aus der pompejanischen Zeit. Die übrigen Dankfagungen datiren sich aus der Zeit nach dem Falle Jerusalems, besonders die 12., die gegen die ersten Jüdenchristen gerichtet ist. Am Sabbath wurden nur die drei ersten und die drei letzten gesprochen, ebenso bei anderen feierlichen Gelegenheiten, während andere Gebete dazwischen eingeschaltet wurden, wodurch dann jene „langen Gebete“ entstanden, die der Heiland (Marc. 12, 40; Luc. 20, 47) geißelte.

Zum Vorbeten war jedes Gemeindeglied befähigt, nur ein Minderjähriger nicht. Wenn der Vorbeter bei einer der Dankfagungen einen Fehler beim Vortrag des festgestellten Textes beging, so wurde er nicht vom Pult entfernt; dies war aber der Fall bei einem Fehler in der Benediction gegen die Christen oder Ketzer, weil man leicht den Verdacht hegen konnte, der Vorbeter sei ein geheimer Anhänger des Christenthums, und habe deshalb jenes Gebet nicht in vorgeschriebener Form recitiren wollen.

Auf das Gebet folgte alsdann die Schrift-Section (sowohl die pentateuchische, wie die prophetische), die durch einen Dolmetscher durch fortlaufende Uebersetzung in die aramäische Landessprache begleitet wurde.

An die biblische Section schloß sich aber noch ein erbäulicher Vortrag oder eine Predigt, durch welche der verlesene Abschnitt erläutert und praktisch nutzbar gemacht wurde. Dies sehen wir aus vielen Stellen des neuen Testaments, wo von dem „Lehren in den Schulen die Rede ist.“ (Matth. 4, 23; Marc. 1, 21; 6, 2.; Luc. 4, 15;) besonders aus Luc. 4, 20. ff. Der Vortragende pflegte während er sprach zu sitzen (Luc. 4, 20.). Auch diese Vorträge waren nicht an bestimmte Personen gebunden, sondern jedem kundigen Gemeindeglied gestattet.

Eine schöne Sitte, die das religiöse Leben charakterisirte, war es, daß Speise und Trank nie ohne Dank gegen Gott genossen wurden. Aber auch hier war Alles bis ins Kleinste geregelt: welche Formel man bei Baumfrüchten, welche bei Erdfrüchten, beim Brod, beim Gemüse, welche beim Essig, bei unreif abgefallenen Früchten, bei Heuschrecken, Milch, Eier, Käse anzuwenden habe, und die Gelehrten stritten sich noch darüber, wo diese und wo jene Formel zulässig sei.

Wo das Gebet in solcher Weise unter die gesellschaftliche Formel bekannt war, mußte es nothwendig zu einem äußeren Werkdienst erstarren. Was half es, daß die Gebete selbst schön und



gehaltreich waren, wenn sie doch nur darum gebetet wurden, damit man „der Pflicht genüge?“ Ist schon die gesekliche Behandlung des sittlichen Lebens überhaupt vom Uebel, so ist sie es beim Gebete, dieser zarstesten Blüthe des innersten Gemüthslebens, doppelt und dreifach.

Ein weiterer Punkt, in welchem die ganze Veräußerlichung des religiösen Lebens sehr scharf zu Tage tritt, ist das Fasten. Daß die Pharisäer viel fasteten und großen Werth darauf legten, wissen wir aus Matth. 9, 14.; Marc. 2, 18.; Luc. 5, 33. Es gab geordnete und freiwillige Fasten. In beiden aber war es sehr beliebt, das Fasten in möglichst augenfälliger Weise zu üben, um damit seinen frommen Eifer zur Schau zu tragen (Matth. 6, 16.). Aber das Schlimmste war die Grundanschauung, von der man bei alledem ausging. Man meinte durch solche Selbstqual eine Pression auf Gott auszuüben, um ihm seine Gnadenverweisungen, wenn er damit zurückhielt (z. B. wenn der Regen lange ausblieb), gleichsam abzugewinnen.

Nach all diesem war es nur zu sehr begründet, wenn der Herr seinen Zeitgenossen ein Mäcken-seigen und Kameele-verschlucken vorwarf (Matth. 23, 24.), und ihnen die schwere Anklage ins Gesicht schleuderte, daß sie die Becher und Schüsseln auswendig rein halten, aber inwendig voll Raub und Unmännlichkeit seien (Matth. 23, 25.), scheinen auch sie von außen vor den Menschen gerecht, aber inwendig sind sie voller Heuchelei und Unugend (Matth. 23, 27—28.). Wohl gab es auch edle Charaktere unter den Pharisäern, die auch einzelne Lichtblicke in das Religiöse warfen. Aber diese Lichtblicke sind von den tieferen Schatten begleitet, welche das Wort Pauli zu seiner vollen Geltung kommen lassen, „sie haben einen Eifer um Gott, aber in Unverständnis“ (Röm. 10, 2.). Der Pharisäis-

mus, der den Buchstaben dem Geiste vorzog, hatte mit seinem starren Formalismus eine furchtbare Last auf die Schultern des Volkes gelegt, jene „schweren und unerträglichen Bürden“ (Matth. 23, 4.).

Darf es uns da wundern, daß die Lehre und Predigt des Herrn in der Synagoge aller Augen auf ihn richtete, der dem Volk eine neue Ideenwelt eröffnete, ihm die Gott wohlgefälligen Opfer vor die Seele führte und ans Herz legte und sie von dem lästigen Pharisäerjoch befreien wollte, wenn er sprach: „Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ War ja seine Lehre wie ein frischer Quell, der das dürstende Volk erquickte und so sehr mit sich fortrif, daß „es sich entsetzte über seine Lehre, denn er predigte gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten“ (Matth. 7, 28. 29.). Der stolze Pharisäer, der mit hochmüthigem Herzen im Tempel betete und verächtlich auf Sünder und Zöllner herabsah, hatte kein Herz für die Noth des Volkes, der Heiland liebte sein Volk, ja liebte es so, daß er über dasselbe weinte.

„Dein Heiland weint, merk auf, Jerusalem,  
Er weint um dich von deines Delbergs Höhe!  
O daß mein Volk sein Heil zu Herzen nähm,  
Denn diese Thränen deuten schweres Wehe;  
Vor deinen Thoren sieht er schon den Feind:  
Dein Heiland weint!“

\* \* \*  
„Dein Heiland weint; — o edle Perlenfluth;  
Leg, Menschheit, sie zu deinen Reichthümern;  
Des Heilands Thränen und des Heilands Blut  
Sind Perlen und Rubinen armer Seelen;  
O schön, wer so geschmückt vor Gott erscheint:  
— Dein Heiland weint!“

## Die Bekehrung der Jugend.

Von C. Weßling.

Die Jugend ist die Hoffnung der Kirche, und um diese zu gewinnen, sollte Alles gethan werden, was irgendwie für diesen Zweck geeignet sein mag.

Es kann und soll freilich viel für die Kinder gethan werden in der Familie, und wird auch gethan, wenn hier der rechte Geist herrscht und die rechte Methode befolgt wird. Christliche Erziehung in der Familie ist von unberechenbarem Segen für die Kinder, aber sie macht die kirchlichen Bemühungen zur Bekehrung der Jugend nicht überflüssig. Ich hätte noch den Ersten zu treffen, der in das Christenthum hineingewachsen wäre. Das Wort Jesu, „das Himmelreich leidet Gewalt, und die ihm Gewalt anthun, die reißen es zu sich“, gilt sowohl für Kinder als für erwachsene Personen.

Man hört freilich hin und wieder die Meinung äußern, daß jugendliche Bekehrungen nutzlos wären, die Jugend verstehe es noch nicht und deshalb fielen sie auch wieder ab, wenn sie sich auch wirklich bekehrten. Oder, „es sei doch nur meistens eine erzwungene Sache, etwa den Eltern, Lehrern, oder Predigern zu Gefallen, und nicht aus eigener Ueberzeugung.“ Freilich haben Personen mit solchen Ansichten gewiß kein Interesse für die Bekehrung von Kindern; ja im Gegentheil ist bei ihnen oft ein Gegengefühl, wenn Anstrengungen gemacht werden zur Bekehrung von Kindern, oder wenn solche an den Betaltar hervorkommen.

Betrachten wir aber die Einwendungen ein wenig näher, so werden wir finden, daß sie grundlos und unbiblisch und gegen Thatsachen sind. Wie viel Erkenntniß ist denn

nothwendig zur Bekehrung? Muß ein Kind den Heilsplan durch und durch verstehen, ehe es sich recht bekehren kann? Wenn so, so haben nur wenig erwachsene Erkenntniß genug, um sich bekehren zu können. Oder sollten diese, oder jene theologischen Tiefen erst erfaßt werden können, ehe ein Kind sein Herz Jesum geben kann. Wie jener gelehrte Professor ein halb erwachsenes Mädchen, die sich durch unser Wirken bekehrt hatte, examinierte und da sie nicht auf alle seine gelehrten Fragen genügende Antworten geben konnte, die Bekehrung für Einbildung erklärte.

Die Bekehrung ist eben viel mehr Herzens- als Kopf-Sache. Darum bekehren sich oft manche gelehrte und aufgeklärte Leute nicht, während oft weniger gelehrte und begabte, aber aufrichtiger Leute sich dem Herrn ergeben. „Ich danke dir Vater, daß du solches den Klugen und Weisen verborgen hast, aber den Unmündigen geoffenbarest.“ „Nicht viel Ehre, nicht viel Kluge und Weise, sondern, was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt.“ „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ u. s. w. Sobald man dem Kinde den Unterschied zwischen Recht und Unrecht deutlich machen kann, daß es ein böses Herz hat und mit einem solchen nicht in den Himmel kommen könne; daß aber Jesus gekommen sei, die Sünden zu vergeben, und ein neues Herz zu schenken, wenn man im Glauben zu ihm kommt, sobald ist es alt genug, sich zu bekehren. Oder sind sie etwa geschickter ihre Herzen Jesum zu geben, wenn die Sünde ihre bösen Wurzeln recht tief geschlagen hat? Wenn sie erst recht in des Satans Tiefen und Geheimnisse eingeweicht

sind? Und wenn sie die Tücke und Ränke einer verdorbenen Jugend kennen gelernt haben? Sicherlich nicht. Allerdings fallen Manche, die sich jung bekehren, wieder zurück; ist aber dieses nicht auch der Fall mit manchen Erwachsenen? Im Gegentheil: Sehr Viele bekehrten sich frühe und blieben ihr ganzes Lebenlang treu. Samuel, Daniel, Sadrach, Mesch, Abednego, Thimotheus sind Beispiele hiervon. Daß manche jung Bekehrten oft wieder abfallen, daran ist auch wohl hauptsächlich die Schuld in der Familie und Kirche zu suchen. Man wandelt

ihnen nicht vor, man wacht nicht über sie, wie man sollte, man leitet sie nicht immer an, wie man sollte.

Es ist bewiesen, daß der eigentliche Charakter des Menschen in den meisten Fällen zwischen dem 8. und 16. Jahre gebildet wird. Aus 1000 Bekehrungen, finden mehr als 500 vor dem 20. Jahre statt. Die Statistik einer Conferenz ergab, daß von 149 Predigern das durchschnittliche Alter ihrer Bekehrung 15 Jahre und 7 Monate war; und ein Sechstel von ihnen wurde bekehrt vor dem 18. Jahre.

## Die Pflicht der Kirche, der Sonntagschule gegenüber.

Von M. Mayer.

Die Jugend ist die Hoffnung der Kirche, und wir haben ganz besonders als ein Zweig der christlichen Kirche uns der Jugend anzunehmen, und unsere ganze Aufmerksamkeit auf dieselbe zu richten, und alle uns zu Gebote stehenden Mittel zu gebrauchen, unsere Jugend für den Herrn und die Kirche zu gewinnen; so wir anders als Gemeinschaft fortbestehen wollen. Besonders sollten die Eltern der Kinder am Ersten darauf bedacht sein, dieselbe in der Zucht und Vermahnung zum Herrn zu erziehen, und frühzeitig dieselben zur Kirche und Sonntagschule anzuhalten; denn die Sonntagschule ist als eine Pflanzstätte für die Kirche zu betrachten, und sollte daher ganz billig die Sache allgemeiner Theilnahme sein, für ihre sämtliche Gliederschaft. Unter dem Ausdruck Kirche verstehen wir Prediger, Beamte und ein jedes einzelne Glied derselben. Dem Prediger auf seinem Wirkungskreis ist die wichtige Pflicht von Gott und der Kirche auferlegt: „Weide meine Lämmer.“ Er sollte vorzüglich der Jugend seine Aufmerksamkeit schenken, so viel als möglich, und dieselbe mit kindlicher Liebe und Zuvorkommenheit, mit Unterricht in den Heilswahrheiten, je nachdem sie es mit ihrem kindlichen Verstand und Herzen begreifen und fassen können, sie für Gott und die Kirche zu gewinnen suchen. Auch sollte er der Sonntagschule immer beizohnen, damit die gute Sache gefördert, und den Kindern Lust und Liebe zum Wort Gottes eingebläht werde.

Aber ganz besonders sollten die Eltern der Kinder sich in der Sonntagschule betheiligen, so auch ein jedes Glied der Gemeinde; keines sollte fehlen, wenn anders Gesundheit und Leibeskräfte es erlauben, und sonst keine unvermeidliche Hindernisse in den Weg kommen. Hier können alle arbeiten; je nachdem der liebe Gott ihnen Gaben und Talente verliehen hat. Es ist eine Thatsache, die nicht geleugnet werden kann, daß noch

viele Eltern und Glieder der Kirche ihre Verbindlichkeit, gegenüber der Jugend und Sonntagschule, nicht erkennen, sondern dieselbe nur als ein Anhängsel der Kirche betrachten, das nur so gebrauchshalber aufgehalten wird, und weiters keine Beachtung und Unterstützung verdient. Solche Leute erkennen den Werth der Jugend und ihre große Aufgabe nicht; erkennen nicht, daß die jugendlichen Seelen mit dem theuren Blut Christi erkaufte sind und daß sie in Gefahr stehen, von der bösen argen Welt verführt zu werden, und somit schon in ihrer frühen Jugend der Grund zu ihrem künftigen Verderben kann gelegt werden. Der Christ hat kein Recht, nach Willkür im Dienste Gottes zu handeln; es ist seine Pflicht, für den Herrn und seine Reichsache zu leben und zu arbeiten. Die Liebe Christi sollte ihn dazu antreiben, seine Pflichten treu zu erfüllen; in Anbetracht, daß der Herr an jenem Tage Rechenschaft fordern wird. Müßige Zuschauer will der Herr keine haben, sondern fleißige Arbeiter in seinem Weinberge. Alle sollen Mithelfer sein, Prediger, Lehrer und Glieder der Gemeinde, am großen Werk der Seelenrettung, wozu auch die Jugend gehört.

Es ist auch die Pflicht der Kirche, wenn die Sonntagschule gedeihen und fortbestehen soll, daß dieselbe mit Geldbeiträgen unterstützt werde, um die nöthigen Ausgaben für gute Bücher und Kinderblätter u. dgl. zu bestreiten. Eine gute Bibliothek, die Lectiionsblätter, Kinderfreunde und Lämmerweide sollten in jeder Sonntagschule zu finden sein. Besonders sollte die Sonntagschule und die Jugend überhaupt ein Gegenstand des Gebets sein, damit der Herr seinen Segen und Gedeihen dazu schenken möge. Möge der Herr, das Haupt seiner Kirche, uns Gnade schenken, unsere große Aufgabe zu lösen, der Jugend uns anzunehmen, damit sie für die Kirche und den Himmel gewonnen werde.

## Ein angenehmer Ausflug.

Auf eine freundliche Einladung der Brüder der New York Conferenz, ihrer Sonntagschul-Convention beizuwohnen, machte ich mich am Abend des 25. Septembers auf die Reise und traf am nächsten Tage zur rechten Zeit in der freundlichen Stadt Utica ein, woselbst die Zusammenkunft statt fand. Die Brüder Prediger waren meistens schon dort, und nach und nach stellte sich auch eine bedeutende Anzahl der Delegaten der verschiedenen Sonntagschulen ein, so daß die nicht sehr geräumige Kirche ziemlich angefüllt wurde. Es gewährte uns besonders große Freude, daß viele der lieben Brüder und Schwestern sogar aus bedeutender Ferne herbeigekommen waren und also weder Mühe noch Kosten scheuten, die

Convention zu erreichen. Das zeigt doch, daß ihnen die Sonntagschulache am Herzen liegt. So ist's auch recht: Nicht Nebenache, sondern Herzensache muß das Sonntagschulwerk uns werden, sonst gedeiht es nicht.

Bruder M. Lehn, das wackere, unermüdlche, allem Alter scheinbar trohende Männlein, führte den Vorsitz auf eine sehr befriedigende Weise. Br. A. Unholz von Rochester war, wie immer, Sekretär. Nachdem die einleitenden Geschäfte verrichtet waren, wurden verschiedene, die Sonntagschulache betreffende Abhandlungen verlesen. Die erste, von Bruder Schlent geliefert, sollte die Kennzeichen einer gefunden und lebensfrischen Sonntagschule ins Licht stellen. Wenn die Schu



Hunger hat, daher aufmerksam und lernbegierig ist, wenn die Theilnehmung allgemein ist, wenn die Schüler zu Jesu geführt werden, dann muß die Schule gesund sein. So meinte der Schreiber und so meinen wir auch.

Dr. J. Siegrist sollte die Schwierigkeiten, welche sich bei Abhaltung des catechetischen Unterrichts zeigen, schildern. Er bemerkte dabei ganz richtig, daß sich diese Schwierigkeiten viel leichter aufzählen als heben ließen, denn er könne da aus Erfahrung reden. Er erwähnte dann mehrere dieser Schwierigkeiten, als: Mangel an einem guten System, die Gleichgültigkeit von Kindern und Eltern dieser Sache gegenüber &c. Davan knüpfte er noch eine sehr interessante Schilderung, wie er in solchem Unterricht, bei den Kindern, durch persönliche Anregung ein Interesse für das Geistliche zu wecken gesucht, und welchen Erfolg er dabei erzielt habe. Diese Besprechung, sowie die Thatfache, daß nachher bei Vorlegung einer Anzahl von Fragen die meisten sich auf den catechetischen Unterricht bezogen, zeigte deutlich, wie das Bedürfnis nach solchem Unterricht immer mehr gefühlt und die regelmäßige Ertheilung desselben gefördert wird.

Dr. M. Jauch, der „Vaterunsermann,“ bei welchem zu herbergen ich das Vergnügen hatte, und der mich sammt seiner freundlichen Gattin durch gute Bewirthung zum herzlichsten Dank verpflichtete, verlas eine Abhandlung über die Frage, ob etwa der Gebrauch der „Internationalen S. S. Sectionen“ nicht eine gewisse Steifheit und Einförmigkeit des Unterrichts zur Folge habe. Da dieser Aufsatz den Lesern des Magazins seiner Zeit wörtlich mitgetheilt werden wird, wollen wir weiter nichts darüber sagen.

Sehr interessant und aufmunternd waren die Berichte des Generalsuperintendenten C. Boller von Buffalo und der beiden Gehülfsuperintendenten, deren Namen uns leider entfallen sind. Sie berichteten, daß sie im Laufe des verflossenen Jahres die meisten Sonntagschulen besucht und ein vermehrtes Interesse in der Betreibung derselben gefunden hätten. Dr. Boller sagte, daß die Gemeinden die hohe Bedeutung der Sache immer mehr einsehen lernten, und daß in der Conferenz eine Anzahl Muster-Schulen und Gemeinden seien—denn wie die Gemeinde, so sei auch gewöhnlich die Sonntagschule. Das ist sehr richtig. Auf eine rührende Weise erzählte der Berichterstatter, wie an einem Tage nach einer Sonntagschulversammlung der Superintendent um Erlaubniß ersucht habe, noch eine

Bekenntnißstunde mit den Schülern halten zu dürfen, und wie da eine ganze Anzahl neubekehrter Schüler ihren Heiland bekannt hätten. Ja, das sind Früchte der redblichen Sonntagschularbeit. Auch schilderte er, wie die Arbeit im Sonntagschulgarten nicht nur Mühe verursache, sondern auch herrliche Genüsse biete. Solche Thatfachen sind natürlich herzerquickend.

Die Statistik der 45 bei der Convention repräsentirten Schulen zeigte 176 Bekehrungen; 1825 Untersreiber für den „Christl. Kinderfreund“ und daß etwa \$1915 während des verflossenen Jahres in den Schulen für verschiedene Zwecke gesammelt wurden. Ein hundert sechs und siebenzig Bekehrungen! Welch himmlische Gedanken erweckt dies. Wenn die nun Alle treu bleiben und weiter wirken, daß Andere bekehrt werden, welch eine Ernte ist das!

Die Abendversammlungen waren besonders zahlreich besucht und geeignet. Ansprachen an Jung und Alt wechselten bei denselben mit Gesang und anderen Uebungen, und es ist nur gerecht, hier noch beizufügen, daß der Gesang ausgezeichnet war.

Bei dieser Convention wurde mir auch der längstgehegte Wunsch erfüllt mit dem, den Lesern des Magazins aus der Erzählung „Schleichwege“ nicht unbekannten Vater „Marcellus Heimhülger“ persönlich bekannt zu werden. Sein Aussehen ist noch recht jugendlich frisch, und in dem stattlichen, athletischen Körper wohnt eine kindliche Johannesseele, welche immer zu sagen scheint: „Kindlein liebet einander,“ aber wenn es Noth ist auch sagen kann: „Wer Sünde thut, der ist vom Teufel!“ welches Echo fanden die Worte: „Wenn er nur fünfzig Jahre jünger wäre,“ welche die Brüder mit Bezug auf Vater S. so oft wiederholten in meinem Herzen. Wie könnte er dann sein ausgebreitetes Wissen im Dienste der Wahrheit verwerten, nachdem er der römischen Nacht entronnen ist. Auch mit Dr. S. Moyer von Canada, welcher eine äußerst anziehende Ansprache an die versammelten Schüler hielt, machten wir angenehme Bekanntschaft.

Im Ganzen war die Convention sehr geeignet und erfolgreich, und meine Neigung drängte mich wohl noch mehr davon zu schreiben, aber der Raum ist leider zu beschränkt. Für ihre Freundlichkeit danke ich all den Brüdern von der Convention.

B. S.

## Des Saulus Bekehrung.

### 6. Section für Sonntag den 5. November 1876. Apstg. 9, 1—18.

Grundgedanke: Eine neue Creatur in Christo. Haupttext: Jes. 36, 26.

**Ort und Zeit.** Die Verlichkeit der Lichterscheinung ist nicht näher bestimmbar, als daß es nahe der Stadt Damaskus war. Dies die Hauptstadt Syriens, deren Bevölkerung vor nicht langer Zeit auf 250,000, jetzt auf 75,000 geschätzt wird; ist also immer noch eine bedeutende Stadt. Sie ist 50 Meilen vom Mittelmeere gelegen und 6—8 Tagereisen von Jerusalem, am Fuße des Anti Libanon, in einer wahrhaft paradiesischen Ebene, die sich nach Süden und Südosten hin ausdehnt. Man will heute noch den Ort aufzeigen können, wo Ananias mit Saulus zusammengetroffen und des letzteren Bekehrung also sich vollendet hat. Was die Zeit betrifft, so herrscht keine Uebereinstimmung; die Differenzen betragen 6 ganze Jahre, indem Manche seine Bekehrung bis 34 hinaufreichen, Andere bis 40 herabsetzen. Da das Apostelconcil Apstg. 15, 4 ff. spätestens 51 nach Christo fällt, Paulus aber selbst von seiner Bekehrung an bis zu demselben [Gal. 2, 1.] 14 Jahre rechnet,

so geht man am Sichersten, wenn man 37 als das Jahr der Bekehrung annimmt.

**I. Des Saulus altes Leben.** B. 1—2. Das noch in B. 1 ist bedeutsam. Nach Cap. 8, 1 und 3 hatte er Wohlgefallen am Tode des Stephanus und wurde darauf sofort zum aktiven Verfolger der „Nazarenen.“ Seine planmäßige Verfolgungsarbeit scheint einige Zeit gedauert zu haben in und um Jerusalem. Aber damit war er noch nicht befriedigt; auch anderswo wohnende Jünger wollte er die Stärke seines Armes fühlen lassen. Denn noch war er nicht nachgiebiger geworden; vielmehr war er voll drohender Mordgedanken, sein ganzes Innere brannte in lichterloher Flamme der Leidenschaft empor auf die Jünger des Herrn los, sie zu zerstören und zu verderben. Darum erholte er sich denn auch brieflich Autorität bei dem Hohenpriester an die Synagogen zu Damaskus. Da das Gesetz und die Propheten in den Synagogen gelesen

(und auch ausgelegt) wurden, die ersten Christen aber nach dem Vorgange Jesu und der Apostel vom Alten Testament hoch hielten, so trennten sie sich nicht sofort von den Synagogen, sondern machten die Gottesdienste mit, weshalb Saulus sie daselbst aussindig zu machen hoffen konnte.

**Anmerkung.** Der Hohepriester konnte die nöthige Autorität ertheilen, weil es sich nach der damaligen jüdischen Auffassung um Gesetzesübertretung handelte, welche in die Gerichtbarkeit des hohen Rathes fiel. Bei Vergehungen gegen ihr Gesetz konnten sie auch Strafen verhängen, und nur bei der Todesstrafe mußte die römische Einwilligung eingeholt werden bei dem Stadthalter.

Saulus handelte im Sinne strenger Gesetzesgerechtigkeit und meinte, was er thue, sei im Sinn und Geist des Alten Testaments—so groß war seine Verblendung, die sich zum förmlichen Fanatismus, zur förmlichen Verfolgungswuth steigerte. Paulus hat hernach öfters auf seine große Sündhaftigkeit zurückgewiesen (z. B. Gal. 1, 13; 1. Tim. 1, 13, 15, wo er sich den vornehmsten, den größten Sünder nennt).

**II. Die himmlische Erscheinung.** B. 3–9. Diese muß etwas ganz Ueberwältigendes gehabt haben, sonst könnte bei einem Manne wie Saulus keine solche Veränderung bewirkt worden sein.

**1. Die Offenbarung.** Ein Licht vom Himmel, heller als der Mittagssonnenglanz (Cap. 26, 13), umleuchtete ihn, und war plözlich; eben noch mit dem Gedanken seines schwarzen Vorhabens beschäftigt, stürzt ihn die Allgewalt der Lichterscheinung sofort zu Boden. Körperlich überwältigt, ist er nun auch empfänglich für die Worte, die aus dem Lichtstrahl heraus gesprochen werden und fragt auf das erste Wort ganz demuthsvoll: „Herr, wer bist du?“ Es war also kein gewöhnliches Licht, weder Blitz noch Sonnenstrahl, noch auch die Stimme des Donners, denn diese spricht nicht mit solcher Bestimmtheit; es war der Herr Jesus selbst, der in himmlischer Herrlichkeit sich ihm offenbarte, wie er nachher selbst ausdrücklich hervorhebt (1. Kor. 15, 8) und auf welche Thatsache er 1. Kor. 9, 1 auch seine Apostelschaft gründet.

**2. Die Wirkung auf ihn und seine Begleiter.** Was zuerst diese betrifft, so waren diese nach Cap. 26, 14 gleichfalls zu Boden gefallen, von Furcht und Schrecken übernommen, waren aber dann wieder aufgestanden (s. B. 7 unserer Section). Das Licht hatten sie natürlich gesehen (Cap. 26, 13), aber keine Person (B. 7 wieder); so hatten sie auch nach B. 7 wohl eine Stimme, d. h. ein unbestimmtes donnerartiges Getöse gehört, aber die zu Saulus gesprochenen Worte hatten sie nicht vernommen (Cap. 22, 9). Ob die Sache weitere Nachwirkungen bei ihnen gehabt, wissen wir nicht; jedenfalls waren sie bereit, den Saulus ferner zu begleiten und ihm nun als Wegführer zu dienen.

Saulus war innerlich auf einmal ganz wie zermalmt. Als er von der Erde sich erhob, konnte er bei offenen Augen nicht mehr sehen, er war erblindet und folglich ganz hilflos geworden und mußte an der Hand Anderer nach der Stadt, dem Ziel seiner Verfolgungspläne, wandern. Daß er drei Tage nicht aß noch trank, zeigt wie sehr er über seinen Herzenszustand nachdachte, wie tief die Wogen der Buße in seinem Innern gingen. Seine Blindheit war ihm Sinnbild seiner furchtbaren Verblendung und veranlaßte ihn zu stiller ungestörter Einsicht in sich selbst. Der gesetzesfromme Saulus, der Eiferer um die Heiligkeit der väterlichen Ueberlieferungen, der pflichtgedrungen die „verderbliche Sekte der Nazarener“ auszurotten zu müssen meinte, der sogar dachte er thue damit Gott einen Dienst—dieser Saulus erfährt nun plötzlich, daß der todtgegläubte, verachtete Nazarener wirklich auferstanden und vom Himmel her die Sache seiner Nachfolger zu der seinigen mache (ich bin Jesus, den du verfolgest). Kein Wunder, daß ihn dies niederschmettert, ihm aber zugleich auch das innere Auge lichtet, die Tiefe seines innern Verderbens, seine große Ungerechtigkeit und Sündhaftigkeit ihm aufdeckt. Zerknirschet und reumüthig war er sofort bereit, dem Worte des ihm erschienenen Jesus zu folgen und in der Stadt, wo er die Christen verfolgen wollte, sich über das, was er thun müsse, um ein Christ zu werden, belehren zu lassen.

**Anmerkung.** Warum wurde Saulus nicht auf mehr natürliche Weise belehrt, wie auch Andere? Wohl theils deshalb, weil es nicht möglich gewesen wäre, ihn auf gewöhnliche

Art und Weise zu erreichen; er hätte sich durch keine Beweisgründe überzeugen lassen, so fest war er innerhalb seiner Gesetzeswerke eingemauert; zu anderen auch deshalb, weil er zum Apostel ersehen (Röm. 1, 1) und daher durch das persönliche Wort des Herrn berufen werden mußte.

**III. Seine Wiedergeburt.** In dieser ist natürlich auch die Vergebung seiner Sünden mit eingeschlossen, die Wiedergeburt ist aber der Hauptgeheimpunkt (B. 17)

**1. Vermittler derselben war Ananias,** ein Jünger zu Damaskus, ein einfacher Jünger, kein Evangelist, von dem uns aber alle weitere persönliche Nachrichten fehlen. Auch vom Hause des Zudas und diesem selbst wissen wir sonst nichts. Merkwürdig ist, daß der verherrlichte Christus die Bekehrung des Saulus nicht auf die begonnene wunderbare Weise zum Abschluß bringt, sondern sich eines einfachen Jüngers als Werkzeuges dazu bedient; aber das ist seine Weise—durch Menschen will er Menschen retten.

**2. Das Bedenken des Ananias und die Entgegnung des Herrn.**—Gegen des Herrn Auftrag hat er Einwendungen. Dieser Saulus sei ja der schlimmste Verfolger, der die Gemeinde in Jerusalem zu zerstören gesucht habe—eine gewisse Thatsache, die er von Vielen gehört, und hier habe er Aehnliches zu thun im Sinne. Wie kannst du also verlangen, will er sagen, daß ich mich in seine Hände überliefern soll.

Ein verschärftes „gehe hin“ ist die Antwort. Der Herr gibt folgende Ermuthigungsgründe an. 1) Ist er ein ausgewähltes Küstzeug. 2) Soll er als solcher des Herrn Namen (sein Evangelium), den er bisher verfolgt, vor Heiden, Könige und das Volk Israel bringen (verkündigen). 3) Soll er dieses Namens wegen fortan selbst viel leiden, anstatt Andere deshalb leiden zu machen. Nun geht Ananias bereitwillig.

**3. Des Saulus vollendete Umwandlung.** B. 12 zeigt uns, wie des Saulus Gedanken mit dem in ihm sich zu vollziehenden Heilswerk beschäftigt waren; schon ehe derselbe kam sah er den Ananias zu sich heretreten. Dies ist um so bezeichnender als Saulus kein Schwärmer, sondern ein klarer Kopf war, gebildet, beides in jüdischer und griechischer Weisheit und Gelehrsamkeit.

**1. Wie Ananias seinen Auftrag ausrichtet.** Er legt die Hände auf Saulus und betont dann, daß der Herr ihn gesandt, worauf er den Zweck seiner Sendung angibt. Besonders zu beachten ist die Hervorhebung der Thatsache, daß der Jesus, der ihm (dem Saulus) erschienen, derselbe sei der ihn (den Ananias) gesandt habe. Nach 22, 15 hatte der Herr selbst dem Saulus eröffnet, was hier in B. 15 steht, Ananias hat es aber darum nicht zwecklos wiederholt.

**2. Wie sich das Werk der Gnade in Saulus vollzieht.** Zuerst wurde er wieder sehend, indem es dem Saulus vorkam als fielen wirkliche Schuppen, d. h. eine verhärtete Substanz, von seinen Augen herab. Daß dies plötzlich geschah, zeigt auf die Wunderkraft hin, die ihn durchdrang sogar körperlich, vermittelt durch die Handauslegung des Ananias. Haupt Sache aber war der volle geistige Heilstag, der nun in bester Glorie in ihm angebrochen war. Es ist nicht gesagt, ist jedoch aus B. 17 verglichen mit Cap. 8, 17 ff. klar, daß er mittelst der Handauslegung des Ananias auch des heiligen Geistes theilhaftig wurde. Ananias hatte dies ja ausdrücklich als Zweck seiner Sendung angegeben, sobald kann sich ja die Wiedergeburt nur vollziehen durch den heiligen Geist; daß er also mit demselben getauft und durch denselben umgewandelt wurde zu einer neuen Kreatur in Christo, ist über allen Zweifel erhaben. Sobald er die Geistes taufe empfangen, war er voll Lebenskraft und Thätigkeit, so daß er sofort aufstand und sobald auch das äußere Kennntnißzeichen der Jüngerschaft Christi empfing, nemlich die Wassertaufe. Die Geistes taufe ging also bei Saulus der Wassertaufe voran, sie konnte derselben auch nachfolgen (2, 38).

**Historische Notiz.** Nach B. 11 war Saulus aus Tarsus gebürtig und auch dort erzogen. Dies war Hauptstadt Ciliciens in Kleinasien, groß und volkreich, gelegen am Fluß Cydnus in einer fruchtbaren Ebene unweit dem Meere. Sie war eine tüchtige Handelsstadt sowie Stadt der Wissenschaft, worin sie sogar Athen den Rang streitig machte.

**Praktische Lehren.** 1. „Der Herr ist nun und nimmer nicht von seinem Volk geschieden.“ Ihre Leiden sind seine Leiden. 2. Seine Absicht geht auf die Rettung, nicht auf das



Verderben des Sünders. 3. Wahre Bekehrung ist die vollständige Umkehr von allem Bösen zum Guten. 4. Jeder wahrhaft Bekehrte ist eine neue Creatur [2. Kor. 5, 17; Gal. 6, 16; Eph. 2, 15].

**Kleinkinderklasse.** Erzähle in lebhafter Weise die Geschichte von der Bekehrung Sauls. Hebe besonders folgende Punkte aus der Section hervor: 1) Wie der Heiland sein Volk, seine Kinder so väterlich liebt, daß er die Verfolgung derselben als eine solche gegen sich selbst betrachtet Vers 4. 2) Auch den Sünder liebt er und geht ihm nach auf seinen Sündenwegen; er will nicht haben, daß Jemand verloren werde, sondern sich bekehre und lebe. 3) Einen wüthenden Verfolger kann Gott zu einem demüthigen Vetter, ja, zu einem Prediger des Evangeliums umwandeln.

**Illustrationen.** Vers 3, 4. **Erweckung.** Wenn das Licht der überzeugenden Gnade Gottes einmal in des Sünders Herz eindringt, so ist es, als wenn plötzlich dem Tageslicht Zugang in einen feuchten unreinen Keller gestattet wird, der schon mehrere Jahre verschlossen geblieben war. Die Wände sind schauerlich dunkel, feucht und schmutzig. Ueberall wimmelt es von Ungeziefer. So lang kein Licht eindringt, steht du die Abscheulichkeit nicht vollständig. Laß aber das Licht hinein scheinen und du erblickst ein schauerliches Bild. So mit dem menschlichen Herzen, wenn das Licht der göttlichen Gnade

hinein bringt. Da wird dem Sünder gezeigt, daß er im günstigsten Fall ein Verfolger Jesu Christi ist.

Zu Vers 11. Gleichwie das Athmen und Schreien eines toeben zur Welt gebornen Kindes die sichersten Lebenszeichen desselben sind, so sind auch bei dem zum göttlichen Leben erwachenden Sünder das die zuverlässigsten Symptome des göttlichen Lebens, wenn es heißt: „Siehe er betet!“ besonders wo es zuvor hieß: Er schnaubte mit Drohen und Morden B. 1.

### Wandtafel.

AUS DER

## FINSTERNISS ZUM LICHT.

SAULUS.

PAULUS.

Droht mit Morden.

Zittert und zagt.

Vers 1.

Vers 6.

Verfolgt die Juenger.

Sucht ihren Rath.

V. 2.

V. 17.

Ist blind.

Wird sehend.

V. 9.

V. 18.

Verfolgt Christum.

Predigt seinen Namen.

V. 4, 5.

V. 15, 20.

☞ SIEHE ER BETET. ☞

## Des Saulus erste Wirksamkeit.

### 7. Section für Sonntag den 12. November 1876. Apstg. 9, 19–30.

**Grundg. dank:** Für den Neubefehrten neue Arbeit. **Haupttext:** Gal. 1, 23.

**Zusammenhang der Geschichte.** Bis zu B. 25 ereignete sich theils gleich nach seiner Bekehrung, theils etwa ein Jahr später, da seine in Gal. 1, 17. angegebene Reise nach Arabien in diesen Zeitraum fällt. Der letzte Theil der Section hingegen ist 3 Jahre nach seiner Bekehrung zu setzen, wie aus Gal. 1, 18. erhellt.

**I. Neue Arbeit in Damaskus.** B. 19–25. Einem neuen Menschen geniet auch neue Arbeit. Wie er früher von Jesu abgekehrt war und ihm zuwider handelte, so fühlte er sich jetzt zu ihm hingezogen und innerlich gedrungen, für ihn zu wirken.

**1. Vorbereitung hiezu.** Da er drei Tage nichts genossen, war er der Speise sehr bedürftig zu seiner Stärkung. Aber auch geistige Stärkung holte er sich im Umgang mit den Jüngern zu Damaskus. Die einige Tage B. 19. waren eine Zeit stiller Sammlung und innerer Vertiefung im Werk der Gnade, wozu er sonderlich das Gebet und die Gottesdienste der Gemeinde sowie die Betrachtung der heil. Schrift benutzt wird haben.

**2. Seine Wirksamkeit.** Nach diesem beginnt er sofort die Predigt von dem Gekreuzigten. Er besprach sich nicht mit Fleisch und Blut (Gal. 1, 16.) noch mit den Aposteln in Jerusalem, sondern, seines Berufs gewiß, machte er sich ohne Verzug an die Ausrichtung desselben. Früher hatte er Jesum verfolgt, eben weil er dessen Gottesjohschaft verleugnete, jetzt zeugte er von ihm als dem ewigen Gottesjohne. Und gleich war seine Predigt gewaltig, wie das Staunen der Menge beweist, sonderlich im Hinblick auf seine frühere Laufbahn und den Zweck, zufolge welchem er nach Damaskus gekommen war. Die schnelle vollständige Umwandlung war ihnen unbegreiflich.

Und in seiner Arbeit erstarkte er täglich, wurde immer mächtiger in der Schrift. Zuerst hatte er freudig verkündigt (B. 20.), daß Jesus der Sohn Gottes sei, da er es wisse aus selbiger Erfahrung, und den Auferstandenen selbst gesehen habe; jetzt aber überwies er die Juden zu Damaskus, die sich gegen ihn auflehnten und mit Streitfragen an ihn herantraten, mit klarem Schriftgrund von der Thatsache, daß Jesus der im Alten Testament verheißene Messias sei, den Gott gesalbet habe, das Werk der Erlösung unter den Menschen zu vollbringen. „Er trieb die Juden ein,“ d. h. er brachte sie in Verwirrung, in Verlegenheit durch die überzeugende Klarheit seiner Beweisführung, so daß sie ihm nicht zu antworten vermochten.

**3. Ihre Nachstellungen.** B. 23–25. Die sich nicht überzeugen lassen wollten, wurden nun erbost; sie hätten sich als überwunden erklären müssen, hätten sie ihren Verstand allein reden lassen; aber ihr böses Herz legte dagegen Einsprache ein und befehlt den Sieg. Sie suchten seinen Tod und jannan auf Mittel und Wege, ihren Plan auszuführen. Sie erholten sich bei dem Volksobersten Aretas (2. Cor. 11, 32.) die Erlaubniß und bewachten dann die Mauer der Stadt Tag und Nacht; allein er und die Jünger waren auch auf ihrer Hut und in einem geflochtenen Korbe wurde er durch die Mauer hindurchgelassen. Wahrscheinlich hatten sie zu diesem Behufe ein Fenster eines an die Mauer angebauten Hauses durchbrochen. Diese Jünger waren wahrscheinlich schon durch seinen Dienst bekehrt worden und können daher als seine Jünger bezeichnet werden.

**Praktische Lehren.** 1. Auch Neubefehrte dürfen Christum predigen. Freilich Saulus war ein dazu erforenes Hülfzeug (Gefäß im Grundtext B. 15. das der Herr erfüllte mit seiner Gnade und mit seinem Geist), der deshalb gleich gewaltig in dem Versammlungsplatz, der Synagoge seines Volkes auftreten konnte. Aber jeder Neubefehrte kann Christum predigen dadurch, daß er bekennet, was er an seiner Seele gethan, ihn Anderen anpreist und sonderlich durch ein umgewandeltes Leben ihn verherrlicht.

2. Arbeiten macht stark in geistlicher Beziehung wie in Körperlicher. Der Schmied, der zuerst seinen mächtigen Hammer kaum heben kann, führt ihn hernach mit Leichtigkeit. Arbeite daher und erstärke.

3. Die christliche Bruderliebe fühlt sich gedrungen, dem Bedrängten zu helfen.

4. Der Erfolg seiner Predigt war gleich das beste Siegel seines Amtes.

**II. Sein Aufenthalt in Jerusalem.** B. 26–30. 1. Die **Furcht der Jünger** zu Jerusalem gründete sich auf ihr Mißtrauen gegen ihn von wegen seiner früheren Lebensgeschichte unter ihnen. Es ist auffallend, daß diesem noch nach drei Jahren so sein sollte (Gal. 1, 18.), konnte doch der Weg von Damaskus nach Jerusalem in sechs bis acht Tagen zurückgelegt werden und hatten sie doch sicherlich schon heisses briefliche und mündliche Nachrichten erhalten von seiner Bekehrung und der nachfolgenden Thätigkeit in Damaskus. Allein die Nachricht schien zu gut, um geglaubt werden zu können, daß der

schraubende Saulus nun ein demüthiger Jünger Jesu sein sollte, schien ihnen unmöglich; sie dachten, er könne unaufrichtig sein und komme mit Hinterlist zur bessern Ausführung seiner Rathschläge, deshalb ihre Furcht. Erst als der bekannte Barnabas ihn einführt und den Hergang seiner Befehrung ihnen erzählt, geben sie sich zufrieden und gewinnen Zutrauen zu ihm.

2. Saulus ging nun ein und aus bei ihnen, stärkte sich im Umgang, besonders mit Petrus und Jacobus (Gal. 1, 18, 19.) und predigte mit Freimüthigkeit das Evangelium von Jesu. Er scheint in der Gemeinde selbst gepredigt zu haben, was wohl große Freude verursachte, so dann in der Synagoge vor allen, die sich herzufanden, beides zu Juden und Hellenisten, d. h. zu solchen, die in Palästina geboren und erzogen und die hebräische, die heilige Sprache redeten; die Hellenisten (Griechen nach Luther) aber sind solche Juden, die, im Auslande geboren und erzogen, griechische Nationalität angenommen hatten und die griechische Sprache redeten (vgl. 6, 1.). Diese letzteren wollten sein Zeugniß nicht annehmen, und da sie zum Disputiren geneigt waren, so entstanden Streitunterbrechungen. Da sie der Weisheit des Apostels nicht zu widerstehen vermochten, so wurden sie sogleich von Haß erfüllt und suchten ihn zu tödten. Dies hatte sein Weggehen zur Folge. Die Jünger scheinen ihn aufmerksam gemacht zu haben auf die Nachanschlüge seiner Feinde; aber er wollte nicht sofort auf ihr Wort achten, so daß der Herr ihm selbst erscheinen mußte (Cap. 22, 17–21.) und ihn Jerusalem meiden hieß. Die Jünger aus der Gemeinde zu Jerusalem geleiteten ihn bis zur Hafenstadt Cäsarien, von wo er wohl vorhatte zu Schiff nach Tarsus zu reisen, aber dann wahrscheinlich doch zu Fuß den Weg gemacht hat.)

**Anmerkung.** Dem Saulus kam seine griechische Bildung gleich zu gut, denn er hätte es sonst mit den griechischen Juden nicht aufnehmen können, aber sie schützte ihn nicht vor Verfolgung. Daß ihm vom Herrn geweissagte Leiden brach sofort im Anfang in reichem Maß über ihn herein, es machte ihn in der Erfüllung seiner Berufsaufgabe jedoch nur desto muthiger. So sollen Leiden und Trübsale auch uns in der Gnade beseligen.

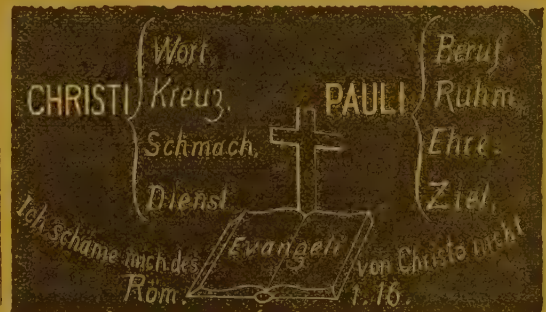
**Behre.** Das evangelische Predigtamt ist vom Herrn selbst eingesetzt und durchaus von ihm abhängig (Luc. 10, 2.; Off. 1, 16.). Der Erfolg in denselben ist das Siegel der Echtheit (1. Kor. 9, 2.). Der Herr wacht mit besonderer Liebe über seinen Dienern und wohl denen, die wie Saulus seiner Führung sich vertrauensvoll überlassen.

**Kleinkinderklasse.** Wiederholung und einfache Erzählung der Section. Mache die Kleinen nach B. 20. und 21. aufmerk-

sam auf die große Veränderung, die bei den Befehrten, sowohl im täglichen Leben und in ihrer Handlungsweise, als auch im Herzen vorgeht. Deute nach B. 23. auf die Thatsache hin, daß wer gottselig leben will in Christo Jesu, Verfolgung leiden muß, und daß aber Gott seine Knechte nach B. 24. und 25. auch aus der größten Lebensgefahr zu erretten weiß. Beispiele: Joseph, Moses, David, Daniel u. s. w.

**Illustration: Verfolgung um Jesu willen.** Zu B. 19–24. Ein Soldat in Ostindien, der einen wahren Löwenmuth besaß, ein Preisfechter und ein Schreden für seine ganze Umgebung war, wurde eines Tages, während er dem Worte Gottes zuhörte, erweckt und zur Erkenntniß seines Sündeneulandes gebracht. Bald erlangte er Frieden mit Gott und wurde ein betender Mensch. Die große Veränderung in seinem Leben und Wandel war sehr auffallend. Der Löwe ward zum Lamm. Nach Verlauf von zwei Monaten, wurden einige von denen, die ihn zuvor fürchteten, dreist und zugleich gehässig über ihn, und fingen an ihn zu verfolgen. Einer sagte: „Ich stelle ihn auf die Probe, ob er ein Christ ist oder nicht.“ Er ging, nahm ein Gefäß voll heißer Suppe und schüttete dieselbe dem bekehrten Soldaten zum Busen hinein. Die ganze Gesellschaft, seiner früheren Kameraden standen in stummer Erwartung, den Verlauf der Sache abwartend, da, um zu sehen, ob der Löwe nicht dadurch gereizt werden und auf seinen Gegner losspringen würde. Aber außer einigen Aeußerungen seines Schmerzes war keine Veränderung seines Gemüths auf seinen Zügen bemerkbar. Nachdem er seine Weste und sein Hemd auf der Brust aufgekniüpft hatte, sagte er gelassen: „Solche Dinge muß man sich um Jesu willen gefallen lassen.“ Seine Kameraden waren höchst erstaunt über die Geduld des Soldaten.

Wandtafel.



## Tabea ins Leben zurück gerufen.

### 8. Section für Sonntag den 19. November 1876. Apftg. 9, 31–43.

**Grundgedanke:** Neue Beweise von der Kraft des Evangeliums. **Haupttext:** Ps. 112, 6.

**Zusammenhang der Geschichte.** Die Zeit kann nicht genau angegeben werden, etwa innerhalb einem Jahre von der letzten Section. Die Reise, die Petrus hier unternimmt, und deren Ziel Zoppa zunächst war, brachte ihn in Zoppa mit Abschieden von Cornelius zusammen, auf dessen Befehrungsgeschichte unsere Section vorbereitend ist, und auf die sie im Sinne des Lucas hinielt. Von der Befehrung des Heidenapostels und seiner ersten Thätigkeit so bald als möglich überzugehen auf die ersten Heidenbefehrungen durch den Judenapostel, lag ganz im Zweck des Geschichtschreibers.

**Ortsangaben.** Die drei Hauptländer, in welche Palästina zur damaligen Zeit eingetheilt war. Galiläa käme eigentlich zuletzt; Samaria steht aber hier in letzter Reihe, weil die Samaritaner sich mehr von den Juden geschieden hielten. Zoppa (der Name bedeutet: „die Schöne,“) eine Hafenstadt, etwa 30–35 Meilen von Jerusalem entfernt, liegt in reicher Garten-umgebung und ist eine sehr alte Stadt. Nach Hieronymus stammt sie aus der Zeit vor der Sündfluth. Von hier stach Jonas in die See, um dem Auftrag Gottes zu entrinnen, und hierhin schiffte Hiram das Holz für Salomon's Tempel

(2. Chron. 2, 16.). Lydda (das „Lod“ der Kinder Benjamin 1. Chron. 9, 12) lag nicht weit von Zoppa, war schon frühe (seit dem 4. Jahrh.) Bischofsitz und ist es jetzt noch. 415 A. D. tagte daselbst eine Synode, die den Irlehrer Pelagius verurtheilte.

**I. Das Evangelium schafft Ruhe.** B. 31. Die Meinung ist nicht, daß erst jetzt nach des Saulus Fortgang von Jerusalem die Ruhe eingetreten sei, sondern nachdem sich überhaupt die Verfolgung gelegt, die sich wider Stephanus erhoben hatte. Saulus war in derselben allerdings einer der Hauptanführer, und nach seiner Befehrung ließ dieselbe bald ganz nach. Dies war um eine Zeit der inneren Auferbauung und Erstarkung der Gemeinde, da kein Feind von Außen ihren Frieden mehr störte. Auch nahm sie zu an Zahl, wie es bei dem gottesfürchtigen Wandel der Glieder und der ermunternden Zusprache des heiligen Geistes (seiner kräftigen Wirksamkeit) natürlich war. Wie also das Evangelium von Christo Frieden ins einzelne Herz bringt, so schafft es auch Gemeinde-Brüder- und Völkerrfrieden eben durch seine, die stolzen Willen des bösen Herzens besänftigende Gotteskraft. Es wird fortfahren das



„Friede auf Erden“ zu verwirklichen, bis aller Streit, Jank und Krieg auf ewig verbannt sein wird. Hier schon ist die Kirche als *Einheit* bezeichnet in allen drei Ländern.

**II. Das Evangelium wirkt Gesundheit.** B. 32–35 1. **Der Kranke.** Von diesem Aeneas haben wir weiter keine Nachricht. Das Unbestimmte „ein Mensch“ zeigt an, daß er kein Christ war, wie man aus B. 32. schließen könnte; als Christ wäre er mit „ein Jünger“ benannt worden. Obwohl Petrus zunächst freilich mit den Gläubigen verkehrte, wird er gewiß auch unter Andern Gutes zu thun gesucht haben. *Gichtbruch* war seine Krankheit, ein Name von weiter Anwendung. Er hatte wahrscheinlich mal einen Schlaganfall gehabt und war in seinen Füssen sowie andern Theilen des Körpers gelähmt, so daß er nicht stehen noch sitzen konnte. Die lange Zeit von 8 Jahren machte das Uebel, das so wie so allen Heilmitteln Trotz bot, noch schlimmer und unheilbarer. Er hatte wohl selbst keine Hoffnung mehr auf Genesung.

2. **Petri Heilung.** Doch nicht Petrus heilte ihn, sondern Christus selbst, wie Petrus auch sagt. Der Glaube des Petrus ist jedoch so felsenfest, daß er sofort hinzusetzt: *stehe auf und bete dir selber.* Der Kranke fühlte eine mächtige Heilskraft seine Glieder durchdringen und konnte auf der Stelle aufstehen und sich nun wieder selbst helfen. Ob er auch ein Jünger wurde ist nicht gesagt, ist aber wahrscheinlich und läßt sich mit ziemlicher Sicherheit aus B. 35. schließen. Denn es wandten sich ja alle *Einwohner* von Lydda und Saron (die fruchtbare Ebene ist gemeint von Joppa bis gen Cäsarien) zum Herrn, d. h. bekehrten sich, auf Grund dieser wunderbaren Heilung, und unter diesen war er sicherlich der Erste. Jesus ist eben ein Heiland beides des Leibes und der Seele (vgl. Joh. 5, 1–9; Apg. 3, 6. 16. u. a. St.), und bei leiblicher Wohlthat hat er immer zugleich das Heil der Seele im Auge (s. Matth. 9, 1–6.).

**III. Das Evangelium die Kraft zur Todtenauferweckung.** B. 36–43. 1. **Die Person.** Es war eine Jüngerin zu Joppa mit Namen Tabea (griechisch *Dortas*), d. h. die Gazelle—Luther: *Rehe*—, ein Thier, das seiner schlanken anmuthigen Gestalt, seiner graziösen Bewegungen und seiner feurrigen schönen Augen wegen bei den Gebräern nicht selten als Bild weiblicher Schönheit vorkommt.

Diese Jüngerin war wenigstens ein Bild innerer geistiger Schönheit. Das Evangelium von Christo (Joh. 3, 16.; 1. 4, 19.) hatte sie mit heiser Liebe zu ihren Mitmenschen erfüllt, woraus ihre reiche Milthätigkeit hervorging. *Gute Werke* und *Almosen* waren ihre Lieblingsbeschäftigung. Besonders nahm sie sich der Verlassenen an. Die Wittwen (B. 39.) mußten wohl, daß sie in ihr den treuesten Freund und ihre größte (vielleicht einzige) Wohlthäterin verloren hatten und daher ihr Klagen und Weinen, indem sie auf die Kleider hinwiesen, welche sie mit ihrer eigenen Hand gemacht hatte. Tabea war selbst wohl ohne viel Vermögen, und suchte deshalb in selbstverleugnender Liebe durch ihrer eigenen Hände Arbeit der Noth und Armuth zu steuern. Sie glaubte an einen Glauben, der durch Werke in der Liebe thätig ist (Jac. 2, 15. 16.).

2. **Ihre Krankheit und Tod.** Von der Natur ihrer Krankheit wissen wir nichts, nur daß sie jedenfalls plötzlich von derselben ergriffen wurde und in etlichen Tagen starb. Die Leiche wurde gewaschen und in ein Obergemach getragen. Man hatte vernommen, daß Petrus in der Nähe sei und ließ ihn daher gleich holen; vielleicht dachten sonderlich jene Wittwen in ihrer großen Liebe zu ihrer Wohlthäterin, der Petrus, der einen Gichtbrüchigen so schlimmer Art geheilt, könne auch die Todte wieder ins Leben zurückrufen.

3. **Ihre Auferweckung.** Petrus erkannte gleich, daß es sich hier nicht um einen gewöhnlichen Todten handle und war voll Mitleid gegen die weinenden Wittwen erfüllt; die Tabea ihrer früheren Liebesthätigkeit zurückzugeben, konnte nur von segensreichen Folgen begleitet sein, und so war denn sogleich sein Entschluß gefaßt.

Wie Jesus Luc. 8, 54., so trieb auch er alle hinaus, um ungestört sich im Gebet stärken zu können. Jesus konnte in eigener Machtvollkommenheit sagen: „stehe auf.“ Petrus mußte erst im Gebet demuthsvoll (auf seinen Knien) beim Herrn sich dazu die Erlaubniß, die Autorität erholen; dann aber hatte sein Wort die Allmacht Christi in sich, so daß die Todte sogleich wieder zum Leben erwachte. Schön ist dies be-

schrieben. Erst öffnet sie ihre Augen, sieht den Petrus an, setzt sich sodann auf und richtet sich an der Hand Petri auf ihre Füße. Wie sich die Wittwen werden gefreut haben! Diese Glanzthat wurde natürlich in der ganzen Stadt bekannt und hatte die Folge, nicht nur, daß die Menge staunte, sondern daß Viele gläubig wurden. Da Petrus den empfänglichen Boden zur Aufnahme des Evangeliums gewahrte, blieb er längere Zeit in Joppa bei einem *Gerber Simon*, der ohne Zweifel zur Christengemeinde gehörte.

**Praktische Lehre.** 1. Der erhöhte Christus waltet in seiner Kirche und schließt sie in seinem Geiste in allen Ländern zur Einheit zusammen.

2. Er wirkt durch seine Diener in seiner lebenszeugenden und bekehrenden Gotteskraft. Die Bekehrungen der Sünder zeugen von ihm als dem auferstandenen gottmenschlichen Lebensfürsten, sie bezeugen seine Gottheit.

3. Tabea war voll guter Werke, und diese folgten ihr nach (Offenb. 14, 13.). Sie konnte nicht anders als Gutes thun, so drang sie die Liebe Christi. Kann das auch von Dir gesagt werden?

**Kleinfinderklasse.** Wiederholen und Erzählen. Jesus ist der beste Arzt, der auch durch seine Diener Kranke, die Jahre lang hoffnungslos auf ihrem Krankenlager gelegen haben, wieder völlig gesund herstellen kann. In der größten Noth darf und soll man sich zu ihm wenden. Schildere nach Vermögen das Traurige eines achtjährigen Krankenbettes, und dann die Freude des Wiedererlebten. Die milthätige Tabea. Pflicht des Wohlthuns. Krankheit, Tod und Auferweckung.—

**Beispiele:** Der Wittve Sohn zu Elias Zeit, die Todtenauferweckungen durch Christum: der Wittve Sohn, Tochter des Jairus, und Lazarus, u. s. w.

**Illustrationen.** Zu B. 36. Bei einer Missionsversammlung gehalten zum Zweck der Bildung eines Hilfsvereins, wurde von einem Sprecher folgende Geschichte einer milthätigen Frau erzählt: Eine Frau in Watfield, in sehr dürftigen Umständen, erbot sich zur Unterschrift einer gewissen Summe per Woche, welches aber, in Betracht ihrer so sehr dürftigen Verhältnisse als über ihr Vermögen betrachtet wurde. „Gewiß“, sagte Jemand, „ist das über Ihre Kräfte.“ Sie gab zur Antwort: „Ich spinne allwöchentlich so viele Strang Garn für meinen Unterhalt. Da spinne ich ein paar mehr für die Missionsjude.“ Der Redner bemerkte hierzu: „Ich würde viel lieber einige Strang Garn dieser armen Frau als Denkzeichen aufgehängt sehen, als die großen Siegestrophäen berühmter Felden in den militärischen Hallen.“

**Dankbare Anerkennung empfangener Wohlthaten.** B. 39. Ein Farmer von Illinois wurde während des amerikanischen Bürgerkrieges zu Nashville Tenn. von Jemand auf dem Kirchhof, vor einem Grabstein knieend und weinend angetroffen. Auf die Frage, ob der dort Ruhende sein verstorbener Sohn sei, gab er zur Antwort: Nein, es sei nur ein Bekannter und er sei gekommen, sein Grab aufzusuchen. Zur Zeit der Aushebung hätte dieser junge Mann sich als Stellvertreter an die Stelle seines Sohnes erbeten und sei auch in einer Schlacht bei Chidamanga gefallen, nach dem Nashville Hospital gebracht worden und dort gestorben. Der Farmer konnte das nicht vergessen. Er war den weiten Weg gekommen, um bei dessen Grab Thränen der Dankbarkeit zu vergießen und auf dessen Grabmal zu schreiben: „Für mich gestorben“ und darunter die Namensunterschrift zu setzen.

#### Wandtafel.

### Die Macht des Evangeliums.

Es wirkt einen gottseligen Wandel, V. 31.

Erfüllet mit Trost des heil. Geistes, “ “

Macht Kranke gesund, “ 34

Macht mildthätig und “ 36

Voll guter Werke, “ “

Weckt Todte auf. “ 40.



## Des Petrus Schaugesicht.

## 9. Section für Sonntag den 26. November 1876. Apftg. 10, 1—20.

Grundgedanke: Das Walten der göttlichen Gnade. Haupttext: Apftg. 10, 34.

**Zeit und Ort.** Die Zeit ist unbestimmbar, schwerlich lange nach der letzten Section, doch können die (genügenden) vielen Tage (Cap. 9, 43) sich über ein ganzes Jahr und noch mehr erstrecken. Theils in Joppa, theils in Cäsarien am Mittelmeer, von Herodes dem Großen erbaut und meist von Feinden bewohnt. Es war die eigentliche Residenz der röm. Statthalter und daher die offizielle Hauptstadt, wenn auch Jerusalem die nationale blieb.

**I. Die Veranlassung.** B. 1—6. Petrus erhielt seine Offenbarung nicht von ungefähr. Er hatte sich bis jetzt wohl schwerlich um die Heiden bekümmert und mußte auf die erste Heidenpredigt, zu der er das Werkzeug sein sollte, vorher vorbereitet werden. Dies geschieht durch ein merkwürdiges Gesicht, dessen Bedeutung ihm durch die eben ankommenden Gesandten von Cornelius klar wird.

**1. Cornelius.** Er war Hauptmann der italienischen Schar, d. h. einer Cohorte von Soldaten (eine Cohorte bestand aus 360 bis 600 Mann und war der zehnte Theil einer Legion), die von Italien herkamen und dort als Freiwillige waren ausgehoben worden für diesen Dienst unter den Juden. Er war also ein hochstehender und angesehener Mann, aber ein Heide, der in keinem innern Verbande mit dem Judenthume stand. Nicht einmal ein Proselyt des Thors war er, wie Viele wollen, denn B. 28 spricht dagegen und Cap. 11, 1 und 18 wären nichtsagend, wenn nicht Cornelius und die Leute bei ihm Heiden waren im vollen Sinne des Worts. Dennoch aber war er fromm und gottesfürchtig, gab viele Almosen und betete viel. Er muß also den Gott Israels kennen gelernt haben. Das konnte er auch ohne Proselyt zu sein. Er verstand Griechisch und mochte daher wohl die griechische Uebersetzung des Alten Testaments gelesen haben. Vielleicht hatte er auch Manches von Christo gehört sowie von dem Wirken des Petrus. Jedenfalls hatte er eine starke innere Sehnsucht nach dem Messias, dem Weltheilande. Das Heidenthum mit seiner Götterlehre befriedigte ihn nicht mehr, er konnte in demselben nicht länger Ruhe und Frieden finden für sein gereinigtes, sein suchendes Herz. Er streckte daher beide Hände aus nach dem in Judäa erschienenen Heil. Soweit sein Licht reichte, lebte er ganz in Uebereinstimmung mit Gottes Wort und den Gebräuchen der Juden; sogar die täglichen Gebetszeiten beobachtete er pünktlich (B. 30) und ohne Zweifel dachte er viel nach über die wichtigsten Fragen der Religion.

**2. Sein Gesicht.** Es war um die neunte Stunde des Tages, d. h. 3 Uhr Nachmittags, als ein Engel ihm erschien. Nach B. 30 hatte er an jenem Tage gefastet, war ganz ohne Speise geblieben, bis um die bezeichnete Stunde und wohl noch länger; daraus ergibt sich schon, daß es ihm mit seinem Beten ernst gewesen sein muß. Wie er nun in seinem Gemüth sich dem Himmel entgegenbewegt, da läßt auch der Himmel sich zu ihm hernieder in der Gestalt eines hellstrahlenden Engels. Das war ihm doch eine ungewöhnliche Erscheinung und für einen Augenblick übermannte ihn die Furcht; aber bald war er gefaßt und hörte aufmerksam den Aufschlüssen zu, die der Engel ihm überbrachte. „Dein Gebet und Almosen sind ins Gedächtniß vor Gott hinaufgestiegen“ — wie muß dies seinem zerfahrenen suchenden Herzen wohlgethan haben. Er hatte also aus reinem Guten, mit den besten Absichten den Armen und Bedürftigen gute Gaben gegeben, hatte mit wahrem Heißverlangen, mit Herzensinbrunst seine Bitten dargebracht — deshalb als Erhöhung, deshalb als Wohlgefallen mit welchem Gott auf dieselben herablickte. So läßt ihm denn der Herr auch die Anweisung zu Theil werden, durch deren Befolgung er zum vollen Heil gelangen soll.

Petrus soll ihm den Heilsweg auslegen. Wie er zu finden, beschreibt der Engel genau. In Joppa bei einem Gerber Simon am Meer. Des unangenehmen Geruches und anderer Ursachen wegen lag das Haus vielleicht ein wenig abseits von der Stadt. Wahrscheinlich war dieser Gerber Simon ein Christ, da es kaum denkbar ist, daß Petrus sollte seine

Heimath bei sonst Jemand aufgeschlagen haben, insofern schon eine ziemlich ansehnliche Gemeinde in Joppa gewesen sein muß.

**3. Die Sendung.** B. 7 und 8. Sofort schenkt er der Weisung des Engels Gehör. Er schickt drei Männer, zwei waren Hausdiener, der andere ein Soldat, wahrscheinlich ein Glied seiner Leibgarde, die in seiner nächsten Umgebung Wache hielten und wozu er nur seine Treuesten auswählte. Wenigstens genossen diese drei Männer sein volles Vertrauen, sonst hätte er ihnen seine Erfahrungen nicht haarklein erzählt und mit dieser Mission sie betraut.

**II. Das Gesicht des Petrus.** B. 9—20. Die Correspondenz der Geister, von der man redet, ist keine Dichtung; daß die Gemüthsstimmungen, die Gedankenregungen des einen Menschen oft einem andern selbst in der Ferne mehr oder weniger sich mittheilen, daß eine Anziehungskraft des einen auf den andern stattfindet, besonders wenn beide in geistiger Verwandtschaft stehen, ist Thatsache und wird uns hier deutlich. Je näher die Gesandten des Cornelius kamen mit ihrem wichtigen Auftrag, desto in sich gelehrter wurde Petrus, in seinen Gedanken zweifelsohne beschäftigt mit dem großen Werke der Weltbekehrung.

**1. Das Gesicht selbst, bis B. 16.** Es war gegen Mittag, um die sechste Stunde. Petrus hatte wohl kein Frühstück, überhaupt noch keine Speise zu sich genommen an jenem Tage, da betont wird, daß er hungrig gewesen sei. Mit leerem Magen glaubte er am besten im Gebet mit Gott verkehren zu können, und so stieg er denn zu diesem Zweck auf das Dach (nicht auf eine oberes Gemach, Söller, wie Luther übersetzt); unter dem freien Himmel läßt es sich ja auch so herrlich heßen und da war auch sein Gesicht um so anschaulicher. Da er lange gefastet hatte, konnte er um so besser sich zu Gott emporschwingen, denn er war um so weniger von den Banden der Sinnenwelt gefesselt und war an und für sich schon in einer geisthaften Stimmung. Da kam denn eine Entzückung auf ihn, d. h. ein von Gott gewirktes Entrücktwerden in die Geiste von den Dingen und Erlebnissen der Welt, ein Emporgehobenwerden aus dem gewöhnlichen Denken, Dichten und Trachten, dem gewöhnlichen niederen Bewußtsein heraus in die Sphäre göttlicher Gedanken und Anschauungen, wobei man dann ganz Auge und Ohr ist für die von Gott mitgetheilten Offenbarungen und nur für diese Sinn hat. Derart waren die Gesichte Apftg. 7, 55; 16, 9; 2. Kor. 12, 2—4 und Andere. Man ist roth und unempfindlich für alles Andere, nur für das göttlich Geschaute nicht, so daß Paulus (2. Kor. 2 ff.) nicht wußte ob er in oder außer dem Reibe gewesen sei.

Da sah denn Petrus ein großes Leintuch aus dem Himmel herniedergelassen, so daß es mit seinen vier Enden an dem zur Stelle offenen Himmel befestigt erschien und in demselben alle möglichen Thiere und Vögel, beides reine und unreine. Eine Stimme sagt: auf Petrus, schlachte und isß. Kann sein, daß Petrus auf seinen Knien gelegen zur Zeit, doch ist diese Annahme nicht nöthig, da diese Aufforderung ihr eben zur That anspornen soll. Den Sprechenden hat er nicht gesehen, nur dessen Stimme gehört. Petrus entgegnete mit Berufung auf seine strenge Gesetzmäßigkeit. Nach 3. Mos. 11 waren viele Thiere für die Juden unrein und diese durften sie nicht essen; deshalb will auch Petrus der Stimme keine Folge leisten, sogar das zweite und dritte Mal nicht, obwohl ihm befohlen wurde: „Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein.“ d. h. wenn du auch im Sinne des alten Gesetzes Recht hast, reißt Gott aber diese Schranke hinweg, so hast du damit zufrieden zu sein und nach seiner Anordnung dich zu richten.

**2. Die Bedeutung des Gesichtes.** B. 17—20. Nachdem Petrus zu sich gekommen, dachte er natürlich über den Sinn dieser wunderbaren Erscheinung nach. Er konnte sie nicht verstehen, doch Gott hatte für deren Deutung gesorgt. Noch während er im Nachdenken begriffen war, sagt ihm der heilige Geist innerlich, daß drei Gesandte vor dem Hause seien und



nach ihm fragen und er solle ja mit ihnen ziehen, denn Gott habe sie gesandt. Daß Petrus nach Anhörung ihres Auftrags (B. 22) sie als Gäste ins Haus einführt, sie die doch Heiden waren, zeigt schon daß er das Gesicht verstanden und sich nicht weigern werde, auch die Heiden zu dem Messias der Juden zu führen. Es ging ihm also hier das tiefere Verständnis dessen auf, was er früher selbst schon aus dem Alten Testament angeführt (Cap. 2, 39; 3, 25 ff.), daß nemlich auch die Heiden berufen seien mit Theil zu nehmen am großen Heile des Welterlösers; eben in diesem Sinne auch hatte Christus das Gesetz erfüllt (Matth. 5, 17).

**Praktische Lehren.** 1. Das Walten der göttlichen Gnade tritt uns deutlich vor die Augen. Himmel und Erde müssen sich vereinigen um dem suchenden Cornelius das ersehnte Heil nahe zu bringen, wobei eins wunderbar harmonisch ins andere eingreift wie ein einheitliches Räderwerk. So waltet Gottes Gnade heute noch über dem Sünder. Wie viele Umstände weiß sie nicht oft zusammenwirken zu lassen, wie wunderbar dessen Lebensschickungen zu gestalten zu seiner Beteuerung und seinem Heile.

2. Welch ein Beispiel ist Cornelius für die Namenschristen von Heute! Er ein Heide, unwissend und ohne Unterricht, so begierig nach dem Wort des Lebens. Er ist ein würdiges Seitenbild zu dem Hauptmann Ant. 7, 1 ff; wie jener war auch er von einer edlen Gemüthsart und bei dem Volke beliebt, wozu gewiß die höhere religiöse Weiße, von der seine Güte begleitet war, das ihre beitrug. Dies zeugt von der Thätigkeit des heiligen Geistes auch in der Heidenwelt; wie viel mehr sollten die, welche verstandesmäßig den Heilsweg kennen, auf die in ihnen sich kundgebende und zu Jesu hintreibende Stimme des heiligen Geistes achten.

3. Je mehr wir dem Fleisch und der Welt abgestorben sind, desto besser können wir mit Gott verkehren, und je inniger wir in der Gemeinschaft mit Gott stehen, desto herrlichere Offenbarungen werden uns zu theil; Gott läßt die Seinen nicht im Dunkeln über das, was sie zu thun haben, namentlich als Arbeiter in seinem Reich.

**Kleinkinderklasse.** Die große Pflicht und das himmlische Vorrecht des Gebets. Die pünktliche Erhörung desselben. Dem Lehrer steht besonders in obigen zwei Punkten ein großes Feld offen, mit den Kindern darüber zu sprechen. Zeige aus dem täglichen Leben, wie man beten soll, nemlich ganz so, wie

Kinder ihre Eltern um Brod und andere Dinge ernstlich, dringend und anhaltend bitten. So auch andererseits zum Aufstreifen der Gebetserhörung, zeige den Schülern die Bereitwilligkeit und Güte der Eltern, indem sie ihnen Alles Nöthige gern geben. Der Hunger nach Gott und seinem Wort ist viel wichtiger, als derjenige nach Brod. Aus dem Gesicht Petri zeige, wie vor Gott kein Ansehen der Person ist, sondern alle gleichberechtigt sind.

**Illustration.** Zu B. 15. Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein. Ein Mann war vor dem spanischen Gerichtshof zum Tode verurtheilt worden. Weil er nun ein Bürger der Vereinigten Staaten war, so erschien der Consul dieses Landes zu seinem Schutz und erklärte, die Behörden hätten kein Recht, den Mann zu tödten. Als aber diese Erklärung anfänglich nicht beachtet wurde, was that der Consul weiter? Er wickelte ihn in eine amerikanische Flagge ein und sagte hierauf zu den Soldaten, daß wenn sie es nun wagten, den Mann zu erschießen, so wäre dies nichts anderes als eine Herausforderung an das Land, das diese Sterne und Streifen als Wappen trägt, und müßten sich auf die Folgen gefaßt machen. Da stand der Verurtheilte, und obzwar ein einziger Schuß das Leben desselben beendigen konnte, so waren die Soldaten doch nicht im Stande, ihn hinzurichten. So trat auch Jesus auf als Consul des Cornelius und that solches für jeden reumüthigen Sünder. Er wickelt ihn in die blutgetränkte Fahne seines Opfertodes, und schützt ihn so gegen die strafende Gerechtigkeit Gottes und gegen das Vorurtheil kurzichtiger Menschen.

Wandtafel.



## S i n t e r s t ü b c h e n .

**Politik.** Hans. „Weißt du, Kunz, was eigentlich Politik heißt?“

Kunz. „Nein, aber wenn ich heim komme, dann will ich den Vater Hefse fragen, der weiß es.“ (Am nächsten Abend.) „Du, Kunz, Politik meint Staatskunst, Staatsklugheit, Schlaueit, list.“

H. „So was hab ich doch gedacht. Das ist gerade als wie ich damals die wehen Augen hatte und mir die Brille kaufte. Zuerst seht ich eine auf, da sah ich Alles doppelt. Der Brillenhändler hatte, wie ich meinte, sogar zwei Nasen. Nachher sehte ich eine andere auf, da war Alles schwarz. Durch die grüne Brille kam mir Alles grün vor und so war's immer.“

K. „Ja Unseinerer versteht die Politik nicht. Die ist zu Geheimnißvoll. Da muß man nicht grübeln, sonst könnte es Einem gehn, wie dem Mann, von dem ich gestern gelesen habe.“

H. „Wie ist's dem gegangen.“

K. „Der hat einmal gelesen, daß ein Cretenser, einer von der Insel Creta, schreibt: Alle Cretenser sind Lügner. Darüber denkt er nun nach: Wenn alle Cretenser Lügner sind, dann hat dieser Mann auch gelogen, und es ist nicht wahr, was er gesagt hat. Wenn es aber nicht wahr ist, was er gesagt hat, dann sind die Cretenser auch keine Lügner, und was er gesagt hat, muß wahr sein. Das geht ihm so verworren im Kopf herum, daß er das Gleichgewicht verliert und närrisch wird. Später ist er noch Hofmeister geworden.“

H. „Ist's wahr, Kunz? Dann will ich aber nicht mehr über die Politik nachdenken, sonst könnt ich auch noch Hofmeister werden.“

K. „Ja, so ist's. Laß uns nur suchen, den besten Mann kennen zu lernen und für ihn zu stimmen, und damit Basta.“ \*

**Die Höllenspforte.** Ein kleines dreijähriges Mädchen hat die Pforte der Hölle gesprengt. Das ist kein Scherz, das ist reine Wahrheit. Im Hafen von New York war nemlich ein gefährlicher Felsen, der hieß die Höllenspforte. Schon manches Schiff ist an diesem Felsen gestrandet. Nun hat es ein hervorragender Ingenieur Namens Newton unternommen, durch Dynamit den Felsen zu sprengen, welches ihm glücklich gelungen ist. Als Alles zur Sprengung vorbereitet war, legte die dreijährige Tochter die Kunte an die Mine, und die gewaltige Explosion erfolgte. Das vermag eine kleine Kraft, wenn sie nur mit den rechten Mitteln versehen ist. Noch ist dies das größte derartige Ereigniß. Es haben schon kleine Himmelskerben noch größere Colosse aus den Fugen gehoben durch die Macht des Glaubens und des Gebets. Welch ein herzerhebender Gedanke für Christen! Dem Ingenieur Newton standen nur in einem beschränkten Maße die Kräfte der Natur zu Gebote, dem gläubigen Beter steht die Allmacht zu Gebote: „Alle Dinge sind möglich Dem, der da glaubt.“ \*

**Bücherbestellung.** Was denkt der Leser von folgender Bücherbestellung: Lieber Bruder Schneider! Sei so gut und sende mir einige Goldhörner, ein Duzend Jubelstöne und Hosanna, drei sterbende Kinder, einen sicheren Compas, den Circus und Krebsfänger, die Mühle, das Fernrohr, die zerbrochene Kette, zwei Ausbrüche des Besubs, den Brand von Mostau, ein Fuhrmann und sein Pferd, den Negerkönig Zamba,



die frommen Neger mit Goldbezejungen und die drei Könige von Jerusalem mit Goldmittel auf dem Rücken. Muß das nicht eine nette Sammlung abgeben?

**Geistreiche Unterhaltung.** (Zwei Nachbarn treffen sich auf der Straße.) A. „Guten Morgen! Schönes Wetter heut.“

B. „Ja, nur etwas trüb und naß.“  
(Zweite Begegnung.) B. „Ich denke, es gibt noch mehr Regen heut.“

A. „Vielleicht, vielleicht auch nicht.“  
(Dritte Begegnung.) A. „Ich denke doch das Wetter hält sich heute.“

B. „Ja, doch kann mans nicht sagen.“  
(Vierte Begegnung.) B. „Als mehr Regen.“

A. „Vielleicht gibts nicht viel, es hört am Ende halb auf.“  
(Fünfte Begegnung.) A. „Wenn's so fort macht, gibts viel Regen.“

B. „Nun ja, man muß es eben regnen lassen.“  
(Sechste Begegnung, gerade vor Mittag.) B. „Am Ende

kärt sich das Wetter doch noch auf.“

A. „Kann sein, doch wer weiß!“  
Solcher Gespräche werden auf der Erde, auf welcher wir wohnen, täglich viele geführt und die Menschen wollen doch so klug sein. Kann uns Jemand sagen, wo da die Weisheit steckt?

—Ein Schuhmacher fragte seinen Lehrlingen, wie es denn komme, daß er immer so schnell esse und doch so langsam arbeite. Der Lehrlinge lächelte pfiffig und sagte: Könnte schon sagen, aber ich getraut mir nicht! „Sag's nur ungenirt“ entgegnete der Meister. Ja, ich will's sagen, wenn Sie mir in die Hand versprechen, daß ich's eine Woche probiren darf. Ich will dann die ganze Woche schnell arbeiten und langsam essen. Der Meister sagte: Diesen Handel geh ich ein; hier ist meine Hand darauf und die Gesellen sind Zeugen!

Da sagte der pfiffige Junge: „Nun, Herr Meister, lassen Sie mich jeden Tag 14 Stunden essen und drei Mal des Tags eine Viertelstunde arbeiten, dann werden Sie sehen, wie langsam ich essen und wie flink ich arbeiten werde.“ Ob der Meister sein Wort gehalten, hab ich nie erfahren.

**Deutsche Sprache.** Bekanntlich kommt man mit Englisch und Deutsch durch die Welt, denn diese zwei Sprachen können die meisten Menschen. Dann folgt Spanisch. Mit einer gewissen Berechtigung könnte man über die Eingänge zum Ausstellungspalast in Philadelphia die Worte schreiben: „Hier wird Deutsch gesprochen.“ In den meisten Departements findet man vornehmlich Deutsche engagirt und es ist geradezu merkwürdig, daß man in Abtheilungen, wo man dies sicher nicht vermuthet hätte, mit der deutschen Sprache ganz bequem durchkommt. So haben China und Japan deutschsprechende Beamte; der Sekretär des letzteren, Fritz Owen, Sohn des Londoner Professors Cuntisse Owen, spricht ein völlig reines hannoveranisches Deutsch. Die Tunesen, sowohl der Kaufmann, welcher in dem Hauptgebäude ausstellt, wie auch diejenigen, welche auf dem Plage das tunesische Zingel-Tangel ins Leben gerufen haben, sind im Stande sich in deutscher Sprache zu verständigen. Die Mitglieder der ägyptischen Commission sind entweder in Deutschland geboren oder sprechen das Deutsche völlig fließend. Rußland, Schweden und Norwegen haben deutschsprechende Beamte, ebenso die Spanier, Mexitaner, Italiener, Belgier und Holländer, die Brasilianer und die Engländer. Auch im französischen Departement kann man Deutsch sprechen hören. Die Mehrzahl der russischen Aussteller führt deutsche Namen. Im amerikanischen Departement ist die Zahl der deutschsprechenden Aussteller geradezu großartig; auch sind viele Deutsche von Ausstellern engagirt worden, um die ausgestellten Gegenstände zu erklären. Im Regierungsgebäude ist fast jeder der Angeestellten, sowie der dort commandirten Bundesoldaten im Stande, eine deutsche Unterhaltung zu führen.

**Schwarze Rosen.** C. G. Ernest in Stockton, Californien, ist es nach vielfachen Versuchen gelungen, Rosen von schwarzer Farbe zu ziehen. Er oculirte einen Ableger einer dunkelrothen Rose auf eine Eiche, und der Tannin enthaltende Saft der Eiche, aus welcher die Rose ihre Nahrung zog, verleiht der Blüthe eine tintenschwarze Farbe. Bis jetzt ist es jedoch nicht gelungen, Ableger dieser schwarzen Rose in Gärten zu verpflanzen, da dieselben stets nach kurzer Zeit verderbten.

**Sympathie.** Ein Hausfrier kam in ein Haus, in welchem die Hausfrau an schrecklichem Zahnweh litt. „Ach Abraham!“ jammerte sie dem wohlbekannten Hausfrier entgegen, „wißt Ihr kein Mittel gegen das Zahnweh?“ Abraham schnitt ein verschmitztes Gesicht und sprach ernst und geheimnißvoll: „Wüßt schon eins, müßt aber dran glauben und thun, was ich sage.“ „O, Alles will ich thun, entgegnete die Frau weinerlich, um diesen Zahnschmerz los zu werden.“ „Nacht rasch! Was soll ich thun?“

„Ihr müßt, sagte Abraham feierlich, Ihr müßt eine gewisse Wurzel zwischen Euren drei Fingern halten während Ihr drei Vaterunser betet (Abraham war ein reformirter Jude), dann wird das Zahnweh aufhören.“ „Aber guter, lieber Abraham, wie heißt denn die gewisse Wurzel?“ „Es ist,“ entgegnete Abraham ganz ernst, „es ist die Wurzel vom Zahn.“ Die Frau that einen Schrei, lagte mit den Andern, daß die Fenster klirrten und das Zahnweh war—fort.

**Ein biederer Farmer** in Washington County, welcher in West-Vend von einigen Herren geneckt wurde, erwiderte seinen Peinigern ganz gemüthlich: Wir haben auf der Farm die chinchbugs und potatoebugs, während Ihr in der Stadt die bigbugs und humbugs habt. Hat gegessen.

**Keine Furcht.—Keine Hoffnung.** Herr Robert Owen war einst auf Besuch bei Alexander Campbell. In ihrer Unterhaltung kamen die Beiden auch auf die Religion zu sprechen. Owen bemerkte unter Anderem, daß er sich wenigstens eines Vorzugs über die Christen erfreuen dürfe: er fürchte sich nicht zu sterben. Die meisten Christenbekenner befanden eine Furcht im Tode; was aber ihn betrafte, so würde er, wenn er noch einige geistliche Angelegenheiten günstig beseitigt sähe, jeden Augenblick willig und gern sterben.

„Wohlan“ gab Campbell drauf zur Antwort. „Sie behaupten keine Furcht vor dem Tode zu haben; haben Sie denn eine Hoffnung?“

Nach einigem Zögern sagte Owen endlich: „Nein!“ „Dann,“ sagte Campbell (auf einen Oefen draußen hinweisend), „dann stehen Sie auf derselben Stufe mit jenem stummen Thiere. Der Oefen grasste dort, bis er satt war und steht nun im Schatten und wehrt sich die Fliegen ab, und hegt weder Furcht noch Hoffnung in sich.“

**Hosianna.** Daß unser neues Sonntagschulbuch fertig ist, wissen die Leser schon. Daß es bei der Taufe den Namen „Hosianna“ erhalten hat, wissen sie auch. Daß darin ausgezeichnete Berlen des Sonntagschulgesanges enthalten sind, können sie ausfinden, sobald sie das Buch prüfen. Daß wir das Buch loben sollten, fällt uns gar nicht ein, denn es bedarf des Lobes nicht, es lobt sich selbst. Aus den Treibhäusern des amerikanischen Sonntagschulliedes, von der grünen, blühenden Wiese des deutschen Volksliedes und aus dem eigenen Garten des musikalischen Redacteurs sind die melodischen Weisen gesammelt worden. Die Poesie ist gesund und zweckentsprechend. Alles singe, Alles rufe: „Hosianna!“

**Für Sonntagschulen.** Br. M. Jauch, der berühmte „Vaterunsermann“ hat das Gebet des Herrn in einem kleineren Format bearbeitet, welches an Schönheit und Werth dem größeren Bilde nicht nachsteht und zu dem geringen Preise von nur 20 Cts. verkauft wird. Wir glauben sogar bei Parthiebestellungen sind sie noch billiger. Wir wünschen in der That von keinem schöneren und passenderen Geschenk an Sonntagschüler für die Feiertage als dies schöne Bild.

### Silbenräthsel.

Das Erste winkt uns Allen  
Als kleines eignes Haus;  
Doch Keinem will's gefallen,  
Ruht man darin auch aus.  
Mein Zweites wärmt das Zimmer—  
Der Wald reicht es uns dar,  
Doch ist es selbst nur Trümmer  
Von dem, was es einst war.  
Mein Dankses schafft das Erste,  
Wenn eine Hand es hält,  
Doch wird damit aufs Mehrste  
Der Garten auch bestellt.

Auflösung des Räthfels im Octoberheft:

Hektor—Hektar.



# Missionslied,

Den nach Japan abreisenden Missionärgeschwistern bei ihrem Abschied in Cleveland, O., gesungen am 1. October 1876.

J. M. BIERMANN.

*Affectuoso.*

1. Ich sen-de euch, ich selbst, der Fürst der Gei = ster, Der euch zum Dienst berief.  
 Ich sen-de euch, als eu = er Herr und Mei = ster, Mit meinem Vollmachtsbrief.  
 2. Ich sende euch; forgt nicht, was ihr sollt re = den, Ich geb euch mei-nen Geist,  
 Der wunder = bar die Zun-ge löst den Blö = den, Und Thoren un = ter = weist,  
 3. Ich sen-de euch und werd euch einstmals ru = fen, Zu meiner Sabbathruh,  
 Dann tritt entzückt an mei-nes Thrones Stu = fen Der treue Knecht her-zu;

*f* Drum wan-delt muthig eu = re Bah = nen, *p* Ihr zie-het mit ge = weih = ten Fahnen!  
 Er gibt zur rech-ten Zeit und Stun = de Dem Geist ein Licht, ein Wort dem Munde;  
 So groß der Kö-nig, dem ihr die = net, So reich der Kranz, der für euch grünet,

*f* *ff* *mf* *pp*  
 Steht wi-der euch des Sa = tans gan = zes Reich, Ich sen = de euch,  
 Seuch, kleine Schar, mit mei-nem Se = gen zeuch, — — — —  
 Hier Kampf und Kreuz und dort das Him = mel = reich; — — — —

*rit.* *a tempo.*  
*pp* *ff*  
 ich sen = de euch, ich sen = de euch! Ich sen = de euch!







Mutter und Kind.

# Das Evangelische Magazin.

Band 8.

December 1876.

Nr. 12.

## Mutter und Kind.

(Siehe Titelbild.)



Der Knabe weint, die Mutter legt  
Den holden Liebling auf die Kissen,  
Doch er vom Fieber aufgereg't  
Will nichts von Raft und Schlummer wissen.

Da singt die Mutter Lied um Lied,  
Und immer sanfter wird die Weise,  
Und um das Krankenbettchen zieht  
Der Schlummer seine Zauberkreise.

Und wie die Weise sanft verklingt,  
Wird immer leiser auch das Weinen,  
Bis am geschlossnen Auge blinkt  
Die stumme Thräne nur dem Kleinen.

Und sinkt, von Dankgefühl durchweht,  
Auf ihre Knie am kleinen Bette,  
Und spricht ein inniges Gebet,  
Und sucht dann selbst die Schlummerstätte.

Bald spiegelt auch ein lichter Traum  
Sich in den klaren Zügen wieder,  
Die Mutter aber athmet kaum  
Und beugt sich zu dem Liebling nieder.

Mit scheuem Finger hüllt sie dicht  
Den Schläfer in die warmen Decken,  
Sie möcht ihn küssen, wagt es nicht,  
Aus Furcht ihn mit dem Ruß zu wecken.

Sie blickt ihn lange festig an,  
Und geht dann fort, und kehret wieder,  
Und thut, was sie nicht lassen kann,  
Und neigt sich küssend zu ihm nieder.

## Zwei Weihnachtsabende.

(Von H. Stöhl.)



I.

Der Weihnachtsabend war herangekommen! In den Straßen Breslau's ging es lebhaft zu. Geschäftig eilten die Leute hoch beladen mit Packeten und Schachteln aus den hell erleuchteten Verkaufsläden ihren Wohnungen zu. Um die Buden auf dem Christmarkte und an den Ecken der Straßen drängten sich die Käufer; zwischen ihnen liefen Knaben mit Waldeusein von allen Farben und Größen, ein solches Gerassel und Gessumme mit ihnen machend, daß man sein eignes Wort nicht verstehen konnte. Jetzt senkte sich die frühe Dämmerung auf die Straßen, die Laternen wurden angezündet und spiegeln sich in dem festgefrorenen Schnee; am Himmel aber flammte Stern nach Stern auf, so hell und lustig, als wären es lauter Kinderaugen, aus denen die Weihnachtsfreude blüht. Es mochte 5 Uhr sein, als ein ältlicher Herr sich langsam Bahn durch das Gedränge brach und sich dem Plage zuwandte, auf dem die Weihnachtsbäumchen, gepuhte und ungepuhte, noch immer in reicher Anzahl ihres Käufers warteten. Sein Auge überflog prüfend die langen Reihen. Endlich schien eins seinen Beifall gefunden zu haben; er nahm es auf, zahlte den dafür geforderten Preis und sah sich jetzt nach Jemand um, der es ihm tragen könne. Sogleich war er von einer Schar Knaben umringt, die ihm lärmend ihre Dienste antrugen. Schon wollte er einen von ihnen nehmen, als sein Blick auf einen Knaben

fiel, der mit abgezogener Mütze ruhig da stand und wartete, ob die Wahl auf ihn fallen würde. Er rief ihn heran und gab ihm das Bäumchen. Langsam schritt er dann voran, den Kopf mit den grauen Haaren auf die Brust gesenkt, als ob das Treiben um ihn herum für ihn nicht da wäre. Ueber den großen Marktplatz schreitend, bog er jetzt in eine lange, breite Straße, die immer stiller und einsamer wurde, je weiter sie kamen. Jetzt beugte sich zu ihrer Linken eine lange, graue Mauer aus, während an der andern Seite die Häuser immer unansehnlicher wurden. Der Herr blieb stehen. „Ich werde mir den Baum jetzt selbst tragen,“ wandte er sich zu dem Knaben und brückte ihm ein Geldstück in die Hand. Der Knabe dankte und kehrte um. Bei der nächsten Laterne blieb er stehen, um zu sehen, was der Herr ihm gegeben habe. Es war ein Goldstück. „Das muß ein Irrthum sein, der Herr hat sich vergriessen!“

Schnell eilte er der dunklen Gestalt des Fremden nach, die eben in ein Pfortchen der Mauer einbog. Befremdet blieb der Knabe vor demselben stehen, die kleine Thür, durch welche der Fremde verschwunden war, führte in den Friedhof. Doch nur einen Augenblick dauerte sein Zögern, dann trat er entschlossen ein. Aber umsonst sah er sich nach dem Fremden um. Wenn er endlich glaubte, seine dunkle Gestalt entdeckt zu haben, war es das schwarze Laub einer Eypresse oder der Schatten eines Grabsteins, die ihn getäuscht hatten. Schon wollte ihn ein eigenthümlich unheimliches Gefühl überschleichen, als er Nicht



von einem Grabe herüberschimmern sah. Er eilte darauf zu und blieb überrascht stehen. Vor ihm lag ein Grab, in dessen Schnee ein Christbäumchen gesteckt war. Die brennenden Kerzen desselben beleuchteten hell die Gestalt des Fremden, der das Gesicht in den Händen verborgen, an dem kleinen Hügel kniete. Reife zog sich der Knabe zurück, denn so jung er war, ahnte sein Herz, daß der Schmerz, der sich ihm hier so unerwartet darbot, keinen Zeugen wollte. Gedulbig wartete er an der Eingangstür auf den Fremden. Endlich kam dieser. Das Haupt noch tiefer auf die Brust gesenkt, als vorher, ging er langsamen Schrittes den Weg zurück, den er gekommen. Der Knabe ging ihm nach und rebete ihn endlich an, um ihn auf seinen Irrthum aufmerksam zu machen. Einen Augenblick sah ihn der Herr starr an, als könne er nicht so plötzlich aus der Welt, in der er mit seinen Gedanken gewohnt hatte, in das irdische Getriebe zurückkehren. Dann sich besinnend, sagte er: „Es war kein Irrthum, behalte das Goldstück nur; ich schenke es Dir.“ „Verzeihen Sie, mein Herr,“ erwiderte der Knabe, während ein brennendes Roth sein Gesicht überflog, „eine Arbeit, welche es auch sei, verunehret nicht. Ich habe einen Gang für Sie gemacht, Sie zahlen mich dafür. Geschenk aber nehme ich nichts, ich bin kein Bettler.“ Der Herr blickte überrascht auf. Der Knabe vor ihm war einfach, aber nicht ärmlich gekleidet und Benehmen und Sprache verriethen, daß er einer gebildeten Familie angehörte. „Doch,“ sagte der Fremde mit leichtem Spotte, „das klingt ja sehr stolz. Wo haben wir denn diese republikanischen Ansichten her?“ „Ich bin ein Amerikaner, mein Herr.“ „Ein Amerikaner?“ frug dieser mit erhöhtem Interesse, „und wie kommt ein Amerikaner dazu, in Deutschland Weihnachtsbäume für Andere zu tragen?“ „Wir sind auf der Reise und müssen Ausgaben vermeiden, und ich wollte.“ „Nun was?“ frug der Herr, als der Knabe stockte, „ein freier Amerikaner muß stets die Wahrheit sagen.“ „Ja, freilich,“ entgegnete schnell der Knabe, „doch nur dem, der ein Recht hat, sie zu verlangen.“ Als er aber einen Blick in das wohlwollende Gesicht über sich warf, setzte er hinzu: „Es ist kein Geheimniß, ich wollte meiner Mutter und meinen kleinen Geschwistern eine Freude bereiten; es ist ja heute heiliger Abend.“ „Das wolltest Du ihnen denn kaufen?“ „Doch, es wird Ihnen kindisch vorkommen, aber ich hätte so gern unsern Theetisch heut recht reichlich besetzt, wie es in Amerika Sitte ist.“ „Das ist gar kein übler Plan,“ sagte der Herr, dem der Knabe mehr und mehr gefiel, „dürfte ich Dir dabei nicht helfen? Höre, was ich Dir sage, ich möchte Dir einen Vorschlag machen. Wir kaufen zusammen ein, ich wie Du, Du sagst mir Alles, was wir brauchen und ich lade mich dann bei Euch zu Gaste ein. Glaubst Du wohl, daß Deine Mutter einen alten Mann, der sonst den Abend einsam verbringen müßte, gern bei sich als Gast sehen würde?“ „Doch gewiß, gewiß,“ rief der Knabe lebhaft, „geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie kommen wollen, dann ist Alles recht.“ Der Fremde schlug in die dargebotene Hand ein und nun ging es an ein lustiges Einkaufen. Ein großer Korb wurde gekauft und füllte sich schnell mit den verlockendsten Sachen. Kaltes Fleisch und seine Wurstwaaren, Schinken und geräucherte Fische machten den Anfang, dann kam weißes Brod und frische Butter, Theegebäck und Mätkonen, Knechtelkuchen, Orangen und Datteln folgten in buntem Durcheinander. Immer wenn der Knabe seinem freigebigen Freunde Einhalt thun wollte, sah dieser noch irgend Etwas, was nicht fehlen durfte, bis Richard, so hieß der Knabe, alles Ernstes versicherte, den Korb nicht mehr tragen zu können. Jetzt ließ

sich der Fremde, dessen Name Steinfeld war, die Wohnung der Familie genau bezeichnen und versprach in einer Stunde bei ihnen zu sein. Als er nach der bestimmten Zeit kam, führte ihn Richard, der eben die letzte Hand an den festlich beladenen Theetisch legte, freudestrahlend zu seiner Mutter. Frau Emdon hieß ihren Gast herzlich willkommen und Tom und Ellen waren durch den Inhalt des Korbes schon so zu seinen Gunsten eingenommen, daß es ihm ein Leichtes war, ihre Herzen vollends zu gewinnen. Bald saß die kleine Gesellschaft gemüthlich um den Theetisch und ließ sich die verschiedenen Herrlichkeiten schmecken. Die Kinder zogen sich dann mit ihren Küßen und Näschereien in die Ecke beim Ofen zurück, während Steinfeld in angelegentlichem Gespräche sich mit seiner Wirthin unterhielt. „Ich habe viel Schweres in der neuen Welt erlebt,“ erzählte diese, „sie wollte mir nicht zur Heimath werden, seit ich meinen theuren Gatten dort verlor. So ziehe ich mit meinen Kindern wieder zu meinen Eltern, die eine Besitzung im Riesengebirge haben. Durch ein Unwohlsein von mir verzögerte sich hier unsere Reise und unser Reisegeld nahm so ab, daß wir jede unnöthige Ausgabe vermieden. Ich ahnte, daß Richard eine Ueberraschung für uns bestimmt hatte, so erlaubte ich ihm heute auf seine Bitten hinunterzugehen und seine Dienste anzubieten.“ Steinfeld hatte lange keinen so angenehmen Abend verbracht, als mit diesen verständigen, einfachen Menschen und erhielt beim Scheiden gern die Erlaubniß, seinen Besuch am nächsten Abend wiederholen zu dürfen. Gleich nach den Feiertagen sollte die Reise fortgesetzt werden.

Als am folgenden Abend der summende Theekessel sie wieder um den Tisch vereinigte, bat Steinfeld seine Wirthin, ihm ihre Geschichte zu erzählen. Sie begann: „Wie ich Ihnen schon erzählte, ist das Riesengebirge meine Heimath; ich lernte meinen Mann, der ein Amerikaner war, bei einer Reise in Hamburg kennen und folgte ihm bald darauf in sein Vaterland. Wir kauften uns westlich vom Michigansee in der Nähe eines Flüsschens an. Die Gegend ist dort überaus gesegnet und bietet dem Fleißigen die schönsten Aussichten auf sicheren Wohlstand. Unsere Besitzung blühte unter unsern Händen auf, unsere Kinder gediehen und nichts störte unser Glück, als die unmittelbare Nachbarschaft der Indianer. Die Sioux, welche uns zunächst wohnten, hatten ihre alten Jagdgründe an die Regierung verkauft und erhielten von dieser ein Jahrgeld dafür. Ihnen selbst blieb ein fruchtbares, schönes Stück Land, eine sogenannte Reservation. Drei Stunden westlich von uns lag eine Niederlassung, für gewöhnlich nur „die Agentur“ genannt, und eben so weit nach Norden lag das Fort Rigby. Jahre lang hatten die Indianer sich scheinbar ruhig in ihren Grenzen verhalten, obwohl sie manchem Streitigkeiten mit den Agenten wegen Auszahlung des Jahrgeldes hatten. Mein Mann war einer von denen, die stets gut mit ihnen auskamen, und der sie in Schutz nahm, wenn er sah, daß ihre Rechte verletzt wurden. Es war im Frühjahr des Jahres 1862, als die Verhältnisse sich plötzlich änderten. Die Indianer, mit denen mein Mann in Verührung kam, zeigten sich mürrisch und verschlossen; man hörte von heimlichen Versammlungen und Aufreizungen durch einzelne Häuptlinge. Niemand aber wußte etwas Bestimmtes oder hatte ernstliche Befürchtungen. Es war an einem Abend im August, mein Mann hatte sich schon zur Ruhe begeben, als ich von einer eigenen Unruhe getrieben, noch einmal vor die Hausthür trat und in die stille Nacht hinaushorchte. Alles war friedlich und still und beruhigt wollte ich eben zurücktreten, als ein schwarzer Schatten, dicht an die Mauer des Hauses gedrückt, auf mich zukam. Ich stieß einen leichten



Schrei des Schreckens aus, im selben Augenblick aber stand die dunkle Gestalt neben mir und legte mir die Hand auf den Mund zum Zeichen des Schweigens. Ich erkannte jetzt eine Squaw in ihr, die mein Mann vor einiger Zeit halb ver-schmachtet im Walde aufgefunden hatte und die mehrere Wochen hindurch auf das Freundlichste in unserm Hause gepflegt worden war. Sie zog mich in den Schatten des Hauses und flüsterte mir in leisem, eindringlichen Tone zu: „Hüte Dich, weiße Frau, Du hast mir Gutes gethan und ich möchte Dich retten. Der rothe Mann hat den Tomahawk ausgegraben, seine jungen Männer sind auf dem Kriegspfade. Wenn Ihr nicht wollt, daß eure Skalpe ihre Wigwam's zieren, so flieht nach dem Fort, aber gleich, sonst ist es zu spät. Hütet Euch aber, dorthin zu gehen!“ Sie deutete in die Nacht hinaus. Meine Augen folgten der Richtung ihrer Hand, es war die Gegend, in der die Agentur lag. Als ich mich wieder umwandte, war die Squaw verschwunden. Bestürzt wedte ich meinen Mann auf und theilte ihm das Erlebte mit. „Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ rief er, sich hastig ankleidend, ich ahnte längst, daß etwas Feindliches im Anzuge sei. Wede die Kinder und packe unsere Werthsachen zusammen, Du mußt sogleich mit ihnen nach dem Fort fliehen.“ „Und Du?“ frug ich in athemloser Angst. „Ich muß die Leute auf der Agentur warnen!“ Vergebens bat und flehte ich, uns nicht in dieser Gefahr zu verlassen, er blieb fest. „Ich könnte nie wieder ruhig werden, wenn ich unsere Nachbarn ungewarnt ihrem Verderben überlassen hätte. In einigen Stunden hole ich Euch ein.“ Nie werde ich die Schrecken dieser Nacht vergessen! Die Kinder, jäh aus dem Schlaf gerissen, weinten und konnten nicht begreifen, wohin sie so spät in der Nacht sollten, nur Richard faßte sich bald. Den Schmerz des Abschiedes können sie sich denken, und doch ahnte ich nicht, daß ich meinen Gatten nicht wiedersehen sollte. Als die Sonne aufging, hatten wir den Minnesota erreicht und setzten vorsichtig, vom dichten Ufergebüsch verborgen, unsern Weg fort. Schon konnten wir die Umrisse des Forts unterscheiden, als wir plötzlich den Himmel in der Richtung der Agentur zu mit dunkeln Rauchwolken bedeckt sahen. Es war kein Zweifel möglich, die Indianer hatten die Agentur angegriffen und angezündet. War mein Mann zu spät gekommen? Hatte er sich retten können? Von diesen qualvollen Fragen gemartert, erreichten wir am Nachmittag das Fort, wo Alles in größter Aufregung und Bestürzung war. Kaum waren die ersten Flüchtlinge von der Agentur eingetroffen, die gewisse Kunde von dem Vorgefallenen brachten, so rückte ein Theil der Besatzung aus, um den unglücklichen Einwohnern zu Hülfe zu kommen. Nur ein Theil von ihnen kehrte zurück, um zu bestätigen, was die Flüchtlinge berichteten. Am hellen Tage hatten die Sioux die nichts ahnenden Einwohner überfallen, ermordet und mit ihren Wohnungen verbrannt, die Fliehenden mit schonungsloser Grausamkeit niedergemetzelt. Von meinem Mann wußte Niemand etwas. In dieser Ungewißheit vergingen die nächsten schreckensreichen Tage. Drei Mal wurde das schlecht besetzte Fort von den Indianern angegriffen; jeden Augenblick glaubten wir die wilden Horden eindringen zu sehen, endlich kam Verstärkung und mit ihr Rettung. Die Wilden gaben entmuthigt den Kampf auf und unterwarfen sich. Die wenigen Weißen, denen es gelungen war, sich vor den Indianern zu verbergen, fanden sich jetzt zusammen; mein Mann war nicht unter ihnen. Man fand seinen Leichnam eine halbe Meile von der Agentur. Er hatte dieselbe nicht erreicht; aus einem Hinterhalte hatten ihn die Indianer überfallen und ermordet.“ Nach einer Weile sagte Steinfeld:

„Sie haben schweres erlitten und doch gibt es noch unglücklichere, als Sie. Ihr edler Mann starb in dem Versuche, seinen Nebenmenschen zu nützen, Ihnen bleiben hoffnungsvolle Kinder, Sie werden von liebenden Eltern erwartet. Hören Sie meine Geschichte; sie ist kurz und einfach, damit Sie sehen, daß sie noch immer reich sind, sehr reich. Ich verlor meine Gattin, gerade als das Aufblühen unseres Geschäftes und eine sorgenfreie Existenz versprach. Ich trauerte tief um sie, aber ich fand Trost in meinen Kindern, denen ich alle meine Liebe zuwandte. Mir blieb ein zwölfjähriger Knabe und ein vier-jähriges Mädchen. Mit größter Sorgfalt erzog ich beide und fand mein höchstes Glück in ihrer Entwidlung. Als mein Sohn älter wurde, fing aber sein Charakter an, mir manche Sorge zu bereiten. Für das Geschäft, das er doch einmal übernehmen sollte, fühlte er keine Neigung, dagegen zog ihn alles Abenteuerliche und Fremde mit unwiderstehlicher Gewalt an. Seine freie Zeit verbrachte er mit weiten Streifereien, bei denen er oft die Heimkehr vergaß; an den Abenden las er mit leidenschaftlichem Eifer alle Reisebeschreibungen, deren er nur irgend habhaft werden konnte. Je älter er wurde, desto entschiedener trat diese Neigung bei ihm hervor. Es kam oft zu Streit zwischen uns, und als ich endlich ernstlich seinen Eintritt in mein Geschäft verlangte, erklärte er mir, daß er eine unüberwindliche Abneigung davor habe. Er wolle die Welt erst kennen lernen, ehe er sich an die Scholle binde. Ich machte ihm Vorstellungen, bat, drohte, Alles vergebens! Da hieß ich ihn im Zorne gehen. Mit seinem kleinen mütterlichen Erbtheile zog er ohne Abschied von dannen. Aber er schien seine Ueber-eilung bald zu bereuen. Von verschiedenen Orten aus schrieb er an mich, aber ich wollte nichts mehr von ihm wissen und schickte die Briefe unbeantwortet zurück. Sie kamen seltener, endlich hörten sie ganz auf. Ich hing mein Herz jetzt mit aller Kraft der Liebe an mein Töchterchen, aber Gott nahm sie mir. Sie starb in der Weihnachtszeit; ihr letzter Wunsch war, den für sie bestimmten Christbaum zu sehen, seitdem habe ich ihr alle Jahre ein Bäumchen auf ihr Grab gebracht. In dem heißen Schmerz um dies Kind schmolz die Kinde, welche sich um mein Herz gelegt hatte, und die Sehnsucht nach meinem noch lebenden Kinde erwachte riesenstark in mir. Ich schrieb an den Ort, von dem aus ich seinen letzten Brief erhalten hatte, man wußte dort nichts von ihm, alle meine Nachforschungen blieben vergebens. Ich wurde mit den Jahren ein reicher Mann, und doch wie arm bin ich! Ich habe Niemand mehr, der meinem Herzen nahe stünde; ich bin einsam und kinderlos!“

Steinfeld's Stimme zitterte in schmerzlicher Erregung, er stand auf und nahm schnell Abschied.

Der zur Abreise der Familie bestimmte Morgen war herangekommen, Steinfeld hatte für jedes Glied derselben ein passendes Geschenk gekauft und wollte es ihnen beim Abschiede am Bahnhofe geben. Als er von seinen Einkäufen in seine Wohnung zurückkehrte, fand er Richard dort seiner wartend, der ihn bat, noch einmal zu seiner Mutter zu kommen, die etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen habe.

„Kennen Sie den Namen Walter Richter?“ frug Frau Embon, als ihr Gast neben ihr saß. „Walter Richter?“ frug dieser verwundert. „Ich kenne Niemand, der so heißt, aber Walter ist der Vorname meines Sohnes und Richter der Mädchenname meiner Frau. Wie kommen Sie zu dieser seltsamen Frage?“ „Schon gestern,“ fuhr Frau Embon fort, „als Sie mir Ihre Geschichte erzählten, war es mir, als hätte ich diese, der Hauptsache nach, schon einmal gehört. Ich sann nach,



als Sie fort waren, da fiel mir endlich ein, wo und von wem ich dieselbe schon gehört hatte. Es war vor vier Jahren, als ich meinen Mann auf einer Reise nach Chicago begleitete, um dort den Rath eines Arztes in Anspruch zu nehmen. Neben uns wohnte ein Deutscher; wir wurden mit einander bekannt, und eben so zufällig kam die Rede darauf, daß wir beide aus Schlessien waren. Ich erinnere mich genau, daß er Breslau als seine Vaterstadt nannte. Sein Name war Walter Richter." „Ich bitte Sie," bat Steinfeld dringend, „erzählen Sie mir Alles, was Sie von Ihm wissen. Mein Gott, sollte es möglich sein, daß ich Nachrichten von meinem Sohne bekomme?" „Es war ein fleißiger, verständiger Mann, der für Zeitungen schrieb und Stunden gab, um seine Familie zu erhalten." „Wie sah er aus, wie alt war er?" „Er konnte damals dreißig Jahre alt sein und war ein gebräunter, dunkler Mann." „Mein Walter war blond und weiß, als er von mir ging. Doch, wie leicht können Wind und Wetter einen dunklen Mann aus meinem blonden Knaben gemacht haben. Denken Sie nach, ich bitte Sie. Wissen Sie nichts, das mir Gewißheit geben könnte?" „Doch, doch," entgegnete eifrig Frau Emdon nach kurzem Nachdenken, „ich frug ihn einmal, weshalb seine Kinder so ähnliche Namen trügen, da sagte er: „Sie tragen den Namen meines Vaters. Wenn Gott uns je wieder mit ihm vereinigt, soll er erkennen, daß ich bei jedem Kinde, das mir geboren wurde, seiner gedachte und seinen Segen ersuchte." „Und diese Kinder hießen?" „Sie hießen Friedrich Otto, Otto Friedrich und Ottilie Friederike." Steinfeld verbarg sein Gesicht in seinen Händen und flüsterte: „Es ist mein Sohn, mein Walter!"

## II.

Es war im August des nächsten Jahres, als sich unter den Passagieren des zwischen Hamburg und New York verkehrenden Dampfbootes ein alter, grauhaariger Mann befand, der voll Sehnsucht dem neuen Welttheil entgegenschah. Es war Steinfeld, der sich selbst aufgemacht hatte, um seinen Sohn zu suchen. Mancherlei Zwischenfälle hatten aber seine Abreise bis in den August verzögert. Mit freudig klopfendem Herzen betrat er nach einer glücklichen Uebersahrt das Ufer Amerika's, nur kurze Rast gönnte er sich in New York; dann eilte er weiter nach Chicago. Dort fragte er in der von Frau Emdon bezeichneten Straße nach, man wußte nichts von einem Walter Richter. Er erkundigte sich bei der Obrigkeit, nahm die Hülfe der Polizei in Anspruch, vergebens! Er erfuhr wohl, daß ein Deutscher, Namens Walter Richter vor einigen Jahren hier gewohnt hatte, aber er konnte nicht erfahren, wohin er sich seitdem gewandt hatte. Die Spur, der er so vertrauensvoll gefolgt war, verlosch. Er stellte noch in einigen andern Orten Nachforschungen an, sie blieben ohne Erfolg, er mußte sich sagen, daß er umsonst gekommen sei. Die Enttäuschung und der Kummer, dazu die Strapazen der Reise waren zu viel für ihn, er wurde ernstlich krank. Als er endlich wieder genas, verbot ihm der Arzt auf das Entschiedenste die Rückreise während der kalten Jahreszeit zu machen, so blieb ihm denn nichts übrig, als den Winter in New York zu verbringen.

Wieder war der heilige Abend herangekommen. Das Wetter, das bis dahin kalt und hell gewesen war, änderte sich plötzlich und die ersten Schneeflocken fielen dicht und weich zur Erde. In den Straßen herrschte freudige Aufregung. Ueberall sah man frohe Gesichter, hörte man lustige Ausrufe. Auch Steinfeld litt es nicht auf seinem einsamen Zimmer. Bangsam ging er die hell erleuchteten Straßen auf und nieder, das

bunte Leben um sich her betrachtend. Wohl feiern die Amerikaner das Weihnachtsfest auf englische Weise mit großen Schmausereien und festlichen Gesellschaften, in New York aber, wo so viele Familien deutschen Ursprungs wohnen, hat sich auch die Sitte des Weihnachtsbaumes vielfach eingebürgert, und bald hier, bald da sah Steinfeld die Lichter eines Christbaumes hinter den Fenstern aufflammen.

Vor seine Seele trat das Bild des vorigen Weihnachtsabends. Heute blieb das Grab seines Lieblings ungeschmückt, das freundlich verheißene Licht, das sich an den Kerzen des kleinen Bäumchens entzündet hatte, war in Dunkelheit erloschen. Unwillkürlich verließ er unter diesen Gedanken die lärmenden Hauptstraßen und wandte sich stilleren Gassen zu. Plötzlich weckten ihn helle Kinderstimmen aus seinem Brüten, die in deutscher Sprache unaufhörlich riefen: „Heut ist Weihnachten, heut ist Weihnachten!" Er schaute auf. Zwei Knaben zogen einen Handschlitten, auf dem, in Decken und Tüchern wohl verwahrt, ein kleines Mädchen saß. Die helle Freude strahlte aus den lieblichen Gesichtern der Kinder, als sie so jubelnd dahinfuhren. Mit warmer Theilnahme blickte Steinfeld den fröhlichen Kindern nach.

Da bog ein eiliger Wagen um die Ecke, die Knaben erschrecken, sprangen zur Seite und rissen den Schlitten mit sich. Dieser flog gegen einen Stein an und fiel um, das kleine Mädchen unter sich begrabend. Besorgt eilte Steinfeld hinzu, um zu sehen, ob die kleine Schöne genommen habe. Sie weinte vor Schreck, war aber nicht verletzt. Der Schlitten dagegen war zerbrochen. „Ach, Ottilie," bat der älteste Knabe, nachdem er vergebens versucht hatte, sie zu trösten, „heute darfst Du nicht weinen, denke doch, es ist ja heiliger Abend! „Der Grund half, sie wuschte die Thränen aus den Augen und versuchte sogar zu lächeln. „Nun, Frey," sagte der Knabe wieder, „nimm den Schlitten, ich trage die Decken und gebe Ottilie die Hand. Aber kommt schnell, es wird gleich 6 Uhr schlagen." „Müht Ihr so pünktlich zu Hause sein?" frug Steinfeld, den die kleine Scene interessirte. „Ja freilich," entgegnete der Knabe eifrig, „um 6 Uhr ist Mama mit Aufbauen fertig, dann dürfen wir hinein. Kommt schnell!" Er faßte sein Schwesterchen bei der Hand und wollte sie mit sich fortziehen. „Aber siehst Du denn nicht," rief diese mit weinerlicher Stimme, „daß ich Papa's große Pelztiefeln an habe, damit kann ich nicht gehen, und sie ausziehen und in Strümpfen laufen kann ich auch nicht." Verlegen sahen sich die Kinder an. „Was machen wir nun?" sagte Steinfeld lächelnd, „da wird nichts Anderes übrig bleiben, als ich muß die kleine Verunglückte nach Hause tragen." Er nahm die Kleine auf den Arm. „So, nun geht voran und zeigt mir den Weg; erst aber, Ihr kleinen Leute, sagt mir einmal, wie Ihr heißt." „Ich heiße Otto Friedrich," sagte der älteste Knabe mit aller Wichtigkeit, die Kinder bei solchen Gelegenheiten entwickeln. „Und ich heiße Friedrich Otto, und ich Ottilie Friederike. Nicht wahr, das sind schöne Namen?" sehte die Kleine schnell hinzu, als sie das staunende Antlitz des Fremden sah, „wir heißen so nach unserem Großvater." „Mein Gott, wäre es möglich?" flammelte Steinfeld. „Und Euer Vater, meine Kinder, wie heißt er?" „Unser Vater heißt Walter Richter," riefen die Knaben. Der Herr sprach kein Wort mehr, er brückte das Kind auf seinen Armen nur fester an sich und eilte vorwärts. Da schlug es 6 Uhr. „Es schlägt sechs, es schlägt sechs!" schrien die Knaben und pfeifgeschwind stürzten sie von bannen. Zum Glück war das elterliche Haus nicht mehr weit, die Knaben hatten alle Thüren aufgelassen und schon von fern hörte Steinfeld sie

rufen: „Papa, Papa, es ist 6 Uhr, dürfen wir hinein?“ „Noch einen Augenblick Geduld,“ ertönte die Antwort, „gleich wird die Mama fertig sein! Aber wo habt ihr Ottilie gelassen?“ „Oh, sie kommt schon! Wir haben mit dem Schlitten umgeworfen und ein fremder Herr bringt sie, weil sie in Deinen großen Pelztiefeln nicht gehen konnte!“ Der Vater ging dem Fremden entgegen, der eben mit dem Kinde auf der Schwelle erschien. „Meine Kleine hat Ihnen wohl viel Mühe gemacht, mein Herr, ich danke Ihnen für Ihre Güte.“ Als er keine Antwort erhielt, wiederholte er näher tretend seine Worte. Der Fremde nahm den Hut ab und strich die grauen Locken zurück. In seinen Zügen zuckte und arbeitete es vor tiefer Erregung; seine Lippen bebten, aber fanden keine Worte. Von einer seltsamen Ahnung ergriffen, trat der junge Mann näher. Da breitete der Fremde seine Arme aus und rief: „Mein Sohn, mein Walter, kennst Du Deinen Vater nicht mehr?“ Ein erstarrter Aufschrei und Sohn und Vater lagen sich in den Armen, als wollten sie nie wieder von einander lassen. Da tönte die Glocke im Nebenzimmer. Die Kinder stürzten hinein. Sanft machte Walter sich aus der Umarmung seines Vaters los und führte ihn seiner Frau zu, die unter dem brennenden Christbaume stand. Seine Stimme brach im Schluchzen, als er sagte: „Sieh Elise, was Gott uns für ein Weihnachtsgeschenk gemacht hat. Hier bringe ich Dir meinen Vater!“ Was sollen wir von diesem Abend noch erzählen? Wenn Herzen nach langer Prüfung in tiefter, heiligster Freude erglühn, ist es besser, den Schleier über ihr Entzücken fallen zu lassen, eine solche Freude kann nur mit Gott getheilt werden. Der Jubel der Kinder, die nicht recht wußten, ob sie sich mehr über den Großpapa oder über ihre Geschenke freuen sollten, rief sie zuerst auf die Erde zurück und

löste ihre tiefe Nüchternung in freudiges Glück auf. Da gab es ein Fragen und Erzählen, ein Küssen und Umarmen, dazwischen Thränen, halb der Freude, halb der Wehmuth. Oft wurde die Geschichte des vorigen Weihnachtsabends besprochen, hatte doch des Vaters Liebe zu seiner entschlafenen Tochter ihm den Weg zu seinem Sohne gezeigt. Ehe die Kinder zur Ruhe gingen, stellten sie sich auf einen Wink des Vaters um den Baum und sangen mit ihren hellen lieblichen Stimmen: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht, sein Werd in aller Welt gedacht!“ Und in den Herzen der Erwachsenen klang es wieder: „Ja, diesen Tag hat Gott gemacht!“ Auf den seligen Abend folgten glückliche Tage. Walter mußte sich von allen Verbindungen frei machen, denn es war beschlossen, sie Alle wollten den Vater für immer in die alte Heimath begleiten.

Als der Frühling mit seinen milden Lüften kam, zogen sie über das Meer dem deutschen Vaterlande zu. Das große, graue Haus am Magdalenenplatze war ganz verwandelt, seit die fröhliche Kinderschar ihren Einzug darin gehalten hatte, seit lustige Stimmen durch die weiten Zimmer klangen und leichte Schritte die alten Stiegen auf- und absprangen. Der Großvater lebte von Neuem auf und behauptete lächelnd, mit jedem Tag jünger zu werden. Von dem Geschäft hatte er sich ganz zurückgezogen, das führte jetzt sein Sohn Walter, der seinem Vater jeden Wunsch von den Augen abzusehen suchte und mit seiner Frau in Streit gerieth, weil sie des Vaters Wünsche schneller als er errieth. Seine Söhne wuchsen fröhlich heran und mit ihnen spielte und lernte ihr bester Freund und Genosse, Richard Emdon. Der Großvater hatte noch das Glück, seine Enkel zu tüchtigen Männern erwachsen und seine zur lieblichen Jungfrau erblühten Enkelin mit dem Gespielen ihrer frühen Jugend, Richard Emdon, vereinigt zu sehen.

## Der Organist.

(Von F. Maul.)

Gertrud, du wirst doch den Stundenschlag nicht überhören!“ rief der alte kranke Domorganist, mit einer Hast aus dem kurzen Schlummer aufwachend und mit einer so bewegten Stimme, wie sie seine betagte Ehehälfte während seiner neuntägigen Krankheit noch nicht an ihm wahrgenommen. Er richtete sich etwas höher aus den Kissen auf und heftete die tief eingefallenen Augen unter den dichten silbergrauen Braunen hervor auf die Schwarzwälder Uhr, deren Pendel an der Wand dem Bette gegenüber seinen kurzen Bogen beschrieb. „Wie viel ist's denn, Gertrud?—Meine Augen sind so trüb geworden.“

Gertrud nahm die Brille ab, legte sie in das Gebetbuch, in welchem sie bisher, unter öfterem Nicken, gelesen hatte, und sagte: „Alter, laß das doch gut sein und schlaf' ruhig. Sieh', du bist so bewegt, und das ist dir nicht gut.“

„Gertrud!“ sprach der Kranke: „hast du mich jemals gleichgültig gesehen, wo es Amt und Pflicht galt?“

„Das nicht,“ erwiderte sie: „aber du bist ja jetzt krank, und kein Mensch wird es dir verargen, wenn du heute den Scholaster für dich spielen lässest. Sorge nicht, es ist schon Alles angeordnet.“

„Du wirst doch nicht—?“ rief der Organist und setzte dann mit einer von tiefer Nüchternung bewegten Stimme hinzu: „Kind, wo denkst du hin?—Siehe schon neunundvierzigmal Mal hab'

ich in der heiligen Weihnacht den neugebornen Heiland in der Domhalle begrüßt, mit dem vollstimmigen Lobgesang aller Register des herrlichen Werkes, und heute sollte mir diese Freude nicht beschieden sein? Ach! dieses fünfzigste Mal ist wohl ohnehin das letzte!“

„Seh' doch, Alter, quäle nicht dich und mich mit so trüben Gedanken,“ sagte die Frau, indem sie bewegt aufstand, vor das Bett trat und des Mannes Hand ergriff. „Du hast ja gar keinen Grund zu deinem trostlosen Wahne. Du stellst dir dein Unwohlsein viel schlimmer vor, als es ist, weil dir noch nie etwas gefehlt hat. Lege dich immerhin nur ruhig nieder, etwas Schlaf wird dir sehr wohl thun!“

„Ich bin wohl matt und schläfrig,“ sprach der Kranke: „aber just darum fürchte ich, die Stunde zu verschlafen. Vergeiß nur nicht, mich mit dem ersten Schläge des Zusammenläutens zu wecken. Hörst du?—Mit diesen Worten sank er in die Kissen zurück und bald darauf in tiefen Schlaf. Gertrud legte einiges Holz in den Ofen, sah dann nochmals aufmerksam nach dem Kranken und setzte sich mit einem tiefen Seufzer wieder an den Tisch, um ihre Brille aufzusetzen und in ihrer vorigen frommen Beschäftigung fortzufahren. Aber wenn sie schon vorher bisweilen genickt hatte, so schien der Schlaf jetzt immer mehr sein Recht an ihr geltend zu machen, sie konnte nicht weiter lesen, das alte Haupt sank immer tiefer herab



und hob sich erst wieder, als die nahen Domglocken laut durch die Nacht die Geburt des Heilandes verkündeten. — „Gott sei Dank, er schläft noch!“ sagte sie leise mit einem ängstlichen Blick auf das Bett. „Wenn er nur über dem schweren Geläute nicht erwacht!“ Und nun beobachtete sie mit der ängstlichsten Spannung die Züge des Schlummernden und athmete erst wieder freier auf, als der letzte Glockenton verklungen war.

Der Kranke schlief tief und ruhig fort. Die Alte trippelte leise einigemal in der Stube herum, blieb dann wieder stehen und sagte vor sich hin: „Ach Gott! ist mir doch, als müß' ich den Mantel vom Pflode nehmen und hinüber gehen zur Kirche. Hab' auch noch nie gefehlt, so lang es mir gedenkt, wenn die Erinnerungsnacht an die Geburt des Heilandes festlich begangen wurde. Im! wenn ich wüßte, daß er nicht erwachte und nach mir verlangte, so lief' ich doch einen Augenblick hinüber, wär's auch nur, um ein kleines Gebet für meinen kranken Alten zu verrichten und dem Heiland für seine Erscheinung zu danken. Das kann nicht schaden und trägt wohl seinen Segen.“

Sie hatte bei den letzten Worten schon den warmen Kapuzenmantel von der Wand genommen, rückte nun die Haube zurecht, legte die Brille in das Gebetbuch und nahm es unter den Arm. Aber bei dem nächsten Blick auf das Bett wankte ihr Entschluß schon wieder. Doch behielt endlich die fromme Sehnsucht und die langjährige Gewohnheit die Oberhand. Lag ja doch der Alte so tief in den Kissen und schlief so fest, als wolle er vor dem lichten, hellen Christtage nicht mehr erwachen.

Das Schneegestöber, das ihr der Wind bei dem ersten Schritt auf die Straße ins Gesicht trieb, hätte sie beinahe wieder in das Haus zurück geschauelt. Aber es waren nur ein paar Schritte bis hinüber zu dem Dome, dessen Fenster ihren magischen Farbensplanz jetzt nicht in die Halle, sondern heraus auf die tiefen Schatten der Nacht warfen. Und aus allen Gassen kamen ja tief verhüllte Gestalten mit Laternen und ließen sich's nicht verdrießen, einen viel weiteren Weg durch Nacht und Wind und Schneegestöber zu machen, um den Weihnachtsgottesdienst nicht zu versäumen.

Im Dome lag schon Alles betend auf den Knien, und die Orgeltöne zogen leise durch den hohen, erleuchteten Bau. Gertrud sank auch auf die Kniee, und ihr erstes Gebet war ein tiefer Seufzer, indem sich besser als in Worten die Bitte um Erhaltung oder doch ein seliges Ende ihres guten Alten aussprach. Sie war so lange gewöhnt, den Tönen zu horchen, die seine treue Hand der herrlichen Orgel entlockte, und es wollte ihr heute nicht so ganz gelingen wie sonst. In tiefer Andacht versunken merkte sie nicht, daß sich nach einiger Zeit rings ein Geflüster erhoben hatte und die Augen der Betenden sich zuweilen scheu nach der hohen Orgel umsahen. Sie betete still fort, dachte dabei an den Kranken und fühlte nur, wie die Töne allmählig wärmer und erquickender in ihr Herz einzogen. Sie hörte den gewöhnlichen Uebergang und dachte: Der Scholaster hat sich doch recht an seines alten Lehrers Art gehalten. —

Jetzt wichen allmählig die Dämme, alle Schleusen dieses Tonmeeres brachen auf, die Töne rauschten, wie eine mächtige Fluth, durch die Halle in immer gewaltigeren Wogen, und mit

dem Beginn des Lobgesangs war es, als ob alle Donner laut würden. So sei noch nie gespielt worden, meinten Alle bei sich, und blickten mit einer Art von Grauen nach der Orgel hinauf. Auch die alte Gertrud wagte, das Auge dahin zu erheben, aber es war trüb vom Alter und von einer großen Thräne. Sie konnte durch das Geflimmer der Lampen nichts erkennen.

Nicht lange hierauf stieß ihre Nachbarin sie am Arme. „Frau Organistin, ich glaube, der Herr Organist sei krank.“

„Freilich,“ sagte Gertrud: „recht krank.“

„Und sitzt eben doch vor seiner Orgel?“

„Wer? — mein Alter?“ fuhr Gertrud fast laut heraus.

„Freilich? Iwer sollte denn so spielen?“

Die Alte wischte sich hastig die Augen, suchte mit zitternder Hand die Brille im Gebetbuche und sah mit deren Hilfe wirklich eine Gestalt im Schlafrode und mit der weißen Tordelmütze vor der Tastatur der Orgel sitzen. Ihr schwindelte.

Schnell drängte sie sich durch die Menge, welche die Gänge des Domes füllte. Aber der Lobgesang war zu Ende, und ehe sie die Pforte erreicht hatte, kamen schon die Chorsänger von der Orgel herab.

„Höre,“ sagte Einer zu dem Andern: „mir hat ordentlich gegraut, als der Alte plötzlich so stumm und bleich daher schritt, den Scholaster auf die Seite schob und so gewaltig fortspielte, ohne ein Wort zu reden.“

„Und wie er so schnell wieder weg war!“ versetzte der Andere bedeutungsvoll.

Gertrud hatte das Zwiesgespräch gehört und eilte voll Angst, so schnell ihre alten Füße sie zu tragen vermochten, nach Hause. Noch unter der Thüre rief sie schon: „Aber lieber Alter, was hast du gedacht, daß du doch in den kalten Dom hinüber gingst und dich so anstrengtest?“

Keine Antwort, Alles stille, Alles wie zuvor, nur die Lampe hatte große Rosen angezündet und brannte düster. Im Bette aber lag der alte Mann, wie zuvor, mit festgeschlossenen Augen, und auf dem Stuhle vor dem Bette sein pelzgefütterter Schlafrock, wie immer. Nur athmen hörte ihn Gertrud nicht wie sonst. Sie lauschte über das Bett gebeugt. Alles still.

Mit zitternder Hand greift sie nach der Lampe, die Rosen fallen ab, und das Flämmchen beleuchtet heller die ruhigen, verklärten Züge des Gatten. Aber keine steigende Brust hebt mehr die Decke. „Alter!“ ruft sie in höchster Angst und schüttelte ihm die Hand. Doch die Hand ist kalt. Der alte Organist feiert einen schöneren Christmorgen, als sein treues Weib.

Und als am Morgen der Scholaster und einige Verwandte kamen und von dem feierlichen Gottesdienst sprachen, meinte sie, er könne unmöglich aus seinem Bette gekommen sein. Der Scholaster zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und sagte: „Gespielt hat er, das muß ich am besten wissen.“ Und die andern Leute in der Stadt ließen sich auch nichts ausreden. Hatte er ja doch den Scholaster stumm von der Orgelbank geschoben; und die Chornaben hatten über den Schlafrock und die Nachtmütze gestaunt, und der hatte ihn leise durch die Seitenthüre schlüpfen und jener ihn an der Orgel gesehen, und das Spiel hatten Alle gehört, Allen war es so übermenschlich vorgekommen, Allen durch Mark und Bein gerieft.



## Schon frühe.

Von W. Horn.

**S**chon früh, wenn kaum der Lenz erwacht  
Im zarten Kindesherzen,  
Wird auch die Lust der Welt entfacht,  
Der Keim von Gram und Schmerzen;  
Der Feind kommt früh mit List und Trug,  
Die Jugend zu umgarnen,  
Dum taubensfromm und schlangenkug  
Muß man sie frühe warnen.

Nicht abwärts mit dem Strom der Zeit  
Soll unsre Jugend schwimmen;  
Nein, früh den Fels der Heiligkeit  
Mit frohem Muth erklimmen!  
Und daß ihr dieses in der That  
Gelingt, so laßt uns streben  
Mit gutem Beispiel, gutem Rath,  
Sie stets empor zu heben.

Empor zum Herrn, der sie befreit  
Von Sünd- und Todeslasten —  
Zu Werken der Barmherzigkeit,  
Empor zum Gotteskasten;  
Weg von des Lasters Abgrundbrand,  
Wo Morderbüfte wehen, —  
Führt sie mit starker Glaubenshand  
Auf lichten Tugendhöhen.

Im Lebensmaï lehrt sie dem Herrn  
Gebet und Gaben weihen,  
Und sich von aller Selbstucht fern  
Des Werkes Gottes freuen.  
Lehrt sie die Sache recht verstehn  
(Ach daß wir's Alle lernten!) —  
Wir werden, wie wir zeitlich sä'n  
Dereinst dort ewig ernten.

## Die Apostel der Entwicklungstheorie---Evolution.

Von Schwarzwälder.

**D**em gebildeten Leser ist es längst bekannt, daß es Gelehrte gibt, die den Menschen durch stufenweise Entwicklung zu Dem werden lassen, was er gegenwärtig ist. Diese Entwicklung geschieht natürlich vom Niedrigen zum Höch-

sten und so stünde denn der Mensch als unmittelbares Produkt des Affen, der das verbindende Glied bilden soll.

Nun haben diese (nemlich die Affen) auch Apostel welche diese Lehre befürworten und ausbreiten, aber leider ihren



Stammvätern wenig Ehre machen. Vor einigen Jahren kam ein solcher Wissenschaftsmensch von England nach Amerika herüber, um uns Barbaren das große „Eureka“ über die Schöpfung der Wissenschaft zu erklären und nebenbei auch seine Wörte zu füllen—verstanden? Sei dies wie es wolle, Professor Tyndall hatte großen Zulauf und gebildete Versammlungen; seine Behauptungen machten Eindruck auf die denkenden Zuhörer, sowohl als auf die Leser seiner Vorlesungen; nicht weil sie so ganz neu und epochemachend waren, sondern vielmehr weil sie ganz gegen die, von unserm Volk gehaltenen Religionsideen gerichtet waren.

Professor Tyndall griff die christliche Religion ganz erbarmungslos an und zeigte dadurch deutlich auf welcher Seite er kämpfte. Er griff die mosaische Schöpfungstheorie auf eine Weise an, die mehr an Wahnwitz als an Weisheit grenzte; sein Gebäude war zu schwer für das von ihm gelegte Fundament. Die Idee, daß Stoff alle jene Eigenschaften besitze, die der Christ der Gottheit zuschreibe, die er hernach im Druck erscheinen ließ, wurde von christlichen wissenschaftlichen Meistern verächtlich angegriffen, daß der gelehrte Professor anfangs Erklärungen zu machen bis alles wegerklärt war. Seither hörte man nicht mehr viel von dem Manne, und Manche kamen auf den Gedanken er sei zu „Stoff“ geworden und habe die „Kraft“ verloren; bis neulich ein berühmtes amerikanisches Encyclopädie wieder einen neuen Stoffartikel aufnahm und denselben seinen Abnehmern in Kauf gab. Tyndall war irre geführt durch seine Wissenschaft, denn sie war nicht von Oben. Exit Tyndall.

Nun ist neulich wieder ein Anderer an unsern Ufern gelandet, frisch von seinen Vorb Vätern, um uns neues Licht zu bringen. Professor Huxley, berühmt durch seine Bekanntschaft mit den Urmenichen, die lange vor Adam gelebt haben sollen. Dieser bewies nun deutlich (?), daß wir wirklich von den Affen abstammen. Jemand bezahlte Eintrittsgeld und ein Enkel erzählte von seinem Großvater.

Huxley ist nicht dumm aber einfältig. Nicht dumm, denn er hörte, daß Tyndall nichts bezweckte, indem er die Bibel zertrümmen wollte; diesem wollte er nun ausweichen oder vorbeugen; er ließ also Moses und die Genesis in Ruhe, d. h. direkt und schleuderte seine Affenblikke auf den armen blinden Poeten Milton, denn anstatt die Schöpfungstheorie der Bibel anzugreifen warf er seinen Geifer auf Miltons „Verlorenes Paradies“ und so mußte Moses über die Schultern des blinden

Bar den geschlagen werden. Darin war er einfältig, weil er glaubte die Amerikaner seien zu weich, um solche Nebelkappe nicht zu durchschauen. Ueber das „Verlorenes Paradies“ will ich hier keine Worte verlieren; es liegt dem gebildeten Leser offen.

Nach den veröffentlichten Vorträgen, hat Huxley die Evolution (Entwicklungstheorie), in so viele Formen geschmiebet, als Zeichen an der Compagrose sind, und sehr oft angeführt, daß man seine Schlüsse eigentlich nur annehme und vermuthet, indem die Beweise größtentheils noch mangeln. Nun aber verlangt dieser Gorilla Sohn, „ein gebildeter Mensch muß es nothwendigerweise seine Vermuthungen alle als bare Münze annehmen. Dieses sind seine eigenen Worte: „Der geologische Bericht (record) ist unvollkommen, es ist nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich, daß alle Spuren früherer Arten (species), die existirt haben mögen, zerstört worden sind durch Wasser und Hitze.“ Und so sollen wir nun Alles, was wir je gelernt und geglaubt haben wegwerfen und seine Lehre annehmen, von welcher er selbst sagt, sie sei nur Vermuthung.

Blos weil diese Affentheoristen es verlangen, sollen wir den biblischen Bericht verwerfen, als wenn nicht noch ein ganzes Heer ebenso gelehrter Männer wie sie, von ihrer Theorie nichts wissen wollten. Die Lehre, die den Menschen gut, fromm und gerecht macht; die ihn aufblicken heißt zu einem ewigen Schöpfer des Weltalls; die ihm die Gottheit als ein liebendes Wesen und den Himmel als ewigen Heimathsort zeigt, die soll er auf einmal verworfen, und auf bloßes Reden dieses Professors seine unbewiesene Theorie annehmen.

Solche Ansprüche macht denn doch die Bibel und der liebe Gott nicht; da werden wir eingeladen zu prüfen, ehe wir glauben, bei diesen Professoren aber sollen wir auf ihr Wort glauben. Sie verlangen thatsächlich wir sollen ferner nicht mehr an Gott, sondern nur an sie glauben.

Hätte ihre Lehre nur auch ein Fünkchen Trost für das verlangende Herz; aber gar nichts, rein gar nichts davon; einfach: „Deine Vorbäter waren Affen, und du, lieber Zuhörer, bist ein würdiger Enkel derselben!

So wie du glaubst, geschehe dir.

Ganz in der Stille ist Huxley wieder über's Meer gefahren als die dritte Vorlesung beendet war; sein Kommen war kein Triumph und sein Gehen kein Verlust. Exit Huxley.

## In einer Gisspalte.



Ich kam am 6. August 1859 in Chamouny an, mit einem Freunde und Reisegefährten, der gleich mir ein Engländer war. Wir hatten etwa fünf Wochen in der Schweiz zugebracht und in dieser Zeit Alles „durchgemacht“, was unsere Landsleute für nöthig erachteten. Wir hatten uns einige Erfahrung in Gletscherfahrten verschafft und das Aletschhorn bestiegen, dessen Gipfel nur zwei Monate zuvor zum ersten Mal von einem Engländer, einem Mitglied des „Alpenclubs“, erreicht worden war. Unsere Ersteigung desselben war gelungen und wir thaten uns viel darauf zu gut, als die zweite Erforschungs-Expedition auf seinem hohen Gipfel, beinahe 14,000 Fuß über dem Meerespiegel, gestanden zu sein. Bei dieser Gelegenheit hatten wir zwei ganze Tage auf dem Schnee und Gletscher verbracht.

Ich erinnere mich noch wohl des ersten Blickes, welchen ich

in eine der tiefen Gisspalten gethan hatte, von denen die Gletscher durchzogen sind. Von einem Führer an der Hand gefaßt, lehnte ich mich über den scharfkantigen Rand der Spalte und schaute behutsam in die gähnende Tiefe des bodenlosen Abgrunds hinunter. Drunten in einer Tiefe von ungefähr 300 Fuß schienen zwei senkrechte Wände von Eis an einander zu stoßen,—ein Aussehen, welches von der Convergenz der Gisspalte herrührte, denn meines Erachtens endet die große Spaltung gewöhnlich erst da, wo der Gletscher unten den gewachsenen Boden berührt.

„Wer in eine solche Gisspalte hinabfällt, kommt niemals wieder lebendig heraus,“ sagte einer von unseren Führern.—„Ja,“ meinte ein Anderer; „nur ein einziger Mann ist davon gekommen und lebt noch in Grindelwald. Er war ein Gensjäger und auf dem Heimwege, wie er allein über den Gletscher

ging, rutschte er aus und ward in einen Abgrund gestürzt. Sein Sturz wurde von vorspringenden Leisten und Eisblöcken gebrochen, welche jedoch nachgaben, als er sich daran halten wollte. Nachdem er 300 Fuß tief gefallen war, erreichte er den Boden des Gletschers und hatte einen Arm und einen Fuß gebrochen. Er fand einen hohlen Raum zwischen dem Boden und dem Eis, durch welchen ein Wasserlauf strömte. Instinktmäßig folgte er, trotz der großen Schmerzen, die er erduldet, dem Laufe dieses Gletscherbaches, und kam endlich, nach dreistündigem Kriechen, aus dem Gletscher heraus.“

Gewöhnliche Eisspalten sind oben meist drei bis acht Fuß breit, aber die Seitenwände treten einander so schnell nahe zusammen, daß ein Mann zwischen den beiden Eismauern eingeklemmt werden würde, noch lange ehe er den Boden erreichte. Und welch ein entsetzlicher Tod muß dies sein, wenn man nicht sogleich Stricke bei der Hand hat, welche lang und stark genug sind. Erst im vorigen Jahre war ein Russe auf diese Weise in einer Eisspalte verunglückt, halb erfroren und halb zu Tode gequetscht, denn da die Wärme seines Körpers das Eis langsam schmolz, so sank er immer tiefer und tiefer in sein fürchterliches Grab ein.

Mein Gefährte und ich erstiegen den Drevant, und da nur wenige dem Bergsteigen holbe Reisende Chamouny verlassen, ohne das Mer de la Glace und den Jardin zu besuchen, so kamen wir überein, ebenfalls diesen Ausflug zu machen. Am nun unser Tageswerk abzukürzen, verließen wir Chamouny am Abend und schiefen auf dem Montanvert, einem einsamen kleinen Vergewirthschaus am Rande des sogenannten Eismeeres.

Wir waren schon früh am Morgen auf den Beinen, versahen uns dann mit etwas Lebensmitteln und Wein und brachen mit unserem Führer auf, den wir schon auf andern Reisen mitgenommen hatten. Es war ein herrlicher Morgen und versprach uns das günstigste Wetter für unsern Ausflug. Unser Weg führte uns eine halbe Stunde lang am Rande des Gletschers hin auf einem unebenen Pfad, von dem aus wir immer auf den zu unserer Linken liegenden, mit Schutt und Steintrümmern bedeckten und von Spalten zerissenen Gletscher hinuntersehen konnten. Dann ging der Pfad zu Ende und der Führer eröffnete uns nun, daß wir auf dem Gletscher hinuntersteigen müßten. Wir kletterten also hinunter und suchten uns unsern Weg zwischen den zahlreichen Spalten und Sprüngen hindurch.

Da der Ausflug nach dem Mer de la Glace nicht für eine regelrechte Gletscherfahrt gilt, so versteht man sich bei derselben auch nicht mit den üblichen Vorsichtsmaßregeln, noch mit Seilen und Stricken. Wir wenigstens hatten keine, waren aber rüstig und guter Dinge, und kamen tüchtig vom Flecke; so rasch sogar, daß unser Führer hinter uns zurückblieb und uns mehrmals zurief, wir sollten uns in Acht nehmen, ihn voranzugehen lassen und ihm folgen. Gerade in diesem Augenblick that eine breite Eisspalte unserm weitern Vordringen Einhalt. Mit einem Blicke nach links ermittelte ich, daß sie in einer Entfernung von ungefähr zwanzig Fuß von uns in einen steilen Eisabhang auslief, über welchen ich leicht hinwegklettern zu können vermeinte. Da die Spalte wenigstens sechzig Schritte lang war, so wollte ich lieber das Ueberklettern dieses Abhanges versuchen, als um das andere Ende derselben herumgehen.

Ich bebiegte mich also meines Alpenstocks wie einer Art und begann damit Fußlöcher in das Eis zu stoßen. Der Führer hatte uns mittlerweile eingeholt; er betrachtete sich den Eisabhang und die weite Spalte und sagte dann sehr ernsthaft:

„Es ist gefährlich, lassen Sie uns die Spalte umgehen!“ Ich war mittlerweile mit Hülfe meines Alpenstocks schon die Hälfte des Abhangs hinaufgestiegen, aber auch zu dem Schlusse gekommen, daß der Abhang viel zu steil sei, um ihn ohne ein Seil zu erklettern und ich hatte mich daher schon zum Umkehren entschlossen. Sobald also der Führer seine Ansicht geäußert hatte, streckte ich meinen rechten Fuß vorsichtig rückwärts und tastete damit nach dem letzten Loche, das ich ins Eis gemacht hatte. Mein Fuß ging aber an demselben vorüber, und ich fühlte, daß ich ausglitt. Es war auch nicht der kleinste Vorsprung da, welchen ich erfassen konnte. Der Abhang war senkrecht und ich stürzte kopfüber in die gähnende Eisspalte hinunter.

Ich hörte einen lauten Schrei der Verzweiflung von meinem Reisegefährten und dem Führer. Meine eigenen Empfindungen lassen sich nicht beschreiben, ja sogar nicht einmal deutlich von Schrecken und Schwindel unterscheiden. Ich fühlte nur, daß ich zwischen den beiden Eiswänden von einer Seite auf die andere geschleudert wurde, daß ich in eine große Tiefe hinabsiel, daß ich meinem gänzlichen Untergang und einem entsetzlichen Tode entgegen ging. Plötzlich fühlte ich, daß ich durch irgend etwas aufgehalten wurde, daß ich frei dahing. Ich war im Stande, Athem zu holen und rief nun laut: „Ein Seil! ein Seil!“

Durch die außerordentlichste Fügung war mein Sturz durch eine kleine Eisleiste aufgehalten worden, die sich wie eine Brücke über die Eisspalte spannte. Auf diesen schwächlichen Bau, der oben höchstens zwei Zoll breit und, nach meiner Schätzung, ungefähr zwei Fuß hoch, war ich heruntergefallen und zwar so, daß mein Kopf auf der einen, meine Beine auf der anderen Seite herunterhingen. Instinktmäßig und ohne Verzug und auf eine Weise, die mir noch bis auf diesen Augenblick unerklärlich ist, schwang ich mich aus dieser entsetzlichen Stellung empor und stand auf die Leiste, in welcher eine kleine Nische eben groß genug war, um einen meiner Füße aufzunehmen. Ich war nun soweit gesammelt, daß ich meinen Reisegefährten droben sagen hörte: „Wir hofften nicht entfernt, Ihre Stimme je wieder zu hören. Um Gottes willen fassen Sie Muth und seien Sie besonnen. Der Führer eilt nach Montanvert zurück, um Leute und Stricke zu holen, und wird bald wieder kommen.“

„Wenn er nicht bald wieder kommt, so steige ich nicht wieder lebendig herauf,“ gab ich zur Antwort.

Meine Lage war eine entsetzliche. Die kleine Leiste war so schmal, daß ich nicht mit beiden Füßen darauf stehen konnte. Ich stützte mich in der That nur auf ein Bein, lehnte mich halb an die eine Eiswand der Spalte und stemmte mich mit der Hand an der entgegengesetzten an. Die Eiswand war vollkommen glatt, und ich fand nichts, um mich daran zu halten. Ein Strom kalten Wassers ergoß sich mir auf die Schultern, buchnähte mich bis auf die Haut und erstarrte mich beinahe durch seine eisige Kälte. Ueber mir konnte ich den von der Mündung der Spalte eingengten schmalen Streifen des blauen Himmels sehen; um mich her aber starrte mir von allen Seiten in unheimlicher Einsörmigkeit und Unbestimmtheit blaues Eis entgegen. Die graugrünen Wände der Spalte sahen aus, als wollten sie zusammenrücken, um eher ihr Opfer zu zerquetschen, als es loszulassen. Zahlreiche kleine Wasserläufe ergossen sich in die Spalte, allein auf der ganzen langen Strecke ihrer Ausdehnung von sechzig Schritten konnte ich keinen andern Vorsprung erblicken, als die kleine Leiste, auf welche ich so wunderbarerweise heruntergestürzt war.



Ich wagte, in den furchtbaren Abgrund hinunterzublicken, in welchem ich hing; jedoch nur für einen Augenblick. In der Tiefe, bis zu welcher ich herabgestürzt, war die Spalte kaum zwei Fuß breit, aber unter mir verengerte sie sich rasch, und etwa zwei hundert Fuß unter mir schienen die beiden Eiswände zusammenzustoßen. Ich glaube, wenn ich nur einen halben Fuß weiter nach der einen oder der andern Seite der kleinen Leiste gefallen wäre, so würde ich unvermeidlich kopfüber in einer Tiefe eingeklemmt worden sein, wo mich möglicherweise keine Stricke mehr erreicht hätten, wenn auch solche herbeizuschaffen gewesen wären.

Ich war nun ungefähr zwanzig Minuten in dieser gefährlichen Stellung gestanden und strengte jede Nerve an, um zu verhindern, daß ich nicht hinuntergleite. Ich schaute hinauf zu dem blauen Himmel über mir und dem klaren Eis, das mich auf allen Seiten umgab, aber nur selten wagte ich einen Blick in den Abgrund unter mir hinunterzuwerfen. Das Blut troff an mir herab aus einer Ritze an der Wange, und ich fühlte, daß mein rechtes Bein, auf dem ich glücklicherweise nicht zu stehen brauchte, sehr stark gequetscht war. Mittlerweile aber war mein linkes Bein von der Anstrengung und dem darauf ruhenden Gewicht des ganzen Körpers sehr kräftig geworden und schmerzte mich unsäglich, und doch fürchtete ich das Gleichgewicht zu verlieren, wenn ich mich abzulösen und auf den andern Fuß zu treten wagte. Zugleich fühlte ich auch, daß die heftige Kälte der Eiswand, gegen welche ich mich lehnte, und des auf mich herunter rieselnden Wasserlaufs, unter welchem ich mich nicht bewegen durfte, mich allmählig erstarrte und betäubte.

Ich rief meinem Reisegefährten zu: ob noch keine Hülfe in Sicht sei, erhielt aber keine Antwort. Ich rief noch einmal, aber kein menschliches Wesen erschien innerhalb Hörweite. Ein Schwindel drohte mich zu übermannen, als mir der Gedanke durch den Kopf schoß: er ist weggegangen um zu sehen, ob noch keine Hülfe komme, und kann nun den Rückweg nach der Spalte nicht finden. Es sind Hunderte solcher Spalten da, die alle einander gleich sehen. Ich bin verloren.—

Und wiederum mußte ich jeden Nerv anstrengen, um nicht muthlos zu werden und meine Kraft nicht sinken zu lassen; ich gab beinahe alle Hoffnung auf; ich hatte große Lust hinunterzuspringen, um meinen Todeskampf abzukürzen. Aber mitten unter diesen entmutigenden Gedanken und Gefühlen hörte ich plötzlich meinen Freund von oben mir zurufen. Er war etwas beiseite gegangen, um zu sehen, ob er den Führer unterscheiden könne, und hatte erst auf dem Rückwege mit einem Schauer des Entsetzens bemerkt, daß die Oberfläche des Gletschers von zahllosen Rissen durchzogen war, alle einander so auffallend ähnlich, daß sie ihm durchaus keinen Anhaltspunkt lieferten, um denjenigen zu erkennen, in welchem ich begraben lag. Endlich hatte er — dem Herrn sei es gedankt! — einen kleinen Rangen erblickt, den der Führer am Rande der Spalte zurückgelassen. Dieser hatte ihm den Rückweg gezeigt. Ich bat meinen Gefährten, auf seine Uhr zu sehen, und hörte nun von ihm, daß weitere fünf Minuten vorüber seien. Die Kälte ward immer ärger, und es ist keine bloße Phrase, wenn ich sage, ich fühlte das Blut in meinen Adern erstarren. Ich rief meinem Reisegefährten wieder zu, ob er noch niemand sehe. Es waren 35 Minuten seit dem Weggehen des Führers vergangen, aber noch war niemand zu erblicken. Es wahr auch höchst unwahrscheinlich, daß er sobald zurück sein konnte, denn wir selbst hatten ja drei Viertelstunden gebraucht, um hieher zu kommen.

Ich fühlte, daß ich es nur noch kurze Zeit so aushalten konnte, und wußte überdem nicht, in welchem Augenblick die kleine Leiste, auf welcher meine einzige Sicherheit beruhte, unter meinem Gewicht nachgeben würde. Ich erinnerte mich jetzt, daß ich ein starkes Taschenmesser bei mir hatte, und beschloß mich mittelst desselben zu befreien, theilte auch sogleich meinem Reisegefährten droben meine diesfällige Absicht mit. Er bat mich dringend, es nicht zu versuchen, allein meine Lage war eine solch verzweifelte geworden, daß ich es doch versuchte. Ich begann damit, so hoch oben, als ich nur mit der Hand hinaufreichen konnte, ein Loch in das Eis zu bohren, eben groß genug, daß eine Hand darin Raum hatte.

Meine nächste Bemühung ging dahin, etwa zwei Fuß über der Leiste ein tiefes Loch für den Fuß anzubringen. Dies gelang mir und ich fand, daß wenn ich meinen Fuß darein setzte und mich dabei mit der Hand in dem oberen Loch festhielt, zugleich aber mit aller Gewalt mich mit dem Rücken an die gegenüberliegende Wand der Eispalte stemmte, ich im Stande war, mich zu erheben und in meiner neuen Lage fest zu stehen. Hierauf ließ ich mich wieder auf die Leiste herab und begann ein anderes Fußloch, etwa zwei Fuß über dem ersten, auszuschnitten. Auf diese Weise erschien es mir möglich, aus meinem eisigen Kerker zu entkommen; allein ich wußte auch, daß ein einziges Ausgleiten, ein einziger falscher Schritt mich rettungslos in die Tiefe des Abgrunds hinunterstürzen mußte.

Ich arbeitete so eben emsig an dem zweiten Fußloch, als ich einen frühlichen Schrei über mir hörte und mein Reisegefährte dann ausrief: „Sie kommen! sie sind in Sicht—drei Männer mit Stricken—sie laufen aus Leibeskräften!“

Ich stemmte mich nun auf meinen furchtbar schmalen und schlüpfrigen Fußhalt, um im Stande zu sein, den Strick zu erfassen und mich daran anzubinden, wenn er mir zugeworfen werden würde. Bald sah ich das Ende desselben über meinem Kopfe baumeln und rief: „Barmherziger Gott! er reicht nicht zu mir herab: er ist zu kurz!“—„Wir haben noch einen andern Strick!“ scholl es von oben herunter; und er ward angeknüpft und heruntergelassen. Ich erfaßte das Ende und band es mir fest um die Hüften, faßte dann den Strick über mir mit beiden Händen und gab das Zeichen. Der Strick spannte sich, ich fühlte mich schweben, und nach Verlauf von einer Minute war ich oben auf dem Gletscher. Ich war fünfzig Minuten lang im Abgrunde gewesen und hatte während dieser Zeit das Bewußtsein auch nicht einen Augenblick verloren.

Sobald ich mich wieder sicher auf festem Grunde fühlte, überkam mich ein überwältigendes Gefühl der Dankbarkeit für meine Rettung und machte mich ohnmächtig, und ich wäre wieder hinuntergestürzt, wenn man mich nicht gehalten hätte. Meine Ohnmacht war jedoch bald vorüber und wir rüsteten uns zur Rückkehr nach dem Montanvert. Vor dem Weggehen warf ich noch einen letzten Blick auf die Mündung der Spalte, welche so nahezu mein Grab gewesen wäre. Ich sah nun selber ein, daß ich mich unmöglich auf die von mir beabsichtigte Art hätte aus dieser Kluft befreien können, denn dieselbe ward nach oben immer weiter, so daß ich, je näher ich dem Rande geklimmte, desto weniger im Stande gewesen wäre, einen Stützpunkt für meinen Rücken zu finden; und ohne einen dergleichen Stützpunkt wäre nicht einmal eine Klatze im Stande gewesen, die senkrechte Mauer zu erklettern.

Unser Führer war in einem furchtbaren Zustande; er war den ganzen Weg bis zum Montanvert gesprungen, hatte aber keinen für seine Zwecke tauglichen Strick im ganzen Hause finden können. Er war in Verzweiflung und wollte gerade nach

Chamouny hinunterspringen, als er zwei Maulthiertreibern begegnete, deren Thiere einige Lasten Holz trugen, das mit Stricken zusammengebunden war; er bat sie dringend um diese Stricke und erzählte ihnen, daß ein junger Engländer in eine Eispatte gefallen sei und Gefahr laufe, darin zu erfrieren. Sie luden nun sogleich das Holz ab, nahmen die Stricke und folgten meinem Führer zu meiner Befreiung. Die drei Stricke zusammengebunden bildeten einen Strang von ungefähr sechzig Fuß Länge, der vollkommen genügte, um zu mir hinunterzureichen.

Unter dem Beistande meiner Befreier war ich im Stande, langsam nach dem Montanvert zurückzugehen. Hier wurde

ich sogleich in ein behagliches Bett gelegt und die Verletzungen, die ich erhalten hatte und die in Anbetracht der Höhe, aus welcher ich hinunter stürzte, nicht bedeutend waren, sorgfältig verbunden. Ich erlebte mit unsäglichem Entsetzen im Traume noch einmal den ganzen Unglücksfall, und derselbe aufregende und erschöpfende Traum hat mich seither schon oft wieder aus dem Schlafe aufgeschreckt. Ich glaube, um keinen Preis der Welt ginge ich jetzt wieder ohne einen langen starken Strick über Gletschereis und Schnee. Ich möchte aber auch allen anderen Reisenden in der Schweiz aus meiner eigenen theuer erkauften Erfahrung rathen, nie eine Gletscherfahrt zu machen, ohne ein Beil und einige tüchtige Stricke mitzunehmen.

## Ludwig van Beethoven.



haben reden lauter als Worte.“ Diese Wahrheit könnte man dem Manne aus dem Bilde da auch mit Recht auf die Löwenstimme schreiben. Mit tausendfachem, gewaltigem Echo reden noch heute seine Tonschöpfungen nicht nur auf den deutschen Gauen, sondern in der civilisirten Gesellschaft der Welt.

Beethoven wurde den 17. Dezember 1770 geboren, zu Bonn am Rhein, wo sein Vater Johan van Beethoven als Kapell-sänger des Fürstbischofs von Köln angestellt war, der wie sein Vorgänger in Bonn residirte.

Raum hatte der Kleine das fünfte Jahr erreicht, so begann der Vater ihm Unterricht auf dem Klavier und der Geige zu geben. Der Erfolg entsprach jedoch den Wünschen und Hoffnungen desselben durchaus nicht. Ludwig wollte wohl musizieren, aber mehr nach seinem eigenen Sinne; das unablässige Drängen und Treiben zu den vorgeschriebenen Uebungen, dabei das zwischen Zornausbrüchen und übermäßiger Zärtlichkeit wechselnde Benehmen des Vaters waren nicht geeignet, die Sache zu fördern, sondern im Gegentheil dem eigenwilligen, lebhaften Knaben die Musik völlig zu verleiden.

Auf einem Bänkehen vor dem Klavier stehend, machte derselbe, meist unter Thränen, seine Exercitien.

Der mangelhafte Erfolg seiner Bemühungen und die wieder-

holten Vorstellungen der verständigen Mutter bewogen endlich Johan van Beethoven, seinem nun siebenjährigen Söhnlein einen anderen Lehrer zu bestellen.

Ein solcher fand sich in dem kurz vorher nach Bonn gekommenen Friedrich Pfeifer, einem jungen, tüchtigen Musiker, der im gleichen Hause wohnte. Beethoven versicherte wiederholt, daß er von ihm das Meiste in der Musik gelernt habe, und unterstützte ihn, als er alt und krank wurde, bis zu seinem Ende. Als nach zwei Jahren Pfeifer, einem Rufe nach Baiern folgend, Bonn verließ, übernahm der alte Van der Eden im Auftrag und auf Kosten des Kurfürsten den Unterricht des Knaben, dessen Talent sich nun so rasch und glücklich entwickelte, daß es ihm öfter gestattet wurde, in den kleinen musikalischen Zirkeln des fürstlichen Gönners zu spielen.

Zu Anfang des Jahres 1785 sehen wir Beethoven zum ersten Male selbstständig auftreten.

Graf Waldstein, der Freund und stete Begleiter des jungen Kurfürsten, selbst ein ausgezeichnete Klavierspieler, hatte ein Ritterspiel veranstaltet und Beethoven aufgetragen, die Musik dazu zu schreiben.

Das heitere Unternehmen fand allgemeinen Beifall, die Composition Beethovens desgleichen; dieser hatte sich nun in dem Grafen einen werththätigen, feinfühlenden Gönner erworben. Nicht selten überbrachte er, angeblich im Auftrage des Fürsten, dem jungen Künstler reichliche Unterstützung aus eigenen Mitteln, bis er sogar den Fürsten bewog, einen zweiten Kapellmeister anzustellen und dazu Beethoven zu ernennen. Die Stelle sicherte ihrem Inhaber ein zwar sehr mäßiges, aber doch gewisses Einkommen, und ließ ihm Muße genug zum eigenen Studium. Ueberdies mußte er nun sehr häufig in den Abendzirkeln des Kurfürsten spielen, wo ihm stets freundliche Aufmunterung zu Theil wurde.

Die Leistungen des fünfzehnjährigen Vice-Kapellmeisters und seine Stellung bei Hofe erregten gar bald Aufsehen in seiner Vaterstadt, und Herr Johan van Beethoven meinte, es wäre nun wohl an der Zeit, daß Ludwig durch Unterrichtsgehen trachte, etwas zum Haushalte beisteuern zu können. An Gelegenheit dazu fehlte es nicht. Von verschiedenen Seiten kamen Anfragen und Anerbietungen aus den angesehensten Familien. Aber das Lehren an sich, und überdies zu bestimmten Stunden, wo er sich vielleicht selbst am besten zum Arbeiten aufgelegt fühlte, schien ihm ganz unerträglich. Und wieder waren es nur die Vorstellungen der Mutter und seine innige Liebe für sie, die ihn vermochten, sich dem gefürchteten Geschäfte zu unterziehen.—Das Opfer blieb nicht unbelohnt.



Sein neuer Beruf führte ihn auch in das Haus der verwitweten Hofrätin von Breuning, deren Kinder, ein Sohn und eine Tochter, er im Klavierpiel unterrichtete. Fühlte sich Beethoven durch die Theilnahme und Anerkennung seines Fürsten gehoben und zu eifrigem Weiterstreben angeregt, so lernte er doch hier erst das Glück und den Segen eines friedlich behaglichen Familienlebens kennen, das ja dem in peinlicher Beschränktheit aufgewachsenen Jüngling niemals zu Theil geworden war. Gar bald fühlte er sich so heimisch in dem kleinen Kreise wahrhaft gebildeter Menschen, die sich da zusammenfanden, daß er jeden freien Abend dort zubrachte. Die Ueberzeugung, hier nicht nur als Künstler für das, was er leistete, sondern auch als Mensch geliebt und geschätzt zu sein, die Art und Weise, wie man freundlich seine Fehler rügte und noch öfter sie liebevoll ertrug, war von dem segensreichsten Einfluß auf unsern jungen Freund.



Im December des Jahres 1786 reiste der Kurfürst zum Besuche seines kaiserlichen Bruders nach Wien, und Beethoven durfte sich seiner Begleitung anschließen. Welch ein Jubel! Wien, die prächtige Kaiserstadt, damals der Aufenthalt der bedeutendsten Tonkünstler, und vor allen Mozart, sein Ideal, dessen Compositionen ihn so hoch entzückten, zu sehen und kennen zu lernen! Bei seinem ersten Besuche traf er den Meister von einigen Freunden umgeben. Aufgefordert ihm etwas vorzuspielen, wählte er irgend ein Concertstück und trug es in seiner noch etwas rauhen, energischen Weise vor. Mozart schien nichts Besonderes daran zu finden, und glaubte wahrscheinlich in dem sechzehnjährigen, noch etwas ungelenten Kunstjüngler wieder einen jener angehenden Virtuosen zu sehen, deren so viele zu ihm kamen, sich Rath und Empfehlung zu erbitten. Freundlich ermunternd belobte er zwar mit dem ihm eignen Wohlwollen denselben; das war es aber nicht, was Beethoven gehofft und erwartet hatte. Er bat nun den Meister, ihm ein Thema zur freien Phantasie zu geben. Angeregt durch den unerträglichen Gedanken, von Mozart unterschätzt zu werden, begann er nun in höchst genialer Weise das Thema durchzuführen. Mit wachsendem Staunen hörte jetzt Mozart zu, erhob sich dann von seinem Sitze, trat leise zu dem im Nebenzimmer weilenden Freunden, denen er sichtlich bewegt zurief: „Auf den habt Acht, der wird noch die Welt von sich reden

machen,“ und stellte sich dann hinter Beethovens Stuhl, bis dieser zu Ende war. Diesmal lohnte ein lautes, herzliches Bravo und ein warmer Händedruck unsern beglückten jungen Freund.

Mit fünfundsiebenzig Jahren trat Beethoven in Wien zuerst als selbstständiger Künstler auf und hatte sich bald den Ruf des ersten Pianisten erworben, allerdings weniger durch Eleganz und Feinheit des Spieles, als durch jene hohe, geistige Auffassung, die ihn vor allen Andern auszeichnete. Wenn einerseits sein Talent das allgemeine Interesse erregte, so erschloß ihm andererseits seine, wenn auch bescheidene Stelle als Hoforganist bei dem Dheim des regierenden Kaisers und die Freundschaft des Grafen Waldstein den Weg in die vornehmsten Zirkel der musiklebenden Kaiserstadt.

Man kann nicht dankbarer sein, nicht mit innigerer Anhänglichkeit wahre Freundschaft vergelten als Beethoven; mehr noch als die Gabe selbst rührte ihn, den leicht verletzlichen, die Art, wie sie geboten wurde. Willig hätte er für seinen fürstlichen Freund Gut und Blut gegeben; — aber sich in die Hausordnung zu finden, die kleinen bei jedem Zusammenleben unvermeidlichen Opfer zu bringen, — das vermochte er kaum.

Wie gewissenhaft und strenge er aber ungeachtet seiner Unlust zum Lehren, gegen seine Schüler verfuhr, berichtet uns Ferdinand Ries in seinen „Notizen über Beethoven.“ Diese Unlust wurde durch die Vorschriften der Etikette, wie begreiflich, noch bedeutend erhöht. Nachdem der Hofmarschall und die Kammerherren sich vergebens einige Male bemüht hatten, Beethoven, wenn er zur Stunde in die Hofburg kam, in den Vorschriften derselben zu unterweisen, riß diesem plötzlich die Geduld. Lakaien und Andere, die ihm in den Weg kamen, bei Seite schiebend, trat er vor den Erzherzog hin. „Kaiserliche Hoheit, wenn ich Ihnen soll Unterricht erteilen, so halten Sie mir diese Leute vom Halse, die mich täglich Schulmeistern wollen, und lassen Sie mich kommen und gehen wie andere Menschen auch.“

Der Erzherzog, dem jedenfalls mehr daran gelegen war, sich Beethoven als Lehrer zu erhalten, als diesem an der Ehre einen Erzherzog zu unterrichten, befahl lachend, daß man Beethoven ungestört gewähren lasse.

Im Sommer des Jahres 1797 unternahm Beethoven eine Reise nach Leipzig und Berlin.

Er war damals unbesritten als der erste lebende Componist anerkannt, und ward als solcher auch allerorts begrüßt und gefeiert. In Berlin spielte er wiederholt am Hofe Friedrich Wilhelms II., wo er Gelegenheit fand, den genialen Prinzen Louis Ferdinand kennen zu lernen und spielen zu hören. Voll aufrichtiger Bewunderung trat er vor denselben hin mit den Worten: „Eure königliche Hoheit haben meine in der That nicht geringen Erwartungen übertroffen; Sie spielen wirklich gar nicht prinziplich, sondern wie ein tüchtiger Musiker.“ — Höchlichst überrascht und gespannt erwartete die Umgebung, in welcher Weise der Prinz das seltsame Lob aufnehmen werde. Dieser aber wußte dasselbe zu würdigen und versicherte, dem Meister die Hand reichend, dieser Ausspruch aus Beethovens Munde sei das schönste Lob, das ihm je zu Theil geworden.

Eines Tages war Beethoven zu einer bei der Gräfin H. . . . dem Prinzen zu Ehren stattfindenden Gesellschaft gebeten. Man musizierte ernstlich, Beethoven war in seinem Elemente und erregte die allgemeinste Bewunderung. Als aber das Souper aufgetragen und dem Meister, mit den sämtlichen Musikern an einem besonderen, von den Uebrigen ziemlich entfernt stehenden Tische der Platz angewiesen wurde, griff er will-



thend nach seinem Gute und verließ mit einer kräftigen Bemerkung über diese Behandlung das Zimmer. Die ganze Gesellschaft war entrüstet über sein Benehmen; nur Louis Ferdinand verteidigte ihn lebhaft, und flüsterte der neben ihm sitzenden Dame des Hauses leise zu: „An seiner Stelle hätte ich es wahrscheinlich ebenso gemacht.“—

So empfindlich Beethoven gegen Verschmämmiß im persönlichen Verkehr, besonders mit höher gestellten Personen, sich zeigte, so großartig erwies er sich gegen alle Angriffe der Kritik (die ihn durchaus nicht schonend behandelte), wenn sie nicht gegen seine Ehre, sondern nur gegen seine Kunstleistungen gerichtet waren.

„Amüsiert es die Leute, mir in diesem oder jenem Tollhause einen Platz anzuweisen, — nun so laßt sie reden und schreiben,“ — pflegte er lachend zu sagen. Auch nahm er es durchaus nicht übel, wenn seine Concerte bisweilen weniger besucht waren, sondern erging sich meist in Wit und Scherzen darüber. Er wußte doch, wie viel er seinen Wienern galt.

Beethovens Lebensweise war überaus einfach. Jeder Luxus war ihm nicht nur gleichgültig, sondern eher zuwider. Winter und Sommer stand er vor Tagesanbruch auf und setzte sich sogleich an die Arbeit, bei der er nur nebenbei sein Frühstück einnahm, und er widmete sich ihr bis zur Zeit seines Mittagessens um 2 oder 3 Uhr. Wollte dieselbe nicht gelingen, griff er nach seinem Gute und eilte hinaus ins Freie, auf möglichst einsame Wege. Dabei arbeitet er stets in Gedanken fort; ob Sturm und Regen ihm durch die Kleider und Haare sausten, ob die Sonne glühend auf ihn niederbrannte, — er fühlte es kaum und ließ sich niemals davon beeinflussen.

Häufig setzte er sich dann unter einen Baum und zeichnete in seine Notizbücher, die er immer bei sich trug, die ersten Entwürfe seiner großartigsten Schöpfungen auf. Mehr als einmal vergaß er darüber die Essensstunde, selbst wenn er Gäste zu sich gebeten hatte. Fiel es es ihm dann plötzlich ein, sprang er auf und eilte nach Hause, einige Male sogar ohne zu merken, daß er seinen Hut hatte liegen lassen.

Durch die Jahresrente Richnowskys und den Ertrag seiner Compositionen war Beethoven, wie wir aus seinen eigenen Briefen ersehen, nicht nur eine sorgenfreie Existenz gesichert, sondern auch die Möglichkeit geboten, durch Unterstützung hilfsbedürftiger seinem menschenfreundlichen Herzen Genüge zu leisten. Eine Reihe der herrlichsten Werke hatte seinem Namen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus ruhmvolle Anerkennung erworben, obgleich er selbst diese Grenzen niemals überschritten. Auch in Wien wuchs die Bewunderung und das Verständniß jener mit jedem Tage, während anderseits sein Genie durch Anhören der Meisterwerke seiner großen Vorgänger, die dort in höchster Vollendung aufgeführt wurden, immer neue Anregung fand. So schien denn, nach so manchen Stürmen, unsrem Meister endlich ein ruhig heitres Dasein beschieden, als gleich einem Blitzstrahl aus blauer Luft ein ungeahntes, schweres Verhängniß über ihn hereinbrach. Sein Gehör begann zu schwinden noch ehe er das dreißigste Jahr erreicht hatte. Schon im Jahr 1800 schreibt er seinem Freunde Wegeler nach Bonn: „Mein Gehör ist seit zwei Jahren immer schwächer geworden. . . . Ich kann sagen, ich bringe mein Leben elend zu; ich meide alle Gesellschaften, weil mirs nicht möglich ist den Leuten zu sagen: Ich bin taub! Hätte ich irgend ein andres Fach, so gings noch eher. Aber ein Musiker — und taub!“

Im dem geschichtlich so merkwürdigen Jahre 1813 schrieb unser Meister das unter dem Namen: „Wellingtons Sieg

bei Victoria“ bekannte Schlacht-Gemälde und seine herrliche A-bur Symphonie. Beide Werke kamen am 8. und 12. December desselben Jahres zum Besten der in der Schlacht bei Hanau verwundeten Krieger im Saale der Universität zur Aufführung. Die Begeisterung der Mitwirkenden und Zuhörer war gleich groß: Künstler ersten Ranges verschmähten es nicht untergeordnete Partien zu übernehmen. Hummel stand an der großen Trommel, Spöhr und Mahseber, die berühmtesten Violinspieler jener Zeit, wirkten bei der zweiten Violine mit, und der alte Saliert gab den Trommeln und Kanonaden der Takt. Beethoven veröffentlichte in den Wiener Blättern ein Dankschreiben, worin er dieses Zusammenwirken preist. „Es war ein seltener Verein vorzüglicher Tonkünstler, worin jeder einzig durch den Gedanken begeistert war, mit seiner Kunst auch etwas zum Nutzen des Vaterlandes beitragen zu können, und ohne alle Rangordnung, auch auf untergeordneten Plätzen, zur vortrefflichen Ausführung des Ganzen mitwirkte.“ „Mir fiel nur darum die Leitung des Ganzen zu, weil die Musik von meiner Composition war; wäre sie von einem Anderen gewesen, ich hätte mich gewiß eben so gern wie Herr Hummel an die große Trommel gestellt, da uns ja alle nur das reine Gefühl der Vaterlandsliebe und des freudigen Opfers unsrer Kräfte für diejenigen, die uns so viel geopfert haben, erfüllte.“—

Obgleich seine Schwerhörigkeit bereits einen solchen Grad erreicht hatte, daß sie ihn hinderte die Feinheiten des Vortrages zu vernehmen, so stand Beethoven an jenen Abenden doch wie ein fiegreicher Feldherr an der Spitze seines Orchesters, und die Aufführung erreichte eine Vollkommenheit, die Wirkung war eine so hinreichende, wie vielleicht niemals wieder. — Es war ein Lichtpunkt in dem leidvollen Leben des Meisters. Zwei Werke von sprudelnder Heiterkeit, die achte Symphonie und das große Trio für Klavier, Violine und Violoncell, erschienen bald darauf. Im April des Jahres 1814 spielte Beethoven zum letzten Male öffentlich in einem großen Concert. Er selbst hielt es bei der raschen Zunahme seines Uebels nicht mehr für unbedenklich.

Unter so trüben Umständen faßte der Meister die Idee zu dem großartigsten aller seiner Werke, seiner großen Messe, bekannt unter dem Namen, Missa solemnis. Die Veranlassung hierzu gab zunächst die Ernennung seines ehemaligen Schülers, des Erzherzogs Rudolph, zum Erzbischof von Olmütz. Beethoven begann mit der Composition im December 1818. Schindler berichtet uns hierüber: „Gleich bei Beginn dieser Arbeit schien sein Wesen ganz verändert, was besonders seine älteren Freunde wahrnahmen; und ich muß gestehen, daß ich Beethoven niemals vor und niemals nach dieser Zeit in einem solchen Zustande absoluter Erdenentzücktheit gesehen habe, als dies besonders in den Jahren 1819 und 20 der Fall war.“

Auch dieses Werk ist geistig größtentheils in Gottes freier Natur, in Wald und Feld entstanden, wo ein tausendstimmiges Credo „Ich glaube“ in seiner Seele wiederhallte. Mehr als einmal kehrte Beethoven damals in tiefer Nacht, bei furchtbarem Unwetter, dessen Herannahen er nicht bemerkt hatte, — die grauen Haare vom Winde zerfaut, am ganzen Körper triefend naß und erstarrt — nach Hause, wo er sich dann erst seines Zustandes bewußt wurde.

Im Sommer 1818 kam Rochlig, der verdienstvolle Schriftsteller und Begründer der Leipziger musikalischen Zeitung, nach Wien und wünschte vor Allem Beethoven, den er so hoch verehrte, persönlich kennen zu lernen. Da er gehört, daß dieser durch seine Krankheit menschenfremd und darum sehr schwer



zugänglich geworden sei, hielt er es für rathsam, ihn an einem dritten Orte aufzusuchen. Franz Schubert, der geniale, vorzüglich durch seine herrlichen Lieder bekannte Componist, dem Beethoven besonders geneigt war, führte ihn in das Gasthaus und an den Tisch, wo der Meister bereits bei seinem beschneidenen Mittagsmale saß. Raschlich berichtet darüber an einen Freund:

„Beethoven schien sich zu freuen, doch war er sichtlich gestört, und wäre ich nicht vorbereitet gewesen, sein Anblick würde auch mich gestört haben. Nicht nur das verwahrloste, fast verwilderte Aussehen, sondern sein ganzes Wesen. Diese unruhigen, leuchtenden, ja bei fixirtem Blick fast stechenden Augen, entweder gar keine oder hastige Bewegungen, im Ausdruck des Antlitzes eine Mischung oder ein zuweilen augenblicklicher Wechsel von herzlichster Gutmüthigkeit und Scheu; in der ganzen Haltung jene Spannung, jenes unruhige, besorgte Lauschen des Tauben, der sehr lebhaft empfindet; jetzt ein froh und freihingeworfenes Wort, dann sogleich wieder ein Versinken in düsteres Schweigen. — Es war nicht eigentlich ein Gespräch, was er führte, sondern er sprach allein, und wie auf gut Glück ins Blaue hinein. Er philosophirte, politisirte auch wohl, in seiner Art. Alles aber trug er vor in höchster Sorglosigkeit, ohne Rücksicht, gewürzt mit originellen, naiven Urtheilen und possierlichen Einfällen.“

So floß das Leben des großen Meisters meistens von einer Wolke von Prüfungen umflort, welche nur selten einem recht vollen und heiteren Sonnenblicke wichen dahin, bis zum Jahre 1827, welches sein Sterbejahr war. Viel Kummer machte ihm namentlich in der Zeit sein Brudersohn, dessen Vormund er war, und die größte Freude während der letzten Jahre, verursachte ihm wohl die Aufführung des mit neuer Besetzung versehenen Fidelio, welcher mit großem ungewöhnlichem Beifall aufgenommen wurde.

In den letzten Tagen hörte Beethoven, daß Hummel in

Wien erwartet würde. „Ach wenn er doch auch zu mir käme!“ rief er aus. Schindler eilte Hummel davon in Kenntniß zu setzen, ihn aber auch zugleich vorzubereiten, in welchem Zustand er den Meister finden werde. Demungeachtet war Hummel bei dessen Anblick so erschüttert, daß er in Thränen ausbrach. Beethoven, sichtlich bemüht ihn zu beruhigen, griff nach einem neben ihm liegenden kleinen Bilde. „Sieh nur, lieber Alter, was ich da eben zum Geschenk erhalten habe; das ist Japhns Geburtshaus. Eine armfelige Bauernhütte, aus der ein so großer Mann hervorgegangen ist; es macht mir große Freude.“ —

Hummel besuchte ihn nun täglich, und sie verabredeten den nächsten Sommer gemeinsam in Karlsbad zuzubringen. In guten Stunden schien der Kranke noch dieser Hoffnung Raum zu geben. Desser aber schüttelte er wehmüthig den Kopf mit den Worten: finitum est. Am 18. März machte er sein Testament, worin er seinen Nessen als Universalerben ernannte und seinen Freunden Andenken aus seinem Nachlasse, besonders von seinen noch ungedruckten Werken, bestimmte. Er war milde, geduldig und dankbar für jede Hülfsleistung. Es war, als lösten sich alle Härten und Widersprüche seines Wesens in Harmonien auf. Nach einer qualvollen Nacht verlangte er am 24. die Sterbesakramente, die er mit Würde und Andacht empfing. Gegen Abend begann das Bewußtsein zu schwinden. Obgleich er in den letzten Tagen fast stummlos, nur mühsam flüsterte, sprach er nun in seinen Fieberphantasien laut und unablässig, bis der letzte, schwere Kampf begann. Während eines furchtbaren Gewittersturmes, unter Hagel, Donner und Blitz, verschied Beethoven am Abend des 26. März 1827, im Alter von 56 Jahren 3 Monaten und 10 Tagen.

Den 29. März wurde die irdische Hülle auf dem Währinger Kirchhofe zur letzten Ruhestätte gebracht. Wohl zwanzigtausend Menschen geleiteten dieselbe von dem Sterbehause bis zur Pfarrkirche der Alservorstadt, wo die Aussegnung statt fand.

## Ueber Weihnachtsgeschenke.

Von W. S.

Es wäre doch jammersehade, wenn die Weihnachtsgeschenke für das bevorstehende Christfest schon alle gekauft wären und Stülck für Stülck am „troddenen Plätzchen“ warteten, ehe dieser Artikel in die Hände der Leser kommt. Doch dieses ist ja wohl kaum zu befürchten. Zu befürchten ist vielmehr, daß heuer die Geschenke schmal ausfallen, weil fast Jedermann beim Gedanken daran die Achseln zuckt und sich an die harten Zeiten erinnert. Aber dennoch werden Gebrauchs und Freundschaft wegen Geschenke übermacht werden, wenn auch das bejahte Geldbeutelchen viel leichter ist als das Herz und jedesmal einen herzbrechenden Seufzer thut, wenn es ernstlich angegriffen wird. Und gerade über diesen Seufzerpunkt beabsichtigen wir in diesem Artikel einige Bemerkungen zu machen.

Wir sagen das gleich hier und deutlich, damit nicht der geneigte Leser die unschuldige Ueberschrift im Verdacht habe, als sei sie am Ende ein Aushängeschildchen für einen gewissen Zweck. Ach nein! Weihnachtsgeschenke sind uns wie

„Die Lieder,  
Die sonst wir gesungen —  
Sie sind verklungen und wieder  
Sind wir so fern und allein.“

Die gegenseitige Verabreichung von Geschenken ist in unserm Lande, wo die Mehrzahl der Leute in verhältnismäßig wohlhabenden Verhältnissen lebt, vielfach einem Mißbrauch anheimgefallen, und ist hin und wieder sogar zu einem Tausch- und Wucherhandel geworden. Oft wird dabei mehr auf den Gelbwerth des gegebenen und empfangenen Gegenstandes gesehen, als auf den Betvegrund und das Zeichen der Freundschaft, dem doch das Geschenk Ausdruck geben sollte. Wenn deshalb das Geschenk nicht eine Orgel, eine Nähmaschine, oder doch mindestens ein neuer Anzug oder dergleichen ist, so ist es kaum der Rede werth. Wenn man das aber nicht im Stande ist zu geben, so flieht man die Freundschaft, anstatt sie zu suchen und zu nähren. Viele möchten beim Ueberreichen von Geschenken leider mit einer Bratwurst nach einer Speckseite werfen, und es geht ihnen wie dem geizigen Bauern in jener bekannten Anekdote. Ein redliches Bäuerlein hatte nemlich in seinem Garten eine außerordentlich große Rübe gezogen. Zunigst gerührt sprach er: „Die muß ich meinem Fürsten schenken.“ Der Fürst, dem die gute Meinung des Unterthanen wohlgefiel, schenkte ihm zehn Thaler. Als nun der geizige Nachbar des Bäuerleins die Geschichte erfuhr, nahm er sein

festes Kalb und schenkte es dem Fürsten, indem er dachte: „Sat der Klaus wegen einer dummen Kübe zehn Thaler bekommen, so bekomme ich mit dem Kalbe wenigstens fünfzig.“ Der Fürst, welcher den Bauern als einen Filz kannte, durchschaute bald dessen Absicht und sagte: Ich freue mich über euer Geschenk, und will es nicht am Beweis meiner Dankbarkeit fehlen lassen. Ich habe hier ein mir sehr werth'es Geschenk von einem lieben Freunde, von welchem ich mich nicht gerne trenne; aber euer Geschenk ist dieser Erkenntlichkeit werth.“ So sagend überreichte der Fürst dem verdubtten Manne des Bäuerleins Kübe. Mit langem Gesicht hob sich das Kalbleber von dannen.

Wenn aber ein Geschenk als ein Ausdruck der Freundschaft und Liebe verabreicht und entgegengenommen wird, wie es denn sein sollte, so ist auch ein geringer Gegenstand, dessen Anschaffung dem Geber keinen empfindlichen Kostenaufwand verursacht, und Jedem möglich ist, eben so willkommen, als ein kostbares Geschenk.

So kommt es bei der Ueberreichung eines Geschenkes wenigstens so viel auf die Art und Weise des Gebens als auf die Gabe selbst an. N. N. hat z. B. einen lieben Freund, welchem er gerne ein Weihnachtsgeschenk machen will. Er ist aber arm. Viel kann es deshalb nicht werden. Der gute Wille muß dabei das Meiste thun. Er läßt es sich aber angelegen sein. Beim Arbeiten ist er sogar fleißiger, beim Essen aber sparsamer, um wenigstens etwas zur Anschaffung des Lieblinggegenstandes zu erübrigen. So werden Tage und Stunden gezählt, welche das ersehnte Fest näher herbeiführen. Eine sauerverdiente Kleinigkeit nach der andern wird an einem geweihten Plätzchen aufgespeichert, bis aus vielen zusammenfließenden Tröpflein endlich das erforderliche Sümmechen erspart ist. Wie eine Krönkrone wird's bewacht. Endlich kommt die ersehnte Zeit herbei. Mit einer wahren Feierlichkeit werden die wenigen Cents wiederholt gezählt, ob sie auch noch alle beisammen sind. Dann geht's auf den Weihnachtsmarkt. Das Herz hüpf't vor Freude bei dem schönen Gedanken, den Freund mit einem Geschenk überraschen zu können. Wie müssen nun alle Gegenstände Revue passiren; wie behutsam wird ausgewählt, bis endlich das Gewünschte gefunden ist. Mit welch zufriedenem Lächeln wird's verpackt und wie vorsichtig getragen. Und wenn nun ans Ueberreichen geht, wie tritt da das Herz in seiner ganzen Liebesfülle auf das freudig erröthende Antlitz des glücklichen Gebers, und ein gußeisernes Stück Menschenmaschine müßte der Empfänger sein, wenn er nicht mit gerührtem Dank die kleine Gabe hinnähme; denn bei aller Dankbarkeit auf seiner Seite wird doch auch hier das Wort der Schrift wahr bleiben: „Geben ist seliger denn Nehmen.“ Muß nicht ein solches Geschenk für den gefühlvollen Menschen den größten Werth haben an dessen Kaufpreis lange mit Selbstverleugnung gesammelt, oder an welchem bei Tag und Nacht von liebenden Händen mühsam und emsig gearbeitet wurde?

Und nun das Gegentheil. Da ist der übermüthige und reiche G., der nirgends viel Gefühl hat als in der Tasche und in den Fingerpitzen. Es fällt ihm zufällig ein, daß bald Weihnachten ist, und trägt seinem Diener auf, in den Ba-

den zu gehen um das und das für seine Verwandten zum Christgeschenk zu kaufen. „Man muß ihnen doch etwas geben,“ sagt er. Sein Reichthum und sein Stolz lassen ihm natürlich nicht zu, eine Kleinigkeit zu geben; deshalb muß er, trotz seines Mergers, ein wenig in die Taschen greifen. Er läßt es aber auch seine Bettern oder Basen bei der Uebermittlung des Geschenkes deutlich genug merken, daß es eigentlich ein Almosen vom reichen Vetter ist, das sie nicht wieder vergelten können und an dessen Uebersendung die Freundschaft weniger schuld ist als der Umstand, daß sie zufälliger oder unglücklicherweise die Verwandten des reichen Veters sind. Wir fragen: Welche Gabe muß die größte Bedeutung haben? Die, welche die Liebe und Freundschaft, oder die, welche der Geldwerth werthvoll gemacht hat?

Es ist auch wohl, und besonders in diesen gelbdraren Zeiten, nicht unzweckmäßig, darauf hinzuweisen, unter Umständen das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, wenn man Geschenke macht. Wir bereisen einst eine Gegend, wo besonders viele sogenannte „Acht und vierziger“ wohnen. In wohlhabenden Verhältnissen waren sie aus dem Vaterlande ausgewandert; hier aber, unbekannt mit Arbeit und Sprache, blutarm geworden. Sie waren natürlich zu stolz, um ihren Angehörigen in Deutschland von diesem traurigen Sachverhalt Mittheilung zu machen. Diese nun, in dem Wahn, daß ihre Verwandten in Amerika aufs Beste eingerichtet seien, sandten denselben allerlei Spiel- und Luxusgegenstände, als Gitarren, Violinen, Tabakspfeifen u. dgl. als Geburtstags- und Festgeschenke. Zum Dank dafür verwünschten dann die ausgehungerten und abgerissenen vornehmen Bettern den Firtlesang in alle vier Winde und hätten gern den ganzen Kram für ein Faß Mehl oder ein fettes Schweinchen hergegeben. Deshalb sollte man Umstände und Verhältnisse im Augenmerk halten.

Schließlich erlauben wir uns, die Aufmerksamkeit noch auf einen Uebelstand zu lenken, welcher schon oft die Quelle vieler Unzufriedenheit wurde. Es ist nemlich häufig bei den hiesigen üblichen Sonntagschul- Weihnachtsfesten der Fall, daß Eltern ihren Kindern, oder Freunde ihren Freunden Privatgeschenke an den Sonntagschul- Christbaum binden, welche sie gerne gesehen und bewundert hätten. Wie selbstzufrieden lächelt da der reiche Vater, wenn er seinem Erich eine goldene Uhr vom Baume pflückt, oder die behäbige Mutter, wenn sie ihrem Rosettchen Ringe oder Spangen präsentiert; während der arme Tagelöhner seinem Hanneschen nichts als einen zappelnden Hampelmann zu bieten hat, an welchem nichts reich ist als der Ueberfluß von schlechter Farbe. Ein Glück ist es für den armen Vater, daß ihn sein Kind mit der Bemerkung: „Vater, der Beias ist mir aber doch lieber als dem Erich seine dumme Uhr,“ aus seiner Verlegenheit rettet. An einem solchen öffentlichen Platze, wo eigentlich Alle gleichberechtigt sind, sollte man besondere Vorsicht gebrauchen, daß ja durch keine Parteilichkeit Ursache zur Verletzung der Gefühle gegeben wird. Es kommt dies ohnehin schon genug vor, selbst da wo man auch die größte Vorsicht beobachtet.

Uebrigens wünschen wir allen unseren lieben Lesern der Weihnachtsgeschenke recht viel, und daß sie sich im besten Wohlsin derselben erfreuen möchten. Fröhliche Weihnachten!





## Sanct Nicolaus. (Santeclaus.)

(Von Franz Keller.)



Das kletteret da brunda so  
 Und raslet mit d'r Ketting?  
 Wer schreit denn so: „I krieg die no,  
 Für di dau geits foi Ketting?“  
 O Fränge! s kommt d'r Santeclaus  
 Car isch, i la' d'rs saga:  
 Da brunda stat 'r of d'r Straus  
 Und nimmt den Leart beim Kraga.

Car hat a Rueth scho ellalang,  
 'N Kräga und 'n Rübel;  
 A schwera Ketting und n' Strang,  
 Und laß di heina stundalang,

O Fränge! dau gats übel.  
 A Gottbuech und a Fibel.  
 Und wear in deam it leasa la',  
 Ds weanigst buchstabiera:  
 Dean legt 'r an sei' Ketting na'  
 Und thuet in d' Schul iñ. fñehra.

Und wenn a Kind it folga thuet  
 Dös kennt 'r of da Tupsa:  
 Dös kriegt sei' Pompes mit d'r Rueth  
 Und mueß in Kräga schlupfa.  
 Nau bindt 'r 'n zäma mit 'm Strang  
 Und deckt drof na' sein Rübel;

Doch, wann a Kind recht lerna thuet  
Und folget brav em Vat'r;  
Mit deam ischt ear au sei'tle guet  
Und tauset Sächla hat'r.  
Dia thoilt'r aus im Ueb'rfluß  
So Feadra, Biebla, Buechla,  
So Aepfl, Bira, welsche Ruß  
Und Zwetichga gar und Kuechla.

Nu Fränzle, los! twia werts dir gau'?  
Wohl kommscht'm dur beim Beasa;  
„Doch—wert'r ja—doch mueß'n hau'  
Dean Bueba dau, dean beasa.  
Ear hat am Schuellehr nu da G'paß,  
Thuet in d'r Kirch oft schwäza,  
Ischt no um Beatläut of d'r Gass:  
Nu rei' dau in mein Kräga!“

Da fällt mei Fränzle na' of Knui,  
Thuet heina laut und schreia:  
„O Santeklaus! i bitte Ui!  
Nu dösmal na b'rziha!  
O Herrle! nit in Krähe nei',  
I will iez bräv'r werra,  
I will im Kirchle rüchbig sei'  
Und aht gea of da Herrra.“

Und sieh, d'r Klaus, dear ischt so guet  
Und heart of Fränzle's Bitta:  
Wohl thuet'r'm bräua mit d'r Rueth.  
Doch zweifla thuet'r'n itta.  
O Fränzle! denf sei' an dia Nacht  
Und denf an dei' Br'sprecha!  
O guibes Fränzle gib m'r aht  
Und thue dei' Woart it brecha!

## Die Antillen.

### 1. Die Antillen.

Noch ehe das von den Passatwinden gefährdete Schiff zu dem westlichen Continent gelangt, stößt es zwischen dem 60. und 80. Längengrade auf eine lange Inselkette, die auf Vorposten gestellt zu sein scheint, um den entzückten Schiffer zur Fortsetzung seiner Fahrt einzuladen.

Auf welchem Punkte man auch ankommen möge, ist das Schauspiel unerschöpflich so an kühnen, wie an anmuthigen Wirkungen, stets überraschend, stets bewunderungswürdig.— Ermüdet von der Einförmigkeit eines uferlosen Oceans schauet das Auge zugleich die düsteren Gehölze und die vergoldete Savanne, belebte Städte und jungfräuliche Waldungen; und über dieser kräftigen Urvegetation Felsen und Vulkane, die ihre scharfen Spitzen und drohenden Formen in einen klaren Himmel tauchen.

Das sind die Inseln Hayti, Cuba und Jamaika mit ihren unermesslichen Vegetas, ihren schönen beschatteten Flüssen, ihren großen Häfen, ihren kühnen Kap's und ihren blauen Bergen. Eine Menge von kleinen Inseln, mannigfaltig vom Zufall geformt, liegt zerstreut in diesen Meeren, fast zahllos wie die Sterne am Himmel. Barbados, ein großer Garten, übersät mit zahllosen Wohnungen. Martinique, mit seinen abgeflachten Vorgebirgen, dem Glacis einer Festung nicht unähnlich. Trinidad, das man für einen vom Festland losgerissenen Felsen halten möchte, mit dem noch jetzt der reizende Strom des Orinoko sein Spiel treibt. Dann, düster und wild, Dominica, die erste Entdeckung des Columbus auf seiner zweiten Reise, dessen phantastische Ufer, tiefe Schluchten, brausende Ströme, schroffe Abgründe, prachtvolle, über einander gestapelte Waldungen ganz den Charakter einer Urwelt haben.— Guadeloupe endlich, das sich, halb Ebene, halb Gebirge, dem Norden zu in reichen Zuckerplantagen entfaltet, dem Süden zu aber in einen Vulkan erhebt, der über diese Meere sein Rauchfaß schwenkt; er ist der Chimborasso dieses Inselmeeres.

So die Antillen. Hingesaet von den Mündungen des Orinoko ab bis zum Kap der Florida's-Halbinsel, scheinen sie die Blumen einer Seeguirlande zu sein, welche das Schwesterpaar der beiden Amerikas freudlich mit einander verbindet.

Ein tiefes und meist ruhiges Meer bespült leise ihre Küsten und häuft dort die merkwürdigsten Muscheln auf; das heiße Klima wird durch sanfte Landwinde abgefühlt, welche den Berg-

thälern entströmen und durch die feuchteren Seewinde, welche die glühende Atmosphäre dämpfen. Der Boden erzeugt die ausserlesenen und mannigfaltigsten Früchte: außer der Banane, der Feigen-Banane und der Ananas, deren Schönheit ihrer Würze gleichkommt,—außer dem Breiapfel, dem Canehlapfel, dem Butterbaum, dem Acajou und Colosbaum, welche alle hier heimisch sind, gedeihen dort von anderen Ländern verpflanzt der Drangen- und Citronen-, der Mango- und der Feigenbaum. Die Wälder enthalten seltene und kostbare Holzarten zum Bauen wie zum Färben, den Sassabaum und die Baumwollenstaude, das Mahagoni- und Campecheholz, den Wunderbaum, der das Ricinusöl liefert, und viele gummi- und ölrreiche Bäume.

Das Mais ist treffliches Getreide; aber außer ihm findet man eine Menge anderer Nährpflanzen, z. B. den Maniok, der geröstet und zerstoßen die Kaffee oder das Brodmehl gibt, ferner die Kartoffeln. Merkwürdig ist der Tabak, dessen sonderbare Benützung sich über die ganze Erde verbreitet hat.

Diese tropischen Meere wimmeln von köstlichen Fischen, von welchen der Goldfisch, der Thunfisch, der Seehecht, der Lazar und die Schildkröte die gefischtesten sind. Die weiten Einöden der Wälder sind an Thieren nur schwach bevölkert.

### 2. Nach Havanna auf der Insel Cuba.

Von den Mastspitzen der „Maria Jonnes“ wehte lustig im frischen Morgenwinde die sternbesäete Flagge Amerikas. Wir hatten am Abend des 1. Decembers New Orleans verlassen, waren in der Nacht durch ein Schleppdampfsboot den Mississippi herunter rasch an dessen Mündung bugfirt worden und befanden uns jetzt auf dem Golf von Mexico, um nach Westindien zu segeln. In New Orleans war auf große Hitze eine so starke Kälte mit rauhem, schneidendem Winde gefolgt, daß ich mir eine Erkältung zugezogen hatte, die mich zu Bette nöthigte; aus diesem heraus hatte ich die Fieberstadt verlassen und befand mich auch wieder besser, sobald ich auf dem Wasser schwamm.

Bei freundlichem Sonnenschein schwanden Morgens die kahlen, nackten, mit Winsen bewachsenen und mit ins Wasser eingeleiteten und angeschwemmten Bäumen bedeckten Ufer des Mississippi, und im Südwestpaß, in den Ausmündungen des großen Stromes, sahen wir den hellglänzenden Wasserpiegel



des Golfs vor uns liegen. Die Küsten des amerikanischen Festlandes gewähren hier einen traurigen Anblick und scheinen in Schlamm und Sumpf versinken zu wollen, wie sie denn aus lauter angeschwemmtem Schlamm entstanden und nach und nach immer weiter vorgerückt sind. Der „Vater der Ströme“, der gewaltige Mississippi, wälzt häßlich und langsam seine tothigen Bogen dem Meere zu, theilt sich einige Meilen vor seinem Ausfluß in mehrere Arme und ergießt sich so in einem halben Duzend Ausmündungen zögernd in die bläulich dunkeln Wogen des Golfs. Wir hatten eine sehr ungünstige, neun lange Tage dauernde Fahrt, zuletzt auch noch totale Windstille, so daß wir nicht vom Plage kamen; es war aber eine herrliche warme Witterung, und wir fühlten deutlich, daß wir uns den tropischen Ländern näherten; die Sonne strahlte hoch am azur-

Löne von Trompeten und Trommeln, sowie der Zuruf der Schilbwachen an unser Ohr. Kaum graute der Morgen, so entrißten wir uns dem Schlafe und eilten auf das Deck, um das sich zeigende Panorama zu betrachten. Vor uns lag der Hafen mit seinem Mastentwalbe, hinter ihm breitete die Stadt sich malerisch aus, eine echte Seestadt, denn ihre Mauern werden bespült von den Wogen des Golfs von Mexico und die Schiffe ankern in ihren Straßen.

Die wehenden Flaggen aller Nationen, die Menge von Schiffen, die zahlreichen Gondeln, geführt von gebräunten, weißgekleideten Spaniern, das lebendige Treiben am Ufer des Hafens, der Eindruck von Lebendigkeit und Verkehr, dazu die balsamische Luft machte uns Fremdlingen einen höchst angenehmen Eindruck.



Landschaftsscene in Cuba.

blauen Himmel und brannte so heiß auf das Verdeck unserer „Maria“ nieder, daß wir ganz leicht gekleidet uns an der balsamisch reinen Luft ergöhten. Abgeschüttelt war nun die Seefrankheit; Heiterkeit und Freude kehrten in die Gesellschaft zurück, und der längst ersehnte Nordost erhob sich endlich, um zur allgemeinen Freude die Brigg mit vollen Segeln über die Fluthen hinzutreiben. Nachdem wir den Wendekreis des Krebses passiert hatten, sahen wir bald die Küsten der Insel Cuba aus dem Meer emportauchen.

Glücklich labirten wir noch vor Sonnenuntergang durch eine schmale Einfahrt in den Hafen hinein, zwischen finsternen, auf beiden Seiten mit drohenden Kanonenschlünden besetzten Festungswerken, und im Angesicht des auf einem grünen Berg gelegenen „Castel del Moro“ ließen wir den schweren Anker fallen. Wir befanden uns in dem schönen Hafen von Havanna, der Hauptstadt von Cuba. Die Luft wehte mild, und aus der im Hintergrunde liegenden, beleuchteten Stadt schallten die

Nicht lange, so legten drei Boote an unserem Bord an.“ In dem ersten erschien ein wohlwollendes spanisches Gesundheitscollegium, um den Gesundheitspaß von New Orleans vom Capitän in Empfang zu nehmen, in dem zweiten die hohe Zollbehörde, und endlich in dem dritten die Wache, welche die Aufsicht über die Passagiere führt, damit sich Keiner ohne Permiss nach Land begeben. Endlich nach diesen langweiligen Ceremonien erhielten wir für einen Dollar einen spanischen Paß; ein Boot brachte uns und unser Gepäck in einigen Minuten ans Ufer. Welche unendliche Menschenmenge bewegte sich hier auf und nieder! welcher geschäftige Verkehr auf jedem Schritt! Hunderte von Negern, echte Afrikaner, waren unter eintönigem Gesänge mit dem Ausladen von Waaren beschäftigt und zeigten den muskulösen Körper, der nur mit einer kurzen Hose bekleidet war. Der stolze Spanier, der gewandte Creole, der häßliche Mulatte, der gesprächige Franzose, der gemüthliche Deutsche, John Bull und Bruder Jonathan bewegten sich in den leichten



sten Sommeranzügen in der geräuschvollen Menge. Nach einer leichten Untersuchung auf dem Zollhause begaben wir uns mit einigen Schwarzen, welche die schwersten Gegenstände auf ihren Krausköpfen trugen, durch die engen Straßen nach einem amerikanischen Gasthose, wo wir über die Mittagsruhe hielten, um in der Abendkühle die Stadt zu besichtigen.

Jedes Mal fesselte mich der Fischmarkt am Meeresstrande; die glänzendsten Farben, die wunderlichsten Formen der Fische, Krebse, Seespinnen, Schildkröten sind hier zu sehen. Unweit des Fischmarktes zieht sich am Strande eine sehr lange bedeckte Halle hin, der Werft, an welchem die Goeletten befestigt sind, welche die Produkte aus dem Innern, Zucker, Kakao, Raffee und den duftenden Savannatabak nach der Hauptstadt bringen. Laufende von Menschen sind unter dieser Halle täglich beschäftigt und bilden die anziehendsten Gruppen. Die Stadt selbst ist nichts weniger als schön zu nennen, sondern zeichnet sich durch enge, obwohl geradlinige Straßen, Unregelmäßigkeit und Schmutz aus; die üblen Gerüche sind manchmal ganz unerträglich. Die ungepflasterten Straßen sind so eng, daß man kaum den unzähligen hin und her fahrenden Volantes, einspännigen, mit der Gabel 18 Fuß langen Wagen, bei welchen der betrefte Neger auf dem Pferde reitet, ausweichen kann, so daß man immer in Gefahr steht, überfahren zu werden. Die Läden stehen offen und alle Handwerker arbeiten mehr auf der Straße, als in den Stuben.

Sehr anmuthig ist der Paseo de Isabel, eine vielleicht 3 Stunde lange, sehr breite Straße, die sich mit schönen Gebäuden zu beiden Seiten bis an das Meeresufer erstreckt. Zwischen seinen Palmbäumen durch ist hier in den Nachmittagsstunden ein eleganter Corso, Volante an Volante mit Damen besetzt, die in doppelter Reihe auf und ab fahren, dazwischen sprengen Reiter hin und her.

Die Habanneferinnen sind durchgängig von dunkler Gesichtsfarbe und von untergesetzter Figur; rothe Wangen sind bei ihnen selten, sie haben aber die glänzendsten schwarzen Augen und sehr anmuthige Formen. Die junge und alte Damenwelt raucht Cigarren; eine Sennora im Morgenanzuge ohne Strümpfe, mit schmutzigen und zerrissenen Kleidern, die Cigarre im Munde, ist ein gewöhnlicher Anblick, freilich kein anziehender. Ihre ganze Thätigkeit erstreckt sich auf Fuß und Vergnügungen.— Ueberhaupt wird jede Arbeit nur von Negerflaven gethan; die weiße Frau der niedrigsten Klasse würde es für eine Schande halten, auf dem Markte ihre Einkäufe zu machen, man läßt durch Schwarze einkaufen. Das Spanische spricht man auf Cuba sehr weich, die Habannefer haben sich nemlich mit der Sprache Castiliens große Freiheiten erlaubt und ihr alles Harte und Schwerfällige abgenommen, so daß diese von Hause aus klangvolle und stolze Sprache unter diesem Klima eine vorzügliche Milde, Grazie und Schönheit gewonnen hat.

Aber nicht nur in der Mundart hat das Starre und Stolge des Mutterlandes dem Geschmeidigen und Biegsamen in der Colonie Platz gemacht. Es liegt dies nicht nur in dem heißen entnervenden Klima, sondern auch in der Art der spanischen Herrschaft über die schöne Insel, die Perle von Westindien. Cuba hat 2300 Quadratmeilen, von denen nicht der dritte Theil angebaut ist, die Bevölkerung ist namentlich im Innern ganz dünn, der Ertrag in keinem Verhältniß zur Ertragsfähigkeit, und dennoch ist die Insel die laufende Goldquelle Spaniens. Die ganze Verwaltung ist nur in Vollblut-spanischen Händen von habgierigen Abenteurern. Die auf der Insel, wenn auch von spanischen Eltern, geborenen Creolen erhalten kein Amt, nur Spanier sind die Herren der Insel. Alle Einrichtungen

sind nicht auf die Beförderung des Wohlstandes von Cuba gerichtet, sondern nur auf Erzielung des höchsten Ertrags an Steuern.

### 3. Eine Kaffeepflanzung.

Eine Kaffeepflanzung bietet einen prächtvollen Anblick; an 2000 Bäume finden sich in einer einzigen Plantage, dazu kommen an 100 Neger und mehrere andere Arbeiter mit ihren Häuserchen, die sich malerisch um das Herrenhaus lagern. Die Blätter des merkwürdigen Baumes sehen fast wie Pomeranzenblätter aus, nur sind sie viel länger. Zwischen den Wurzeln der Blätter und Zweige treten die glänzenden weißen Blüthen hervor, aus denen die Schote wächst, welche den geschätzten Kern einschließt, woraus man das in der ganzen Welt beliebte, aromatische Getränk bereitet. Das ganze Jahr hindurch trägt der Baum Blüthen und Früchte. Um aber diese leichter abspalten zu können, läßt man den Baum nicht seine volle Größe erreichen, sondern bricht die Spitze ab. Die Kaffeenernte dauert mehrere Monate, weil die Bäume immer neue Blüthen treiben, die allmählig zur Reife gelangen. Die reifen Früchte gleichen ganz unseren Kirichen, sie werden abgenommen und auf großen Asphaltplatten aufgeschüttet, wo nach 24 Stunden das Fleisch verkauft oder vertrocknet ist, die Kerne kommt sodann auf die Mühle, welche die Wöhnen oder Kerne enthüllet. Damit die Pflanzung nicht von der Luft oder von der brennenden Sonne leide, werden die zärtlichen, kleinen Kaffeebäumchen durch große Boskets geschützt, die aus prächtvollen Bäumen gebildet sind. Diese Boskets sind im Viereck gepflanzt, und die Zugänge sind mit Palmenbäumen, Mangos, Platanen, Bananen und Bambus besetzt. In der Mitte dieser wächst auch der Baumvollenbaum, dessen ungeheurer Stamm gleich einer ägyptischen Pyramide sich erhebt; seine mächtigen Zweige überragen die Gipfel der anderen Bäume und erreichen eine gewaltige Höhe. In diesem dichten Laubdach vereinigen sich alle Arten von Blättern; das leichteste und zarteste verschlingt sich mit dem massivsten, wie das blasseste mit dem grünsten. Diese köstlichen Boskets werden immer durch den Hauch angenehmer Winde bewegt, die während des Tages von dem Meere, und während der Nacht von den Bergen her wehen.

Der Orangenbaum prangt auf allen Seiten mit seinen balsamischen Blüthen und goldenen Früchten; die Rosen von Jericho, die das ganze Jahr hindurch blühen, bilden, neben Reichen von Fichtenbäumen, prächtige Gruppen. Das Gurren der Turkeltauben verschmelzt sich mit dem sanften Klauschen der Winde in den Zweigen und Blättern; zuweilen nur unterbricht oder übertönt das wilde Geschrei des Catorra oder Guacomaha dieses harmonische Geräusch.

### 4. Eine Zuckerplantage auf Cuba.

Die schönste, obwohl nicht die größte der cubanischen Pflanzungen, ausgezeichnet durch ihre herrlichen Gebäude und kostbaren Apparate, von allen Seiten als eine Musterpflanzung betrachtet, führt den angemessenen Namen Flor de Cuba (Blumen von Cuba). Auf der nordöstlichen Seite der Insel gelegen gleicht sie in ihrem Aeußeren einem der vielen Wirtschaftsgüter, wie sie sich so zahlreich in Deutschland finden.— Das zweistöckige, geschmackvolle, mit luftigen Veranda's umgebene Herrenhaus bildet, in einem topfherhaltenen Garten liegend, den Mittelpunkt, an welchen sich die Wohnungen der Aufseher, die Trockenhäuser, das Hospital, ein Haus, worin die Kinder der Neger gepflegt werden, die Zuckermühlen, die Schule und endlich die Hütten der Neger und Chinesen in einer langen Straße reihen. Der Zuckerbau ist hier die Hauptsache, und von den zur Pflanzung gehörigen 1000 Acker Landes werden etwa



800 mit Zucker, die übrigen mit Mais, Kaffee u. dgl. bestellt. Zur Bestellung dieser Fläche werden 650 Arbeiter gehalten, von welchen 350 Sklaven und 250 Chinesen sind. Die übrigen sind freie Arbeiter, Aufseher, Böttcher, Mechaniker, Fuhrleute u. c. Der Transport des Zuckerrohrs zur Mühle geschieht auf Ochsenwagen, und es werden zu diesem Zwecke 80 Wagen gehalten. Man fährt immer mit vier Ochsen, und da jedes Gespann nur einen halben Tag arbeiten kann, muß man für jeden Wagen acht Ochsen ernähren, im Ganzen also die bedeutende Anzahl von 640 Ochsen.

Die Zuckermühlen sind die sehenswürdigsten Gebäude; es gibt ihrer zwei, welche nur ein Geschos hoch, unter Einem Dache liegen und viel Aehnlichkeit mit einer der großen Zuckerräbriken in Berlin haben. Jede Mühle hat drei sechs Fuß lange Chlinder, welche nur je  $\frac{1}{2}$  Zoll von einander entfernt sind, und das Rohr mit solcher Gewalt zermahlen, daß es fast ganz trocken und so dürr wie ein Papierblatt wird. Eine Dampfmaschine von 50 Pferdekraft ist erforderlich, um beide Mühlen unter solchem Druck in Bewegung zu setzen.

Der in Rinnen, welche sich unter den Chylindern befinden, auslaufende Saft ergießt sich in ein steinernes Behältniß, aus welchem ihn eine Pumpe in 14 große Kessel führt, die mit Dampf erwärmt ihn sofort concentriren. Durch Sähe abgelassen läuft er über Kohlenfilter in die Vakuumpfanne, worin er verdampfen muß. Darauf wird er über kupfernen Röhren verdichtet, abermals durch Kohle filtrirt, wobei er nun eine weiße Farbe bekommt, und schließlich gelangt er in eine zweite Vakuumpfanne, in welcher er durch weiteres Verdampfen zum Crystallisationspunkte gebracht wird. Jetzt bringt man ihn in ein anderes Gebäude, das Trockenhaus, und füllt ihn mit kupfernen Löffeln in große Formen, deren jede 60 Pfund Saft aufnehmen kann.

Beabsichtigt man nur die Bereitung der Muscovado — was auf dieser Plantage nur wenig geschieht — so wirft man den Zucker aus den Formen ohne Weiteres in Orkoste. Diese sind am Boden mit Löchern versehen, aus welchen der Syrup ablaufen kann, sie bleiben so vier Wochen hindurch stehen. Als dann ist der Zucker trocken und zum Verschiffen geeignet.

Der theurere und vortheilhaftere Kastenzucker muß noch einer Reinigung mit Thon unterworfen werden, welche am Tage nach seiner Einfüllung auf folgende Weise bewerkstelligt wird. Man schaffst die Formen auf den großen langen Trockenboden, in welchem sich 800 bis 1000 viereckige Löcher befinden, die bestimmt sind, die unteren spit zulaufenden Enden der Formen aufzunehmen und aufrecht zu erhalten. Dies untere Ende ist mit einem Stöpsel versehen, welcher herausgezogen wird, sobald der Zucker zu erkalten beginnt und eine feste Masse bildet, was sehr bald geschieht. Nun legt man auf die Oberfläche eine Quantität feuchten schwarzen Thons, wie er sich auf Cuba überall findet. Das Wasser desselben verbreitet sich schnell durch die Zuckermasse, tröpfelt aus der unteren Oeffnung ab und nimmt auf seinem Wege die Farbe und Unreinlichkeit mit fort, welche sich etwa noch in der Masse finden. Dieser Prozeß muß mehrmals wiederholt werden, und es dauert wohl 20 Tage, bis die Reinigung vollendet ist.

Dann werden die Formen umgekehrt, der Zucker wird herausgenommen, und die Neger zertheilen ihn, je nach seiner Farbe, mit einem großen dünnen Beil in weißen, gelben und braunen Zucker. Der obere Theil des Formzuckers ist natürlich der reinste, während der untere gewöhnlich braun und feucht ist, und noch eine Zeitlang zum Abtrocknen bei Seite gestellt wird. Jede Farbe wird für sich in große, 400 Pfund ent-

haltende, Kisten gepackt und in die Sonne oder an den Ofen zum letzten Austrocknen gestellt. Ist auch dies beendet, so werden die Kisten vernagelt, mit Streifen rohen Kuhlebers umgeben, gewogen und gezeichnet. Jetzt sind sie zum Verschiffen fertig.

Der Ertrag einer Zuckerplantage ist ein sehr bedeutender, wenn derselbe auch von der Witterung und Handelsconjuncturen sehr abhängig ist. In guten Jahren berechnet man die Ernte auf 10,000 Kisten Zucker und 1000 Oghost Muscovado, was bei den jetzigen Preisen eine Einnahme von 500,000 Thaler ergeben würde. Für die beträchtlichen Arbeitskosten und die Verzinsung der Schulden, welche überall reichlich auf den Pflanzungen lasten, rechnet man die Hälfte des Ertrages ab, und so bleibt noch die andere Hälfte reiner Gewinn — ein Ergebniß, das allerdings europäische Begriffe übersteigt.

##### 5. Fruchtbarkeit des Bodens und Trägheit seiner Bewohner.

Glückliches Land, in welchem man dem Himmel seine Freigebigkeit zum Vorwurf macht, in welchem nur drei Monate Kälte hinreichen würden, die Leute arbeitsam zu machen! Hier in der That gibt die Sonne fast ohne Anbau des Bodens die Früchte; hier ist eine Kraft, eine Ueppigkeit des Triebs, der mit unerhörter Leichtigkeit Ernten gibt. Nichts ist auf den Antillen häufiger zu sehen, als daß z. B. auf einem Leuchterbaum Blüten, grüne und reife Früchte, und alte gelbliche Blätter neben halbgeöffnerten Knospen sich zusammenfinden. Diese ungeheure Fruchtbarkeit steht niemals stille. Zwei Felder [sechs Morgen] mit Bananen bepflanzt, geben in jeder Woche 1500 Pfund Nahrungsmittel neun Monat lang. Man trifft Brotbäume, welche durchschnittlich alle Jahre 1000 Stück Früchte geben, jede zu fünf Livres. Die Knollen der Brotstaude bleiben von dem Anbauer unberührt, die Söhlinge befinden sich schon in dem kleinen Strauche, der sie trägt, und jeder Strauch liefert deren 12 bis 15.

Der Neger ist mäßig, hat so wenig Bedürfnisse als möglich, ist gewohnt, vom Anfang bis zum Ende des Jahres sich mit Brotmehl und gesalzenem Stockfisch zu nähren, der Kleidung aber fast ganz zu entbehren, endlich in einer räucherigen Hütte zu wohnen, die er ganz allein bauen und ausbessern kann. Was sollte ihn da antreiben, seinen Geist anzustrengen und Schätze zu sammeln?

Der Colonist ist aber eben so träge, wie der Neger, und der Europäer; von Haus aus so thätig, anfangs so ungestüm, weicht er, wenn er nach Verlauf eines Jahres sein Feuer verloren hat, dem Einfluß des Klimas. Er entgeht nicht dem glühenden Hauch der Antillen, der alle lebenden Wesen entnervt. Es ließen sich tausende unterhaltende Erzählungen anführen, um eine Vorstellung zu geben von der Art und Weise, wie die Sonne in den heißen Ländern auf den Menschen wirkt. Man sieht auf den Colonien weiße Knaben, von sieben bis acht Jahren, die eine Negerin brauchen um sich anzukleiden. — Eine Creolin, die auf einem Stuhle sitzt, läßt ihr Taschentuch neben sich niederfallen. „Elisia!“ — ruft sie nachlässig. — „Maam“ — antwortet die Sklavin eine Minute später, und drei Minuten gehen hin; dann ruft die Herrin wieder, ohne Ärger, ohne Born, so sehr ist sie daran gewöhnt: „Elisia!“ — „Ich kommen Maam,“ versetzt die Negerin, aber Jedermann weiß, daß ein „ich kommen“ auf den Antillen sich immer von 120 bis 150 Sekunden verlängert. Es vergehen also außer Neue zwei Minuten, ehe die träge Elisia erscheint. — „Was wollen Maam?“ — „Siehst du nicht, meine Liebe? gib mir das Taschentuch, das auf den Boden gefallen ist.“ Ohne irgend ein

Zeichen des Erstaunens blickt sich die Negerin und hebt das Taschentuch auf. — „Weiter nichts wollen, theure Herrin?“ — „Nein, Elisia, du kannst gehen.“ — Nahezu eine Viertelstunde ist dar-

über hingegangen. Sätte die schöne Creolin sich die Mühe genommen, den Arm auszustrecken, so hätte sie das Taschentuch aufheben können.

## Zwei beherzigenswerthe Geschichten.

(Von Gustav Jahn.)

### 1. Eine Radikalkur.

Einem wohlhabenden Gutsbesitzer von altem Schrot und Korn war seit dem Tode seiner trefflichen Frau die älteste Tochter Marie recht eine Stütze in der weitläufigen Wirthschaft geworden. Der Apfel war nicht weit vom Stamme gefallen, und das Mädchen stand trotz ihrer jungen Jahre dem großen Hauswesen mit einer Umsicht und Behendigkeit vor, daß der Vater seine helle Freude daran haben mußte. Eins nur mißfiel dem alten Herrn sehr: seine Tochter hatte die üble Angewohnheit angenommen, bei jeder Gelegenheit Ach Gott! oder Herr Gott! zu sagen, und wollte sich schlechterdings nicht beikommen lassen, wenn der Vater ihr wegen Mißbrauch des göttlichen Namens liebevolle Vorstellungen machte.

„Du nimmst die Dinge viel zu schwer, lieber Vater,“ sagte sie bei Gelegenheit einer solchen Unterredung; „du kannst dich drauf verlassen, ich gebrauche solche Worte ganz u n b e w u ß t und denke gar nicht an Gott, wenn ich Ach Gott! sage. Worte aber, bei denen ich mir nichts Böses, sondern überhaupt nichts denke, können unmöglich ein Unrecht sein!“ Der Vater schwieg stille und ließ einige Tage vorübergehen, ohne die Sache wieder zu erwähnen.

An einem folgenden Abend aber gab er in der Gesindekuche geheime Instructionen, und als am andern Morgen die Tochter eben im Milcheller beschäftigt war, riefen plötzlich die Mägde in der Küche: „Fräulein Marie, Fräulein Marie!“ Die Gerufene sprang die Stufen hinauf und fragte in die Küche hinein: „„Was gibt's?““ „Nichts!“ war die Antwort. „„Weßhalb habt ihr mich denn gerufen?““ „Keine Antwort, aber die Mägde steckten die Köpfe zusammen und lachten. „„Vergleichen Albernheiten verbitte ich mir!““ sagte das Fräulein unmutig und ging an den Mädchen vorüber nach der Speisekammer, um sich dort zu schaffen zu machen; denn die Thüre war unverschlossen, und sie meinte, es möchte dort etwas Unrechtes passirt sein, worüber die Mädchen gelacht und gerufen hätten. Kaum war sie darin und hatte die Thüre etwas unsanft hinter sich zugeschlagen, da rief's aus der Knechtstube an der andern Seite des Flurs, wo die Leute eben beim Frühstück saßen: „„Fräulein Marie, Fräulein Marie!““ Was mag da wieder los sein, dachte die Geschäftige, öffnete das Fensterlein und rief über den Flur: „„Ich komme gleich!““ Sie konnte jedoch nicht bald genug fertig werden, ohne daß sie noch drei- oder viermal den Ruf hatte hören müssen: „„Fräulein Marie, Fräulein Marie!““ Endlich steckte sie den Kopf durch die Thüre und rief hinein: „„Nun was gibt's?““ „Nichts!“ schallte ihr entgegen. „„Um was habt ihr mich denn gerufen?““ „Um gar nichts.““ „„Leute, wie kommt ihr mir heute vor, was denkt ihr euch eigentlich?““ „Wir haben uns gar nichts gedacht.““ „„Aber weßhalb nennt ihr denn meinen Namen?““ Ehe sie antworten konnten, klang's schon wieder drüben aus der Küche herüber: „„Fräulein Marie, Fräulein Marie!““ Das Fräulein warf die Thür in's Schloß, das Fenster klappte, und war mit zwei Sägen wieder drü-

ben in der Küche. „„Jetzt will ich aber wissen, was ihr vorhabt? Ihr gesteht es mir auf der Stelle!““ „Wir haben gar nichts vor!“ „„Das ist nicht wahr, was soll das heißen? Habt ihr euren Verstand verloren? Ich will wissen, weßhalb ihr mich gerufen habt.““ „Wir haben uns nichts Böses dabei gedacht!“

Nun flackerte der Zorn in Mariens Herzen auf wie Feuer in Wachholdern, sie stürmte mit hochrothen Wangen nach ihres Vaters Stube. „„Du mußt selbst kommen, Papa,““ plagte sie heraus, „„und unsern Leuten Raison predigen. Ich bin mit meinem Latein zu Ende.““ „Was ist denn vorgefallen, Kind?“ antwortete der alte Herr und stellte sich ganz unbefangen, „du bist ja völlig in Aufregung.“ „„Das mag ein Anderer rathen, was den Leuten in die Köpfe gefahren ist.““ zürnte die Tochter. „„Den ganzen Morgen ruft's, bald aus der Küche und bald aus der Leutestube: Fräulein Marie, Fräulein Marie! und wenn ich komme und frage, was es gibt, antworten sie „n i c h t s!“ und stecken die Köpfe zusammen und lachen; bringe ich aber ernstlich auf Antwort, weßhalb sie rufen, so sagen sie, sie hätten sich nichts dabei gedacht!““ „Aber Kind, das ist doch nichts Schlimmes, wie kannst du dich drüber so ereifern?“ tröstete der Vater. Nun brachen bei der Tochter die hellen Thränen hervor. „„Wir verstehen uns gar nicht mehr, lieber Vater,““ schluchzte sie. „„Wo soll denn der Respect bleiben, wenn die Leute mich ungestraft zum Besten haben und ohne Grund meinen Namen rufen dürfen?““ „Meinst du?“ entgegnete der Alte sehr ernst. „Nun, dann begreife ich dich nicht, denn du hast mich ja eines Anderen belehrt, als ich fragte, wo der Respect bleiben solle, wenn man, ohne sich etwas dabei zu denken, Gottes Namen im Munde führt. Oder glaubst du, mit Gottes Namen ginge das wohl an, aber mit deinem eignen müsse eine Ausnahme gemacht werden?“

Die Lection wirkte, Mariens Thränen versiegten, sie warf sich ihrem Vater um den Hals und kämpfte von Stund an ernstlich, bis sie die üble Gewohnheit abgelegt hatte.

### 2. Ein ähnliches Stücklein.

Der alte Pastor J. war ein Original, wie sie heut zu Tage immer seltener werden. Er konnte es nicht leiden, und ereiferte sich stets, wenn die Leute über schlechtes Wetter klagten, oder, wie er es nannte, unsern Herrgott meistern wollten. Ein abeliges Ehepaar aus der entfernteren Umgegend, das den originellen Mann predigen gehört, hatte an seiner körnigen Ausdrucksweise ein solches Gefallen gefunden, daß der Gemahl, um seiner Frau eine besondere Freude zu machen, den alten Herrn bei Gelegenheit des Geburtstages der Gattin einladen ließ. Einen Regen, das wußte er, durfte man dem Sonderlinge, der bis in das späteste Alter bei Sturm und Regen seine Wege zu Fuße machte, nicht schiden; das Wetter war inzwischen am Geburtstagsmorgen so unfreundlich geworden, daß bei dem rauhen Winde, der den Regen an die Fenster peitschte, der freundliche Hausherr auf das Kom-



men des erwünschten Gastes nicht mehr rechnen zu dürfen glaubte und seiner Frau Mittheilung von der fehlgeschlagenen Ueberraschung machte. Da traf Pastor F. kurz vor Tische, freilich bis auf die Haut durchnäßt, aber sonst ganz frisch und wohlgemuth dennoch ein. Die Frau vom Hause freute sich zwar sehr, war aber zugleich außer sich, daß der alte Herr bei so abschaulichem Wetter den weiten Weg gewagt habe, und äußerte dieß wiederholt gegen ihren Gast. Es wurden schnell trockene Kleider herbeigeschafft und nach einem Viertelstündchen befand sich Pastor F., zwar etwas wunderlich ausgestaffirt, aber doch in trocknen Kleidern in dem traulichen Wohnzimmer. Die Hausfrau fing von Neuem an, ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß gerade an ihrem Geburtstage ein so miserables Wetter habe einbrechen müssen, bei welchem man keinen Hund hinter dem Ofen hervorjage. Das war nicht nach unseres Pastors Weise, er wollte das Wetter in Schutz nehmen und meinte, Sturm und Regen müßten auch sein; aber die ganze Gesellschaft schlug sich auf die Seite der Hausfrau, schalt über den garstigen Regen und den infamen Wind, behauptete, es sei ein wahres Hundewetter zu nennen, und das alles in zärtlicher Besorgniß um den lieben Gast, so daß dieser gar nicht zu Worte kommen konnte.

Endlich setzte man sich zu Tafel und Pastor F. erhielt einen Ehrenplatz, der Hausfrau gegenüber. Als die Suppe aufgegeben war und F. den ersten Löffel voll gekostet hatte, zog er ein Gesicht und sagte so laut, daß es seine Nachbarn und sein Gegenüber hören konnten: „Miserables Zeug!“ legte den Löffel neben den Teller und ließ die Andern essen.

Der freundlichen Wirthin fiel vor Schreck der Löffel bald in die Suppe, sie wurde über und über roth, faßte sich aber schnell, mochte wohl denken: alte Leute sind wunderlich, zog daher vor zu schweigen, und so thaten auch die übrigen Gäste, als hätten sie nichts vernommen. Die Suppenteller wurden abgenommen, der Bediente präsentirte den zweiten Gang. F. versah sich reichlich, kostete und legte, wie vorhin den Löffel, so jetzt seine Gabel weg, dießmal mit den Worten: „Ein wahres Hundeeßen!“ Jetzt riß der gnädigen Frau drüben der Geduldsfaden und sie sagte tief verletzt, der Herr Pastor scheine so sehr verwöhnt zu sein, daß sie auf die Freude verzichte, ihn mit einem Gerichte nach seinem Geschmade zu bewirtheten. Da lachte der alte Pastor über den Tisch hinüber und sagte: „Jetzt habe ich Sie, gnädige Frau, und nun sollen Sie mir nicht wieder aus den Fingern schlüpfen! Was, sie werden schon ungehalten und fühlen sich gekränkt und in ihrer Ehre angegriffen, wenn ich ein Paar Gerichte table, die Sie doch nicht einmal selbst bereitet haben, sondern nur Ihr Koch, und wollen mir zumuthen, daß ich schweigen soll, wenn unsers Gottes Wetter und damit er selbst durch die Hechel gezogen wird? Ich hoffe, Sie werden es bemerkt haben, daß ich genau dieselben Worte gebraucht habe, mit welchen in meiner Gegenwart das heutige Wetter gescholten worden ist.“

Da reichte die gnädige Frau dem alten Pfarrherrn die Hand über den Tisch und sagte: „Ich bekenne mich schuldig und danke für die gnädige Strafe.“ Der Friede war wieder hergestellt und Pastor F. ließ sich das „miserable Zeug“ vortrefflich schmecken.

## Curiositäten aus der Natur und Geschichte.

Gesammelt von W. S.

**Wie lange kann der Mensch ohne Nahrung leben?**

Die Frage bestimmt zu beantworten und eine für alle Fälle geltende Normal festzustellen, ist natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Es kommt dabei auf Gewohnheiten, Constitution, Willensstärke u. so viel an, daß wenn bei gleichen äußeren Verhältnissen der Eine schon nach drei Tagen—ohne alle Nahrung verbracht—erliegt, ein anderer erst nach Wochen, ein Dritter sogar nach Monaten stirbt.

Die von medicinischen Autoritäten angenommene Durchschnittszeit beträgt neun Tage. Doch kamen hie und da einzelne ganz staunenswerthe Ausnahmen zur Erscheinung, namentlich bei Verschüttungen, Schiffbrüchen u. oder andern außergewöhnlichen Situationen, in welchen der Unglückliche lange Zeit ohne Nahrung zu bleiben gezwungen war, oder freiwillig den qualvollen Hunger wählte.

Das seltsamste Beispiel von Ausdauer in der letzteren Richtung bot ein französischer Winger, Namens Granie aus Douza (Departement Haute Garonne). Er war angeklagt, am 5. April 1831 seine Frau ermordet zu haben. Denselben Abend noch arretirt, wurde er im Gefängniß von Muret unterbracht. Im Laufe der Untersuchung, als die Schuldbeweise sich häuften, beschloß er, Hungers zu sterben, um sich der öffentlichen Hinrichtung zu entziehen, seinen Kindern die Schmach zu ersparen und ihnen so viel als möglich von seiner kleinen Besitzung zu retten.

Wir folgen einem authentischen Referat, über diesen excep-

tionellen Fall und die beharrliche Ausführung dieses heroischen Entschlusses.

Am 20. April 1831 wurde Granie aus dem Gefängnisse von Muret in den Justizpalast zu Toulouse überführt. Hier wurden nach der Gefängnißordnung die strengsten Maßregeln gegen den Mörder ergriffen. Er wurde in Ketten gelegt. Bereits fünf Tage vor seiner Ueberführung, also vom 15. April an, hatte er jede Nahrung zurückgewiesen. In dieser, weder durch Ueberredung, noch Drohung zu erschütternden Weigerung beharrte er bis zum 17. Juni, an welchem Tage er nach langem Todeskampfe endlich erlag. In dieser ganzen Zeit hatte er nur hier und da einige wenige Tropfen Wasser zu sich genommen, um die vertrockneten Lippen zu nessen und die Gluth welche ihm den Magen verbrannte zu mildern.

Der gewöhnliche Arzt des Gefängnisses, Dr. Castanet, besuchte ihn zwei Mal des Tages. Schon nach 9 Tagen, am 24. April bemerkte derselbe die ersten Zeichen eintretender Schwindel und am 29. ein allgemeines Zittern. Und doch fand Granie am 30. noch hinreichende Kraft, um die Schlüssel seiner Handschellen zu zerbrechen. Von Mitte Mai an machte sich eine starke Beklemmung bemerkbar, am 6. Juni wurde das Athmen fast unhörbar, es trat eine völlige Lethargie ein, am 12. that der Puls 90 Schläge in der Minute und am 17. endlich führten eintretende Convulsionen den Tod herbei.

Während dieses langen, qualvollen Kampfes konnte den stets streng beobachteten Selbstmörder keine Verlockung zur Aufgabe des gefaßten Entschlusses bewegen. Gewaltig am Ein-

gelöstes Spiel er wieder von sich. Als man ihm Hühner, überhaupt alle möglichen Delicateffen anbot, meinte er lachend: Das wäre nur gut für Andere, er bedürfe nichts. Bei jeder Gelegenheit erklärte er, daß er den Tod durch Hunger dem durch das Pentherbeil vorziehe, und stets zeigte sich—auch in den Delirien der letzten Tage—die fixe Idee: durch das Verweigern der Annahme von Nahrungsmitteln den Tod noch vor der Verurtheilung herbeizuführen und seine drei Kinder vor dem damit verbundenen Vermögensverlust zu schützen. Granie war 30 Jahre alt, als er starb; er war thatsächlich 63 Tage ohne jede Nahrung geblieben und hatte seinen Zweck erreicht.

Dieser Fall machte natürlich damals in der wissenschaftlichen Welt das größte Aufsehen: man suchte nach analogen Beispielen von freiwilliger Enthaltbarkeit.

Das Einzige welches sich dem Erzählten an die Seite stellen kann, und welches wir noch erwähnen wollen, findet sich in den „Medizinischen Mittheilungen des englischen Doctors Robert Billan“ verzeichnet.

Nach diesem wurde ein junger Mensch in London von Magenbeschwerden und heftigem Schmerz im Unterleib fortdauernd so gepeinigt, daß er endlich—durch falsch verstandene Rathschläge und überspannte Geistesrichtung irregeleitet—beschloß sich das Essen abzugewöhnen und sich durch völlige Enthaltbarkeit zu heilen. Er verließ Familie, Freunde und Stellung, nahm eine kleine Wohnung in einer abgelegenen Straße und von nun an auf jede Speise verzichtend, benetzte er nur von Zeit zu Zeit seine brennenden und trockenen Lippen mit einigen Tropfen Wasser und Orangensaft.

Nach drei Tagen dieses strengen Fastens hörte das drängende Verlangen nach Nahrung auf und der junge Mann setzte—befreit von Magenschmerzen—sein Studium ohne weitere Störungen fort. Er verließ jedoch nie das Zimmer, machte sich keine Bewegung, schlief sehr wenig und verbrachte den größten Theil der Nacht mit Lesen. Er genoß nichts als täglich ohngefähr eine Flasche Wasser vermisch mit einigen Tropfen Orangensaft.

So verlebte er—man sollte es kaum für möglich halten—volle zwei Monate und gab sich schon der Hoffnung hin, das Problem ohne Nahrung leben zu können, gelöst und das Schwierigste überstanden zu haben, als seine Kräfte plötzlich

auffallend schwanden und ihm das Verlassen des Bettes unmöglich wurde. Wie er sich so verflummert und elend sah, wurde er ernstlich besorgt, ließ seine Angehörigen unterrichten und unterwarf sich auf deren und eines Geistlichen Zureden besonnener ärztlicher Behandlung.

Dr. Billan wurde sofort gerufen. Er besuchte den jungen Menschen am 23. März 1786, den 61. Tag seiner Kasteiung. Der Arzt fand ihn bis auf die Knochen abgezehrt und er erzeugte die Idee eines präparirten Gerippes. Nur seine Augen ermangelten nicht des Feuers, seine Stimme war noch deutlich und klar, aber der Geist bis zur Lethargie abgemattet. Während seiner Zurückgezogenheit hatte er begonnen, die Bibel abzuschneiden und jedes Capitel mit Erklärungen zu versehen. Er zeigte dem Doctor die Arbeit, welche bereits bis zum zweiten Buch der Könige gediehen war.

Vom 23. bis zum 28. März schien er sich zu erholen und unter dem Einfluß einer angeordneten rationellen Lebensweise Kraft und Gesundheit wiederkehren zu wollen.

Schon konnte er sich vom Bett erheben und ohne Hülfe in der Stube auf und abgehen, als er plötzlich am 39. einen Rückfall bekam, Gedächtniß und Sprache und fast jede Beweglichkeit verlor. Dieser hoffnungslose Zustand hielt einen ganzen Monat an. Alle Mittel waren vergebens und am 29. April hatte er aufgehört zu leiden und zu leben.

Dr. Billan glaubte, daß dieser Fall seltener Ausdauer bei völliger Enthaltbarkeit zum ersten Male vorgekommen, und daß es unmöglich gewesen sein würde, wenn nicht die Exaltation des Geistes und Gemüths, bis zum Wahnsinn gesteigert, ein so großes Uebergewicht über die Materie gewonnen hätte.

Granie stand gleichfalls unter dem Einfluß eines starren Charakters, einer unbeugsamen Willenskraft; dadurch wurde sein Entschluß unumstößlich gemacht. Es war nicht, was man „Seelenstärke“ nennt, sondern nur eine künstliche Aufregung aber nicht weniger gewaltsam als bei dem jungen Engländer. Nur durch mächtige äußere Einflüsse, konnte in beiden Fällen, ein so außergewöhnlicher Entschluß erzeugt und eine so seltene, aller medizinischer Wahrnehmung widersprechende, Ausdauer erzielt werden. Die Exaltation des Einen wurde durch religiöse Schwärmerei, die des Andern durch die Furcht vor der öffentlichen Hinrichtung hervorgerufen.

## Weihnachtsgruss.

(Von Georg Lang.)

Was hebt der Winter sein schneicht Haupt  
Und schüttelt die weißen Locken?  
Erstorben hat er die Freude geglaubt,  
Begraben unter den Flocken;  
Und horch, nun schallet zum Himmel empor  
Der Weihnachtspsalmen jubelnder Chor!

Längst hat er im Felde die Blumen zerdrückt;  
Nun sieht er mit flammenden Blüthen  
Viel tausend Tannen und Fichten geschmückt,  
Die schützende Mauern behüten!  
Und siegend durchs nächtliche Dunkel bricht  
Wie strahlende Sterne ihr holdes Licht.

Und rings um des Christbaums wonnigen Schein  
Welch selig, fröhlich Gewimmel!  
Es zieht auf der kalten Erde ein  
Die ewige Liebe vom Himmel.  
Sie zieht in der Menschen klopfende Brust,  
Und jeder sinnet des andern Lust.

Und jeder bringet die Gaben all'  
Und läßt die Geliebten sie schauen,  
Und Freude ertönt wie Widerhall  
Aus Edens seligen Gauen,  
Wie tausendstimmiger Engelgesang  
Mit Harfengedönt und Lautenklang. —

Doch draußen, da lauert der Winter bleich,  
Den Reiz und die Selbstsucht im Herzen.  
Wie konnten erheßen sein düster Reich  
Der Freude strahlende Kerzen?  
Er muß es erkennen in Ohnmacht und Zorn:  
Von oben floß uns der Freude Born!

Die Liebe, die dem Himmel entflammt,  
Kam zu uns in irdische Räume.  
Sie hat unser jauchzendes Herz entflammt  
Wie schimmernde Weihnachtsbäume!  
Und Freuden, gereift im himmlischen Licht,  
Die tödtet der todbende Winter nicht!



# Sonntagsschule.

## Nachklänge von Chautauqua.

Von H. Matt.

### III.

**Amt und Qualifikation eines Sonntagsschul-Lehrers.**  
In einer Versammlung, die obigen Gegenstand zum Thema hatte, kam folgendes Resultat zur Annahme.

#### I. Was ist des Sonntagsschul-Lehrers Arbeit?

- a. Ein Werk für unsterbliche Seelen.
- b. Ein Werk, das durch die Wahrheit geschafft werden muß.
- c. Ein Werk, das göttlichen Ernst und Eifer fordert.

#### II. Was sind die nöthigen Eigenschaften eines solchen Lehrers?

1. Er muß das Werk zu schätzen wissen.
2. Er muß Freude daran haben.
3. Er muß persönlich bekannt sein mit der Wahrheit, die er lehrt.
4. Er braucht persönliche Erfahrung dieser Wahrheit.
5. Er muß treu sein in der Anwendung dieser Wahrheit auf die Herzen seiner Schüler.
6. Er muß Geduld haben in der Anwendung der Wahrheit.
7. Er muß göttlichen Ernst besitzen in seinem eigenen Herzen, damit er ein Mittler sei zwischen der Kraft der Gnade und seinen Schülern; d. h., damit er sie zu Jesu führe.

#### III. Wie kann ein Lehrer sich diese Eigenschaften erwerben?

1. Nicht aus sich selbst, so talentvoll er auch sonst sein mag.
2. Nicht durch bloßes Studiren der Wahrheit.
3. Nicht durch die vollkommenste Bemeisterung menschlicher Methoden.
4. Nicht durch irgend welche menschliche Gesellschaft oder Verbindung.
5. Ein Lehrer der göttlichen Heilswahrheiten muß die Kraft des heiligen Geistes haben, die ihm angeboten ist auf gewisse Bedingungen und deutlich niedergelegt sind im Worte Gottes.

Dieser Geist ist verheißen: Matth. 3, 11.; Luk. 11, 13.; Joh. 7, 39.; Apstg. 1, 5.

Er ist ein Lehrer der Menschen: 1. Cor. 11, 13.; Luk. 12, 12.; 2. Pet. 1, 21.; Joh. 16, 7-11.; Joh. 14, 26.; Apstg. 10, 19, 20.; Jes. 30, 21.

#### IV. Der heilige Geist gibt die nöthige Ausrüstung.

1. Indem er die Wahrheit werth macht. Phil. 1, 10.
2. Indem er sie lieblich und angenehm macht. Phil. 4, 8.
3. Indem er eine persönliche Erfahrung gibt. 1. Joh. 4, 13.
4. Indem er den Geist der Treue gibt. Luk. 12, 11.; Mark. 13, 11.
5. Indem er Geduld, Langmuth und Lieblichkeit mittheilt. Gal. 5, 22-23.
6. Indem er Lust und Freude am Wort gibt. Joh. 14, 16-17.; Apstg. 13, 52.
7. Indem er Freude zum Lehren gibt. Jes. 61, 1.
8. Er gibt Zugang zum Vater im Gebet, wodurch Kraft kommt. Röm. 8, 26.

#### V. Wie der heilige Geist zu erlangen ist.

1. Er ist vom Vater, Joh. 15, 26.; zum Vater müssen wir gehen.
2. Er wird gegeben durch den Sohn, Joh. 14, 16.; im Sohn müssen wir stehen.
4. Er ist im Wort, Apstg. 10, 44.; 11, 15.; dort müssen wir suchen.
5. Er wird gegeben als Antwort des Gebets, Apstg. 4, 31.; 8, 15.; Eph. 1, 16. 17.; 3, 16.; darum müssen wir ernstlich bitten beim Vater durch den Sohn.

6. Er wird gegeben Dem, der sich selbst aufgibt zu seinem Tempel, 1. Cor. 6, 19.; darum fordert es eine Selbstaufopferung und einen gehorsamen und willigen Dienst. Eph. 4, 31.

Wenn alle Sonntagsschul-Lehrer diese Dinge beachten und beherzigen, werden sie nicht unfruchtbar bleiben, sondern am Ende der Tage eingehen mit Garben ganz bedeckt. Obige Skizze ist eine Grundlage für eine Predigt, die nicht halb so trocken ist als manche abgedroschene Predigtstizze, denn sie ist voll wichtiger Gedanken.

## Jüdisches Volksleben zur Zeit Jesu.

Von B. Picl.

### IX. Zeitanschauungen über Arbeit und Handwerk.

**W**eder das Handwerk heißt es im Talmud: „Rabbi Meir sagt: man lehre seinen Sohn ein reines und leichtes Handwerk, und rufe Den an, dem Reichtum und Güter gehören. Denn es gibt kein Gewerbe, bei welchem nicht Reichtum und Armuth wäre; weder der Reichtum noch die Armuth kommen vom Gewerbe her, sondern Alles hängt vom sittlichen Werthe ab. Rabbi Simon, Sohn Elzars sagt: siehst du je in deinem Leben ein Thier oder einen

Vogel ein Handwerk treiben? dennoch ernähren sie sich, ohne in Noth zu gerathen, sie, die doch lebendig zu dem Zwecke geschaffen sind, mir zu dienen. Ich aber bin geschaffen, meinem Schöpfer zu dienen, und wenn nun jene, welche mir zu dienen geschaffen sind, sich ohne Noth ernähren: sollte ich, der ich meinem Schöpfer zu dienen geschaffen bin, mich nicht ohne Noth ernähren können? Wer erinnert sich hierbei nicht an den Ausspruch Jesu: Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch—seid ihr denn nicht viel mehr denn

sie?" (Matth. 6, 26.) Moderne Juden und rationalistische Schreiber über das Leben Jesu haben auch hierin den Heiland zum Nachtreter pharisäischer Weisheit machen wollen, nur haben sie in ihrer Blindheit übersehen, daß derselbe Simon, dessen Ausspruch so viel Aehnlichkeit mit dem des Herrn hat, ein volles Jahrhundert später als Jesus gelebt hatte. Sowie Christus nicht gekommen war, „das Gesetz“ abzuschaffen, sondern es „zu erfüllen,“ so benutzte er auch jenes ideale Streben der besser Denkenden in Israel und reinigte so zu sagen den Diamant von seinem Staub und ließ ihn so glänzen im Lichte des Reiches Gottes. Ueberall, wo er in seiner irdischen Thätigkeit sich bewegte, lebte er in der jüdischen Atmosphäre und das Reine, Wahre, Gute und Edle, das er im Leben seines Volkes vorfand, machte er sich zu eigen. Jede Seite in den Evangelien scheint den Wiederhall jüdischer Stimmen wachzurufen, Sprüche, die uns an ähnliche von den Weisen Israels erinnern. Das aber ist es gerade, was wir erwarten würden, und das nicht wenig dazu beiträgt, die Wahrhaftigkeit jener Erzählungen als wahr und gesehen zu bestätigen. Wir befinden uns auf keinem fremden Boden, noch unter fremden Personen oder in einer fremden Umgebung. Ueberall haben wir ein Zeitgemälde vor uns, auf dem wir die Personen, von denen anderswo bereits berichtet, wiedererkennen und deren Ausdrucksweise aus der zeitgeschichtlichen Literatur uns bekannt ist. Die Evangelien konnten das jüdische Wesen nicht bei Seite setzen, sonst wären sie weder gerecht geworden der Zeit noch dem Volk oder den Verfassern, noch weniger dem Gesetze der Fortentwicklung, welches immer den Fortschritt des Reiches Gottes bezeichnet. In einer Beziehung jedoch ist Alles anders. Die Evangelien sind wohl zum größten Theil jüdisch in der Form, aber jedem feindlich im Geiste, indem sie von der Offenbarung in Israel, von dem Sohne Gottes, dem Heiland der Welt, als dem „Könige der Juden“ berichten.

Dieser jüdische Einfluß auf die evangelische Geschichte ist jedoch sehr wichtig. Er gibt uns das richtige Verständniß für das jüdische Leben zur Zeit Jesu und macht es uns möglich, manche Eigenthümlichkeiten in den Evangelien zu verstehen, die sonst unverständlich für uns blieben. So—um zu dem eigentlichen Gegenstande dieses Abschnittes zu kommen—verstehen wir, wie so viele Jünger und Nachfolger des Herrn ihren Lebensunterhalt durch ihr eigenes Handwerk sich verschafften; wie in demselben Geiste der Heiland das Handwerk seines Pflegevaters erlernte und wie der größte unter den Aposteln sein Brod durch seine Händearbeit sich verdiente, und wie der Heiland das Handwerk seines Vaters wahrscheinlich trieb. Es galt als ein alter Grundsatz, „das Handwerk des Vaters nicht zu verlassen,“ entweder weil man es zu Hause lernen konnte, vielleicht auch aus Achtung gegen die Eltern. In diesem Stücke lebte auch Paulus dem nach, was er predigte. Nirgends ist die Würde der Arbeit und die große Unabhängigkeit eines ehrbaren Handwerkers stärker betont als in seinen Briefen. Das Erste, was er in Corinthis that, war, daß er Arbeit suchte (Apg. 18, 3.), und während seiner ganzen Wirksamkeit unterließ er es, von der Kirche sich unterstützen zu lassen, vielmehr betrachtete er es für seinen größten Lohn, wenn er „das Evangelium Christi umsonst predigte“ (1. Cor. 9, 18.). Lieber wollte er unter seiner harten Arbeit unterliegen, als dieses „Ruhmes“ verlustig zu gehen. Von seiner Wirksamkeit in Ephesus konnte er sagen, „denn ihr wisst selbst, daß mir diese Hände zu meiner Nothdurft, und derer, die mit mir gewesen sind, gedient haben“ und das aus zwei Gründen, um 1. zu zeigen, daß man arbeiten müsse, und die Schwachen aufneh-

men; 2. gedenken an das Wort des Herrn Jesu „Geben ist seliger, denn nehmen“ (Apost. 20, 34. 35.). Und den Thessalonichern gegenüber konnte er sich das Zeugniß geben, neben der unermüdblichen Verkündigung des Evangeliums Tag und Nacht mit eigenen Händen gearbeitet zu haben, um keinem von ihnen beschwerlich zu fallen (1. Thess. 2, 9.).

Geiz ist es nicht unsere Absicht, zwischen Paulus und dem besten und edelsten unter den Rabbis nur den geringsten Vergleich anstellen zu wollen. Aber Saul von Tarsus war ein Jude, nicht bloß auferzogen zu den Füßen Gamaliels „der Sonne in Israel,“ sondern auch bekannt mit dem jüdischen Gesetz und Wissen, und das in einem solchen Grade, daß selbst lange nachher, als er über die tiefsten Geheimnisse des Christenthums schrieb, wir hier und da auf Ausdrücke stoßen, die uns an ähnliche erinnern, die wie nur in jenem frühesten Werk über jüdische Geheimlehre, die nur den Auserwähltesten unter den auserwählten Weisen mitgetheilt waren, wiederfinden. Und dieselbe Liebe für ehrsame Hantierung, derselbe Geist männlicher Unabhängigkeit, war ein Kennzeichen der besten Rabbis. Anders verhielt es sich mit den Römern und Griechen, die das Handwerk nicht des freien Mannes würdig hielten und dasselbe durch Sklaven betreiben ließen, so daß die griechischen Philosophen lehrten: „eine gute Republik dürfe den Handwerkern das Stadtrecht nicht verleihen.“ Unter den Juden kam es hauptsächlich darauf an, Theorie und Praxis mit dem Gesetze zu vereinigen, eines sollte dem andern helfen. Die Hauptsache jedoch war das Gesetz, dem gegenüber Alles Andere untergeordnet war.

Mit wenigen Ausnahmen betrieben die bedeutendsten Gelehrten ein Handwerk, und anstrengende Arbeit galt als eine Ehre, darum trugen berühmte Lehrer nicht allein ihren Sessel auf eigenen Schultern zum Lehrhaus, sondern ein gewisser Pinehas bearbeitete Steine, als man den Steinmetzen anzeigte, daß er zum Hohenpriester gewählt sei. Die bedeutendsten Lehrer trieben ein Handwerk und keiner schämte sich desselben. Allein darüber dürfen wir uns nicht wundern, denn es galt als Grundsatz, daß „wer seinen Sohn kein Handwerk lernen ließ, ihn zum Räuber erzog.“ Das Wort des Predigers Salomo: „Brauchte des Lebens mit dem Weibe, das du liebest“, wurde dahin erklärt: „erleihe dir einen Nahrungszweig neben dem Gesetze, dem du dich liebend gewidmet.“ Wie groß ist das Handwerk, „es ehrt seinen Meister;“ „du sollst das Leben wählen,“ d. i. die Wahl eines Handwerkes zur Erhaltung des Lebens; wie geliebt ist das Handwerk vor dem Schöpfer der Welt; „es gibt kein Handwerk, mit dem nicht Armuth und Reichthum verbunden wären, denn es existirt nichts Lermerees und nichts Reicheres als ein Handwerk;“ Ist 7 Jahre eine Hungersnoth, die Thüre des Handwerkers erreicht sie nicht; „es gibt kein Handwerk, das von der Welt schwinden sollte; Heil Dem, dessen Lehrer ihm ein Gutes bestimmt, aber wehe, wenn man ihm ein Schlechtes erwählt hat.“ Diese und ähnliche Aussprüche kennzeichnen die Anschauungen über das Handwerk und Arbeit im Judenthum, das damals noch zu keinem Schachervolk herabgesunken war. „Als der Heilige, gebenebeit sei Er,“ sagt eine Talmudstelle—Adam dem Gefallenen sein Urtheil sprach, da rannen diesem bei den Worten „Dornen und Disteln soll er dir tragen“ Thränen aus den Augen und er rief: „O Herr der Welt, ich und der Esel sollen aus einer Krippe essen?“ Als Gott aber fortfuhr: „im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen,“ da gab er sich zufrieden.

Wenn Paulus an die Epheser schreibt: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Hän-



den etwas Gutes, auf daß er habe zu geben dem Dürftigen“ (Ephes. 4. 28.), so war dies ganz im jüdischen Geiste, denn „mache den Sabbath zum Werktage und bedarf nur der Leute nicht,“ war das rabbinische Sprüchwort.“ „Decke todt's Vieh ab auf offener Straße“ heißt es, „und sprich nicht: Ich bin ein Priester, oder ich bin ein großer Mann, und das Geschäft ist mir gehässig.“ „Arbeit ist Segen und Arbeit ist keine Schande,“ ja sie ist vielmehr göttlich.

Wegen des üblen Geruches war das Gerber- und Färbergeschäft wenig gelernt. Ebenso galt es als Grundsatz, daß kein Vater seinen Sohn ein solches Handwerk lernen lassen sollte, wodurch er mit dem weiblichen Geschlecht zu oft in Berührung käme, wie der Goldschmidt, Weber und Parfämeur.

Im Allgemeinen finden sich unter den Rabbis sehr gesunde Anschauungen über das Handwerk. So wird von einem gewissen Simon aus dem palästinischen Dorfe Sichnin, der zur Zeit Jesu ein geschickter und gesuchter Brunnen- Gruben- und Höhlengräber in Jerusalem war, erzählt, daß er einmal den berühmten Rabbi Johannean folgendermaßen anredete: „Ich bin ein eben so großer Mann wie du, weil ich den Bedürfnissen der Gesamtheit ebenso diene wie du.“ Ein anderer Rabbi ermahnte einen jungen Mann, der das Amt eines Schreibers hatte, mit den Worten: „Mein Kind, sei denn gewissenhaft, denn deine Arbeit ist eine göttliche Arbeit.“ Wo ein solcher Geist waltete, war der Handwerker beides glücklich und geschickt.

Ein Handwerker brauchte nur seine Kunst aufzusuchen, von der er so lange unterhalten wurde, bis er Arbeit fand, die alexandrinischen Kupferschmiede führten sogar auf ihren Wanderungen ein zerlegbares Bett mit sich, trugen einen Lederschutz als Abzeichen und hatten auch in Jerusalem ihre eigene Synagoge und ihren eigenen Begräbnisort. Daß sie Kunstmäßig organisiert waren, geht daraus hervor, daß ihr Rabban d. i. Obermeister erwähnt wird. In Palästina jedoch existierte dieser Kunstgeist nicht, und freie Concurrenz bestand. Straßen und Quartiere waren nach Handwerkern benannt. So gab es in Jerusalem eine Bäckerstraße, einen Stadttheil der Töpfer, ein Töpferthor, Zimmerthor, Wäschersfeld (Jes. 7. 3.) u. s. w. Diese verschiedenen Gewerbe waren aber trotzdem unter sich verbunden und verstanden sich unter einander durch gewisse Sitten- und Sittenprüfungen, die dem betreffenden Handwerker

eigen und nur von dem Eingelebten verstanden wurden.

Bei der Baulust der Herodier hatten die Handwerker beständige Arbeit. Mehr als 18000 waren am Tempelbau theilhaftig. Ehe Herodes der Große den Tempel baute, wählte er 10,000 der erfahrensten Werkmeister aus und ließ 1000 Priester, theils in Steinhauerarbeit theils in Zimmermannsarbeit unterrichten, damit sie am Allerheiligsten arbeiten könnten. Wie wir wissen, durfte auch innen im Tempel kein Eisen verwendet werden und der Brandopferaltar war sogar ohne eisernes Werkzeug aufgebaut, denn „das Lebenverkürzende sollte nicht geschwungen werden über dem Lebenverlängernden.“ Unbeschäftigt bei der Ausstattung des Tempels blieb der Pinsel des Malers, der Meißel des Bildhauers, um so reichlicher aber hatten nicht nur die Kunstarbeiter, in Gold, Silber und Kupfer, sondern auch Weber, Sticker und Kleiderverfertiger zu thun, um die Vorhänge, welche die heiligen Räume des Tempelhauses schieden, und die Kleidungsstücke der Priester herzustellen. Der Vorhang des Allerheiligsten war nach der Aussage des Vizehohepriesters Simon, der ihn noch gesehen, eine Hand breit dick und aus 72 Schnüren gewebt; jede Schnur enthielt 24 Fäden, (6 purpurblaue, 6 purpurrothe, 6 scharlachene und 6 hyssusweiße, die vier bedeutsamen heiligen Farben), war 40 Fuß lang und 20 breit. Jedes Jahr wurden zwei solcher Vorhänge gemacht und 300 Priester waren erforderlich um einen unterzutauschen (ehe er gebraucht wurde). Als Jesus den räthselhaften Ausspruch that: „Brecht diesen Tempel ab und in dreien Tagen will ich ihn wieder aufrichten;“ waren schon 46 Jahre an dem Tempel von Jerusalem gebaut worden. Es war ein großartiges Denkmal und unübertrefflichen Kunstsinnes der verschiedensten palästinischen Gewerbe.

Zum Schluß wollen wir nur noch erwähnen, daß es damals schon gegenseitige Versicherungsgesellschaften gab, wie dieses aus den Eselfreier- und Knecht- Gesellschaften ersichtlich ist, welche sich unter sich verpflichteten, demjenigen seinen Esel, sein Schiff auf gemeinsame Kosten zu ersetzen, welcher sie ohne nachweisbare Fahrlässigkeit verloren hatte, ja wir finden in damaliger Zeit schon den Geist der Gewerbe-Vereinswesens in der talmudischen Bestimmung, daß Handwerker eines Ordens unter sich übereinkommen können, Jeder nur einen oder zwei Tage der Woche zu arbeiten, damit Keiner ganz ohne Arbeit bleibe. „Nichts Neues unter der Sonne.“

## Die Seiden aufgenommen.

### 10. Section für Sonntag den 3. December 1876. Pfing. 10, 34—48.

Grundg. danke: Das Evangelium für die ganze Welt. Haupttext: Jes. 60. 3.

**Zusammenhang der Geschichte.** Cäsarien war von Joppe etwa 20 röm. (engl.) Meilen entfernt. Die Gesandten Cornelius waren gegen Abend abgereist, den nächsten Tag um 12 Uhr in Joppe angekommen und Tags darauf, wohl noch Vormittags in Cäsarien angelangt. Cornelius hatte Freunde und Verwandte in seinem Hause zusammen gerufen, und wartete sehnlichst auf seine Ankunft. So froh war er, Petrus zu sehen, und einen so hohen Begriff hatte er von ihm, daß er ihn kniefällig verehren wollte. Nachdem er nochmals die Ursache der Sendung angegeben und im Namen Aller angekündigt hatte, daß sie bereit seien zu hören, was ihm von Gott befohlen sei, öffnet Petrus seinen Mund zu der uns vorliegenden Rede.

**Praktische Erläuterungen.** Es fehlt nicht an Gelegenheit, je nach den Bedürfnissen der Schüler, aus der vorstehenden Section, passende praktische Anwendungen zu ziehen; war ja doch die hier verzeichnete Begebenheit von höchster praktischer

Tragweite. Petrus selbst erkennt die hohe Bedeutsamkeit der Versammlung und nimmt daher seinen Mund recht voll der herrlichen zu verkündigenden Wahrheit.

1. **Alle Menschen vor Gott gleichberechtigt.** B. 34. 35. vgl. Eph. 6. 9.; 1. Petri 1, 17. Ohne die höhere göttliche Fügung hätte Petrus nicht auf solche Weise mit den Heiden verkehrt; in Betracht aber der Dinge, die sich zugetragen hatten, konnte er angesichts der Heilsanfragen, mit Ausnahme von sechs [11. 12.], aus lauter Seiden bestehenden Versammlung nicht anders, als sagen: „Nun sehe ich wahrhaftig: daß Gott die Person nicht ansieht.“ Vor Gott sind alle Menschen gleich, keiner hat einen Vorzug vor dem andern, die Heiden stehen nunmehr mit den Juden auf gleicher Stufe. Es kommt bloß auf sittliche und religiöse Beschaffenheit an. Unter allen Völkern ist Jeder, der Gott fürchtet und recht thut, also der nach dem Lichte lebt, das er besitzt [Röm. 2, 11ff.], dem Herrn annehmbar, wie es bei Cornelius und den Seinen

der Fall war, der auch mit Freuden vom Herrn in seine Gemeinschaft und in die Gemeinschaft seiner Gläubigen, in seine Kirche, aufgenommen wurde.

2. Ein Heiland für Alle. B. 36—43. Petrus meint voraussetzen zu dürfen, daß sie bereits von der Predigt von Christo gehört, was ja sehr leicht möglich war, da sie nicht weit von dem Schauplatz der evangelischen Begebenheiten wohnten. Inhalt dieser Predigt an Israel, ist Frieden durch Jesum Christum, — Frieden im Herzen, Frieden in der Gemeine, im Volk, in der Welt. In B. 37. wird nun die Predigt von Christo als geschichtliches Ereigniß betrachtet, oder besser das Erscheinen Christi selbst, sonderlich sein Wirken während der Zeit seiner Lehrthätigkeit, wie sich aus der Zeitangabe: „nach der Taufe Johannes“ 2c. ergibt. In B. 38. aber wird seine gewaltige Persönlichkeit mehr in den Vordergrund gestellt, als diejenige, von welcher sich all die mächtigen Thaten wie von selbst verstehen. Denn Jesus von Nazareth war als der von Gott mit dem heiligen Geist und mit Kraft gesalbte, als der, mit dem Gott war, [Joh. 10, 30], mächtig von Worten und Thaten. Trotz seinen Krankenheilungen und Teufelsausreibungen, trotz seiner Wohlthaten in Wort und Werk, haben sie (die Juden) ihn doch gekreuzigt; aber um so glorreicher wurde Gott, durch seine wunderbare Auferstehung verherrlicht. Sie geschah nicht im Winkel, sondern offenbarlich, so daß Alle glauben konnten, wollten sie den überwiegenden Beweisgründen ihre Zustimmung geben. Ein ergwungener Glaube hat jedoch keinen Werth und daher hat er sich nach seiner Auferstehung nicht allem Volk gezeigt, sondern nur den vorerwählten Zeugen, die eben deshalb auch die rechten Verkündiger seines Evangeliums sind, seiner Worte und Thaten, sowie seiner gottmenschlichen Person; kraft seiner Auferstehung, sonderlich ist er, der von Gott auserkorene Richter der Lebendigen und der Todten [vgl. Joh. 6, 25—29.].

Von ihm haben alle Propheten gezeugt und von dem Heil in ihm (B. 43), welches zunächst besteht in der Vergebung der Sünden (vgl. Jes. 53, 5. 6.; Jer. 31, 34.; Dan. 9, 24. 2c.). Ehe der Mensch in eine lebensvolle Gemeinschaft mit Gott treten kann, müssen seine Sünden, muß seine Sündenschuld vergeben, ausgegilt sein. Auf die Anerkennung der Sündenvergebung in Christo Jesu zielt daher des Petrus ganze Rede, da er weiß, daß mit dieser das Uebrige sich schon finden wird. Und welch eine herrliche Verkündigung! Wenn einer unter der Last einer Schuld seufzt, die er nicht bezahlen kann, und sein Gläubiger erläßt ihm dieselbe aus freien Stücken, wie freut sich ein solcher seines neuen Glücks, wie leicht, wie herrlich fühlt er. Ebenso der schuldbeladene Sünder, ebenso Cornelius und die bei ihm waren.

**Lebensfragen.** Hast du schon Vergebung deiner Sünden empfangen? Wenn nicht, so fehlt es dir eben am echten Glauben, an dem festen Vertrauen auf das vollgültige Verdienst Christi.

Warum hatten des Petrus schlichte Worte solche mächtige Wirkung (s. das folgende), erzählt er doch einfach von Jesu dem gekreuzigten und auferstandenen, ohne irgend welche gelehrte Erklärungen und blumenreiche Ausschmückungen? Antwort: weil er es lebensfrisch, von der Wahrheit desselben überzeugt und durchdrungen und in der Vereinerung des Geistes und der Kraft, verkündigte. Das sollen hier beides Prediger und Sonntag-Schul-Lehrer lernen.

3. Die Geistestaupe für alle. B. 44—46. Alle heidnischen Zuhörer übten den wahren Glauben zur Vergebung ihrer Sünden, und deshalb eben vollzog sich in ihnen, als eben Petrus jene ihnen angeboten hatte, auch die Wiedergeburt durch den heiligen Geist, der heilige Geist fiel auf sie alle stromweise hernieder. Die jüdischen Begleiter des Petrus waren außer sich vor Staunen über dieser Thatsache, denn sie sahen wohl, daß es sich hier um eben dieselbe Geistesausgießung handelte wie auch bei ihnen (vgl. Cap. 11, 15.). Zwar scheint der Geist nicht sichtbar über ihnen geschwebt zu haben (wie Cap. 2, 3.), aber er theilte ihnen doch die Gabe des Zeugenredens mit, so daß man ihr geisterfülltes Reden hören konnte. Es waren keine fremden Sprachen, in welchen sie redeten, sondern in ihrer eigenen Sprache priesen sie die Großthaten Gottes, die sich gerade so wunderherrlich an ihnen vollzogen (vgl. 1. Cor. 14, 3. 14. 15.).

**Anmerkung.** Hier finden wir dann die erste thatächliche Erfüllung (was die Heiden betrifft) von Stellen, wie 1. Mos.

12, 3.; 18, 18.; Jes. 60, 3.; sonderlich Joel 3, 1. 2. 5. 2c. Auch die Heiden sind Auserwählten und Mitgenossen der Verheißung in Christo (Eph. 3, 6.) durch das Evangelium. Und hier wurde sogar der Judenapostel Träger dieses Evangeliums an die Heiden wohl auch deshalb, damit sein Blick praktisch erweitert werde und er hernach desto eher für die Rechte der bekehrten Heiden einstehe (Cap. 15, 7. ff.).

4. Die Wassertaupe für Alle. B. 47. 48. Auch hier geht die Geistestaupe der Wassertaupe wieder voran, obwohl dies nicht immer der Fall war (1. Cap. 2, 38.) — ein Beweis, daß die erstere nicht an die letztere gebunden ist, und man daher von keiner Wiedergeburt in der Wassertaupe fasseln darf. Aber diese ist deshalb nicht überflüssig, wie nicht nur die Worte des Herrn selbst bezeugen, Marc. 16, 15. 16., sondern auch aus der Handlungsweise des Petrus klar erhellt. Nachdem Cornelius und die Seinen die Geistestaupe empfangen, drängte sich das Taufwasser in der Anschauung des Petrus gleichsam herzu, um nun auch äußerlich das Gnadenwerk insofern zu vollenden als sie durch die Taufe aufgenommen wurden in die sichtbare Gemeine (Kirche) Christi. Als nun diese Heiden zu Christen geworden waren durch Petri Dienst, da wollten sie ihn auch einige Tage bei sich behalten, und ohne Zweifel willigt Petrus ein zu Nutz und Frommen der jungen Gemeine, die er wahrscheinlich gehörig organisierte und weiter ausbaute.

### Wandtafel.

Jes. 34, 28.	Dan. 7, 14.	Jos. 18, 14.	Amos 9, 11.	Micha 5, 1.	Jeph. 8, 17.	Jer. 3, 15.	Jes. 9, 6.	Pf. 24, 7.
<b>JESUS.</b>								
<p>Von diesem zeugen alle Propheten, dass durch seinen Namen Alle, die an ihn glauben, Ver- gebung der Sünden empfangen sollen.</p>								

**Nutzenwendungen.** 1. Schon kraft ihrer Gottebenbildlichkeit und Abstammung [1. Mos. 1, 26. 27., Apgt. 17, 26.] sind alle Menschen Brüder; allein die Sünde hat mächtige Scheidewände gezogen, doch auch diese hat Christus mit seinem Evangelium niedergebissen [Eph. 2, 11—14.], und in ihm reichen sich nun alle die Hand als Brüder [Offenb. 5, 9. f.]. Das legt denn auch jedem die Verpflichtung nahe, für seinen Nächsten das Beste zu thun.

2. Von der Kirche Christi ist Keiner ausgeschlossen, als wer sich durch Unglauben selbst ausschließt. Freilich kann man durch die Taufe äußerlich ein Glied sein, ohne in Lebensgemeinschaft mit Christo zu stehen; hiefür ist die Geistestaupe unerlässlich, und hierauf kommt es allerdings hauptsächlich an.

3. Auf Christi Verherrlichung zielt also auch hier wieder Alles ab. Ist seine Ehre auch in deinem Herzen die Hauptsache? Dann wirst du auch die Taufe, das äußere Zeichen der Zugehörigkeit zu ihm, in Ehren halten.

**Kindertafel.** Der Mittelpunkt der ganzen Lektion ist Jesus Christus. Ihn sollte der Lehrer den Kleinen besonders kräftig vor Augen zu malen verstehen. Wo immer eine Wandtafel vorhanden ist, sollte der Name Jesus in großer Schrift darauf geschrieben, und dann gezeigt werden, in wie vielerlei Beziehungen alles Heil, zeitlich und geistlich allein von ihm ausströmt, indem man nach Anleitung der Lektion einen kurzen Ueberblick über das Leben und die Wundertakte Jesu macht. Zeige wie die Propheten alle schon vor hundert Jahren auf ihn geweissagt haben. Zeige, wie der Glaube an seinen Namen auch bei den Heiden so Großes bewirkt hat.

**Illustrationen.** Christus über Alles. B. 36. Ein Klein-der hatte seinen Sitz bei einer Brücke in London aufgestellt,



wo sehr viele Leute vorübergingen. Er las laut aus einer Bibel vor, indem er mit seinen Fingern über die erhobte Schrift derselben hinführte. Auf solche Weise spendete der arme Blinde den Vorübergehenden das Brod des Lebens, während er von manchen derselben irdische Unterstützung erhielt. Eines Tages traf es sich, daß ein vorübergehender Herr ihn hörte, gerade als er die Stelle las: „Es ist in keinem andern Heil“ und nachdem er gelesen hatte bis zu den Worten, und ist kein anderer Name,—verlor er die Stelle. Er suchte mit den Fingern, er fühlte umher, fortwährend laut wiederholend „kein anderer Name,—kein anderer Name—kein—“ Viele der Zuhörer lächelten über die Verlegenheit des Blinden, während der erwähnte Herr nachdenkend seines Weges weiter ging. „Kein anderer Name“, so tönte es fortwährend in seinen Ohren und in seinem Herzen.

Er konnte auch den Gedanken nicht wieder los werden, bis er sich zuletzt völlig demjenigen hingeeben hatte, der da ist Christus, hochgelobt über Alles in Ewigkeit, nachdem er sich lange vergeblich bemüht hatte, sein Heil in einem andern Namen zu suchen.

**Vergebung der Sünden.** A. 43. Ein armer Süßfeinsulaner, nachdem er bereits die frohe Botschaft von einem gekreuzigten Christus gehört hatte, lag auf seinem Krankenbett und sah als wie in einem Gesicht einen großen steilen Berg. Vergeblich bemühte er sich, über denselben weg zu steigen. Plötzlich fiel ein Tropfen Blut auf den Berg herab, worauf derselbe augenblicklich verschwand. „Dieser Berg“ sagte der Sterbende nachher, „bedeutet den Berg meiner vielen Sünden, und der Blutstropfen, der darauf fiel, ist das theure Blut Christi, das alle meine Sünden ausgetilgt und vergeben hat.“

## Ausbreitung des Evangeliums.

### 11. Section für Sonntag den 10. December 1876. Abg. 11, 19–30.

Grundgedanke: Herrliche Glaubensfrüchte der Kirche in der Welt. Haupttext: Marc. 16, 20.

**Zusammenhang der Geschichte.** Unsere Section knüpft an Cap. 8, 4 an, steht deßhalb jedoch der Zeit nach nicht mit jener Verfolgung in engem Zusammenhang, fällt vielmehr mindestens drei bis vier Jahre nach dem Tode des Stephanus und etwas später als die Bekehrung des Cornelius. Zwar mögen Bekehrungen vorgekommen und eine Gemeinde, ihren Anfängen nach, gebildet worden sein gleichzeitig mit der schon beschriebenen Wirksamkeit des Petrus, aber die Absendung des Barnabas nach Antiochien, das ist klar, kann erst geschehen sein nachdem man in Jerusalem schon mit der Heidenbekehrung vertraut war (vgl. B. 1–18, wonach man vor der Bekehrung des Cornelius gewiß nicht so freudige Schritte gethan haben würde in Bezug auf die Heidenbekehrung in Antiochien).

**I. Eine segensreiche Missionsthätigkeit.** B. 19–20. 1. Die Veranlassung war die wider Stephanum sich erhebene Verfolgung, aus Furcht vor welcher die Christengemeinde zu Jerusalem zerprengt wurde und einzelne Jünger die verschiedenen Länder umherwanderten, wobei sie nicht veräumten das Wort vom Kreuz zu verkündigen.

2. Das Feld waren Striche von Palästina nach Phönizien zu, dieses selbst—ein schmaler Küstenstrich, der sich vom Carmel aus etwa 30 geographische Meilen nordwärts erstreckt—die große südlich von Cilicien gelegene Insel Cypern und die Hauptstadt ganz Syriens, das volkreiche Antiochien. Diese Stadt lag 8 Stunden vom Meere entfernt, war gegründet worden von Antiochus als eine der vielen hellenistischen Colonien, die infolge der macedonischen Eroberung entstanden; es waren demgemäß auch griechische Sprache und Bildung in ihr vorherrschend.

3. Die Arbeiter waren theils, wie aus B. 19 erhellt, in Palästina geborene und erzogene Juden, die sich denn auch mit ihrer Predigt nur zu ihren jüdischen Volksgenossen wendeten, theils waren es Hellenisten, d. h. griechisch redende und gebildete Juden, da sie als aus Cypern und der afrikanischen Landschaft Cyrene gebürtig angegeben werden, diese waren es denn auch, welche in Antiochien das Evangelium zu heidnischen Griechen verkündigten, wozu sie vermöge ihrer griechischen Bildung besonders geeignet und befähigt waren.

4. Der Erfolg ihrer Arbeit war ein herrlicher: eine große Zahl bekehrte sich zum Herrn, nemlich in Antiochien, denn auf die Wirksamkeit der griechisch-jüdischen Missionare in dieser Stadt bezieht sich zweifelsohne diese Angabe, obwohl auch die Arbeit der Uebrigen nicht wird vergeblich gewesen sein. Ihr großer Erfolg beruhte auf der kräftigen Mitwirkung Gottes, der seine Boten mit seiner Geisteskraft ausrustete und zur Erfüllung ihrer hohen Mission tüchtig machte.

**Praktische Lehren.** 1. Der Allmächtige weiß den Rath seiner Feinde zu nichte zu machen und ihre bösen Anschläge sogar zum Guten zu wenden. Ausrotteten wollten sie in ihrer Verfolgungswuth die verhaßte Secte der Nazarener, und doch bereiteten sie durch ihre Zerstörungswuth die schnellere Ausdehnung des Reiches Jesu vor. Im Reiche Christi gehts ohne Kreuz nicht ab, das Kreuz ist dessen Signatur; aber wie der

einzelne Gläubige unter demselben erstarbt und der Vollendung entgegenreift, so fördert derselbe nicht nur das innere sondern auch das äußere Wachsthum der Kirche im Großen. Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. 2. Gott mit ihnen ist die Hauptsache bei aller Missionsarbeit. Diese Männer waren einfache Christen, keine Apostel, keine kirchlich autorisirte Prediger, und doch wirkten sie sehr erfolgreich, weil der Herr mit seinem Geiste sie gesalbt hatte, Also, willst du Erfolg deiner Arbeit sehen, so muß die Hand des Herrn mit dir sein—sie allein kann die Seelen sammeln u. auf den Weg des Lebens führen. Verlasse dich nicht auf deine natürliche Gaben, auf deine Tüchtigkeit, sondern allein auf Gott.

**II. Die Auserbauung der Gemeinde zu Antiochien.** B. 22–26. 1. Die Sendung des Barnabas. Die Gemeinde in Jerusalem hörte bald vom herrlichen Gnadenwerk in Antiochien und wollte zur Befestigung desselben das Ihre beizutragen nicht unterlassen. Das beweist, daß sich ihr Gesichtskreis bereits erweitert hatte und sie sich nun über die Einverleibung der Heiden in die Kirche Christi freuen konnten. Ganz zweckentsprechend senden sie der aus Heiden gesammelten Christengemeinde zu Antiochien keinen Apostel, sondern den griechisch gebildeten Barnabas, der mit seiner natürlichen Gabe ermunternder Zusprache (Kap. 4, 36.) und seiner Herzensglüte (B. 34.) einen lebendigen Glauben verband, vor allem aber voll heil. Geistes war. Er freute sich hoch über die herrliche Gnade Gottes und wirkte nach zwei Seiten hin: einerseits stärkte er die Gläubigen durch die Ermahnung, daß sie mit festem Herzensvorsatz beim Herrn ausharren sollten, und gab ihnen Unterricht und Anweisungen im Christenthum; andererseits schenkte er auch den Unbetheilten seine Aufmerksamkeit, so daß durch seine Bemühungen die Zahl der Anbeter sich ansehnlich vermehrte. Antiochien wurde nun die Muttergemeinde der Heidenchristenheit, daß beide Gemeinden sich so die Hände reichen und in Christo eins fühlen, zeigt uns die Einheit der Kirche im hellsten Lichte.

2. Die gemeinsame Wirksamkeit des Barnabas und Saulus. Da Barnabas mit Saulus genau bekannt war und wohl auch um seinen Ruf unter den Heiden mußte (vgl. 9, 27.), so erkannte er bald, daß Antiochien der rechte Wirkungskreis sei für den so reichbegabten und zu so hohen Dingen berufenen Mann. Saulus hatte sich seit seinem Weggang von Jerusalem in Tarbus und Umgegend aufgehalten, und dort suchte und fand ihn Barnabas. Er war auch bald bereit, mit nach Antiochien zu gehen. Die gnostische Thätigkeit, die schon Barnabas geübt, nemlich unter Bekehrten und Unbetheilten, wiederholte sich nun auch bei ihrem gemeinschaftlichen Zusammenwirken während des Zeitraums von einem Jahre. Aber ihr Wirken innerhalb der Gemeinde scheint ein tieferes geworden zu sein, wie auch ein mehr systematisch geordnetes, so daß die Gemeinde immer mehr befestigt wurde in der Lehre des Evangeliums und eine vom Judenthum, wie vom Heidenthume abweichende entschieden neutestamentliche,

Christliche Gestalt gewann. Diese innere Vertiefung und Vervollkommenheit hatte zur Rehrseite die äußere Vermehrung und Ausbreitung, so daß das Christenthum in Antiochien eine hervorragende Stellung einnahm. Dieser Thatsache ist es denn auch zu verdanken, daß hier zuerst die Jünger Jesu Christen genannt wurden, nicht von den Juden, denn diesen war der Name Christus gleichbedeutend mit Messias und sie würden also nicht auf solche Weise die verachteten Nazarener, die sie nur mit Schimpfnamen belegten, beehrt haben, sondern von den Heiden. Diese hielten Christus nemlich für einen Eigennamen, und da seine Nachfolger in Antiochien einen so ausgesprochenen Charakter an sich trugen, von Juden und Heiden sich unterschieden und bereits eine so achtungsgebietende Stellung einnahmen, so benannten sie dieselben mit dem Namen ihres Herrn und Meisters. Also kein Schimpfname war derselbe, sondern eher ein Ehrenname; ein Christ zu sein ist heute noch die höchste Ehre, wenn man nemlich als solcher mit dem Leben und den Principien Christi durchdrungen, und folglich ein wahres Kind Gottes ist.

**III. Die geweissagte Theuerung und der Dienst der Liebe.** B. 27—30. 1. Weissagen gehört nicht nothwendig zum Begriff des Prophetenthums. Die Propheten hatten es zunächst mit der Gegenwart zu thun, und ihre Rede bestand in Ermahnung, Drohung und Lehre. Doch auf dem Grunde der Gegenwart zeigte sich ihrem schauenden Blicke oft auch die Zukunft. So hier dem Agabus (vgl. Cap. 21, 10. 11.). Er weissagte eine ziemlich ausgedehnte, doch nicht ganz allgemeine („über den ganzen Erbkreis“ ist demnach als prophetisch-rednerischer Ausdruck zu fassen) Theuerung, die hin und wieder zur förmlichen Hungersnoth sich steigerte. Sie trat etwa zwei Jahre später wirklich ein, nemlich unter dem Kaiser Claudius im Jahre 44, dem letzten Jahre der Herrschaft des Königs Herodes Agrippa.

2. Sobald die Theuerung begonnen, waren die gläubigen Antiochier auch sofort bereit, zur Linderung derselben das Ihre beizutragen. Sie waren Christen, nicht bloß mit dem Munde, sondern in der That, und mit dem Apostel Jakobus durchaus einverstanden (Jak. 2, 14—17.). Es war auch der Pulschlag wahrer Dankbarkeit, der sich hier äußerte, indem sie ja zuerst geistliche Wohlthaten von den Christen Judäas empfangen hatten. Barnabas und Saulus waren die von ihnen abgesandten Uebermittler ihrer Miththatigkeit.

**Praktische Lehrfragen.** 1. Welche Pflicht wird uns in dieser Lektion als echt christlich beispielsweise vor die Augen gehalten? 2. Was für Leute nur können gute Arbeit für Jesus thun? 3. Worin sonderlich zeigt sich die allgemeine Königsherrschaft Christi? (Vgl. Ps. 2, 6—9; 1. Cor. 15, 25; Phil. 2, 9—11.)

**Kleinkinderklasse.** Hauptpunkte in dieser Lektion für die Kleinen sind folgende: 1) Zu zeigen was Barnabas zu Antiochien sah: die Gnade Gottes. Zeige dies durch die Sinntafel, was diese Leute früher waren: blinde Heiden, Götzknechte und was sie durch das Evangelium wurden: eifrige Christen und Nachfolger Jesu. Mache die Kleinen überhaupt aufmerksam auf den großen Unterschied der beiden Zustände im Heidenthum oder Christenthum, sowohl im Herzen als auch im Leben. 2) Zeige nach Anleitung von Vers 24, was Barnabas für ein Mann war, und was es heißt a) fromm, b) voll heil, Geistes und c) voll Glaubens zu sein. 3) Etwas von theurer Zeit und wie sich Christen dabei gegen die Armen benahmen.

**Illustrationen.** B. 23. Sage die Gnade Gottes. Das Merkmal eines Christen ist nicht, wie die Auszeichnungen der Weltkinder, die sie an ihren Kleidern zur Schau tragen, um dadurch ihre Verdienste oder Aemter und Würden zu zeigen. Ihr Merkmal besteht weder in einem Bischofsstab, noch in einem Kreuzfige, noch Haarkranz oder Kopfschmuck; sondern der Herr Jesus sagt einfach: Daran wird Jeder mann erkennen, ob ihr meine rechten Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.—Goldkörner.

B. 26. Christen. Ein Befehlter in Indien, den man aufforderte, den christlichen Glauben aufzugeben, sagte entschieden: „Ich liebe Christum, weil er mich zuerst geliebet hat, und will ihm auch treu bleiben. Selbst wenn ich wüßte, daß der Himmel voll und für mich kein Plätzchen mehr wäre, würde ich ihn doch lieben und für ihn leben.“ Man suchte ihn durch Argumente zu gewinnen; er aber sagte: „Obgleich ihr mir an Argumenten überlegen seid, so besitze ich eine lebendige Erfahrung, die mir nicht erschüttert werden kann.“ Selbst das Weinen der Angehörigen, von welchem er sagte, es breche ihm beinahe das Herz, vermochte ihn aber nicht wankend zu machen.

Wandtafel.

Sie aber gingen aus

Und Predigten

Wo?  
Was?  
Durch wen?  
Mit welchem Erfolg?

## Des Petrus Befreiung.

12. Lektion für Sonntag den 17. December 1876. Apstg. 12, 1—17.

Grundgedanke: Errettung der Kirche von den Nachstellungen der Welt. Haupttext: Ps. 34, 7.

**Zeit und Ort.** Die Geschichte trug sich zu in Jerusalem, und zwar um dieselbe Zeit als Barnabas und Saulus daselbst sich aufhielten zur Ueberbringung ihrer Gaben von Antiochien. Es war kurz nach Ostern—nur eilf Tage—des Jahres 44 n. Chr., da Herodes Agrippa bald nachher starb.

**I. Des Herodes Verfolgung.** B. 1—6. 1. Dieser war der Herodes Agrippa, Sohn des Aristobulus und der Bernice, Enkel Herodes des Großen und Nefle des Herodes Antipas, welcher [nemlich Herodes Antipas] in Luc. 23, 7. ff. figurirt. Er war meist am Hofe des Kaisers Tiberias in Rom erzogen, daher in alle Geheimnisse des Hoflebens eingeweiht und den Kuzus und der Verschwendung in einem furchtbaren Grade ergeben. Obwohl er eine Vorliebe für heidnische Gebräuche eingenommen hatte und in die Gunst der Kaiser sich einzuschmeicheln suchte, so daß er nach und nach das ganze Ländergebiet erhielt, über welches einst sein Großvater geherrscht hatte, und sein Einkommen auf jährlich über zwei Millionen Dollars stieg [die aber für seine Verschwendungssucht noch nicht hinreichten]; so war er doch auch klug genug, sich in gutes Einvernehmen mit dem jüdischen Volke zu setzen durch Er-

leichterung ihrer Abgaben und auf andere Weise. Auf Erhöhung seiner Popularität bei den Juden waren auch die hier berichteten Anschläge gegen die Jünger Jesu berechnet. Und seine Bemühungen hatten den gewünschten Erfolg—förmlich vergöttert wurde er von den Juden, ja bald nach dem Ereigniß unserer Lektion [s. B. 18—23] riefen sie laut in seine Ohren, seine Stimme sei nicht eines Menschen, sondern Gottes Stimme, ohne daß er ihrer Lobhudelei, ihrer Gotteslästerung gewehrt hätte, so sehr hatte sich sein Hochmuth bereits verfliegen. Aber der Fall folgte sogleich—von Gott geschlagen, war er in kurzer Zeit eine Leiche [B. 23]. So geht es dem, der sich über Gott erhebt, der hochmüthigen Sinnes nicht nach Gott fragt, der nur um der Menschen Gunst buhlt und sich nicht sein demüthig hält zu Jesu Füßen.

2. Die Verfolgung nahm keine große Ausdehnung an; Einzelne von der Gemeinde wurden mißhandelt und nur Jakobus, des Johannes Bruder, getödtet. Da dieser Jakob einer der drei vertrautesten Jünger des Herrn war [s. Matth. 17, 1; 26, 37.] und dazu einer der zwölf Apostel, so mochten wir Näheres von dem Hergang seines Todes erfahren, zumal



Lucas den Tod des Stephanus so ausführlich beschrieben hat; allein aus irgend einer Ursache wird uns nicht mehr mitgeteilt, und wir müssen uns mit der einfachen Tatsache zufriedengeben, daß er als felsenfester Glaubensmann den Tod durchs Schwert erlitten hat zur Verherrlichung seines Heilandes.

Um den Juden zu Gefallen zu leben, ließ Herodes auch den Petrus einfangen und ins Gefängniß werfen, wo er ständig von vier mal vier Soldaten [vier Viertheilen], die sich je zu bestimmter Stunde regelmäßig ablösten, so daß auf einmal immer nur vier die Wache hielten, bewacht wurde. Da gerade die Zeit der ungesäuerten Brode das Osterfest gefeiert wurde, es aber gegen die Regel der Juden verstieß, während des Festes Gericht zu halten und ein Urtheil zu fällen, so sollte Petrus sofort nach Beendigung desselben gerichtlich vorgeladen werden, was dem Vorhaben des Herodes gemäß, dessen Eitelkeit prunkartige Aufzüge und Schaustellung sehr zusagten, in schauspielmäßiger, effecthascher Weise geschehen sollte. Petrus wurde aufs vorichtigste in Verwahrung gehalten. Noch in der letzten Nacht hatte er der Ruhe zu pflegen in der Mitte zwischen zwei Soldaten, je an einen derselben mit einer Kette gefesselt, während die beiden andern Soldaten Schildwache standen vor der Thüre der Gefängnißzelle, so daß nach menschlichem Ermessen allerdings keine Aussicht auf Entkommen übrig blieb.

**II. Des Petrus wunderbare Errettung.** B. 7–17. 1. Die betende Gemeinde. Nach B. 5 stieg vom ersten Tage seiner Gefangennahme unausgesetztes Gebet für Petrus zu Gott empor. Die Gemeinde erkannte wohl, was sie in Petrus verlieren würde; hätte sich auch für ein gewöhnliches Gemeindeglied das Mitgefühl der Uebrigen auf ähnliche Weise geäußert, so lag bei Petrus das Gebeihen des Wertes Gottes selbst noch im Spiel. Petrus war die Hauptstütze der Gemeinde und die Vorwärtsbewegung derselben nach Außen hing in hohem Grade von ihm ab; sie konnten ihn daher noch nicht entbehren und glaubten gewiß sein zu dürfen, daß das Haupt der Kirche noch ein großes Werk für ihn zu thun habe — deshalb ihr ernstes anhaltendes Gebet [B. 12]. Sie waren der Erhöhung gewiß, und die Erhöhung kam.

2. Die Befreiung des Petrus geschah in Uebereinstimmung mit den Bitten der Gemeinde durch einen Engel des Herrn, der in hellglänzender Gestalt ins Gefängnißgemach des Petrus eintrat, die Augen der Soldaten hielt, daß sie den Lichtstrahl nicht sahen, ihre Ohren, so daß sie das Geräusch der Ketten, die von Petrus sich ablösten, nicht hörten. Der Engel klopfte ihn an die Seite, heißt ihn schnell aufstehen und seine Sandalen [bloße unter die Füße gebundene Sohlen anstatt unserer Schuhe] anschnallen, seinen Mantel um sich werfen und ihm nachfolgen. Petrus beilegte sich den Befehl zu vollziehen, die rettende Erscheinung des Engels aber war ihm so unerwartet, hatte so ganz aus dem Bereiche seiner Vermuthung gelegen, zumal es schon die letzte Nacht war vor seiner gerichtlichen Vorladung, daß er in traumartiger Unklarheit nur ein Gesicht zu sehen vermeinte. In dieser Meinung scheint er sogar mit dem Engel durch die erste und zweite Wache, sowie durch die eiserne Thür gegangen zu sein, ohne daß ihn die Thatsache, daß die Thür von selbst sich aufthat, auf den rechten Gedanken gebracht hätte. Erst als der Engel von ihm schied und er allein auf der Straße stand unter freiem Himmel, erkannte er die wunderbare Befreiung in ihrer ganzen Tragweite und mußte, daß hier die hohe Hand des Herrn selbst im Spiele gewesen sei.

**Anmerkung.** Die erste und zweite Wache waren verschiedene aus mehreren Männern bestehende und zur allgemeinen Bewachung des Gefängnisses aufgestellte Schildwachen. Die eiserne Thür war das Hauptthor des Gefängnisses, durch welches man unmittelbar in die Stadt eintrat, womit jedoch nicht gesagt ist, daß dasselbe außerhalb der Stadt lag.

3. Die Freude über seine Errettung war groß. Im Hause der Mutter des Evangelisten Marcus, Verfasser des zweiten Evangeliums, waren Viele der Gemeinde beisammen im Gebet; diese letzte Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen—ununterbrochen schrien sie zum Herrn um Petri Rettung. Bei seinem Aufklopfen an die Thür erscheint Abhobe, eine Magd, die jedoch vor lauter Freude die Thür nicht öffnet und erst die unerwartete Kunde frohlockend den Andern mittheilt. Nach B. 15 müssen die Betenden die Befreiung Petri

nicht auf diese Weise erwartet haben, denn sonst könnte sein Erscheinen kein solches Befremden bei ihnen hervorgerufen haben. Vielleicht dachten sie, göttliche Einwirkung würde eine Ummüthung bei Herodes und den Richtern zur Folge haben [vgl. Cap. 5, 17. ff.], sind sie doch so überrascht, daß sie eher an eine Erscheinung seines [Schutz] engels glauben, als daß die Magd sollte recht gehört haben; und als sie ihn selbst sahen verwunderten, entsetzten sie sich noch.

Freilich, sie waren außer sich vor Freude, und wahrscheinlich hätten sie nun gern Jubellieder gesungen, wären dem Petrus um den Hals gefallen und hätten sich ihren Gefühlen überlassen. Allein Petrus befiehlt ihnen Ruhe und Schweigen, erzählt ihnen einfach den Hergang der Sache mit der Weisung, es den Brüdern [den übrigen] und Jakobus [Bruder des Herrn, auch der Gerechtigkeit genannt und von hohem Ansehen in der Gemeinde, Gal. 2, 9; Apg. 15, 13. ff.] mitzutheilen; sodann entfernt er sich aus der Stadt und geht an einen anderen Ort, wohin, wissen wir nicht. Kraft seiner wunderbaren Rettung hielt er es um so mehr für seine Pflicht, sich vor den Nachstellungen seiner Feinde zu schützen durch einen sonstigen Aufenthalt.

### Wandtafel.



**Ruhandwendungen.** 1. Wir sehen hier in lichter Klarheit die Macht des Gebets. Wie in den 4, 31. und 16, 25. 26. angeführten Fällen, so bewegte sich auch hier aufs Gebet der Gläubigen hin nicht das Gefängniß, sondern der Himmel selbst, unter dessen Gewalt sogar das Gefängniß stand. [Vgl. auch Jac. 5, 16–18.] Das gläubige Gebet findet Erhöhung und bewirkt Wunder, wenn es zu unserem Besten geschehen kann in Uebereinstimmung mit Gottes Willen.

2. Wie find doch die größten Gewalthaber so nichtig der göttlichen Allmacht gegenüber! Gottes Kinder können in gar keine Lage kommen, daß Gott ihnen nicht helfen, sie nicht herausreißen könnte. Hat er oft mächtige Fluthen der Verfolgung über seine Kirche zur Zeit nicht aufgehalten, so hatte er dabei seine weisen, aufs Wohl der Kirche abzielenden Absichten; in seiner Hand sind wir ganz sicher geborgen [Eph. 3, 20. 21.].

3. Die hohe Stellung der Christen leuchtet auch hier wieder aus der Dienerschaft der Engel hervor [Ps. 34, 7; Matth. 4, 6. 11.; Hebr. 1, 13. 14.]. Welche Aufmunterung zur Standhaftigkeit!

**Kleinkinderklasse.** Die diesmalige Section ist eine sehr wichtige und kann für Schüler der Kleinkinderklasse leicht interessant gemacht werden. Wiederhole ganz einfach die Gefangennahme und Freiwerdung Petri aus dem Gefängniß. Schildere das Grauenhafte eines Gefängnisses, sodann die Unmöglichkeit, von selbst heraus zu kommen; Hände und Füße in Ketten, auf beiden Seiten Soldaten, alle Thüren fest verschlossen. Aber Gott kann auch aus der größten Noth erretten. Beispiele: Joseph, Daniel, die drei Männer im Feuer, u. s. w. Der Engel des Herrn lagert sich u. s. w. Gott hört Gebet. Der Vater in Maria's Haus u. s. w.

**Fragen.** Fünf Herodes' erwähnt die Schrift; welcher von denselben war der Herodes in unserer Section? Warum tödtete er Jakobus und setzte Petrus in's Gefängniß? Um

welche Festzeit geschah solches? Warum tödtete er Petrum nicht auch sogleich? Was ist unter der ersten und andern Hut zu verstehen? Was verstanden die Jünger in Maria's Haus unter dem Ausdruck, Petri Engel?

**Illustrationen.** 1) Zu Vers 7 und Ps. 34, 7. Die Geschichte erzählt von einem jugendlichen Märtyrer, dem seine Reuiger ganz besondere Qualen anthaten, womit sie ihn zum Abfall von Christo nöthigen wollten. Nachdem sie ihn aufs Entsetzlichste gequält hatten und sich über seine Beharrlichkeit nicht genug verwundern konnten, gaben sie ihn auch endlich frei. Man fragte ihn, durch welche unsichtbare Macht er alle die Torturen auszuhalten im Stande gewesen sei, daß er auch nicht einen einzigen Schrei des Schmerzes ausgestoßen habe. „Meine Qual und mein Schmerz,“ sagte er, „war allerdings sehr groß; aber während dieselben am heftigsten waren, stand

mir ein Engel zur Seite und deutete, mir freundlich zulächelnd, mit seinem Finger nach oben.“

2) Zu Vers 8, 9 und 11. Göttliche Bewahrung und Gebetserhörung. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges kamen die Russen und Kosaken auch in ein Dorf der Neumark. Jedermann ergriff die Flucht vor ihnen und die Häuser blieben leer stehen. In dieser Verwirrung wurde ein armes blindes Mädchen von den Seinigen zurück gelassen. In großer Angst fiel dasselbe auf die Kniee und bat Gott um seine Bewahrung. Die Feinde kamen, durchsuchten die Häuser, plünderten und zerstörten was sie konnten. In das Haus des blinden Mädchens aber kam Niemand. Nachher fand man das Haus sammt dem Kind zur großen Verwunderung, unbeschädigt. Sie erkannten daraus den Schutz Gottes, der sich hier so augenscheinlich geoffenbart hatte.

## Allgemeine Uebersicht.---Viertes Quartal.

Section.	Thema.	Grundgedanke.	Haupttext.	Zur Lehre.	Fragen.
I. Apslg. 7, 1—19.	Des Stephanus Vertheidigung. A.	Gott geoffenbart in der Geschichte Israels.	Röm. 9, 5.	Die unwandeltbare Treue Gottes.	Welche Anklagen wurden gegen Stephanus erhoben? Womit vertheidigte er sich? Weshalb erzählte er die Geschichte der Erzväter? Was war daraus zu lernen? Wie weit verfolgt die Section die Geschichte derselben?
II. Apslg. 7, 35—50.	Des Stephanus Vertheidigung. B.	Die Thaten Gottes und die Widerspenstigkeit Israels.	Hebr. 10, 9.	Abfall von Gott führt zum Söldendienst hin.	Wer war der Heerführer Israels? Welche Wunder verrichtete Moses um seines Volkes willen? Welche zwei Propheten werden hier mit einander verglichen? Womit verurtheilte sich das Volk wider Gott? Was that Gott für sein Volk, trotz ihres Abfalls?
III. Apslg. 7, 51—60.	Des Stephanus Märtyrertod.	Christus verherrlicht in des Märtyrers Tod.	Phil. 1, 20.	Mit der Liebe Christi im Herzen läßt es sich auch gut für ihn leiden und sterben.	Mit welcher Anklage tritt nun Stephanus gegen die Juden auf? Welche Wirkung hatte es auf ihre Herzen? Wie verriethen sie ihre Wuth gegen ihn? Welches Zeugniß gibt die Schrift dem Stephanus? Worin wurde Stephanus in seinem Tode Christo gleich?
IV. Apslg. 8, 9—25.	Simon, der Zauberer.	Im Bunde der Ungerechtigkeit.	Apslg. 8, 21.	Gottes Gabe wird nicht mit Geld erkauft.	Was für ein besonderer Charakter befand sich unter der Predigt Philippi? Welche Wirkung hatte dessen Predigt auf denselben? Welche Wirkung derselben gab sich im Volk selbst kund? Welche Anerbietung machte Simon den Aposteln? Welchen Bescheid gab Petrus demselben?
V. Apslg. 8, 26—40.	Philippus und der Kämmerer.	Gegenwärtiges Heil durch den Glauben an Christum.	Marc. 16, 16.	Wer ernstlich nach Heil sucht, der wird es auch finden.	Wohin beschied der Geist Gottes den Philippus? Warum? Wen traf er auf dem Wege? Womit war der Kämmerer beschäftigt? Welchen Unterricht erhielt er von Philippus? Welche herrlichen Folgen hatte es für den Kämmerer?
VI. Apslg. 9, 1—18.	Des Saulus Bekehrung.	Eine neue Creatur in Christo Jesu.	Heb. 9, 26.	Auch der vornehmste Sünder kann noch gerettet werden.	Was wird von Saulus vor seiner Bekehrung gesagt? Wie wurde er errettet? Womit legte er seine Reue und Aufrichtigkeit an den Tag? Welches besondere Kennzeichen gibt die Section von seiner Bekehrung an? Wozu war er vom Herrn erkoren?
VII. Apslg. 9, 19—30.	Des Saulus erste Wirksamkeit.	Für den Neubekehrten neue Arbeit.	Gal. 1, 23.	Ein neues Herz, eine neue Lebensrichtung.	Was war die erste Arbeit Pauli nach seiner Taufe? Was war der Gegenstand seiner Predigt? Weshalb verwunderten sich seine Zuhörer über ihn? Welche Wirkung hatte seine Predigt auf Juden und Griechen? Wie wurde er aus ihren Händen errettet?
VIII. Apslg. 9, 31—43.	Labea ins Leben zurück gerufen.	Neue Beweise von der Kraft des Evangeliums.	Ps. 112, 6.	Das Gedächtniß der Gerechten bleibt im Segen.	Welches Wunderwort verrichtete Petrus zu Lydda? Welches Jüngerin wohnte zu Joppe? Was wird besonders von derselben gerühmt? Was lehrt uns ihr Beispiel? Welches große Wunder geschah an ihr?
IX. Apslg. 10, 1—20.	Des Petrus Schaulgesicht.	Das Walten der göttlichen Gnade.	Apslg. 10, 34.	Das Heil Gottes ist allen Menschen zugänglich.	Von welchem Manne zu Cäsarien redet die Section? Welches Zeugniß gibt ihm die heil. Schrift? Was sollte noch weiter an ihm geschehen? Von welchem Irrthum war Petrus noch befangen? Wie wurde er davon erlöst? Was waren die Folgen?
X. Apslg. 10, 34—43.	Die Heiden aufgenommen.	Das Evangelium für die ganze Welt.	Jes. 60, 3.	Gott erfüllt seine Verheißungen und gibt Allen, die danach verlangen, den heiligen Geist.	Welche Lehre hatte Petrus nun gelernt? Auf welche Bedingung werden wir angenehm vor Gott? Was war das Thema von der Predigt Petri in Cornelii Haus? Was erzählt er vom Leben Christi? Was war der Erfolg seiner Predigt?



Section.	Thema.	Grundgedanke.	Haupttext.	Zur Lehre.	Fragen.
XI. Apsig. 11, 19—30.	Ausbreitung des Evangeliums.	Herrliche Glaubensfrüchte der Kirche in der Welt.	Marc. 16, 20.	Wo Gottes Wort Eingang findet, da hat dasselbe seine heilsame Wirkung auch nach außen.	Wo kamen gewisse Jünger nach der Verfolgung Stephant hin? Warum predigten sie nur den Juden? Wer predigte das Evangelium von Christo? Wo geschah solches? Was war der Erfolg dieser Predigt? Wer ging hinab, das Werk zu sehen? Was empfand er dabei?
XII. Apsig. 12, 1—17.	Des Petrus Befreiung.	Errettung der Kirche von den Nachstellungen der Welt.	Pf. 34, 7.	Ohne den Willen Gottes soll kein Haar von unfrem Haupt fallen.	Welche Grausamkeit verübte Herodes? Wen sperrte er ins Gefängniß? Auf welche Weise beschützte Gott seinen Knecht? Wer gedachte seiner im Gebet? Wo kam Petrus nach seiner Befreiung in jener Nacht hin?

## Sonntagschul - Weihnachtsgottesdienst für Sonntag den 24. December 1876.

(Zur üblichen Eröffnung der Schule mag ein auf die Geburt Christi bezüglicher Schriftabschnitt gelesen und ein passendes Weihnachtslied gesungen werden. Die in der nachfolgenden Uebung angeführten Bibelsprüche sollten von den betreffenden Schülern auswendig gelernt werden; geschieht dies jedoch nicht, so sollten sie mit Bibeln versehen sein, damit sie dieselben aufschlagen und lesen können.)

### Festübung.

Alle. Sei uns gegülft von Herzensgrunde,  
Du süße, freudenreiche Zeit!  
Du bringst uns neue, frohe Kunde  
Von ihm, dem Herrn der Herrlichkeit,  
Der nun zu unserm Trost erscheint  
Und liebend sich mit uns vereint.  
Wie die Propheten ihn verheißten,  
So kehrt er segnend bei uns ein,  
Uns allem Elend zu entreißen,  
Uns Meister, Heiland, Freund zu sein.  
Er kommt! Von seinem Licht erhellt,  
Wird neu das Leben, neu die Welt.

Supt. Was für ein Freudentag wird diese Zeit,  
Gefeiert in der Christenheit?

Schule. Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat; lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein. Pf. 118, 24.

Supt. Doch sagt mir auch, was dieser Tag,  
So Wichtiges bedeuten mag?

1. Klasse. Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißt Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst. Jes. 9, 6.

Supt. Und hat dies holde, traute Kind,  
Noch andre Namen? Sagt geschwind!

2. Klasse. Deß Name sollst du Jesus heißen; denn er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden. Matth. 1, 21.

Supt. So sah es denn wohl traurig aus  
In dieser Erde großem Haus,  
Oh daß der große Bürger kam  
Und unsre Sünden auf sich nahm?

3. Klasse. Denn siehe, Finsterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir gehet auf der Herr und seine Herrlichkeit erscheint über dir. Jes. 60, 2.

4. Klasse. Da aber die Zeit erfüllt ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe, und unter das Gesetz gethan, auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, daß wir die Kindenschaft empfangen. Gal. 4, 4, 5.

Supt. Wie sehnten sich die Alten schon,  
Nach ihm, dem ew'gen Gottessohn?

5. Klasse. Ach, daß die Hülfe aus Zion über Israel läme,

und der Herr sein gefangen Volk erlösete. So würde Jakob fröhlich sein und Israel sich freuen. Pf. 14, 7.

6. Klasse. Abraham, euer Vater, ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte; und er sahe ihn und freuete sich. Joh. 8, 56.

Supt. Und als der ew'ge Morgenstern  
Voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn  
In seinem Lichtglanz stieg herauf,—  
Wie nahmen ihn die Menschen auf?

7. Klasse. Und das Licht scheint in der Finsterniß und die Finsterniß haben es nicht begriffen. Joh. 1, 5.

8. Klasse. Es war in der Welt und die Welt ist durch dasselbe gemacht. Und die Welt kannte es nicht. B. 10.

Alle. Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf. B. 11. (Gesang aus Hosianna Nr. 111 oder aus Jubeltöne Seite 134.)

Supt. War Niemand mehr zu finden,  
Der ihn willkommen hieß,  
Als man dem Lebensfürsten,  
So kalt die Thüre wies?

9. Klasse. Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hirten, die hüteten des Nachts ihre Heerde. Lut. 2, 8.

10. Klasse. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. B. 9.

Supt. Und welche frohe Kunde,  
Ward ihnen dort zu Theil,  
Aus eines Engels Munde  
Vom ew'gen Gottesheil?

11. Klasse. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; B. 10. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids. B. 11.

Supt. Wie sang der Engel große Schar,  
Die alsobald versammelt war  
Und froh in strahlendem Verein  
Den Friedenskönig führte ein?

Alle. Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. Lut. 2, 14.

Supt. Nun bitte ich, zeigt mir auch an,  
Wie man Gott würdig ehren kann?

1. Klasse. Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüth. Matth. 22, 37.

- Supt. Von Herzen, Seele und Gemüth  
Zu lieben Gott, wie dies geschieht,  
Was fordert Gott, was muß man thun?  
Ihr Lieben, dieses sagt mir nun.
2. Klasse. Denn das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten. 1 Joh. 5, 3.
- Supt. Und wie kann's Frieden auf Erden,  
Unter den Menschen wohl werden?
3. Klasse. Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Matth. 22, 39.
- (Gesang Hosianna Nr. 151, oder Jubeltöne S. 112.)
4. Klasse. Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten unter einander: Laßt uns nun gehen gen Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kund gethan hat. B. 15.
- Supt. Und wer kam aus weiter Ferne  
Angelockt von einem Sterne,  
Gläubig, kindlich hinzutreten,  
Und den König anzubeten?
12. Klasse. Da Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Lande, zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen die Weisen vom Morgenlande gen Jerusalem und sprachen:
1. Klasse. Wo ist der neugeborne König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande und sind gekommen, ihn anzubeten. Matth. 2, 1. 2.
2. Klasse. Als sie nun den König gehöret hatten, zogen sie hin. Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen hin, bis daß er kam und stand oben über, da das Kindlein war. B. 9.
- Supt. Und haben wohl die Weisen,  
Als sie dort kamen an,  
Gefühlt den Herrn zu preisen  
Für was sie nunmehr sah'n?
3. Klasse. Da sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut. Und gingen in das Haus, und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter und fielen nieder, und beteten es an, und thaten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. B. 10. 11.
- Supt. Was sagte dort im Tempel,  
Der fromme Simeon?

4. Klasse. Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast.

5. Klasse. Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast, vor allen Völkern.

6. Klasse. Ein Licht, zu erleuchten die Heiden, und zum Preis deines Volkes Israel. Luk. 2, 29-32.

Supt. Jetzt noch:—Was war die Mission  
Des großen Gottes ein'ger Sohn?  
Weshwegen er auf Erden kam,  
Und unsere Menschheit an sich nahm?

7. Klasse. Denn das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin. 1 Tim. 1, 16.

Supt. Und können Alle nehmen Theil  
An diesem unschätzbaren Heil?

8. Klasse. Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Joh. 3, 16.

Supt. Und dieser heil'ge Gottessohn,  
Der zu uns kam vom Himmelsthron,  
Macht uns von aller Sünde frei,  
Und steht uns alle Tage bei.

9. Klasse. So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei. Joh. 8, 36.

10. Klasse. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Matth. 28, 20.

Supt. Wir danken dir, o lieber Heiland, daß du zu uns herab gekommen bist, um uns von aller Sünde zu befreien, uns durch deinen Geist zu leiten und uns selig zu machen. Hilf uns doch, daß wir dir mögen allezeit recht dankbar und gehorsam sein. Gib uns Gnade, dich über Alles zu lieben. Hilf uns, im Geiste an deiner Krippe zu stehen und dir zu lob-singen. Hilf uns, dir unsere Herzen, unser Leben, uns ganz dir zu geben. Amen.

Alle. (Betet das Gebet des Herrn miteinander.)  
(Beliebiger Schlußgesang.)

## Internationale Sonntagschul-Sectionen für das Jahr 1877.

### Erstes Quartal.

Datum.	Nr.	Thema.	Text.	Haupttext.
7. Januar.	1.	Das Königreich getheilt.	1. Kön. 12, 12—20.	1. Kön. 12, 8.
14. "	2.	Die Sünde Jerobeams.	" " 12, 25—33.	1. Kön. 14, 16.
21. "	3.	Amri und Abab.	" " 16, 23—34.	2. Tim. 3, 13.
28. "	4.	Elias der Thiesbiter.	" " 17, 1—16.	Job 5, 20.
4. Februar.	5.	Elias und Abab.	" " 18, 5—18.	Jos. 7, 25.
11. "	6.	Elias und die Propheten Baals.	" " 18, 19—29.	1. Kön. 18, 21.
18. "	7.	Elias und sein Opfer.	" " 18, 36—46.	1. Kön. 18, 24.
25. "	8.	Elias auf Horeb.	" " 19, 8—18.	Job. 23, 6.
4. März.	9.	Die Geschichte Naboths.	" " 21, 4—14.	1. Kön. 21, 20.
11. "	10.	Elia Himmelfahrt.	2. Kön. 2, 1—12.	1. Mos. 5, 24.
18. "	11.	Der Geist Elias.	" " 2, 13—25.	2. Kön. 2, 15.
25. "	12.	Uebersicht.	Psalm 75, 7.	

### Zweites Quartal.

1. April.	1.	Elias Wunderwerk.	2. Kön. 4, 1—7.	2. Cor. 9, 7.
8. "	2.	Der Sohn der Sunamitin.	" " 4, 25—37.	Matth. 15, 28.
15. "	3.	Raeman, der Aussätzige.	" " 5, 1—14.	Psalm 51, 7.
22. "	4.	Gehazi, der Aussätzige.	" " 5, 20—27.	Epr. 15, 27.
29. "	5.	Elija zu Dothan.	" " 6, 8—18.	2. Kön. 6, 16.
6. Mai.	6.	Die Hungersnoth zu Samarien.	" " 7, 12—20.	Luc. 18, 27.
13. "	7.	Der König Jehu.	" " 10, 2—31.	2. Kön. 10, 31.
20. "	8.	Jona in Ninive.	Jon. 3, 1—10.	Matth. 12, 41.
27. "	9.	Elias Lob.	2. Kön. 13, 14—21.	Hebr. 11, 4.
3. Juni.	10.	Das Klagekloß Amos.	Amos 5, 1—15.	1. Chron. 28, 9.



Datum.	Nr.	Thema.	Text.	Haupttext.
10. Juni.	11.	Gnade für Bußfertige.	Hosea 14, 1—9.	Hos. 13, 9.
17. "	12.	Israels Gefangenchaft.	2. Kön. 17, 6—18.	2. Kön. 28, 2.
24. "	13.	Uebersicht.	Nahum 1, 1—14.	Nah. 1, 3.
<b>Drittes Quartal.</b>				
1. Juli.	1.	Paulus in Cypern.	Apg. 13, 1—13.	Apg. 13, 12.
8. "	2.	Paulus in Antiochien.	" 13, 26—41.	Apg. 13, 32.
15. "	3.	Paulus wendet sich an die Seiden.	" 13, 42—52.	Matth. 12, 21.
22. "	4.	Paulus zu Lystra.	" 14, 8—20.	Jer. 10, 10.
29. "	5.	Das Joch zerbrochen.	" 15, 20—31.	Gal. 5, 1.
5. August.	6.	Paulus in Macedonien.	" 16, 1—15.	2. Cor. 2, 12.
12. "	7.	Paulus und Silas im Gefängniß.	" 16, 22—34.	Psalm 40, 3.
19. "	8.	Thessalonicher und Verbaner.	" 17, 1—14.	Apg. 17, 11.
26. "	9.	Paulus zu Athen.	" 17, 22—34.	1. Tim. 2, 5.
2. Sept.	10.	Paulus zu Corinth.	" 18, 1—11.	Röm. 12, 11.
9. "	11.	Paulus zu Ephefus.	" 19, 1—12.	1. Thess. 1, 5.
16. "	12.	Die Kraft des Wortes.	" 19, 17—28.	Hebr. 4, 12.
23. "	13.	Paulus zu Miletus.	" 20, 22—27.	2. Cor. 4, 5.
30. "	14.	Uebersicht.		Col. 3, 23.
<b>Viertes Quartal.</b>				
7. October.	1.	Paulus in Cäsarien.	Apg. 21, 8—15.	Apg. 20, 24.
14. "	2.	Paulus in Jerusalem.	" 21, 27—39.	Joh. 5, 24.
21. "	3.	Paulus von den Juden verfolgt.	" 22, 17—30.	Matth. 23, 13.
28. "	4.	Paulus vor dem Rath.	" 23, 6—10.	Apg. 24, 25.
4. Nov.	5.	Paulus vor Felix.	" 24, 10—25.	" 24, 25.
11. "	6.	Paulus vor Agrippa.	" 26, 6—20.	" 26, 19.
18. "	7.	Beimache überredet.	" 26, 21—29.	" 26, 28.
25. "	8.	Paulus im Sturm.	" 27, 14—26.	Psalm 56, 3.
2. Dec.	9.	Die Befreiung.	" 27, 33—44.	Psalm 107, 30.
9. "	10.	Paulus auf der Insel Melite.	" 28, 1—10.	Röm. 1, 14.
16. "	11.	Paulus zu Rom.	" 28, 16—31.	Röm. 1, 15, 16.
23. "	12.	Die letzten Worte Pauli.	2. Tim. 4, 1—8.	2. Tim. 4, 7.
30. "	13.	Uebersicht.		Phil. 3, 8.

## S i n t e r s t ü b e n .

**Ein Wort im Vertrauen.** Schon wieder kommt der gegenwärtige Jahrgang des Magazins zum Schluß. Die Liebe und das Vertrauen, mit welchem die lieben Leser und Freunde des Magazins uns auch im verfloffenen Jahre entgegengekommen sind, hat uns aufs innigste erfreut. Besonders verpflichtet uns die vielen herzlichen Worte der Anerkennung und Aufmunterung zum tiefgefühlten Danke. Sind dieselben auch nicht veröffentlicht worden, so sind sie aber in ein erkenntliches Herz geschrieben, welches dieselben nie vergessen wird.

Müssen wir nun auch schon wieder von dem dahingeschwundenen Jahre Abschied nehmen, so hoffen wir doch nicht, daß irgend einer unserer Leser dem Magazin den Abschied geben wird. Freilich klagen Manche mit gutem Grunde über harte Zeiten. Der Mahzeiten sind so viele und der Thaler sind gar so wenige. Wo wills hinaus? Wir können uns recht wohl in die Lage solcher Freunde hineindenken und mit ihnen fühlen. Wenn wir dabei dem Triebe unseres Herzens folgen könnten, so würden wir sagen: „Hier, ihr Lieben, ist das Magazin für 1877. Wir wollen einmal für dies Jahr das Zahlen vergeffen.“ Aber das will nicht gehen; denn erstlich ist das Magazin schon so sehr wohlfeil, dann ist der Geldpunkt gar nicht unsere Sache, und drittens kostet es auch gar viel, so ein Magazin von Kopf bis zu Fuß auszustaffiren. Aber denken wir dann an die jahrelange Freundschaft und an die langen Winterabende, und wie ihr mit dem Magazine schon so manche vergnügte Stunde am Familientische verlebtet, die auch so viel werth war, als eine gute Mahzeit, so will es uns doch vorkommen, als könntet ihr nicht so leicht sagen: „Wir wollen das Magazin dies Jahr nicht nehmen.“ Nicht wahr? Jeden Monat zehn Cents, damit ist ja die ganze Sache fast abgemacht.

Im nächsten Jahrgange erscheint eine wirklich a u s g e z e i c h n e t e schöne Erzählung von dem Triumph des Christenthums über das Heidenthum in einem alten deutschen Fürstenhause. Dann auch eine Schildernng von unserer Buch-Anstalt und der Arbeit, welche darin gethan wird, mit vielen Bildern. Dieses ist fast so gut als ein wirklicher Besuch in der Anstalt, und eine Besichtigung der Persönlichkeiten und Geschäfte in derselben. Auch gar manches ausgezeichnete

Musikstück wird der nächste Jahrgang, nebst den vielen andern guten Sachen, bringen. Es wird überhaupt alles Mögliche gethan werden, denselben recht interessant und lehrreich zu machen, damit die Leser nicht nur zufrieden gestellt, sondern reichlich entschädigt werden.

Noch eine Bitte hätten wir schließlich an die Magazin-Freunde: Eure Bekannten, Freunde und Nachbarn werden es euch Dank wissen, wenn ihr ihnen das Magazin gelegentlich zeigt und anpreist. Sie werden es dann kennen lernen und selbst nehmen. Damit thut ihr ihnen, dem Editor und der guten Sache einen Dienst. Also bitte! Einen schönen Gruß vom Editor!

Fr. 3. . . . . Deinem Rath, eine längere Erzählung gegen das Ende des Jahres im Magazin anzufangen und sie in den neuen Jahrgang überlaufen zu lassen, um dadurch die Untersreibezahl zu vermehren, können wir nicht befolgen. Erstens würde es die beiden Jahrgänge theilweise verstümmeln, und dann kommt uns dasselbe auch so wie eine Art Bauernsängerei vor, welches bei überlegenden Lesern das Vertrauen in die Lauterkeit der Absichten schwächen muß. Leid thut es uns, daß dasselbe ganz ohne unsere Schuld einmal fast geschehen mußte. Das hat uns vorsichtig gemacht. Wir ziehen es vor, dem Magazin auf die allerredlichste Weise, ohne alle Nebenabsichten von unserer Seite, Freunde zu erwerben, so wird es dieselben auch befallen, wenn es sie einmal hat.

Unser neues **S. S. Gesangbuch „Hosianna“** wird laut der einlaufenden Berichte mit großer Begeisterung aufgenommen. Auch die Presse hat dasselbe soweit sehr vorthellhaft empfohlen. Nur meint Dr. Rütenick in der „Ref. Kirchenzeitung und Evangelist“, nachdem er das Büchlein sonst sehr gut findet: „Manche Lieder haben jedoch einen stärkeren Anflug an die methodistische Heiligungs- und Vollkommenheitslehre, als für unsere Leser erträglich und zuträglich sein wird.“ Für das gute Buch thut uns diese Bemerkung gar nicht leid; aber für die lieben reformirten Christen, wenn sie schon die Heiligkeitslehre, eines so unschuldigen Gesangbüchleins u n e r t r ä g l i c h finden. Da sind wir doch ein wenig besorgt, wie es ihnen

einmal gehen wird, wenn sie aus dem Buche fingen sollen, in welchem das Lied Moses und des Lammes steht. Ob sie nicht auch ein wenig besorgt sind?

**Pastor W. Strobel** von Baltimore unseren verbindlichsten Dank für die Zusendung seiner Gedichte „*Seim athlän-ge*.“ Wir werden sie gelegentlich im Magazin klingen lassen.

**Br. C. A. Thomas** in Canada hat sich die S. Schulen der Canada Conf. zu besonderem Dank verpflichtet, indem er den „Anfang und Fortgang unserer S. Schulen in Canada“ in überreicher Darstellung in einem 62 Seiten starken Werkchen meisterhaft schildert. Es muß nicht geringe Mühe gekostet haben, die Zusammenstellung zu machen, und ist dasselbe ein besonderes wichtiges Nachschlagebuch für die Zukunft. Preis 25 Cts.

**Des Knaben eigener Wegweiser.** Mit Freuden lenken wir die Aufmerksamkeit auf dieses in unserem Verlage erschienene neue Buch. Wir haben noch kein Werk gesehen, welches Knaben ein so treuer Rathgeber und Führer wäre, an den Abwegen und Abgründen jugendlicher Versuchungen vorbeist. Dazu ist es auch sehr interessant mit vielen Geschichten und Beispielen durchflochten. Auch ist es, trotzdem daß es ein Wegweiser speziell für Knaben ist, Männern, Frauen und Mädchen nicht zu lesen verboten, sondern ernstlich anzupfehlen.

**Katholische Bücher und Schreibmaterialien.** Diese Anzeige beobachteten wir neulich, als wir an einem kleinen Buchladen vorbeikamen. Daß die Bücher katholisch sind, möchte noch so gehen, weil sie auswendig und innenbig „viel Kreuz“ haben; daß aber auch Feder und Papier zum Papste übergegangen sei, war uns neu. Von der Tinte konnten wir das noch eher verstehen, weil sie meistens schwarz ist. Doch wir blickten gern auf die Lichtseite einer Sache und trösteten uns so gut es geht. Das thaten wir denn auch hier. Wir dachten, sind die Schreibmaterialien päpstlich geworden, so müssen sie auch unfehlbar „unfehlbar“ sein. Daran knüpften wir dann den Wunsch, daß doch manche unserer Correspondenten solche unfehlbare Federn hätten, es möchte ihnen und uns zu Gute kommen. Oder sollte am Ende die ganze Idee doch unfehlbar ein Fehler sein? Bius rede!

**Ragen und Doctoren.** Michel. Wie lange wohnst du denn jetzt in A., Peter?

Peter. Auf Martini wird's vier Jahr.

M. Es muß ein recht gesunder Platz sein.

P. Ja der Platz ist ziemlich gesund, aber die Leute nicht. Als ich hinkam, war der Knollefritz allein dort, der barbierte und schröpfte die Leute, da ging's noch. Aber jetzt haben schon zwei Doctoren Arbeit dort, und es gibt der Kranken immer mehr. Das kann ich nicht verstehen.

M. Da fällt mir was ein, Peter. Ich bin neulich in ein ander Haus gezogen, da waren schrecklich viel Mäuse. Ich konnte die Sache anfangs gar nicht verstehen; aber am nächsten Morgen sah ich auf dem Nachbar seiner Haustreppe drei große Ragen liegen. Da wurde mir die Sache auf einmal klar. Wo viele Ragen sind, müssen auch viele Mäuse sein, wo sollten die Ragen sonst von leben. Verstehst jetzt, Peter?

P. Ja jetzt werd mir's deutlich, Michel.

**Sprachliches Kunststück.** In einem Breslauer Blatt fanden wir kürzlich folgende niedliche Sprachspielerei:

Es kommt gerasselt die Feuerweh'r,  
Um zu sehen, wo denn das Feuer wär.  
Sie eilt, damit sie dem Feuer weh'r,  
Und daß nicht zu lange das Feuer wä'h'r,  
Denn wer lösch't am schnellsten das Feuer? wer?  
Doch, dreimal hoch! nur die Feuerweh'r!

**Eine gute Schwester** besucht ihren Seelenhirten mit einer Schere. Von Dr. Gall werden viele derbe Geschichten erzählt. Einst soll ihn eine schwachbaste Dame besucht und ihn über die ungebührliche Länge seiner Bässchen (Predigertraggelchen) getadelt haben. „Nun nun, sagte der Doctor, was ist nach Ihrer Absicht die richtige Länge? Hier nehmen Sie dieselben und machen Sie so lang oder kurz, als Ihnen beliebt.“

Die Dame bezeugte ihre Zufriedenheit; sie war schon gewiß gewesen, ihr Pastor würde ihre Bitte erfüllen und hatte deshalb ihre Schere gleich mitgebracht, um das Abschneiden alsbald vorzunehmen. Und so ging's denn schnipp! schnapp!

und die Sache war abgethan und sie gab die Bässchen zurück.

„Nun meine liebe Schwester, sagte der Doctor, müssen Sie mir gleichfalls Gelegenheit geben, Ihnen worin einen Liebesdienst zu erweisen.“

„Mit Vergnügen, Doctor, worin soll er bestehen?“

„Well, Sie haben auch etwas an sich, was ein gut Theil zu lang ist, das möchte ich gerne kürzer sehen.“

„Gewiß, lieber Herr, will ich mich nicht weigern; was ist's, hier ist die Schere. Machen Sie beliebigen Gebrauch, Doctor.“

„Wohlan, sagte der Pastor, so kommen Sie, meine liebe Schwester und strecken Sie Ihre Zunge heraus!“

Ueber den Rest der Unterhaltung herrscht Schweigen.

**Luzus der Kinderwagen.** Ein Redakteur im Westen schimpft über den Luzus der kostspieligen Kinderwagen. Er meint, zu seiner Zeit habe man die Kinder einfacher und billiger aufgebracht. Er sei z. B. statt in einem kostbaren Kinderwagen an den Haaren herumgezogen worden.

**Der Mensch,** welcher ausfinden möchte, ob wohl die Welt auch ohne ihn existiren könnte, kann es aus folgendem Experiment erfahren: Er stecke eine Nadel in das Wasser des Meeres, ziehe sie wieder heraus und versuche das Loch zu finden, das dieselbe hinterlassen hat.

Als der berühmte Bildhauer Jones in Columbus war, um das Modell für den Kopf von Chape für ein Monument zu nehmen, näherte sich ihm ein naseweiser junger Amerikaner in dem Parlor des Gasthofes und fragte: „Sind Sie der Mann, der aus Dreß Köpfe macht?“ „Ja, mein Herr,“ antwortete Jones ganz freundlich, brauchen Sie vielleicht einen neuen? Ich stehe zu Diensten!“

**Nehmen Sie** diese Locke meines Haares,“ sagte ein alter Hagestolz zu einer verblühten Dame. — „Geben Sie mir lieber die ganze Perrücke,“ erwiderte diese höhnisch. — „Ach, Madame, in Anbetracht Ihrer porzellanenen Zähne sind Sie sehr beiseind.“

**Steh fest.** Unter allen Prüfungen des Lebens steh fest! Würdest du wünschen ohne Proben zu leben, dann würdest du wünschen nur als ein halber Mensch zu leben. Ohne Proben kannst du nicht wegen deiner Stärke urtheilen. Die Menschen lernen nicht schwimmen auf einem Tisch. Sie müssen ins tiefe Wasser gehen und sich mit den Wellen herum schlagen.

### Räthsel.

Man reißt der Schwäche mich, doch leih' ich Stärke,  
Und schaffe Lust und Muth zu neuem Werke;  
Mich aufzunehmen bist Du gern bereit.  
Wie wohl ein Dieb ich bin — ich stehle Zeit.  
Die Stunden werden Dir am schnellsten flieh'n,  
Wenn Du nicht ahnest, daß ich bei Dir bin.  
Nur umgeben nah' ich; wer mich sucht  
Und halten will, der treibt mich in die Flucht.

Setz meinen Kopf ans End, rückwärts fort  
Dies, was noch bleibt — Du hast ein neues Wort,  
— Kein Hauptwort mehr, es ändert seine Kraft  
Und wird Bezeichnung einer Eigenschaft.  
Wer sie besitzt, der ist nicht, was er scheint,  
Und anders thut er, als spricht und meint.  
Daß sie Dir ferne set, ich will es hoffen;  
Räthst du nicht richtig, hast Du sie getroffen.

**Auflösung des Silbenräthfels im Novemberheft:**

Grab—Scheit—Grab-scheit.

### Ein schönes Bild.

Vor ihrer Abreise ließen unsere Missionare nach Japan ihre Photographie abnehmen und zwar Alle auf einer Karte. Die Größe des Bildes ist 10 bei 12 Zoll. Die Gruppe abgebildet auf demselben ist nicht nur schön, sondern wegen ihres Berufs auch eine höchst interessante, bestehend aus Dr. Palmhuber, Dr. und Schwester Kreder, nebst ihren drei Kindern und Schw. Hudson.

Der Gewinn von diesem Bild soll für die Japan Mission verwendet werden. Der Preis ist \$1,50 Cent's, per Stück postfrei; wer 6 auf einmal bestellt, erhält ein siebentes umsonst. Zu beziehen von W. Jost, Schatzmeister der Missionsgesellschaft, 216 Woodland Ave. Cleveland, O.



# Weihnachtslied.

2. Werner.

J. M. BIERMANN.

1. Die Nacht bricht an Ein hei = lig Be = hen Durch = zit = tert freudig die Na = tur.  
 2. Es nei = gen sich der Bäume Kro = nen Im Abend = winde ehrfurchts = voll,  
 3. Die Glo = de schallt, mit sü = ßem Klin = gen, Ge = heimnißvoll durchs wei = te Land,

*Echo. Chor. Echo. Chor.*

Mich dünkt, daß En = gel, daß En = gel nun durchschweben, nun durchschweben Die sternerhellte Win = ter =  
 Und wo nur immer, nur immer Menschen wohnen, Menschen wohnen, Sind sie des schönsten Glückes  
 Und sanft des Himmels, des Himmels Boten schlingen, Boten schlin = gen, Uns Menschenherz der Liebe

*Duetto.*

flur. Ich hör geheim = nißvoll Ge = flü = ster Hinziehen auf dem Erdenrund, Und ob das Land auch öd und  
 voll. Ich hö = re fro = he Grü = ße schallen Durch die mit Schnee bedeckten Au'n, Ich sehe fromme Väter  
 Band. Sie laden uns zum Kripplein wieder, Zum Jesuskindlein rein u. fromm, Drum bringen ihm auch meine

*Chor.*

dü = ster, Es gibt sich tie = fe An = dacht kund. } Ich hör geheim = nißvoll Ge = flü = ster Hin = zie = hen  
 wallen Zum Tempel hin, voll Gottvertrau'n. } Ich hö = re fro = he Grü = ße schallen Durch die mit  
 Lieder Den weihnachtsfeligen „Willkomm!“ } Sie laden uns zum Kripplein wieder, Zum Je = sus =

auf dem Er = den = rund, Und ob das Land auch öd und dü = ster, Es gibt sich tie = fe An = dacht kund.  
 Schnee bedeckten Au'n, Ich se = he fromme Väter wallen, Zum Tempel hin, voll Gottvertrau'n.  
 kindlein rein u. fromm, Drum bringen ihm auch meine Lieder Den weihnachtsfeligen „Willkomm!“

Das Echo sollten nur Wenige singen, und zwar sollten dieselben den andern Sängern den Rücken zugehren, um ein gutes Echo hervor zu bringen.









LIBRARY USE ONLY

[illegible]

GARRETT THEOLOGICAL SEMINARY  
 LIBRARY  
 EVANSTON, ILLINOIS



